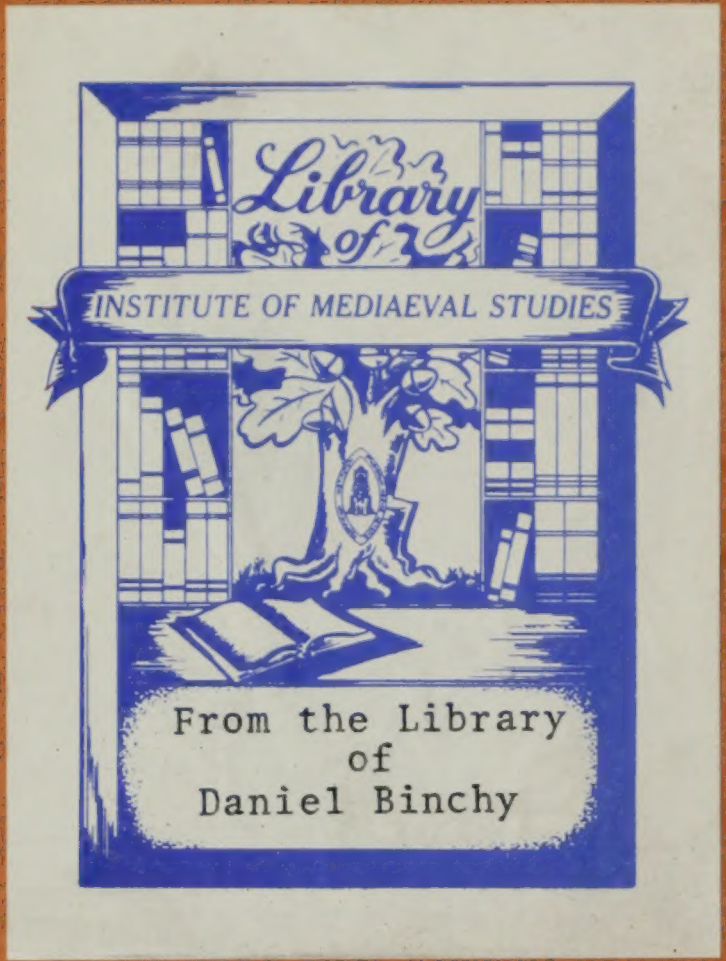
Geschichte des Mittelalters


Library of
INSTITUTE OF MEDIAEVAL STUDIES
From the Library
of
Daniel Binchy

The Institute of Mediaeval Studies
LIBRARY
Toronto, Ontario

Geschichte des Mittelalters

*

Zweiter Band

*

Von den Kreuzzügen bis zum Zeitalter der Renaissance

Bearbeitet von

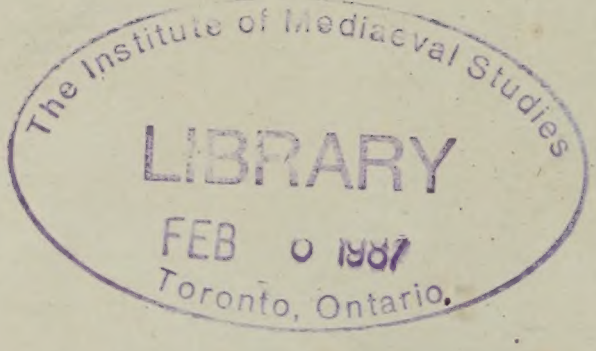
Professor Dr. G. Diestel

*

Mit 418 Textabbildungen
und 13 Beilagen

Leipzig
Verlag von Otto Spamer

Verfasser und Verleger
behalten sich das Recht der Übersetzung
in fremde Sprachen vor



Inhalt des zweiten Bandes.

Fünfter Zeitraum.

Das Zeitalter der Kreuzzüge.

Einleitung (3).

Erster Abschnitt.

Seite

Die Gründung fränkischer Pflanzstätten in Asien 6

Der erste Kreuzzug. Die islamitische Welt. Der Religionskampf in Spanien. Die Normannen in Sizilien (6). — Die Fatimiden in Palästina. Die Seldschuken. Kaiser Alexius Komnenus (7). — Urban II. in Piacenza. Das heilige Grab als Ziel der Kreuzfahrer. Frühere Pilgerfahrten (8). — Konzil zu Clermont. Urbans Predigt (10). — Bischof Adhemar von Puy. Graf Raimund von Toulouse. Peter von Amiens (11). — Abzug der ersten Bauernschar. Zug des Walter Habenichts (12). — Peters Zug nach Konstantinopel. Folkers Schar. Judenverfolgung in Prag (14). — Gottschalks Scharen in Ungarn. Judenverfolgung in Speier, Worms und Mainz (15). — Ende der Judenverfolger. Peters Kreuzheer von Nicäa (16). — Ausgang der Bauernzüge. Die fürstlichen Kreuzfahrer in Frankreich (17). — Die normannischen Kreuzfahrer aus Italien (18). — Fehlen eines Oberbefehls. Alexius verlangt den Lehnseid (19). — Boemund und Raimund vor Konstantinopel. Einnahme von Nicäa. Sieg bei Doryläum (21). — Einnahme von Antiochia durch die Kreuzfahrer. Belagerung der Kreuzfahrer in Antiochia (22). — Boemunds und Raimunds Streit über Antiochia (24). — Eroberung Jerusalems (1099). Gottfried von Bouillon wird Herrscher (26). — Schlacht bei Askalon (28). — Heimkehr der Kreuzfahrer. Raimund vor Laodicea. Boemunds Heimkehr. Peters Ausgang (29). — Das Königreich Jerusalem unter Balduin I. und Balduin II. Gottfrieds Tod. König Balduin I. (29). Bau von Festungen. Neue Pilgerscharen auf dem Wege nach Bagdad (30). — Die Assisen des Königreichs Jerusalem (31). — Balduin II. Innere Schwäche des Königreichs (32). — König Fulco von Anjou. Melisende als Regentin für Balduin III. Emad-eddin-Zenki (33). — Eroberung von Edessa durch Nur-eddin. Die Assassinen (34). — Die geistlichen Ritterorden. Die Tempelherren (35). — Die Johanniter. Die deutschen Ritter (36). — Hermann von Salza. Der Deutsche Ritterorden im Burzenlande (37). — Der Deutsche Orden in Preußen. Die spanischen Ritterorden (40).

Zweiter Abschnitt.

Erstarkung Frankreichs durch inneren Ausbau. Schwächung Deutschlands durch innere Kämpfe und durch Kreuzfahrten 40

Frankreich unter Ludwig VI. und Ludwig VII. Ludwig VI. (40). — Ludwig VII. und Abt Suger (41) — Ludwigs Kreuzzug. Seine Trennung von Eleonore. Ihre Vermählung mit Heinrich Plantagenet (42). — Berufung von Gelehrten nach Paris (43). — Abälard und Heloise (44). — Der heilige Bernhard. Gründung des Cistercienserordens. Kartäuser, Karmeliter und Prämonstratenser (46). — Das Deutsche Reich unter Lothar von Sachsen und Konrad III. von Hohenstaufen. Deutschland nach Heinrichs V. Tode. Die Wahl Lothars (47). — Anfang des Streites der Welfen und Waiblinger. Lothars Römerzug und Kaiserkrönung (48). — Lothars zweiter Römerzug und Tod (50). — Roger II. von Sizilien im Bunde mit Innocenz II. (51). — Heinrichs des Stolzen Macht. Wahlintrige des Erzbischofs von Trier für den Hohenstaufen Konrad. Der Hohenstaufen Anfang und Art. Konrad im Streite mit den Welfen (52). — Schlacht bei Weinsberg. Die Sage. Heinrichs Witwe Gertrud heiratet den Babenberger Heinrich. Kurzer Friede (53). —

Seite

Konrad mißachtet in Polen, Sachsen und Ungarn. Rogers II. Macht in Italien. Arnold von Brescia in Rom. Bedrängnis Eugens III. (54). — Konrad wird vergebens nach Rom gerufen (56). — Der zweite Kreuzzug und die Wendenzüge. Anlaß des zweiten Kreuzzuges. Die Predigten des heiligen Bernhard (56). — Judenverfolgung. Konrad III. nimmt das Kreuz (57). — Ablehnung der sizilischen Flotte. Leiden des Hinzuges. Ende des Kreuzzuges (58). — Damaskus an Nur-eddin überliefert. Nur-eddins Charakter. Wendenzüge. Die Missionare im Wendenlande. Der Markgraf von Brandenburg und der Graf von Holstein (59). — Kreuzzug gegen die Abotriten. Kreuzzug gegen die Liutizen. Niederländische Kolonisten im Wendenlande. Eroberung Lissabons. König Konrads Heimkehr (60). — Konrads Absichten und Ende (61).

Dritter Abschnitt.

Das Zeitalter Friedrich Barbarossas, Heinrichs des Löwen und Alexanders III. 61

Friedrich I. (61). — Friedrich ordnet die deutschen Verhältnisse. Städtebünde in Oberitalien (62). — Friedrichs erster Zug nach Italien. Papst Hadrian IV. Tod Arnolds von Brescia (64). — Friedrichs Kaiserkrönung. Heimkehr Friedrichs. Strafurteile in Deutschland. Rückgabe Bayerns an Heinrich den Löwen (65). — Gründung von München. Böhmen wird Königreich. Heirat mit Beatrix von Burgund (66). — Kardinal Roland in Besançon. Demütigung des Polenkönigs. Friedrichs zweiter Zug nach Italien. Friedrich vor Mailand (67). — Unterwerfung Mailands. Krönung in Monza. Die roncalischen Beschlüsse. Streit über die Ausführung (70). — Bündnis des Papstes mit den Städten. Alexander III. und Victor IV. Die kaiserliche Kirchenversammlung zu Pavia. Alexanders III. Übermacht (71). — Zweite Unterwerfung Mailands [1122]. Zerstörung Mailands. Friedrich in Besançon. Unruhen in Deutschland (72). — Der Veronesische Bund. Dritter Zug nach Italien (73). — Die Würzburger Beschlüsse. Heiligsprechung Karls des Großen (74). — Die Gegenpäpste in Rom und Viterbo. Friedrichs vierter Römerzug. Erstürmung der Peterskirche (75). — Die Pest. Der lombardische Städtebund (76). — Heinrichs des Löwen Wendenzüge (77). — Friedrich vermehrt seine Hausmacht (78). — Macht Heinrichs des Löwen (79). — Versöhnungsversuche. Fünfter Zug nach Italien (1174). Heinrichs des Löwen Abfall (80). — Schlacht bei Legnano (82). — Friedensschluß in Venedig (83). — Heinrichs des Löwen Achtung und Strafe (84). — Sein letzter Widerstand (85). — Die Dänen im Wendenlande (86). — Alexanders III. Tod. Friede zu Konstanz (87). — Das Mainzer Fest. Vermählung Heinrichs (VI.) mit Konstanze von Sizilien. Saladin erobert Jerusalem. Aufruf zum Kreuzzug (88). — Der dritte Kreuzzug. Die Zustände in Palästina (89). — Saladins Persönlichkeit. Saladin selbständiger Sultan in Ägypten und Syrien (90). — Schlacht bei Hattin (1187). Einnahme Jerusalems [1187] (91). — Kreuzpredigten. Kaiser Friedrichs Zug bis zum Hellespont. Friedrichs Tod (93). — Friedrich von Schwaben vor Akkon (94). — Saladins Zurückweichen. Kampf um Akkon (95). — Philipp II. und Richard Löwenherz in Sizilien. Ankunft beider Könige vor Akkon. Einnahme von Akkon [1191[(96). — König Richards Planlosigkeit. Konrad von Montferrat König von Jerusalem. Richards Friede mit Saladin. Richards Abfahrt (98). — Saladins Triumphzug und Tod (99).

Vierter Abschnitt.

Deutschland nach dem dritten Kreuzzuge. Die römische Weltherrschaft 99

Kaiser Heinrich VI. (1190—1197). Heinrichs VI. Thronbesteigung, sein Charakter. Sieg über Heinrich den Löwen (99). — Tankred von Lecce König von Sizilien (100). — Heinrichs Kaiserkrönung. Machtlosigkeit des Kaisers in Italien. Heinrichs des Löwen Machtstellung in Deutschland. König Richards Gefangenschaft (101). — Aussöhnung mit den Welfen. Kaiser Heinrich erwirbt Sizilien (102). — Seine Pläne (103). — Der Aufstand in Sizilien. Plan eines Kreuzzuges. Des Kaisers Tod. Heimkehr der Kreuzfahrer. Der Deutsche Ritterorden (104). — Vormundschaft Innocenz' III. für Friedrich II. (105). — Philipp von Schwaben und Otto IV. Die Königswahl (105). — Innocenz für Otto IV. Philipps vermehrter Anhang und Tod (106). — Ottos Kaiserkrönung [1209] (107). — Otto im Bann. Gesinnungswechsel der deutschen Fürsten. Ottos IV. Ausgang (108). — Roms Weltherrschaft unter Innocenz III. Der vierte Kreuzzug. Innocenz III. Herrschaft über Italien. Kreuzzugspredigt (109). — Fulco von Neuilly. Martin. Walther von der Vogelweide. Französische Kreuzfahrer (110). — Bonifacius von Montferrat. Die Kreuzfahrer in Venedig. Zustände in Konstantinopel. Hilfegesuch des Prinzen Alexius (111). — Einnahme von Konstantinopel durch die Kreuzfahrer. Besitzergreifung des Byzantinischen Reiches (112). — Grausamkeit der Kreuzfahrer. Kaisertum Nicäa und Trapezunt. Das lateinische Kaisertum (113). — Die großen Lehen. Venedigs Anteil. Schwäche des neuen Kaiserreichs. Balduins Ende. Bonifacius von Montferrats Tod. Religiöser Zwiespalt (114). — Letzte Schicksale des lateinischen Kaiserreiches. Das griechische Kaisertum der Paläologen (116). — Die fränkischen Herrschaften. Athen. Naxos. Achaja (117). — Palästina bis zum fünften Kreuzzuge. Das große Laterankonzil von 1215 (118). — Innocenz' III. Macht und Wesen. Kreuzzug Andreas' II. von Ungarn und Leopolds VII. von Österreich. Ketzerverfolgung. Die Waldenser (120). — Raimund von Toulouse und Simon von Montfort (121). — Franziskaner (122). — Franz von Assisi vor Innocenz III. „Minoriten" (123). — Klarissen. Tertiarier. Der heilige Franziskus. Dominikaner (124). — Ende des Albigenserkrieges. Ketzergerichte (125). — Zauberwahn und Teufelsspuk (127). — Vernichtung der Stedinger (128).

Fünfter Abschnitt.

Weltpolitik und Niedergang des Hohenstaufischen Kaisertums. Aufsteigen des Bürgertums in Deutschland und Italien 129

Friedrichs II. Jugend. Mündigkeit. Heirat (129). — Zwiespalt mit dem Papst (130). — Friedrichs Hoffnung auf Deutschland (131). — Friedrichs Zug nach Deutschland. Bund mit Frankreich und Dänemark (132). — Heinrichs Wahl zum deutschen König. Papst Honorius III. Krönung zweier Kaiser (133). — Zugeständnisse an die Kirche. Verwaltung des Königreichs Sizilien. Peter von Vinea. Friedrichs Abneigung gegen einen Kreuzzug (134). — Friedrichs vierte Wiederholung des Kreuzzugsgelübdes. Erneuerung des Lombardenbundes [1226] (135). — Gregor IX. Das Lager von Brindisi. Der Bann (136). — Rüstung zum

Seite

Kreuzzuge. Vertrag mit Al-Kamil (137). — Der Dichter Freidank. Vertreibung der päpstlichen Truppen aus Neapel (138). — Gregor IX. in Rom. Friede von San Germano. Ermordung des Erzbischofs von Köln (1225). Waldemars von Dänemark Gefangenschaft und Niederlage (140). — Der Deutsche Orden in Preußen. Ermordung Ludwigs von Bayern. König Heinrichs Walten in Deutschland (141). — Die Konstitutionen von Sizilien. Ketzergerichte (142). — Streit zwischen Vater und Sohn (143). — Friedrichs Vermählung mit Isabella von England. Mainzer Landfriedensgesetz (144). — Demütigung Friedrichs von Österreich (1236). Friedrichs Siege über die Lombarden (145). — Der Kaiser zum zweitenmal im Bann. Ein Konzil zu Rom wird vereitelt (146). — Der Mongoleneinfall. Schlachten bei Liegnitz und Olmütz (1241). Papst Innocenz IV. (147). — Kaiser und Papst (148). — Das Konzil zu Lyon erklärt die Absetzung des Kaisers (149). — Friedrich II. rüstet zum Kampfe. Der Gegenkönig Heinrich Raspe. Friedrichs Niederlage bei Vittoria (150). — Der Gegenkönig Wilhelm von Holland (151). — König Konrad in Regensburg überfallen (1250). — Peter von Vineas Verrat und Tod (1249). Enzio bei Fossalta gefangen [1249] (152). — Kaiser Friedrichs Ende (1250). Die Friedrichssage (154). — Charakter und Bedeutung Friedrichs II. (155). — Der Untergang der Hohenstaufen. Manfred und Innocenz IV. in Italien (155). — Konrad IV. in Italien. Sein Ende (156). — Manfred und Innocenz IV. Alexander IV. (157). — Ezzelinos Kampf und Ende. Der römische Senator Brancaleone (158). — Brancaleones Sturz, Wiederkehr und Ende. Manfred wird König (159). — Seine Regierung. Papst Urban IV. Karl von Anjou zieht in Rom ein (160). — Manfreds Ende bei Benevent (1266). Schicksale seiner Familie (161). — Karl I. von Neapel (162). — Unzufriedenheit in Neapel. Konradins Jugend. Konradins Aufbruch nach Italien (163). — Einzug in Rom. Schlacht bei Scurcola (164). — Konradins Gefangennahme. Sein Ende. Margarete von Hohenstaufen. Enzios Ende (165). — Karls I. Macht. Mißstimmung über seine Tyrannei. Karl selbst im Streit mit dem Papste. Johann von Procida (166). — Peter von Aragonien rüstet. Die sizilianische Vesper [1282] (167). — Karl wird zurückgeschlagen. Der Aufstand in Rom und Karls I. Tod. Deutschland nach dem Untergange der Hohenstaufen (168).

Sechster Abschnitt.

England und Frankreich im 12. und 13. Jahrhundert. Ende der Kreuzzüge. England unter den Plantagenets 169

Stephan von Blois (169). — Die Bannerschlacht. Mathildens Landung und die Schlacht bei Lincoln (170). — König Heinrichs II. (1154–89) erste Regierungszeit. Der Streit mit Thomas Becket. Heinrichs II. Regierungsantritt. Sein Charakter. Schottland und Wales gedemütigt. Thomas Becket. Beckets Jugend (171). — Die Sage. Heinrichs Verhältnis zu Frankreich. Das Schildgeld. Papst Alexander III. als Friedensstifter. Des Königs Freundschaft mit Becket (172). — Becket wird Erzbischof von Canterbury (173). — Seine veränderte Lebensweise. Becket und Alexander III. in Tours. Anfang des Zwiespaltes mit König Heinrich (174). — Die Konstitutionen von Clarendon (175). — Beckets Bruch mit dem Könige und Flucht nach Frankreich (176). — Versöhnung zu La Ferté (177). — Neuer Streit. Beckets Ermordung. Heinrichs II. Unterwerfung unter den Papst (178). — Beckets Heiligsprechung. Des Königs Wallfahrt zum Grabe Beckets (180). — Die Eroberung Irlands. Vorgeschichte Irlands. Religion der alten Iren. Die Barden. Das Christentum in Irland (181). — Die ältesten Könige. Eroberung Irlands durch englische Freibeuter [1169–70] (182). — Heinrichs II. Rüstung; Herr in Irland. Kirchliche Reformen (183). — Feindseligkeit der Iren gegen England (184). — Innere Aufstände und Ende Heinrichs II. Heinrichs Streit mit seinen Söhnen. Verhaftung der Königin Eleonore. Kämpfe mit Prinz Heinrich, Frankreich und Schottland (184). — Gefangennahme des Königs Wilhelm von Schottland, Friede mit Frankreich (185). — Neuer Streit mit den Söhnen. Tod der Prinzen Heinrich und Gottfried (186). — Heinrichs II. Tod (1189). Reformen des Rechtswesens unter Heinrich II. (187). — Richard I. Löwenherz (1189–1199). Richards Charakter. Judenverfolgung (189). — Rüstung zum Kreuzzuge (190). — Aufbruch. Richard in Sizilien, Cypern und Akkon. Intrigen seines Bruders Johann (191). — Richards Gefangenschaft. Seine Heimkehr (192). — Richards Tod (193). — Seine Beliebtheit. Emporkommen der Städte. William Fitz-Osbert (194). — König Johann „ohne Land" (1199–1216). Johanns Thronbesteigung. Friede mit König Philipp (194). Vermählung mit Isabella von Angoulême (195). — Tod des Prinzen Arthur. Johanns Verurteilung durch die französischen Pairs. Streit über Canterbury. Johann von Innocenz gebannt (196). — Johann zwingt Schottland, Irland und Wales zur Huldigung (197). — Innocenz verleiht England an Philipp von Frankreich. Johanns Rüstungen. England wird päpstliches Lehen (198). — Neuer Krieg mit Frankreich. Niederlage bei Bouvines (199). — Die Schlacht bei Bouvines (200). — Johanns Gleichgültigkeit und Trotz. Stephan Langton an der Spitze der aufständischen Barone (201). — Magna charta libertatum (202). — Inhalt derselben. König und Papst verwerfen sie (203). — Erneuter Kampf der Barone. Prinz Ludwig von Frankreich läßt sich in London huldigen (204). — Johanns Tod (206). — König Heinrich III. (1216–1272). Wilhelm von Pembroke Regent. Ludwigs Niederlage und Entlagung (206). Tod des Regenten (1219). Abschluß des Streites mit Frankreich (207). — Hubert de Burgh Leiter der Regierung. Sein Sturz (208). — Peter von Winchester und Richard von Pembroke. Peters Sturz. Des Königs Heirat (1236). Französische Günstlinge. Päpstliche Erpressungen (209). — Der König beschwört die Magna charta. Das erste Parliamentum (210). — Simon von Montfort Graf von Leicester. Der Papst belehnt den Prinzen Edmund mit Sizilien. Die Provisionen von Oxford [1258] (211). — Ludwig IX. von Frankreich erklärt sie für ungültig. Schlacht bei Lewes. Montforts Herrschaft und Ende [1265] (212). — Heinrichs III. letzte Regierungsjahre und Tod (213).

Schottland 214

Schottlands verschiedene Bevölkerung. Einführung des Lehnswesens. König Davids Vordringen in England (214). — Wilhelm der Löwe und Alexander II. Alexander III. erwirbt Man und die Hebriden (215).

Kulturleben Englands im 12. und 13. Jahrhundert 215

Verschmelzung der Volksstämme (215). — Die keltischen Barden und ihre Sagen (216). — Die Quelle der keltischen Artus- und Gralsage (217). — Die angelsächsische Litteratur. Die Minstrels (218). — Musikschule in Oxford (219). — Geschichtschreibung. Mathematik und Philosophie. Universitäten. Der normannische Baustil (220). — Frühgotik. Aufschwung des Handels (222). — Bergbau. Gewerbe (223).

Seite

Frankreich im 12. und 13. Jahrhundert 223

Frankreich unter Philipp II. August (1180—1223). Philipps II. Thronbesteigung (223). — Gebietserweiterung auf Kosten Englands. Kreuzzug. Feindschaft mit Richard Löwenherz. Streit mit der Königin Ingeborg und Papst Innocenz III. (224). — Philipps Verhalten gegen die Albigenser. Beständiger Kampf mit England. Der Pairshof. Der Bürgerstand (226). — Erste Spuren von Nationalgefühl (227). — Paris wird befestigt und Universität (228). — Frankreich unter Ludwig VIII. (1223—1226) und Ludwig IX. (1226—1270). Ludwigs VIII. Kampf gegen die Albigenser und Tod. Regentschaft Blancas von Kastilien (228). — Abschluß des Albigenserkrieges. Ludwigs IX. Großjährigkeit (229). — Letzter Kampf gegen abtrünnige Vasallen (230). — Ludwigs Charakter und Lebensweise (231). — Der sechste Kreuzzug (1248—1254). Vorläufer des Kreuzzuges. Zwietracht der Ritterorden (232). — Richard von Cornwallis. Eroberung Jerusalems durch die Charismier. Niederlage der drei Ritterorden (233). — Ludwig IX. rüstet zum Kreuzzuge (234). — Zug nach Ägypten. Vordringen über Damiette hinaus (236). — Roberts von Artois Untergang. Des Königs Gefangennahme (238). — Lösegeld. Mamlukenherrschaft in Ägypten (239). — Des Königs Aufenthalt in Palästina und Heimkehr (240). — Friedensschlüsse mit Aragonien und England (241). — Ludwigs patriarchalisches Königtum. Rechtspflege (242). — Freiheiten und Rechte der gallikanischen Kirche. Die Sorbonne (243). — Der letzte Kreuzzug (1270). Zustände im heiligen Lande. Der Mamlukenfürst Bibars (243). — Ludwigs IX. Kreuzfahrt und Tod. Abfahrt der Könige von Frankreich, Neapel und Navarra (244). — Der englische Kronprinz in Akkon. Gregors X. Kreuzpredigt und Tod (246). — Verlust von Markab und Tripolis. Der Fall von Akkon (1291). Jerusalem in der Hand der Mohammedaner, Konstantinopel in der der Griechen (247). — Erschütterung der päpstlichen Weltherrschaft im Westen durch die Mißerfolge im Osten (248).

Das Kulturleben Frankreichs im 12. und 13. Jahrhundert 250

Paris als Sitz der scholastischen Philosophie. Ritterspiele. Minnegesang. Universität in Paris (250). — Gotische Baukunst in St. Denis und Paris. Wachstum der Städte (251). — Juden und Lombarden als Wechsler. Die Messen von Beaucaire und Troyes. Marseilles Seehandel (252). — Handel und Gewerbe von Südfrankreich. Die Hafenplätze am Atlantischen Ozean (253). — Bedeutung des französischen Handels und Gewerbes (254).

Siebenter Abschnitt.

Die nordischen und die östlichen Reiche Europas im 12. und 13. Jahrhundert.

Die nordischen Reiche 254

Aufhören der Wikingerfahrten (254). — Norwegen. König Sigurds Fahrt nach Palästina. Sigurds Regierung und Tod. Hundertjährige Anarchie (255). — Magnus IV., Harald Gille und der schlimme Diakonus. Gründung des Erzbistums Drontheim. Magnus VI. und die Birkenbeine (256). — Sverrir und die Bagler (257). — Hakon IV. Ende der Parteikämpfe. Frieden und Ordnung unter Hakon V. (258). — Islands und Grönlands Huldigung. Gesetzgebung und Rechtspflege Magnus' VI. (259). — Schweden. Kampf des Christentums mit dem Heidentum. Gegensatz zwischen Goten und Schweden. Stiftung von Klöstern unter Swerker I. (259). — Ausbreitung des Christentums im Norden Schwedens unter Erich dem Heiligen. Gründung des Erzbistums Upsala (260). — Neue Thronstreitigkeiten. Das Erlöschen von Swerkers Stamm. Aufkommen der Folkunger. Der Jarl Birger (261). — Birgers Kämpfe mit seinen Verwandten. Teilung der Herrschaft, Gesetzgebung und Tod Birgers. Waldemars Streit mit seinen Brüdern (262). — Magnus II. Aufstände. Magnus Ladulås (263). — Dänemark. Streit des Königs Niels mit seinem Neffen Heinrich (263). — Knut Lawards Macht in Schleswig und Holstein. Feindseligkeit des Prinzen Magnus. Knuts Ermordung (264). — Erichs Rache und Sieg bei Fodvig (265). — Erich II. und Erich III. König Swend (266). — Waldemar der Große. Swantowit auf Arkona in Rügen (267). — Zerstörung des Tempels. Waldemars Stellung zu Kaiser Friedrich I. und Heinrich dem Löwen (268). — Waldemars Tod. Knut VI. Unterwerfung der Dithmarsen und Holsten. Waldemar II. (269). — Gefangennahme durch den Grafen von Schwerin (270). — Niederlage bei Bornhöved (271). — Dänemarks Erstarkung. Der Danebrog (272). — Erich Pflugpfennig. Seine Ermordung (273). König Abels Ermordung. Christoph I. Erich VII. (274). — Kulturleben in den nordischen Reichen im Zeitalter der Kreuzzüge. Wirtschaftsverhältnisse. Lostrennung der skandinavischen von der deutschen Kirche. Skaldenpoesie. Sturlusons Heimskringla und Edda. Die Sagas. Finnlands Kalewala (275).

Die östlichen Reiche Europas 276

Böhmen. Streit der Przchemysliden mit den Nachbarn, mit Kaiser und Papst. Sieg der Tschechenpartei über Kaiser Lothar. Wladislaw II. durch Friedrich I. „König" (276). — Sobieslaw II. „Herzog" von Böhmen. Ottokar I. erhält die Königskrone (277). — Wenzel I. Einfall der Mongolen (278). — Wenzels Absichten auf die österreichische Erbschaft. Streit und Aussöhnung mit seinem Sohne Ottokar (279). — Wenzels Tod (280). — Polen. Beginn der rein slawischen Adelsherrschaft. Vierteilung des Reiches durch Boleslaw III. Boleslaw IV. zu Magdeburg vor Friedrich Barbarossa (280). — Mieczyslaw im Streite mit seinem Bruder Kasimir. Kasimirs Gerechtigkeit und Ansehen (281). — Kasimirs Tod. Konrad von Masovien. Heinrich der Bärtige von Breslau (282). — Tod Heinrichs des Frommen in der Mongolenschlacht. Przchemysls II. Königswürde (283). — Ungarn. Stephans Kämpfe mit Venedig und Dalmatien (284). — Kumaneneinfälle. Bela II. Geisa II. (285). — Die Deutschen in Siebenbürgen. Stephan III. Bela III. Emerich (286). — Andreas II. Sein Kreuzzug. Die Goldene Bulle (287). — Freibrief der Deutschen in Siebenbürgen. Aufnahme der Kumanen. Die Mongolenschlacht auf dem Mohifelde (288). — Bela IV. Deutsche Ansiedler. Stephan V. (289). — Ladislaus IV. Begünstigung, Besiegung, Bekehrung der Kumanen. Andreas III. (290). — Mangel eines Erbfolgegesetzes (291). — Staatsleben und Volkswirtschaft in Ungarn (292). — Rußland. Das Großfürstentum Kiew und Wladimir Monomach. Teilung unter seine Söhne (294). — Gründung Moskaus durch Georg I. und Nishnij-Nowgorods durch Georg II. Mongolenherrschaft nach der Schlacht an der Kalka (295). — Alexander Newski. Das republikanische Nowgorod. Der Großfürst in Kiew (296). — Possadnik, Tausendmann und die Bojaren. Städtewesen. Familien- und Strafrecht (297). — Die Geistlichkeit. Handel. Wissenschaft und Kunst (298).

Achter Abschnitt.

Seite

Die Entwickelung des Bildungslebens im 12. und 13. Jahrhundert 298

Geistiges Bildungsleben. Bildung zur Zeit der Kreuzzüge. Pflege der Philosophie in Westeuropa und bei den Bettelmönchen. Furcht vor der Bibel (298). — Hauptvertreter der Scholastik. Albertus Magnus. Roger Baco (299). — Die Mystiker. David von Augsburg und Berthold von Regensburg. — Die Universitäten (300). — Die deutschen Rechtsbücher. Geschichtschreibung. Otto von Freisingen (301). — Otto von St. Blasien. Gottfried von Viterbo. Chroniken, Annalen und Heiligengeschichten (302). — Das weltliche Rittertum. Das Rittertum und seine Veredelung (302). — Erziehung des Edelknaben. Schwertleite und Ritterschlag (303). — Internationaler Charakter des Rittertums. Das Raubrittertum (304). — Turniere (305). — Entstehung der Wappen. Ritterburgen. Essen und Trinken (307). — Stellung der Frau. Höfische Sitte und Minnedienst (308). — Liebeskatechismus. Ulrich von Lichtensteins Frauendienst (309). — Die schöne Litteratur des Ritterzeitalters. Troubadours, Trouvères, Jongleurs (310). — Bertrand de Born. Thibaut von Champagne und die Trouvères von Nordfrankreich. Epische Stoffe (311). — Die ersten Dramen. Geschichtschreibung. Weltliche Bildung und nationale Sprache. Das deutsche Kunstepos und seine Stoffe (312). — Nibelungen (313). — Andre Volksepen. Minnelieder (314). — Didaktische Dichtungen. Die dörfische Hofpoesie. Der Sängerkrieg auf der Wartburg (315). — Die lateinische Vagantendichtung (317). — Die Künste. Die Musik. Die Baukunst (317). — Übergangsstil (318). — Gotik (320). — Deutsche Gotik (322). — Gotik in Italien. Bildhauerkunst und Malerei (324). — Handel und Gewerbe. Münzwesen. Wachstum der Städte (324). — Vermehrung der Gewerbe. Ausbreitung des Handels. Urquellen des Welthandels (325). — Konstantinopel als Knotenpunkt des Welthandels (326). — Arabischer Handel. Arabische Industrie (327). — Reichtum Italiens. Rivalität Venedigs und Genuas (328). — Erstes Seerecht. Ackerbau, Viehzucht und Lebensweise bei Deutschen und Slawen. Wirkung der Kreuzzüge auf Industrie und Handel (329). — Alpenstraßen. Handel der schwäbischen und mittelrheinischen Städte (330). — Reichtum Flanderns (331). — Das Münzwesen. Silber- und Goldmünzen (332). — Die Gewichtsmark. Französische und englische Münzen. Die Juden als Wechsler und Kapitalisten (333). — Wucher (335). — Rückblick (335).

Sechster Zeitraum.

Sieg der territorialen und der nationalen Mächte.

Vom Interregnum in Deutschland bis zum Zeitalter der Renaissance (1256—1500).

Einleitung (336).

Erster Abschnitt.

Zerfall des römisch-deutschen Kaiserreiches unter Herrschern aus verschiedenen Häusern . 338

Entstehung der Friedrichssage. Wesenlosigkeit des deutschen Königtums (338).

Das Interregnum (1256—1273) 339

Die böhmisch-österreichischen Lande unter Ottokar. Ottokar von Böhmen auf Seite der Hohenstaufen. Kampf mit dem Vater. Die Erbschaft der Babenberger (339). — Ottokars Einzug in Wien und Vermählung mit Margareta von Österreich. Vertrag von Ofen. Beschränkung des slawischen Adels (340). — Ottokars Kreuzzüge gegen die Preußen. Der Salzburger Kirchenstreit. Eroberung von Steiermark. Margaretens Verstoßung (341). — Besitznahme von Kärnten und Krain. Ottokars Stellung zum Reiche (342). — Die übrigen deutschen Fürsten während des Interregnums. Die Wittelsbacher und Zähringer. Die Welfen, Askanier und Wettiner. Thüringer Erbfolgekrieg (343). — Familienzwist der Wettiner. Verstoßung und Tod der Hohenstaufin Margareta (344). — Die Gegenkaiser Alfons und Richard (345). — Raubritter. Bauern und Städte (346). — Rudolf I. von Habsburg (1273—91). Das Kurfürstenkollegium. Die Wahl Rudolfs von Habsburg (347). — Die Grafen von Habsburg. Rudolfs Charakter (348). — Rudolf und der Papst. Anfang des Kampfes gegen Ottokar (349). — Rudolfs Bundesgenossen. Ottokars Unterwerfung. Sein Abfall und Ende (350). — Verteilung der Erbschaft (351). — Rudolfs Bund mit dem Papst und Karl II. von Neapel. Landfrieden. Phantom Friedrichs II. Ablehnung des erblichen Königtums. Rudolfs Tod (352). — Adolf von Nassau und Albrecht I. (1292—98—1308). — Adolf von Nassau (353). — Der Thüringer Handel. Adolfs Absetzung und Ende (354). — Albrecht I. Judenverfolgung in Franken (355). — Albrechts Bund mit Frankreich gegen Bonifacius VIII. Kampf um Böhmen und Thüringen. Albrechts Absichten auf Thüringen und Niederlage bei Lucka (356). — Albrechts I. Ermordung (357). — Albrechts Charakter (358). — Heinrich VII. (1308—1313). Heinrichs VII. von Luxemburg Wahl (358). — Heinrichs Wesen. Hoftag zu Speier. Heinrichs Sohn Johann wird König von Böhmen. Zustände Italiens (359). — Heinrichs Römerzug und Tod (361). — Heinrichs VII. Ende (363). — Ludwig IV. der Bayer (1314—1347) und Friedrich III. der Schöne von Österreich (1314—1330). Doppelwahl in Frankfurt (364). — Friedrich der Schöne und Ludwig der Bayer. Schlacht bei Mühldorf (365). — Friedrichs Gefangennahme. Sage von Schweppermann. Papst Johann XXII. Ludwigs Aussöhnung mit Friedrich (366). — Ludwigs Römerzug (367). — Kurverein zu Rense. Ludwigs Gegner und Tod (369). — Karl IV. von Böhmen (1346—1378). Karl IV. (370). — Günther von Schwarzburg und der falsche Waldemar (371). — Der Schwarze Tod und seine Folgen (373). — Die Flagellanten (374). — Karls Walten in Böhmen (375). — Gesetz und Rechte. Die Universität Prag (376). — Die Kaiserkrönung. Die Goldene Bulle (377). — Karl im Verkehr mit den Fürsten und Päpsten (379). — Erwerb Brandenburgs (380). — Die deutschen Reichsstädte (381). — Der schwäbische Landfriedensbund (382). — Der schwäbische Städtebund (383). — Die Hansen. Karl IV. in Lübeck (384). — Wenzels Wahl und Krönung (385). — Karl IV. in Frankreich. Sein Tod. Gestalt und Wesen (386). — Wenzel (1378—1400, gest. 1419). Wenzel. Kampf des Adels mit den Städten. (387). — Niederlage der schwäbischen Städte bei Döffingen. Niederlage der rheinischen Städte bei Worms. Wenzels Unthätigkeit und Wankelmut (388). — Der heilige Nepomuk. Der Herrenbund gegen Wenzel. Wenzels Bedrängnis durch seine Verwandten (389). — Wenzels Absetzung (390). — Wenzel behält

Seite

Böhmen: seine Machtlosigkeit (391). — Ruprecht von der Pfalz (1401–1410). Ruprechts Wesen. Seine Niederlage in Oberitalien (392). — Der Bund zu Marbach. Ruprechts zweite Krönung (393). — Das Konzil zu Pisa. Ruprechts Tod (394). — Sigmund (1410–1437). Drei römische Könige in Deutschland (394). — Sigmund in Italien. Berufung des Konzils nach Konstanz. Sigmund in Aachen und Konstanz (396). — Johann Hus. Die nationale Spaltung auf der Prager Universität (397). — Streit mit dem Erzbischof. Wenzels Parteinahme für Hus (398). — Ablaßstreit und Renenkampf in Prag. Hus wird vor das Konzil berufen (399). — Die Kirchen- und Reichsversammlung in Konstanz. Eröffnung durch Johann XXIII. (400). — Hus in Ketten gelegt. Sigmunds Ankunft. Johanns XXIII. Flucht. Friedrich von Österreich gebannt, geächtet und gefangen. Johanns des XXIII. Absetzung und Gefangenschaft (401). — Verurteilung und Verbrennung des Hus (402). — Hieronymus' Verbannung. Sigmunds Reise nach Frankreich (403). — Beendigung des Schismas. Die fünf Reformdekrete (404). — Wahl Martins V. Die Reform wird vereitelt (405). — Landfriedensgesetz. Wiedereinsetzung Friedrichs von Österreich. Verleihung der Mark Brandenburg an Friedrich von Nürnberg. Hus' Anhänger in Böhmen (407). — Wenzels Abwerbung von den Utraquisten (409). — Johann Ziska. Aufruhr der Hussiten in Prag. Wenzels Tod. Anfang des Hussitenkrieges (410). — Sigmunds Verkennung der Lage (411). — Die Kreuzbulle des Papstes. Der Bund der „Prager" (412). — Die Taboriten. Erster Kreuzzug gegen die Hussiten und die Prager Artikel (413). — Sigmunds Krönung und Flucht. Raubzüge der Taboriten. Die Utraquisten und Taboriten (414). — Die Adamiten. Der zweite Kreuzzug. Enthauptung Johanns von Seelau (415). — Der Litauer Korybut. Dritter Kreuzzug (416). — Ziskas Tod. Die Taboriten und die Waisen. Vierter Kreuzzug (417). — Raubzüge der Hussiten in die Nachbarländer. Fünfter Kreuzzug. Die Baseler Kompaktaten (418). — Niederlage der Hussiten bei Böhmisch-Brod. Sigmunds Römerzug und Kaiserkrönung (419). — Die Iglauer Artikel. Sigmund in Prag (420). — Verschwörung der Kaiserin Barbara. Tod des Kaisers. Papst Eugen IV. und Kardinal Cesarini (421). — Das Baseler Konzil. Eugen IV. im halben Frieden mit dem Konzil (422). — Zwiespalt in Basel über die Reformen. Eugens IV. Gegenkonzil zu Ferrara (423). — Union beider Kirchen in Florenz (424). — Albrecht II. (1439–1440). Albrechts II. Charakter (424). — Albrecht in Böhmen (425). — Albrechts Zug gegen die Türken und Tod (426). — Friedrich III. (1440–1493). Abtretung Ungarns. Abtretung Böhmens. Kampf zwischen den Katholiken und Utraquisten (427). — Georg Podiebrad wird Gubernator von Böhmen. Er wird König (428). — Sein Charakter. Die deutsche Königswahl (429). — Friedrich III. Seine Krönung und erster Aufenthalt in Deutschland (430). — Sein Geheimschreiber Piccolomini. Anerkennung der Baseler Reformen. Papst Felix V. Friedrich nähert sich Eugen IV. (432). — Piccolomini bei Eugen IV. Friedrichs III. Vertrag mit Eugen IV. Piccolominis Eintritt in den geistlichen Stand (433). — Streit des Papstes mit den Erzbischöfen von Trier und Köln. Die „Punktation". Das provisorische Konkordat mit Eugen IV. (434). — Nikolaus V. und das Wiener Konkordat. Ende des Baseler Konzils und seiner Reformen (435). — Friedrichs III. Kaiserkrönung. Er liefert Ladislaus aus (436). — Überall Fehde im Reich (439). — Die Lützelsteiner Fehde. Der „böse" Fritz wird Kurfürst von der Pfalz (441). — Albrecht Achilles Burggraf von Nürnberg. Sein Kampf mit Nürnberg und andern Städten (442). — Die Türken in Konstantinopel. Pläne zur Reichsreform (444). — Scheitern aller Reformpläne in Reich und Kirche (445). — Die Wittelsbacher siegen über Nürnberg und Albrecht Achilles. Podiebrad wirbt um die deutsche Krone. Mißtrauen der Utraquisten gegen Podiebrad (446). — Mainzer Bistumsfehde. Des Pfalzgrafen Friedrich Sieg für den vertriebenen Erzbischof (447). — Der Fall von Mainz. Verbreitung des Letterndrucks. Friedrich III. von seinem Bruder Albrecht angegriffen. Friedrich in der Hofburg belagert (448). — Erzherzog Albrechts Tod. Georg Podiebrad von Feinden umringt (449). — Matthias Corvinus in Böhmen (450). — König Wladislaw von Böhmen und Ungarn. Friedrich III. in Regensburg. Die Herzöge von Burgund (451). — Karl der Kühne. Zusammenkunft Friedrichs III. mit Karl dem Kühnen (453). — Reichskrieg gegen Karl und Vergleich mit dem Kaiser. Karls Kampf in Lothringen (454). — Karls Tod. Seine Bestattung (455). — Kampf um die Erbschaft. Marias Vermählung mit Maximilian (456). Marias Tod (457). — Maximilian wird Regent. Matthias Corvinus in Wien. Der Kaiser ohne Besitz. Maximilian wird römischer König (458). — Der Schwäbische Bund (460). — Befreiung Maximilians aus der Gefangenschaft in Brügge (461). — Maximilian erhält Tirol und Nordösterreich. Matthias Corvinus' Tod. Maximilian in Wien und Preßburg. Friede mit Bayern und Frankreich (462). — Kaiser Friedrichs III. Tod (464). — Sein Wesen (465).

Zweiter Abschnitt.

Die Schweiz von der Gründung der Eidgenossenschaft bis zur Losreißung vom Reiche (1291—1499) 466

Die vier Waldstätte. Die Grafen von Habsburg. Die Reichsfreiheit von Uri und Schwyz. Der älteste Bund (466). — Die Sage von den Vögten (467). — Der Schwur auf dem Rütli. Sage von Geßlers Ermordung. Die Tellsage. Sage vom Aufstand in Sarnen (468). — Herkunft der Sage. Schlacht am Morgarten und der Bund zu Brunnen (469). — Luzern tritt dem Bunde bei. Zürich tritt bei (470). — Die acht alten Orte. Schlacht bei Sempach (471). — Sagenhafter Bericht von der Schlacht. Schlacht bei Näfels (472). — Freiheit von Appenzell. Freiheit der Bauern im Hochrheinthal. Die Graubündner Eidgenossenschaft. Kampf zwischen Zürich und Schwyz (474). — Die Schlacht von St. Jakob [1444] (475). — Friede zu Einsiedeln. Karl der Kühne im Elsaß (476). — Karl der Kühne gegen die Schweizer (477). — Schlacht bei Granson. Die Beute. König Ludwig XI. Schlacht bei Murten (478). — Karls des Kühnen Tod. Die 13 alten Kantone. Lostrennung vom Reiche (479).

Dritter Abschnitt.

Die Geschichte der wichtigsten Staaten Deutschlands (1273—1493) 480

Österreich. Die deutschen Territorien. Die Vereinigung der österreichischen Lande (480). — Verluste im Alpenlande. Gewinn von Tirol. Zersplitterung und endliche Wiedervereinigung (481). — Äußere Macht und innere Schwäche Österreichs (482). — Bayern. Die Wittelsbacher in Bayern und Pfalz. Lostrennung der Pfalz. Die Wittelsbachische Macht unter Kaiser Ludwig IV. Zersplitterung des Besitzes (484). — Erlöschen aller Linien bis auf eine. Agnes Bernauer (485). — Unteilbarkeit von Bayern (486). — Pfalz. Kurfürst Ruprecht I. (486). — Drei pfälzische Linien. Friedrich der Siegreiche (488). — Sachsen. Die Askanier (488).

Seite

— Das Haus Wettin in Sachsen (489). — Die Wettiner in Meißen. Universität Leipzig. Hussitenkrieg (490). — Einfälle der Taboriten. Erste Teilung zwischen Friedrich und Wilhelm (491). — Zwiespalt. Bruderkrieg (492). — Kunz von Kaufungen. Der Prinzenraub. Rettung der Prinzen. Vertrag mit Böhmen (493). — Wilhelms Gemahlin Anna. Wilhelms und Friedrichs Tod. Ernst und Albrecht regieren gemeinsam (494). — Teilung der Länder (495). — Friedrich der Weise. Albrecht der Beherzte. Albrechts Söhne, Georg der Bärtige und Heinrich (496). — Brandenburg Gründung der Mark Brandenburg (496). — Brandenburg unter den Askaniern (497). — Otto mit dem Pfeil und Waldemar. Waldemars Tod; Aussterben der Askanier. Ludwig von Bayern (498). — Streit mit den Luxemburgern. Der falsche Waldemar. Waldemar von Karl IV. belehnt und verlassen (499). — Die Wittelsbacher in Brandenburg. Die Mark unter Karl IV. (500). — Sigmund und Jost von Mähren (501). — Die Quitzows. Josts Tod. Friedrich von Nürnberg (502). — Friedrich von Nürnberg wird Verwalter der Mark (503). — Bekämpfung des Raubadels. Friedrich wird Kurfürst. Wiedergewinn der verlorenen Lande (504). — Bewältigung von Berlin. Albrecht Achilles (505). — Das Hausgesetz. Johann Cicero (506). — Der Deutsche Orden in Preußen. Land und Leute im alten Preußen (506). — Predigt des Christentums. Der Deutsche Ritterorden in Preußen (507). — Hermann Balk. Vereinigung mit den Schwertbrüdern (508). — Eroberung von ganz Preußen. Deutsche Kolonisten. Der Ordensmeister in Marienburg. Der Orden und die Kirche (509). — Streit mit den Bischöfen und mit Polen (510). — Kreuzzüge gegen die Litauer. Glanzzeit des Ordens unter Winrich von Kniprode (512). — Niedergang des Ordens seit 1386 (513). — Schlacht bei Tannenberg (514). — Heinrich von Plauen und der erste Friede zu Thorn. Der zweite Friede zu Thorn (515). — Preußen wird ein Herzogtum (516).

Vierter Abschnitt.

Italien vom Ausgange des Interregnums bis zum Zeitalter der Reformation (1273—1515) 517

Italiens Zersplitterung (517). — Der Kirchenstaat. Bonifacius VIII. (517). — Sein Ende. Benedikt XI. (518). — Clemens V. in Avignon. Die Parteikämpfe bis 1347 (519). — Francesco Petrarca. Cola di Rienzo. Seine Herrschaft in Rom (520). — Seine Herrschaft in Italien. Colas Übermut und Sturz (521). — Colas letztes Auftreten. — Sein Ende (522). — Reaktion. Das Schisma (523). — Drei Päpste zu gleicher Zeit. Die Konzile. Union mit der griechischen Kirche. Nikolaus V. Pius II. Alexander VI. (524). — Cäsare Borgia (526). — Julius II. (527). — Beide Sizilien. Lostrennung Siziliens von Neapel. Johanna I. von Neapel (528). — König Ludwig von Ungarn in Neapel (529). — Vier Ehen der Königin Johanna. Ihr Tod (530). — Karl von Durazzo und das Haus Anjou. Johanna II. (531). — Alfons König beider Sizilien. Die letzten Könige beider Sizilien (532). — Das ganze Königreich kommt an Spanien (533). — Florenz. Reichtum von Florenz. Kämpfe mit den Ghibellinen. Die Signoria. Niederwerfung von Pisa (533). — Demokratie. Friede und Freude. Die Schwarzen und die Weißen. Die Signorie Karls von Valois (534). — Die Fremdherrschaft (535). — Die neue Verfassung und der Aufstand der Wollkämmer (536). — Erwerb von Volterra und Pisa. Giovanni de' Medici (537). — Cosmo de' Medici (538). — Seine Verbannung und Wiederherstellung. Cosmo als Mäcen der Wissenschaften und Künste (539). — Niccoli und Poggio. Filelfo. Die florentinischen Künstler (540). — Cosmos Privatleben. Akademie. Peter de' Medici (541). — Die Verschwörung der Pazzi (542). — Lorenzos Regierung (543). — Lorenzos Musenhof. Religionslosigkeit (544). — Mangel an Rechtsgefühl (545). — Sittenlosigkeit. Girolamo Savonarola (546). — Lorenzos Tod (547). — Pietro de' Medici. Karl VIII. von Frankreich. Pietros Vertreibung. Die neue Verfassung (548). — Die Herrschaft des Propheten (549). — Die Verbrennung der Eitelkeiten. Reaktionsversuche. Savonarola durch Alexander VI. gebannt (550). — Savonarolas Ende (552). — Mailand. Die Familie Visconti (552). — Mailands Reichtum. Matteo Visconti (553). — Wachsende Macht des Hauses Visconti. Zersplitterung und Schwäche (554). — Tyrannei. Bernabos Reichtum und Macht. Universität Pavia (555). — Bernabos Gefangennahme und Tod. Giovanni Galeazzo wird Herzog (556). — Giovanni Maria Visconti. Der letzte Visconti (557). — Die Condottieri. Franz Sforza (558). — Galeazzo Maria Sforza. Ludovico il Moro. Die letzten Sforzas (560). — Genua. Genuas Handel und Kolonien. Kämpfe der Nobili (561). — Wahl eines Dogen (562). — Krieg mit Venedig. Genuas Niedergang. Französische Gouverneure (563). — Die Bank von St. Georg. Ein mailändischer Gouverneur. Einbruch der Türken. Verlust des Schwarzen Meeres (564). — Unter französischen Eroberern. Handelsmacht (565). — Venedig. Vermählung des Dogen mit der Hadria (565). — Enrico Dandolo. Beständiger Kampf mit Genua (566). — Venedigs unermüdliche Kriegführung. Die Schließung des Großen Rates (567). — Die Staatsinquisitoren. Wachsende Macht Venedigs (568). — Marino Falieri (569). — Höchste Bedrängnis und Sieg (570). — Weitere Eroberungen (571). — Francesco Foscari (572). — Kampf und Frieden mit Mailand. Frieden mit den Türken. Der Humanismus (573). — Foscaris Absetzung und Tod. Krieg gegen die Türken (574). — Besitznahme von Cypern. Venedigs Handel und Industrie (575). — Sein Reichtum. Venedigs Macht auf dem Festlande (576). — Die Ligue von Cambrai (577).

Fünfter Abschnitt.

Englands insulare, politische und nationale Ausbildung 577

Abwendung vom romanischen Wesen (577). — Eduards I. (1272—1307) Charakter. Eroberung von Wales. Austreibung der Juden (578). — Verpachtung der Staatseinnahmen. Thronstreit in Schottland. Verlust der Gascogne (579). — Das Steuerbewilligungsrecht des Parlaments (580). — Erhebung Schottlands. William Wallace. Eduards Sieg. Wallaces Hinrichtung (581). — Robert Bruce. Eduards I. Tod. Sein Wesen (582). — Eduards II. (1307—1327) Thronbesteigung (582). — Gavestons Tod (583). — Prozeß gegen die Tempelherren. Sieg der Schotten bei Bannockburn (584). — Der König unter Kuratel. Spenser und Lancaster (585). — Isabella und Mortimer. Tod der Spenser (586). — Eduards II. Ende (587). — Eduard III. (1327—1377). Die Regentschaft. Der Sieg der Schotten. Ende der Regentschaft (587). — Eduard III. in Schottland (588). — Der Kampf um die französische Krone. Eduard III. im Bunde mit den flandrischen Städten (588). — Sieg der englischen Flotte bei Sluys [1340] (589). — Artevelde's Sturz. Sieg bei Crécy (590). — Der „schwarze Tod". Die Devise: „je sers." Einnahme von Calais [1347] (591). — Sieg bei Poitiers (1356). König Johanns Gefangennahme (592). — Friede zu Bretigny (1356). Englands Niedergang (593). — Wachsende Bedeutung des Parlamentes. John Wiclif (594). — Unzufriedenheit des

Seite

Parlamentes Tod des schwarzen Prinzen (1376). Sturz des John von Lancaster (595). — Eduards III. Tod (596). — Richard II (1377—1399). Regentschaft für Richard II. Bauernerhebung unter Wat Tyler. Beendigung des Aufstandes durch Richard II (597). — Wiclifs Verurteilung. Streit mit dem Parlament. Des Königs Gunstlinge. Das unbarmherzige Parlament (598). — Des Königs Heirat und Gloucesters Tod. Heinrich von Herefords Verbannung. Richards Absetzung und Tod (599). — Heinrich IV. (1399—1413). Heinrichs IV. Kämpfe gegen die Percys und Glendower. Beziehungen zum Auslande und Tod (601). — Heinrich V. (1413—1422). Heinrichs V. erste Regierungshandlungen. Kriegserklärung an Frankreich (603). — Schlacht bei Azincourt [1415] (604). — Kaiser Sigmund in England. Vertrag von Troyes (1420). Heinrichs V. Tod (605). — Heinrich VI. (1422—1461, gest. 1471). Bedfords Regentschaft in Frankreich. Gloucesters Herrschaft in England (606). — Verlust von Orleans (1429). Jeanne Darcs Gefangennahme (607). — Rückgang des englischen Waffenglücks. Heinrichs VI. Charakterschwäche und Heirat. Ruhmloser Abschluß des Krieges mit Frankreich (608). — Richards von York erstes Protektorat. Der Krieg der beiden Rosen (1455—1485). Richards zweites Protektorat (609). — Der König in der Gefangenschaft Warwicks. Richards Tod bei Wakefield [1460] (610). — Eduard IV. (1461—1483). Eduards IV. Sieg bei Towton. Margarete auf der Flucht. Heinrich VI. im Tower (611). — Streit mit Warwick [1470] (612). — Warwicks Ende (613). — Ende des Hauses Lancaster (1471). Friede mit Frankreich (1475). Clarences Ende. Benevolenzen (614). — Eduard V. (1483). Eduard V. Richards Charakter. Richards Protektorat. Vernichtung seiner Gegner (615). — Richard III. (1483—1485). Richards III. Krönung. Ermordung der Söhne Eduards (616). — Buckinghams Abfall und Tod. Richards Bedrängnis (617). — Richards Tod bei Bosworth [1485] (618). — Heinrich VII. (1485—1509). Heinrich VII. und Elisabeth von York (619). — Vernichtung der Prätendenten. Simnel. Warbeck und Eduard von Warwick. Befestigung der Königsgewalt. Beschränkung des Asylrechts. Handel und Gewerbe (620). — Cabottos Entdeckungen. Finanzverwaltung (621). — Ehebündnisse. Des Königs Gestalt und Charakter (622). — Blick auf das Kulturleben Englands. Englands Wohlstand (622). — Landwirtschaft. Das Parlament. Die Gemeinen (623). — Wachstum der Rechte des Unterhauses. Die Universitäten und Colleges. Bürgerschulen und Buchdruckereien (624). — Bibelübersetzung. Poetische Litteratur. Baukunst (625).

Schottland 626

Erlöschen der Dynastie Kenneth (1286). Thronbesteigung des Hauses Stuart (1371). Der trotzige Lehnsadel (626).

Sechster Abschnitt.

Frankreichs territoriale, nationale und monarchische Erstarkung 627

Rück- und Vorblick. Philipp III. (1270—1285). Vergebliche Kämpfe in Kastilien und Aragonien (627). — Rechtswesen (628). — Philipp IV. der Schöne und seine drei Söhne (1285—1314—1328). Philipp IV. (1285—1314). Des Königs Stellung zu England (628). — Flandern wird französisches Lehen. Beanspruchung Burgunds. Streit mit Bonifaz VIII. (629). — Philipp gibt in Flandern nach. Die Vernichtung des Templerordens. Der Prozeß (630). — Die Verurteilung (631). — Jacques de Molays Ende. Lyon wird französisch. Gesetzgebung. Ludwig X. [1314—1316] (632). — Erbfolgeordnung durch Philipp V. (633). — Philipp V. [1316—1322] (634). — Karl IV. der Schöne [1322—1328] (635). — Philipp VI., der erste Valois [1328—1350] (635). — Das sogenannte salische Gesetz. Krieg gegen England [1339—1453] (636). — Erwerb des Dauphiné. Johann der Gute [1350—1364] (637). — Streit mit Karl dem Bösen von Navarra (638). — Gefangennahme des Königs bei Maupertuis (1356). Aufstand unter Le Coq und Marcel. Sieg des dritten Standes. Der Dauphin als Regent (639). — Die Jacquerie. Marcels Tod. Sieg des Dauphins (640). — Friede zu Bretigny. Johanns Tod in London. Karl V. [1364—1380] (641). — Bertrand du Guesclin. Sein Siegeslauf (642). — Guesclin wird Connetable. Sein Ende. Karls V. Verdienste um die Ordnung des Staates (643). — Karl VI. (1380—1422). Karls VI. Geisteskrankheit (644). — Waffenstillstand mit England. Streit um die Regentschaft. Ludwig von Orléans (645). — Ermordung des Herzogs von Orléans. Die Armagnacs. Azincourt [1415] (646). — Armagnacs Tyrannei. Sein Tod [1418] (647). — Herrschaft Johanns von Burgund. Johanns Ermordung [1419] (648). — Vertrag von Troyes (1420). Karl VII. (1422—1461). Herrschaft Bedfords. Karls VII. Charakter (649). — Jeanne Darc (650). — Rettung Orléans. Karls Krönung in Reims (651). — Johannas Gefangennahme. Verhandlung in Rouen (652). — Johannas Tod [30. Mai 1431] (653). — Widerrufung des Urteils (1456). — Karls VII. Versöhnung mit Philipp von Burgund. Freiheiten der französischen Kirche (654). — Die Söldnerbanden. Die Praguerie. Das stehende Heer. Ende des Krieges mit England [1453] (655). Karls VII. Tod (657). — Ludwigs XI. (1461—1483) Selbstherrschaft. Die ligue du bien public (657). — Hilfe der Reichsstände. Der König bei Karl dem Kühnen in Péronne (658). — Ludwigs XI. Befreiung. Verhältnis zu Burgund und England (659). — Die Erbschaft von Burgund. Vereinigung der Provence und Anjous mit der Krone. Die absolute Monarchie (660). — Provinzialstände. Parlamente. Posten. Steuerlast. Grausame Justiz (661). — Ludwigs Bigotterie. Sein Leben in Plessis. Sein Tod (662). — Karl VIII. (1483—1498). Regentschaft für Karl VIII. Seine Selbstregierung (662). — Zug nach Neapel (663). — Geheimbund gegen Karl. Karls Heimkehr. Sein Tod (664). — Ludwigs XII. (1498—1515) Anfang. Anna von Bretagne. Hoffnung auf Italien. Ludwig in Mailand (665). — Bund gegen Neapel. Kampf zwischen beiden Eroberern. Gonsalvos Sieg am Garigliano. Aussöhnung mit Ferdinand dem Katholischen (666). — Ligue von Cambrai. Ludwigs Sieg bei Agnadello. Die heilige Ligue (667). — Navarra und Guinegate (1513). Ludwigs Friedensschlüsse und Tod (668). — Kulturleben in Frankreich. Handel und Gewerbe (670). — Die drei Stände. Heerwesen. Epos und Geschichtschreibung (671). — Die Lyrik. Anfänge des Lustspiels. Schulwissenschaften. Baukunst. Musik (672).

Siebenter Abschnitt.

Die Pyrenäische Halbinsel 673

Navarra. Navarras Verhältnis zu Frankreich. Teilung zwischen Frankreich und Spanien (673). — Portugal. Die Könige Diniz und Alfons IV. Ignez de Castro (674). — Peter der Grausame. Hebung des Bürgerstandes. Frauenherrschaft. Kurze Vereinigung mit Kastilien (675). — Die unechten Burgunder (1385—1580). Heinrich der Seefahrer. Der standhafte Prinz. Portugals Seeherrschaft (676). — Arago-

Seite

nien. Ausdehnung. Standesvorrechte (676). — Peters III. allgemeines Privilegium. Geringe Macht des Klerus. Eroberung von Sizilien. Trennung Siziliens von Aragonien (677). — Beschränkung der Königsgewalt durch die Union. Jakob II. von Sizilien. Die Unteilbarkeit des Königreichs (678). — Die Macht des Justicia (679). — Kastilien. Thronstreitigkeiten und Kämpfe mit den Mauren. Macht und Wohlstand unter Alfons XI. (680). — Schandthaten Peters des Grausamen. Niederlage und Tod. Heinrich von Trastamara und seine Nachkommen (681). — Zeit des Elends in Kastilien (682). — Isabella und Ferdinand. Die heilige Hermandad (683). — Kulturleben auf der Iberischen Halbinsel. Das spanische Rittertum. Adel und Geistlichkeit (683). — Die Städte. Schafzucht. Troubadours. Romanzen (684). — Baukunst (685).

Achter Abschnitt.

Die nordischen Reiche 686

Norwegen. Erichs II. Streit mit dem Erzbischof. Stärkung der Königsmacht (686). — Unglückliche Kriege. Vorübergehende Vereinigung mit Schweden (687). — Schweden. Birgers Kampf mit seinen Brüdern. Absetzung. Die letzten Folkunger (688). — Vereinigung mit Dänemark. Schwedische Reichsverweser (689). — Dänemark. Macht des Adels und der Geistlichkeit. Erich Menveds Kämpfe mit den Nachbarn und dem Erzbischof (689). — Wahlkönige und Wahlkapitulation (690). — Waldemar IV. Eroberungen. Wisby. Kampf gegen 77 Hansestädte (691). — Sieg der Hansa (692). — Waldemars Tod. Margareta Regentin für Olaf V. Friedensschlüsse. Olafs Tod (1387). Margaretens Regentschaft (693). — Kampf um Schweden. Belagerung von Stockholm. Bund mit den Seeräubern (694). — Vitalienbrüder. Friede zu Lindholm. Vernichtung der Vitalienbrüder (695). — Likendeeler. Kalmarische Union (1397). Inhalt. Herstellung der Königsmacht (696). — Eifersucht der drei Völker. Erich der Pommer (697). — Vergeblicher Kampf gegen Holstein. Aufstand in Schweden. Absetzung des Königs. König Christoph. Das oldenburgische Herrscherhaus (698). — Christian I. Schleswig und Holstein ewig ungetrennt [1460] (699). — Bildungsleben in den nordischen Reichen. Lust an Raub und Mord (699). — Die Städte in den Händen der Hansa. Bergbau. Litteratur. Volkslieder. Baukunst (700).

Neunter Abschnitt.

Die östlichen Reiche Europas 701

Polen. Sein Vorrang im Osten. Deutsche Ansiedler. Deutsches Stadtrecht. Die Magnaten (701). — Vereinigung von Groß- und Kleinpolen. Kasimir der Große (702). — Ludwig I. von Ungarn (703). — Die Litauer. Ihre Religion. Stände und Fürsten. Jagiello Wladislaw. Vereinigung mit Polen. Einführung des Christentums (704). — Jagiellos Streit mit Witowd. Witowds Tod. Alleinherrschaft in Polen. Kampf gegen den Deutschen Orden. Wladislaw III. Kasimir IV. (705). — Kampf gegen den Deutschen Orden. Johann Albrechts „Magna charta" (706). — Polens Schwäche (707). — Ungarn. Adelsherrschaft. Wahlkönigtum. Siebenjähriges Interregnum (707). — Karl Robert (708). — Die „Banderia". Ludwig der Große. Auswärtige Kriege (709). — Kampf gegen die Türken. Bekämpfung des Adels. Die Bauern. Die Städte. Rechtspflege. Vertreibung der Juden (710). — Ludwigs Töchter. Kampf um den Thron (711). — Sigmunds Gefangennahme und Wiedereinsetzung (712). — Ungarns Verwaltung. Albrecht (713). — Zwischenreich. Ladislaus Postumus (714). — Wladislaw III. von Polen. Einfall der Türken. Schlacht bei Varna [1444] (715). — Ladislaus Postumus. Schlacht auf dem Amselfelde (1448). Hunyadi und der König. Belgrad [1456] (716). — Ladislaus' Tod. Matthias Corvinus (717). — Äußere Erfolge. Sorge für Recht und Bildung (718). — Wladislaw von Böhmen (719). — Rußland. Mongolenherrschaft. Jäher Thronwechsel (720). — Moskau wird Hauptstadt. Erster Sieg über die Mongolen (721). — Timur. Schwächung der Goldenen Horde. Großfürst Iwan III. Eroberung von Nowgorod [1478] (722). — Befreiung von der Mongolenherrschaft [1480] (723). — Verwaltung (724). — Das Bildungsleben bei den Slawen und Magyaren. Deutsche und italienische Bildung. Geschichtschreibung. Volkspoesie. Litauische Lyrik. Humanismus in Ungarn. Die bildenden Künste (725). — Kunsthandwerk (726).

Zehnter Abschnitt.

Die Byzantiner, Osmanen und Mongolen 726

Das Byzantinische Reich. Siechtum des Reiches (726). — Michael Paläologus. Andronikus II. (727). — Die Venezianer und Johanniter. Familienzwiste (728). — Andronikus III. Johanns V. Minderjährigkeit. Kaiser Kantakuzenos (729). — Die Osmanen in Europa (730). — Johann V. Bundesgenosse der Osmanen. Manuel II. (731). — Timur. Konstantinopel belagert. Die letzten Kaiser (732). — Konstantinopel in Bedrängnis. Eroberung von Konstantinopel (733). — Die Befestigungen. Mohammeds Zurüstungen (734). — Die Erstürmung [1453]. Des Kaisers Tod (735). — Plünderung. Umzug des Sultans. Hinrichtungen. Wiederherstellung Konstantinopels (736). — Die Osmanen. Wandernde Türkenscharen. Ertoghrul (737). — Osman. Urchan. Staatsrecht und Militärwesen (738). — Janitscharen. Sipahi. Murad I. (739). — Serbien. Stephan Duschan. Urosch V. Aufstände (740). — Murads Tod. Bajesid I. Schlacht bei Nikopolis [1396] (741). — Schiltberger. Timur. Bajesids Söhne (742). — Mohammed I. (743). — Murad II. Eroberung von Thessalonich und der Grenzländer (744). — Skanderbeg. Mohammed II. (745). — Eroberung von Trapezunt. Bewältigung der Walachei und Bosniens. Kämpfe mit Venedig und Albanien (746). — Eroberung der Krim. Albanien wird türkische Provinz. Die Jonischen Inseln und Otranto. Bajesid II. (747). — Dschem. Krieg mit Venedig (748). — Des Türkenreiches Größe und Macht (749). — Mongolen und Tataren. Ausdehnung des Mongolenreichs. Zersplitterung (749). — China unter Kubilai. Vertreibung der Mongolen durch die Ming-Dynastie. Die Mandschu (750). — Ilchanat Persien (751). — Die Goldene Horde. Dschagatai. Timur (752). — Herkunft. Sein Aufsteigen (753). — Samarkand. Unterwerfung Irans. Eroberung Delhis (754). — Timurs Rachezug gegen die Mamluken (756). — Eroberung von Haleb, Damaskus und Bagdad. Kriegserklärung an Bajesid. Schlacht bei Angora [1402] (757). — Bajesids Gefangenschaft und Tod. Timurs Tod [1405]. Sein Reich. Sein Wesen (758). — Welthandel und Gewerbe. Gesetze (760). — Zerfall des Mongolenreichs (761). —

Elfter Abschnitt.

Seite

Kulturzustände Europas im 14. und 15. Jahrhundert 761

Das Land und die Städte. Siechtum des Kaiser- und Papsttums. Erhebung des Bürgerstandes (761). — Ackerbau. Einfluß der Araber (762). — Entstehung der Städte. Verkehrswege und -mittel (764). — Rechtswesen in den Städten (765). — Femgericht. Ursprung. Die rote Erde (766). — Freistühle. Anklage. Verhandlung (767). — Strafen. Die letzten Femgerichte (768). — Städtebünde. Die deutsche Hansa in London. Der Stahlhof (769). — Die Hansa in Brügge (770). — Das Kontor zu Bergen (771). — Wisby und Nowgorod. Die Hansa an Schonen. Vororte der Hansa. Der hansische Städtebund (772). — Hansereise (773). — Innere Entwickelung der Städte. Ständische Gliederung in den Städten (773). — Marktrecht (774). — Gebietserwerb. Münzrecht. Selbstverwaltung der Reichsstädte (775). — Kämpfe um die Unabhängigkeit (776). — Stadtrechte. Wahl des Bürgermeisters. Die Ratsgemeinde und die Handwerker (777). — Zünfte oder Innungen. Die Geschlechter. Ungerechtes Steuersystem. Kampf und Sieg der Zünfte (778). — Städtische Lustbarkeiten. Ritter und Bauern. Prunk der Fürsten (780). — Lustbarkeiten der Städter. Die Jongleurs (782). — Paß-, Sicherheits- und Ordnung in den Städten. Reinlichkeit und Gesundheit. Die Beghinen (784). — Verweltlichung der Geistlichen (785). — Die fahrenden Leute (786). — **Dichtung, Wissenschaft und Kunst in Italien im 14. und 15. Jahrhundert.** Die weltliche Bildung (786). — Renaissance. Ihre Heimat in Italien. Bibliotheken (787). — Dante Alighieri und seine Werke (788). — Francesco Petrarca. Sein Leben und seine Werke (790). — Giovanni Boccaccio (792). — Die Epigonen. Anfänge des Dramas. Die Lehrer des Griechischen (794). — Anleihen der Humanisten. Geschichtschreibung. Gotik (795). — Frührenaissance (796). — Die großen Baumeister (797). — Die Plastik (798). — Die Malerei. Florentinische Schule. Schule von Siena. Verboten der großen Meister. Weltliche Stoffe (800). — **Ölmalerei in Venedig (801). — Dichtung, Wissenschaft und Kunst in Deutschland im 14. und 15. Jahrhundert.** Wappendichter und Meistersinger. Dramatische Spiele (801). — Geschichtschreibung. Hochschulen. Jugendunterricht (802). — Buchdruckerkunst. Gutenberg. Buchhändler (803). — Presse. Die ersten Geistesgroßen. Nikolaus von Cusa. Baukunst (804). — Profanbauten. Skulptur (806). — Malerei. Die flandrischen Maler. Musik (807). — Rückblick (808).

Beilagen.

Seite

Urkunde Kaiser Friedrichs I. aus dem Jahre 1179. Faksimilenachbildung des Originalmandats im kgl. Staatsarchiv zu Hannover 84

Ansicht von Damaskus 98

Friedrichs II. Manifest über seinen Streit mit dem Papste, erlassen zu Treviso am 20. April 1239 . . . 146

Faksimile der ältesten in deutscher Sprache abgefaßten Urkunde 156

Teil des ursprünglichen Entwurfes der Magna Charta von 1215 202

Der königliche Palast in der Cité zu Paris zu Anfang des 14. Jahrhunderts. Rekonstruktion 232

Prag, Ansicht des Hradschin und der Kleinseite (im Vordergrunde die Karlsbrücke) 376

Wortlaut der Urkunde, durch die König Sigmund dem Burggrafen Friedrich VI. von Nürnberg und dessen Erben wiederauslöslich die Mark Brandenburg mit der Kurwürde und dem Erzkämmereramt überträgt 406

Die Burg von Nürnberg von Nordost gesehen 444

Drohbrief Dietrich von Quitzows an die „Schulze und Bauern" zu Lichtenberg von etwa 1400 504

Brief der Jeanne Darc an die Bewohner von Reims vom 16. März 1430 652

Alte Ansicht von Lissabon 676

Der Marktplatz zu Bremen im 17. Jahrhundert. Nach Merian 768

Karte von Mittel-Europa beim Tode Karls IV. 808

Geschichte des Mittelalters.

II.

Fünfter Zeitraum.

Das Zeitalter der Kreuzzüge.

Einleitung.

Kaum hatten sich die letzten Wogen der drei großen Völkerwanderungen, der germanischen, slawischen und ismaelitischen, gelegt, durch welche das gesamte Europa umgestaltet war, so trat alsbald die Frage in den Vordergrund, welches Völkerelement die Weltherrschaft, welches Bildungselement künftig die Weltbildung vertreten werde. In dem umfassenden Geiste Karls des Großen war der kühne Gedanke entstanden, den germanischen Stamm, der seiner Eigenart nach „zentrifugaler Natur" ist, wie der der Hellenen, für die Aufnahme des römischen Einheitsgedankens fähig zu machen und an der doppeltgeweihten Stätte des alten Cäsarentums und des allgemeinen (katholischen) Christentums die römische Kaiserkrone auf sein Haupt zu setzen. Allein kaum war der Weltstaat der Karolinger zerfallen, so zeigte es sich, daß mächtiger als alle Völkerscharen, welche an der Zertrümmerung des Römerreiches beteiligt gewesen waren, der römische Geist sei, der sich aus den Ruinen der zerstörten Welthauptstadt zu neuem Leben erhob. Es ist bezeichnend für die Entwickelung Deutschlands, daß nur vorübergehend unter Karl dem Großen auch dies Land eine Hauptstadt (Aachen) besaß, und daß seine Nachfolger, obwohl sie immer noch auf den Münzen in ihrer Linken den Erdball, das Symbol der Weltherrschaft, halten, im eignen Reiche wie Nomaden lebten. Es erscheint zugleich wie eine Sehnsucht nach einer Heimstätte, wenn sie jahrhundertelang über die Alpen zogen, um in dem heiligen Rom, das immer eine Hauptstadt war und blieb, zugleich den Mittelpunkt der Weltherrschaft für sich zu gewinnen. Hier aber hatte längst der höchste Bischof der christlichen Kirche als Nachfolger des römischen Pontifex den Anspruch erhoben, die christliche Welt durch das ideale Band der römischen Bildung und der christlichen Religion zu beherrschen und zu gestalten. Derselbe große Hierarch, Gregor VII., welchem es gelungen war, den deutschen König als Büßer vor sich knieen zu lassen und durch den Bund mit allen Stammesgewalten Deutschlands seine Königsmacht zu schwächen, faßte den großartigen Gedanken, nicht nur das westliche Europa, sondern auch Byzanz und einen Teil Asiens in einen römisch-katholischen Staat umzugestalten, als die Bitte des griechischen Kaisers seine Hilfe gegen die wilden seldschukischen Barbaren in Anspruch nahm. Einen Schritt weiter ging sein zweiter Nachfolger, Urban II., indem er das christliche Europa sogar zur Eroberung des mohammedanischen Palästina aufrief. Von diesem Gedanken, der in gleicher Weise dem mystischen Zuge der Frommen und Frömmsten, wie der roman-

tischen Neigung, das Glück in der Ferne zu suchen, der Sehnsucht der Großen nach Landererwerb wie der Hoffnung der Städte auf Handelsgewinn, willkommen war, wurden nacheinander Frankreich und Italien, Deutschland und England, ja Skandinavien mächtig ergriffen. Zeitweise wurden alle inneren Kämpfe vergessen und die Blicke Europas nach dem religiös und politisch abgetrennten Osten, wie nach dem unbekannten mohammedanischen Asien gerichtet. Es bekümmerte die europäischen Christen wenig, daß der Kampf mit dem Schwerte dem innersten Wesen ihrer Religion widersprach, daß das Grab Christi, welches sie zu erobern auszogen, ein leeres ist: Hunderttausende folgten der Vorschrift der Mohammedaner, ihre Religion mit dem Schwerte zum Siege zu führen und das Grab ihres Propheten wiederzugewinnen.

In diesem weltgeschichtlichen Augenblicke, als das christliche Europa eines Herrschers bedurfte, der alle Kräfte des Abendlandes gegen das mohammedanische Asien in das Feld führe, wurde es vor aller Welt offenbar, daß Deutschland durch die zersetzende Kraft seiner Stammesverschiedenheiten, durch die schwächende Königswahl, durch den notwendigen Wechsel der Dynastie, durch den ermattenden Kampf gegen das Papsttum längst jenen Vorrang eingebüßt hatte, der ihm seit Jahrhunderten eingeräumt war. Nicht nur die Führung in der Mehrzahl der Kreuzzüge, sondern auch ein Teil der geringen und schnell wieder schwindenden Ehren und Güter fielen Frankreich zu, dessen Könige ihre Gewalt längst erblich gemacht und dessen reiche Kronvasallen den nutzlosen Kampf gegen ihren Oberlehnsherrn schneller aufgegeben hatten, um ein neues Ziel und Glück in der Ferne zu suchen. Nur mit den romanisierten Normannen und den venezianischen und genuesischen Handelsherren Italiens mußte es frühzeitig den Gewinn teilen. Als es später dem hochbegabten deutschen Fürstenstamme der Hohenstaufen gelang, den Widerstand der heimischen Stammgewalten vorübergehend zu brechen, in Deutschland und in Italien das römisch-deutsche Zepter zu Ehren zu bringen, ja die Führung des großen Weltkampfes gegen den Islam zu übernehmen, erlosch seine Kraft im ermattenden Ringen mit der Gewalt der Päpste und versiegte durch eine lange Kette von Schicksalsschlägen. Frankreich aber, das den deutschen Heeren in Flandern bereits die erste große Niederlage (bei Bouvines 1214) beigebracht hatte, erstarkte durch innere Ordnung und tiefere Bildung so weit, daß es zum gefährlichsten Siege fähig wurde, zur Wegführung des römischen Bischofs in die babylonische Gefangenschaft.

Hat auch jener zwei Jahrhunderte währende Massenkrieg, welchen die Kreuzzüge darstellen, im Morgenlande keine nennenswerte Veränderung hinterlassen, wie einst etwa die Feldzüge Alexanders, der Römer, der Araber, so erscheinen seine äußeren Folgen für Europa immerhin bedeutend, seine inneren — fast unermeßlich.

Das ehemals gefürchtete und mächtige Byzantinische Reich, immer noch verehrungswürdig durch sein Alter und seine Bildung, durch die Kunst seines Staatswesens und formenreiche Ausbildung des Hofzeremoniells, war längst durchflutet von verschiedenen slawischen Stämmen, denen nicht jene Freude an der Bildung eigen war, wie jenen Germanen, die einst im weströmischen Reiche so gern von den Unterworfenen lernten, wurde durch französische und italienische Abenteurer, die sich Kreuzfahrer nannten, in Stücke geschlagen, um auch nach einer kurzen Herstellung seines Griechentums durch die Paläologen für immer aus der Reihe der Kulturstaaten auszuscheiden und eine bequemere Beute der osmanischen Türken zu werden. In Spanien, welches seinen besonderen Kreuzzug seit Jahrhunderten führte, wurde durch jene allgemeine Völkerbewegung im Zeitalter der Kreuzzüge dem Kampfe gegen die Mauren erneute Anregung und Kräftigung; verdankt doch das Königreich Portugal seine Entstehung versprengter Scharen von Kreuzfahrern, die den bequemeren Kampf in der Nähe vorzogen oder auf dem Seewege nach dem fernen Morgenlande an seine Küste gelangten. Fast noch folgenreicher erscheint es, daß der heilige Bernhard, der frömmste Prediger des zweiten Kreuzzuges, die mächtigsten sächsischen Fürsten, denen der Kampf gegen die seldschukischen Türken in Asien wenig behagte, auf den Kampf gegen die überelbischen

Feinde des Christentums hinwies. So wurde jene weite von den Slawen unterjochte nordgermanische Tiefebene von der Elbe bis zum Memelstrome dem Deutschtum und dem Christentum gewonnen, welche die Vorsehung erkoren hat, in später Zeit das Fußgestell des neuen deutschen Kaiserthrones zu werden.

Allein viel großartiger und mannigfaltiger erscheinen die mittelbaren Wirkungen der in allen ihren Zielen gescheiterten Kreuzzüge auf die Bildung der gesamten Welt. Wohl gab die Sehnsucht in die Ferne noch oft Veranlassung zu abenteuerlichen Fahrten in den fernsten Orient bis nach China hin und erweckte das Interesse an fremden Ländern, Menschen und Verhältnissen, bis gegen Ende des Mittelalters immer neuere und weitere Seefahrten zur Entdeckung einer neuen Welt führten. Bedeutsamer war es, daß die Bekanntschaft mit den Lebensgewohnheiten, -freuden und -genüssen der asiatischen Welt dem europäischen Handwerker den sprichwörtlich gewordenen goldenen Boden zeigte, von dem er Besitz ergreifen, auf dem er reich werden konnte. Handwerk und Gewerbe beeiferten sich, die geschickteren Arbeiten des Morgenlandes nachzumachen oder gar zu überbieten. Gleichzeitig segelten aus allen Häfen Europas, zunächst Italiens, dann der Niederlande, endlich ganz Norddeutschlands die Schiffe nach dem Orient, um die unentbehrlich gewordenen Luxuswaren und Genußmittel dem Europäer in die Heimat nachzuführen und durch erhöhte Preise überreiche Schätze zu sammeln. Gegenüber diesem Geldreichtum, der sich nicht nur in den Städten Italiens sondern bald auch in denen des inneren Deutschland und an der fernen Ostseeküste in Wohlleben, Kriegsmacht, Freiheit, ja in Kunst und Wissenschaft umwandelte, verschwanden alle Vorzüge, die Ritterschaft, Kronvasallen, Prälaten und selbst Könige bisher ihrem ländlichen Besitz verdankten. In mehr als einem Sinne wurde der dritte Stand der erste.

Die mystische und mönchische Stimmung, welche den frommen Kreuzfahrer in die Ferne getrieben hatte, kristallisierte sich fortan in jenen herrlichen gotischen Domen und Münstern, zu denen anfangs geistliche, dann weltliche Bauherren den Plan machten, fromme Edelleute und Edelfrauen um ihrer Seligkeit willen die Steine zusammenschleppten und reiche Kaufleute und Gewerbetreibende das Geld gaben. Zugleich entstand jene Laienfrömmigkeit, welche sich von den Fesseln des Priestertums und seiner lateinischen Bildung losmachte und in der eigensten Sprache des Herzens durch Walthers Lieder, durch Freidanks Sprüche, ja selbst durch Wolframs Parzival einen frommen und zugleich doch freieren Hauch wehen läßt.

Die holdeste Entdeckung und Eroberung machte doch der enttäuschte heimkehrende Kreuzfahrer, als er in der Heimat das Glück der Minne entdeckte. Freilich erinnert die kalte und rein sinnliche Verherrlichung weiblicher Schönheit in dem romanischen Süden, vor allem in der Nähe des maurischen Spanien an die rein äußerliche Frauenverehrung der orientalischen Welt und läßt in den Epen der Trouvairs durch den Vorzug, den heidnische ostasiatische Schönheiten genießen, den Einfluß der mohammedanischen Welt erkennen, allein in Deutschland schwang sich ein „Nachtigallenchor" von Minnesängern empor — so nennt ihn Gottfried von Straßburg — und sang von Lust und Leid der deutschen Heimat, vom Lieben und Hoffen des deutschen Herzens.

Selbst die wissenschaftliche Bildung blieb nicht mehr an den engen Horizont der Klosterzelle gebunden. Französische Ritter schrieben in ihrer Sprache mit freierem Blick auf die Welt und die Menschheit die Geschichte ihrer Zeit, und die wunderbare Entdeckung, daß gelehrte Araber sich Aristoteles und Ptolemäus zu eigen gemacht hatten, erweckte zuerst die Lust, durch Eroberung der griechischen Sprache zu den Originalen durchzudringen. Indem neben der gealterten und erstarrten geistlichen Bildung eine jugendfrische und warmherzige weltliche entstand, durchwehte das ganze Europa ein erfrischender Morgenwind, der den Sonnenaufgang einer neuen Zeit, die Wiedergeburt der ewig jungen Antike, die Wiederkehr eines verlorenen Paradieses verkündete.

Erster Abschnitt.

Die Gründung fränkischer Pflanzstätten in Asien.

Der erste Kreuzzug. Die islamitische Welt.

Der Religionskampf in Spanien.

Es ist im vorigen Bande ausführlich dargestellt worden, wie die Anhänger des großen arabischen Propheten mit der vernichtenden Gewalt eines Wüstensturmes nicht nur das Sassanidenreich der Perser, Turan und einen großen Teil Indiens bewältigten, sondern auch dem byzantinischen Kaiser Syrien und ganz Afrika, den Westgoten Spanien entrissen. Achtzig Jahre nach dem Tode Mohammeds war die größere Hälfte des einst so gewaltigen Römerreiches den Befehlen des Herrschers von Damaskus untertan, und es schien die Zeit nicht fern, da auch am Goldenen Horn und am Tiberflusse der Halbmond das Kreuz verdrängen und das Andenken des liebenden, lehrenden und leidenden Heilands auf Erden erlöschen werde. Fast in der letzten Stunde fand das Christentum zwei Retter im Osten und im Westen. Kaiser Leo III. zwang die fanatischen Moslemin 718, die Belagerung Konstantinopels nach Jahresfrist aufzugeben, und vierzehn Jahre später (732), gerade 100 Jahre nach des Propheten Tode, zwang der gewaltige Hausmeier des Fränkischen Reiches, Karl Martell, die wilden maurischen Scharen durch die blutige Niederlage bei Tours und Poitiers zur Umkehr. Das Christentum war gerettet und fand in dem größeren und edleren Enkel des Siegers, in Karl dem Großen, seinen Herrn. Karl ward der Erbe der Kaiserwürde und zugleich der Retter der christlich-römischen wie der deutschen Bildung. Die Furcht vor den bisherigen Feinden des Christentums erlosch um so mehr, als auch die abbasidischen Kalifen in Bagdad (wie im III. Bande ausführlich berichtet ist) seit Al Mansur dem Islam eine zweite weltgeschichtliche Aufgabe stellten, indem sie begannen, sich der gesamten Bildung der vorigen Jahrhunderte, nicht nur auf den praktischen Gebieten des Handels und Gewerbes, des Ackerbaues und des Städtelebens, sondern auch auf den idealen der Wissenschaften und Künste zu bemächtigen und sie nach ihren eigensten Bedürfnissen umzugestalten und zu fördern. Indem ihnen damit die Neigung und die Kraft zu kriegerischen Gewaltthaten verloren ging, suchten sie Schutz bei türkischen Sklavenscharen und fanden bald in deren ehrgeizigen Anführern übermächtige und übermütige Gewaltherren. Überdies hatte der kriegerische Sinn, der doch das eigentliche Lebenselement des Islam bildete, sowohl die Omajjaden in Spanien, als die Fatimiden in Ägypten zur Gründung eigner Kalifate gedrängt. Es ist erzählt worden, mit welcher Unermüdlichkeit auch nach dem Aufhören des omajjadischen Kalifats von Cordova (1031) die Mauren den Ringkampf mit den christlichen Königen Spaniens fortgesetzt haben. War es auch viel mehr ein dynastischer als ein religiöser Eifer, der beide gegeneinander trieb, so erschien doch der siebenhundertjährige Krieg als ein beständiger Kreuzzug vor und nach den eigentlichen Zügen dieses Namens. Auch erhielt er schon dadurch einen allgemeineren Charakter, daß viele französische, normannische, burgundische und aquitanische Edelleute mit dem Segen des Papstes über die Pyrenäen zogen, um den Christen zu helfen. Wenngleich Alfonso 1086 durch den aus Afrika herbeigerufenen Almorabiten Jussuf eine schwere Niederlage bei Salaca erlitt, so wurde doch der fortschreitende Sieg des Christentums teils ermutigt durch das Vordringen der Kreuzfahrer im Orient, teils ermöglicht durch den Zuzug von französischen, deutschen, selbst englischen und italienischen Hilfsscharen. L. v. Ranke will darin „das wichtigste unter den dauernden Ergebnissen der Kreuzzugsbewegung" finden.

Die Normannen in Sizilien.

Auf der schönsten Halbinsel des Mittelmeeres, in Unteritalien und Sizilien, war nach zweihundertjährigen Kämpfen der Sieg des Christentums bereits endgültig entschieden. Was die byzantinischen Griechen trotz immerwährender Kämpfe nicht vermocht hatten, gelang den Normannen. Im Jahre 1089 fiel der letzte größere Platz, Girgenti, an der Südküste Siziliens in die Hände Rogers, der durch Schonung

und Duldung der unterworfenen Moslemin die Insel zum Schauplatz einer eigenartigen und vollkommen friedlichen Mischung der morgen- und abendländischen Bildung gemacht hat.

Die Fatimiden in Palästina.

Syrien und Palästina, seit dem 9. Jahrhundert nicht mehr in den Händen der Byzantiner, sondern der schiitischen Kalifen von Kairo, erfreute sich eine Zeitlang der schonendsten Behandlung der Christen und der heiligen Stätten, weil dem fatimidischen Kalifen daran gelegen war, in der Freundschaft des byzantinischen Kaisers ein Gegengewicht gegen das Kalifat zu Bagdad zu gewinnen.

Die Seldschuken.

Allein vollkommen änderte sich die Lage des Orients zumal der Christen durch das Auftreten der seldschukischen Türken. Seitdem diese bewaffnete Horde aus der Kirgisensteppe sich zum Islam bekehrt hatte, zog sie das Schwert, um ihn zu verbreiten. Der schwache Kalif von Bagdad, so lange in den Händen der schiitischen Bujiden, mußte in Togrulbeg seinen Retter und den der rechtgläubigen Sunniten erkennen, bestätigte ihm alle Eroberungen und nannte ihn (1060) „König des Ostens und des Westens". Weder an Lust noch an Fähigkeit gebrach es diesem rohen, kriegerischen Türkenschwarm, über die verfeinerten Byzantiner, wie über die Fatimiden Ägyptens herzufallen. Elf Jahre später herrschten der Neffe und dann der Großneffe jenes tapferen Führers, Alp Arslan und sein ältester Sohn Melikschah (1073—1092), teils persönlich, teils durch ihre Verwandten über ganz Kleinasien und Syrien. In nächster Nähe des griechischen Kaisers, in dem altchristlichen Nicäa, führte ein mohammedanischer Emir die Herrschaft, und in Jerusalem, das dem türkischen Bandenführer Ortok von Tutusch, dem Bruder Melikschahs, gewissermaßen zu Lehen gegeben war, wurde wenige Jahre später der ehrwürdige Patriarch Simeon von seinem Ehrensitze in das Gefängnis hinweggeschleppt, bloß um den Christen ein hohes Lösegeld für seine Befreiung abzunötigen. Wenn dieses Ereignis vor allem die frommen Wallfahrer erschreckte, die in immer größeren Scharen dem heiligen Lande zuströmten, so bewegte jenes den Kaiser Michael zu der ängstlichen und dringenden Bitte an Gregor VII., die überseeischen Christen des Westens zu seiner Unterstützung aufzurufen. Es ist bekannt, welche Umstände den gewaltigen Hierarchen hinderten, an der Spitze der 50 000 Krieger, die er nach eigner Aussage bereits gesammelt hatte, selbst nach Konstantinopel zu ziehen, wie er beabsichtigte. So blieb Nicäa in den Händen des Türken Suleiman und nach dessen Tode (1086) seines Sohnes Kilidsch Arslan.

Alexius Komnenus.

Wenn auch zwei byzantinische Kaiser nacheinander kein Bedenken trugen, gegen ihre christlichen Feinde sich vorübergehend mit diesen türkischen Sultanen zu verbinden, so blieb diese unheimliche Nachbarschaft doch immer im höchsten Grade gefahrdrohend. Sie für immer loszuwerden schien niemand fähiger als Alexius Komnenus (1081 bis 1118), ein Kaiser, wie ihn das Reich brauchte, kraftvoll und vornehm zugleich, heldenmütig und verschlagen, beides, ein Feldherr und ein Diplomat. So kennen wir ihn aus dem ersten Memoirenwerke der Weltlitteratur, aus der Alexias, die seine Tochter Anna verfaßte, so erscheint er in allen Bedrängnissen seiner 37jährigen Regierung. Nachdem er den kühnen Abenteurer Robert Guiscard, den Schützer und Schützling Gregors VII., durch einen Bund mit Kaiser Heinrich IV., mit Venedig und selbst mit dem Türken Suleiman, dem seldschukischen Sultan von Rum, zum Weichen gebracht hatte (s. Bd. III), warf er 1091 die wilden Petschenegen nieder und verjagte 1094 die räuberischen Kumanen, die von Norden her in sein Reich eingefallen waren. Allein den Verlust von Antiochien und Edessa (1085 und 1086) vermochte er nicht abzuwehren, noch weniger das Vordringen des Sultans Kilidsch Arslan, der 1092 jenem Suleiman in Rum gefolgt war. Obwohl er durch strenge Rechtspflege, durch peinliche Überwachung und musterhafte Verwaltung seinen Thron gesichert, durch schonungslose Besteuerung seine Finanzen und Truppen vermehrt hatte, gelang ihm nur, die Entfernung der Seldschuken aus einigen Seeplätzen am Marmarameere und einigen Inseln (Lesbos, Chios, Samos) des Ägäischen Meeres zu erzwingen. Solange noch Nicäa und Ikonium in ihren Händen waren, mußte er in der beständigen Furcht leben, eines Tages von der Flutwelle der mohammedanischen Seldschuken hinweggespült zu werden.

Urban II. in Piacenza.

So entschloß er sich, um nichts unversucht zu lassen, nach dem Muster des Kaisers Michael, der sich einst an Gregor VII. gewendet hatte, Papst Urban II., als das Oberhaupt der römischen Christenheit, um eine möglichst großartige Unterstützung anzugehen. Nur so konnte er hoffen, die alten Grenzen seines Reiches, den Euphrat und das Adriatische Meer, wiederzugewinnen und den Fortbestand des Oströmischen Reiches zu sichern. Die zeitgenössischen Berichterstatter sagen nichts davon, daß Alexius für die erbetene Hilfe irgend eine Gegenleistung in Aussicht gestellt habe, allein sicher hoffte Urban, der mit allen Plänen Gregors vertraut und einverstanden war, für die Abwehr der Seldschukengefahr die Unterwerfung der griechischen Kirche unter den römischen Primat fordern und erlangen zu können. Daß er nicht persönlich, wie Gregor beabsichtigt hatte, die Streiter nach Konstantinopel führen dürfe, war ihm sofort klar, da der fortdauernde Streit mit Kaiser Heinrich IV. seine Anwesenheit verlangte. Auch auf der Kirchenversammlung zu Piacenza, die vom 1. bis 8. März 1095 dauerte, ist vorherrschend nur von diesem die Rede gewesen, und der Papst beschränkte sich darauf, hier und ebenso in andern Städten Oberitaliens, das er erst im Juli verließ, einer Anzahl von Laien das eidliche Versprechen zum Zuge nach Konstantinopel abzunehmen. Viele werden es nicht gewesen sein. Weder der Sieg des byzantinischen Kaisers über die Seldschuken, noch die Hoffnung, dem römischen Primat zur Herrschaft über den Orient zu verhelfen, am wenigsten ein Kriegszug unter der Führung eines griechischen Feldherrn konnte einem abendländischen Ritter lockend erscheinen.

Das heilige Grab Ziel der Kreuzfahrer.

Die Geschichte meldet uns nicht, wer Urban den glücklichen Gedanken eingegeben hat, diesen Mißerfolg in Italien auszugleichen, indem er fortan statt Konstantinopel das heilige Jerusalem mit dem Grabe des Erlösers und das Land, „wo Milch und Honig fließt", als das eigentliche Ziel des großen Heereszuges hinstellte. Das „heilige Grab" ist vorher nur einmal ganz flüchtig von Gregor VII. als letztes Ziel genannt worden. In einem der vier Briefe, die er 1074 absandte, um die Christenheit des Westens zur Unterstützung der Byzantiner aufzufordern, und zwar gerade in dem an König Heinrich IV. rühmt er, daß bereits Fünfzigtausend versammelt seien, um unter seiner (des Papstes) Anführung gegen die Türken zu ziehen und bis zum heiligen Grabe zu wandern, fügt aber gleich hinzu, am meisten treibe ihn zu diesem Unternehmen, daß „die griechische Kirche abgefallen" sei und daß auch die Armenier den rechten Glauben verloren hätten. Für diesen Gedanken eines Zuges gen Jerusalem fand Urban den Westen in viel größerem Maße vorbereitet, als er sich anschickte, im Juli 1095 in Begleitung des Bischofs Bruno von Segni, der später Abt von Monte Cassino wurde, des Erzbischofs Daibert von Pisa und des Bischofs Wilhelm von Orange, die alle später im Königreich Jerusalem eine Rolle gespielt haben, nach Frankreich zu reisen. Als Herr der Christenheit und zugleich als geborener Franzose beabsichtigte er auf einer Versammlung der französischen Geistlichkeit zu Clermont in der Auvergne Gericht zu halten über König Philipp I., der durch eine unsittliche Eheverbindung — den Päpsten stets ein willkommener Anlaß, ihre Macht geltend zu machen — seinen Zorn wachgerufen hatte. Nachdem er monatelang im Süden Frankreichs für kirchliche Zwecke thätig gewesen war, traf er am 16. November 1095 in Clermont ein.

Pilgerfahrten.

Der fromme Wunsch, zu den heiligen Stätten in Palästina zu pilgern, war seit den Tagen der heil. Helena mehr und mehr in Vergessenheit geraten, zumal die deutschen Wanderscharen ein Jahrhundert lang die Wege versperrten, den Landweg, wie den Seeweg. Erst seit dem 8. Jahrhundert — vielleicht hatte der Islam dazu angeregt, der solche Pilgerfahrt vorschreibt — hören wir von einem Angelsachsen Willibald, der viermal nacheinander das heilige Land besuchte (723—726), von einem Bischof von Osnabrück, der den Kopf des heil. Christian, von Judith, der Witwe Heinrichs I. von Bayern († 955), die viele Reliquien, vor allem Stücke des heiligen Kreuzes mitbrachte. Die fromme Stimmung, welche um das Jahr 1000 durch die Furcht vor dem Untergange der Welt hervorgerufen war, trieb Hunderte aus allen Ländern Europas nach Jerusalem. Wenn aber Papst Silvester II. im Jahre 999 sich das zweifelhafte Verdienst erworben hat, die Christenheit des Abendlandes zuerst zur Eroberung Jerusalems aufgefordert zu haben, so blieb dieser Aufruf vollkommen ohne Widerhall. Für eine solche

2. Ansicht von Clermont. Im Hintergrunde der Puy de Dôme.

Waffenthat war die Zeit noch nicht angethan. Wohl hörte man auf, das Meer zu scheuen und die Wüstenhitze, allein nur um die Seele und das Jenseits zu retten. Waren doch jene kecken normannischen Abenteurer, die 1016 bei Salerno landeten, um die Sarazenen abzuwehren, auf dem Heimwege aus Palästina begriffen. Wenige Jahre später (1035) zog Herzog Robert „der Teufel“ von der Normandie dorthin, um die Vergiftung seines Bruders abzubüßen. Von Deutschland sind nachweislich nur etwa sechzig Pilgerreisen vor dem ersten Kreuzzuge abgegangen. Nicht alle unternahmen bloß um ihrer Seligkeit willen die gefahrliche Fahrt. Hidda, die Witwe des Markgrafen Christian I. von der Lausitz, vermochte nur so den sie bedrängenden Freiern zu entgehen, da ihr selbst das Abschneiden der Nase nicht geholfen hatte. Heinrich II. ließ durch Bußer einen goldenen Abendmahlskelch im Jordan weihen, der Bischof von Paderborn durch einen Abt den Grundriß der heiligen Grabeskirche aufzeichnen. In der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts wurden die Pilgerfahrten immer großartiger, vor allem die aus Lothringen. Die Prinzen, Grafen, Herren und Bischofe reisten gewöhnlich mit stattlichem Gefolge, das oft unterwegs durch solche, die sich gern dem größeren Zuge anschlossen, lawinenartig anwuchs. Wohl einer der größten Wanderzüge dieser Art war der des Erzbischofs Siegfried von Mainz, der begleitet von den Bischöfen von Utrecht, Regensburg und Bamberg, von einigen Hundert Geistlichen und wohl einigen Tausend Laien, darunter Engländer und Franzosen — nach der gewöhnlichen Angabe 7000 — unter schweren Kämpfen und Entbehrungen 1064 die heiligen Stätten erreichte. Allein nur 2000 sahen die Heimat wieder und wurden nicht müde, Klage darüber zu erheben, daß der Boden, auf dem die Füße des Heilands gewandelt seien, von den unchristlichen Horden Mohammeds entweiht werde. Noch mehr wurden die Gemüter erregt, als Nachzügler von den rohen Gewaltthaten der Seldschuken erzählten und vor allem von der Gefangennahme des ehrwürdigen Patriarchen Simeon.

Konzil zu Clermont. Urbans Predigt.

Es war wohl längst bekannt geworden, daß zu Clermont außer dem garstigen Ehehandel Philipps I. von Frankreich noch andre Dinge von viel größerer und allgemeinerer Art besprochen werden sollten. Nur so ist es zu erklären, daß außer 14 Erzbischöfen, 225 Bischöfen und 400 Äbten, dazu mehreren hundert niederen Geistlichen, ungezählte Scharen von Laien, wie sonst nie zu einer Kirchenversammlung, sich eingefunden hatten. Am 26. November 1095 kam jener weltgeschichtlich großartige, ja wunderbare Augenblick. Auf einer weiten Ebene westlich von der alten Arvernerstadt Clermont, deren Häuser, von schwarzer Lava gebaut, einen Hügel hinansteigen, im Angesicht des Riesenkegels, des Puy de Dôme, sprach Urban sitzend von einer hölzernen Bühne herab zu den atemlos horchenden Tausenden, die voll Erwartung seinen Worten lauschten. Seine Predigt haben wohl nur wenige dem ganzen Wortlaute nach verstanden. Wie uns der Abt Baldrich, der spätere Erzbischof von Dol, berichtet, schilderte Urban, der zweifellos ein Redner von ungewöhnlicher Begabung war, zunächst die Leiden der Pilger, des Patriarchen, die Entweihung des heiligen Grabes, auch wohl die Gefahr, welche das Vordringen der Seldschuken nicht nur Konstantinopel, sondern dem ganzen christlichen Westen bringe. Er malte Palästina als das gelobte Land, das dem Ackerer reichlich gibt, was die heimatliche Erde ihm versagt. Endlich schmeichelte er seinen Landsleuten durch die Erinnerung daran, daß schon ihre Vorfahren siegreich das Schwert geführt hätten gegen die „Söhne der Hagar“. Indem er alle, welche die Waffen führen könnten, um ihrer Seligkeit willen aufforderte, zur Befreiung des heiligen Grabes sich in den Dienst des höchsten „Kriegsfürsten“ (!), Jesu Christi, zu stellen, durchdrang wohl alle, die solches hörten, zumal die Franzosen, deren Sprache er redete, deren Temperament er verstand, die eine gewaltige Überzeugung, daß dies unerhörte, ja unberechenbare Unternehmen der Wille Gottes sei, daß es demnach ausgeführt werden müsse und könne. „Gott will es“ sollen viele gerufen haben.

Gewiß wirkte nicht nur die glänzende Beredsamkeit, die stattliche Gestalt des Redners, sondern mehr noch die durch Jahrhunderte gereifte Vorstellung, daß aus dem Munde dieses höchsten Machthabers der Erde, dessen Bann und Interdikt oft fühlbar geworden war, der Geist Gottes vernehmbarer rede, als aus dem Munde andrer Priester, von deren Segen, von deren Spendung der Sakramente man längst gewöhnt war, alles Heil der Seele für Zeit und Ewigkeit zu erwarten, am meisten wohl die Hoffnung, daß alle frommen und alle selbstsüchtigen Wünsche, die das Herz hegte, der Mund verschwieg, nun auf einem Wege erfüllt werden könnten, der dem asketischen wie dem kampflustigen Geiste des Rittertums am meisten zusagte. Palästina wurde fortan das Traumland (Eldorado) des Jahrhunderts.

Allein der Weg vom Willen bis zur That ist oft langwierig, und die Begeisterung einer großen Stunde verläuft nur zu bald im Sande des Alltagslebens und der Alltagsgedanken. Und so hatte wohl sicher Urban dafür gesorgt — er war nachweislich am 15. August in Le Puy gewesen, wie vor- und nachher an vielen andern Orten Südfrankreichs — daß ein würdiges Beispiel gegeben werde. Als Bischof Adhemar von Puy, eine schlanke, ritterliche Gestalt, mit heiterem Antlitz auf den Papst zuschritt, sich aufs Knie niederließ und Urlaub und Segen für die Teilnahme an dem Zuge nach Jerusalem erbat, da traten schon mehrere hinzu, gern bereit, unter dem Banner dieses Mannes hinauszuziehen, den der Papst zu seinem Stellvertreter ernannte. Noch wirksamer aber war eine Gesandtschaft Raimunds, des reichen Grafen der Provence und von Toulouse, mit dem sich ebenfalls der Papst zweifellos verständigt hatte, welche am folgenden Tage eintraf. Er ließ der Synode sagen, daß er bereits das Kreuz genommen*) habe, mit einem großen Gefolge von Rittern und Knechten sich zum Zuge rüste und Bedürftige, die sich ihm anschlössen, mit seinen Reichtümern unterstützen wolle. Nun erst wurde die Bewegung allgemein, das Unternehmen gesichert. Als Sammelplatz bestimmte Urban Konstantinopel, als Tag des Aufbruchs den 15. August 1096 und sagte den Pilgern Schutz ihrer Güter und Sündenvergebung zu. Er begnügte sich nicht, alle Bischöfe des Abendlandes, mit Ausnahme Spaniens, durch apostolische Schreiben zur Kreuzzugspredigt in ihren Diözesen aufzufordern, er reiste selbst im mittleren und südlichen Frankreich predigend umher; nachweislich war er in Limoges, Angers, Tours und Nismes. Als er im August 1096, von einer großen Pilgerschar begleitet, nach Rom abreiste, waren schon viele Tausend Kreuzfahrer nach dem fernen Ziele unterwegs.

Adhemar von Puy. Raimund von Toulouse.

Wie Adel und Geistlichkeit in Urban, so fanden die Bauern von Mittel- und Nordfrankreich in dem Eremiten Peter von Amiens den begeisterten und begeisternden Verkünder des neuen Gesetzes und Evangeliums.

Peter von Amiens.

Nach einer sehr viel später aufgekommenen Sage sollte Peter sogar zum ganzen Kreuzzuge den ersten Anlaß gegeben haben. Ihm soll, als er (1094) am heiligen Grabe im Gebet entschlummert war, Christus selbst erschienen sein und den Auftrag gegeben haben, in der Heimat von dem Elend der heiligen Stätten zu erzählen. Ein Brief des Patriarchen an Urban II., den Peter diesem selbst übergeben, habe den Papst auf den Gedanken des Kreuzzugs gebracht und des Eremiten begeisterte Predigt auch in Clermont die Großen dafür gewonnen. Gewiß ist, daß Peter auf seiner Pilgerfahrt Jerusalem nicht erreicht hatte.

Gebürtig aus Achéry in der Diözese Amiens, lebte Peter seit vielen Jahren als Einsiedler in dem waldreichen Berry. Sein Versuch einer Wallfahrt war mißglückt: er mußte umkehren, ohne Jerusalem gesehen zu haben. Als ihn jetzt das Wort des Papstes traf — ob er selbst in Clermont war, ist nicht zu erweisen — machte er sich auf, um von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt ziehend den Kreuzzug zu predigen. Klein und hager von Gestalt — das gebräunte Antlitz mit den fanatisch blitzenden Augen von dem großen Eremitenbarte umrahmt, der ihm bis zum Gürtel reichte — einzig angethan mit einer langen Mönchskutte über dem wollenen Untergewand, mit nackten Armen und Füßen, so saß er auf seinem mageren Maultier, wenn er vor den herbeieilenden Bauern mit hinreißender Beredsamkeit den Willen des Papstes, den Willen Gottes verkündete. Seine einfache Lebensweise — er aß nur Fische und trank etwas Wein, nie Fleisch, nie Brot — und seine begeisterte Hingabe an sein hohes Ziel verschafften ihm bald den Ruf und die Macht eines Heiligen. Selbst die Haare seines Maultieres wurden von manchen als Reliquie aufbewahrt. Er besaß zweifellos einen scharfen Verstand und die Gabe, durch Gerechtigkeit, Energie, Uneigennützigkeit und Wohlwollen große Massen des Volkes zu beherrschen, dessen Sprache er verstand und redete. Nur haftete er eigensinnig an Vorurteilen und war widerstandslos im Unglück.

*) Man wird nicht gut thun, aus diesen Worten zu schließen, daß Raimund schon den später allgemeinen Gebrauch gekannt habe, sich durch Aufheften eines roten Kreuzes auf die rechte Schulter zu einem Kreuzzugsgelübde zu bekennen. Die glaubwürdigsten Teilnehmer an der großen Kirchenversammlung erwähnen ihn noch nicht. Allein schon der älteste Bericht über den Kreuzzug (die gesta Francorum) aus der Feder eines frommen und begeisterten Ritters, der Boemund nach Asien begleitete, hebt mit den Worten an: „Als die Zeit erfüllet war, die Christus im Evangelium gesetzt, indem er sprach: wer mit mir sein will, der nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach — da entstand die große Bewegung durch ganz Gallien.“ Danach erscheint es unzweifelhaft, daß die Worte „Kreuzfahrer, Kreuzheer, Kreuzzug“, wie jener Gebrauch auf eine verzerrte Deutung jener Bibelstelle (Matth. 16, 24) zurückzuführen seien.

Abzug der ersten Bauernschar.

Seiner Predigt kam es zu Hilfe, daß die äußere Lage der Bauern fast in ganz Frankreich und Lothringen trostlos war. Der fromme Abt von Cluny, Pierre le Vénérable schreibt: „Drei- bis viermal im Jahre, so oft sie wollen, plündern die Gutsherren ihre Bauern. Sie quälen dieselben mit ungezählten Frondiensten und legen ihnen schwere, ja unerträgliche Lasten auf. Nur allzu oft sehen sich daher die Hörigen zum Verlassen ihres eignen Bodens und zur Flucht in die Fremde genötigt." Sieben Jahre lang hatte es jetzt Mißwachs in Frankreich, Norddeutschland und Lothringen gegeben. Hungersnot und Krankheiten bildeten das Gefolge, dazu litt der Bauer am meisten unter der beständigen Zwietracht und Raufsucht der Großen. Welchen Zauberklang mußte in seinem Ohre die Botschaft haben, daß seiner im heiligen Lande eine bessere Zukunft warte, vollkommene Freiheit von Hunger und Krankheit, von Plünderung und Unterdrückung. Selbst der Tod, sollte er ihn früher treffen, ehe er das ersehnte Ziel erreicht, brachte ihm die Märtyrerkrone und öffnete ihm die Pforten des Paradieses. Wohin Peter kam — er durchzog Berry, Orléannais, Isle de France, vielleicht auch Flandern — strömten die Bauern ihm zu Tausenden zu. Um Proviant, Waffen und Geld zum Kreuzzuge zu gewinnen, verkauften sie alles, was sie hatten, oft weit unter dem Werte — einmal hat man sieben Schafe für 138 Pfennige hingegeben — setzten Weib und Kind auf einen zweirädrigen Wagen und zogen hungernd, oder von Wurzeln lebend, nach Berry zu ihrem Propheten. Hunger, Hoffnung und fromme Sehnsucht trieben diese ersten Scharen zum frühzeitigeren Aufbruch, ehe die Fürsten und Herren gerüstet waren. Etwa 24000 Mann, von denen freilich nur die Hälfte waffenfähig war, mögen sich da gesammelt haben. Am 8. März verließen sie unter Peters Führung Berry, fanden aber unterwegs noch manchen Zuwachs durch besitzlose Ritter und Grafen, wie den alten edlen Walter Sansavoir (Habenichts) und Lambert le Pauvre, Grafen von Clermont, einen Neffen Gottfrieds von Bouillon. In Köln, wo man am 12. April anlangte, predigte Peter auch den Deutschen (man sagt nicht, ob er der deutschen Sprache mächtig war), allein solchen Anklang wie in der gemischtsprachigen Bevölkerung Lothringens fand er bei ihnen anfangs nicht. Die Franzosen klagten über den „Barbarentrotz" der Deutschen, aber Eckehard bezeugt, der jahrelange Zwist zwischen Kaiser und Papst habe sie dem letzteren und allem, was von ihm ausging, mehr und mehr entfremdet, und der Annalist Saxo erzählt: „Als die Deutschen, ohne die Ursachen dieses Zuges recht zu kennen, so viele Scharen von Reitern und Fußvolk, so große Haufen Bauern, Weiber und Kinder bei sich durchkommen sahen, verspotteten sie dieselben als Wahnwitzige, von unerhörter Thorheit besessen, weil sie ihr Vaterland verließen, nach einem ungewissen verheißenen Lande mit gewisser Gefahr zu haschen, ihren Gütern entsagten und nach fremden trachteten." Dennoch scheinen in Walters und Peters Heeren viele Streiter von deutscher Abkunft gewesen zu sein. Nur die Gesamtheit hielt sich fern.

Ihre Beweggründe.

Immerhin war die Eroberung von Palästina durch christliche Waffen beschlossene Sache. Vorwiegend hatten frommer Glaubenseifer, Schwärmerei und religiöser Wahn, die Aussicht auf Sündenvergebung und himmlischen Lohn, in kaum minderem Grade auch die Hoffnung auf Beute und die Aussicht auf üppige Genüsse, die man in dem so verlockend geschilderten Morgenlande zu finden erwartete, Anteil an der Begeisterung für das Unternehmen; überdies war den Unterdrückten Freiheit, den Verbrechern Erlaß der Strafe in Aussicht gestellt worden. Neben den fanatischen Priester stellte sich der Verbrecher, welcher Entsündigung, der Hungernde, der Bettler, welcher Rettung aus seiner Not finden wollte. An dem Siege zweifelte niemand. Diese Triebfedern waren mächtig genug, um allgemeine Teilnahme an den Kreuzzügen hervorzurufen und den ersten derselben zu einem wahren Völkerzuge zu gestalten. Die von Frankreich ausgehende Bewegung ergriff zunächst die lothringische Ritterschaft und riß fast gleichzeitig die Normannen in Süditalien hin. Nur an den Rittern und Fürsten Deutschlands ging sie vorläufig noch vorüber.

Zug des Walter Habenichts.

Da Peter von Amiens die Hoffnung hegte, in Köln durch seine Predigt noch größere Erfolge zu erringen, die Mehrzahl der französischen Bauern sich aber schwer

Portal der Grabkirche zu Jerusalem.

Erklärung:

Schon Konstantin ließ durch Eustathius aus Konstantinopel über dem heiligen Grabe und Golgatha sowie über den nächstliegenden geweihten Stätten einen großen prachtvollen Bau errichten, der aber im Jahre 614 durch die Perser zerstört wurde. Der heilige Modestus stellte die heiligen Gebäude wieder her, doch auch dessen Werk fiel 1011 unter dem wahnwitzigen Kalifen El Hakem der Vernichtung anheim. Darauf ward die Grabeskirche unter dem Kaiser Romanus als große Rotunde aufgeführt (vollendet 1048), über Golgatha aber nur eine kleine Kapelle errichtet; nach den Kreuzzügen wurde dann ein verschönernder und großartiger Hauptumbau vorgenommen, und die in einem gewaltigen Bau vereinten Kirchen und Kapellen, die damals aufgeführt wurden, bestehen noch jetzt so ziemlich in demselben Zustande, mit Ausnahme der Rotunde, die 1807 großenteils abbrannte. Die Flammen zerstörten die Grabkapelle mit ihren Marmor- und Porphyrsäulen und die große offene, mit Blei gedeckte Kuppel des Hauptgebäudes. Nach einer Zeichnung des Architekten Romeano Katia aus Konstantinopel wurde die Grabeskirche wiederhergestellt, doch haben die ergänzten Teile, obgleich noch immer schön, nicht die reinen Verhältnisse und schönen Dekorationen der früheren, und besonders ist die Kuppel, die jetzt statt der früheren runden Säulen von viereckigen Pfeilern getragen wird, bedeutend gedrückter.

Unsre Abbildung zeigt uns die Südseite des Gebäudes mit dem zweifachen Portale, dessen rechte Thür vermauert ist. Die Thorwölbungen haben schöngeschwungene, tiefgegliederte Bogen mit vielen zurücktretenden Säulen und wiederholen sich in den gekuppelten Fenstern darüber. Links stößt, vortretend, an dieses Portal der etwas schwerfällige viereckige Glockenturm, der nicht vollendet ist, unten mit einfachen breiten, oben mit tiefgegliederten, gekuppelten Fenstern versehen.

3. Portal der Grabkirche zu Jerusalem.

halten ließ, übergab er am 15. April dem edlen Ritter Walter Sansavoir, Walter von Habenichts, den Oberbefehl über die kleinere Hälfte (etwa 10000 Köpfe) seiner Pilgerschar und verabredete mit ihm das Zusammentreffen in Konstantinopel. Fast ohne ernstlichen Unfall gelangten diese ersten Vorläufer des Kreuzheeres in drei Monaten bis zu den Thoren der herrlichen Kaiserstadt. Nur in Semlin wurden 16 Pilger, die zurückblieben, um Waffen einzukaufen, von den Ungarn überfallen und ausgeplündert, in Belgrad eine Schar von 140 Mann, denen man den Markt verweigert hatte, zum großten Teil von den Bulgaren niedergemetzelt, weil sie in der Not sich an den Rinder- und Schafherden vergriffen. Für die übrigen erbat und erhielt Walter von Kaiser Alexius in einer Audienz die Erlaubnis, bis zu Peters Ankunft in der Nähe der Hauptstadt sein Lager aufzuschlagen.

Peters Zug nach Konstantinopel.

Peter hatte während der Osterwoche durch seine Predigt doch noch einige deutsche Priester und Grafen gewonnen und brach fünf Tage nach Walter, am 20. April, ebenfalls auf. Vor allem schloß sich ihm in Schwaben, wo der Bischof von Konstanz, der auch auf dem Konzil von Piacenza gewesen war, den Kreuzzug gepredigt hatte, eine so stattliche Schar von deutschen Rittern und Reisigen an, daß sie jetzt sogar die Mehrzahl gebildet zu haben scheinen. Auch diesem Heere begegnete man überall freundlich und hilfreich nicht nur in Deutschland, sondern auch in Ungarn. Als man aber in Semlin die Kreuzfahrer zu schrecken suchte, indem man die Waffen und andre Ausrüstungsgegenstände jener 16 unglücklichen Genossen Walters an den Mauern aufhängte, befahl Peter die Stadt von drei Seiten zu stürmen. Dieser erste blutige Sieg der Kreuzfahrer brachte reiche Beute und verbreitete auch in Belgrad großen Schrecken. Man ließ sie fast ungestört über die Save setzen — einige Petschenegen aus der Nachbarschaft, die es hindern wollten, wurden niedergemacht — gestattete den Einkauf von Lebensmitteln und sammelte sogar Geld zur Unterstützung der armen Bauern im Heere. Allein bald kamen diese mit den Bulgaren in Streit. Als einige Deutsche, die sich beim Einkauf von Waren übervorteilt glaubten, in der Nähe von Nisch Mühlen und Villen angesteckt hatten, ließ Nikita, der Gouverneur jener Stadt, dem Heere nachsetzen, um an den „Heiden und Räubern", wie der Befehl lautete, Rache zu nehmen und schnitt den ganzen Train ab mit seinen Hunderten von Frauen, Kindern, Wehrlosen, mit allen Vorräten und allerlei Habe, soviel die 2000 Lastwagen fassen konnten. Nun geriet die bunt zusammengewürfelte Schar in ungemessene Wut. Obwohl es Peter schon glückte, Nikita fast den ganzen Train wieder abzujagen, stürmten französische Ritter, keinem Befehle gehorchend, weder Peters noch der Offiziere, gegen die Stadt vor und wurden jämmerlich niedergemetzelt. Selbst während Peter mit Nikita über den Waffenstillstand und über eine Genugthuung unterhandelte, kam es zwischen den wilden Kreuzscharen und den nicht zahmeren Bulgaren zu Jagd und Flucht und Metzelei. Tausende wurden niedergemacht oder in bulgarische Sklaverei geschleppt, Peters gefüllte Kasse fortgeführt. Mit Mühe sammelte man den Rest, vor allem die vielen in der unbekannten und feindlichen Gegend weit Versprengten. Endlich langten doch noch drei Viertel von seinen 14000 Pilgern (12. Juli) vor Sofia an. Hier kam ihnen die erste Gesandtschaft des Kaisers entgegen. Sie brachte zwar ein Verbot, sich länger als drei Tage in einer Stadt aufzuhalten, aber auch die Erlaubnis, Lebensmittel einzukaufen und das Versprechen, daß man ihrem Weitermarsch in keiner Weise hinderlich sein werde. Peter weinte Thränen der Rührung über solche Güte. Am 1. August, 16 Tage nach Walters Ankunft, schlug dieses zweite Pilgerheer seine Zelte im Angesicht der alten Kaiserstadt neben dem ersten auf, mit ihm vereinigt auch ein ehemaliger Klausner, der französische Ritter Folker von Orléans.

Folkers Schar. Judenverfolgung in Prag.

Folker hatte von verarmten Bauern eine eigne Schar gebildet, das nötige Geld wohl von Juden erpreßt, die sich weigerten, Christen zu werden, und war dann über Köln durch das Erzbistum Magdeburg bis nach Prag vorgedrungen. Hier erst, wo sich eine überaus zahlreiche, vor allem durch den Handel mit slawonischen Sklaven begüterte Judenkolonie befand, kam es zur ersten großen Judenverfolgung. Irgend ein Mönch soll in Frankreich unter die

geldbedürftigen Pilger zuerst den zündenden Gedanken geworfen haben, daß alle Juden, die Nachkommen der „Mörder Christi", mit Gewalt zum Christentum bekehrt werden müßten, so verlange es eine auf dem heiligen Grabe gefundene Schrift. Weigerten sie sich, so sei gerechterweise ihr Leben, zum mindesten aber ihre gesamte Habe den frommen Pilgern verfallen. Nach solchem Grundsatze handelten die Scharen Folkers in Prag. Da der Herzog Bretislaw mit seinen Truppen gegen Polen ins Feld gezogen war, gab es keine Macht, die Unglücklichen zu schützen, so sehr der Erzbischof Kosmas sich bemühte. Tausende wurden getötet oder gewaltsam getauft, fast alle beraubt. Als Kaiser Heinrich später den Rücktritt zum Judentum gestattete und viele sich rüsteten, nachdem sie sich wieder zum alten Glauben bekannt hatten, nach Polen oder Ungarn überzusiedeln, wo sie besseren Schutz zu finden hofften, ließ freilich der Herzog sie selbst vorher nochmals exemplarisch ausplündern.

In Folkers Scharen hatten sich nach diesem Vorgange alle Bande der Ordnung gelöst. Als sie in Ungarn gegen alle Verträge die kleine Stadt Neutra (östlich vom Neusiedlersee) überfielen und fortnahmen, wurden sie — gegen 6000 an Zahl — von einem überlegenen ungarischen Heere angegriffen, getötet, gefangengenommen oder zerstreut. Folker selbst rettete sich mit wenigen wie durch ein Wunder zu Peter von Amiens.

Gottschalks Scharen in Ungarn.

Noch roher waren die deutschen Scharen, welche ein durch Peters Predigt begeisterter Priester Gottschalk ihm nachführte. Solange das Geld reichte, zogen sie nur langsam vorwärts, ergaben sich dem Trunk und feierten Gelage, als aber die Vorräte zu Ende waren, raubten sie in Städten und Dörfern und trieben allerlei Unfug um die Wette mit den zahlreichen „Pilgerinnen", die sich diesem Zuge angeschlossen hatten. Da war es kein Wunder, daß man sich plötzlich in der Nähe von Belgrad einem starken Heere des ungarischen Königs Kalmani (von den Deutschen Koloman genannt) gegenübersah. Maßvoll genug bot der Anführer den Pilgern im Namen seines Herrschers Gnade und Unterstützung auf dem weiteren Zuge an, wenn sie alle geraubten Sachen und die Waffen auslieferten. Notgedrungen willigten die meisten in diese Bedingung. Allein als schon die Hauptmasse des Abgelieferten auf den heiligen Martinsberg geschafft war, verweigerte plötzlich eine Pilgerschar das Verlangte und machte von den Waffen Gebrauch, da die Ungarn sie zwingen wollten. Aus dem wütenden Gemetzel, das nun entstand, rettete Gottschalk von den 5500, worunter freilich viele Weiber und Kinder gewesen waren, nur einen verschwindenden Rest. Daß er und seine wenigen Genossen später nur die Wortbrüchigkeit der Ungarn anklagten und auch Glauben fanden, ist selbstverständlich.

Judenverfolgung in Speier und Worms.

Das widerlichste Zerrbild von Kreuzfahrern zeigten die wilden Scharen Wilhelms, des Vicomte von Melun, und des Grafen Emich von Leiningen. Jener, ein Riese von Gestalt und Kraft, von den Seinigen Wilhelm le Charpentier genannt, weil er seinen Gegner mit dem Schwert zu behandeln pflegte, wie der Zimmermann den Balken mit der Axt, roh in Worten und Thaten, war acht Jahre früher (1088) schon den Spaniern gegen die Araber zu Hilfe gezogen, aber mit vielen Genossen rechtzeitig davongelaufen. Dennoch folgte ihm jetzt (April 1096) eine große Schar französischer Bauern nach Speier, wo die zahlreichen aus Frankreich und Italien eingewanderten Juden nicht nur längst fast den ganzen Handel an sich gerissen, eigne umfangreiche Quartiere, sogar eigne Gerichtsbarkeit erworben hatten, sondern seit der milden und ihnen besonders geneigten Regierung Kaiser Heinrichs IV. die schönsten Landgüter und Weinberge, befestigte Stadtviertel und besonders das Privileg besaßen, daß kein Jude oder Judensklave mit Gewalt getauft werden dürfe. Dies vor allem reizte die rohen Ankömmlinge zur Gewaltthat. Die ersten zehn Juden, die ihnen begegneten, schleppten sie gewaltsam zur Taufe in den herrlichen Dom. Aber eine Jüdin gab sich selbst den Tod, die andern ließen sich lieber morden, anstatt sich der Taufe zu fügen. Da die übrigen teils in dem kaiserlichen, teils in dem bischöflichen Palaste Schutz fanden und Bischof Johannes einige von den mordlustigen Pilgern hinrichten ließ — natürlich sagte man ihm nach, er habe von den Juden Gold bekommen — so zog Wilhelm vierzehn Tage später (18. Mai) in Worms ein. Sofort begann auch hier eine grausame Judenhetze. Wer nicht Zeit gehabt hatte, in den Palast des Bischofs Albrand zu fliehen, geriet in die Hand der fanatischen Würger. Auch hier nahmen sich viele selbst das Leben, um der Taufe zu entgehen, Frauen töteten mit eigner Hand erst die Kinder und dann sich selbst, die meisten erlagen dem feindlichen Schwert mit dem tapferen Bekenntnis auf den sterbenden Lippen: „Der Herr unser Gott ist ein einiger Herr." Am siebenten Tage umringten die Rasenden auch den Palast des Bischofs und verlangten die Auslieferung der Flüchtlinge. Unfähig, sie weiter zu schützen — Kaiser Heinrich war fern, in Oberitalien — gebot ihnen der Bischof selbst, die Taufe zu nehmen. Als die kurze Bedenkzeit abgelaufen war, die sie erbeten hatten, fand man nur einen geringen Rest am Leben, den man zur Taufe oder zum Tode schleppen konnte. Die andern alle hatten einander oder sich selbst in der Zwischenzeit getötet. Als die Pilger abzogen, soll man über 800 solcher jüdischen Märtyrer bestattet haben. Ihr Schicksal und ihr Heldenmut erinnert an die Tage der Zerstörung Jerusalems durch Titus.

Judenverfolgung in Mainz.

In Mainz vereinigte Wilhelm seine Scharen mit den rein deutschen des Grafen Emich von Leiningen, der reiche Besitzungen in der Pfalz hatte, aber jetzt vorgab, durch göttliche Offenbarung zur Judenverfolgung aufgefordert zu sein. Vergeblich flüchteten auch hier die Unglücklichen in den Palast des Erzbischofs Ruthard. Trotzdem dieser ein naher Verwandter Emichs war, wurde von allen Seiten Sturm unternommen und das Thor erbrochen. Nach kurzem Ringen erlitt die große Masse der Juden auch hier den Tod, entweder von dem Schwert

der rasenden Pilger oder von eigner Hand. Nur äußerst wenige nahmen die Taufe, darunter ein Vater mit zwei Töchtern. Aber zwei Tage später ergriff ihn die Reue. Nachdem er mit barbarischer Hand die eignen Kinder getötet und sein Haus angesteckt hatte, begab er sich mit einem Genossen in die Synagoge, zündete auch diese an und suchte den Tod in den Flammen. Ein großer Teil der Stadt sank mit in Asche. Nach den Hildesheimer Annalen sind in Mainz 954 Juden getötet worden. Sechzig andre, die der Erzbischof gerettet und aus der Stadt geschafft, fielen andern Kreuzfahrern in die Hände. Ähnliche Szenen gab es auf dem Wetterzuge in Schwaben und in Regensburg und hatte es gleichzeitig auch in Köln gegeben, wo eine wilde, buntgemischte Schar von Wallbrüdern, Engländer, Flandrer, Lothringer, führerlos den Juden nachstellten, die der Erzbischof klug versteckt hatte, desgleichen in Rouen, Metz, Trier, Altenahr, Speyer, Neuß und andern Orten.

Wie eine Krankheit hatte sich vor allem in der Nähe des Rheins die — den Bekennern des Islam nachgemachte — Wut gegen Andersgläubige drei Monate lang ausgebreitet und erhalten. Wenn auch nicht 100000, wie ein französischer Schriftsteller berichtet, aber wohl 10000 französische, deutsche und böhmische Juden mögen ihr Leben eingebüßt haben. Den Getauften gestattete Heinrich durch das Edikt von Regensburg die Rückkehr zu ihrem früheren Bekenntnis, so sehr auch Papst Clemens III. dagegen eiferte. Daß vor allem das Gold der Juden zur Verfolgung und Plünderung gelockt habe, läßt sich eher vermuten als nachweisen. Nur von Emichs Scharen wurde erzählt, sie hätten mit jüdischem Golde die Donaufahrt bezahlt, wozu ihnen sonst die Mittel gefehlt hätten, und der Erzbischof Ruthard von Mainz sollte sich vor Heinrichs IV. Richterstuhl (1098) gegen die Anklage verteidigen, für die Beschützung der Juden das ihm anvertraute Eigentum derselben behalten zu haben, zog es aber vor, nach Erfurt zu entwischen und sich die Beschlagnahme der erzbischöflichen Einkünfte durch Kaiser Heinrich gefallen zu lassen. Sicher haben auch Rassenhaß, Handelsneid und Eifersucht auf den mühelosen, durch königliche und fürstliche Privilegien geschützten Geldgewinn der Juden das Schwert der Bauern geschärft.

Ende der Judenverfolger.

Als jene buntgemischten Scharen sich an der Grenze Ungarns zusammenfanden, zählte man wohl 12000 Mann und 300 Ritter. Jedenfalls waren sie stark genug, die Ungarn, welche den Bau der Brücke über die Leitha hindern sollten, so vollkommen zu schlagen, daß die Pilger die ganze Nacht über den Sieg feierten und ihre Führer sich schon um den Königsthron von Ungarn stritten. Allein in der Stadt Wieselburg an der Donau, die sie ebenfalls siegreich mit Sturm genommen hatten, bemächtigte sich der Bauern plötzlich ein unerklärlicher Schrecken und trieb sie in die Flucht. Sofort wandten sich die Ungarn unter König Kalmani selbst und machten alles nieder oder nahmen gefangen, was ihnen widerstand. Nur wenige, darunter Graf Emich, entkamen auf Umwegen in die Heimat, wo man sie mit Spott und Hohn empfing. Andre schlossen sich dem inzwischen angekommenen Heere Gottfrieds von Bouillon an, darunter Wilhelm von Melun, der später vor Antiochia entfloh.

Peters Kreuzheer vor Nicäa.

So hatte das von Clermont aus der Welt angepriesene, edelste Unternehmen des Christentums bei den christlichen Nationen und Fürsten des östlichen Europa bereits seinen Adel eingebüßt, noch ehe es zur Ausführung gekommen war. Dies hat wohl auch zur Entstellung mancher Berichte über Peter von Amiens geführt, dessen Schar Kaiser Alexius in durchaus friedlicher Weise (nicht zwangsweise wegen Plünderungen) mit Geld unterstützen und (6. August) nach Asien übersetzen ließ, wo sie, etwa 20000 Köpfe stark, zwischen Chevetot, dem alten Helenopolis, und Nicäa ein festes Lager aufschlug, um hier den Zug der Fürsten zu erwarten. Da der Sultan von Rum, Kilidsch Arslan, zur Zeit mit dem griechischen Kaiser in erträglichem Frieden lebte, hatten die Kreuzfahrer keinen Angriff zu fürchten und erhielten auch lange Zeit durch die Fürsorge des griechischen Kaisers den ausreichenden Proviant, allein nach Verlauf eines Monats lockerten sich doch die Bande der Disziplin etwas und, als es einer kleinen Schar Franzosen geglückt war, von einem Streifzuge in die Nähe des seldschukischen Nicäas ungestraft allerlei Vieh heimzuführen, folgten erst größere Scharen der Franzosen diesem Beispiel und endlich gegen tausend Deutsche, die sich in der Burg Xerigordus festsetzten, um hier, reichlich mit Vorräten versehen, das Fürstenheer zu erwarten. Allein Kilidsch Arslan eilte herbei, belagerte die Übermütigen und Unglücklichen, denen jetzt niemand zu Hilfe kam, und ließ sie töten oder in Gefangenschaft führen. Deutsche Grafen mußten später in Antiochia und Aleppo Sklavendienste verrichten. Wenige Tage später fielen auch fouragierende Pilger in die Hand der Seldschuken. Als nun das ganze übrige Heer Peters, etwa 7500 Mann Fußvolk und 500 Reiter — er selbst war nach Konstantinopel zu Kaiser Alexius gereist — um Rache zu nehmen, am 20. Oktober gegen Nicäa vorrückte, erlitt es schon auf der Hälfte des Weges durch die Seldschuken eine vollkommene Niederlage. Als zwei Drittel von den Rittern, darunter ihre Führer, Walter Sansavoir mit zwei Brüdern

und Folker von Orléans, in den Staub gesunken waren, ergriffen die andern die Flucht bis zu ihrem Lager bei Chevetot. Allein in wilder Mordlust waren ihnen drei Stunden lang auch hierher die verfolgenden Seldschuken nachgejagt. Nun wurden auch Schlafende und Kranke, Greise, Mütter und Kinder, Priester und Mönche niedergemetzelt, Jünglinge, Mädchen und Nonnen in Sklaverei geführt, alle Wertsachen, Pferde und Maultiere mitgenommen. Nur wenige verteidigten sich in einem verfallenen Kastell am Meere und vereitelten geschickt den Versuch der Seldschuken, es durch angezündete Reisighaufen in Brand zu stecken. Als ein kühner Schwimmer in der folgenden Nacht die Schreckenskunde zu Peter gebracht hatte, ließ Kaiser Alexius den Rest des ganzen Kreuzheeres — es waren noch etwa 900 streitbare Männer — auf einer wohlverteidigten Flotte herüberholen. Viele kehrten enttäuscht und entmutigt in die Heimat zurück. Nur wenige, darunter Peter von Amiens selbst, Lambert le Pauvre, Bischof Otto von Straßburg und fünf deutsche Ritter, besaßen Mut und Ausdauer genug, um nochmals überzusetzen und Gottfrieds Heer zu erwarten, als dessen Vortrab sie im April 1097 von neuem gegen Nicäa aufbrachen. Allein der Glaube an die Prophezeiungen des hageren Mönches war für immer dahin, und niemand vertraute mehr seiner Leitung.

Ausgang der Bauernzüge.

Es war ein schlimmes Vorzeichen für den Zug der Fürsten, daß bereits über 22000 Menschen Leben oder Freiheit eingebüßt hatten. Die Kaiserstochter Anna Komnena erzählt, die bleichenden Knochen der Erschlagenen seien zu Bergen aufgehäuft und später beim Wiederaufbau des Kastells von Chevetot mit in den Mörtel genommen worden. Ein verschwindender Rest von jenen Tausenden hat überhaupt das heilige Land gesehen, niemand aber das glühend mit der Seele gesuchte Land des Glücks und des Reichtums. Vergebens suchte man die Schuld des Mißlingens irgend welchem Verrate des Kaisers Alexius, wie an andrer Stelle des Königs Koloman von Ungarn zuzuschreiben. Die schlimmste Folge war wohl die, daß der Kaiser Alexius seine christlichen Bundesgenossen aus dem Westen, der Seldschukensultan seine christlichen Gegner bereits verachten gelernt hatte.

Die fürstlichen Kreuzfahrer aus Frankreich.

Sicher war es dem Papst willkommen, daß keiner von den Fürsten Europas, die eine Königskrone trugen, den Anspruch erheben konnte, den heiligen Zug mitzumachen und anzuführen. Beide Nachfolger des großen Karl, der römische Kaiser deutscher Nation, wie der „allerchristlichste“ König von Frankreich, waren aus der christlichen Kirche ausgestoßen und gebannt. An andre dachte man wohl kaum. Nur so konnte Urban hoffen, daß der Wille seines Stellvertreters, des ritterlichen Bischofs Adhemar von Puy zur Geltung komme. Allein sehr bald stellte es sich heraus, daß hier mehr noch als bei den Bauernheeren jeder geneigt sei, durchaus dem eignen Rat und Wunsch zu folgen. Wohl strebten alle nach demselben (zunächst freilich sorgfältig verborgenen) Ziel, nach Ländergewinn im Orient; das gemeinsame Ziel aber, das sie offen nannten, die Eroberung des heiligen Grabes, galt mehr nur als Vorwand, um Mitstreiter zu gewinnen, und lag nur sehr wenigen, das einzige Ziel des Papstes, die Ausdehnung seiner bischöflichen Gewalt über Konstantinopel und Jerusalem, wohl keinem einzigen von allen Fürsten am Herzen. Der Verabredung gemäß hatte der reichste Herr in Südfrankreich zuerst das Kreuz genommen; seine Botschaft kam wohl nur einen Tag zu spät (s. oben). Raimund von Saint Gilles, Markgraf von Provence und Graf von Toulouse, war längst bekannt wegen seines Reichtums und seiner treuen Anhänglichkeit an die Kirche. Da er Bedürftigen zur Ausrüstung verhalf, so schlossen sich ihm nicht nur viele Grafen und Ritter aus Südfrankreich, sondern auch mehrere Bischöfe mit ihrem großen Gefolge an, darunter der Stellvertreter des Papstes. Unzweifelhaft machte sein Heer den frömmsten und des frommen Zieles würdigsten Eindruck, allein sein wilder Thatendrang, seine Ruhmsucht und Habgier, die im Verlauf des Zuges mannigfaltige Verwickelung und Zögerung herbeiführten, lassen es glaublich erscheinen, daß er schon bei dem Abmarsch ein Gelübde gethan habe, nie wiederzukehren, sondern im Orient eine höhere Krone zu tragen. — An Hugo von Vermandois, den „großen Grafen“, wie man ihn zu nennen pflegte, den Bruder des gebannten Königs Philipp, schloß sich vor

allem der Adel von Nordfrankreich, an den reichen Grafen Stephan von Blois, der von Mittelfrankreich an. Der Adel der Normandie folgte seinem abenteuerlichen, genußsüchtigen und unberechenbaren Herzog Robert, der, durch den Willen des Vaters, Wilhelms des Eroberers, vom Throne Englands ferngehalten, nun auch sein Herzogtum für 10000 Mark Silber an seinen bevorzugten Bruder, König Wilhelm II., verpfändete, ebenfalls in der Hoffnung, in dem unbekannten Morgenlande eine bessere und größere Herrschaft zu erringen. Graf Robert von Flandern, dessen Vater schon als Büßer in Jerusalem gewesen war, führte jetzt eine wohl gerüstete Schar von Streitern dorthin. Der einzige halbdeutsche Herzog war der Graf Gottfried von Bouillon, der Neffe und Erbe jenes Herzogs Gottfried des Buckligen, der beständig an Kaiser Heinrichs Seite gekämpft hatte. Er selbst kümmerte sich wenig um den Streit zwischen Kaiser und Papst, erhielt aber trotzdem frühzeitig die reiche Mark Antwerpen und 1089 auch den Rang eines Herzogs von Niederlothringen. So konnte er wohl für den Vornehmsten im Heere gelten, zumal Vater und Mutter sich der Abstammung von Karl dem Großen rühmten. Die Zeitgenossen kannten ihn nur als fromm, tapfer und zuverlässig. Als er mit Erlaubnis des Kaisers das Kreuz nahm und einen Teil seiner Besitzungen verpfändete, um mit zwei Brüdern, Eustach und Balduin, und vielen Tausend Reisigen nach dem heiligen Grabe zu ziehen, traute man ihm weniger als allen andern einen selbstsüchtigen Zweck zu; aber dies war auch der einzige Vorzug, den man ihm gab.

4. Wappen Gottfrieds von Bouillon.

Ein Pfeil, der drei „Alerions“ (fabelhafte Vögel) durchbohrt. Die Devise ist einem Verse Vergils entnommen: „Dederitne viam casusve deusve“ (Ist's ein Gott oder der Zufall, der den Weg weisen wird?). Die „Alerions“ kommen heute noch in dem Wappen des Hauses Habsburg-Lothringen vor.

Später freilich, als er die höchste Ehre erlangt hatte, die der erste Kreuzzug einbrachte, trug die geschäftige Sage auf seinen Namen allerlei Ruhm und Glanz zusammen, wovon die Zeitgenossen nichts wußten. Gottfried wurde — wohl eine Verwechselung mit seinem Oheim — der treueste Anhänger des bedrängten Kaisers: er hieb dem eidbrüchigen Rudolf von Schwaben in der Schlacht die rechte Hand ab, er stand zuerst auf der Mauer Roms. Darüber verfiel er freilich in eine lebensgefährliche Krankheit, weil es doch nicht recht ist, gegen den heiligen Vater zu kämpfen. Allein er genas, sobald er das Kreuz hatte auf seine rechte Schulter heften lassen, und wurde nicht nur der fromme Anführer des ganzen Kreuzzuges, als der er bis in unser Jahrhundert gepriesen wurde, sondern auch zu allen Wunder- und Heldenthaten fähig. Von ihm erzählte man zuerst den gewaltigen Schwabenstreich, der mit einem Hieb einen langen Türken in zwei Hälften teilte. Indem man seine Familie von dem lothringischen Schwanenritter herleitete, der das Königtum des heiligen Grals erhielt, wurde es fast selbstverständlich, daß dem Erben Lohengrins auch die Krone von Jerusalem zukomme. Die eigne Mutter sollte es schon in seiner frühesten Jugend verkündigt haben. — Selbst auf den Eremiten Peter, der vornehmlich in Lothringen den Kreuzzug gepredigt hatte, fiel jetzt noch etwas von dem Abglanz des Herzogs, und man fing an, vor allem in Lothringen selbst, ihm einen größeren Einfluß an der ganzen Völkerbewegung anzudichten, als er je gehabt hat.

Die normannischen Kreuzfahrer aus Italien.

Zu den strebsamsten Kreuzfahrern mußte man selbstverständlich die Normannen Unteritaliens rechnen, die gehorsamen und begehrlichen Vasallen des Papstes, die ja längst gewohnt und geübt waren, zur Ehre Gottes Ländereien an sich zu reißen. Boemund, der unlängst (1081—85) mit den Truppen seines Vaters Robert Guiscard bis nach Makedonien eingedrungen war, um den griechischen Kaiser seines Throns zu berauben, ergriff mit Freuden die Gelegenheit, sich in Asien ein Königreich zu erringen, da ihn sein Vater nur mit der bescheidenen Grafschaft Tarent abgefunden hatte, weil er zwar der älteste, aber nur der Sohn einer Verwandten, nicht einer Prinzessin war. Zweifellos der klügste und besonnenste von allen Kreuzfahrern, richtete er seinen Blick allein auf das Diesseits, sammelte zu den wenigen Streitern, die er selbst stellen konnte, viele Kreuzfahrer, die, um über das Meer weiter zu fahren, Italien durchreisten, und wußte ein ganzes Heer seines Stiefbruders Roger, das gegen Amalfi

heranzog, durch kluge Worte zur Nachfolge zu bestimmen. So zählte er wohl über 5000 Streiter; das war mehr als Stephan von Blois hatte, wenn auch weniger als Raimund oder Gottfried, die jeder etwa 9—10000 Mann führten. Nicht weniger verschlagen und ehrgeizig war sein sagenberühmter Neffe Tankred, aber er strebte doch nicht nach Ländergewinn. Ihn trieb das Gefühl seiner Sündhaftigkeit, der Zweifel an Gottes vergebender Liebe in den Kampf gegen die Heiden. Nicht ruhen und genießen wollte er, sondern nur kämpfen, siegen und sterben als der unbesiegte und unbesiegliche, als der größte und berühmteste Held der Christenheit. Für ihn gab es kein Wagestück, das ihn nicht reizte.

Fehlen eines Oberbefehls.

So ist es klar, daß unter allen Führern keiner war, dem man den Oberbefehl überlassen mochte, keiner, dem er gebührte. Nicht aus strategischen Rücksichten, sondern allein aus Mangel an Einheit und Ordnung, zog fast jeder auf einer andern Straße nach Konstantinopel, Gottfried die Donau entlang, Raimund durch Dalmatien, Boemund durch Epirus und Makedonien, die andern über Apulien zur See. Erst von da ab trat wohl die Notwendigkeit einer einheitlichen Führung fast unabweisbar an sie heran. Nur ausnahmsweise scheint man nach Adhemar von Puy gefragt zu haben; bald sagte man, der eigentliche Führer — so hatte schon Urban gepredigt, ehe er in einem Briefe an Alexius jenen Bischof als den „Anführer des Krieges" bezeichnete — sei Jesus Christus selbst, der unsichtbar seinen Willen durch den Rat der Fürsten und ihren Mehrheitsbeschluß kundthue.

Alexius verlangt den Lehnseid.

Kaiser Alexius, dem die Vorläufer dieses Heeres schon Not genug gemacht hatten, war wenig erbaut von diesen nicht viel besser geordneten Heeresmassen, die ihn mehr zu bedrängen als zu unterstützen drohten. Das Wiedersehen mit den Normannen rief unangenehme Erinnerungen wach. Selbst für sein eben neu geordnetes Staatswesen, für die altertümliche, aber doch feine Bildung der Byzantiner, endlich für den Frieden der griechischen Kirche begann er von diesen ordnungslosen, einer feineren Bildung entbehrenden, fanatisch aufgeregten „Lateinern" zu fürchten. Dennoch hoffte er, die längst erbetene und gehoffte, wenn auch ganz anders gedachte Hilfe zur Wiederherstellung seiner Herrschaft in Asien benutzen zu können, wenn ihm alle Führer nach der in Westeuropa herrschenden Sitte für ihre künftig zu machenden Eroberungen im voraus den Lehnseid leisteten. Mit dem großen Grafen Hugo von Vermandois, der, von trunkener Begeisterung ergriffen, seinen eignen Leuten vorangelaufen war, hatte er leichtes Spiel. Als dieser fahrende Ritter, wie er es mit prahlerischen Worten

5. Kaiser Alexius.

Malerei in einem griechischen Manuskripte des Vatikans.

Das Diadem, welches der Kaiser trägt, ist von Gold; der Mantel lackfarben mit Goldblumen, das Unterkleid blau und die Schuhe rot.

angekündigt hatte, von Papst Urban mit einem geweihten Banner des heiligen Petrus ausgerüstet, schon im Herbst 1096 in Dyrrhachium landete, wurde er mit allen Ehren empfangen und — bewacht. Auch in Konstantinopel, wo der Kaiser selbst den eitlen und kurzsichtigen Grafen durch Schmeicheleien zur bereitwilligen Leistung des verlangten Lehnseides brachte, ahnte er noch nicht, daß er ein Gefangener sei. Anders Gottfried. Als dieser den weiten Weg durch Deutschland, Ungarn und Bulgarien ohne Hindernis durchstrichen hatte und in Thrakien die erste Kunde vom Grafen Hugo und seinem Eidschwur erhielt, glaubte er, diese unwürdige That, zu der sich jener genötigt gesehen hatte, durch Plünderung Thrakiens rächen zu müssen. Dann freilich lagerte

6. **Einnahme von Nicäa durch die Kreuzfahrer.** Nach einem Glasgemälde in der Abtei St. Denis.

Die Glasfenster der Abteikirche von St. Denis, die Abt Suger um 1140 herstellen ließ, enthalten historische Darstellungen, die zwar naiv in der Auffassung, aber keineswegs uninteressant sind. Die Übergabe von Nicäa erfolgte an die Byzantiner (vgl. S. 21); hier läßt der Künstler, der offenbar die Ehre der Kreuzfahrer retten will, diese bei einem Thore einziehen, während durch das andre die Turken abziehen. Daß ein Kreuzfahrer einen Turken unter dem Thore mit der Lanze durchbohrt, ist nur eine Laune des Malers. Ein andrer Ritter hat auf einem Turme bereits die Fahne der Eroberer aufgepflanzt (in Wahrheit wehte die byzantinische oben, als die Kreuzfahrer ankamen). Die Inschrift oben lautet: „Franci victores, Parthi fugientes." Auf all den Glasgemälden von St. Denis sind die Sarazenen und andre Ungläubige als „Parther" bezeichnet, mit Beziehung darauf, daß dieses Volk einst mehrere Jahrhunderte lang die Herrschaft im Orient besessen hatte.

er grollend, weil man auch von ihm den Lehnseid verlangte, von Ende Dezember 1096 bis zum April bei Pera, um erst die übrigen Fürsten zu erwarten. Selbst der wiederholten Einladung des Kaisers gegenüber verhielt er sich ablehnend: er traue ihm nicht. Als nun die Byzantiner, denen seine Anwesenheit lästig wurde, ihn am Gründonnerstag 1097 angriffen, schlug er sie zurück und schalt den Grafen Hugo, den man als Vermittler zu ihm schickte, einen „Sklaven des Kaisers, dessen Beispiel er niemals Folge leisten werde". Allein schon nach vierundzwanzig Stunden änderte er seinen Sinn. Am Karfreitag nochmals angegriffen und gänzlich überwältigt, versprach er, den verlangten Lehnseid zu leisten und wenige Tage später mit seinen Truppen nach Asien überzusetzen. Einen edleren Sieg über den stolzen Sinn des

Lothringers gewann Alexius durch sein diplomatisches Geschick, durch Geschenke und Schmeichelworte. Gottfried schied vom Kaiser als Freund und Vasall, ein Beispiel, das für die übrigen Fürsten maßgebend zu werden versprach.

Boemund und Raimund vor Konstantinopel

Wenige Tage später langte auch Boemund vor Konstantinopel an. Die immer schwierige Lebensmittelfrage hatte ihn in manchen Streit verwickelt, nicht nur mit den Bewohnern von Epirus, Makedonien und Thrakien, sondern auch mit den byzantinischen Truppen, die zum Schutze des Landes die Kreuzfahrer aus der Ferne beobachten und begleiten sollten. Allein trotz der stürmischen Art seines Neffen Tankred wußte er eine Schlacht zu vermeiden, ließ sich von kaiserlichen Botschaftern allein und noch vor seinem Heere zu Alexius führen und empfing reichliche Geschenke. Den verlangten Lehnseid leistete er unbedenklich, zumeist wohl, weil er ihm keine Bedeutung zuschrieb, und soll trotzdem offen erklärt haben, daß er nach eignem Ländergewinn trachte. Seitdem war er dem Kaiser verdächtig, der immer noch in der seltsamen Vorstellung lebte, die Kreuzfahrer seien einzig herbeigekommen, um seine Macht über die der Seldschuken zu erheben. Als unter den übrigen Fürsten allein Graf Raimund von Toulouse und Tankred sich beharrlich weigerten, den Lehnseid zu leisten, und Boemund dem Kaiser das unerhörte Anerbieten machte, ihn gegen jenen zu unterstützen, begnügte sich Alexius schnell mit Raimunds Gelübde, ihm weder nach dem Leben noch nach der Ehre zu trachten und schloß gerade mit ihm insgeheim einen Bund des gemeinsamen Hasses gegen Boemund.

Einnahme von Nicäa.

Zuvörderst wandte man sich gegen Nicäa, den Hauptwaffenplatz des Sultans von Rum oder Ikonium. Die geängstigte Besatzung war schon im Begriff, sich den Kreuzfahrern zu ergeben, als Kilidsch Arslan mit einem großen Heere zum Entsatz nahte und im Begriff stand, sich von der unbewachten Südseite in die Stadt zu werfen. Hier aber begegnete ihm (17. Mai 1097) unerwartet der eben mit seinen Scharen eingetroffene Raimund von Toulouse und schlug ihn so vollkommen, daß er sich zu neuen Rüstungen nach Ikonion zurückbegab. Dennoch hielt sich Nicäa noch über einen Monat. Erst durch das Versprechen äußerst billiger Bedingungen gelang es den Byzantinern, die bedrängten Einwohner verräterisch zur Übergabe zu bestimmen. Bei einem allgemeinen Sturm des Christenheeres öffneten sie (19. Juni) den Byzantinern allein die Thore und schlossen sie eiligst hinter ihnen, ehe noch die Kreuzfahrer herankamen. Diese suchte Alexius durch reiche Geschenke, die von allen Führern gern genommen wurden, für den schnöden Verrat zu entschädigen, überließ ihnen den weiteren Kampf gegen die Seldschuken allein und verlangte nur noch einmal den Lehnseid, der jetzt von allen, selbst von Tankred, ohne Säumen geleistet wurde. Dann zog sich der schlaue Diplomat mit seinen Truppen zurück, froh über den Gewinn der wichtigen und starken Seldschukenhauptstadt in seiner nächsten Nähe.

Sieg bei Doryläum.

Nach wenigen Tagemärschen trafen die Kreuzfahrer auf Kilidsch Arslan, der mit einem großen Rachеheere herbeikam. Bei Doryläum in den Bergen Kleinasiens kam es (1. Juli) zu einem harten Kampfe. Da Tankred, der Normanne Robert und Stephan von Blois sich dem Befehle des klugen Boemund fügten, hielt man wacker aus, bis die andern Führer und Scharen herbeigeholt waren, die nun den Sieg vollkommen machten. Kleinasien war dadurch von den Christen gewonnen, und der Sultan zog grollend, plündernd und verheerend nach dem Osten zurück.

Balduin wird Fürst von Edessa.

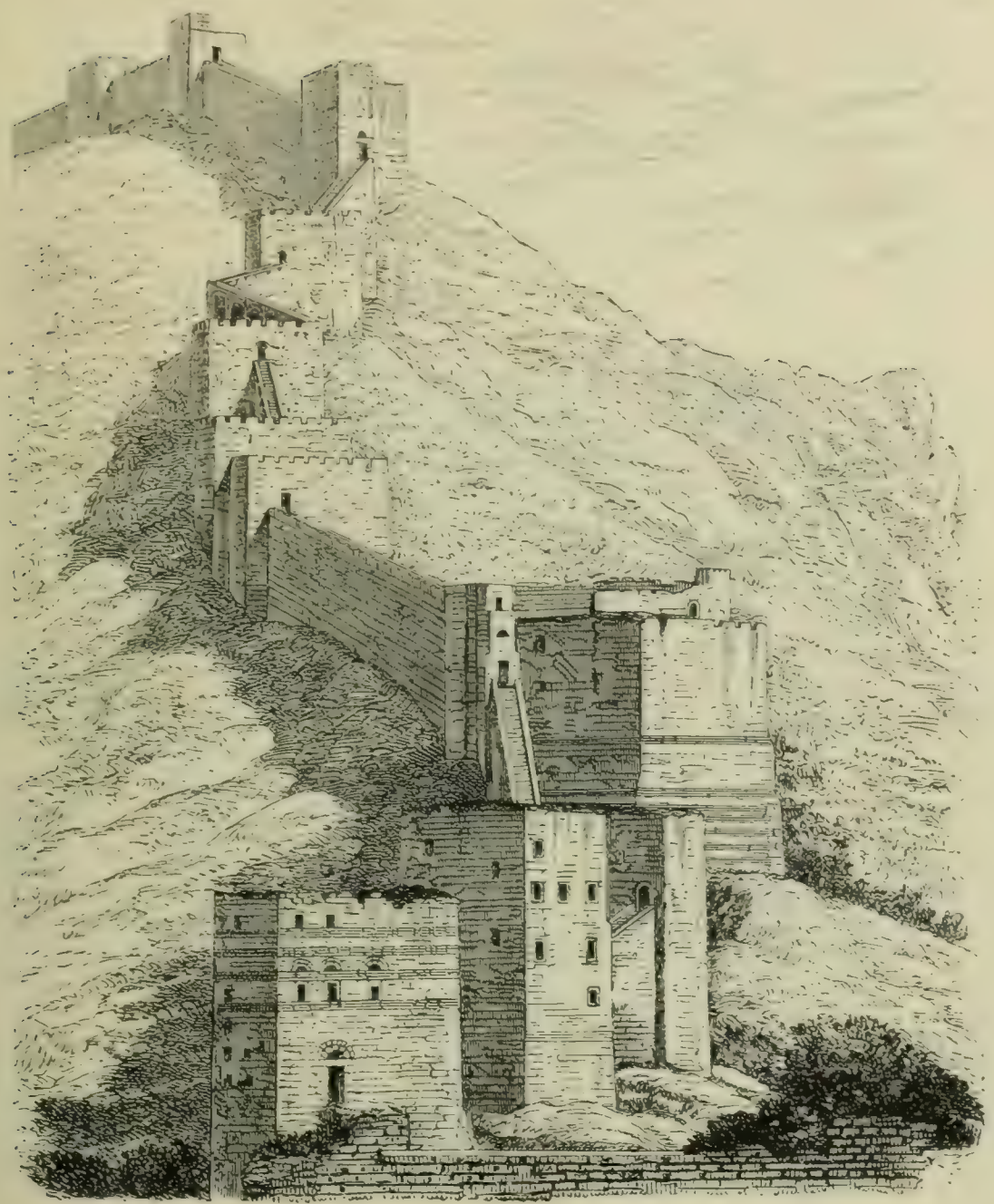
Unter mancherlei Entbehrungen und Leiden ging das Kreuzheer durch die Mitte von Kleinasien in weitem Bogen um den Taurus herum. Nur zu einigen von den kleinen christlichen armenischen Fürsten, welche sich noch mitten zwischen den Seldschuken trotz beständiger Kämpfe erhalten hatten, schickte man kleine Hilfskorps. Als Balduin mit dem übermütigen und zanksüchtigen Tankred in Kilikien, wohin sie zusammen abgeordnet waren, Streit bekam, folgte er mit seiner kleinen Schar einer Einladung des Fürsten Thoros von Edessa, den er zunächst gegen die Seldschuken verteidigte und dann im Einverständnis mit der Bevölkerung des Thrones beraubte. So wurde der kluge und energische Bruder Gottfrieds, der erste unter allen Kreuzfahrern, der sich ein eignes Fürstentum im Orient errang. Thoros aber endete durch Meuchelmord.

Einnahme Antiochias.

Antiochia, die größte und schönste Stadt Syriens, galt wegen ihrer breiten Mauern und ihrer 450 Türme fast für uneinnehmbar. Bei der Planlosigkeit und Unsicherheit der Heeresleitung dauerte es wochenlang, bis die Kreuzfahrer, welche Ende Oktober davor standen, die Einschließung vollendet hatten. Nun aber boten der Bau der Verschanzungen und Belagerungsmaschinen sowie die Zufuhr der Lebensmittel besondere Schwierigkeiten. Zum Glück landete im Hafen der Stadt, am Ausgange des Orontes, gerade damals ein ganzes Geschwader von Kreuzfahrern, zum Teil aus deutschen, englischen und französischen Häfen, vor allem aber aus Genua und Pisa, deren fromme Begeisterung für das heilige Land sehr nahe mit ihrem Handelsinteresse und ihrer Neigung zum Seeraub verwandt war. Unter ihnen befanden sich kundige Leute, die sich auf Städtebelagerung verstanden, während die Fürsten wiederholentlich die Heere, welche im Winter die Stadt zu entsetzen suchten, tapfer zurückschlugen. Allein die feste und wohlverteidigte Stadt hielt sich noch immer, als im Frühling 1098 die Nachricht kam, daß der Statthalter von Mossul, Kerbogha, auf Befehl seines Sultans mit einem Riesenheere den Belagerten zu Hilfe komme. Unter dem Drange dieses Umstandes bemächtigte sich Boemund, der längst nach der Herrschaft in Antiochia strebte, energisch der gesamten Leitung. Den byzantinischen Offizier, der von Alexius zurückgelassen war, um die Kreuzfahrer mit Rat — und Mißtrauen zu begleiten, wußte er durch Vorspiegelung von schlimmen Anschlägen der übrigen Fürsten fortzuängstigen, diesen selbst, außer Raimund, entriß er durch die Drohung, er werde sich sonst für immer von ihnen trennen, das Versprechen, ihm das Fürstentum zu überlassen. Dann verhandelte er insgeheim mit einem armenischen Renegaten Firuz, den die Rache am Befehlshaber der Stadt zum Verrate trieb, und konnte den Fürsten nun erklären, er habe die Möglichkeit und sei bereit, Antiochia den Seldschuken zu entreißen, doch verlange er nochmals die Zustimmung zu seiner Herrschaft. Vergebens zögerten sie Tag für Tag, bis die Nähe Kerboghas immer bedrohlicher wurde und sie alle ohne Ausnahme zwang, jenes Versprechen zu geben. Am 3. Juni 1098 legte Boemund selbst im ersten Morgengrauen die Sturmleiter an die Mauer nahe dem Eckturm, den jener Verräter befehligte. Während die Seinigen unbehelligt hinauf und hinüber in die Stadt drangen, stürmten die übrigen Kreuzfahrer von der andern Seite. Bald öffneten sich auch hier die Thore, und mit grausiger Wut stürzten sich die barbarischen Christenscharen auf die vollkommen überraschten Seldschuken. Gefangen wurde niemand; nur getötet, geplündert, verbrannt oder verpraßt wurde alles, was vorhanden war. Verbot und Bitte waren machtlos gegenüber solchem wilden Gebaren.

Belagerung der Kreuzfahrer in Antiochia.

Währenddes hatte der Sohn des Befehlshabers der Stadt — er selbst war auf der Flucht im Gebirge niedergemacht — mit dem Reste der Seldschuken ein Kastell im Süden besetzt, aus dem Boemund ihn noch nicht vertrieben hatte, als Kerbogha von Mossul mit einem Riesenheere — die Zeitgenossen sprechen von 300000, ja von 600000 Mann — die Stadt von dieser Citadelle aus unaufhörlich zu stürmen begann. Da er gleichzeitig durch eine große Heeresabteilung den unteren Orontes besetzt hielt und dadurch den Belagerten die Zufuhr vom Meere aus abschnitt, gerieten diese in namenlose Not. Da sie in wenigen Tagen alle Vorräte verpraßt hatten, griffen die Hungernden jetzt nach Gras, Wurzeln, Baumrinde, Panzerriemen, Schuhsohlen und vor allem gefallenen und verhungerten Tieren. Viele verzagten, ließen sich nachts an Stricken von der Mauer hinab — daher Strickläufer genannt — verleugneten ihren Christus und bekamen dafür zu essen. Unter ihnen war auch Lambert le Pauvre, der aber später, von Reue getrieben, wieder beim Kreuzheere eintraf. Um so heldenhafter erschienen die Ausharrenden, selbst solche, die in den Tagen des Sieges wenig Standhaftigkeit bewiesen. Man sah Streiter vor Ermattung und Kraftlosigkeit plötzlich zusammensinken, entschlummern und nach kurzer Erquickung durch den Schlaf von neuem in den Kampf eilen. Andre beteten unermüdlich zu Christus, zur Jungfrau, zu allen Heiligen, oder sie fanden Trost und Stärkung in Visionen und Prophezeiungen. In solcher Not ergriff man jeden Strohhalm, der Hoffnung brachte. So kam ein einfacher Provençale, Peter Bartholomäus, zu Raimund und erklärte, der heilige



7. Teile der Mauern von Antiochia (Westfront).

Die Befestigungen von Antiochia rühren in ihren Hauptzügen von Justinian her und stellen ein gutes Beispiel byzantinischer Befestigungskunst zu Ende des 5. Jahrhunderts dar. Die wichtigste Erneuerung und Ergänzung fand im Jahre 976 nach dem Erdbeben statt; damals wurde wohl auch die Citadelle auf einem der vier in die Umfassung einbezogenen Hügel errichtet. Der Umstand, daß die Mauern ein übermäßig ausgedehntes Gebiet einschlossen, bildete immer ein Moment der Schwäche, sobald nicht entsprechende Streitkräfte zur Verteidigung der weitläufigen Walle bereitstanden. Zerstört wurden sie eigentlich erst im 19. Jahrhundert (1835) während der ägyptischen Herrschaft in Syrien, als Ibrahim Pascha sie als Steinbruch für den Bau seiner Kasernen benutzte. (Nach Rey.)

Andreas habe ihm die heilige Lanze gezeigt, mit der einst der Leib Christi durchstochen wurde; sie sei tief unter dem Altar der Peterskirche vergraben; wenn man sie heraushole, werde man Rettung finden. Natürlich entdeckte man sie. Ein Augenzeuge berichtet, er selbst sei auf die Kniee gesunken und habe die Lanzenspitze geküßt, andre nach ihm. Auch dieser geringe Umstand gab neuen Mut, mehr aber half, daß man in dieser Gewißheit, entweder Hungers zu sterben oder zu siegen, die gesamte Leitung abermals dem klugen Boemund überließ. Noch einmal schickte dieser eine Gesandtschaft an Kerbogha, um ihn zum friedlichen Abzug zu bewegen. Man erkor dazu den Eremiten Peter, der sein früheres Ansehen längst eingebüßt hatte, weil er in einer schwachen Stunde schon vor der Einnahme von Antiochia mit Wilhelm, dem Vicomte von Melun,

zusammen geflohen und von Tankred gewaltsam zurückgeholt war. Jetzt zeigte er zwar wieder den nötigen Mut, brachte aber die klägliche Antwort zurück, Kerbogha verlange den Übertritt zum Islam oder den Tod. Nun bereitete Boemund alles zum Ausfall vor. Den Zaghaften ließ er die Häuser verbrennen, so daß sie kein Heim mehr hatten, dann brach er am 28. Juni mit den hageren, durch Hunger entstellten Kriegern in das Thal des Orontes vor. Kerbogha, in dessen Heer die mitstreitenden Emire von Damaskus und Halep mehr Verwirrung als Hilfe brachten, war auf den Todesmut der verzweifelten Kreuzfahrer nicht gefaßt. Sein Heer flatterte auseinander, sein reich versehenes Lager war den Halbverhungerten eine willkommene Beute, und die wilde

8. Schlacht bei Askalon (1099). Nach einem Glasgemälde in der Abtei St. Denis.

Dieses Glasfenster, das sich neben dem oben Abb 6 wiedergegebenen befindet, stellt Kreuzfahrer zu Pferde im Kampfe mit den Sarazenen dar. Sie sind bis zu den Knieen gepanzert, wie auch auf andern Bildern aus der Zeit. Wappen waren damals noch nicht gebräuchlich. Die Ungläubigen, die anstatt des Helmes nur eine Art Haube tragen, sind teils mit Bogen, teils mit Lanzen und Seitenwaffen von verschiedener Länge bewaffnet.

Siegeslust trieb zu den ärgsten Ausschreitungen. Allen andern thaten es die Bettler und Vagabunden in Peters Heer zuvor, dessen militärische Leitung einem Bettlerkönige, den man Tafur nannte, übertragen war.

Streit über Antiochia zwischen Boemund und Raimund.

Über solchem Siegesjubel geriet das ganze Unternehmen ins Stocken. Große Scharen zogen in die Umgegend, um Beute zu machen und Lebensmittel zu rauben, andre blieben in der verseuchten Stadt und erlagen zu Tausenden einer ansteckenden Krankheit, darunter Adhemar von Puy (1. August), der als Vertreter des Papstes unablässig bemüht gewesen war, die Einigkeit zu erhalten und das Hauptziel des Kampfes immer von neuem vor Augen zu führen. Alsbald erhob sich wieder der Streit um den Besitz von Antiochia. Da Raimund jetzt darauf bestand, daß es dem byzantinischen Kaiser zu überliefern sei, die meisten Fürsten aber, wie vorher ausdrücklich versprochen war, es Boemund zuerkannten, beschloß man, den Grafen Hugo

von Vermandois an Alexius zu senden, der inzwischen ganz Kleinasien besetzt und mit den Seldschuken Frieden geschlossen hatte. Graf Hugo aber, der leidigen Entbehrungen müde, kam überhaupt nicht wieder, sondern benutzte die Gelegenheit, um in die Heimat zurückzukehren. So dauerte der Streit zwischen dem mystisch fromm gesinnten, aber doch kleinlichen, habgierigen Raimund und dem klugen, nüchternen Boemund noch monatelang fort und hallte wider in den Spottreden ihrer Gefolgschaften. Wenn die Provençalen mit der heiligen Lanze prahlten, durch die man den Sieg gewonnen habe, so spotteten die Normannen über Peters kecken Betrug und bezeichneten jene als unecht. Als Raimund durchaus nicht aus Antiochia weichen wollte, erklärten endlich seine eignen Scharen, sie wollten lieber Antiochia, den Gegenstand des Streites, zerstören und allein das heilige Grab besuchen. Diese freimütige Erklärung bewirkte wohl,

9. Der „Davidsturm" (Citadelle) zu Jerusalem.

Dieses Bauwerk, etwa in der Mitte der Westmauer der Stadt gelegen und aus einer unregelmäßigen Masse von viereckigen Türmen bestehend, die von einer Mauer umgeben sind, zeigt in seinen gewaltigen Quadern Spuren hohen Altertums und ist wahrscheinlich der Turm Phasael, von dem Josephus berichtet, während die Volkstradition in ihm den „Turm Davids" sieht.

daß Raimund sofort Antiochia räumte, allein schon über Maara, das er gleich darauf erstürmte, entstand derselbe Streit mit den Normannen. Nun führten wirklich die Provençalen ihre Drohung aus, zerstörten Maara mit wilder Wut und zwangen dadurch ihren Herrn, mit ihnen weiter nach dem Süden zu marschieren, während Boemund zur Neuordnung seines Fürstentums zurückblieb. Wohl gedachte Raimund, sich auf dem Weitermarsch in Tripolis die ersehnte Herrschaft zu gründen, allein eine Gesandtschaft des Kaisers Alexius, die seine Ankunft an der Spitze eines großen Heeres in Aussicht stellte und die Kreuzfahrer aufforderte, so lange zu warten, bis er da sei, erregte bei der großen Mehrzahl der Kreuzfahrer das einzige Verlangen, sofort nach Jerusalem aufzubrechen, um das ersehnte Ziel noch vorher zu erreichen. Raimund weinte vor Wut, allein er bequemte sich doch, auch seine Scharen im Mai 1099 auf dem Wege nach Jerusalem weiter zu führen.

Eroberung Jerusalems (15. Juli 1099).

Während die Kreuzfahrer noch mit den Seldschuken rangen, hatten die Fatimiden Ägyptens den richtigen Zeitpunkt wahrgenommen, diesen Palästina wieder zu entreißen. Seit dem Sommer 1098 war Jerusalem bereits in der Hand des fatimidischen Wesirs Alafdahl, der sich stark genug glaubte, auch jenen den Einzug in die heilige Stadt zu wehren, es sei denn, wie er ihnen sagen ließ, daß sie nur in kleinen unbewaffneten Haufen den Eintritt begehrten. Die Kreuzfahrer kümmerte ein solches Verbot wenig. Je geringer ihre Zahl war — gegen Kerbogha hatten nur noch 16200 gekämpft — desto mehr wuchs ihre Begeisterung, ihr Mut und ihre Standhaftigkeit, zumal sie sich dem ersehnten Ziele nahe wußten. Als sie nach einem mehrtägigen Marsch an der Küste des alten Phönikiens sich südöstlich den Bergen zuwandten und endlich — es war am 7. Juni — durch eine breite Felsspalte die Türme und Zinnen von Jerusalem vor Augen hatten, da fielen alle mit Gebet und Thränen auf die Kniee nieder. Die Glücklichen waren kaum zu halten, bis die Fürsten den Angriffsplan gemacht hatten. Allein, als sie von Norden, Westen und Süden gleichzeitig stürmten, wurden sie energisch zurückgeschlagen und erkannten nun, daß statt durch Begeisterung das Ziel nur durch die Kunst regelrechter Belagerung zu erreichen sei. Dabei wurde bald ihre eigne Not fast ebenso groß als einst vor Antiochia. Die dürre Umgegend bot keine Lebensmittel, kein Wasser, da die wenigen Brunnen von der flüchtigen Bevölkerung verschüttet waren, kein Holz zum Bau der Belagerungsmaschinen; nicht einmal die nötigen Werkzeuge besaß man. Zur rechten Zeit aber nahte die Erlösung in Gestalt genuesischer Schiffe, die das meiste nach Joppe (Jaffa) brachten, dessen man bedurfte, Wein, Brot, Geräte, sogar Zimmerleute. Nun holte man das nötige Bauholz von den Abhängen des Gebirges oder aus dem Gehölze bei Bethlehem und vollendete in kurzer Zeit die nötigen Sturmleitern und zwei große Belagerungstürme. Nachdem der eine unter Gottfrieds Anführung erst an die Nord-, tags darauf aber an die Ostseite, der andre unter Raimund an die Westseite gerollt war, rüstete man auf den Vorschlag eines provenzalischen Priesters, dem es Adhemar von Puy im Traume so befohlen hatte, die Seele unter Gebet und Gesang durch einen Bußgang um die heilige Stadt. Dann raste vom Morgen des 14. Juli an der Kampf an allen Mauern. Allein erst am Nachmittag des 15. gelang es den Lothringern, die Fallbrücke ihres Turmes glücklich auf die Stadtmauer herabzulassen und, von den Brüdern Gottfried und Eustach geführt, in dem Augenblicke in die Stadt einzudringen, als auch Tankred und Robert von der Normandie durch eine Bresche in der Mauer den Weg fanden. Die Provenzalen bedurften erst der Wundererscheinung eines leuchtenden Ritters auf dem Ölberge, um einige Stunden später ebendahin zu gelangen. Dann aber wetteiferten alle in wilder Mordlust, um ihr Rachegefühl für die bestandene Not zu sättigen oder wenigstens in reicher Beute den Ersatz für so viel Entbehrung zu finden. Am eifrigsten wühlte Tankred nach Gold und Silber in allen Häusern. Die Straßen füllten sich mit Leichen, wie ein Berichterstatter schreibt, „bis zum Knie der Reiter und zum Gebiß der Pferde". Das Blut der erschlagenen Sarazenen — man spricht von 10000 — rieselte über die Stufen der Moschee Omars auf dem Tempelberge. Eine Masse Juden, die in der Synagoge Schutz gesucht hatten, wurden mit dieser verbrannt. Von allen nicht christlichen Einwohnern Jerusalems blieben kaum so viel übrig, erzählte man, als nötig waren, um die Leichen zu bestatten. Dann erst erinnerte man sich des frommen Zweckes und der heiligen Stätte: unter Psalmengesängen zog man in Festgewändern zur Grabeskirche, um Gott mit Thränen für den herrlichen Sieg zu danken und Besserung der Seele zu geloben.

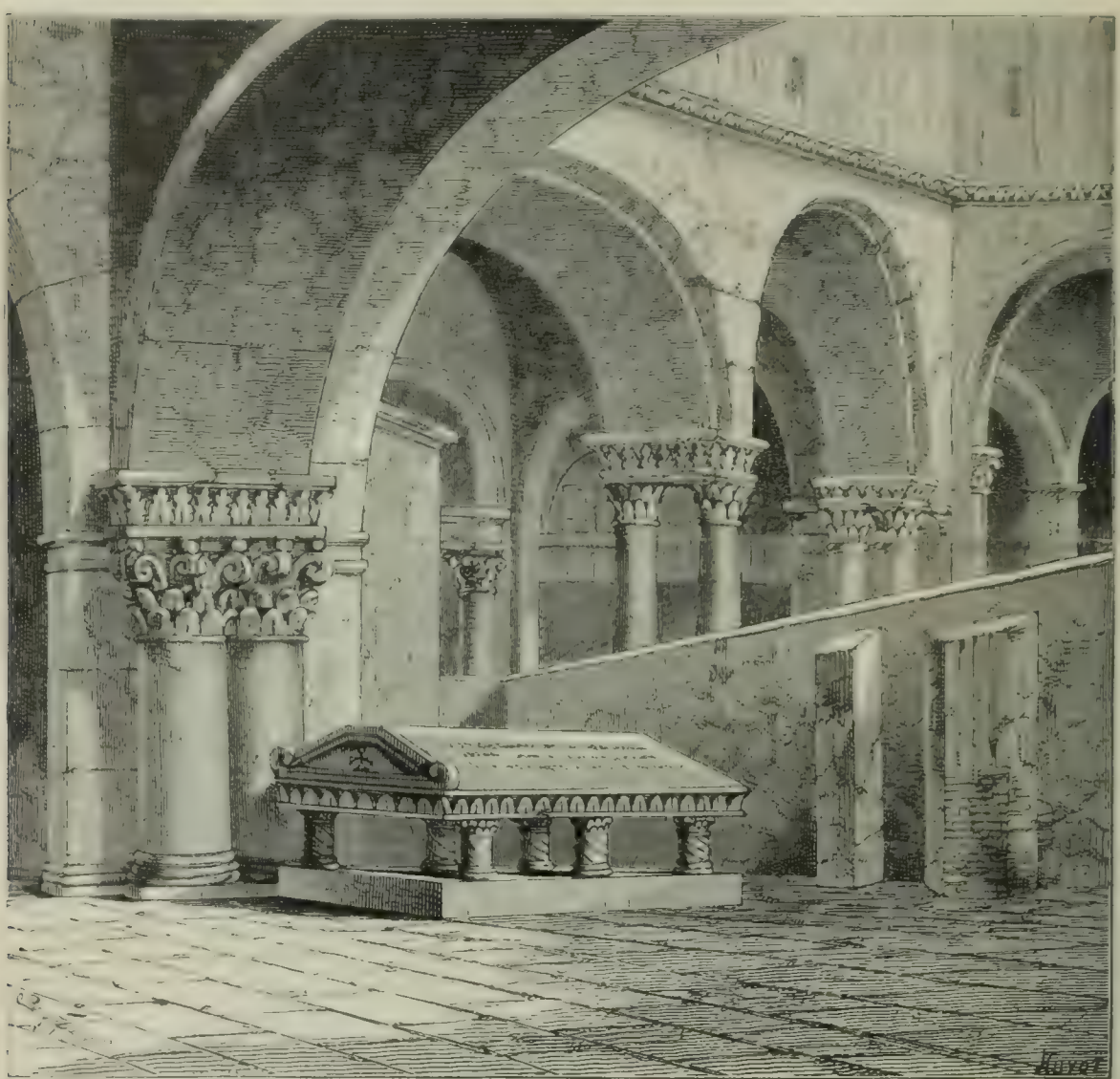
Gottfried wird Herrscher.

Nachdem das große Ziel erreicht war, gab es neuen Streit. Die Geistlichen im Heere wollten aus der heiligen Stadt und ihrer Umgebung einen zweiten Kirchenstaat mit einem Patriarchen machen, die Krieger verlangten einen weltlichen Beschützer des heiligen Grabes. Aber wem sollte dieses Amt zufallen? Die begabtesten, Boemund und Balduin, waren fern, Raimund lehnte ab, „an der Stelle eine Königskrone zu tragen, wo sein Herr einst eine Dornenkrone getragen habe"; er war einsichtig genug, um zu erkennen, daß hier wenig Ehre, kein Gewinn, aber viel Mühsal zu ernten sei.

10. Das Goldene Thor zu Jerusalem (Ostseite). Im Vordergrunde arabische Gräber.

Das „Goldene Thor", das gewöhnlich als ein Bauwerk Justinians betrachtet wird, befindet sich in der östlichen Mauer des „Haram esch-Scherif" des „vornehmen Heiligtums", das auf dem alten Tempelplatze steht. Es ist schon seit Jahrhunderten vermauert, angeblich weil durch sie der Feind in Jerusalem einziehen werde, der die Stadt den Moslemin wieder entreiße. Der Name entstand übrigens durch ein Mißverständnis, indem die griechische Bezeichnung horaia in das lateinische aurea verdreht wurde.

Ob auch Robert von der Normandie befragt wurde und ablehnte, ist nicht erwiesen; über seine Unfähigkeit, eine Krone zu tragen, war schon sein eigner Vater im klaren. So blieb nur Gottfried übrig, der zwar nie durch außergewöhnliche Eigenschaften Glanz verbreitet hatte, aber immer treu erfunden war. Am 22. Juli 1099 ernannten die Fürsten ihn zum „Beschützer des heiligen Grabes", wahrscheinlich, weil er selbst nur diesen Titel begehrte. Daß seitdem sein Name und sein Gedächtnis durch die Sage mit einer ungewöhnlichen Lichtfülle (s. S. 18) umgeben werden konnte, war um so eher möglich, da seine Herrschaft kein volles Jahr dauerte; und doch genügte



11. Grabmal Gottfrieds von Bouillon in der heiligen Grabkirche zu Jerusalem.

Nach einer 1828 an Ort und Stelle ausgeführten Zeichnung. Das aus den ersten Jahren des 12. Jahrhunderts stammende Monument ist leider der Zerstörung anheimgefallen.

diese kurze Spanne Zeit, um die Erkenntnis zu reifen, daß die Königskrone von Jerusalem auch nur eine Dornenkrone sei. Gleich den ersten Streit gab es mit Raimund, der sich kaum nach langem Widerstreben bereit fand, Gottfried anzuerkennen und ihm den Davidsturm zu übergeben, den er mit seinen Provençalen erobert und besetzt hatte.

Schlacht bei Askalon.

Zum Glück waren die meisten Kreuzfahrer noch anwesend, als der Wesir Alafdhal mit einem buntgemischten, weit überlegenen Heere von Ägyptern, Äthiopen, Arabern und sogar Seldschuken heranzog. So gelang es Gottfried wirklich noch, das heilige Grab zu schützen und durch einen blutigen Sieg bei Askalon, der alten Philisterhauptstadt, am 12. August 1099 Alafdhal zur Flucht über die See zu nötigen. Die

Stadt selbst, welche im ersten Schrecken schon die Fahne Raimunds aufgezogen hatte, entging den Kreuzfahrern wieder, weil Gottfried ihren Besitz durchaus für das Königreich Jerusalem in Anspruch nahm, obwohl jener nach damaliger Sitte wohl einen Rechtsanspruch behaupten konnte.

Heimkehr der Kreuzfahrer.

Unmittelbar nach der Abwehr der Fatimiden beeilten sich die meisten, froh, ihr Gelübde erfüllt zu haben, den Heimweg anzutreten. Noch einmal badeten sie im Jordan, küßten nach Art der Mohammedaner die heiligen Stätten, schnitten Palmenzweige ab in „Abrahams Garten bei Jericho", erhandelten Reliquien und — überließen das christliche Jerusalem und seinen Herrscher ihrem eignen Schicksal. Von den Fürsten blieb nur Tankred zurück, der sich mit 80 Rittern — mehr besaß er nicht — in Tiberias eine kleine Herrschaft zusammengeraubt hatte; Gottfried ernannte ihn zum Fürsten von Galiläa.

Raimund vor Laodicea.

Die andern, Robert von der Normandie, Robert von Flandern, Raimund und Eustach schlugen den alten Küstenweg ein. Als sie in die Nähe des Fürstentums Antiochia kamen, brachte ihnen eine Gesandtschaft aus der Hafenstadt Laodicea die dringende Bitte um Hilfe entgegen. Sie hatte sich, um der Brandschatzung durch die normannische Besatzung zu entgehen, den Byzantinern in die Arme geworfen, deren Hauptheer auf Befehl des Kaisers in Kilikien eingebrochen, aber von Boemund mit überlegenem Geschick vertrieben war. Jetzt hatte der siegreiche Fürst, unterstützt durch eine pisanische Flotte, die ihm nach dem Willen des Papstes der Erzbischof Dagobert zuführte, bereits den Hafen zurückerobert und belagerte die Stadt. Raimund, schnell bereit, Boemund, den er beneidete und haßte, zu gunsten des Kaisers zu verdrängen, erhob schon die Waffen zum Kampf, als der Erzbischof den Frieden vermittelte. Raimund besetzte mit einem kleinen Rest seiner Provençalen die Festungstürme der Stadt; die andern, Fürsten und Reisige, segelten (im September 1099) der ersehnten Heimat zu.

Boemunds Wallfahrt, Gefangenschaft und Heimkehr.

Boemund fürchtete den abenteuernden Nebenbuhler so wenig, daß er mit Balduin von Edessa, mit Dagobert und einem Kreuzheere von 25000 Mann zur Erfüllung seines Gelübdes sich nach Jerusalem begeben konnte. Als er in den letzten Wochen des Jahres 1099 dort erschien, geschah es freilich zugleich, um durch Einsetzung Dagoberts als Patriarchen von Jerusalem statt des unfähigen Normannen Arnulf, sich selber Einfluß und Anhang zu verschaffen und durch sein stattliches Heer den fast vereinsamten Gottfried zu verdunkeln. Kaum zurückgekehrt, warf er sich in den Kampf mit dem Sultan von Haleb, wurde aber im Sommer 1100 von dem Seldschuken-Emir Danischmend unvermutet überfallen, besiegt und mit mehreren Rittern in die Gefangenschaft nach Siwas (Sebaste am oberen Halys) geführt. Als er drei Jahre später für ein hohes Lösegeld die Freiheit erlangte, stürzte er sich mit einem großen Heere auf Haran (das alte Karrhä), wurde aber wieder geschlagen und kehrte nun ergrimmt und mißmutig nach Italien zurück. Selbst der Segen des Papstes Paschalis, der seinem letzten Kriegszuge gegen Alexius zum Heil gereichen sollte, erwies sich kraftlos. Er starb 1111, rast- und ruhelos mit neuen Rüstungen beschäftigt, in Apulien. Wohl bestand noch sein asiatisches Fürstentum unter Tankreds Herrschaft eine Zeitlang fort, aber sein hochfliegender Plan, zwischen Byzantinern und Seldschuken ein gewaltiges, achtunggebietendes Frankenreich zu gründen, in dem später zweifellos auch das Königreich Jerusalem aufgegangen wäre, zeigte sich mit den bisherigen Mitteln unausführbar. So warf der Mißerfolg und der Tod dieses ränkevollsten und habsüchtigsten, aber auch genialsten und energischsten Kreuzfahrers zugleich einen dunklen Schatten auf das Grab Christi.

Peters Ausgang

Bald nach der Eroberung von Jerusalem ist auch Peter von Amiens, wie es scheint, unbemerkt mit Lambert le Pauvre in die Heimat zurückgekehrt und hat mit ihm und andern zusammen nicht fern von Lüttich bei Huy an der Maas das Kloster Neuf-Moustier (das „neue Kloster") gegründet. Am 8. Juli 1115 starb er als Prior desselben. 1854 errichtete ihm Amiens, von wo aus er seinen Lauf durch die Welt und die Weltgeschichte genommen hat, ein Denkmal.

Das neue Reich unter Balduin I. und Balduin II.

Gottfrieds Tod. Balduin I

Am 18. Juli 1100 starb der edelmütige, aber wenig bedeutende Gottfried von Bouillon, sicher wohl an einer ansteckenden Krankheit, die infolge des Leichen- und Modergeruchs, des schlechten Wassers und der dürftigen Ernährung in ganz Palästina wütete, nicht an dem Gift, das ihm der Emir von Cäsarea beigebracht haben soll. Seine Leiche wurde in der Kirche des heiligen Grabes aufgebahrt, die seit einigen Monaten nicht mehr zu seiner Herrschaft gehörte, da ihm Jerusalem und Joppe von Dagobert, dem Legaten des Papstes, als freies Eigentum des Patriarchen abgefordert waren und er sich willig darein gefunden hatte. Zum Glück brachte sein Tod die Erlösung des jungen Reiches aus den Fesseln dieser Priesterherrschaft. Denn sofort besetzten nun die lothringischen Ritter die Türme von Jerusalem und sandten eine Bot-

schaft an Balduin, daß er komme und seine Erbschaft in Besitz nehme. Vergebens schaute Tagobert nach Tankred aus: der lag mit einer venezianischen Hilfsflotte vor der Hafenstadt Caifa; vergebens schrieb er an Boemund: der war in seldschukischer Gefangenschaft. Balduin (1100—18) aber überließ alsbald sein Fürstentum Edessa einem gleichnamigen Neffen und begab sich mit gegen 1000 Streitern nach Jerusalem, wo man ihn im November mit Jubel empfing. Seine edle, fürstliche Erscheinung, seine schon bekannte Klugheit und Kühnheit gewannen ihm sofort die Herzen. Nachdem er durch einen grausamen Streifzug durch Südpalästina die Nachbarn geschreckt, verzichtete Tagobert auf alle seine Ansprüche und krönte Balduin im Dezember 1100 in Bethlehem zum ersten Könige von Jerusalem. Auch Tankred, zu stolz, um sein Fürstentum von ihm zu Lehen zu nehmen, zu schwach, um ihn zu bekämpfen, überließ es ihm im März 1101 und ging nach Antiochia.

Schutz des Königreichs durch Festungen.

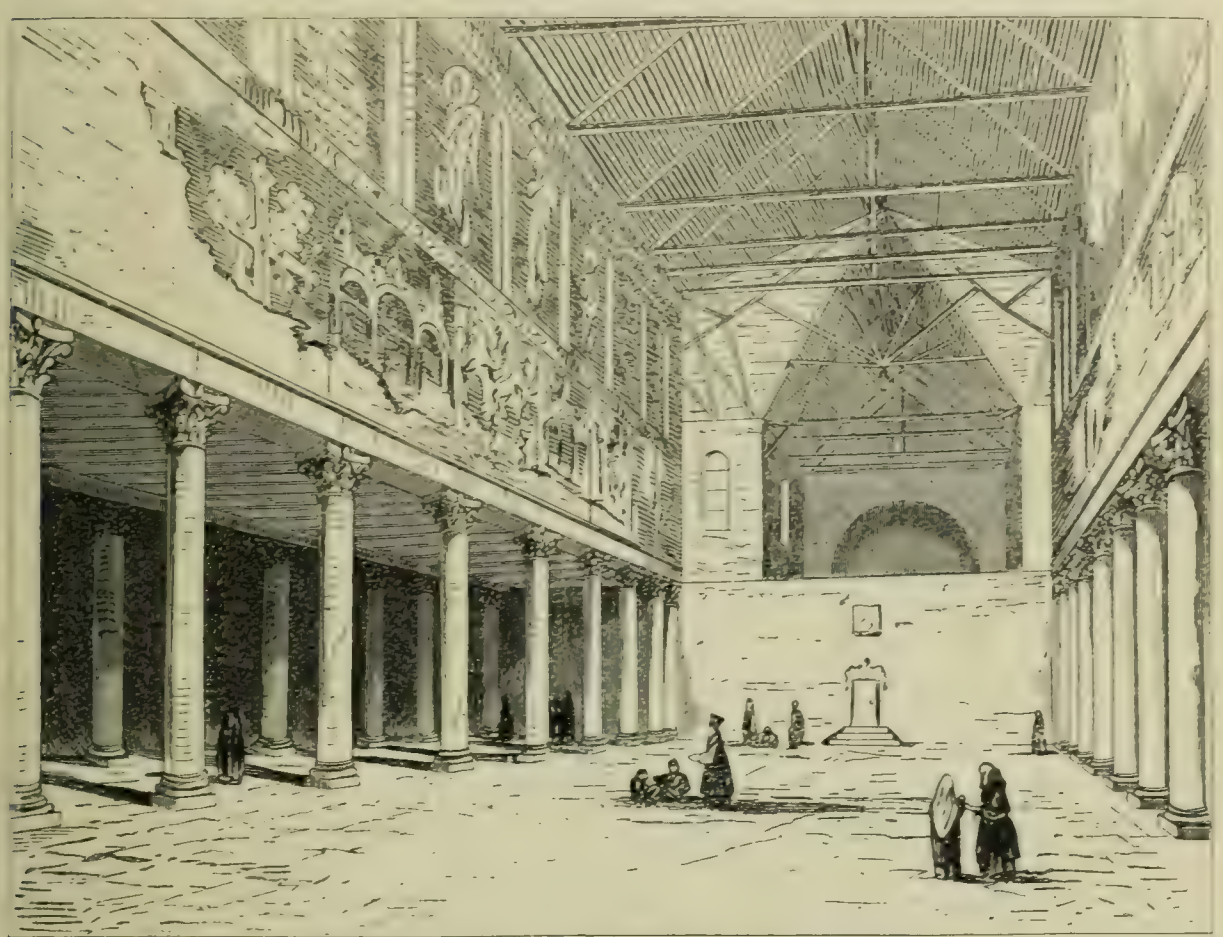
So war die Macht des Königtums nach allen Seiten festgestellt und wurde in den nächsten zehn Jahren durch Einnahme der Seehäfen von Tripolis bis Jaffa und durch eine lange Reihe von Festungen an der ägyptischen und arabischen Grenze gegen feindliche Einfälle geschützt, allein hauptsächlich verdankte sie ihre Sicherheit zur Zeit doch nur der täglich zunehmenden Schwäche des ägyptischen Sultanats und dem ewigen Hader zwischen den streitsüchtigen Emiren der Seldschuken.

Die beste Hoffnung setzte man auf reichlichen Zuzug aus dem Westen. Wie viel wirksamer mußte die Kreuzpredigt sein, seitdem das Hauptziel erreicht war und man dort unter der Anführung eines christlichen Königs von Jerusalem durch den Kampf gegen die „Heiden", wie man die Mohammedaner nannte, sich das ewige Leben erstreiten konnte, anstatt hier mit seiner Raufluft die ewige Verdammnis zu ernten. Auch die Erzählungen der Heimgekehrten scheinen mehr gelockt als abgeschreckt zu haben. Die Eigenschaft der Menschennatur, vergangenes Leid niedriger zu schätzen als gegenwärtiges Wohlsein machte fast jeden, der allen Gefahren glücklich entronnen war, in der westlichen Heimat nicht nur zu einem Helden, sondern bald auch zu einem Dichter und Kreuzzugsprediger. Über diesen poetisch ausgeschmückten Schilderungen nicht nur der eignen Thaten, sondern vor allem des heiligen Landes mit seinen Wunderstätten und Wunderkräften vergaß man bald jene prosaischen und unschönen Schreckensschilderungen, die während des großen Zuges an den Sonntagen nach dem Gottesdienste der ängstlich horchenden Gemeinde aus dem ungeschickten Briefe irgend eines ihr angehörigen Kreuzfahrers durch den Geistlichen vorgelesen waren — denn so war es schon damals Gebrauch. Zu solchen Lockungen gesellten sich die Bitten der neuen Fürsten in Syrien und Palästina, die von glänzenden Hoffnungen und Aussichten sprachen. Endlich ließ es der Papst Paschalis II. an Ermahnungen nicht fehlen, vor allem auch an solche, die schnell entmutigt, wie Hugo von Vermandois, Stephan von Blois und viele andre, ihr Gelübde nicht einmal ausgeführt hatten. Nur den Spaniern erklärte er ausdrücklich, daß ihnen die Pflicht viel näher liege, die Andersgläubigen aus dem eignen Lande zu vertreiben.

Neue Pilgerscharen auf dem Wege nach Bagdad.

So ist es nicht unmöglich und nicht unwahrscheinlich, daß die Pilgerscharen, die sich im Jahre 1100 aus der Lombardei, aus Deutschland und Frankreich auf den Weg machten, denen vom Jahre 1096 an Zahl weit überlegen waren. Freilich stand es um Ordnung und Sitte bei ihnen noch schlimmer als bei ihren Vorgängern. Da man den Weg und das Ziel nicht mehr für so unsicher und gefahrvoll hielt, als zuvor, machten viele Frauen und noch mehr liederliche Dirnen den Zug mit; unter den Rittern befand sich der reiche, lebenslustige Herzog Wilhelm von Aquitanien, bekannter durch seine Liebeslieder und Liebeshändel, als durch Frömmigkeit. Vergebens suchte Kaiser Alexius, der ihnen schon in Serbien entgegenkam, ihren Zug durch sein Reich zu beschleunigen, indem er ihnen reichliche und billige Zufuhr an Lebensmitteln verschaffte; ihr Haß gegen ihn und seine Byzantiner, deren Verrat man jedes Mißgeschick des ersten Zuges schuld gab, trieb sie beständig zu Raub und Mord. Vor den Thoren von Konstantinopel entbrannte bereits der Kampf, bis es dem Erzbischof Anselm von Mailand mühsam gelang, das wilde Kreuzheer zur Überfahrt nach Asien

zu bewegen (Frühjahr 1101). Da es an einheitlicher und einsichtiger Führung diesem Zuge noch mehr als dem vorigen gebrach, gingen diese Heeresmassen — Zeitgenossen sprechen von 260 000 Mann — auf dem Wege nach Bagdad, das sie zu erobern gedachten, im Kampfe gegen die Emire der Seldschuken elend zu Grunde. Wenige retteten sich, wie Hugo von Vermandois nach Kilikien, wo er starb, oder wie Wilhelm von Aquitanien und Herzog Welf von Bayern, nach Antiochia, wo sie in jämmerlichem Aufzuge ankamen und bei Tankred gastliche Aufnahme fanden. Die große Mehrzahl hat weder das Grab Christi noch die Heimat erreicht. Und doch blieb das neue Königreich mit seinen nur durch ein lockeres Lehnsband daran



12. Die Kirche zu Bethlehem: Krönungsstätte Balduins I. Nach Vogué.

gefesselten Herrschaften Edessa, Antiochia und Tripolis (wo doch noch Raimunds Sohn Bertram sich mit Hilfe seines Vaters und des Königs Balduin 1109 eine eigne Grafschaft erbeutet hatte) des Schutzes für die Dauer bedürftig.

Die Assisen des Königreichs Jerusalem

Inzwischen erreichte die innere Verfassung ihre Ausbildung in einer Reihe von Gesetzen, die zu den interessantesten Denkmälern des mittelalterlichen Rechtes gehören. Die sogenannten Assisen (d. h. Satzungen und Gepflogenheiten) des Königreichs Jerusalem, mit großer Pracht (mit Gold und Rot) aufgeschrieben und in einem starken Kasten wie eine zweite Bundeslade in der Kirche des heiligen Grabes aufbewahrt, verschwanden zwar bei der Eroberung der Stadt durch Saladin (1187), wurden aber im 13. Jahrhundert durch Joh. von Ibelin, einen Grafen von Jaffa, Askalon und Rama, der mit Ludwig IX. den ägyptischen Kreuzzug mitgemacht, sich dann aber ganz der Rechtswissenschaft gewidmet hatte, nach Möglichkeit hergestellt. Dies ging um so eher an, als diese Gesetze inzwischen im Königreiche Cypern und seit 1204 im Lateinischen Kaiserreiche eingeführt waren. Zweifellos ungeschichtlich ist es, wenn dem Herzog Gottfried das Verdienst zugeschrieben wird, mit dem Patriarchen, den Baronen und „den weisesten Leuten aus verschiedenen Ländern", welche die Rechte und Gewohnheiten ihrer Heimat aufschreiben mußten, diese Gesetze vereinbart zu haben. Denn auf die damaligen Verhältnisse des jungen Königreiches passen nur sehr wenige Bestimmungen, anderseits wissen wir, daß unter Amalrich I. und Balduin IV. die ganze Gesetzgebung einer eingehenden Reform unterzogen wurde. Diese umfangreiche Sammlung gibt das Bild von einer Staats- und Rechtsverfassung,

die den Vergleich mit der magna charta und Justinians corpus juris nicht zu scheuen braucht. Sind auch die Umrisse des Staates vorzugsweise dem französischen Lehnsverbande nachgebildet, so zeigen sich doch viele Spuren rein germanischen Rechtes neben dem häufigen Hinweis auf das Römische Recht, welches selbst im Abendlande erst unter Kaiser Friedrich I. Beachtung und Geltung gewann.

Wie schon die karolingischen Könige Frankreichs, umgaben den König von Jerusalem die Inhaber von vier Kronämtern, der Seneschall, der Connetable, der Marschall und der Oberstkämmerer. In dem hohen Hofe (la haute cour) wurden „nach den Gesetzen" im Namen des Königs oder unter seinem Vorsitze, als nicht aus eigner Machtvollkommenheit, die Streitigkeiten und Vergehen der Barone und Adligen von diesen selbst untersucht und beurteilt, in dem niederen Hofe (la basse cour) die der Bürgerlichen von Geschworenen unter dem Vorsitze eines vom Könige ernannten Vicomte. Selbst den Surianern, den eingeborenen syrischen Christen stand das Recht zu, sich von Richtern ihres eignen Standes nach ihrer Gewohnheit Recht sprechen zu lassen. Daneben gab es eine umfangreiche geistliche Gerichtsbarkeit, die vom Patriarchen ausging, aber bisweilen sich um sehr weltliche Dinge kümmerte. Ihr fiel z. B. die Bestrafung von Eheleuten zu, die sich geprügelt hatten. Die immer zahlreicher auftretende Bevölkerung der See- und Handelsleute bekam ebenfalls später ihre See- und Handelsgerichte, in denen weder nach der Religion noch nach der Abstammung unterschieden wurde.

Gelten auch die Sklaven, selbst christliche, in diesem Gesetze noch den Tieren gleich, sind auch die Strafen meistens noch barbarisch, Verstümmelung, Folter, Tod, Lebendigbegrabenwerden, so erscheinen sie doch schon bisweilen nicht mehr als rohe Wiedervergeltung, sondern als notwendig im Interesse der Gesellschaft: Ein Bestohlener, der den Dieb ergreifen konnte, aber entfliehen läßt, wird selbst gehängt; wenn sich nach einem Morde kein Kläger findet, muß der Herr des Landes selbst Klage erheben; „denn auch das Blut der Armen schreit gen Himmel". Die gewöhnlichste Art der Entscheidung über die Schuld war die des gerichtlichen Zweikampfes; Frauen, Greise und Kampfunfähige durften sich einen Stellvertreter wählen. Wer seine Hilfe verweigerte, selbst wenn er nur mündlichen Rechtsbeistand gewähren sollte, galt für ehrlos. — Die wunderbare Bestimmung, daß ein Arzt gehängt werden solle, wenn seine Kur bei einem „fränkischen Herrn oder einer fränkischen Frau" nicht hilft, sondern sie sterben, wurde von Amalrich I. aufgehoben, weil alle syrischen Ärzte sich weigerten, auf solche Gefahr hin ihm das verlangte Abführungsmittel zu verschreiben.

Balduin II.

Wenn es dem hochsinnigen Könige Balduin I. geglückt war, mit Hilfe der Genuesen Akkon, Tripolis und Beirut, mit Hilfe einer norwegischen Flotte unter König Sigurd das altberühmte Sidon zu erobern, so daß nur Tyrus, freilich die gewaltigste Seefestung Syriens, in den Händen der Mohammedaner blieb, so stellte sein ihm ebenbürtiger Neffe und Nachfolger Balduin II. (1118—31) sich noch viel höhere Ziele. Nachdem er seinen mächtigsten und ihm stets widerstrebenden Vasallen Joscelin durch Belehnung mit der Grafschaft Edessa aus einem gefährlichen Gegner zu einem wertvollen Mitkämpfer gemacht hatte und in der Kirche des heiligen Grabes zum Könige von Jerusalem gesalbt war, eilte er mit seiner ganzen Heeresmacht nach Norden zum Schutze des Fürstentums Antiochia, das dem minderjährigen Sohne Boemunds von zwei seldschukischen Emiren zum Teil schon entrissen war. Kühn warf er sich den viel zahlreicheren Feinden entgegen und jagte sie bis über den Euphrat zurück. Schon beabsichtigte er, sich Halebs (Aleppo) zu bemächtigen, als er das Unglück hatte, in türkische Gefangenschaft zu geraten. Inzwischen befreite der tapfere Reichsverweser, Graf Eustach von Cäsarea, mit Hilfe einer 200 Schiffe starken venezianischen Flotte die Seefestung Joppe, die von den Fatimiden belagert wurde, und zwang nach fünfmonatigen Stürmen auch Tyrus zur Öffnung der Thore. Allein Haleb und Damaskus zu erobern, ist sogar dem Könige selbst, als er für große Versprechungen seine Freiheit wiedererhielt, nicht gelungen. Er mußte zufrieden sein, dem jungen Boemund, der seine Tochter zur Gemahlin nahm, das Fürstentum Antiochia unversehrt überliefern zu können und aus den übrigen christlichen Besitzungen die Mohammedaner energisch hinausgeschreckt zu haben. Haleb bezahlte Tribut, und Damaskus mußte wenigstens seine Christensklaven ausliefern; aber frei blieben sie doch und die christlichen Pflanzstätten also in beständiger Notlage.

Innere Schwäche des Königreichs.

Die staatsmännischen Erwägungen König Balduins II. fanden leider fast gar keinen Widerhall in den Herzen seiner Ritter. Weder an Tapferkeit noch an Glaubenseifer fehlte es ihnen, um so mehr aber an notwendiger Einsicht in die bedrohte Lage des christlichen Königreichs. Im festen Glauben, daß Gott, der schon soviele Wunder für seine Christen gethan, auch die neue Schöpfung durch immer neue Rettungswunder

bewahren und schützen werde, ja müsse, murrten sie über die weltliche Staatsklugheit ihres Königs, der ihr Schwert zur Sicherung der Grenzen und zur Eroberung der dazwischenliegenden seldschukischen Herrschaften in Anspruch nahm. Anderseits hatte sich ihr Haß gegen die Anhänger Mohammeds mit den Jahren abgestumpft. Wenn sie aus Europa die Vorstellung mitgebracht hatten, daß die Sarazenen mehr Tiere als Menschen seien, so hatten sie in Asien in Erfahrung gebracht, daß man mit ihnen wie mit Gleich-, ja Bessergebildeten verhandeln und leben könne. Bei vielen, die als strenge, ja asketische Diener der christlichen Kirche ausgezogen waren, erwachte die Lust an allerlei verweichlichenden Genüssen, in denen der Orient von jeher dem Occident voraus gewesen war. Ging doch aus den zahlreichen Verbindungen der eingewanderten Franken mit einheimischen Schönen, die man nicht immer nach ihrer Konfession prüfte, die eigenartige Rasse der Pullanen hervor, für welche das sinnreiche Gesetzbuch der Assisen keine rechtliche Stellung zu finden wußte.

König Fulco von Anjou.

Da Balduin II. nur Töchter hinterließ, so wurde der Gemahl und gehorsame Vasall der ältesten, Melisende, der Graf Fulco von Anjou, König von Jerusalem (1131—43). Der fast Fünfzigjährige liebte den Genuß und das Behagen, also verabscheute er die energische und weitsehende Politik der Balduine. Nur die Liebschaften seiner Gemahlin, der er sonst mit blindem Eifer ergeben war, trieben ihn doch einmal zum Gebrauch der Waffen, als der junge Graf Hugo von Joppe, den er als seinen Nebenbuhler zur Flucht aus dem Königreiche gedrängt hatte, die Fatimiden zur Verwüstung des christlichen Gebietes trieb. Bald aber suchte er lieber den Weg der Verhandlung und gestattete Hugos Heimkehr, der nicht lange nachher auf der Straße angefallen und gefährlich verwundet, den Weg nach Europa suchte. In Antiochia hatte Melisendes herrschsüchtige Schwester Elise, deren Gemahl Boemund II. 1131 gestorben war, um ihrer Tochter Konstanze nicht des Vaters Erbe zukommen zu lassen, ihre Hand dem tapferen und schönen Grafen Raimund von Poitou, dem jüngeren Sohne jenes Grafen Wilhelm von Aquitanien, zugesagt, der 1101 in Palästina gewesen war. Der aber ließ sie beim Hochzeitszuge nicht weit vor dem Altare plötzlich stehen und führte die reizende Tochter zur Trauung, mit deren Hand er natürlich auch die Herrschaft an sich riß. Eine dritte Schwester herrschte durch ihren Gemahl Raimund den Jüngeren über die Grafschaft Tripolis. So spielten überall die Frauen eine bedenkliche Rolle, die bedenklichste wohl in Edessa. Denn der kleine verwachsene Graf Joscelin, obwohl reich an Geist, an Kraft des Willens und des Körpers, verließ plötzlich seine Hauptstadt, um auf einem von seinen entzückenden Landhäusern im Gebirge allein den Freuden seines Harems zu leben.

Melisende wird Regentin für Balduin III.

So war es nur eine Frage der Zeit, wann das Verhängnis hereinbrechen werde. Kaum ein Jahr, nachdem Fulco (November 1143) durch einen Sturz mit dem Pferde vor den Thoren von Akkon sein Leben verloren und die ränkevolle Königin Melisende die Regentschaft für ihren dreizehnjährigen Sohn Balduin III. (1143—62) angetreten hatte, fiel Edessa in die Hand der Seldschuken.

Emad-eddin-Zenki.

Die beständige Zwietracht der seldschukischen Emire hatte ihr Ende gefunden, seit Emad-eddin-Zenki, dessen Charakter durch eine rauhe Jugend gehärtet war, klug und thätig, erfüllt von Haß gegen die fränkischen Eindringlinge, 1127 mit dem Titel Atabek (Statthalter) Herrscher von Mossul geworden war. In wenigen Monaten zwang er durch Verrat, List, Überredung oder Kampf alle Emirate in Mesopotamien und die meisten in Syrien zur Unterwerfung. Durch Gerechtigkeit und Strenge gewann er das Vertrauen seiner Unterthanen, durch Feldherrngeschick stärkte er die Siegeshoffnung seiner Soldaten. Den Lässigen und Feigen gegenüber war er ein Barbar, den Tapferen ein Vater. Schon hatte er aus dem christlichen Laodicea 7000 Gefangene fortschleppen lassen und einen kleinen Teil der Grafschaft Tripolis besetzt, als die Ritter von Jerusalem, von Tripolis und von Antiochia im unnatürlichen Bunde mit dem Anführer der Sarazenen in Damaskus, seinen Angriff auf diese „Perle des Orients" tapfer zurückwiesen (1139). Dieser schnelle Erfolg ihrer Einmütigkeit stärkte die Kreuzfahrer auch zur Abwehr des Kaisers Johannes (1118—43), der plötzlich mit der Absicht erschien, aus Cypern und Antiochien eine byzantinische Sekundogenitur zu bilden und dann als Wallfahrer in Jerusalem aufzutreten, um an der Seite Fulcos, wie er versprach oder vorgab, gegen die Feinde des Christentums zu streiten. Zur rechten Zeit, ehe die Verwirrung im Orient den höchsten Grad erreichte, erlag er einer Wunde, die er sich selbst auf der Jagd beigebracht hatte, im April 1143.

Eroberung von Edessa.

Als ihm wenige Monate später Fulco im Tode nachfolgte, sah der gewaltige Zenki seine Zeit gekommen. Indem er einen Lehenkrieg in Mesopotamien plötzlich abbrach, stand er unvermutet vor Edessa. Trotz der tapferen Verteidigung, bei der die Geistlichen der Armenier, Griechen und Franken in einer Reihe mit den Rittern und Soldnern kämpften, gelang es ihm, durch eine Bresche in der Mauer einzudringen und durch ein grausames Blutvergießen Edessa, erst die Stadt und dann auch die Citadelle zur Übergabe zu zwingen (Dezember 1144). Bald war die Hälfte der Grafschaft auf dem linken Ufer des Euphrat in seinen Händen, als ihn ein Aufstand in Mosul abrief und nicht lange danach die Nachricht eintraf, daß er von einem seiner Leibwächter, den er beleidigt und bedroht hatte, im Bette ermordet worden sei (1146). Kaum hatte Joscelin, durch das Unglück aus seinem Wohlleben aufgeschreckt, durch diese Freudenbotschaft ermutigt, sich seiner Hauptstadt wieder bemächtigt, deren Burg aber in den Händen der Sarazenen blieb, so nötigte ihn die Autorität Nur eddins, der an Stelle des ermordeten Vaters die Herrschaft von Mossul angetreten hatte, mit einem starken Heere zum Abzug. Wenige von den Fliehenden, darunter Joscelin selbst, retteten das Leben, die meisten wurden niedergemacht, von den Hufen der Rosse zertreten oder gefangen genommen. Den Verrat der Stadt, die sich wenige Tage lang für Joscelin erklärt, rächte Nur eddin durch gänzliche Zerstörung. An 30 000 Christen sollen bei der doppelten Eroberung umgekommen, an 16 000 in Sklaverei gefallen sein. Das reiche und schöne Edessa, vor fünfzig Jahren der Stolz der Kreuzfahrer als Hauptstadt der ersten fränkischen Grafschaft im Orient, war nicht mehr (1146).

13. Tempelherr in Kriegskleidung.

Alle Ritter, die Profeß getan, trugen weiße Kleider, die weder zu lang noch zu kurz sein durften, und darüber weiße Mäntel, wie unsre Abbildung zeigt. Das rote Kreuz darauf bekamen sie etwa um 1146. Die Waffenträger und dienenden Brüder trugen schwarze oder graue Kleider; auch die verheirateten Ritter durften keine weißen Kleider oder Mäntel tragen. Nach Schwan.

Stimmung in Jerusalem.

Auf die Christen in Asien wirkte die Schreckensbotschaft mehr betäubend als aufregend. Man suchte sich in die Thatsache zu finden, daß nun Antiochia die Grenzwacht im Norden bilden müsse, und bemühte sich, durch Ruhe und Vorsicht die seldschukischen Nachbarn nicht zu reizen. Auf Hilfe aus Europa, die man wohl gelegentlich erbat, setzte man nur geringe Hoffnung, da das Interesse an den Kreuzzügen von Jahrzehnt zu Jahrzehnt mehr erkaltet war.

Die Assassinen.

Eine Macht für sich, den Sarazenen nicht weniger gefährlich als den Christen, bildete der fanatische Orden der Assassinen, der wenige Jahre vor dem ersten Kreuzzuge in Persien gegründet war. Um den exzentrischen Schiiten Hassan hatte sich eine Masse kräftiger Jünglinge und Männer geschart, die sich bereit fanden, nach fremdem Willen ihr Leben für die heilige Sache des Islam zu opfern, um des himmlischen Lebens um so gewisser zu sein. Fedai nannte man sie wegen dieser Lust an der Selbstaufopferung, Haschischim (Assassinen) oder Haschischesser, weil es bekannt war, daß der Neueintretende, durch den Genuß des sinnlich aufregenden Haschisch (den man noch heute in der Türkei und in Ägypten ausbietet) berauscht, in einen Zaubergarten gebracht wurde, der ihm alles darbot, was die Sinne kitzelt. Beim Erwachen erklärte man ihm seinen Traum als einen Besuch im Paradiese, das er nur durch Aufopferung seines Lebens wiedergewinnen könne. Selbst zur That wurde der Assassine nicht bloß durch schwärmerische Reden, sondern auch durch aufregende Getränke angefeuert. Bald besaß das Haupt dieses Ordens, der Scheich al Gebel, d. i. der Alte vom Berge, nicht nur in Persien viele Burgen, die seinen Jüngern als Zufluchtsstätte dienten, wenn sie in seinem Auftrage einen Fürsten, einen Feldherrn oder einen Beamten gemordet hatten, sondern vor allem auch im Libanon zwischen Himß und Tripolis, von wo aus sie den Christen schrecklich wurden. Meistens schliffen sie ihre Dolche nur für vornehme oder versteckte Übelthäter, oft aber folgten sie nur der Lust an Raub und Blutvergießen.

Die geistlichen Ritterorden.

Die einzige wertvolle Hilfe, die das eben erst erblühte und so schnell wieder zum Welken gebrachte christliche Königreich Jerusalem im eignen Lande zu finden vermochte, um sich so vieler und so mächtiger Übel zu erwehren, boten ihm die geistlichen Ritterorden dar. Sie stellen mit jener wunderbaren Vereinigung des Mönches mit dem Ritter, der strengsten, peinvollsten Selbstzucht in enger Klause mit ritterlicher Lebenslust und todesfreudiger Kühnheit, die wenigstens ihre Begründer kennzeichnet, alle edleren Triebe, die zu der großen Völkerbewegung geführt haben, verkörpert dar. Entstanden in der Zeit, als Balduin II. (1118—31) von Jerusalem (s. oben) mit der schweren Aufgabe rang, die kleine Christenkolonie im heiligen Lande, die mehr und mehr von den gründlich ernüchterten Kreuzfahrern im Stiche gelassen war, gegen die von allen Seiten jetzt zudringenden Feinde zu verteidigen, erstarkten sie rasch, füllten mit ihren ununterbrochenen Kämpfen die Pausen zwischen den einzelnen Kreuzzügen aus und haben selbst nach dem Aufhören derselben noch lange Zeit die längst drohende Überschwemmung Europas durch die Türken aufgehalten.

Die Tempelherren.

14. Haustracht der Johanniter.

Die Johanniter trugen einen roten Rock nebst einem schwarzen Schnabelmantel, auf dem das weiße Kreuz mit den acht Spitzen war. Nach der Übersiedelung auf die Insel Rhodos haben sie die ganz schwarze Kleidung angenommen; den Schnabelmantel tragen sie nur bei Zeremonien und im Chor. — Der hier Dargestellte ist der erste Großmeister des Ordens: Raimund Dupuys.

Es war im Jahre 1118, als acht französische Ritter sich entschlossen, nicht nur die bekannten Mönchsgelübde der Armut, Ehelosigkeit und des Gehorsams auf sich zu nehmen, und streng nach den Ordensregeln der Augustiner Chorherren zu leben, sondern auch ihr Leben lang den Schutz des heiligen Grabes und der Pilger auf sich zu nehmen. Der König, der ebenso wie der Patriarch den großen Vorteil für das Bestehen des Königreichs erkannte, gab den acht Ordensbrüdern, die Hugo von Payens zu ihrem Meister ernannten, einen Teil seines Palastes zum Wohnsitz, der, auf der Stätte des salomonischen Tempels gelegen, gemeinhin der Tempel genannt wurde. Infolgedessen nannte man schon damals die neuen Ordensbrüder selbst die Templer oder Tempelherren. Als der Ruf ihrer vollkommenen Selbstlosigkeit, in der sie alle Geschenke, die ihnen von frommen Christen zu teil wurden, für ihre Person ablehnten und nur zu Schanzwerken im heiligen Lande oder zur Linderung der Not der Pilger verwandten, wurde der heilige Bernhard zuerst im Abendlande auf sie aufmerksam, besprach mit Hugo von Payens, der zu diesem Zwecke auf die Synode von Troyes (1127) gekommen war, die genaue Bestimmung der Ordensregel und gewann durch die unwiderstehliche Gewalt seiner frommen Redekunst eine große Zahl von französischen Rittern für den Eintritt in die junge Gesellschaft. Alsbald flossen ihnen auch die reichsten Schenkungen, vorzugsweise aus Frankreich und England zu, aber dann auch aus andern, ja den meisten Ländern Europas. Gerade darin lag aber auch die erste Ursache ihres Verfalles. Je größer dadurch die Lockung zum Eintritt wurde, um so mehr schwand auch der einfache, demütige Sinn der ersten Gründer; an die Stelle christlicher Demut trat adliger Übermut, an die Stelle mönchischer Genügsamkeit grobe Sinnenlust, an die Stelle des Schutzes der Gläubigen gemeine Raubsucht. Auch der Ordensgeneral hatte nicht mehr volle Gewalt, seitdem er in den wichtigsten Angelegenheiten an die Stimmenmehrheit des Generalkapitels gebunden war. Obwohl zur Aufnahme

nicht bloß der Nachweis adliger Abkunft, sondern auch bewährter Tapferkeit und tadelloser Sitten verlangt wurde, so verlor doch der Orden seinen eigentlichen Seelenadel, seitdem seine Thatigkeit unter drei verschiedene Klassen verteilt wurde, indem man Ritter, Geistliche und dienende Brüder unterschied. Da die adligen Ritter sogar die Unabhängigkeit von dem Urteilsspruch der geistlichen Oberen errangen, und diese wie die dienenden Brüder, zum Teil Reisige, zum Teil Handwerker, dem bürgerlichen Stande angehörten, so achtete und fürchtete man das rote Kreuz (es war ein griechisches Kreuz mit vier gleich langen Balken) auf weißem Mantel nur bei den eigentlichen Tempelrittern. Das traurige Verhängnis, das diesem Orden zu teil wurde, hing mit dem beklagenswerten Umstande zusammen, daß er nach dem Ende der Kreuzzüge und nach dem Verluste aller christlichen Besitzungen im Morgenlande keinen neuen dauernden und seines Gelübdes würdigen Beruf fand. Daß er dadurch mehr als die beiden andern Orden im Innern durch Sittenlosigkeit und wohl gar durch allerlei Irrglauben entartete, kann freilich nimmermehr die herzlose Grausamkeit entschuldigen, mit welcher der kluge und habsüchtige König Philipp IV. von Frankreich ihm ein hochtragisches Ende bereitete (1314).

Die Johanniter.

Wenn der Orden der Templer sich zumeist der frommen Pilger aus Frankreich annahm, so fanden die aus Italien kommenden längst eine freundliche Aufnahme und die nötige Leibespflege in einem Benediktinerkloster Santa Maria, das 1048 Kaufleute aus Amalfi und andern italienischen Städten, damals noch mit Erlaubnis des fatimidischen Kalifen, in der Nähe des heiligen Grabes gegründet hatten. Zu diesem gesellte sich bald in der Nachbarschaft für Pilgerinnen ein Hospiz der heiligen Magdalena, und als die Zahl der Pflegebedürftigen zu groß wurde, noch ein dritter Bau, der dem heiligen Johannes dem Barmherzigen geweiht wurde. Da die Pfleger des neuen Hospitals durch die Gunst Gottfrieds von Bouillon und des Papstes Paschalis reiche Schenkungen im Morgen- und im Abendlande gewannen, nahm ihre Zahl beträchtlich zu. Nun erhielten die Johanniter durch ihren Ordensmeister Raimund Dupuys ein neues Statut, nach dem sie nicht nur zu den drei Mönchsgelübden, sondern auch zum Schutze der Armen, der Witwen und Waisen, endlich zum beständigen Kampfe gegen die Mohammedaner verpflichtet wurden. Schon 1118 erschienen die „Hospitaliter des heiligen Johannes" zum erstenmal in der Schlacht. Papst Alexander IV. (1254—61) verlieh ihnen den roten Waffenrock mit weißem Kreuz, allein sie trugen später ausschließlich das schwarze Ordensgewand mit dem achtspitzigen Kreuz. Nach dem Muster der Templer teilten auch sie sich in Ritter, Priester und dienende Brüder; die Aufnahme wurde nur Adligen zu teil, die von Vater- und von Mutterseite je vier Ahnen aufweisen konnten. Sobald die Zahl der Schenkungen in vielen Ländern groß genug war — schon 1113 gab es sieben Ordenshäuser im Abendlande — teilte man sie in acht sogenannte Ordensballeien, deren Vorsteher den Rat des Ordensmeisters bildeten. Als das heilige Land erobert war, widmete sich der Orden nicht nur in zahlreichen Hospitälern der Krankenpflege, sondern von Cypern, später von Rhodos, endlich von Malta aus dem ununterbrochenen Kampfe gegen die mohammedanischen Raubstaaten und ihre Seeräuber auf dem Mittelmeere, bis Napoleon I. ihnen jene Insel entriß (1798).

Die Deutschen Ritter.

Ein ähnlicher Ursprung und eine noch großartigere Entwickelung zeichnen den viel später gegründeten Deutschen Ritterorden aus. Schon in den ersten Jahren des Königreichs Jerusalem verpflegte ein deutscher Pilger mit seinem Eheweibe — man kennt weder seinen Namen noch seine Heimat — die pflegebedürftigen Deutschen, anfangs im eignen Hause, später in seinem deutschen Hospital, dessen Kapelle der heiligen Jungfrau geweiht war. Eine bescheidene, fromme Brüderschar setzte das Werk wohl fort und rettete, als die wilden Scharen Saladins sich der heiligen Stadt bemächtigten (1187), allerlei Gerät hinüber nach dem festen Akkon. Hier wurde die Not besonders groß, als in der stark zusammengeschmolzenen Kriegerschar, die Herzog Friedrich von Schwaben nach dem Tode seines kaiserlichen Vaters vor Akkon führte, die entsetzliche Pest ausbrach (1190). Sofort aber halfen den wenigen Brüdern des Marienhauses Kaufleute aus Bremen und Lübeck unter Anführung eines gewissen Sibrand, errichteten Zelte aus den Segeln

ihrer Schiffe, bald auch ein großes aus Brettern gebautes deutsches Haus „zu Ehren der heiligen Jungfrau von Jerusalem". An diese bescheidene Gründung knüpfte der junge Herzog Friedrich die Stiftung eines Ritterordens, der zugleich berufen war, ein Mittelpunkt und Zeichen der hohenstaufischen Macht im Orient und im Occident zu werden (1191). Das Statut entnahm man von den Templern, das Gelübde des Kampfes gegen die Mohammedaner von den Johannitern, den Namen „Brüder des deutschen Hauses unsrer lieben Frauen zu Jerusalem" von dem ersten bescheidenen Anfange. Den weißen Mantel mit dem schwarzen Kreuz, die Symbole der Seelenreinheit und Todesbereitschaft, bestimmte Clemens III., sonst ein wütender Feind der Ghibellinen, als er den Orden dicht vor seinem Tode bestätigte. Seitdem litt die junge Stiftung, obwohl vorübergehend von Otto IV. empfohlen, von dem wechselvollen und tragischen Schicksale des Hohenstaufengeschlechtes, empfing aber ihren Weltberuf durch den kühn emporsteigenden Friedrich II. und durch dessen Gegner Gregor IX., da der edle, kluge, maßvolle und beredte Hochmeister Hermann von Salza der Freund beider war.

Hermann von Salza

Hermann von Salza hatte die Mißerfolge und die Schmach der resultatlosen Unternehmung deutscher Kreuzfahrer unter dem Könige Johann von Brienne und Herzog Leopold V. von Österreich gegen Damiette im Jahre 1219—21 mit eignen Augen gesehen und erkannt, daß ohne das einmütige Aufgebot der ganzen Christenheit an die Wiedereroberung Jerusalems nicht zu denken sei. Mit Mühe gelang es ihm, den Streit zwischen Friedrich II. und Honorius III. über die Besetzung italienischer Bistümer zu schlichten, wofür er von jenem für seinen Orden Fürstenrechte und die Erlaubnis erhielt, einen schwarzen Adler im Banner zu führen, von diesem einen kostbaren Ring, der später von Meister zu Meister überging; allein auch der Kreuzzug vom Jahre 1229, den er an der Seite des Kaisers mitmachte, konnte in ihm nur die Überzeugung befestigen, daß bei diesem beständigen Zwiste zwischen den höchsten Gewalten der Christenheit auf dauernden Gewinn des heiligen Landes nicht zu rechnen sei. Um so eifriger war er bemüht, die reichen Besitzungen, die dem Orden in Thüringen, Hessen, Franken, Österreich, Tirol, am Rhein und an der Moldau, endlich auch in Unteritalien und Sizilien zu teil wurden, mustergültig zu verwalten, so daß sie überreichen Gewinn brachten. Dennoch suchte er eifrig nach einer Gelegenheit und einer Stätte, wo man auch das Gelübde des Kampfes für die Ausbreitung des Christentums befolgen konnte.

15. Landgraf Konrad von Thüringen in der Ordenstracht der Deutschherren

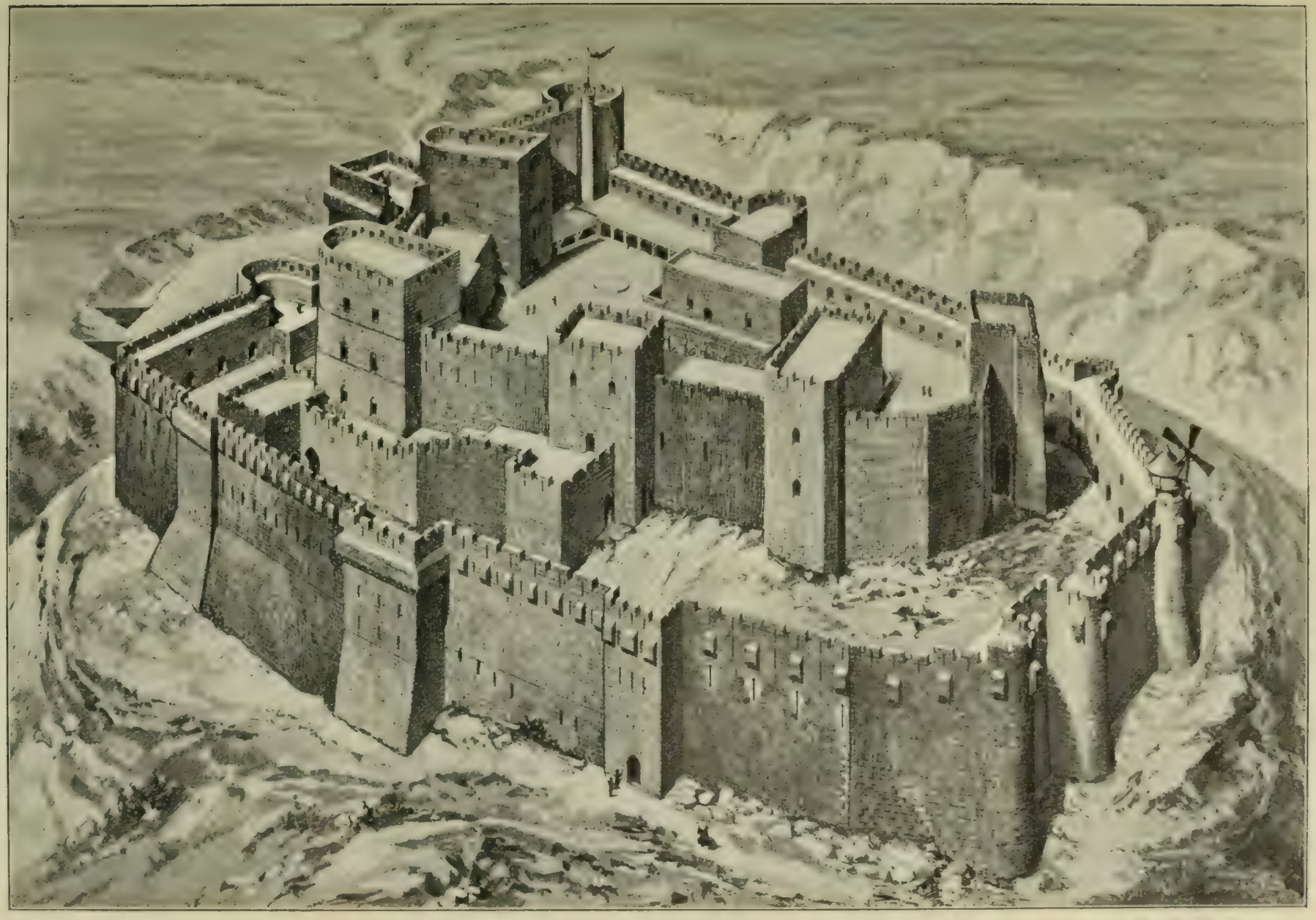
mit dem aus schmalen Streifen bestehenden schwarzen Kreuze auf weißem Mantel. Kappe, Gürtel und Schuhe sind schwarz, das Unterkleid braun. Die Geißel in seiner Hand ist ein Zeichen der Buße. Von den zwei Schilden zu seinen Füßen trägt der eine (weiße) das Kreuz des Deutschherrenordens, der andre (blaue) den hessischen (weiß und rot abgeteilten) Löwen. (Nach Hefner-Alteneck.)

Der Deutsche Ritterorden im Burzenlande.

Inzwischen hatte Andreas II. von Ungarn schon 1218 die Hilfe der Deutschen Ritter angerufen, denen er den Lehnsbesitz des damals noch öden und unbewohnten Burzenlandes im südöstlichen Siebenbürgen anbot, damit sie zugleich die Grenzverteidigung gegen die heidnischen Kumanen und Walachen übernähmen. Nachdem sie mit ungemeinem Geschicke durch Ausrodung der Wälder, durch Anlegung von Burgen, darunter Kreuzburg, Marienburg und Schwarzburg, das kleine Land zu einem sicheren und anbaufähigen Wohnplatze gemacht hatten, strömten von fern her zahlreiche Ansiedler, wieder, wie unter König Geysa, „Flandrer und Sachsen", herbei und machten das (etwa 2530 qkm umfassende) kleine Ländchen zu einem stattlichen Fürstentume. Nun aber gab es fortdauernd

16. **Ruinen des Krak (Krak des Chevaliers), von Südwest gesehen.** Nach Rey.

Diese Burg, jetzt Kalaat el Hoin genannt, auf einem der Gipfel gelegen, die den Übergang vom Orontestal zum Mittelmeerbecken beherrschen, zugleich eine vortreffliche Operationsbasis für den Krieg gegen die Sultane von Hama, war ein Waffenplatz ersten Ranges, der im Verein mit den Burgen von Akkar, Arcas, Sarc, Colée, Chanel Blanc, Arenneh, Yamour (Chastel Rouge), Tortosa und Markab und den kleineren Türmen und Posten die Grafschaft Tripolis gegen die Einfälle der Muselmanen schützte. Sie ist noch jetzt fast in dem Zustande, wie sie die Hospitaliter im April 1271, wo sie in die Hände des Sultans von Ägypten fiel, verließen, und daher für die Kenntnis der damaligen Befestigungskunst besonders wichtig.



17. Krak der Hospitaliterritter in Syrien. Nach den Ruinen restauriert. Nach Rey.

Streit mit König Andreas und mit dem Landesbischof von Weißenburg, da Hermann von Salza sich um beide Autoritäten wenig kümmerte, sondern sein Burzenland allein dem römischen Stuhle unterwarf. Ohnedies drang dieselbe Adelsmacht, welche Andreas II. die Goldene Bulle (davon später) abgerungen hatte, zugleich auf die Unveräußerlichkeit der Krongüter und auf Zurücknahme jener Schenkung. Da schließlich sogar die Äbte, welche der Papst zur Untersuchung des Streites schickte, über Bedrückungen, Gewaltstreiche und Trotz der Ordensbrüder Klage führten, trieb der König diese 1225 aus dem Lande, und alle ihre späteren Versuche, mit Hilfe des Papstes ihren Besitz wiederzuerhalten, blieben ohne Erfolg.

Der Deutsche Orden in Preußen.

Wert- und aussichtsvoller war das Angebot, welches der Bischof Christian von Preußen und der Herzog Konrad von Masovien 1226 an Hermann von Salza gelangen ließen, den Besitz des Kulmerlandes auf dem rechten Weichselufer zu übernehmen und von hier aus die heidnischen Preußen zu bekämpfen. Zögernd, aber dringend ermahnt sowohl durch den greisen Papst Gregor IX. wie durch den jugendlichen Kaiser Friedrich II., unternahm der weise Hochmeister nicht einen schnellen, blutigen Kreuzzug, sondern eine langsame, planvolle und energische Eroberung, Germanisierung und Christianisierung des Preußenlandes, dessen Name, später bis über den Rhein ausgebreitet, der vornehmsten deutschen Großmacht eigen geblieben ist, deren Farben noch heute die des deutschen Ordensmantels sind, deren Banner noch heute den schwarzen Adler zeigt (vergl. die zweite Hälfte des Bandes).

Die spanischen Ritterorden.

Vor allem das Beispiel des Templerordens lockte in Spanien und Portugal, wo in der ganzen zweiten Hälfte des Mittelalters der Kampf mit den eingedrungenen Mauren geführt wurde, zur Nachahmung. So entstanden die drei berühmten spanischen Orden von Calatrava (1158), Alcantara (1176) und Compostela (1175), die beiden portugiesischen von Evora (1166) und Avis (1181), denen das Hauptverdienst an der endlichen Bewältigung des Islam auf der Pyrenäenhalbinsel zuzuschreiben ist.

Zweiter Abschnitt.

Erstarkung Frankreichs durch inneren Ausbau. Schwächung Deutschlands durch innere Kämpfe und durch Kreuzfahrten.

Frankreich unter Ludwig VI. und Ludwig VII.

Ludwig VII.

Der genußsüchtige und sittenlose Philipp I., der zu Clermont (1095) in den Bann gethan war, weil er seine rechtmäßige Gattin Bertha von Flandern verstoßen und sich mit Bertrade von Anjou verbunden hatte, der 1104 wieder in den Schoß der Kirche aufgenommen wurde, weil er eidlich versprach, sich wieder mit Bertha zu versöhnen und doch bis zum Lebensende die andre bei sich behielt, hinterließ im Jahre 1108 die Krone seinem edlen, ritterlichen und gerechten Sohne Ludwig VI. (1108—37). Nach der Gewohnheit der schlauen Capetinger schon 1100 zum König und Mitregenten erhoben, hatte er den mächtigen Vasallen zuweilen seine kühne Thatkraft bewiesen. Als einige nach dem Tode seines Vaters von einer Königswahl sprachen, eilte er nach Reims und empfing durch eine Versammlung von Geistlichen sofort daselbst die Anerkennung, vom Bischof Salbung und Weihe. Allein kaum hatte er einige fehdelustige Landfriedensbrecher, welche sich dem königlichen Lehnshof nicht stellen wollten, ergriffen und bestraft, so rotteten sich viele Barone keck zusammen, um, aufgestachelt von Bertrade, einen ihrer Söhne auf den Thron zu erheben. Sie fanden Hilfe bei dem ländergierigen Könige Heinrich I. von England, der

18. Abt Suger.
Nach einem Glasgemälde in dem von Suger 1140—45 erbauten Chore von St. Denis.

von der Normandie her einbrach. Der kühne Capetinger hielt sich jedoch trotz schwerer Bedrängnis gegen die Übermacht seiner Gegner, bis sein Verwandter, Papst Calixtus II., der in Reims erschienen war, um aus diesem sicheren Hafen den Bann über Kaiser Heinrich V. zu verhängen, ihm einen billigen Frieden mit England vermittelte (1120). Wie sehr durch Ludwigs Thatkraft nicht nur das königliche Ansehen, sondern selbst das nationale Kraftgefühl gewonnen hatte, zeigte sich wenige Jahre später. Als Kaiser Heinrich V. die Drohung über den Rhein schleuderte, für die Aufnahme des ihm feindlichen Papstes Calixtus Rache zu nehmen, strömten 1124 die Vasallen, selbst die abtrünnigen, zu Reims in solchen Massen zusammen, um unter der rotseidenen Oriflamme von St. Denis die Ehre des Vaterlandes zu verteidigen, daß jener seinen Vorsatz aufgab. Auch als er durch die wiederholentlich wechselnde und immer streitige Erbfolge in Flandern, gleich darauf durch den Kampf zweier Vasallen, Stephans von Blois und Gottfrieds von Poitou, um die englische Krone in Mitleidenschaft gezogen wurde, wußte er die Würde seines Königtums und die Ehre seines Landes zu wahren.

19. Siegel König Ludwigs VII. von Frankreich.

Das Siegel, das an dem Pergament durch schmale Riemen von weißem Leder befestigt ist, stellt Ludwig VII. mit Krone und königlichem Mantel dar, auf einem reichgeschnitzten Klappstuhle sitzend, in einer Hand das Zepter, in der andern eine Blume.

Wenige Monate vor seinem Tode feierte er noch die Hochzeit seines ältesten, schon sechs Jahre früher gekrönten Sohnes in Bordeaux mit Eleonore, der reichen Erbin von Aquitanien. Ihr Vater, Herzog Wilhelm X., der Sohn des Sängers und Kreuzfahrers, hatte in der Normandie als Parteigänger Gottfrieds solche Grausamkeiten verübt, daß ihn die Qual des Gewissens zur Wallfahrt nach S. Jago di Compostela trieb, von der er nicht wiederkehrte.

Ludwig VII. und Abt Suger.

Ludwig VII. (1137—80), ein Jüngling vom besten Willen, aber von gar zu heftiger Gemütsart, erbte von seinem Vater den stets erneuten Kampf mit den Großen des Reiches, aber auch den klügsten Berater. Suger, der Abt von St. Denis, erscheint als der erste große Minister Frankreichs, ein Richelieu des Mittelalters. Aus der engen Zelle seines Klosters überschaute er nicht nur das Königreich, dessen Regierung während der Abwesenheit des Monarchen allein in seiner Hand lag, sondern die Welt. Seine Briefe, seine Lebensbeschreibung Ludwigs VI. bezeugen einen über sein Zeitalter erhabenen Geist. Seine Einsicht förderte die Wissenschaften, sein Geschmack die Künste, seine staatsmännische Begabung aber widmete er allein der Stärkung des Königtums und

der Erhebung des Bürgerstandes, in dem er die kräftigste Stütze der Monarchie erkannte gegen den Übermut der großen Vasallen. Auf seinen Rat verliehen Ludwig VI. und Ludwig VII. den Städten Freiheiten und Gerechtsame, die sie willig machten zum Kampfe gegen die Barone. Er verschaffte den königlichen Gerichten das Ansehen einer obersten Instanz und brachte selbst den königlichen Schatz durch Ordnung und Sparsamkeit zu einer bisher unerhörten Höhe.

Ludwigs Kreuzzug.

So gewann Ludwig VII. die Macht, sogar einen Bischof von Bourges, den ihm Papst Eugen III. aufdrängen wollte, zu vertreiben, und kümmerte sich wenig um dessen Bannstrahl. Als Graf Thibaut von Champagne für jenen auftrat, verwüstete er unbarmherzig dessen Land. Allein plötzlich ergriff ihn eine unmäßige Reue, als er in der kleinen Stadt Vitry die Kirche niedergebrannt hatte, in welche über tausend Menschen geflüchtet waren. Denn die Kirchen galten als Eigentum Gottes, nicht der

20. Französischer Ritter des 12. Jahrhunderts. Flachrelief an der Kathedrale zu Angoulême.

Die Hauptbestandteile der Rüstung sind der Harnisch (der über einem langen, faltigen Waffenrocke, der unterhalb hervorsieht, getragene Haubert mit der kapuzenähnlichen, nur das Gesicht freilassenden Brünne), der spitze Helm und der runde Schild. Der Harnisch ist nicht mehr der schwere Schuppenpanzer, wie ihn die Normannen (Bd. III, Abb. 255 und wohl auch noch die Ritter (S. 86) tragen, sondern besteht aus ineinander geflochtenen verschweißten Ringen, die freilich im Anfang auch noch recht grob und unregelmäßig waren. Diese Maschenpanzer, die, bereits den Römern bekannt, längst bis zum Norden Europas verbreitet waren, treten in Mitteleuropa zuerst gegen 1150 auf, in welcher Zeit sich die Erfahrungen aus den Kreuzzügen geltend machten.

Nach Viollet-le-Duc.

Menschen. Unerwartet versöhnte er sich mit dem Papste, dem Erzbischof, dem Grafen Thibaut, nahm auf einer Versammlung von Baronen und Prälaten zu Vezelay das Kreuz, in St. Denis Pilgerstab und Pilgertasche und zog mit einem stattlichen Heere 1147 in das heilige Land (s. den zweiten Kreuzzug). Als er, ohne etwas erreicht zu haben, 1149 heimkehrte, drangen Suger und der heilige Bernhard vergeblich in ihn, er solle einen neuen Kreuzzug unternehmen und sich vor allem des Byzantinischen Reiches bemächtigen. Allein weder er noch seine Barone wünschten die Leiden eines solchen Zuges zu erneuern, und da jene beiden bald darauf (1152 und 1153) starben, erlosch jeder Antrieb.

Trennung von Eleonore. Ihre Vermählung mit Heinrich Plantagenet.

Überdies verwickelte die Trennung des Königs von der leichtfertigen Königin Eleonore (18. März 1152), die zwei Monate später ihre Hand und ihre reichen Besitzungen an Heinrich Plantagenet, den Erben des englischen Thrones gab, Frankreich in bedenkliche Schwierigkeiten. Seitdem die ganze westliche Hälfte ihren Herrscher in

London fand, hinter dessen Macht die des französischen Oberlehnsherrn bedeutend zurückstand, erschien es fast nur als eine Frage der Zeit, daß auch der Königsthron umgestürzt wurde. Allein Ludwigs Wachsamkeit ergriff jede Gelegenheit, um das Verlorene wiederzugewinnen. Indem er zu allen Zeiten den Gegnern Englands beistand und zugleich durch Ordnung, Gerechtigkeit und Begünstigung der geistlichen und Weltbildung sein Land und Volk nach Möglichkeit widerstandsfähig machte, zeigte er seinem Thronerben, Philipp II. August, die Wege an, auf denen er zu einer ehrfurchterweckenden Machtstellung gelangen konnte. Als Ludwig VII. wenige Monate nach der prunkvollen Krönung des kaum 15jährigen Prinzen infolge eines Schlaganfalls ins Grab sank (September 1180), hinterließ er Frankreich an Umfang bedeutend verkleinert, denn die Lehnsabhängigkeit der englischen Besitzungen war doch nur eine scheinbare, an Macht und Ansehen dagegen in nie geahntem Maße vergrößert.

21. Die Krypta der Abteikirche von St. Denis.
Die Grabstätte der französischen Könige seit der Merowingerzeit. Nach Photographie.

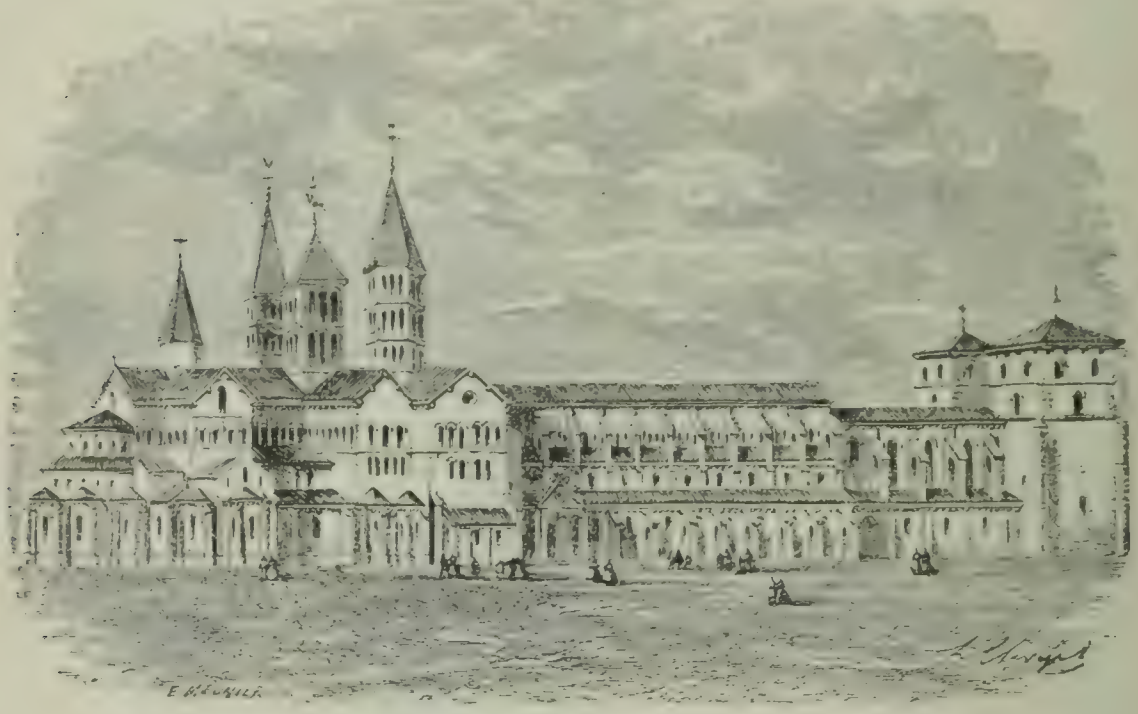
Berufung von Gelehrten nach Paris.

Der weitumfassende Geist des großen Ministers zeigte sich auch darin, daß er Denker ersten Ranges, Theologen und Philosophen, nach der Hauptstadt des Landes zu locken verstand. Während bisher Bischöfe und Äbte, die den überall erwachenden Wunsch nach Aufklärung und Vertiefung des Denkens zu befriedigen vermochten, wo sie auch waren, in Bec (Normandie), in Tours, Reims oder Soissons, Hunderte, ja Tausende von Schülern um sich versammelten, wurde durch Suger Paris der Mittelpunkt, in dem die scholastische Philosophie ihre Heimat diesseit der Alpen fand. Während Bologna und Padua in Italien sich mehr und mehr dem Studium des römischen Rechts zuwandten, wanderten Tausende von Lernbegierigen, junge und alte, aus allen Ländern Europas nach Paris, wo zum erstenmal der unselige und unfruchtbare Streit der Nominalisten und Realisten, in deren Zwiespalt wir heute nur annähernd einzudringen vermögen, in dem gewaltigen Geist des großen Dialektikers Abälard ausgelöscht zu sein schien. Wenn bisher die Scholastiker aller Richtungen ihr Denken allein in den Dienst des kirchlichen Dogmas stellten und dennoch oft genug

ihre Kreise durch den Bannstrahl aus Rom oder durch die Nötigung zum Widerruf gestört sahen, so entzündete er durch sein gewaltiges Wort die Neigung zum freien Denken, ja in einem seiner Schüler, in Arnold von Brescia, den kecken Mut zum Kampfe gegen die Weltherrschaft des Papstes, während der redemächtigste Mönch, sein eifrigster Gegner und Ankläger, der heilige Bernhard von Clairvaux, die innerste Glut des Herzens wachrief und den Willen stärkte zur Selbstverleugnung und zu gottgefälligen Thaten.

Abälard und Heloise.

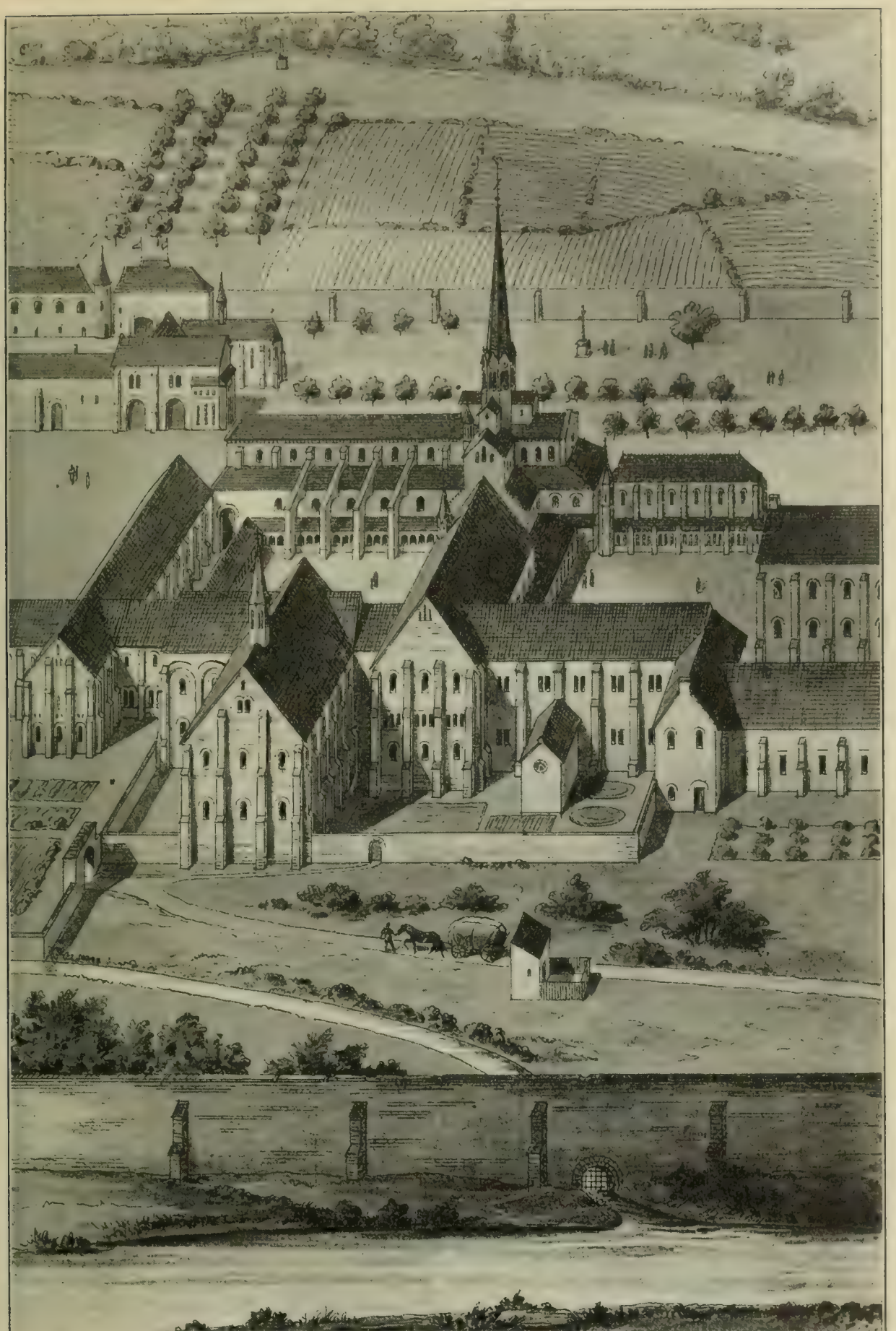
Abälard, der älteste Sohn eines Edelmannes zu Palais in der Bretagne, entsagte, ein Hutten des Mittelalters, allen Vorzügen seiner Geburt, um sich ganz und gar den Wissenschaften zu widmen. Der Unterricht des Roscellinus in Compiègne, der den Nominalismus vertrat, des Wilhelm von Champeaux in Paris, der dem Realismus huldigte, befriedigte ihn nicht vollkommen. Gegen den letzteren begann er bereits einen offenen Kampf und wurde 1113 sein Nachfolger in der Schule bei der Notre-Damekirche, als Wilhelm Bischof von Chalons wurde. Bald lockte seine glänzende Beredsamkeit, seine kühne Überzeugungskraft Hunderte von Schülern von nah und fern herbei, als ein hochtragisches Liebesleid plötzlich seine großartige Wirksamkeit



22. Die alte Abtei zu Cluny.

Nach dem Werke „Topographie de la France".

hemmte. Seine Schülerin Heloise, die siebzehnjährige ebenso geniale als schöne Nichte seines Hauswirtes, des Kanonikers Fulbert, eine Kennerin des Lateinischen, Griechischen und Hebräischen, entzückt von dem Glanz seines Wesens, erwiderte die Glut seiner Leidenschaft, die er in seinen Liedern aussprach. Als man die Liebenden trennte, entwich sie mit ihm zu seiner Schwester nach der Bretagne, wo sie Mutter eines Knaben wurde. Obwohl er sie rechtlich zur Ehegattin genommen hatte, verschwieg sie den Ehebund, um das Emporsteigen des Geliebten zu hohen geistlichen Ämtern und Würden nicht zu hindern. Aber ihre Verwandten dachten anders. Um ihre Schmach zu rächen, überfielen und entmannten sie ihn. Heloise ging nun in ein Kloster zu Argenteuil, Abälard verbarg eine Zeitlang seine Schande in einer Zelle von St. Denis. Als er dennoch, durch die Bitten seiner Schüler bewogen, seine Lehrthätigkeit wieder aufnahm, verbanden sich Scholastiker und Prälaten zu seiner Verurteilung auf der Synode zu Soissons (1121) und nötigten ihn, seine „Einleitung in die Theologie" mit eigner Hand als ketzerisch zu verbrennen. Da ihm auch der Aufenthalt in St. Denis verwehrt wurde, flüchtete er bei Nacht in eine Einöde von Nogent, wo er mit wenigen Gefährten dem Paraklet, dem zur Wahrheit führenden Geiste, eine Kapelle erbaute. Allein bald waren ganze Scharen von seinen Anhängern bei ihm, lebten wie Einsiedler rings umher in dürftigen Hütten und erbauten eine Kirche von Stein. Als ihn auch hier die Gegner bedrohten, überließ er seine Gründung der Geliebten, die sie nun mit ihren Nonnen bezog, und war zehn Jahre lang (1126—36) als Abt in St. Gildas (in der Bretagne) thätig. Dann lehrte er wenige Jahre wieder in Paris und bezauberte von neuem seine Schüler durch die Klarheit und Anmut seiner Lehren in der Klosterschule neben



23. **Citeaux, das Stammkloster der Cistercienser. Nach Viollet le Duc gezeichnet von Otto Girard.**

Durch die Pforte kommend, betrat man zunächst den von Wirtschaftsgebäuden umgebenen Hof (auf unserm Bilde links), dann ein großes Gebäude, das neben Vorratsräumen die Wohnräume der Laienbrüder enthielt, die sich also außerhalb des für die Professen reservierten Raumes befanden; daran anstoßend die Wohnung des Abtes und die Gastzimmer, ebenfalls außerhalb des Klosters. Dann folgt der große Klosterhof mit der Kirche einerseits, dem Refektorium anderseits. Daran schließen sich in zwei rechtwinkelig zu einander stehenden Flügeln, die das sogenannte kleine Kloster flankieren, die Schlafräume der Mönche; auf der andern Seite, neben der Kirche, befinden sich die Zellen der Schreiber mit der Bibliothek darüber. Den Beschluß bildet das Siechenhaus für die arbeitsunfähigen Greise und Kranken.

der Genovevakirche. Aber alsbald erklärte ihn eine Synode zu Sens 1140 auf Antrag Bernhards, des Abtes von Clairvaux, für einen Ketzer. Abälard, von den beständigen Leiden und Verfolgungen innerlich gebrochen, verzichtete auf eine Verteidigung vor den Reihen seiner Hasser. Persönlich vor dem Papste wollte er seine Sache führen. Als er, vom Wandern müde, eines Abends an die Klosterpforte von Cluny klopfte, erfuhr er von dem treuherzigen Abte Peter, daß der Papst längst entschieden, Abälards Bücher zur Verbrennung bestimmt, ihn selbst zum ewigen Schweigen verurteilt hätte. Des heiligen Bernhard Klage, daß der Empörer Arnold von Brescia nur die Lehren des Philosophen ausführe, hatten diesen Urteilsspruch herbeigeführt. Wohl glückte es dem menschlich edlen Abte Peter, den Papst zur Zurücknahme desselben zu bewegen, allein Abälard starb bereits am 21. April 1142, tief innerlich verzagt. Von der Kirche sich zu trennen, hatte er nie beabsichtigt. Noch in dem letzten Briefe an die Geliebte schreibt er: „Ich will nicht solch ein Philosoph sein, daß ich Paulo widerstände, noch solch ein Aristoteliker, daß ich von Christo getrennt würde." Die Mönche hatten stets begeistert seinen Worten gelauscht, wenn der „Philosoph Christi", wie sie ihn nannten, von göttlichen Dingen sprach, bestatteten seine Leiche mit allen kirchlichen Ehren und verweigerten selbst die Herausgabe, als Heloise danach verlangte. Heimlich sorgte der Abt selbst einige Monate später für die Überführung nach dem Paraklet. Die Geliebte starb erst 1164, weniger durch ihre Gelehrsamkeit und Frömmigkeit, als durch ihre hingebende, aufopfernde Liebesleidenschaft ohne Beispiel in der Weltgeschichte. In einem zweifellos echten Briefe aus seinen letzten Lebensjahren schreibt sie an ihn: „Mag auch der Name Gattin heiliger und gefeierter sein, mir ist die Freundin stets süßer gewesen oder, wenn Du Dich daran nicht stößt, die Buhlerin. Gott ist mein Zeuge, wenn mir der Kaiser die Hand zur Ehe böte und mir den ganzen Erdkreis verspräche, wertvoller und würdiger schiene es mir, Deine Dirne zu heißen, als seine Kaiserin." Seit der Aufhebung des Klosters ruhen beide in gemeinsamer Gruft auf dem Père-Lachaise in Paris.

Der heilige Bernhard.

Bernhard von Clairvaux war in tiefster Seele dem Wesen des großen Scholastikers feindlich gesinnt, wie allezeit das glaubensfrohe Herz dem rücksichtslos forschenden Verstande, der, wenn auch von der Kirche ausgehend, ihre Formen keck überschreitet. „Der Fromme glaubt und fragt nicht", schrieb er an den Papst, „der aber will in seinem Gotteszweifel nicht glauben, was er nicht zuvor mit dem Verstande zerspalten hat." Der großen Masse der Christenheit aber lag im 12. Jahrhundert die Mystik näher als die Scholastik. Nur jene vermochte Klöster zu gründen, Dome zu bauen und Kreuzzüge auszusenden, während diese auf die Katheder und Bibliotheken beschränkt blieb. So mußte in dem welthistorischen Zweikampf der beiden größten Geister Frankreichs Abälard zum Märtyrer, Bernhard zum Sieger werden. Noch war die Zeit fern, da die Kraft allen Wachstums in den Hochschulen wurzelte, aus der verborgenen Stille des Klosters allein quollen die Lebensfluten dieses Zeitalters.

Gründung des Cistercienserordens.

Empört über das Wohlleben der Mönche in den reichbeschenkten Klöstern der Benediktiner und sogar der einst so strengen Cluniacenser, hatte der Abt Robert 1098 in einem Waldthale der Côte d'Or das armselige Kloster Citeaux (Cistercium) gegründet. Indem sie allem Genuß, aller Pracht, selbst der Thätigkeit nach außen entsagten und seit 1119 nur nach dem strengen Gesetz der Liebe lebten, traten sie bald in offenen Gegensatz gegen die Benediktiner von Cluny und bezeugten dies durch Annahme eines weißen statt des schwarzen Gewandes. Allein den Vorrang vor allen andern Orden gewannen sie doch erst durch den heiligen Bernhard. Als er, entsprossen aus einer frommen burgundischen Adelsfamilie, 1113 mit fünf Brüdern und dreißig andern Verwandten in das Kloster Citeaux trat, war der Raum nicht ausreichend, und sie erbauten Clairvaux, dessen Abt er 1115 wurde. Bald wurde er durch Enthaltsamkeit und Seelengröße ein Muster für alle. Später wußte man viel von seinen Wundern zu erzählen, wie er Kranke geheilt, Teufel ausgetrieben — einer Herzogin von Lothringen allein nicht weniger als sieben — die Zeitgenossen beugten sich vor seiner Glaubensstärke und seinem Predigtwort, nicht nur die Mönche und Laien, sondern Bischöfe, Päpste und Könige. Jedermann ward ergriffen, wenn er mit glühenden Worten versicherte: „Nur soweit er geliebt wird, wird Gott erkannt; durch die Gnade von seiten Gottes, durch die Liebe von seiten des Menschen, der sich durch solche Liebeskunde in sich selbst zusammenfaßt, um sich in Gott zu versenken." Obwohl er kein Dichter war, schrieb er gern in Versen, aber unter Buchen und Birken, nicht in der engen Zelle. „Glaube meiner Erfahrung", schreibt er an einen Freund, „im Walde wirst Du Höheres finden, als in Büchern. Bäume und Felsen werden Dich lehren, was Du bei Meistern der Schule nicht zu hören vermagst." Solche Theologie redete die Sprache der Zeit: als Bernhard am 20. August 1153 starb, gab es 160 Klöster der Cistercienser oder Bernhardiner.

Kartäuser, Prämonstratenser und Karmeliter.

Daß Bernhard mit solchem Denken, Fühlen und Dichten in seiner Zeit nicht allein stand, bezeugen auch die vielen kleineren Ordensstiftungen, die mit den Cistercienſern wetteiferten, wie die Kartäuser, die Bruno von Köln 1084 in der Chartreuse in Südfrankreich gestiftet hatte und denen er sechs Jahre später in Unteritalien bei Squillace ein zweites Kloster erbaute. Ihre Ordensregel von 1141 verpflichtete sie zum Schweigen, zum Tragen eines härenen Büßergewandes, zur Enthaltung vom Weingenuß, aber auch zur Pflege der Wissenschaften. Von Köln ging auch der weitverbreitete Orden der Prämonstratenser aus. Der Domherr Norbert, ein Verwandter des salischen Kaiserhauses, Kaplan Heinrichs V., durch Geburt und Reichtum zum Übermut gestimmt, wurde plötzlich durch einen Blitzstrahl und eine himmlische Stimme, wie Paulus einst, in einen Bußprediger umgewandelt, der selbst nur in Armut und Entsagung sein

Glück fand. Zu Coucy, in dem öden Thal von Prémontré bei Laon, ließ er 1122 ein Kloster für Gleichgesinnte erbauen. Als man ihn wider Willen zum Erzbischof von Magdeburg wählte, hielt er seinen Einzug barfuß, im Bettlergewand, auf einem Esel reitend. Seine Strenge erregte zwar einen Aufruhr, so daß er nach dem Petersberge bei Halle flüchten mußte, allein man holte ihn doch bald zurück und bewahrte seinen Leichnam (gest. 1134) später als ein Palladium der Stadt in einem kostbaren Grabmal, das erst seit dem Brande im Dreißigjährigen Kriege nach Prag übertragen wurde. Selbst im unwirtlichen Gebirge Karmel, wo Elias sich einst verborgen hielt, ließ sich ein Kreuzfahrer Berthold aus Kalabrien um 1136 mit mehreren Genossen als Jünger des Propheten Elias nieder. Später nahmen diese Karmeliter das graue Obergewand ohne Ärmel an, weil die Jungfrau selbst ihrem Ordensgeneral Simon Stock in einem solchen erschienen war. Als 1431 Papst Eugen IV. ihre gar zu strenge Ordensregel milderte, unterschied man von den beschuhten Karmelitern die unbeschuhten als Barfüßer.

Alle diese Orden, je nach dem Ansehen, das sie genossen, und — nach der Mode der Zeit, fanden im Laufe der Jahrzehnte zahlreiche Anhänger und reichdotierte Pflanzstätten im ganzen Abendlande, vor allem in Deutschland.

Das Deutsche Reich unter Lothar von Sachsen und Konrad III. von Hohenstaufen.

Deutschland nach Heinrichs V. Tod.

Mit dem Tode Heinrichs V., der am 23. Mai 1125 erst 43jährig ins Grab sank, lebten die bösen Geister der Zwietracht, die er mühsam gebannt oder wenigstens in das Dunkel zurückgeschreckt hatte, wieder auf. Freilich schien dies kaum denkbar. Der älteste Sohn seiner Schwester Agnes, Friedrich von Schwaben, damals 35jährig, schön und tapfer, klug und heiter, freigebig und höflich, durch seine Gemahlin Judith seit wenigen Jahren der Schwiegersohn des gewaltigen Welfenherzogs Heinrich von Bayern, war längst, wie man sagte, zum Erben seiner Güter ernannt. Ihm sollte der kaiserliche Oheim noch vom Sterbelager aus die Reichsinsignien übergeben und den Schutz seiner Witwe, der Engländerin Mathilde, empfohlen haben. Doppelt mächtig erschien er, da sein Bruder Konrad längst das Königsherzogtum, welches bisher stets mit der Krone verbunden war, das von Franken, inne hatte. Überdies stand er in freundlichstem Verhältnis zu seinem Stiefvater, dem mächtigen Babenberger Leopold III. von Österreich, und dessen heranwachsenden Söhnen Leopold (IV.), Heinrich (Jasomirgott) und Otto (dem späteren Bischof von Freisingen). So schien die nach Mainz ausgeschriebene Wahl, wie so oft, nur eine Sache der Form, der pietätvollen Erinnerung an das alte Fürsten- und Volksrecht.

Die Wahl Lothars.

Allein die Arglist des Erzbischofs Adalbert von Mainz schuf einen unerwarteten Wandel der Verhältnisse. Als am 25. August, gerade drei Monate nach Heinrichs Tode, die Fürsten mit ihren Rittern und Kriegsscharen, aber auch zahlreiche Prälaten vor der Rheinstadt ihr Lager aufgeschlagen hatten, brachte er es durch geschickte Zusammensetzung eines Wahlausschusses dahin, daß man vier Fürsten als wählenswert bezeichnete, darunter neben Friedrich auch seinen Stiefvater Leopold III. von Österreich und Lothar von Supplinburg, Herzog von Sachsen, der bis zum Tode des letzten Saliers als Parteigänger der Niederdeutschen gegen die Oberdeutschen das Schwert geführt hatte. Da der Hohenstaufe die Versammlung unwillig verließ, um über diese unerwartete und ungewöhnliche Art der Königswahl die Seinigen zu befragen, wußte der hinterlistige Priester schnell die Mehrheit dafür geneigt zu machen, daß sie ihr volles Fürstenrecht in Anspruch nehme und eiligst die Wahl ohne und gegen ihn durch Zuruf vollziehe. Auch die Begrüßung durch das Volk wurde voreilig in Szene gesetzt, denn erst sechs Tage später gelang es den päpstlichen Legaten, die Stimmen aller wahlberechtigten Fürsten, außer Friedrich, für Lothar von Sachsen zu gewinnen und diesen selbst mühsam zur Annahme der Krone zu bestimmen. Entscheidend war für diesen unerwarteten Sieg der sächsisch-priesterlichen Partei die Stimme Heinrichs von Bayern, der seinen Schwiegersohn im Stiche ließ, weil ihm für seinen eignen Sohn die glänzende Aussicht eröffnet wurde, Schwiegersohn und Erbe des bejahrten reichen Königs zu werden. Daß anderseits die hierarchische Partei für ihre Unterstützung der Wahl an Lothar Forderungen in betreff der Bischofswahlen gestellt haben wird, ist selbstverständlich. Ob er allerdings, wie ein Bericht sagt, die Weihe der Bischöfe

vor der Investitur gestattet und ihnen den eigentlichen Lehnseid (hominium) erlassen hat, muß fraglich erscheinen. Sicher ist, daß Kaiser Lothar selten oder nie nach solchen Bedingungen gehandelt hat.

Anfang des Streits der Welfen und Waiblinger.

Als Lothar*) (1125—37) bereits beim ersten Versuch, seine Königspflicht und -macht zu gunsten des rechtmäßigen Erben in Böhmen geltend zu machen, gescheitert war — er geriet bei Teplitz in die Enge und mußte zufrieden sein, den durch Wahl erhobenen Herzog Sobieslaw belehnen zu dürfen (Februar 1126) — hatten seine übereifrigen welfisch-priesterlichen Anhänger bereits den Staufern den Fehdehandschuh hingeworfen. Obwohl Friedrich von Schwaben bereits freiwillig die Huldigung geleistet hatte, verlangte der erste Reichstag zu Regensburg (November 1125), auf dem ungewöhnlich viele Geistliche erschienen waren, von ihm auch die Herausgabe aller Reichsgüter, die einst von dem kaiserlichen Oheim konfisziert und ihm übergeben waren, darunter die vielbesprochenen Mathildischen in Tuscien. Da nun Friedrich die Wiedergabe dieser reichen Besitzungen als ehrwidrig verweigerte und um Weihnachten dafür geächtet wurde, begann jener unselige, über ein Jahrhundert währende Familienkrieg der Welfen und Waiblinger (ital. Guelfen und Ghibellinen), der des Deutschen Reiches Macht und Einheit geschwächt, aber seinen Wirtschafts- und Bildungsinteressen vielfache Vorteile gebracht hat.

Auf einem Hoftage zu Merseburg, Pfingsten 1127, bei welchem der Böhmenherzog mit großem Gefolge erschien, wurde der Kampf gegen die beiden Staufer beschlossen und das Versprechen ausgeführt, welches Lothar in Mainz dem Herzog von Bayern gegeben hatte. Der junge, 20jährige Herzog Heinrich der Stolze von Bayern, der im Dezember 1126 den Vater beerbt hatte, wurde im Mai der Gemahl der 12jährigen Königstochter Gertrud. Ihm, dem schon als Enkel des Herzogs Magnus von Sachsen (gest. 1106) durch seine Mutter Wulfhild die reichen Billungischen Allodien in Niederdeutschland zugefallen waren, erblühte damit die Hoffnung, einst auch die Nordheimischen und braunschweigischen Besitzungen seiner Schwiegereltern Richenza und Lothar zu erben, ja das Herzogtum Sachsen und die Königskrone.

Auch den tapferen Herzog Konrad von Zähringen gewann Lothar durch Belehnung mit der Markgrafschaft Burgund (September 1127); allein trotz alledem blieben die Angriffe auf die staufischen Brüder so erfolglos, daß Konrad von Franken — vielleicht weil er noch nicht, wie Friedrich, einen Eid der Treue geleistet hatte — es wagen konnte, sich im Dezember 1127 zu Speier von seinen Anhängern als König ausrufen zu lassen und, obwohl gebannt von den deutschen Bischöfen und verflucht vom Papste Honorius II., im Frühjahr 1128 über die Alpen zu gehen. Aber dieser Schritt, durch welchen die Kräfte der staufischen Partei zerteilt wurden, gereichte ihr zum Verhängnis. Wohl wurde Konrad von dem Erzbischof Anselm im Juni nicht nur einmal zu Monza, sondern nochmals in Mailand als König von Italien gekrönt, aber die Mathildischen Güter vermochte er nicht in seine Hand zu bringen; die Großen Italiens wichen einzeln von ihm zurück, und bald fühlte er von den Legaten des Papstes den Boden so unterwühlt, daß er fast verlassen und dürftig in Parma lebte und, verfolgt von dem Zorn und Fluch des Papstes, nicht ohne Gefahr sich über die Alpen rettete. Zu gleicher Zeit erfuhr auch in Deutschland die hohenstaufische Macht herbe Verluste. Als König Lothar und sein Schwiegersohn Speier belagerten, das zu Friedrich hielt, leitete zwar dessen tapfere Gemahlin Judith die Verteidigung der Stadt gegen ihren eignen Bruder, Heinrich den Stolzen, mit unermüdlicher Ausdauer, aber die Bürgerschaft öffnete doch endlich, vom Hunger bewältigt, die Thore (Dezember 1129). Lothar zeigte sich edelmütig, indem er der Besatzung freien Abzug gewährte und die kühne Verteidigerin reich beschenkt entließ. Wenige Monate später glückte es ihm, auch Nürnberg in seine Hand zu bekommen.

Lothars Romerzug und Kaiserkrönung.

Nachdem die Staufenpartei niedergeworfen war, wandte sich Lothar nach Italien. In Rom war es wieder einmal zu einer zwiespältigen Papstwahl gekommen. Mit Verletzung aller kanonischen Formen hatte nach dem Tode Honorius' II. eine Minderheit der Kardinäle, welche der cistercienfischen Reformpartei angehörte, den Kardinaldiakonen Gregorio als Innocenz II. auf den päpstlichen Stuhl erhoben, die Mehrheit aber noch an demselben Tage einen Anhänger der Cluniacenser, den Kardinal Perleoni, als Anaklet II. gewählt. König Lothar, den beide um seine Anerkennung baten, war durch die Erzbischöfe Norbert von Magdeburg (s. oben) und Konrad von Salzburg schnell für den ersteren gewonnen, obwohl Erzbischof Adalbert von Mainz,

*) Lothar nennt sich stets III., obwohl es weder einen Kaiser noch einen deutschen König Lothar II. gegeben hat. Er muß von Ludwigs des Frommen Enkel, dem Könige von Lothringen dieses Namens (gest. 869), gehört haben.

dem er die Krone verdankte, der cluniacensisch-hierarchischen Partei angehörte. Am 22. März 1131 empfing er Innocenz II. der Verabredung gemäß in Lüttich, hielt ihm gehorsam den Steigbügel, verlangte aber doch sehr energisch als Gegenleistung das Recht der alleinigen Investitur. Nur dem heftigen Widerspruche Bernhards von Clairvaux und der deutschen Bischöfe gab er schließlich nach, doch war darum ein endgültiges Einvernehmen noch lange nicht zustande gebracht. Als Lothar von einem zur Sicherung der Grenzen gegen Dänen und Slawen unternommenen Kriegszuge im Herbst 1131 aus dem Norden zurückkehrte, hatte der Papst, für den sein steter Begleiter, Bernhard von Clairvaux, Frankreich, England, Spanien und einen großen Teil von Deutschland gewonnen hatte, ohne bei dem Könige anzufragen, einen Franzosen, Albero von Monterol, der kein Wort Deutsch konnte, zum Erzbischof von Trier ernannt und wußte des Königs Weigerungen und Drohungen geschickt zu umgehen und hinzuziehen. Durch den Glanz der Kaiserkrone hoffte er alle Wolken des königlichen Unwillens zu zerstreuen. Im November 1132 traf er, begleitet von Bernhard von Clairvaux, mit Lothar in Piacenza zusammen. Ein erbärmlicher Römerzug! Nicht mehr als 1500 Reiter, meistens Sachsen, umgaben den deutschen König, der die großen Städte mied, weil er sich zu machtlos fühlte. Endlich hielten Papst und König zusammen mit großer Vorsicht den Einzug in die ewige Stadt, deren größerer Teil mit der Engelsburg, der Peterskirche und der Leoninischen Vorstadt in der Hand Anaklets und seiner Partei war. Nach fruchtlosen Verhandlungen mit ihr entschloß sich Innocenz II., den König und seine Gemahlin Richenza in der Laterankirche am 4. Juni 1133 mit der Kaiserkrone zu schmücken. Die Mathildischen Güter, welche der Papst schon vor Lothars Ankunft geschickt in seine Hand gebracht hatte, nahm der Kaiser wunderbarerweise für 100 Pfund Silber von ihm zu Lehen, wenn auch ohne einen Vasalleneid zu leisten. Die volle Wiedergabe des Investiturrechtes erlangte der Kaiser auch jetzt nicht, wie er sie verlangte, sondern nur kleine Zugeständnisse von geringer Tragweite. Im ganzen behielt diese Erhebung zur höchsten Würde auf Erden, wie fast immer, einen erniedrigenden Charakter. Innocenz ließ nach des Kaisers Tode im Lateran ein Gemälde anbringen, das diesen darstellt, wie er knieend mit gefalteten Händen von ihm die Krone empfängt. Viel wertvoller erschien dem gegenüber die Königskrone, welche der Normanne Roger II. 1130 zu Palermo aus den Händen Anaklets II. erhielt. Denn nun gelang es diesem geschickten Machthaber, alle kleinen Teilfürsten nacheinander zu bewältigen und als Vasall des Papstes ein Großreich zu gründen, das bis zu den Mauern Roms reichte. Lothar und bald auch Innocenz selbst aber wurde der römische Boden zu heiß. Jener war im August schon in Bayern, dieser in Pisa.

Besser gelang es Kaiser Lothar, sein Ansehen im Reiche zu wahren. Er schlichtete allerlei Streitigkeiten in Bayern, in Schwaben, in Friesland, zwang den Herzog Boleslaw von Polen zum Gehorsam, rächte an den Dänen die Ermordung und Verstümmelung von Deutschen und brach endlich durch die Einnahme und Verbrennung der festen Stadt Ulm die Macht der Hohenstaufen vollkommen. Friedrich von Schwaben erschien im Oktober 1134 barfuß vor der Kaiserin Richenza in Fulda und bat um ihre Vermittelung. Mehr als sie aber bewirkten Bernhard von Clairvaux und Papst Innocenz, denen zumeist daran lag, die Kraft Deutschlands von neuem gegen Roger und Anaklet in die Waffen zu führen. Durch jene wurde auf dem Reichstage zu Bamberg im März 1135 Friedrich zum demütigen Fußfall und der Kaiser zur Milde, die deutschen Fürsten aber zu einem zehnjährigen Landfrieden bestimmt. Wenige Monate später trug auch Herzog Boleslaw zum Zeichen seiner Unterthanentreue in Merseburg dem Kaiser das Schwert vor, gerade als die Gesandten des griechischen Kaisers und der Republik Venedig erschienen, um Hilfe gegen Roger II. zu erbitten, der jenem die afrikanischen Besitzungen bedrohte und dieser den Handel im Mittelmeere schädigte. Endlich warf sich dem Kaiser zu Mühlhausen an der Unstrut der Gegenkönig Konrad zu Füßen und erlangte wie Friedrich für das Versprechen, die Gnade des apostolischen Vaters zu suchen und mit Lothar nach Italien zu gehen, nicht

nur seine Güter zurück, sondern noch reiche Geschenke obendrein. Der 70jährige Kaiser stand auf dem Höhepunkte seiner Macht. Mit stolzen Worten rühmt der sächsische Annalenschreiber: „Das Reich genoß Frieden in Fülle, strömte über von Reichtum. Es blühte die Frömmigkeit der Klöster, die Gerechtigkeit führte das Zepter, das Unrecht verstummte.“ Auch in Italien hoffte der Kaiser zu siegen.

Lothars zweiter Romerzug und Tod

Bis zum August 1136 ordnete er die Verhältnisse in Deutschland. Albrecht von Ballenstedt, der „Bär“ beigenannt, seit 1134 Hüter der Nordmark, sollte daheim bleiben, um die Elbgrenze gegen die heidnischen Slawen zu schützen, Ludwig von Thüringen, Friedrich von Schwaben und Konrad von Zähringen wurde der Zug nach Italien ausdrücklich erlassen; allein Konrad von Meißen, der 1135 mit der Niederlausitz belehnt war, Heinrich der Stolze, dem vermutlich jetzt schon die Belehnung mit Sachsen zu teil wurde, zogen im August 1136 mit dem Kaiser und seiner

24. Der Hohenstaufen. Nach einer Originalzeichnung von J. Wölffle. (Zu S. 52.)
(Verlag von Erwin Herwig in Göppingen.)

Gemahlin über den Brenner in das Tridentiner Thal; allen voran, jetzt nicht mehr als König, sondern als kaiserlicher Bannerträger, Konrad von Franken. Das bedeutende Heer, welches mit Gewalt den Durchmarsch durch die Veroneser Klause erzwungen hatte, schreckte selbst das mächtige Mailand und bald darauf auch Pavia und Bologna. Während der Kaiser auf der Ostseite des Apennin nach Süden vordrang, unterwarf Heinrich von Bayern, bei dem sich Innocenz befand, die Westküste, umging aber Rom und traf zu Bari im Mai 1137 mit dem Kaiser zusammen. Roger begann zu fürchten und bot eine Friedensunterhandlung an. Er wäre zufrieden gewesen, wenn der Kaiser seinen Sohn mit Apulien belehnt hätte. Allein Lothar stand so ganz unter dem Einfluß des Papstes und des Abtes Bernhard, die auf die Vernichtung des Feindes drangen, daß er die günstige Gelegenheit vorübergehen ließ, seiner Kaisergewalt in Unteritalien eine Stätte zu bereiten. Nur zu bald wurde es offenbar, daß der Papst nur hierarchische Ziele verfolge. Als Salerno sich nach langer Belagerung ergab und Rainulf von Alife im August 1137 zu San Severino als Herzog mit

Apulien belehnt wurde, drängte sich der Papst hinzu und erfaßte die Spitze des Fahnenschaftes, den der Kaiser in Händen hielt, um auch Anteil an dem Lehnseide des Vasallen zu haben. Im September trat Lothar den Rückweg nach Deutschland an. Wieder vermied er Rom, weil ihm die Partei Anaklets noch zu mächtig war, aber selbst in kleineren Orten, wie in Mugello, verhöhnte man den winzigen Rest des kaiserlichen Heeres. Trotz des herannahenden Winters und seiner zunehmenden Schwäche beschleunigte er seinen Marsch, um nur nicht in Italien zu sterben. In einer Bauernhütte zu Breitenwang an der bayrischen Grenze unfern des Lech, mußte man Halt machen. Nachdem er seinem Schwiegersohne die Reichsinsignien übergeben und nochmals das Herzogtum Sachsen verliehen hatte, hauchte er am 4. Dezember 1137 seine müde Seele aus. Am letzten Tage des Jahres wurde sein Leichnam im sächsischen Kloster Lutter, das er selbst gegründet hatte, feierlich beigesetzt (seitdem Königslutter genannt; auch Richenza und Heinrich der Stolze liegen dort begraben).

25. Reiterstandbild König Konrads III. im Dome zu Bamberg.
Das Standbild gehört dem 13. Jahrhundert an und bietet somit kein Porträt.
Nach einer Photographie. (Zu S. 52.)

Daß Lothar die Germanisierung und Christianisierung der Slawenländer begünstigte, wovon später die Rede sein wird, lag im Interesse seines Herzogtums; daß er aber durch die unerhörte Bereicherung seines Schwiegersohnes den unheilvollen Krieg der Fürsten gegeneinander dauernd machte, daß er in politischen Dingen sich von der Gattin, der Tochter und dem Papste bestimmen ließ, wird ihm ewig zur Schmach gereichen.

Roger in Italien im Bunde mit Innocenz II.

Wie ein Kartenhaus brach alles zusammen, was er mit großen Anstrengungen, Kosten und Einbußen, selbst an Ehre und Ansehen, in Italien geschaffen hatte. Roger hatte sich sofort nach dem Abzuge der Deutschen Apuliens bemächtigt, nachdem

er Rainulf und die 800 Ritter, die Lothar bei ihm zurückgelassen, vertrieben. Bernhard von Clairvaux, hier in Italien mehr Makler als Heiliger, suchte den mächtigen Normannenkönig für Innocenz II. zu gewinnen. Während noch die Bedenken und Erwägungen der Geistlichkeit den Abschluß eines Vertrags aufhielten, starb plötzlich (am 28. Januar 1138) Anaklet II., und das Schisma war beendet. Die Partei Bernhards und der Cistercienser hatte sich den päpstlichen Thron gesichert.

Heinrichs des Stolzen Macht.

Nie war die Hoffnung berechtigter, die deutschen Stämme zu nationaler Einheit und Macht zu führen, als nach dem Tode Lothars. Da der stolze Heinrich von Bayern und Sachsen in Süd- und Norddeutschland zugleich gebot, schien der Augenblick gekommen, in welchem die Krone des deutschen Königs alle feindseligen Unterschiede der Stammesart niederzwang und ihre verschiedenen Vorzüge zu einer Lebenskraft vereinigte, welche fähig war, den slawischen Osten zu gewinnen und selbst jenseit der Alpen den Glanz und die Würde des Kaisertums in hellem Lichte strahlen zu lassen, wie zu den Zeiten Karls des Großen. Daß der kühne, energische Heinrich, dem Willen seines Schwiegervaters gemäß König werde, durfte man für selbstverständlich ansehen.

Wahlintrige des Erzbischofs von Trier für den Hohenstaufen Konrad

Anders dachte die kirchliche Partei. Wie sie einst die Wahl des Staufers Friedrich vereitelt hatte, so gedachte sie jetzt die des mächtigeren Welfen zu vereiteln. Adalbert von Mainz war tot, aber der schlaue Wallone Albero von Trier hatte schon in Italien den Staufer Konrad von Franken für Innocenz II. gewonnen und diesen für jenen. Als Legat des Papstes war er nach Deutschland zurückgekehrt. Da die Fürsten am Grabe Lothars den 22. Mai zur Wahl in Bamberg bestimmt hatten, lud er die Staufer, einige lothringische Fürsten und mehrere Bischöfe, darunter den Erzbischof von Köln zu einer Versammlung nach Koblenz ein, wo am 7. März 1138 Konrad zum König gewählt wurde. Schon am 13. fand die Krönung durch einen Kardinalbischof in Aachen statt. Schneller als jemand erwarten konnte, huldigten die rheinischen Fürsten und Prälaten, und die Gegenpartei selbst schien das Spiel fast verloren zu geben. In Bamberg am 22. Mai, wo Heinrich die Krone zu empfangen erwartet hatte, huldigte seine eigne Schwiegermutter Richenza mit vielen sächsischen Großen seinem hohenstaufischen Gegner, und Sobieslaw von Böhmen ließ seinen Sohn die Herzogsfahne aus der Hand des neuen Königs nehmen. Nach Regensburg, wo der Erzbischof Konrad von Salzburg sich im Juni 1138 unterwarf, sandte endlich auch Heinrich durch Boten die Reichsinsignien und die Erklärung, daß er auf den Thron verzichte. Persönlich vor Konrad zu erscheinen und von dem Fürsten, der die Krone durch bischöfliche und päpstliche Hinterlist vorweg genommen hatte, knieend seine Herzogtümer zu Lehen zu nehmen, vermochte er nicht über sich.

Der Hohenstaufen Anfang und Art.

So war mit Konrad III.*) (1138—1152) durch die Intrigen der Geistlichkeit und die Abneigung der Fürsten gegen ein mächtiges Oberhaupt das edle Geschlecht der Staufer oder Hohenstaufen auf den Thron gekommen, in welchem der kühne, himmelanstrebende, nach Idealen strebende Zug des deutschen Geistes seine Verkörperung fand, und unter dessen Herrschaft das deutsche Rittertum in der Erscheinung und in der Dichtung seine höchste Blüte erlangte.

Konrad im Streit mit den Welfen.

Zunächst ward Konrad durch den leidigen Streit mit den Welfen in Anspruch genommen. Als er auf einem Reichstage zu Augsburg die Forderung aussprechen ließ, Heinrich solle auf eines seiner beiden Herzogtümer Verzicht leisten, obwohl er beide doch vollkommen rechtmäßig erlangt hatte, weigerte sich dieser selbstverständlich und wurde nun zu Würzburg sofort unter Vernachlässigung aller sonst üblichen Fristen und Ladungspflichten in Gegenwart weniger Fürsten in die Reichsacht gethan. König Konrad, der offenbar die Macht des Welfen unter-, die eigne überschätzte, verlieh sofort ohne Befragung der Großen das Herzogtum Sachsen dem Markgrafen Albrecht dem Bären von der Nordmark, das Herzogtum Bayern seinem Stiefbruder, dem Markgrafen Leopold IV. von Österreich. Von nun an lag die

*) Er selbst nannte sich stets Konrad II, indem er Konrad I. nicht als rechtmäßigen König anerkannte.

letzte Entscheidung bei den Waffen. Durch schnellen Überfall zerstreute Albrecht die Parteigenossen der alten Kaiserin Richenza, den Markgrafen Konrad von Meißen, den Pfalzgrafen Friedrich, den Grafen Rudolf von Stade und andre, eroberte Lüneburg, Bardewiek, Bremen und setzte statt des vertriebenen Adolf II. einen seiner Getreuen, Heinrich von Badwide, als Grafen von Holstein ein. Sofort vertrieb dieser auch die Wenden, welche unter dem Abotritenfürsten Pribislaw erobernd und plündernd über Lübeck bis Segeberg vorgedrungen waren, und besetzte Pluni (Plön), die Hauptfestung von Wagrien, so daß den Slawen in Holstein nur noch das östlichste Gebiet um Aldenburg (heute Oldenburg) verblieb. Allein schon im Frühjahr 1139 überließ Heinrich der Stolze die Verteidigung Bayerns seinem Bruder Welf VI. und wandte sich nach dem Norden. In wenigen Wochen stellte er hier seine Herrschaft wieder her, vertrieb Heinrich von Badwide, führte den Grafen Adolf zurück und verjagte endlich den Askanier Albrecht so vollkommen auch aus seiner Nordmark, daß er, von allen verlassen, bei Konrad Hilfe suchte. Beide hatten sich jetzt überzeugt, daß das Spiel nicht so leicht zu gewinnen sei. Nachdem in Straßburg der Reichskrieg gegen Heinrich beschlossen war, trat erst die volle Scheidung der Parteien in Welfen und Waiblinger (so genannt nach der staufischen Besitzung Wibilinga, heute Waiblingen, nicht fern vom Neckar) zu Tage. Als nun beide Gegner bei Kreuzburg an der Werra einander gegenüber lagen, vermittelten der Erzbischof von Trier und der Herzog von Böhmen einen Waffenstillstand, um über den Frieden zu verhandeln. Noch war es zu einem solchen nicht gekommen, als der plötzliche Tod des 35jährigen Herzogs Heinrich am 20. Oktober 1139 ihn von selbst zu bringen schien. Allein nur zu bald zeigte es sich, daß darauf noch lange nicht zu hoffen war. In Sachsen, wo Albrecht der Bär jetzt Anerkennung zu finden glaubte, erklärte sich alles für den 10jährigen Sohn des Verstorbenen (den späteren Heinrich den Löwen) und scharte sich zu seinem Schutze um ihn und seine Mutter Gertrud und um seine Großmutter Richenza.

26. Brakteat des Grafen Lamprecht von Gleichen mit dem Bildnis, Namen und Titel König Konrads III. Der Kaiser ist im Brustbilde unbartig, mit Krone und Harnisch dargestellt. (Königl. Münzkabinett in Berlin.)

Anders stand es im Süden, wo Leopold von Österreich den Bruder des Verstorbenen, den Grafen Welf, aus Bayern vertrieb und König Konrad selbst durch den Sieg bei Weinsberg am 21. Dezember 1140 nicht nur die kleine Festung (östlich von Heilbronn) zur Übergabe nötigte, sondern auch den welfischen Widerstand vollkommen brach. Schlacht bei Weinsberg.

Die Sage weiß hier mehr zu berichten, als die Geschichte. Danach gestattete der „Kaiser" den Frauen in Weinsberg frei abzuziehen und von ihrer Habe soviel mitzunehmen, als sie tragen könnten. Da nun eine jede ihren Gatten, oder ihren Bräutigam oder ihren Bruder auf dem Rücken herausschleppte, wollte des Kaisers Neffe Friedrich (der spätere Kaiser) ihnen dies verwehren, allein Konrad sprach lächelnd: „Ein Königswort darf nicht gedreht noch gedeutelt werden." — Keiner von den Zeitgenossen erzählt etwas davon. Vierzig Jahre später erst taucht die Sage auf, die auch den Namen der nahe gelegenen Burg Weibertreu erklären soll, und wird dann bei etwa dreißig andern Burgen erzählt, wie bereits ähnlich in der altjüdischen Geschichte. — Daß bei Weinsberg zuerst die Parteinamen in der Schlacht gerufen seien „Hie Welf!" „Hie Waibling!", ist ebenfalls ganz unerweislich. Die Sage.

Schon waren beide Parteien sichtlich ermüdet, da erleichterten zwei Todesfälle den Friedensschluß. Im Juni 1141 sank die alte Kaiserin Richenza ins Grab, die Seele des sächsischen Widerstandes, und wenige Monate später der jugendliche Herzog Leopold. Sofort gab König Konrad um des Friedens willen nicht Bayern, sondern nur die Mark Österreich an Heinrich,*) den jüngeren Bruder des Verstorbenen, und berief einen Reichstag nach Frankfurt, wo im Frühjahr 1142 eine Aussöhnung statt- Heinrichs Witwe Gertrud heiratet den Babenberger Heinrich. Kurzer Friede.

*) Der Beiname „Jasomirgott", wie man sagte, von seiner gewöhnlichen Art der Versicherung entnommen, findet sich zum erstenmal in dem auctarium Vindobonense aus dem 13. Jahrhundert.

fand. Albrecht der Bär vermittelte sie selbst, indem er auf Sachsen verzichtete, das dem zwölfjährigen Heinrich dem Löwen verblieb; Gertrud aber reichte noch in Frankfurt dem jungen Markgrafen Heinrich die Hand zum Ehebunde und brachte ihm Bayern zu, als ihr Sohn 1143 allen Ansprüchen darauf entsagte.

Konrad III., mißachtet in Sachsen, Polen und Ungarn.

Ein vollkommener Friede kam doch nicht zustande. Welf VI. der gern Bayern an sich gerissen hätte, wurde genötigt, sich zurückzuziehen, und suchte grollend gegen Herzog Heinrich und König Konrad Feinde zu gewinnen; Gertrud, welche den Frieden zwischen ihrem Sohne und ihrem zweiten Gemahl allein in den Händen hielt, starb schon im April 1143. Seitdem kümmerte sich der junge Löwe wenig um die Babenberger und den staufischen König. Er nannte sich wieder Herzog von Bayern und schaltete in Sachsen gelegentlich, wie er wollte, ohne sich um die Entscheidungen des Königs zu kümmern. Auch in Polen, wo Wladislaw, der Schwager Konrads, von seinen Brüdern vertrieben war, wurde die Oberherrschaft des deutschen Königs mißachtet. Als er die Waffen erhob, wurde er vertrieben. Ähnliche moralische Niederlagen erfuhr er in Ungarn, als er sich im Bunde mit Heinrich von Bayern anschickte, Geysa II. (1141—1161), obgleich dessen Schwester Sophia am Hofe des deutschen Königs als Braut seines vierjährigen Sohnes Heinrich auferzogen wurde, durch Boris, den unechten Sohn Kalmanis, zu stürzen. Geysa verdrängte seinen Nebenbuhler aus Preßburg und schlug die Bayern zwischen der Leitha und Fischa so vollkommen, daß der Herzog selbst kaum mit dem Leben davon kam.

Rogers II. Macht in Italien.

Am schlimmsten stand es in Italien, wo man jeden Zusammenhang mit Deutschland vergessen zu haben schien. Kaum war Rainulf von Apulien (April 1139) gestorben, so bemächtigte sich Roger II. des ganzen Festlandes und gründete sich, was immer sein Traum gewesen war, ein einheitliches großes und starkes Normannenreich im Süden des Kirchenstaates. Als Innocenz II. endlich zu den Waffen griff, weil seine Worte kein Gehör fanden, wurde er in San Germano gefangen genommen und mußte die größten Zugeständnisse machen, um nur die Freiheit wiederzuerlangen. Bald darauf bedrängte ihn der Brand im eignen Hause.

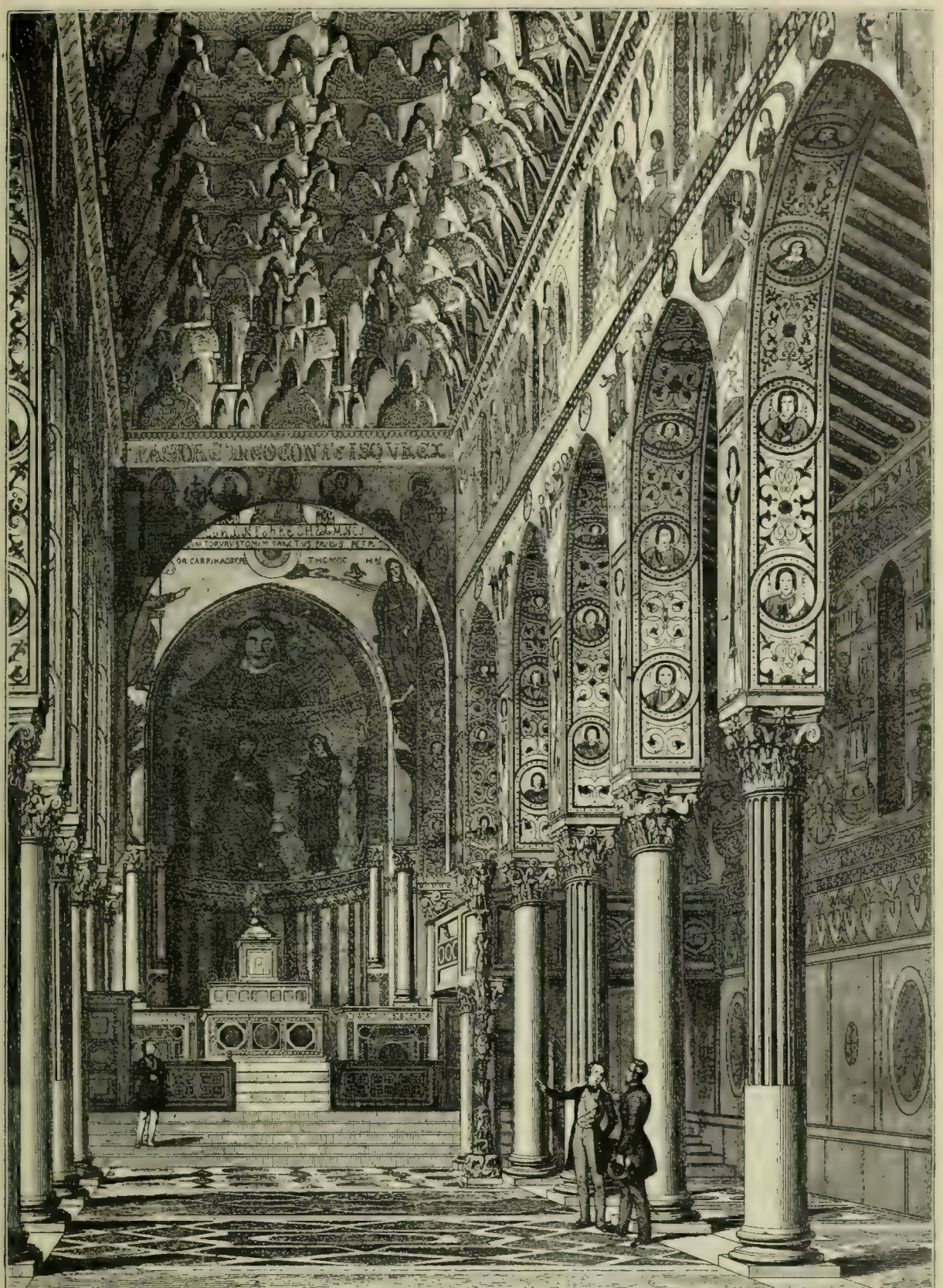
Arnold von Brescia in Rom.

In Rom trat nämlich als Volksprediger Arnold von Brescia auf, ein Schüler Abälards, der die weltliche Macht und den Reichtum des Klerus als die Quelle des Verderbens der Kirche erkannte und die einzige Möglichkeit der Erlösung von dem Elend der Zeit in der völligen Trennung des Christlichen und Weltlichen sah. Darum stellte er an die Geistlichen die Forderung, daß sie auf weltliche Macht und irdischen Besitz verzichten, sich mit dem, was die Gemeinde ihnen an freiwilligen Spenden, Erstlingen und Zehnten darreiche, begnügen und die Armut der Apostel zum Vorbild nehmen sollten. Zugleich schilderte er den Laien mit verklärender Begeisterung die alte, durch ihre Gerechtigkeit und ihre Macht in der ganzen Welt geachtete und gefürchtete Republik Rom. Seine mit hinreißender Beredsamkeit vorgetragenen Predigten machten um so mehr Eindruck, als er, wie selbst sein größter Gegner Bernhard von Clairvaux zugesteht, ein durchaus strenges Leben führte. „Er ißt und trinkt nicht, aber er dürstet mit dem Teufel allein nach dem Blute der Seelen, ein Wolf in Schafskleidern." Bischof Otto von Freisingen klagt ihn ebenfalls als einen Gleißner an, der das geistliche Kleid nur trage, um zu betrügen, der alles schmähe und benage, niemand schone; der sogar offen predige, daß weder Priester, die etwas Eignes besäßen, noch Bischöfe, welche Lehngüter empfangen hätten, selig werden könnten.

„Ein Mann in der Mönchskutte", schreibt Gregorovius in seiner „Geschichte der Stadt Rom", „bleich und vom Fasten abgezehrt, stand geisterhaft auf den Trümmern des Kapitols und redete zu den Patres Conscripti auf demselben Lokal, wo einst fürstliche Senatoren, die schwelgerischen Gebieter über hundert Villen und Paläste, geredet hatten, und seine glühende Deklamation, deren Stoff oder Schmuck die Kirchenväter und Vergil, das justinianische Gesetz und die Bibel zugleich hergaben, erklang in einem korrumpierten Latein, der lingua rustica oder Bauernsprache, welche Cicero oder Varro mit Entsetzen würden angehört, die aber ein Jahrhundert später Vergil als die Sprache der „Göttlichen Comödie" mit Staunen würde vernommen haben."

Bedrängnis Eugens III.

Seitdem versagte man dem Papste in weltlichen Angelegenheiten jeden Gehorsam. Darüber sank Innocenz (September 1143) ins Grab, und als sein zweiter Nachfolger



27. **Die Schloßkapelle (cappella palatina) des Palaſtes der Normannenkönige zu Palermo (erbaut 1129—40).**

Dieſer Bau, für den Roger beträchtliche Mittel aufgewendet hat, bietet eines jener ſeltenen Beiſpiele der Miſchung verſchiedener Kunſtgattungen und Stile, wie man ſie eben nur in Sizilien antrifft. Alles, was die kirchliche Kunſt des 12. Jahrhunderts erfinden konnte, findet ſich hier vereinigt mit den bizarren Werken arabiſcher Künſtler. Herrliche Moſaiken, Gemälde, Marmor und Gold, luftige Strebebogen bilden da ein ſeltſames Enſemble, deſſen Eindruck noch durch den ſchwachen Lichtſchein, den die wenigen Fenſteröffnungen einfallen laſſen, erhöht wird. (Nach Gailhabaud.)

Lucius II., sich weigerte, den vom Volke gewählten Senat und als Patricius der Republik Pierleone, den Bruder Anaklets II., anzuerkennen, wurde er durch einen Pflasterstein vom Kapitol her getötet (15. Februar 1145). Eugen III. (1145—1153), ein unscheinbarer Mönch in Pisa, aber ein Schüler Bernhards von Clairvaux, blieb anfangs in Viterbo, schloß gegen die Anarchie in der republikanischen Hauptstadt einen Bund mit dem Landadel in der Campagna und erlangte (Weihnachten 1145) durch Anerkennung des Senats die Möglichkeit der Rückkehr nach Rom. Allein nur wenige Monate war hier seines Bleibens. Kaum fühlte er sich im Besitze der höchsten geistlichen Gewalt sicher, so veränderte er seine Gesinnung fast so schnell, wie einst Innocenz. Der fromme und bescheidene Mönch glaubte durch Glanz blenden, durch Gewalt siegen zu können. Vergebens predigte ihm (in einer noch erhaltenen Schrift „de consideratione") sein heiliger Lehrer, daß Christus und seinen Nachfolgern nur Arbeit und Leiden, nicht Silber und Gold zuerteilt seien, daß auch ein Papst von Hause aus nichts sei als ein armer Mönch, Silber und Gold nur habe, um andern zu helfen, daß das Amt eines Apostels mit einer Weltherrschaft nicht zusammenpasse. Wer beide zugleich haben wolle, von dem stehe geschrieben: „sie herrschen nicht durch mich; sie sind Fürsten, ich kenne sie nicht." Schon im Frühjahr 1146 mußte er flüchten und errang sich erst nach mehrfachem Wechsel zwischen Heimkehr und Verbannung durch kluge Demut ein ungestörtes Friedensjahr, das zugleich sein Todesjahr (1153) wurde.

Konrad wird vergebens nach Rom gerufen.

Daß ganz Rom mit höherer Begeisterung an jenem Arnold von Brescia, dem beredten Apostel der Armut und der Freiheit, hing, zumal sein dürftiges Mönchsleben eine Predigt mehr war, ist leicht erklärlich. Die Stunde schien gekommen, in der alle Kleriker nicht nur ihren weltlichen Besitz, sondern auch ihren Einfluß auf die Gemüter einbüßen mußten. Vergeblich schauten beide Parteien, die republikanischen Römer und der vertriebene Papst, nach dem deutschen Könige aus, vergeblich riefen ihm beide zu, er solle kommen und nehmen, „was des Kaisers sei", die Krone aus ihrer Hand. Allein Konrad III. hatte die Vorsehung wohl mit allen Eigenschaften ausgerüstet, die einen edlen deutschen Mann vor Gott und Menschen, vor allem vor Priestern angenehm machen konnten, nur nicht mit denen eines Helden und Herrschers, eines Staatsmannes und Königs. In dem Augenblicke, als die Ehre des deutschen Königtums die großartigste Machtentfaltung in Europa verlangte, folgte er dem Mahnrufe des großen Cistercienſers und unternahm einen Kreuzzug nach Asien.

Der zweite Kreuzzug und die Wendenzüge.

Anlaß des zweiten Kreuzzuges.

Als die Nachricht von der Einnahme Edessas durch Emad-eddin-Zenki (s. S. 34) nach Europa kam, fand sie anfangs weder in Deutschland und Italien noch in Frankreich einen lauten Widerhall. In jenen Ländern war alles mit weltlichen Verhältnissen, mit eitlen Machtfragen vollauf beschäftigt und in Frankreich, wo aus dem Munde eines Abälard und Bernhard Ströme des Geistes rauschten, war ein freierer und ein tieferer Sinn wach geworden, als jener, der einst den ersten Kreuzzug unternommen hatte; und das Ansehen des Papstes Eugen III., eines französischen Schwächlings, der zeitweise vor Arnold von Brescia aus Rom weichen mußte, war mit dem Urbans II. nicht zu vergleichen. Dennoch empfing die mächtige Bewegung der Christenheit gerade von Frankreich und zwar unmittelbar von der Person des Königs ihren Antrieb.

Die Predigten des heiligen Bernhard.

Ludwig VII. hatte aus Furcht vor der Strafe Gottes für die Grausamkeit, mit der er in Vitry über tausend Menschen mit der Kirche verbrannt hatte (s. S. 42), einen Kreuzzug gelobt. Als er sich zu diesem Zweck an Bernhard von Clairvaux mit der Bitte wandte, durch seine Predigt ihm die Massen dafür zu gewinnen, lehnte der fromme Mönch diese anfangs kurz mit den schönen Worten ab, es sei besser, gegen die bösen Neigungen des Herzens zu kämpfen, als gegen die Andersgläubigen. Um so williger aber fügte er sich, als der Papst dieselbe Forderung wie der König aussprach. Wenn je, so zeigte er sich hier als der gewaltigste Mann der Zeit, eine Großmacht im modernen Sinne des Wortes. Wohin er kam, entzündete er ein Feuer

der Begeisterung, vor allem auf der Osterversammlung 1146 zu Vezelay, wo er neben dem Könige stehend, den schon das Kreuz schmückte, von einem Gerüste herab zu einer nach Tausenden zählenden Menge von vornehmen und geringen Leuten, vor Priestern und Laien sprach. Nachdem er das Schreiben des Papstes verlesen, der mit päpstlichem Segen, mit Sündenerlaß, Zinsfreiheit und himmlischen Freuden im Jenseits die Gemüter zu gewinnen suchte, und noch Mahnungen, Hoffnungen und Weissagungen seinerseits hinzugefügt hatte, umdrängten ihn die Massen in frommer Erregung, um das Zeichen des Kreuzes aus seiner Hand zu empfangen. So waren bald an 70 000 Streiter bereit, ihrem Könige zu folgen.

Judenverfolgung. Konrad III. nimmt das Kreuz.

28. Tracht der Juden in Deutschland im 12. Jahrhundert.

Nach dem „Hortus deliciarum" der Herrade von Landsberg (etwa 1170).

Als die Woge der Begeisterung im Sommer 1146 auch den Rhein erreichte, stürzten sich die aufgeregten Massen zunächst wieder, wie vor 50 Jahren auf die unglücklichen Juden, die „Ungläubigen", die „Mörder Christi". Vergebens suchte der Erzbischof von Mainz dem Morden und Plündern zu steuern, endlich rief er den alles vermögenden Mönch zu Hilfe. In der That gelang es Bernhards wunderbarer Beredsamkeit, die wilden Leidenschaften zu besänftigen, viele sogar zum Gelübde des Kreuzzugs zu bewegen. Da reifte in ihm der Gedanke, auch den König Konrad selbst zu gewinnen. Als er diesen im November in Frankfurt aufsuchte, widerstand Konrad zwar zunächst mit dem Hinweise auf die Zustände in Deutschland. Allein Bernhard begleitete ihn nach Speier auf den Reichstag und überraschte den in frommer Andacht an dem Altar des Domes knieenden König am 27. Dezember 1146 mit einer herzerschütternden Anrede. Indem er ihm alle Wohlthaten des Höchsten und alle Pflichten der Dankbarkeit vorhielt, indem er ihn an die Rechenschaft erinnerte, die er einst vor dem Throne Gottes werde ablegen müssen, riß er ihn fort in den Strom der Begeisterung. Mit leuchtendem Blick erklärte der König sich bereit, ebenso sein Neffe Friedrich (Barbarossa) und Hunderte von den Anwesenden. Weit in die Ferne wirkte dies Beispiel. Der Halbbruder des Königs, Bischof Otto von Freisingen, schrieb damals an seiner Chronik voll Trübsinn und Verzagtheit; die Welt schien ihm so verderbt, daß das Ende nahe sei: da belebte ihn plötzlich der Gedanke an den Kreuzzug mit neuer Hoffnung. Er erkannte in dieser Wendung die „sichtbare Hand Gottes" und nahm ebenfalls das Kreuz. Bald hörte man, daß auch der immer feindliche Welf VI. in der Christnacht sein Gelübde abgelegt habe. Aus Bayern und Franken, wohin Bernhard brieflich seinen Aufruf geschickt hatte, kamen große Scharen herbei, freilich wenig Ritter, viel arme, verkommene, brot- und waffenlose Menschen, ja Räuber und andres beutesüchtiges Gesindel. Den sächsischen Fürsten und Großen aber, die zögerten, den weiten Weg nach Syrien zu unternehmen, predigte Bernhard in Frankfurt von der gleichen Verdienstlichkeit eines Kreuzzuges gegen die heidnischen Slawen an der Elbe und Ostsee. So war wieder einmal das ganze mittlere Europa vom Mittelmeer bis zum Baltischen von einer gewaltigen geistlichen Aufregung ergriffen. Welche Hoffnungen konnte man nicht daran knüpfen, zumal zwei Könige diesen Zug anführten. Bernhard weissagte bereits die Vernichtung des

Islam, ein großes asiatisches Christenreich bis über den Tigris hinaus. Man verglich Ludwig VII. mit Kyros, ja mit Herkules und erwartete, er werde in Konstantinopel und in Babylon als Sieger einziehen.

Ablehnung der deutschen Flotte.

Kaum hatte der König Roger II. von dem Unternehmen gehört, so beeilte er sich, den Kreuzfahrern seine Flotte zur Überfahrt anzubieten. Allein Konrad stand mit ihm auf Kriegsfuß, und Ludwig wußte wohl, daß der schlaue Normanne schon unterwegs war, dem byzantinischen Kaiser Morea zu entreißen und was er sonst erlangen könnte. Beide Könige lehnten daher das Anerbieten ab und sahen sich nun gezwungen, den beschwerlichen Landweg durch Ungarn anzutreten.

Leiden des Zuzuges.

Als der deutsche König mit seinen ungeordneten, schlecht versorgten Massen im April 1147 von Nürnberg aufbrach, zeigte sich bald, daß ihm die Macht und die Gabe fehlte, sie zu beherrschen und zu lenken. Schon in Ungarn, mehr noch im Byzantinischen Reiche reizten ihr Übermut und ihre Plünderungssucht zu immerwährenden Kämpfen, zumal Kaiser Manuel ihnen mit Mißtrauen begegnete. Als sie gar, auf griechischen Schiffen nach Asien übergesetzt, den trostlosen Weg der ersten Kreuzfahrer mitten durch Kleinasien einschlugen, wurden sie bei jeder Begegnung mit den Türken zu Tausenden niedergemetzelt oder erlagen den Strapazen der Reise. Nach Nicäa zurückgedrängt, vereinigten sich die deutschen Scharen mit den später anlangenden,

29. Kreuzfahrer zur See. Faksimile aus: „De passagiis in terram sanctam."

etwas besser geordneten Franzosen. Allein schon in Ephesus, wo beide Könige das Weihnachtsfest feierten, wurden die Mißhelligkeiten zwischen den Kreuzfahrern so unerträglich, daß der körperlich leidende Konrad und mit ihm ein großer Teil seines Heeres zu Kaiser Manuel, als dessen Gäste, zurückkehrten. Die andern zogen mit dem französischen Heere weiter bis zum Seehafen Attalia (im alten Pamphylien), wurden aber im Stich gelassen und dem Schwert der Türken preisgegeben, da die Schiffe zur Überfahrt nach Antiochia kaum für das französische Heer ausreichten. König Ludwig, dessen Streitkräfte immer noch bedeutend genug waren, gab sehr bald die Wiedereroberung von Edessa und den Kampf gegen Nur-eddin auf und zog nach Jerusalem, um an geweihter Stätte seine Sünden zu bereuen. Überdies war sein Herz tiefbekümmert. Seiner jungen schönen Gemahlin Eleonore von Aquitanien, der goldfüßigen Königin, wie die Griechen sie nannten, die als Amazone gekleidet mit andern Damen den Kreuzzug begleitete, hatte der junge Fürst Raimund von Antiochia gar zu keck den Hof gemacht. In Jerusalem traf er auch mit König Konrad zusammen, der inzwischen von Konstantinopel mit dem geringen Rest seines Heeres auf griechischen Galeeren in Akkon gelandet war.

Ende des Kreuzzuges.

In Jerusalem, wo die Königin Melisende, die Witwe Fulcos, noch für ihren minderjährigen Sohn Balduin III. die Regierung führte, ließen sich beide Könige für den Plan gewinnen, statt des fernen Edessa lieber Damaskus zu erobern, dessen Emir sich Nur-eddin noch nicht unterworfen hatte. Da eben eine norddeutsche und

eine englische Pilgerflotte auf dem Umwege über Portugal gelandet war, konnte man ein stattliches Heer von etwa 50 000 Mann gegen die reichste und schönste Stadt Syriens führen. Allein die Belagerung blieb vergeblich. Die intrigante Königin Melisende, welche erfahren hatte, daß der König von Frankreich beabsichtige, Damaskus nach der Eroberung einem französischen Grafen zu Lehen zu geben, war der christlichen Verbündeten müde und unterhielt durch ihren Sohn, der mit den beiden andern Königen vor der Stadt lag, mit dem Emir ein geheimes Einverständnis. König Konrad kehrte, als er die Vergeblichkeit aller Mühen erkannte, im Herbste 1148, König Ludwig im Frühjahr 1149 nach Europa zurück. So endete dieser mit den höchsten Hoffnungen begonnene Kreuzzug auf die denkbar jammervollste Art. An hunderttausend Pilger hatten den Tod gefunden.

Damaskus an Nur-eddin überliefert.

Bald danach verwüstete Nur-eddin das Fürstentum Antiochia, dessen lebenslustiger Herrscher im Kampfe getötet wurde, unterwarf sich den letzten Rest der Grafschaft Edessa und führte den Grafen Joscelin gefangen mit sich fort. Wenige Jahre später (1154) brachte er auch Damaskus durch Verrat in seine Gewalt. Jener Emir, der sich heimlich mit den Christen Jerusalems verbündet hatte, war ihm verächtlich. Einer von Nur-eddins Heerführern, der Kurde Schirkuh, und sein Bruder Ejub, der vornehmste Wesir in Damaskus, spannen das Netz um ihn und übergaben die Stadt.

Nur-eddins Charakter.

So stand Nur-eddin drohend an der Ostgrenze des Königreichs Jerusalem als Vertreter einer Art Großmacht, welche zugleich durch geschickte Verhandlung die Wage in der Hand hielt zwischen Kairo, Ikonium und Konstantinopel, helfend oder wehrend, wie und wo es nötig war. Freilich war Nur-eddin ein andrer Mann als die christlichen Fürsten. An seinem Hofe herrschte die größte Einfachheit und Sittenstrenge, die peinlichste Ordnung und Stille. Wie er selbst, ernst, schweigsam und peinlich gerecht, waren auch seine Beamten. Seine Verehrung ging weit über die Grenzen seines Reiches hinaus; allen Frommen in Rum, Bagdad und Ägypten galt er als Ideal eines Mohammedaners. Den Christen aber war er schrecklich. Sie zu bekämpfen, zu drücken und durch unerschwingliche Steuern arm zu machen, hielt er fast für seinen Beruf.

* * *

Wendenzüge.

Zu derselben Zeit, als der zweite Kreuzzug so kläglich scheiterte, begannen auch die Züge der norddeutschen Fürsten gegen die heidnischen Wenden, die lange Zeit fast ebenso trostlos verliefen, allein endlich doch die unermüdliche Ausdauer zum Erfolge führten.

Die Missionare im Wendenlande. Der Markgraf von Brandenburg und der Graf von Holstein.

Seit den ruhmvollen Zeiten der ersten sächsischen Kaiser und ihrer Markgrafen war Deutschtum und Christentum aus den slawischen Gebieten östlich der Elbe fast vollkommen verschwunden. Erst der fromme Erzbischof Norbert von Magdeburg, der Stifter der Prämonstratenser, machte wieder Missionsversuche bei den slawischen Heiden. Allein der starre Fanatiker vermochte nicht Seelen zu gewinnen. Im vollkommensten Maße verstand dieses der sanftmütige Bischof Otto von Bamberg, den Herzog Boleslaw von Polen dazu aufforderte. Auf der ersten Missionsreise (1124) ließ sich schon Herzog Wratislaw von Pommern taufen, und dieser selbst rief Otto nach vier Jahren zum zweitenmal in sein Land, da viele inzwischen abtrünnig geworden waren. Von Kaiser Lothar mit allem Notwendigen ausgerüstet, zog der fromme Bischof 1028 predigend durch ganz Pommern von Pyritz über Stettin und Kammin bis Kolberg und Belgard, wo man überall Kirchen erbaute und sich von den garstigen Holzgötzen Triglav und Gerovit abwandte. Bald nach Ottos Tode (1139) wurde in Wollin (wenige Jahre später nach Kammin verlegt) ein Bistum errichtet. Allein diese schnelle Verbreitung des Christentums und seiner deutsch-lateinischen Bildung erbitterte die heidnischen Slawen so sehr, daß gerade jetzt ihr Swantewit, dessen kolossales Holzbild sich in seinem Tempel auf Arkona in Rügen befand, eine fanatische, ja fast leidenschaftliche Verehrung genoß, und zwar nicht als der gütige Gott, mit dem Füllhorn in der Rechten, mit den vier Köpfen, die nach allen vier Himmelsgegenden schauten, um jede Frage beantworten zu können, die Ratsuchende vor ihn brächten, sondern als der wilde Gott der Krieger und Seeräuber, dem nur Kriegsbeute und Menschenopfer willkommen waren, am liebsten Christen, die samt ihren Pferden verbrannt wurden. Seitdem unternahmen sie zu Wasser und zu Lande ihre wilden Raubzüge und schädigten die christlichen Kolonisten und Nachbarn, wo sie nur konnten. Um Vergeltung zu üben, drang der wilde Askanier (sogenannt nach der Burg Aschersleben, lat. Ascaria oder Ascania) Albrecht der Bär (schon der gleichzeitige Chronist Helmold nennt ihn mit diesem Beinamen), der durch Kaiser

Lothar die Nordmark bekommen hatte (1134), über die Elbe vor, eroberte 1137 die ganze Prignitz, stellte das Bistum Havelberg her und nannte sich, als ihn der wendische Häuptling Pribislaw, als Christ Heinrich genannt, zum Erben des von ihm gegründeten Prämonstratenserklosters in Brandenburg machte, Markgraf von Brandenburg. Weiter nördlich setzte Graf Adolf von Schauenburg, der ebenfalls von Kaiser Lothar mit Holstein belehnt war, für die Verdrängung der Slawen durch deutsche Kolonisten, den Wiederaufbau des zerstörten Lübeck und die Bekehrung der Heiden durch den Mönch Vicelin; endlich sicherte die Grenze in der Niederlausitz seit 1136 Markgraf Konrad von Meißen. So ruhten einstweilen die Waffen, und es entstanden zwischen Heiden und Christen allerhand Handels- und Tributverträge, die ein langsames Fortschreiten des Christentums und des Deutschtums nicht ausschlossen.

Kreuzzug gegen die Abotriten.

Da bewegte der heilige Bernhard in Frankfurt (s. oben) durch seine begeisternde Predigt eine ganze Reihe von Fürsten und Prälaten zum Gelübde des Kreuzzuges gegen die heidnischen Wenden. Ende Juni 1147 sollte von Magdeburg aus aufgebrochen werden. Da noch nicht alle anwesend waren, wandten sich Heinrich der Löwe, Konrad von Zähringen und Erzbischof Adalbero von Bremen mit etwa 40000 Mann zur Belagerung der Abotritenfeste Dobin am Schweriner See, die der tapfere Niklot verteidigte. Unerwartet brachte ihnen noch gar eine dänische Kreuzfahrerflotte, wie man sagte, 10000 Mann zu Hilfe. Allein nach wenigen Wochen wurden diese durch einen Angriff von der See her zur eiligen Abfahrt genötigt. Die deutschen Fürsten, unfähig die Festung einzunehmen, mußten sich mit einem Frieden begnügen, in dem Niklot Auslieferung der Gefangenen und Annahme des Christentums versprach. Obwohl er beides nicht hielt, kehrte er doch in das frühere Tributärverhältnis zu Heinrich dem Löwen zurück.

Kreuzzug gegen die Liutizen.

Das andre Kreuzheer unter Albrecht dem Bären, Konrad von Meißen, dem Pfalzgrafen Hermann und mehreren sächsischen Bischöfen zog gegen die Liutizen vor Demmin, scheint sich aber auch mit leeren Versprechungen des Fürsten Ratibor begnügt zu haben. So wiederholte sich hier zweimal der Mißerfolg des syrischen Kreuzzuges.

Dennoch blieb die Machtstellung Heinrichs des Löwen befestigt, der überdies noch den Dithmarsen das Erbe Rudolfs von Stade entriß, der im Kampfe gegen sie gefallen war, und ebenso die Albrechts des Bären, der nach Pribislaws Tode 1150 Erbe des Havellandes wurde und von den beiden Bistümern Havelberg und Brandenburg aus Missionare, vor allem Prämonstratensermönche, als Pioniere des christlichen Deutschtums in das Slawenland schickte.

Niederländische Kolonisten im Wendenlande.

Als er im Jahre 1157 noch einmal einen gewaltigen Aufstand der Wenden mit größter Anstrengung und Grausamkeit niedergeworfen hatte, zog er Niederländer als Kolonisten in das Land, um es schneller in ein deutsches umzuwandeln. Nach solcher Befestigung seines hoffnungsreichen kleinen Staates gedachte er eines längst gethanen Gelübdes und wallfahrtete mit seiner Gemahlin 1159 nach Jerusalem. Im Todesjahre dieses ersten großen Askaniers (1170) war Christentum und Deutschtum durch Klöster, Kirchen und deutsche Kolonien im Wendenlande bis zur mittleren Oder für immer gesichert. Seinen Nachkommen, die noch 150 Jahre das Land beherrschten, blieb nur die Aufgabe, das Erbe zu erhalten und über die Oder hinaus zu vergrößern.

Eroberung Lissabons.

Der einzige wirkliche und bleibende Erfolg des zweiten Kreuzzuges war wunderbarerweise die Eroberung Lissabons. Von dem englischen Hafen Dartmouth waren im Frühling 1147 gegen 13000 Kreuzfahrer, Deutsche, Friesen und Engländer, zur See gegangen, um auf dem bequemsten Wege das heilige Land zu erreichen. Als sie unterwegs in Galicien (Spanien) landeten, um am Grabe des heiligen Jakobus in Compostela zu beten, forderte sie der Bischof von Oporto im Namen des Königs Alfons von Portugal auf, ihnen zur Eroberung Lissabons behilflich zu sein, das noch in den Händen der Mauren war und nach der Versicherung der Zeitgenossen gegen 200000 Einwohner zählte. Die untere Stadt gewannen die Kreuzfahrer schon drei Tage nach ihrer Ankunft, die obere jedoch mit der starken Festung ergab sich erst, als der Hunger unerträglich wurde, am 27. Oktober 1147. Für den König von Portugal war der Gewinn dieser Hauptstadt von unschätzbarem Vorteil, die Kreuzfahrer aber segelten im Februar 1148, beladen mit den Schätzen, die ihnen die Plünderung in den Schoß geworfen hatte, nach Syrien, wo die meisten vor Damaskus mit den Heeren der beiden Könige zu Grunde gingen.

König Konrads Heimkehr.

Der König von Deutschland nahm seinen Rückweg mit dem geringen Reste seiner Truppen über Konstantinopel und schloß mit Kaiser Manuel, der mit ihm verwandt war (ihre Gemahlinnen waren Schwestern), ein Schutz- und Trutzbündnis gegen Roger II. von Sizilien, wandte sich aber schon von Oberitalien sofort nach Deutschland, ohne den Hilferuf des Papstes zu beachten. Hatte doch derselbe Papst, während der König in Syrien weilte, in Trier und in Reims Hof gehalten und sich zum Richter nicht nur in kirchlichen, sondern auch in weltlichen Angelegenheiten aufgeworfen. Erst als die erschütternde Nachricht von dem gänzlichen Scheitern des Kreuzzuges eintraf,

nötigte Eugen der Brand im eignen Hause zur Heimkehr; allein nicht in Rom, wo der kühne Arnold von Brescia die Lehre von der apostolischen Armut predigte, sondern in Tusculum nahm er seinen Wohnsitz (April 1149). Auch sein Ansehen, wie das des großen Propheten und des deutschen Königs war an den starken Mauern von Damaskus zerschellt.

Konrads Absichten und Ende.

Zwar wurde Welf VI., der sich nach seiner Heimkehr aus Syrien sofort mit Roger verbündet hatte, durch des Königs Sohn Heinrich vollständig geschlagen (Februar 1150), aber des Papstes und des Königs lebhaftester Wunsch blieb unerfüllt, ihr Ansehen durch einen Heerzug gegen das republikanische Rom und gegen Roger herzustellen. Heinrich der Löwe von Sachsen, dessen Ansprüche an Bayern Konrad zu prüfen versprochen hatte, kam nicht auf den Hoftag zu Ulm (Januar 1151), nicht auf den Reichstag zu Regensburg (Juni 1151), nicht auf den zu Würzburg (September 1151). Der König sah ein, daß hier nur die Waffen entscheiden dürften, und betrieb doch zugleich durch allerlei Gesandtschaften an den Papst und die italienischen Städte den Römerzug, der ihm die Kaiserkrone eintragen sollte. Auf einem Reichstage zu Bamberg im Februar 1152 wollte man über beide Heerzüge Beschluß fassen; allein eine Krankheit, die Konrad mitgebracht hatte, warf den 58jährigen auf das Sterbebett nieder. Er starb am 15. Februar und wurde im Dom zu Bamberg neben Heinrich II. beigesetzt, der eben zuvor (1146) heilig gesprochen war. Eine wunderbare Fügung, daß man den ersten König aus dem hochbegabten, emporstrebenden und mächtigen Geschlechte der Staufer neben den letzten aus dem sächsischen Kaiserhause legte. Dieser hatte die Welt verachtet und wäre am liebsten in der stillen Zelle eines Bischofs oder Abtes geblieben, trug aber, als er starb, eine Kaiserkrone und war geehrt und gefürchtet von den Normannen Italiens wie von den Wenden an der Spree und Oder, jener hatte sich allen weltlichen Aufgaben, die an ihn herantraten, mit Eifer, Wohlwollen, Tapferkeit, ja mit Einsicht hingegeben und hinterließ das deutsche Königtum vergessen und verachtet außerhalb und innerhalb der deutschen Grenzen. So blieb die größte Wohlthat, die er dem Vaterlande erwies, doch die, daß er die Obhut über seinen achtjährigen Sohn Friedrich — der ältere, Heinrich, war 1150 gestorben — und die Reichsinsignien noch mit warmer Hand seinem Neffen, dem 31jährigen Friedrich von Schwaben übergab.

Dritter Abschnitt.

Das Zeitalter Friedrich Barbarossas, Heinrichs des Löwen und Alexanders III.

Friedrich I.

Nach manchen Verhandlungen durch Boten und Briefe kamen die Fürsten Deutschlands oder ihre Vertreter am Anfange des März in Frankfurt zusammen und wählten Friedrich (1152—90) mit Einstimmigkeit zum Könige. Wenige Tage später folgte (am 9. März) in Aachen die Krönung und Salbung durch den Erzbischof Arnold von Köln. Den weltlichen Fürsten schien die Abstammung des gewählten Hohenstaufen von einer welfischen Mutter (Judith war die Schwester Heinrichs des Stolzen) das Ende des unseligen Streites der beiden einander feindlichen Familien, den geistlichen Machthabern der fromme Sinn der Hohenstaufen den Frieden mit Rom zu verbürgen. Auch versäumte Friedrich nicht, an den Papst ein Schreiben abzuschicken, in dem er ihm seine Erhebung mitteilte und das Versprechen gab, seine ganze Kraft für die Erhöhung der Kirche und die Würde des apostolischen Stuhles einzusetzen, aber wohl vermied, ihn um Bestätigung der ihm „von Gott übertragenen Herrschaft" zu bitten.

„Von Gestalt", so zeichnet ihn Kaemmel in seiner „Deutschen Geschichte", „wenig über Mittelgröße, anders wie die hochgewachsenen Salier, fesselte er doch jeden durch das Freudig-Siegreiche seiner ganzen Erscheinung, den hellen Blick seiner blauen Augen, den feinen Mund, das germanische Hochblond seines Haupt- und Barthaares, das seiner weißen Hautfarbe entsprach, und mehr noch die bei aller natürlichen Liebenswürdigkeit feste und majestätische Haltung. Doch nicht nur durch sie, er war vielmehr in jedem Zuge der Herr, den sein Volk und seine Zeit verlangte: gütig und freigebig, vornehm und huldvoll, fest und herrisch, ein reisiger Reiter und tapferer Kriegsmann bis in sein hohes Alter, ein aufrichtig frommes Gemüt, wenngleich ihm die tiefe religiöse Erregung eines Heinrich III. ganz fern lag, ein gewandter Redner in seiner heimischen

Sprache, ein Gönner und Förderer der aufblühenden heimischen Dichtkunst, kunstsinnig und prachtliebend, empfänglich für alle die mannigfaltigen Interessen seiner reich und tief bewegten Zeit. Er hätte freilich kein Deutscher sein müssen, wenn er nicht ein leidenschaftlicher Mensch gewesen wäre, und er hat als Staatsmann mehr als einmal durch Unterschätzung seiner Gegner und blindes Vorwärtsstürmen nach seinem Ziele schwer gefehlt und schwere Niederlagen verschuldet, doch er wußte dann auch einzulenken und mit festem Griffe das Wesentliche seines Gedankens dennoch durchzusetzen."

„Sein Ziel war so wenig ein national deutsches Staatswesen, als das der Salier und der Ottonen; sein Kaisertum als die führende Macht des Abendlandes hinzustellen, Italien unbedingter, sicherer als jemals ihm zu unterwerfen, die Kaiserkrone zwar nicht über das Papsttum zu erhoben, aber als gleichberechtigte, selbständige Gewalt neben dem Papsttum zu behaupten und dies mit der deutsch italienischen Kirche wieder in die engste Beziehung zu setzen, das ist sein Streben gewesen."

Friedrich ordnet die deutschen Verhältnisse.

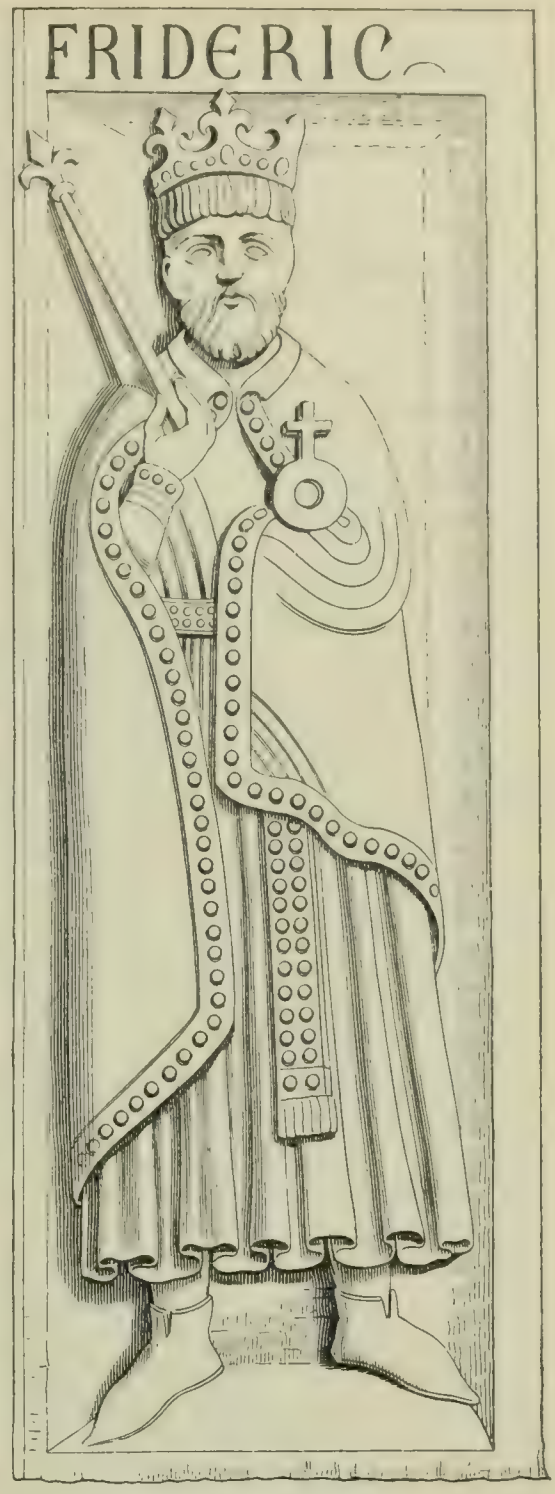
Schon nach wenigen Wochen spürte man hüben und drüben, daß Klugheit, Energie und Güte zugleich die Entschlüsse des neuen Königs bestimmten. So gewann er auf seinem ersten Reichstage zu Merseburg (Pfingsten 1152) durch Versprechungen den mächtigen Herzog Berthold von Zähringen für sich, der mit Konrad III. zerfallen war, und besetzte mit Berufung auf das Wormser Konkordat den erzbischöflichen Stuhl zu Magdeburg, um den zwei Parteien im Domkapitel Streit führten, eigenmächtig durch den jungen Bischof Wichmann von Zeitz-Naumburg, ohne sich um den Einspruch des Papstes Eugen zu kümmern. Selbst einen Thronstreit zwischen dänischen Prinzen entschied Friedrich, indem er Swen als einen Vasallen Deutschlands belehnte und ihm aufgab, zwei andre Thronbewerber durch Abtretungen zu entschädigen. Mit Staunen sah das deutsche Volk damals, wie der König von Dänemark bei festlicher Gelegenheit dem Kaiser von Deutschland das Schwert vorantrug. Im Oktober gewann Friedrich seinen Oheim Welf VI. zum Freunde, indem er ihn zu Würzburg mit Tuscien und Spoleto belehnte, und schlichtete einen Streit um das Erbe zweier sächsischer Grafen zwischen dem Askanier Albrecht und dem Welfen Heinrich. Selbst Eugen III., der durch die Bischofswahl in Magdeburg schwer beleidigt war, schloß im März 1153 mit Friedrich einen Vertrag, da dieser ihm versprach, den Kirchenstaat gegen Griechen, Römer und Normannen zu verteidigen; denn die Not trieb ihn dazu. Mit ungemeinem Geschick benutzte der König zugleich die Anwesenheit des Kardinallegaten, der alles thun sollte, um seinen Römerzug zu beschleunigen, um nicht nur die Auflösung seiner unfruchtbaren Ehe mit Adela von Vohburg zustande zu bringen, sondern vor allem die Bischöfe von Minden, Eichstädt, Hildesheim, selbst den Erzbischof von Mainz abzusetzen oder zur freiwilligen Niederlegung zu bewegen, damit er die Neuwahl auf ausschließlich ihm ergebene Geistliche lenken könnte. Nur eines schien ihm nicht glücken zu wollen, die Beilegung des Streites um Bayern. Mag es sein, daß der König von dem besseren Rechte seines Vetters Heinrich von Sachsen überzeugt war, oder daß er nur in dem durch kriegerische und bürgerliche Gaben ausgezeichneten Fürsten eine festere und treuere Stütze seiner Macht zu finden hoffte, als in seinem Oheim, dem Babenberger Heinrich, genug, er war seit dem Juni 1152 ununterbrochen mit dieser Angelegenheit beschäftigt. Da nun Heinrich von Österreich und Bayern sich nicht in Regensburg, nicht in Würzburg zur Verhandlung eingefunden hatte, wurde ihm auf dem Reichstage zu Goslar 1154 das Herzogtum Bayern ab- und seinem Stiefsohne Heinrich zugesprochen. Und um den letzteren dafür zu entschädigen, daß er im Interesse des Römerzuges zur Zeit noch auf die Besitznahme jenes Herzogtums verzichte, verlieh ihm Friedrich noch dazu das Besetzungsrecht in den drei überelbischen Bistümern Oldenburg, Ratzeburg und Schwerin.

Städtebünde in Oberitalien.

Nachdem er so das Ansehen des Königtums in Deutschland hergestellt hatte, zog er im Oktober 1154 über die Alpen, um dasselbe in Italien, man muß sagen, erst zu begründen, denn seit den Tagen Heinrichs V. war es fast in Vergessenheit geraten.

Wenn zur Zeit der salischen Kaiser von der Brennerstraße an, der bequemsten und weltgeschichtlich bedeutendsten Eingangspforte, nach Osten und Westen in Oberitalien dem deutschen Könige ergebene und von ihm berufene Bischöfe das königliche

Grafenamt (Richteramt) verwalteten, die Kapitane in den größeren Ortschaften ihres Sprengels ein- und absetzten, von denen wieder die unteren Vasallen (Valvassoren) abhingen, so hatten sich inzwischen die großen städtischen Gemeinden, durch den Aufschwung der Gewerbe und des Handels zu nie gekannten Reichtümern gelangt, eine Machtstellung geschaffen, die jede frühere überragte. Der Landadel, aus dessen Mitte bisher die Bischöfe und die Hauptleute gewählt waren, hatte es hier, wie sonst nirgends, vorgezogen, sich mit den reichen Kommunen zu vereinigen, anstatt den unsicheren Kampf zu versuchen und einander durch beständige Fehde zu schwächen. Seitdem besaßen die Konsuln genannten Bürgermeister, die jährlich neu gewählt wurden und zwar aus allen drei Ständen (Kapitanen, Valvassoren und Volk), alle Hoheitsrechte (Regalien) und waren im stande, aus ihrer Stadt- und Landbevölkerung ein starkes Heer aufzubringen, wenn die Not oder das Ansehen oder — die Herrschbegier es verlangte. Denn das zeigte sich bald als eine natürliche Folge dieser neuen Entwickelung, daß die größere Stadt bestrebt war, die schwächere Nachbarin zu berauben oder zu unterdrücken, mindestens aber ihr die Bundesgenossenschaft aufzuzwingen. Neben dem Städtebunde, der sich um die ehemalige Residenz der lombardischen Könige, Pavia, gebildet hatte, erstarkte immer mehr ein zweiter, der von der größten, reichsten und ältesten Stadt der lombardischen Tiefebene, von Mailand, seine Befehle empfing. Es war bezeichnend für das Streben der Städte nach Selbständigkeit und Unabhängigkeit, daß schon von Heinrich V., als er nach Italien kam, Cremona und Mantua erbaten und erlangten, daß die kaiserlichen Pfalzen aus der Stadt hinaus vor die Ringmauern verlegt würden. Mailand stellte bereits eine Macht dar, die sich vor keiner der beiden Großmächte des Mittelalters, weder vor dem Papsttum noch vor dem Kaisertum fürchtete. Als Friedrich durch seine Gesandten in Rom erklären ließ, wie der anwesende Johann von Salisbury versichert, dem „Deutschen Reiche müsse der Erdkreis unterthan werden", können ihm jene Verhältnisse Oberitaliens nicht vollkommen bekannt gewesen sein, sonst hätte er nicht wagen dürfen, mit dem winzigen Gefolge von 1800 Rittern den Brenner zu überschreiten.



30. Kaiser Friedrich I. (Barbarossa).

Flachrelief im Kreuzgange des Klosters St. Zeno bei Reichenhall. Nach Hefner-Alteneck.

Gleichzeitiges Bildnis des Kaisers (mit dem seines Zeitgenossen Richard Löwenherz in der Abtei Fontevrault (Abb. 93) in merkwürdiger Weise übereinstimmend). Der Kaiser trägt eine lange Tunika mit engen Ärmeln, die durch einen mit Steinen besetzten Gürtel zusammengehalten wird; der auf der Brust befestigte Mantel ist kurz und unten gerade abgeschnitten, eine englisch-normannische Tracht, wie solche von Heinrich II. von England, der deshalb in den Chroniken den Spitznamen Court Manteau hat, eingeführt wurde. Der Kopf ist mit besonderem Fleiße behandelt; man beachte die merkwürdige Haartracht: das Haupthaar ist um den Kopf in gleicher Höhe abgeschnitten und in gleich große Locken gelegt, welche die obere Hälfte der Stirn bedecken.

Friedrichs erster Zug nach Italien.

Auf der roncalischen Ebene bei Piacenza ließ Friedrich fünf Tage lang (im November 1154) seinen Schild an einem Pfahl erheben und die Großen zu einem Reichstage einladen. In Masse erschienen solche, die zu klagen hatten, anderseits ließ Mailand, wohl im Bewußtsein der Schuld, durch zwei Konsuln versprechen, Pavia nicht mehr zu bedrängen und 4000 Mark Silber zu bezahlen; die klugen Genuesen schickten gar Löwen, Strauße und Papageien zum Geschenk, die sie in Lissabon den Sarazenen abgenommen hatten. Als der König aber von jenen verlangte, durch das mailändische Gebiet nach Westen geleitet zu werden, führten sie ihn in so dürre Gegenden, daß das Heer in äußerste Not geriet, zumal der Dezember seine Regenströme brachte. Friedrich jagte die beiden Konsuln fort, zerstörte eine kleine Festung, die zu Mailand gehörte, sah aber keine Möglichkeit oder zeigte wenigstens keine Absicht, die mächtige Stadt selbst anzugreifen. Nur Tortona, das mit ihr im Bunde war, wurde nach mehrmonatiger Belagerung durch Hunger und mehr noch durch absichtliche Verpestung der einzigen Quelle, die ihm Trinkwasser zuführte, zur Übergabe gezwungen und (April 1155) mit Hilfe der rachedurstigen Bewohner von Pavia vollkommen zerstört und niedergebrannt. Da Piacenza eine mailändische Besatzung aufgenommen hatte, wagte er auch das nicht anzugreifen, sondern verwüstete nur die Umgegend und zog über Bologna nach Tuscien, wo die zwei Bischöfe, die er vorausschickte, um über die Krönung zu verhandeln, in Viterbo mit den Gesandten des Papstes zusammentrafen, der sich zu seiner Sicherheit in das feste Schloß Castellana zurückgezogen hatte.

Papst Hadrian IV.

Nach Anastasius IV., der nur wenige Monate nach Eugen III. gestorben war, war Hadrian IV. (1154—59) auf den päpstlichen Thron gekommen (Dezember 1154), der einzige Engländer in der langen Reihe der heiligen Väter.

Nikolaus Breakspear, der Sohn eines Priesters, der dann Mönch in St. Albans wurde, vom Vater weggejagt, als er im Kloster um Brot bettelte, schlich sich auf ein Schiff, das nach Frankreich segelte, und fand dort, was er suchte: Erbarmen, Lebensunterhalt und Befriedigung seines Durstes nach Erkenntnis. Sein Aussehen und sein Geist erweckten überall Wohlgefallen. Im Jahre 1137 ward er Prior in der Nähe von Avignon und, als die Mönche ihn bei Eugen III. verklagten und los werden wollten, Kardinalbischof von Albano, endlich Papst (Hadrian IV.).

Tod Arnolds von Brescia.

Sofort hatte er durch eine Gesandtschaft, an deren Spitze sich schon der später oft genannte Kardinal Octavian befand, die Wiederholung der Versprechungen einholen lassen, die König Friedrich einst dem Papste Eugen gegeben; jetzt aber mißtraute er dem stolzen Sieger von Tortona, der offenkundig nach der theokratischen Weltherrschaft Karls des Großen strebte. Allein sehr bald zeigte Friedrich, daß er zum mindesten nicht die Kaiserkrone aus den schmutzigen Händen der aufständischen Römer nehmen wolle, die sie ihm mit der stolzen Erklärung, sie seien die Herren der Stadt Rom, ja des Erdkreises, Senatus Populusque Romanus, anboten, wenn er ihnen dafür 5000 Mark gebe. Lächelnd, fast höhnisch wies er ihre Boten ab und versprach vielmehr sofort den Gesandten des Papstes, ihm als Preis für die Kaiserkrone den Mönch Arnold von Brescia auszuliefern. Der Unglückliche, schon am Gründonnerstag aus Rom verbannt, weil die Bevölkerung nicht länger als vier Tage das Interdikt, das Aufhören aller geistlichen Handlungen, ertragen konnte, war dem Kardinal Gerard, der ihn ergriffen hatte, durch zwei campanische Grafen entführt, die den Befreiten wie einen Heiligen verehrten. Als aber Friedrich den einen von ihnen gefangen genommen, tauschte er für ihn den Mönch ein und gab diesen an den Papst. Der ließ ihn frühmorgens — man weiß weder den Ort noch den Tag — hinausführen, aufknüpfen und seinen Leib verbrennen, die Asche aber in den Tiber streuen, damit keine Reliquie zur Verehrung reize. Vergessen, verlassen endigte der große Prophet wie ein gemeiner Verbrecher. Die Henker selbst sollen geweint haben, Schmerz und Gram bewegten die Herzen der Römer, als sie die Nachricht vernahmen.

Dennoch glückte der Friedensbund mit dem Papste nicht gleich. Als dieser, begleitet von vielen Geistlichen, Laien und Fürsten, am 9. Juni in das Lager bei Campo Grosso (zwischen Nepi und Sutri) kam, versäumte Friedrich, ihm den Steigbügel zu halten, ließ ihn ruhig absteigen, küßte ihm dann demutsvoll die Füße, empfing aber nicht den erwarteten Friedenskuß.

Vielmehr zog sich der Papst grollend wieder zurück — seine Kardinäle waren ihm schon entiezt nach Castellana vorausgeeilt — und erklärte sich nur, wenn ihm die schuldige Ehrenbezeugung zu teil werde, zur Krönung bereit. Friedrich zeigte sich anfangs empört, daß man ihm den Dienst eines Stallknechtes zumute, ließ sich aber durch die Versicherung vieler älterer Begleiter, daß Lothar (1133) sich dazu verstanden habe und die Zeremonie üblich sei — vor Lothar hatte sich nur Konrad, der abtrünnige Sohn Heinrichs IV., dazu bequemt — endlich doch überreden, bei einer zweiten Zusammenkunft am 11. Juni der demütigenden Forderung des Papstes nach zukommen. — Otto von Freisingen schweigt über die peinliche Angelegenheit ganz.

Friedrichs Kaiserkrönung.

Da Friedrich die Rache der erbitterten Bevölkerung fürchten mußte, ließ er die Leoninische Stadt, in der sich die Peterskirche befindet, heimlich besetzen und empfing nun am 18. Juni 1155 Salbung und Krönung. Allein, als die Deutschen eben begonnen hatten, sich nach dem Lager vor der Stadt zurückzuziehen, wurden sie von den empörten Römern überfallen, die sich auf dem Kapitol, Rache sinnend, versammelt hatten. Den ganzen Nachmittag wurde gekämpft, und der Papst selbst geriet in Gefahr, von den Aufständischen gefangen genommen zu werden. Erst spät am Abend war der Kaiser des Sieges gewiß, als es Heinrich dem Löwen glückte, den Feinden in den Rücken zu fallen. Nachdem über 1000 Römer getötet, 700 gefangen genommen waren, begaben sich Kaiser und Papst gemeinsam aus der Stadt hinaus.

Heimkehr Friedrichs.

König Wilhelm I. von Sizilien zu unterwerfen, die republikanische Städteverwaltung endgültig zu bekämpfen und Hadrian IV., wie er geschworen, zur unumschränkten Herrschaft zu verhelfen, war Friedrich jedoch nicht im stande. Als das Klima der Campagna in seinem Heere Krankheiten erzeugte, gab er den Befehl zur Heimkehr (Juli). In Ancona traf er eine Gesandtschaft des byzantinischen Kaisers, der ihn zum gemeinsamen Kampfe gegen Wilhelm von Sizilien auffordern ließ, allein der Zustand seiner Truppen gestattete solch ein Unternehmen nicht. Nochmals that er das stolze Mailand in die Acht, ohne sie aber vollstrecken zu können. Überall drohte Hinterlist. Verona verweigerte ihm den Marsch über die feste Stadtbrücke und machte den Versuch, die Holzbrücke, die man nun benutzen mußte, durch schwimmende Holzblöcke zu zerstören. Endlich wehrte in der engsten Stelle der Veroneser Klause (bei Rivoli) ein Ritter Alberich den Heereszug, indem er von einer hochüberhangenden Felsenburg Steine und Baumstämme auf den schmalen Pfad herabschleuderte, den die wilde Etsch übrig ließ. Hier rettete der kühne Pfalzgraf Otto von Wittelsbach das Heer. Indem er, von zwei Veronesern geführt, mit 200 geschickten Leuten, eine noch höhere Felskante erkletterte, brachte er von dort aus die Burg in des Kaisers Gewalt. Alberich mit den letzten 12 Genossen wurde gefangen genommen und gehängt, die Straße in das ersehnte Vaterland war frei. In Bozen entließ der Kaiser sein Heer und wandte sich nach Bayern.

Strafurteile in Deutschland.

Während der Abwesenheit des Kaisers war Deutschland eine Stätte des Bürgerkriegs gewesen. Am Rhein war der rauhe Erzbischof von Mainz mit seinen Lehnsvasallen in offenen Streit geraten, aber Friedrich scheute sich nicht, auf dem Reichstage von Worms beide Teile für schuldig zu erklären und acht Grafen, darunter den rheinischen Pfalzgrafen Hermann von Stahleck zu der entehrenden und längst vergessenen Strafe des Hundetragens zu verurteilen. Dann zerstörte er viele Burgen am Rhein und gab die Pfalzgrafschaft an seinen Bruder Konrad, der die Stadt Heidelberg gründete.

Rückgabe Bayerns an Heinrich den Löwen.

Ferner fand auch der Streit um das Herzogtum Bayern sein Ende. Bei einer zufälligen Begegnung des Kaisers mit seinem Oheim, dem Babenberger Heinrich, waren beide übereingekommen, in etwas nachzugeben. So mußte denn auch Heinrich der Löwe, der noch immer nicht das Herzogtum mit den Waffen zu erringen vermocht hatte, sich fügen. Vor einer glänzenden Fürstenversammlung zu Regensburg am 17. September 1156 gab Markgraf Heinrich von Österreich die sieben Fahnen, welche das Herzogtum Bayern darstellten, an den Kaiser, der ihm sofort zwei, welche einen Landesteil westlich von der Ens (ungefähr das heutige Österreich ob der Ens) bedeuteten, zurück-, die übrigen aber an Heinrich den Löwen gab. Zugleich wurde Österreich zum erblichen und von Bayern unabhängigen Herzogtum erhoben mit dem bis dahin unerhörten Privilegium, in Ermangelung männlicher Leibeserben an

Seitenverwandte aus dem Babenberger Geschlechte gelangen zu dürfen. Auch freie Gerichtsbarkeit und beschränkte Heeresfolge nur bis in die Nachbarländer wurde dem neuen Herzogtum zugestanden. Reichstage zu besuchen, sollte Heinrich nur gebunden sein, wenn sie in Bayern abgehalten würden. — Es konnte nicht fehlen, daß solche Bewilligungen auf Kosten der Reichsgewalt den Neid, die Wünsche und Hoffnungen aller andern Herzöge rege machten.

Gründung von München.

Heinrich der Löwe schaltete mit gewohnter Keckheit in dem neuerworbenen Bayern. Die Isarbrücke von Föhring, wo der Bischof von Freisingen, Otto von Babenberg, der bekannte Geschichtschreiber, sein Oheim, eine einträgliche Zollstätte besaß, ließ er abbrechen und den Flußübergang mit seinen Gerechtsamen weiter aufwärts nach Munichen verlegen, wo die Klosterleute von Scheftlarn eine Niederlassung um die Peterskirche besaßen (daher der Name München). Der Bischof Otto aber erreichte durch seine Klage beim Kaiser nicht mehr als einen Anteil an den Einkünften der neuen Zollstätte (Juni 1158). Langsamer als das uralte Wien, das gleichzeitig der Babenberger Heinrich zu seiner herzoglichen Residenz erhob, und als das eben erworbene Lübeck, entwickelte sich München auf der windigen und sumpfigen Hochebene, an dem Ufer eines reißenden Gebirgsstromes, der noch keine Kähne oder gar Schiffe duldet.

31. **Goldene Bulle Kaiser Friedrichs I.**

an einer Urkunde, gegeben zu Würzburg am 26. Juni 1168, worin die herzogliche Gewalt für das Bistum Würzburg bestätigt wird. Auf der Vorderseite das Brustbild des Kaisers, auf dem Haupte die Laubkrone mit perlenbesetzten Bandern, auf der Rückseite ein siebenturmiges Thorgebäude (das „goldene Rom" darstellend) und die Worte: Roma caput mundi regit orbis frena rotundi (Rom, das Haupt der Welt lenkt die Zügel des Erdballs). Nach Heffner.

Böhmen wird Königreich.

Gleichzeitig begann der Kaiser insgeheim schon mit Herzog Wladislaw von Böhmen zu unterhandeln, dem er endlich (Januar 1158) für das Versprechen der Teilnahme am italienischen Zuge den Titel und Rang eines Königs verlieh.

Heirat mit Beatrix von Burgund.

Inzwischen knüpfte Friedrich das lockere Band, welches Burgund an das Reich knüpfte, wieder enger. Die burgundischen Vasallen hatten sich schon seit Heinrich V. meist unabhängig gemacht, oder waren zu Frankreich in ein Lehnsverhältnis getreten. Einen großen Teil des Landes hatte aber die Grafschaft Burgund an sich gerissen, welche wegen der ihr eingeräumten außerordentlichen Privilegien den Namen Freigrafschaft (Franche Comté) führte. Durch eine Heirat mit Beatrix, der schönen Erbin derselben, erneute er die Hoffnung, das ganze arelatische Königreich wieder fester mit der deutschen Krone zu verbinden (1156). Um die Huldigung der burgundischen Großen zu empfangen, schrieb er einen Reichstag nach Besançon aus (Oktober 1157), der durch das Erscheinen und Auftreten einer päpstlichen Gesandtschaft eine ganz unerwartete Bedeutung erhielt. Hadrian IV., der inzwischen seine Politik geändert und gegen den beschworenen Vertrag mit dem Kaiser sich einseitig mit König Wilhelm I. von Sizilien geeinigt hatte, meinte sich in einem Sendschreiben beschweren zu müssen, weil ein Erzbischof von Lund auf der Heimfahrt von Rom in Burgund

schlimm behandelt und die Übelthat noch nicht genügend gesühnt sei. Als der Kardinallegat Roland vom Papste einen „väterlichen", von den Kardinälen einen „brüderlichen" Gruß überbrachte und einen Brief seines Herrn an den Kaiser überreichte, worin sich jener über Friedrichs Undank beschwerte, nachdem er ihm doch so große „Benefizien" zugestanden habe — was in der Sprache des Mittelalters Lehne bedeutet — da loderte der deutsche Zorn hell auf. Pfalzgraf Otto wollte den kecken Priester, der inmitten der Aufregung mit kühlem Blute versicherte, der Kaiser habe ja seine Würde überhaupt nur vom Papste, sofort niederschlagen; nur das Dazwischentreten Friedrichs rettete dem Legaten das Leben, der Besançon schleunigst verlassen mußte. Dann ließ der Kaiser durch seinen trefflichen Kanzler, Propst Rainald von Dassel, ein Rundschreiben abfassen, durch welches er die päpstlichen Anmaßungen bündig zurückwies. Schon dachte er bereits daran, eine selbständige deutsche Kirche zu gründen, und rüstete gleichzeitig zu einem neuen Zuge nach Italien, um zunächst die aufständigen Städte niederzuwerfen, da fand es der Papst doch rätlich, den Zorn des Kaisers zu beschwichtigen. Er sandte zwei Kardinäle nach Deutschland, die ihn als „Herrn, Herrscher Roms und der Welt" begrüßten und ein Entschuldigungsschreiben überbrachten, worin zu lesen stand, es sei unter Benefizium nicht „Lehn", sondern Wohlthat zu verstehen, und das „Verleihen" der Kaiserkrone bedeute so viel als „Aufsetzen" derselben.

Kardinal Roland in Besançon.

Auch der Polenkönig Boleslaw, der den Lehnzins verweigert hatte, empfand des Kaisers starken Arm, als die kaiserlichen Banner siegreich bis Posen vordrangen. Barfüßig, ein bloßes Schwert am Hals, bat er in Magdeburg zu des Kaisers Füßen um Gnade, erneuerte den Lehnseid, zahlte eine bedeutende Kriegsentschädigung und versprach, zum nächsten Zuge nach Italien 300 Reisige zu stellen. Als auf einem glänzenden Reichstage zu Würzburg Gesandte aus Konstantinopel, Burgund, Italien, Böhmen, Ungarn, ja selbst aus England und Dänemark erschienen, um dem mächtigen Kaiser ihre Hochachtung zu beweisen, schien der stolze Traum einer Weltherrschaft seiner Verwirklichung sich zu nähern.

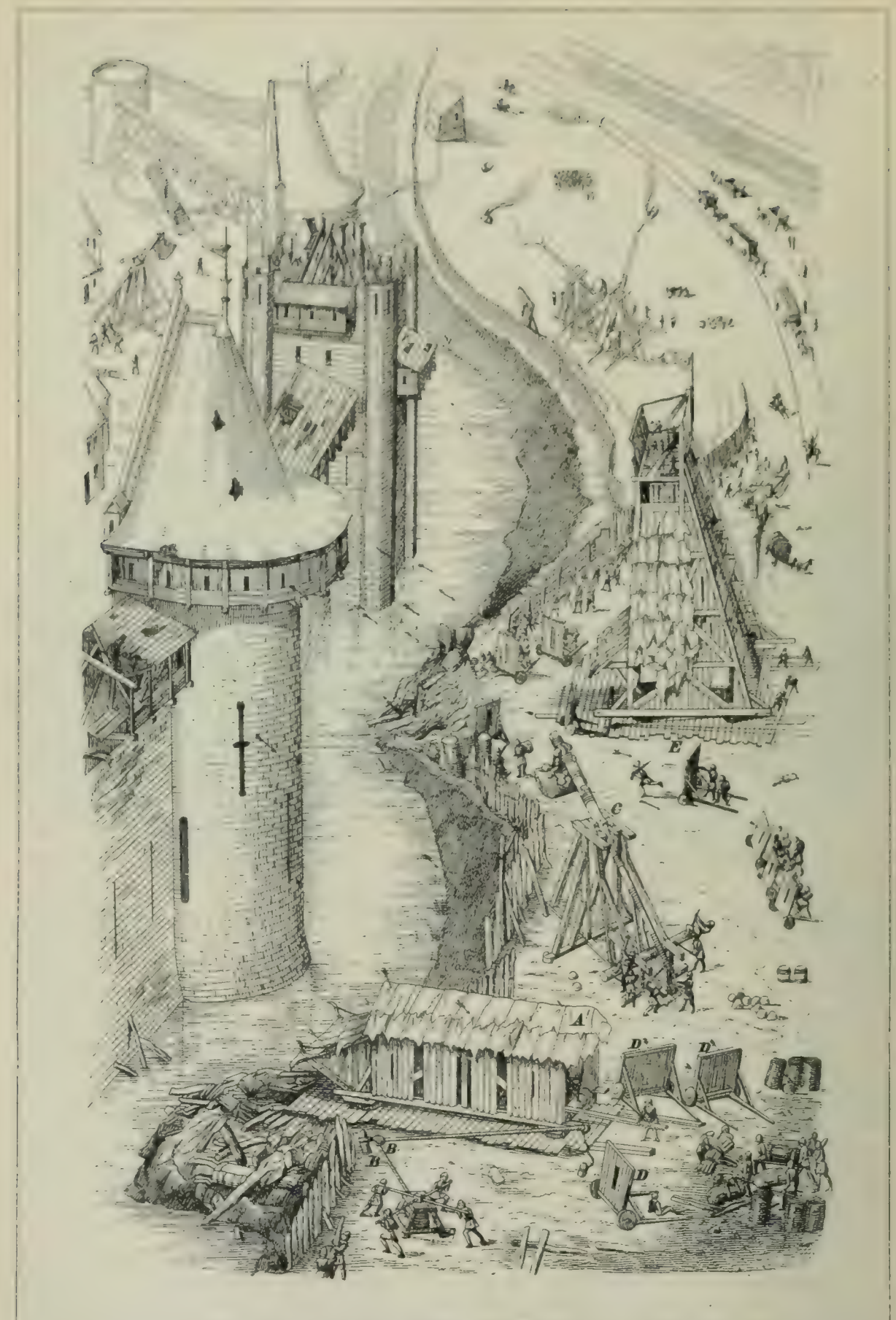
Demütigung des Polenkönigs.

So viel auch Friedrich von den Rechten des deutschen Königtums um des Friedens willen aufgeopfert hatte, von dem römischen Kaiserrechte gedachte er in Italien um so besseren Gebrauch zu machen. Um ihm den Weg zu ebnen, sandte der Kaiser zu Anfang des Jahres 1158 seine beiden vertrautesten Beamten und Freunde voraus, den hochgebildeten, klugen und redegewandten Rainald von Dassel und den energischen, kampfgeübten Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach. Während diese Verona, die Erzbischöfe von Mailand und Ravenna gewannen und die byzantinischen Gesandten aus Ancona fortschreckten, brach der Kaiser mit einem über 100000 Mann starken Heere auserlesener Krieger in vier Heersäulen über die Ostalpen, den Brenner, den Splügen und den großen St. Bernhard nach Italien auf. Hier hatte Mailand bald nach dem Abzuge des Kaisers Tortona hergestellt, mit Asti, Vercelli, Piacenza und vielen andern Städten einen Bundesvertrag gemacht, Lodi überwältigt und niedergebrannt. Allein, gleich die erste Stadt, welche sich dem Kaiser widersetzte, Brescia, wurde nach kurzer Gegenwehr zur Unterwerfung gezwungen; viele von den übrigen oberitalienischen Städten ließen es nicht zum Äußersten kommen, als sie sahen, daß der Kaiser Ernst machte. Mailand schickte auf ergangene Vorladung Gesandte, um sich zu rechtfertigen. Aber der Kaiser schenkte den gleisnerischen Reden keinen Glauben und erklärte es für geächtet.

Friedrichs zweiter Zug nach Italien.

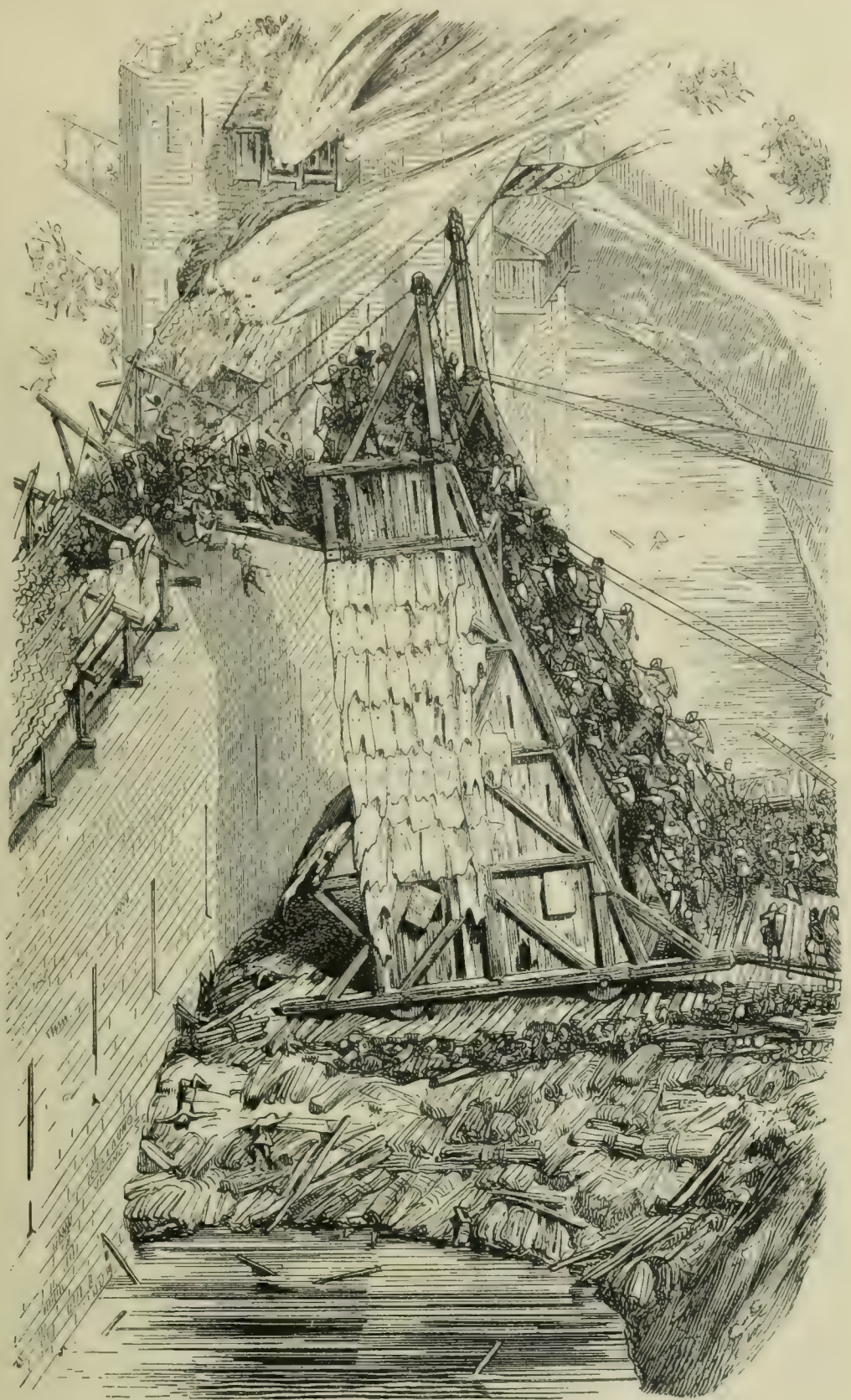
Wohl erschienen noch einmal, während schon aufs nachhaltigste an den Befestigungen gearbeitet wurde, mailändische Gesandte vor dem Kaiser in seinem Lager bei Lodi, erhielten aber den Bescheid: „Eure Worte sind zwar süß und demütig, ihr traget aber den Fuchs im Herzen. Ihr habt Gottes Kirchen und des Kaisers Städte zerstört, und mit dem Maße, mit dem ihr messet, soll euch wieder gemessen werden." Zwei Tage darauf stand das kaiserliche Heer vor Mailand, und der Pfalzgraf Otto pflanzte die Reichsfahne mit dem schwarzen Adler im goldenen Felde und roten Wimpeln auf. In sieben Abteilungen, „Heerschilde" genannt, war wie immer die Reichsmacht geordnet: des Kaisers, der geistlichen und weltlichen Fürsten, der reichsunmittelbaren Herren, des Landadels, der Dienstmannen und der Gemeinfreien Heerschild; jeder führte sein eignes Banner.

Friedrich vor Mailand.



32. Belagerung einer festen Stadt im 12. Jahrhundert.

Annaherung gegen einen von zwei Bastionen flankierten Mittelwall (Kurtine). A „Katze" zur Ausfüllung des Grabens, B Flaschenzug und Winde zur Bewegung der Katze, C Steinschleuder, welche gegen die Holzuberbauten der zweiten Kurtine wirken, gespannt, D Fahrbare Blenden, E Angriffsturm, welcher zur Sicherung gegen Feuer (ebenso wie die Katze) mit nassen Fellen behangt ist. — Im Hintergrunde sind noch zwei Schleudermaschinen aufgestellt, welche mit brennenden Stoffen gefüllte Hohlgeschosse schleudern. Nach Viollet-le-Duc.



33. Erstürmung einer Stadtmauer.

Der Graben ist ausgefüllt und der Angriffsturm, von den Belagerern nur oben durch Seile gehalten, ist das letzte, eine schiefe Ebene bildende Stück seines Weges rasch gegen die Mauer hingeglitten. Über die Angriffsbrücke dringt nun eine Schar von Rittern und Kriegern auf die Mauer hinüber, gefolgt von den dichten Massen andrer, die auf Leitern an der Rückseite des Turmes emporsteigen. Auf der Plattform des Turmes stehende Bogenschützen unterstützen den Angriff. Gelingt es den Belagerten nicht, den Feind zurückzuwerfen, so ziehen sie sich in die beiderseits flankierenden Türme zurück, entweder um neue Kräfte zu einem neuen Vorstoß zu sammeln, oder dort den weiteren Angriff abzuwarten; denn in diesen Türmen liegen die von der Mauer zur Stadt hinabführenden Treppen.
Nach Viollet-le-Duc.

Außer den Böhmen unter ihrem Könige befanden sich auch ungarische Bogenschützen bei dem Heere. Diese zeigten ihre Schußfertigkeit an dem römischen Triumphbogen, von welchem aus die Mailänder das Vorland beherrschten. Sie umschlossen ihn mit einer dreifachen Schützenkette und trafen mit solcher Sicherheit jeden Kopf, der sich oben zeigte, daß sich niemand mehr hinauswagte.

Unterwerfung Mailands Krönung in Monza.

Vier Wochen hatte die Belagerung gedauert, als endlich durch Mangel, Hunger und Krankheit der Mut der Verteidiger gebeugt war und die Stadt sich ergab. Am 8. September 1158 mußten die Mailänder sich vor dem Kaiser demütigen, der sie auf seinem Throne sitzend inmitten seiner Großen auf freiem Felde empfing. Der Erzbischof samt der Geistlichkeit mit Kreuzen und Weihrauchfässern an der Spitze, die zwölf Konsuln, Rat und Adel dahinter, alle barfuß, mit blanken Schwertern am Nacken, dann vieles Volk mit Stricken um den Hals, so zogen sie durch das zu beiden Seiten aufgestellte Heer, fielen vor dem Kaiser auf die Kniee und flehten ihn an, die Lombarden fortan als gnädiger König zu regieren. Auch der Erzbischof bat um Milde für Mailand, und der Kaiser gewährte sie. Er gab jenem den Friedenskuß und hieß ihn Platz nehmen unter den Bischöfen des Reichs, welche den Heereszug zahlreich begleitet hatten. Dann reichte Friedrich den Vornehmsten die Hand, küßte und tröstete sie. Gegen den Verzicht auf alle Regalien (Münze, Zölle, Hafen- und Wegegelder) und nachdem alle Mailänder vom 14. bis 70. Lebensjahre den Treueid geleistet hatten, wurde die Acht aufgehoben. Erst jetzt, eine Woche nach dem ersten vollkommenen Erfolg, empfing der Kaiser in Monza die eiserne Krone des Lombardischen Königreichs und entließ sogar den größten Teil seines Heeres, weil er sein Ziel erreicht zu haben, wirklich König von Italien zu sein glaubte. Kaum aber machte er den Versuch, seine Königsmacht zu gebrauchen, so wurde er über seinen Irrtum aufgeklärt.

Die roncalischen Beschlüsse.

Zunächst berief er auf die roncalische Ebene bei Piacenza im November 1158 einen italienischen Reichstag, zu welchem außer vielen Bischöfen und Grafen auch die Vertreter von vierzehn lombardischen Städten gekommen waren, damit durch vier Doktoren des römischen Rechts aus Bologna und eine Kommission von je zwei Konsuln oder Richtern aus den vierzehn Städten die Hoheitsrechte der römischen Herrscher zusammengestellt würden. Als das lange Verzeichnis fertig war, wurde es wunderbarerweise von allen Stadtvertretern (außer denen von Genua) ohne Widerrede angenommen und der Reichstag entlassen.

Als solche Hoheitsrechte werden genannt: die Vergebung der Herzogtümer, Markgrafschaften, Grafschaften, der Konsulate in den Städten, die Hoheit über Heerstraßen, Flüsse und andre nutzbare Gewässer, Häfen und Ufer, das Recht auf Zölle, Abgaben von Bergbau und Salinen, auf vom Richter verhängte Geldbußen, abgesprochene Güter, erblose Besitzungen, gefundene Schätze, Holzlieferungen, Vorspann, Grundsteuer, Kopfsteuer, Abgabe zur Romfahrt, Münzprägung und Anlage einer kaiserlichen Pfalz. — Den vier Doktoren Bulgarus, Martinus, Jacobus und Hugo (die Italiener nennen sie noch heute execrabiles, die Verfluchten) und den Scholaren (Studenten) von Bologna verlieh der Kaiser zum Danke das Privilegium des kaiserlichen Schutzes auf Reisen und die Befreiung von jeder andern Gerichtsbarkeit außer der der Professoren und des Bischofs. Schon auf dem ersten italienischen Zuge hatte er den Studenten der altehrwürdigen Universität seine Gunst bewiesen, indem er den Bürgern von Bologna streng untersagte, einen Scholaren für die Schulden irgend eines durchgegangenen Landesgenossen auszupfänden.

Streit über die Ausführung.

Während der Kaiser der mächtigen Stadt Genua, die er sich wohl anzugreifen scheute, alle Regalien für 1200 Mark überließ, beauftragte er eine Kommission von sieben Bischöfen und Grafen unter Rainald von Dassel mit der Durchführung jener Beschlüsse, vor allem mit der Einsetzung von kaiserlichen Beamten in allen Städten, den sogenannten Podestàs. Darüber kam es nun in Mailand sofort zum offenen Kampf, da der Kaiser der Stadt im ersten Unterwerfungsvertrag ausdrücklich die Wahl ihrer Konsuln zugelassen hatte, denselben aber durch die roncalischen Beschlüsse für aufgehoben erklärte. Die Gesandten Friedrichs mußten bei Nacht und verkleidet aus der Stadt flüchten. Nun verjagte auch Crema die kaiserlichen Beamten, und die Bischöfe, welchen ebenfalls ein großer Teil ihrer Freiheiten und Einkünfte entzogen waren, wandten sich an den Papst, dem jede Gelegenheit willkommen war, seine Macht

fühlen zu lassen. Nachdem mit den Mailändern eine Zeitlang vergebens verhandelt und zwischen Hadrian IV. und Friedrich eine boshafte Korrespondenz ausgetauscht war, aus welcher es klar wurde, daß jener weder eine kaiserliche Autorität neben der seinigen, noch Friedrichs Recht auf die Mathildischen Güter anerkennen wolle, entbrannte der Krieg gleichzeitig an beiden Stellen.

Bündnis des Papstes mit den Städten.

Während Crema von mehreren deutschen Fürsten, darunter von Heinrich dem Löwen, der wieder zu Hilfe gerufen war, eifrigst belagert wurde, und Friedrich sich darauf beschränkte, das Gebiet von Mailand zu verwüsten, schloß der Papst mit den lombardischen Städten (Juli 1159) zu Anagni ein Schutz- und Trutzbündnis ab. Allein ehe er noch die versprochene Exkommunikation (Bannstrahl) des Kaisers aussprechen konnte, war er tot (1. September 1159).

Alexander III. und Victor IV. Die kaiserliche Kirchenversammlung zu Pavia.

In stürmischer Wahl, wenige Tage nach Hadrians Beisetzung, erhob die große Mehrzahl der Kardinäle jenen Roland, der einst in Besançon dem Kaiser so keck begegnet war, ohne den Beifall des versammelten niederen Klerus und des Volks (die sogenannte laudatio) abzuwarten. Buchstäblich zerrte ihm Octavian, den die Minderheit von drei mit dem Kaiser einverstandenen Kardinälen zum Nachfolger wünschte, den Purpurmantel vom Leibe, aber jener riß ihn doch wieder an sich. Als man schleunigst ein ähnliches Gewand für Octavian herbeigeholt — in der Eile legte er es verkehrt an und erregte dadurch schallendes Gelächter — konnte er in der Vorhalle der Peterskirche von der Geistlichkeit und dem versammelten Volke stürmisch begrüßt werden. Jener nannte sich Alexander III., dieser Victor IV. Zehn Tage war dieser durch die Gunst der Massen Herr in Rom, dann mit dem Wechsel derselben wieder der andre. Der kecke Schritt des Kaisers, nach der Weise Konstantins, beide vor einen Konvent von Geistlichen in Pavia zu berufen, führte Alexander III. alle Normannen und Lombarden zu, die darin einen Eingriff in die Rechte der Kirche sahen. Gerade in diesen Tagen gelang endlich die Bewältigung von Crema, das sich volle sieben Monate tapfer verteidigt hatte, durch den Pfalzgrafen Konrad (Friedrichs Bruder) und durch Otto von Wittelsbach (21. Januar 1160). Nachdem die Bevölkerung, an 20000 Menschen, verjagt war, überließ der Kaiser den erbitterten Nachbarstädten Lodi und Cremona, das barbarische Rachewerk der Zerstörung, und wandte sich, gehoben durch solchen Erfolg, nach Pavia zur Eröffnung der Kirchenversammlung (31. Januar). Diese entsprach allerdings sehr wenig der Vorstellung, die der Kaiser im Sinne hatte, wenn er alle Bischöfe der christlichen Welt mit der Erklärung herbeirief, es sei genug an Einem Gott, Einem Papst, Einem Kaiser; es dürfe auch nur Eine Kirche geben. Die deutsche Geistlichkeit war nur zum Teil, die französische und englische gar nicht vertreten. Dennoch erklärte die Versammlung schon nach acht Tagen Victor IV. für den rechtmäßig erwählten Papst, der nun vom Kaiser am Steigbügel durch die Stadt geführt wurde und tags darauf den Bannfluch gegen Alexander III. und seine Anhänger schleuderte. Zwei Wochen später antwortete dieser entsprechend, indem er durch einen Legaten im Dom zu Mailand Victor IV. samt seinen Anhängern und den Kaiser mit allen seinen Podestàs verfluchen ließ.

Alexanders III. Übermacht.

So war die Welt der Gläubigen wieder einmal in zwei große Parteien zerklüftet, die einander dem Teufel verschrieben. Allein nur zu bald wurde es offenbar, daß Alexander III. den Sieg gewinnen werde. Als er durch einen Legaten für den Sohn des englischen und die Tochter des französischen Königs einen erwünschten Ehedispens gewährte, überzeugten auch die gekrönten Väter sich von der Rechtmäßigkeit seiner Wahl, für die im Süden Frankreichs gleich von Anfang der mächtige Cistercienserorden eingetreten war. Spanien, Irland, Norwegen und Ungarn folgten nach, und selbst der deutsche Erzbischof Eberhard von Salzburg erklärte sich offen für ihn; heimlich wohl auch viele von dem niederen Klerus und dem Volke. Es war wenig von Belang, daß Victor IV. auf einer zweiten Kirchenversammlung (zu Cremona und Lodi im Mai und Juni 1161) nochmals für den rechtmäßig erwählten erklärt und die Anhänger Alexanders III. verflucht wurden, hier konnte nur das Schwert entscheiden, wessen die Herrschaft sei.

Zweite Unterwerfung Mailands (1162)

Als im Mai 1161 auf den Ruf des Kaisers neue Heeresmassen über die Alpen herbeigezogen waren — Heinrich von Sachsen und Bayern wieder allen voran — bezwang der Kaiser zunächst Mantua und Piacenza, die abgefallen waren, und besetzte im Herbst einen Teil des Kirchenstaates, so daß Alexander III. nach Frankreich entweichen mußte. Nun erst begann Friedrich die regelrechte Einschließung des trotzigen Mailand und schwur, nicht eher die Krone wieder auf sein Haupt zu setzen, als bis die Stadt in seiner Gewalt sei. Aber erst nach neunmonatiger Belagerung, am 1. März 1162, erschienen die Konsuln und 300 der vornehmsten Bürger der von Hungersnot, Mangel an Trinkwasser und Krankheiten schwer heimgesuchten Stadt, um sich dem Kaiser, wie er verlangt hatte, auf Gnade und Ungnade zu unterwerfen und ihm die Schlüssel aller Thore und Kastelle, die 36 Stadtbanner, sowie den Carroccio, den Fahnenwagen, nach alter Langobardensitte Mailands Palladium, zu überliefern.

Ganz anders als das erste Mal empfing der Kaiser die Wortbrüchigen. Er saß bei Tafel in seinem Zelte und ließ die Zagenden lange im strömenden Regen warten. Dann bestieg er den erhöhten Thron in der Mitte seines Heeres, und der endlose Zug der Mailänder mußte sich an ihm vorüberbewegen; lautlos geschah es — aus jeder Schar wurden ihm Banner und Posaune zu Füßen gelegt, dann aber der Carroccio vor den Augen des Volkes zerschlagen. Da löste sich die starre Verzweiflung in lautes Jammergeschrei auf: Alle stürzten zu Boden und flehten um Christi willen um Erbarmen. Thränen des Mitleids traten in vieler deutscher Fürsten und Ritter Augen, des Kaisers strenges Antlitz aber blieb unbewegt, und er entließ die Städter nur mit dem Versprechen, daß er allen das verwirkte Leben schenken wolle. Am 4. März wanderte das Volk, in 100 Haufen abgeteilt mit Bannern und Posaunen, Kreuze in den Händen, barfuß, mit Stricken um den Hals und Asche auf dem Haupte, aus den teilweise niedergelegten Mauern, fußfällig um Gnade flehend.

Zerstörung Mailands.

Am 26. März hielt Friedrich mit dem Heere seinen Einzug in die Stadt, nicht durch ein Thor, sondern durch eine zu diesem Zwecke gebrochene Mauerlücke. Auf einem Reichstage zu Pavia wurde beschlossen, daß den Mailändern das Leben geschenkt, ihre Stadt aber von Grund aus zerstört werden solle. In vier offenen Flecken sollten sie sich ansiedeln und dem Befehle eines deutschen Podestà gehorchen. Die altehrwürdigen Kirchen ließ man wohl unangetastet, aber die kostbaren Reliquien führte man fort nach Deutschland: so kamen die Gebeine der Heiligen Drei Könige nach Köln. Im August kehrte Friedrich nach Deutschland zurück. Er schien wirklich Herr der Lombardei geworden zu sein, da alle Städte zitternd vor dem Geschicke Mailands sich seine Podestàs gefallen ließen und den roncalischen Beschlüssen Folge leisteten.

Friedrich in Besançon.

Noch einmal erschien der Kaiser in Besançon vor einer großen Versammlung deutscher Bischöfe und Fürsten im Herbst 1162, um den Fluch auf den Schismatiker Roland zu wiederholen, der nicht weit davon in Montpellier Hof hielt. Aber durch die kühne Erklärung, er sei der Herr der Welt, die Fürsten Frankreichs und Englands aber nur kleine Könige, ja Regenten von Provinzen, bewirkte Friedrich, daß beide, Ludwig VII. und Heinrich II. sich nun offen für Alexander III. erklärten und ihm in Coucy (September 1162) demütig huldigten.

Unruhen in Deutschland.

In Deutschland standen Berthold von Zähringen, der nähere Ansprüche an Burgund zu haben glaubte, und Welf VI. an der Spitze der alexandrinischen Partei, um so gefährlicher, da jener der Schwager, dieser der Oheim Heinrichs des Löwen war. Allein der Kaiser wußte den mächtigen Sachsenherzog schnell von den Verwandten zu trennen, indem er auf dem Reichstage zu Konstanz (November 1162) in die Scheidung desselben von der kinderlosen Clementia von Zähringen willigte. Die Hauptentscheidung betraf aber das Erzbistum Mainz. Hier hatte des Kaisers und Victors IV. Freund, der Erzbischof Arnold von Selenhofen, durch seine Gewaltthätigkeit die Bürger wiederholentlich zum Aufruhr und zum Anschluß an Alexander III. gereizt. Erst als Heinrich der Löwe sich näherte, um sie mit dem Schwert zu bekämpfen, boten sie scheinbar reuig ihre Unterwerfung an. Allein kaum hatte sich der Erzbischof im Juni 1163 in das St. Jakobskloster bei Mainz begeben, um hier die Huldigung zu erwarten, so griffen sie wieder ergrimmt zu den Waffen, stürmten, von dem verräterischen Abte selbst geführt, mit Fackeln und Pechkränzen gegen den festungsartigen Bau und steckten ihn in Brand. In eine Mönchskutte gehüllt, flüchtete der greise Kirchenfürst

bis zu den Stufen der Kirche. Dort wurde er von den Wütenden mit Hieben und Stichen getötet, endlich seine Leiche noch verstümmelt. Als acht Tage danach, am 31. März 1163, der Kaiser auf dem Reichstage in Mainz erschien, um Gericht zu halten, waren die Mörder bis auf einen geflüchtet. Dieser wurde hingerichtet, die Stadt ihrer Privilegien und Mauern beraubt, zum Nachfolger Arnolds aber Konrad von Wittelsbach, des Pfalzgrafen Otto Bruder, ernannt.

Der Veronesische Bund. Dritter Zug nach Italien.

Das herrische Auftreten des kaiserlichen Kanzlers Rainald von Dassel, der nicht nur in der Lombardei, sondern auch in der Romagna und in Tuscien die Regalien für seinen Herrn einforderte, manche Gewaltsamkeiten der Podestàs, die Unerschwinglichkeit der Steuern, endlich sogar das übermütige und zuchtlose Gebaren mancher deutschen Beamten und Krieger den Frauen und Jungfrauen gegenüber hatten wieder

34 Schloß Coucy (Arr. Laon).

Erbaut 1230—42; der Turm ist 55 m hoch. Nach einer photographischen Aufnahme.

den Geist der Empörung wachgerufen. An mehreren Orten wurden des Kaisers Vögte erschlagen, in Bologna stürzte die wütende Menge einen kaiserlichen Beamten aus dem Fenster seines Palastes auf die Straße; aus Verona, Treviso, Vicenza vermochten sich die Vögte nur durch eilige Flucht zu retten. Entschlossen, das verhaßte deutsche Joch abzuschütteln, vereinigten sich die bedeutendsten Städte des Ostens, Verona, Padua, Vicenza, Treviso u. a., zu denen sich auch das seemächtige Venedig gesellte, zu einem großen Bunde unter der Führung von Verona, weshalb er anfänglich der Veronesische Bund genannt wurde. Selbst der byzantinische Kaiser Manuel sagte ihm seine Unterstützung zu. Als Friedrich am 28. Oktober 1163 in Lodi eintraf, hätte er vielleicht noch die engere Vereinigung hindern können, aber seine Härte gegen die Mailänder, seine strenge Abweisung aller Klagen über seine Beamten stärkte nur noch mehr den Widerstand der Abtrünnigen. Nicht lange danach wurde auch der Streit mit dem Papste verschärft. Im April 1164, als der Kaiser in Pavia weilte, starb

Victor IV. nach kurzer Krankheit in Lucca, und schon sechs Tage später wurde einer von seinen beiden Kardinälen, der Bischof von Crema, als Paschalis III. durch ein Konklave von Bischofen und Laien nach dem Rate Rainalds zum Papst ernannt, in Lucca geweiht und vom Kaiser anerkannt. Selbstverständlich wurde dadurch dem italischen Stadtebunde in Alexander III. ein neuer energischer Bundesgenosse gesichert, der durch seine geheimen Verbindungen selbst in Deutschland die kaiserliche Macht gefährdete. Konrad von Babenberg, der Erzbischof von Salzburg, und selbst Konrad von Wittelsbach, der Erzbischof von Mainz, traten nun offen zur päpstlichen Partei über. Der Abfall andrer Kirchenfürsten stand in Aussicht. Da schien es wichtiger, daß Friedrich heimkehre. Wohl brach er noch einmal in das Veroneser Gebiet ein, allein da er keinen Erfolg sehen und erwarten konnte, zog er sich bald wieder mit seinem kleinen Heere unmutig nach Pavia zurück. Nachdem er noch einen sardinischen Richter, Baresо von Arborea (August 1164), mit Sardinien belehnt hatte, um welches sich bisher Pisa und Genua, Papst und Kaiser gestritten hatten, und ihm erlaubt, den Königstitel zu führen, kehrte er nach Deutschland zurück, um hier womöglich neue Kampfgenossen zu gewinnen.

Die Würzburger Beschlüsse.

Im Auftrage des Kaisers begab sich Rainald im April 1165 nach Rouen und schloß mit König Heinrich II. von England ein gegen Alexander III. gerichtetes Bündnis, welches durch ein doppeltes Verlöbnis besiegelt wurde. Mathilde, die älteste Tochter des englischen Königs, sollte die Gemahlin Heinrichs des Löwen, und die jüngste englische Prinzessin die des einjährigen Kaisersohnes Heinrich werden. So wurde England aus dem Heerlager Alexanders in das Paschalis' III. und des Kaisers herübergezogen. Bald darauf entwarf auf einem Reichstage zu Würzburg (im Mai 1165), der freilich nicht sehr besucht war, der redegewandte Erzbischof das ideale Zukunftsbild einer Kaiserherrschaft über die ganze Christenheit, in der alle Bischöfe, auch der von Rom, dem Machtgebote des von der deutschen Nation erwählten Oberherrn unterthan sein sollten, und verlangte von allen Anwesenden, voran von dem Kaiser selbst, einen Eidschwur auf die Evangelien und Reliquien, daß sie nur Paschalis oder einen Erwählten seiner Partei als den einzig rechtmäßigen Papst ansähen; selbst der künftige Träger der deutschen Krone sollte vor seinem Regierungsantritt mit allen seinen Untergebenen diesen Eid leisten. Innerhalb sechs Wochen aber solle ganz Deutschland seine Lossagung von Alexander durch solchen Schwur bekräftigen und, wer ihn verweigere, ob Laie, ob Geistlicher, an Lehen und Gütern, an Würden und Ämtern, ja am Leibe gestraft werden. Viele geistliche und weltliche Große folgten dem Beispiele der Häupter, wenn auch nur mit Widerstreben oder gezwungen, andre mit allerlei Beschränkungen, denn sie waren sich der großen Tragweite dieses Schrittes wohl bewußt. An Stelle Konrads von Wittelsbach, welcher vom Kaiser mit der Acht belegt worden und nach Frankreich zu Alexander III. entflohen war, bestieg ein englischer Haudegen, der Propst Christian von Buche, den Stuhl des Mainzer Erzbistums als Primas der deutschen Kirche. Der Erzbischof von Salzburg aber wurde durch kaiserliches Kriegsvolk vertrieben und starb in der Verbannung.

Heiligsprechung Karls des Großen.

Diese Würzburger Beschlüsse bildeten in der That den schärfsten Gegensatz zu den Tagen von Canossa, und wenn es Friedrich gelang, sie zum Reichsgesetze zu erheben, so war damit die kaiserliche Machtherrschaft Karls des Großen wieder aufgerichtet, der Sieg der weltlichen Macht über die Kirche eine vollendete Thatsache. Um den Ideenkreis, in dem er sich bewegte, durch eine symbolische Handlung jedermann verständlich zu machen, ließ er am 29. Dezember in Aachen Karl den Großen durch den Erzbischof von Köln heilig sprechen.

Die erste Anregung zur Heiligsprechung Karls des Großen soll nach der Versicherung Friedrichs der englische König Heinrich II. gegeben, Papst Paschalis bereitwillig zugestimmt haben. Den antiken Marmorsarg mit den Gebeinen des großen Kaisers fand man nicht mehr an der Stelle, wo Otto III. ihn einst niedergesetzt hatte, sondern aus Furcht vor äußeren und inneren Feinden tief versteckt, nur „durch göttlichen Fingerzeig", wie man glaubte. Friedrich ließ die irdischen Überreste seines größten Vorgängers und Vorbildes „zu Ruhm und Ehre Jesu Christi, zur Kräftigung des Römischen Reichs, zum Heil seiner geliebten Gemahlin und seiner

Söhne Heinrich und Friedrich", wie die Urkunde besagt, in Gegenwart vieler Fürsten, Geistlichen und Laien unter Hymnen und Lobgesängen in ein goldenes Gefäß legen und dieses in einem hölzernen Schrein in der Mitte des Münsters niedersetzen, darüber aber den weltberühmten oktogonen Kronleuchter anbringen, der mit seinen Darstellungen und Inschriften als ein Abbild des himmlischen Jerusalems der Mutter des Herrn gewidmet wurde, deren Schutz der Kaiser sich selbst und seine Gemahlin durch eine Inschrift empfiehlt.

Die Gegenpäpste in Rom und Viterbo.

Unterdessen war in Rom eine überraschende Wandlung eingetreten: Senat und Volk, geschickt geleitet und beeinflußt durch den päpstlichen Vikar, Kardinal Johann, ergriffen für Alexander III. Partei, der, begleitet von dem verjagten Erzbischof Konrad von Mainz und von seinen Kardinälen, seinen Einzug in die ewige Stadt hielt, während der Gegenpapst Paschalis III., geschützt durch die gewaltige Faust des neuen Erzbischofs von Mainz, in Viterbo residierte. Christian, ein tapferer Krieger und zugleich ein trefflicher Diplomat, der die kaiserliche Sache ebenso geschickt mit der Feder wie mit feuriger Rede verteidigte und in sechs Sprachen zu reden verstand, wußte diesem ein Ansehen zu verleihen, welches dem Alexanders III. völlig die Wage hielt, so daß jener zufrieden sein mußte, vorerst in Rom unbehelligt zu bleiben.

Christian von Buche ist einer jener streitbaren, gewaltigen Recken des Mittelalters, der den eisernen Streitkolben mit derselben Gewandtheit handhabte, wie Feder und Wort. Tapfer in der Schlacht bis zur Tollkühnheit, dabei nach erkämpftem Siege oft hart bis zur Erbarmungslosigkeit, hat er von den italienischen Chronisten, nachdem er die Städte Tusciens erobert, den Beinamen „Uomo diabolico" erhalten. Vor Tusculum erschien er, den roten Mantel über der Schulter, dem Kriegsgotte gleich an Kraft und Furchtbarkeit. Neun Feinde fällte er in diesem Kampfe mit eigner Hand. Ein Zeitgenosse erzählt von ihm, wie er in einer gegen den Kaiser aufgestandenen lombardischen Stadt 38 der angesehensten Einwohner mit seiner Keule eigenhändig die Zähne eingeschlagen habe. Im Jahre 1183, als Papst Lucius III. den streitbaren Kirchenfürsten abermals gegen die Tusculaner zu Hilfe rief, trieb die bloße Erscheinung des gewaltigen Kriegsmannes die Feinde auseinander. Christian wurde in demselben Jahre eine Beute des Fiebers und fand in Tusculum sein Grab. „Einst der heftigste Bedränger des heiligen Stuhles, dann sein Verteidiger, nahm der Tapfere den Segen des Papstes mit sich in die Gruft." (Gregorovius.)

Friedrichs vierter Römerzug.

Um den Würzburger Beschlüssen auch in Italien Geltung zu verschaffen, unternahm Kaiser Friedrich im Spätherbst 1166 seinen vierten Römerzug. Alexander III. sollte aus Rom vertrieben, Paschalis III. an seine Stelle in St. Peter eingeführt, die kaiserliche Gewalt über die Kirche, wie über die städtischen Gemeinwesen fester denn je aufgerichtet werden. Das widerspenstige Ancona, das den Griechen seine Thore geöffnet hatte, wurde von dem Kaiser selbst belagert, während Erzbischof Rainald Etrurien und Latium durchzog und die Stadt Tusculum besetzte. Als die Römer zu Pfingsten 1167 den eben genannten Ort mit 30 000 Mann angriffen, bereitete ihnen Erzbischof Christian von Mainz am 29. Mai mit 500 deutschen Reitern und 800 Brabanzonen ein zweites Cannä. Der streitbare Kirchenfürst entfaltete selber die Kriegsfahne mit dem heiligen Michael und stimmte den alten deutschen Schlachtgesang an: „Christus, der du für uns geboren bist". Er stürmte mit dem Streitkolben den Seinigen voran, während zugleich Erzbischof Rainald mit einigen hundert Reitern einen Ausfall aus Tusculum unternahm, so daß die Feinde, überrascht und von zwei Seiten zugleich angegriffen, bald in Verwirrung gerieten und in wilder Flucht auseinander stoben. Kaum ein Drittel entkam nach Rom. Die Folge dieser Niederlage war der Fall Roms. Friedrich, von der Lage der Dinge in Kenntnis gesetzt, schloß mit dem belagerten Ancona eine Übereinkunft und eilte an den Tiber, wo sich ihm die Latinerstädte, die von dem römischen Drucke frei zu werden hofften, zugesellten. Am 22. Juli befanden sich die Kaiserlichen im Besitze des Monte Mario, und bald darauf gelangte ein großer Teil Roms in ihre Gewalt.

Erstürmung der Peterskirche

Nur von der befestigten Peterskirche aus unterhielten die Feinde einen lebhaften Widerstand. Acht Tage lang blieben alle Anstrengungen vergebens, denselben zu brechen. Die Marienkirche ging in Flammen auf, und rasch ergriff das Feuer auch die Peterskirche. Durch die Löscharbeiten von der Verteidigung abgelenkt, erlag nunmehr die tapfere Besatzung bald den verdoppelten Angriffen der Kaiserlichen. Die Thüren des Domes wurden unter der Führung Friedrichs von Rotenburg mit Äxten

eingeschlagen, die Deutschen drangen ins Innere und verwandelten die heilige Stätte in ein Schlachtfeld. Bald deckten ihren Fußboden Haufen erschlagener Feinde: der Widerstand war gebrochen, die noch übrigen Verteidiger ergaben sich. Am 1. August hielt Papst Paschalis seinen Einzug in St. Peter und krönte dort des Kaisers Gemahlin Beatrix. Weihrauch mischte sich in den Blutgeruch, der noch die Hallen der Kirche erfüllte; von den Türmen der Frangipani aber, die Alexander III. schützten, tönte der päpstliche Fluch herüber.

Die Pest.

Alexander III. floh nach Benevent, während in Rom und seinem ganzen Gebiet das Volk dem Kaiser den Eid der Treue leistete. Friedrich schien das höchste Ziel seines Lebens erreicht zu haben; das päpstliche Ansehen war gebrochen, der Papst nur der erste Diener des Kaisers. Da trat einer jener Schicksalsschläge ein, woran so oft

35. Kampfszene: Rüstung und Bewaffnung rheinischer Ritter gegen Ende des 12. Jahrhunderts.

Malerei aus dem „Hortus deliciarum" der Äbtissin Herrad von Landsperg (um 1170).

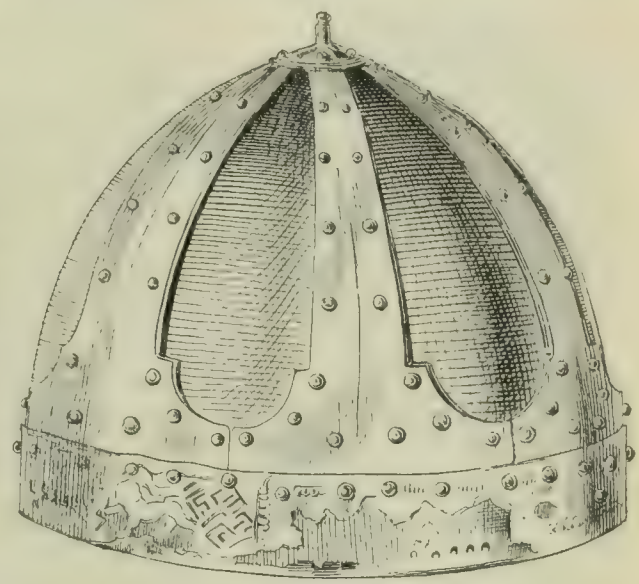
Die Ritter sind vollständig mit dem Panzer bedeckt, ohne daß darunter ein Wams oder dergleichen erscheint. Der Haubert endet im Gegensatz zu Abb. 20 in eine Art weiter Hosen. Die Beine sind vorn mit Panzer bedeckt, die mit Riemen über der Wade befestigt sind. Die Helme sind entweder spitz oder von einer hohen runden Form.

die kühnsten Pläne gewaltiger Herrscher im Augenblicke vor ihrer gehofften Verwirklichung scheitern. Ein pestartiges Sumpffieber brach unter dem deutschen Heere aus. Innerhalb weniger Wochen erlagen 20 000 Menschen der schrecklichen Seuche, darunter Rainald von Dassel und des Kaisers Neffe, Friedrich von Rotenburg. Mit dieser Heimsuchung erhob sich zugleich ein zweiter für den Kaiser noch schrecklicherer Gegner, der Aberglaube. Die Erinnerung an die entweihten Altäre und den päpstlichen Fluch ängstigte die Gewissen der Krieger so sehr, daß sich der Kaiser genötigt sah, mit dem Reste seines Heeres die Umgebung Roms zu verlassen. Krank und elend langte derselbe Mitte September in Pavia an.

Der Lombardische Städtebund.

Sofort erhoben sich die lombardischen Städte wie ein Mann. Schon im April 1166 hatten sich einige von ihnen zu gemeinsamer Verteidigung miteinander verbunden und sogar die Mailänder mit aufgenommen, als diese versprachen, nie mehr eine Herrschaft

über andre zu beanspruchen. Geschah dies auch ausdrücklich „unbeschadet der Treue gegen den Kaiser“ (salva imperatoris fidelitate), so verpflichtete man sich doch nur zu den vor Konrad III. üblichen Leistungen, verwarf also die roncalischen Beschlüsse und alle Forderungen des Kaisers. Mit Eifer unterstützte dieser Lombardische Städtebund die Mailänder beim Wiederaufbau ihrer Stadt, ihrer Mauern und Festungswerke; dann belagerte man Lodi, die kaiserlichste Stadt der ganzen Lombardei, bis es, ohne Hoffnung auf Entsatz durch den Kaiser, der damals vor Ancona stand, sich dem Bunde und damit zugleich Alexander III. anschloß. Seinem Beispiel folgten alsbald Piacenza und Parma. Als nun Friedrich mit den kläglichen Resten seines Heeres mühsam sich bis Pavia durchschlug — zweimal verlegte man ihm die Apenninpässe — da predigten die Cistercienser und die priesterlichen Anhänger Alexanders von allen Kanzeln von dem sichtbaren Gerichte Gottes, das über den Kaiser hereingebrochen sei. Er verlor den Mut nicht. Von Pavia aus kündigte er am 21. September den verbündeten Städten die Reichsacht an, außer Lodi und Cremona, die er noch zu gewinnen hoffte. Aber vergebens brach er in das Gebiet von Mailand ein, vergebens lagerte er vor Piacenza; immer mußte er zurückweichen, und fast unter seinen Augen vollzog sich die letzte große Befestigung des Städtebundes am 1. Dezember. Indem alle Einzelbünde, der Cremoneser und Veroneser, aufgegeben wurden, beschworen die Konsuln von 16 großen Städten zunächst auf 20 Jahre ein Schutz- und Trutzbündnis zur Wahrung ihrer Freiheiten. Die Sache Alexanders hatte gesiegt: Paschalis III. und Kaiser Rotbart (Barbarossa), wie die Italiener ihn nannten, zählten nur noch eine verschwindende Zahl von Anhängern, eine Stadt und zwei Grafen. Der italienische Boden wurde glühend unter Friedrichs Füßen. Es galt nicht mehr, die Herrschaft, nicht die Ehre zu retten, es galt das Leben. Selbst im Gebiet des treugebliebenen Markgrafen von Montferrat umzingelte ihn ein lombardisches Heer. Nur durch das Vorgeben, er wolle sich mit Alexander III. versöhnen, gewann er so viel Zeit, um nach Susa zu entfliehen. Allein auch hier verlangten die Einwohner stürmisch die Auslieferung der lombardischen Geiseln, die er noch mit sich führte, und bedrohten sein Leben. In der Tracht eines gemeinen Kriegers entkam er glücklich aus der Feste. Als die Mörder in sein Schlafgemach eindrangen und statt seiner den getreuen Kämmerer Hartmann von Siebeneich vorfanden, der seine Ähnlichkeit mit dem Kaiser benutzt und sich für denselben ausgegeben hatte, verschonten sie diesen um seiner Treue willen und gaben auch Beatrix und das Gefolge des Kaisers frei. Mit zerschlagenen Hoffnungen, ohne Heer, aber ungebeugten Sinnes kehrte Friedrich im März 1168 über Burgund nach Deutschland zurück. Die Lombarden aber begannen wenige Wochen später in der Po- und Tanaroebene den Bau einer festen Stadt, zu Ehren des Papstes Alessandria genannt, die sich binnen Jahresfrist mit 15000 tapferen Streitern füllte, welche bereit waren, für die Freiheit der Lombarden und die Macht des päpstlichen Hierarchen das Schwert zu führen.



36. Helm Heinrichs des Löwen.
In der Sammlung des Herzogs von Cumberland in Gmunden.

Heinrichs des Löwen Wendenzüge.

Obgleich Heinrich der Löwe bereits über zwei der mächtigsten Herzogtümer herrschte, ließ es der Kaiser zu, daß er durch Eroberungen im Norden und Osten innerhalb des Gebietes der Wenden seinen Besitzstand noch vermehrte. Nachdem er 1158 Lübeck seinem treuesten Vasallen, dem Grafen Adolf von Holstein, abgetrotzt hatte, zog er gegen den Abotritenfürsten Niklot, welcher in Rostock seinen Sitz hatte, und als dieser nach heftigen Kämpfen im Jahre 1160 gefallen war, gegen dessen Söhne Pribislaw und Wratislaw. Allein erst 1162 gelang es

ihm, den wohlbefestigten Hauptort Wörle mit Hilfe bisher nicht gekannter, kaum erst in Italien erprobter Sturm- und Belagerungsmaschinen zu erobern. Wratislaw geriet in Gefangenschaft, Pribislaw gelang es, in die sumpfigen Wälder der Umgegend zu entkommen. Dennoch war der Mut der Slawen keineswegs gebrochen. Unterstützt von den Pommern, erstürmte Pribislaw 1164 die Feste Mecklenburg sowie Malchow und andre feste Plätze, wobei an den Deutschen und den niederländischen Kolonisten schreckliche Rache genommen wurde. Sofort rief Heinrich seine sämtlichen Vasallen zu einem neuen Kriegszuge gegen das unbezähmbare Volk auf. Um diesem vor Augen zu führen, mit welcher barbarischen Strenge er zu verfahren gedenke, ließ er den gefangenen Wratislaw vor Malchow im Angesichte seiner Stammesgenossen hinrichten. Dennoch mußte Heinrich seine Siege über das halsstarrige Volk teuer erkaufen. Ein Überfall der Slawen bei Demmin brachte einem Vortrab der Sachsen beinahe völligen Untergang, wobei Graf Adolf von Schauenburg, sein treuester Waffengefährte, und Graf Reinhold von Dithmarschen den Heldentod starben. Dennoch gelang es den Sachsen, durch eine letzte Kraftanstrengung die Slawen zurückzuschlagen; als Heinrich mit der Hauptmacht bei Demmin anlangte, bedeckten schon 2000 feindliche Leichen das Schlachtfeld. Rachedürstend wandte er sich nun gegen die Slawenfeste Demmin, allein die Feinde steckten dieselbe in Brand und zogen sich über die Peene in das Innere des Landes zurück (1164).

Beide Teile waren des Kampfes müde geworden. Die Slawen zweifelten an dem Erfolge ihres Widerstandes, und Heinrich hielt es angesichts der bisherigen schweren Opfer für rätlich, sich mit dem Gewonnenen zu begnügen. Durch einen Vertrag wurde Pribislaw von Heinrich zu Gnaden angenommen und ihm sein Land als sächsisches Lehen zurückgegeben. Der Abotritenfürst nahm das Christentum an und stiftete später selbst ein Cistercienserkloster zu Doberan (1170). Die Stadt Schwerin aber gab Heinrich einem seiner Bundesgenossen, dem tapferen Grafen Gunzelin von Hagen, als Lehen, die Grafschaft Holstein dem Sohne des bei Demmin gefallenen Grafen Adolf von Schauenburg. Die unterworfenen Gebiete suchte Heinrich durch bürgerliche Einrichtungen und christliche Bildung zu sichern. Er siedelte Kolonisten aus Holland, Flandern, Westfalen und Sachsen an, befestigte zahlreiche Plätze, die bald zu ansehnlichen Städten und Sitzen einer bedeutenden Handelsthätigkeit emporwuchsen, und gründete Bistümer, über welche er das Investiturrecht ausübte. Ihre Missionsthätigkeit bahnte fortan dem Christentum und der deutschen Bildung die Wege. Der Bischofssitz aber wurde von Oldenburg nach Lübeck verlegt (1160), das sich durch mancherlei Privilegien bald zu einem der ersten Handelsplätze des Nordens emporschwang.

37. Das Barbarossasiegel der Stadt Gelnhausen.

Das Barbarossasiegel ist der Stadt Gelnhausen im Jahre 1170, als Friedrich Barbarossa dieselbe zur freien Reichsstadt erhob, verliehen worden. Es zeigt die Brustbilder des Kaisers und der Kaiserin an einem Doppelfenster der Kaiserburg zu Gelnhausen, wie beide sich den dortigen Bürgern zeigten; als diese den Kaiser baten, ihnen ein Siegel zu geben, soll er gesagt haben: „Nehmt, was ihr hier sehet."

Nur im Osten der Peene drang Waldemar I. von Dänemark vor, nachdem er Arkona auf Rügen erobert und aus dem Holze der Belagerungswerkzeuge die erste christliche Kirche erbaut hatte. Der Tempel des Gottes Swantowit lag seitdem in Trümmern. Einen Teil der Beute aber jagte ihm Heinrich doch ab.

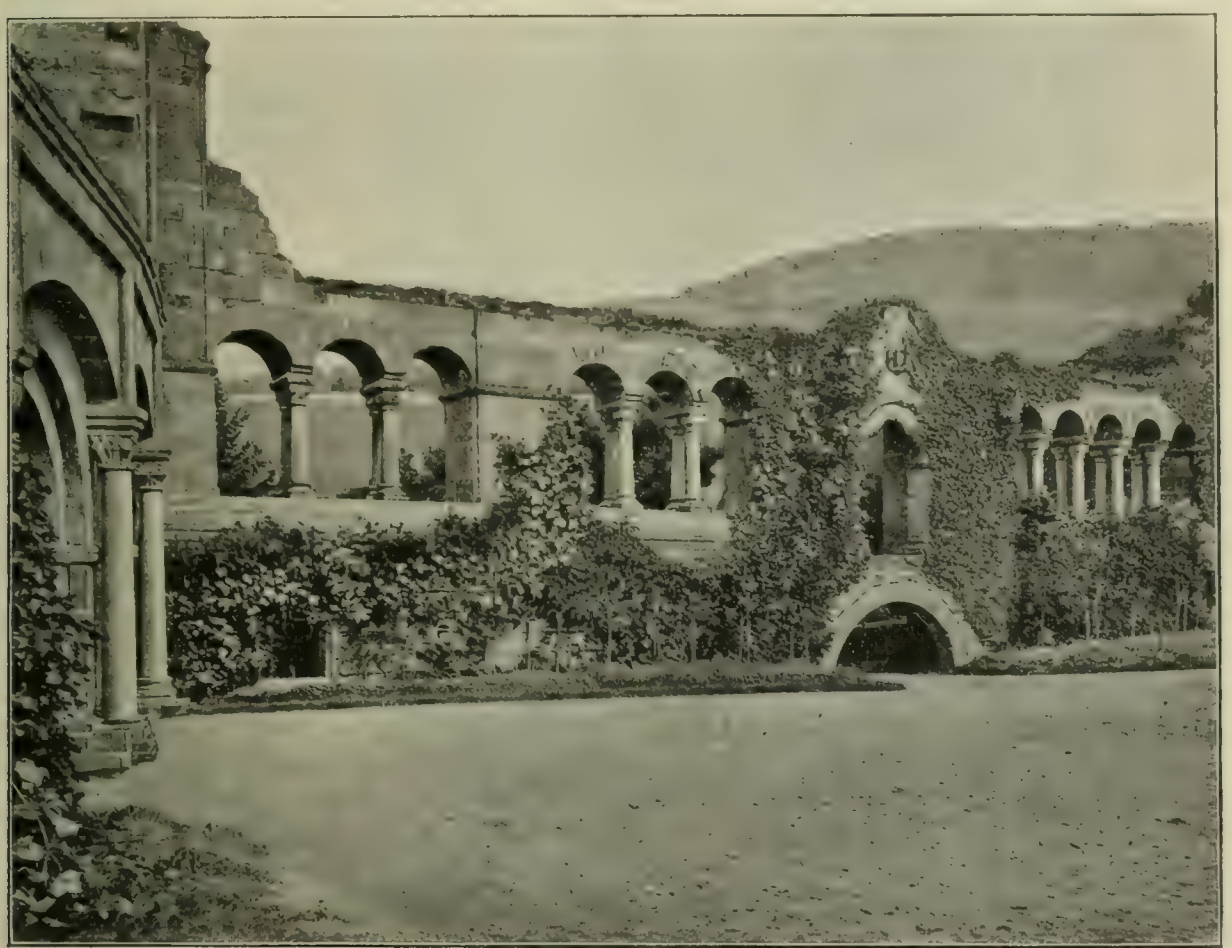
Friedrich vermehrt seine Hausmacht.

Friedrich erkannte bei seiner Heimkehr vor allem die Notwendigkeit, seine Hausmacht zu vergrößern, und gerade der unglückliche vierte Römerzug bot ihm dazu willkommene Gelegenheit. Durch den Tod des jungen Friedrich von Rotenburg fiel nicht nur dessen Herzogtum Schwaben in die Hand des Kaisers zurück, sondern auch viele Familiengüter in Schwaben, deren Eigentümer an der pestartigen Seuche in Italien verstorben waren, als eröffnete Lehen. Dazu kamen die reichen Erbgüter seines Oheims von Mutterseite. Welf VI., durch seinen Bruder Heinrich den Stolzen zugleich der Oheim Heinrichs des Löwen, hatte seinen einzigen Sohn Welf VII. ebenfalls an jenem grausamen Sumpffieber verloren und war nun kinderlos. Seitdem war er einzig darauf bedacht, den Schmerz und die Öde des einsamen Lebens durch verschwenderischen Prunk und schwelgerische Genüsse zu betäuben. Zur Erlangung der nötigen Geldmittel bot er zunächst seine reichen Güter dem künftigen Erben, Heinrich dem Löwen, an. Der aber nahm die Schenkung an, hielt jedoch die versprochenen Gelder zurück, und nun wandte sich jener an seinen Schwestersohn, den Kaiser, der ihm die Einkünfte der deutschen Besitzungen für seine Lebenszeit verschrieb, die italienischen, die sogenannte Mathildische Erbschaft, dagegen sofort in seine Hand nahm und ihm dafür reichliche Geldspenden zukommen ließ.

Diese Erwerbungen sowie die Erblichkeit der Kaiserkrone, welche Friedrich durch die Königskrönung seines fünfjährigen Sohnes Heinrich am 16. August 1169 zu Aachen

Macht Heinrichs des Löwen.

den Hohenstaufen gesichert glaubte, außerdem die Übertragung des ledigen Herzogtums Franken an seinen dritten Sohn Konrad, sowie die von Burgund und Arles an seinen vierten Sohn Otto, steigerten in noch höherem Grade die Eifersucht Heinrichs, der schon lange argwöhnisch die Vermehrung der kaiserlichen Macht wahrnahm. Auch er war durch seine Eroberungen unter den Wenden, in Holstein, Mecklenburg und Pommern so mächtig geworden, daß er eine unmittelbare Gewalt über die norddeutschen Bischöfe und Grafen in Anspruch nahm. In seinem Stolze soll er geäußert haben: „Von der Elbe bis an den Rhein, von dem Harz bis zur See ist mein." Gewaltthätig und herrisch von Natur, ließ er jeden unter seinem Zorne leiden, der sich seinen Machtgeboten nicht unbedingt fügte. Daher konnte es nicht wunder nehmen, wenn



38. Ruinen der Kaiserpfalz Friedrich Barbarossas in Gelnhausen (vollendet 1170). Nach Photographie.

sich viele der kleineren Fürsten gegen ihn verbanden. Auf Anregen des Erzkanzlers Rainald von Köln vereinigte sich Heinrichs Rivale Albrecht der Bär mit vielen Grafen, Rittern und Edlen aus Sachsen, Westfalen und der Kölner Gegend wider den gewaltthätigen Herzog (1166). Ein wilder, verwüstender Krieg entbrannte, der von beiden Seiten mit zügelloser Leidenschaftlichkeit geführt wurde. Der kriegstüchtige Heinrich, dem der Slawenfürst Pribislaw zur Seite stand, leistete seinen zahlreichen Feinden zähen Widerstand und ging schließlich siegreich aus der zweijährigen blutigen Fehde hervor, als es der Vermittelung und den ernsten Friedensmahnungen Friedrichs 1169 gelang, auf einem Reichstage zu Bamberg die Streitenden endlich wieder auszusöhnen. Nach dem Tode Albrechts des Bären (1170), der ihm in den slawischen Landen oft als Nebenbuhler und als Feind entgegengetreten war, erschien Heinrichs Macht so fest gegründet, daß er 1172 unbesorgt eine längst geplante Pilgerreise nach Jerusalem unternehmen konnte.

Paschalis III. hatte sich auch nach des Kaisers unglücklichem Rückzuge in Rom noch immer zu halten gewußt. Dennoch war die große Mehrheit der Christen des

Versöhnungsversuche.

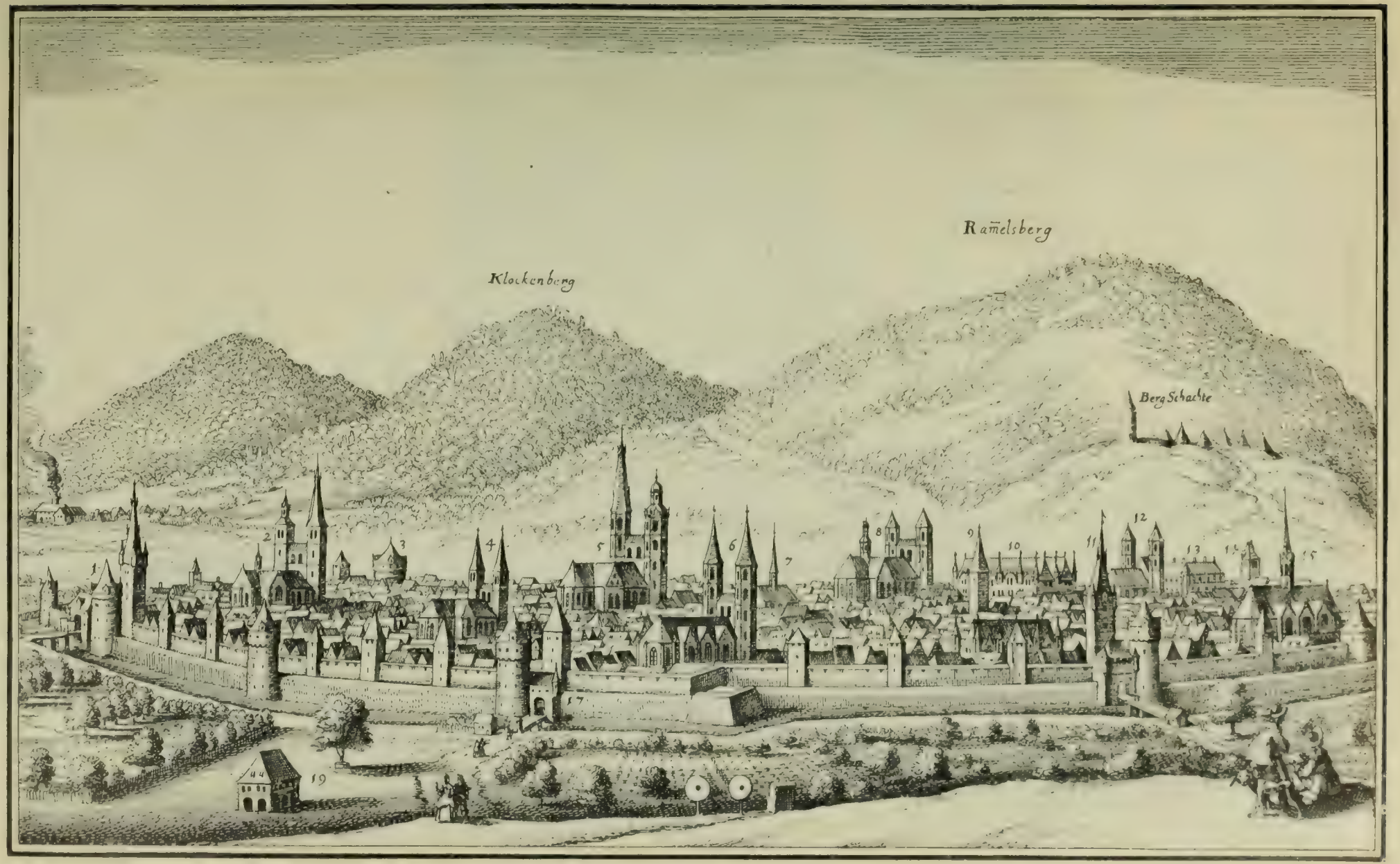
langen Schismas müde. Als der längst schon kranke Papst am 20. September 1168 in Rom verschied, war selbst der Kaiser einer Aussöhnung mit Alexander III. geneigt, wenn ihn die Könige Frankreichs und Englands in seinen Forderungen unterstützten. Allein die kaiserlichen Kardinäle und einige römische Große ließen ihm kaum zu solchen Schritten Zeit, da sie unverzüglich den Kardinalbischof von Albano als Calixtus III. auf den päpstlichen Stuhl erhoben. Kaiser Friedrich erkannte ihn zwar mit dem größten Teile der deutschen Geistlichkeit sofort an, benutzte aber trotzdem den Streit um das erledigte Erzbistum Salzburg, um mittelbar auch mit Alexander III. in Verhandlung zu treten (1170), der inzwischen seinen Wohnsitz aus Frankreich nach Benevent verlegt hatte und seinerseits ebenfalls durch die Leiden der Verbannung aus Italien milder gestimmt war. Allein bald zeigte sich, daß eine friedliche Einigung zwischen diesen beiden Männern nicht möglich war. Alexander III. verlangte den Einschluß der lombardischen Städte in den Friedensvertrag und unbedingte Anerkennung. Dagegen erklärte Friedrich durch den Bischof von Bamberg, sein Sohn möge immerhin Alexander als das Oberhaupt der Kirche betrachten und sich von einem seiner Anhänger krönen lassen, er selbst wolle überhaupt keinen Papst mehr anerkennen, „außer Petrus und denen, die im Himmel seien". So blieben sie denn getrennt; Alexander ermahnte die Langobarden, sich rechtzeitig zu rüsten, Friedrich schickte (1171) den kriegerischen Christian von Mainz, wenn auch mit geringen Streitkräften, voraus nach Italien. Dennoch erscheint es bemerkenswert, daß der Kaiser wenige Jahre später den nach einer bösen Zwischenherrschaft eines sehr ungeistlichen böhmischen Prinzen Adalbert einstimmig gewählten Erzbischof Heinrich in Salzburg bereitwillig mit den Regalien belehnte, obwohl er mit der gesamten Geistlichkeit des Erzstiftes zur Partei Alexanders gehörte (1174).

Fünfter Zug nach Italien 1174).

Christian von Mainz hatte es nicht zu hindern vermocht, daß in Oberitalien die letzten Getreuen, Städte und Grafen, des Kaisers Partei mit der des Städtebundes vertauschten. Dennoch benutzte er die Eifersucht der Venezianer auf den Handel Anconas, um im Bunde mit ihrer Flotte diese Stadt zu belagern; dieses wurde freilich noch zu rechter Zeit von ihrem Schutzherrn, dem byzantinischen Kaiser, entsetzt, aber immerhin war dadurch eine Bresche in den Lombardischen Städtebund gemacht, zu dem Venedig ebenfalls gehört hatte. Die Hauptaufgabe blieb dem Kaiser selbst vorbehalten, der im September 1174 von Basel aufbrach und seinen Weg wieder über Burgund und den Mont Cenis nahm. Allein gerade diesmal war sein Heer geringer als 1167. Es genügte wohl, um an Susa für den früheren Verrat Rache zu nehmen, indem man es in Brand steckte, und einige alte Anhänger zum Abfall vom Lombardischen Bunde zu ermutigen, wie den Markgrafen von Montferrat und die Stadt Pavia, aber vor Alessandria lagerte es den Winter über vergebens, bis das Bundesheer zum Entsatz herbeikam. Dennoch kam es nicht zum Kampfe, sondern unerwarteterweise zu Friedensverhandlungen. In Montebello vereinigte man sich im April 1175 dahin, daß die Forderungen des Kaisers und der Städte durch ein Schiedsgericht von sechs Männern geprüft und im äußersten Falle durch die Konsuln von Cremona bestimmt werden sollten. Auf Grund dieser Abmachung wurden beide Heere entlassen und den Lombarden — mit einziger Ausnahme von Alessandria — die erbetene Verzeihung gewährt. Allein trotz dieser unerhörten Nachgibigkeit des Kaisers, der sogar Alexander III. zur Teilnahme an den Friedensverhandlungen einlud und seine drei Kardinäle in Pavia mit höchsten Ehren empfing, war keine Einigkeit zu erzielen. Die Lombarden wollten weder den Bund, noch Alessandria, noch die unbedingte Anerkennung des Papstes aufgeben und griffen gegen ihr beschworenes Versprechen zu den Waffen. Friedrich mit geringem Gefolge und ohne Heer, wartete hinter den Mauern von Pavia auf Hilfe aus der Heimat.

Heinrichs Abfall.

Vergebens suchten aber seine Boten, die Erzbischöfe von Köln und Magdeburg, seinen mächtigen Vetter, Heinrich den Löwen, der schon seit 1161 unter allerlei Vorwand sich von den Zügen nach Italien fern gehalten und allein um die Vergrößerung der eignen Macht gekümmert hatte, zur Erfüllung seiner Lehnspflicht zu



39. Die Kaiserstadt Goslar im Mittelalter. Nach Merian.

1 Breites Thor. 2 S. Stephanikirche. 3 Der neue Zwinger. 4 S. Jacobikirche. 5 S. Cosmikirche. 6 Neue Werkskloster. 7 S. Thomaskirche. 8 Munsterkirche. 9 S. Ottilienturm 10 Altes Kaiserhaus. 11 Turm auf S. Vitithor. 12 Unsrer Lieb Frauenkirche. 13 Das neue Jesuiter Collegium. 14 S. Nicolaikirche und Thor. 15 Die Bruderkirche. 17 Rauschenthor. 19 Schützenhaus.

40. Heinrich der Löwe.

Steinbild auf seinem Grabmale im Dome zu Braunschweig.

Wahrscheinlich erst dem 13. Jahrhundert angehörend und daher kaum porträtähnlich. Heinrich ist Gründer des Domes, daher das Modell desselben in seiner Rechten. Das in der Scheide steckende Schwert ist mit dem Wehrgehänge umwunden.

bewegen. Heinrich von Sachsen und Bayern, der unentbehrlichste Genosse der kaiserlichen und kirchlichen Politik des Hohenstaufen, grollte Friedrich wegen der Krönung des jungen Königs Heinrich, sowie der Einziehung des welfischen Erbes in Italien und neigte seit seiner Vermählung mit einer englischen Prinzessin zur Politik seines Schwiegervaters, Heinrichs II., der sich zeitweise für Alexander III. erklärte. Er hielt die Stunde für gekommen und seine Streitmacht für groß genug, um mit seinem Oberlehnsherrn zu brechen, durch dessen unerhörte Gunst er sie erworben hatte. Ob er die reiche Kaiserstadt Goslar mit ihren Bergwerken als Preis für seine Hilfeleistung verlangt habe, was einer tiefen Demütigung des Kaisers gleichgekommen wäre (unwahrscheinlich ist es nicht), ist gleichgültig, zur Verweigerung der Heeresfolge war Heinrich trotzdem entschlossen. In seiner äußersten Bedrängnis lud der Kaiser den stolzen Herzog zu einer persönlichen Zusammenkunft ein in Chiavenna an der Splügenstraße (1176), deren Vorgang von den späteren Schriftstellern immer sagenhafter ausgeschmückt wurde. Daß Friedrich vor seinem Lehnsmanne bittend auf die Kniee gesunken sei, ist durchaus unwahrscheinlich (Giesebrechts Ansicht). Gewiß ist aber, daß Heinrich sein persönliches Erscheinen aus allerlei Gründen verweigerte und höchstens Geldmittel versprach.

Schlacht bei Legnano

So zogen denn aus Deutschland nicht mehr als 2000 dem Kaiser zu Hilfe, der im ganzen etwa über 4000 Mann verfügte, während die Lombarden behaupteten, 100 000 Streiter zu besitzen. Unter diesen Umständen war der Ausgang der Schlacht bei Legnano am 29. Mai 1176 selbstverständlich. So tapfer seine Reiter gegen die Vorhut der Feinde ankämpften, so geschickt jedes Ungeschick der Gegner benutzt wurde: als im Nahkampf mit dem mailändischen Fußvolke der deutsche Bannerträger fiel, der Kaiser selbst mit dem Rosse stürzte und nicht mehr zu sehen war, wurden seine tapferen Krieger von Schrecken ergriffen und flohen hinter die Mauern von Pavia. Das Lager, das Banner wurden von den Lombarden erobert und viele Gefangene

nach Mailand fortgeführt. Wenige Tage später klopfte Friedrich bei Nacht an ein Thor von Pavia, wo man bereits seinen Tod beklagt hatte. Er hatte sich als einer der Letzten vom Schlachtfelde auf verborgenen Pfaden zur Flucht gewandt.

Friedensschluß zu Venedig.

Obgleich Friedrich nicht dem militärischen Geschick oder der Feldherrnkunst, sondern allein der ungeheuren Überzahl erlegen war, so konnte es nicht fehlen, daß die Frommen in seiner Umgebung den Sieg der Lombarden zugleich als einen Sieg Gottes zu gunsten des rechtmäßigen Papstes Alexander betrachteten. Selbst Wichmann von Magdeburg und Philipp von Köln drangen in ihn, jetzt der Kirche den Frieden und dem Papsttum die Einheit wiederzugeben. Friedrich gab nach und entschloß sich, Calixtus III. fallen zu lassen. Dann wurden in Anagni, in Ferrara, zuletzt in

41. Palas der Burg Dankwarderode (Hofburg Heinrichs des Löwen).

Erbaut 1150—60 im romanischen Stile. Später wurde die Burg wiederholt durch Brand beschädigt und durch Anbauten entstellt, aber 1887—1891 unter Baurat Winter wiederhergestellt. Davor befindet sich der von Heinrich dem Löwen 1166 als Zeichen seiner Oberhoheit errichtete eherne Löwe.

Nach einer photographischen Aufnahme (Verlag von Gustav Störtz in Braunschweig).

Venedig endlose Verhandlungen (vom Oktober 1176 bis August 1177) gepflogen, die dem Kaiser für die schwere Demütigung, der er sich fügen mußte, schließlich einen willkommenen Sieg über die Lombarden verschafften. Während Alexander III. anfangs keinen andern Frieden eingehen wollte, als einen, in den auch die Lombarden und die Normannen Unteritaliens eingeschlossen wären, überzeugte er sich allmählich von der Unerfüllbarkeit ihrer Forderungen und zeigte sich bereit, mit dem Kaiser allein Frieden zu machen, wenn zugleich den Städten ein Waffenstillstand auf 6, Sizilien auf 15 Jahre versprochen werde. Auf dieser Grundlage kam dann endlich der Friede zustande. Der Kaiser bestätigte Alexander III. als rechtmäßig gewählten Oberherrn der Kirche, während jener sich verpflichtete, die von Friedrich und seinen Gegenpäpsten verfügten Besetzungen der Kirchenämter als gültig anzuerkennen, dem kaiserlichen Papst aber und seinen Kardinälen ehrenvolle Kirchenämter zu geben. Der Kaiser

verzichtete ferner auf seine Rechte in Rom und versprach, die Mathildischen Güter zurückzuerstatten, unter der Bedingung, daß ihm die Nutznießung derselben noch fünfzehn Jahre zustehen solle. Der frühere Erzbischof von Mainz, Konrad von Wittelsbach, sollte das Erzbistum Salzburg, der dermalige Inhaber, Heinrich von Berchtesgaden, das Bistum Brixen erhalten. Friedrich gab die Römer, die ihm in den letzten Kämpfen viel Anhänglichkeit bewiesen hatten, dem Papste preis, während dieser seinerseits die Lombarden ihrem Schicksale überließ.

Nachdem diese Beschlüsse beiderseits angenommen waren, wurde die Versöhnung von Kaiser und Papst durch einen feierlichen Akt öffentlich bekundet. Der Papst hob den Bann auf, der bisher auf Friedrich lastete, und gestattete dessen feierliche Einholung aus Chioggia nach Venedig. Prunkvoll ausgerüstete Galeeren, von einem dichten Gewimmel von Gondeln umgeben, holten den Kaiser am 24. Juli 1177 von dort ab und brachten ihn nach der Lagunenstadt. Auf den Stufen der Markuskathedrale erwartete ihn Alexander III. Der Kaiser legte seinen Mantel ab und küßte dem Oberhaupt der Kirche die Füße, der Papst aber zog ihn an die Brust und erteilte ihm Friedenskuß und Segen. Am folgenden Tage, dem Festtage des heiligen Jakobus, als der Papst aus der Sakristei in die Markuskirche trat, um die Messe zu lesen, empfing ihn der Kaiser ohne Mantel, ergriff seine rechte Hand und räumte mit einer Reitgerte für ihn und sein Gefolge den ganzen Chor. Nach dem Credo fiel er ihm zu Füßen und überreichte ihm ein großes Geldgeschenk. Am Schlusse des Hochamts aber, als der Papst den weißen Zelter bestieg, hielt der Kaiser ihm den Steigbügel und schickte sich an, den Zügel zu führen, allein der Papst nahm den Willen für die That und verabschiedete ihn mit seinem Segen. Am dritten Tage aßen, tranken und scherzten beide mit einander, im Palaste des Patriarchen unter vertraulichen Gesprächen, die durch Dolmetscher vermittelt wurden. Nach dem Hochamt führte der Kaiser des Papstes Roß eine Strecke lang am Steigbügel durch die dichtgedrängten Haufen des Volkes.

42. Die welfischen Lande zur Zeit Heinrichs des Löwen.
Nach Droysen.

Nach der Schlußsitzung des Kongresses von Venedig, am 14. August, schritt der heilige Vater abermals, den Kaiser zur Rechten, den Erzbischof Romoald, den Gesandten des sizilischen Normannenkönigs zur Linken, in die Markuskirche, ließ nach dem Hochamt allen Anwesenden Kerzen reichen und sprach über alle, die den Frieden brechen würden, die Exkommunikation aus. Als die Kerzen zu Boden geworfen und ausgelöscht wurden, rief der Kaiser selbst mit lauter Stimme: Fiat, fiat (So geschehe es)!

Heinrichs des Löwen Ächtung und Strafe.

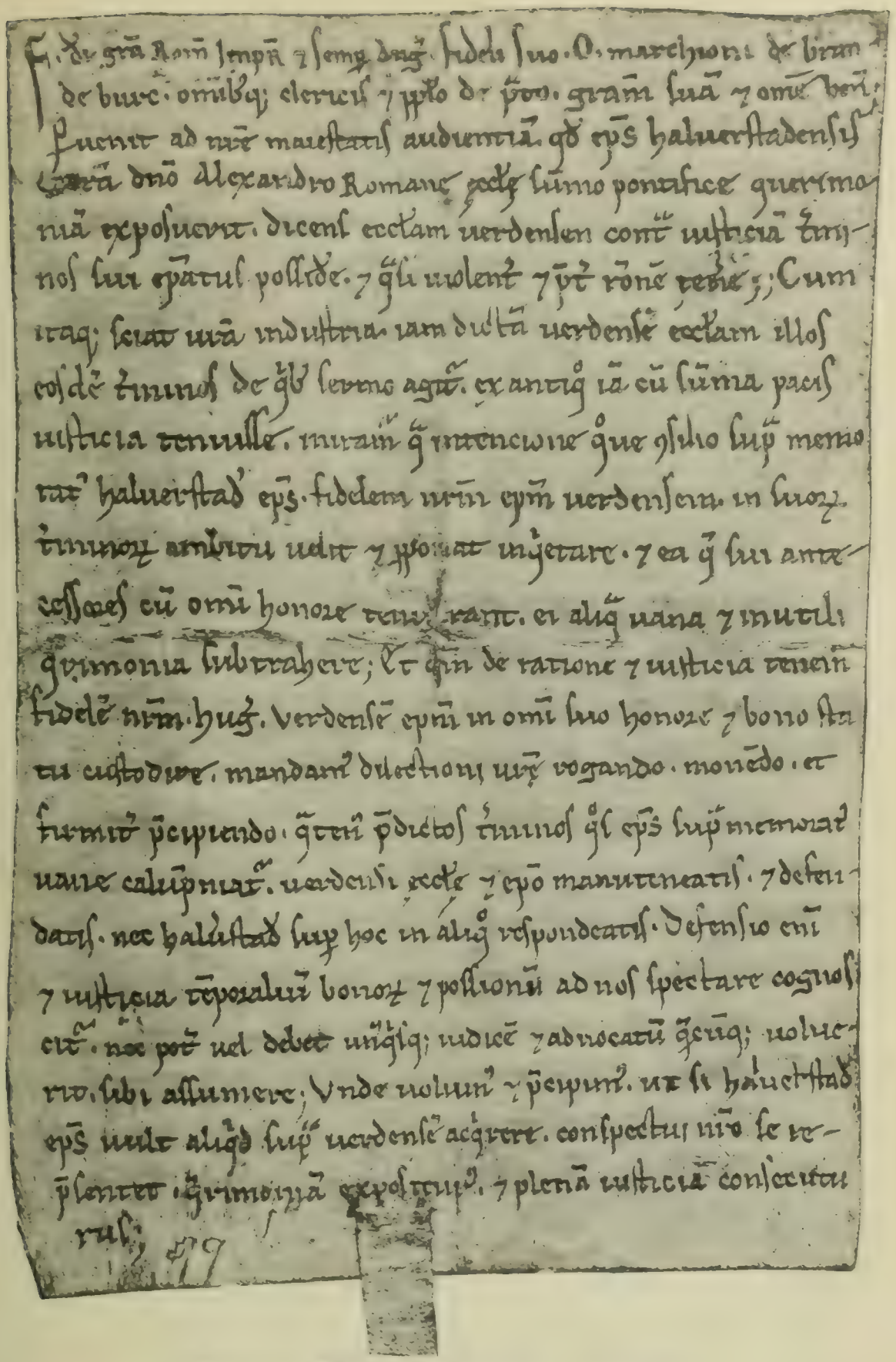
Diese vollkommene Aussöhnung des Kaisers mit dem Papste erschreckte niemand so sehr, als Herzog Heinrich, der im stolzen Gefühle seiner Macht und seiner nächsten Aufgabe, Christentum und Deutschtum im Slawenlande zu verbreiten, mit König Waldemar von Dänemark zusammen gegen die Pommern im Felde lag. Mußte er doch die Beschlüsse von Venedig schon wenige Wochen später im eignen Lande spüren. Bischof Ulrich von Halberstadt, welchen er vertrieben hatte, war durch die Abmachungen mit dem Papste wieder eingesetzt, hatte den schismatischen Bischof Gero verjagt und forderte nun von dem Löwen alle Lehen des Halberstädter Sprengels zurück, die der Herzog an sich gerissen hatte. Dann verjagte er alle von Gero eingesetzten Priester und erbaute an der Grenze seines Bistums eine feste Burg (Horneburg). Heinrichs Lehnsleute, welche dieselbe zu zerstören versuchten, wurden in einem blutigen Treffen zurückgedrängt, da Ulrich von Halberstadt inzwischen seine Macht durch ein Bündnis mit dem Erzbischof Wichmann von Magdeburg, mit Markgraf Otto von Meißen, mit dem Grafen Bernhard von Anhalt, endlich mit dem eben aus Italien zurückgekehrten Erzbischof Philipp von Köln ganz bedeutend verstärkt hatte. Da Friedrich I. noch von Italien aus — er verließ es erst im Juli 1178 — sich nicht

Urkunde Kaiser Friedrichs I. aus dem Jahre 1179.

Übersetzung.

Friedrich von Gottes Gnaden der Römer König und allezeit Mehrer (des Reichs) (wünscht) seinem Getreuen Otto, dem Markgrafen von Brandenburg, und allen Geistlichen und dem Volk von Wiese seine Gnade und alles Gute. Unsrer Majestät kam zu Gehör, daß der Bischof von Halberstadt vor Herrn Alexander, dem höchsten Priester der römischen Kirche, eine Klage angestellt hat, mit der Behauptung, daß die Verdener Kirche die Grenzen seines Bistums zu Unrecht besetze und gleichsam gewaltsam und grundlos festhalte. Da, wie Eure Sorgfalt weiß, die erwähnte Verdener Kirche die besagten Grenzen schon seit alters her in gerechtestem Frieden innehat, wundern Wir uns, in welcher Absicht und in welchem Plan der obenerwähnte Halberstädter Bischof Unsern getreuen Verdener Bischof im Gebiet seiner Grenzen zu stören beabsichtigt und sich vorgenommen hat, ihm das von seinen Vorgängern durchaus ehrenvoll Innegehaltene durch nichtige und unnütze Klage zu entziehen. Weil wir nach Recht und Gerechtigkeit unsern getreuen Hugo, den Bischof von Verden, in all seiner Ehre und gutem Stande zu beschützen verpflichtet sind, beauftragen Wir Euer Liebden mit Bitte, Ersuchen und festem Befehl, die besagten, von dem obenerwähnten Bischof zu Unrecht beanspruchten Grenzen für die Verdener Kirche und deren Bischof zu erhalten und zu verteidigen, dem Halberstädter dagegen darüber in keiner Weise Rede zu stehen. Denn man weiß, daß die Verteidigung und die Justiz weltlicher Güter und Besitzungen Uns gebührt, und daß niemand sich einen beliebigen Richter und Vogt nehmen kann oder darf. Darum wollen und befehlen Wir, daß der Halberstädter Bischof, wenn er vom Verdener etwas haben will, sich vor Unser Antlitz begebe, um seinen Anspruch darzuthun und volles Recht zu erlangen.

Heinri
des Lö
Ächtu
und St



Urkunde Kaiser Friedrichs I. aus 1179.

Faksimilenachbildung des Originalmandats im kgl. preuß. Staatsarchiv zu Hannover (nach Sybel, „Kaiserurkunden").

offen als Gegner des Herzogs bekannt, vielmehr den Bau jener Trutzburg untersagt hatte, so eilte der Herzog dem Heimkehrenden nach Speier entgegen und erhob persönlich Klage über seine Gegner. Friedrich verwies die Angelegenheit vor einen Fürstentag zu Worms im Januar 1179, allein hier erschienen wohl Heinrichs Gegner mit ihren Klagen, daß er den Landfrieden gebrochen habe, er selbst aber nicht. Nun erst erhob Dietrich von Landsberg auch die zweite Klage wegen Hochverrat. Der Kaiser gab eine Frist bis Johanni in Magdeburg: dasselbe Bild. Dennoch zeigte sich der Kaiser bereit, dem mächtigen Fürsten einen bequemen Weg zum Frieden zu bahnen. Auf einer persönlichen Zusammenkunft zwischen Magdeburg und Haldensleben verlangte er als Buße für die verweigerte Heeresfolge 5000 Pfund Silber (etwa 225000 Mark heute) und versprach dafür die Schlichtung des Streites mit den Gegnern. Da Heinrich diese Summe zu hoch fand und obwohl zum drittenmal geladen, wie das mittelalterliche Recht es verlangte, wieder nicht erschien, erklärten ihn die auf dem Reichstag zu Kayna (bei Goslar) versammelten Fürsten im August 1179 wegen Landfriedensbruches in die Acht und zugleich wegen Hochverrates, da er auf des Kaisers Vorladung nicht erschienen war, für würdig, aller Lehen entkleidet zu werden, baten aber selbst

43. „Swertleite." Nach einer im Britischen Museum zu London befindlichen Handschrift des 13. Jahrhunderts.

Die Aufnahme in den Ritterstand erfolgte in Deutschland ursprünglich nicht durch den Ritterschlag, sondern durch die Wehrhaftmachung, die sogenannte „Schwertleite". Diese vollzieht auf unserm Bilde der König, indem er dem Jüngling das Schwert umgurtet, während zwei Knappen ihm die Sporen anlegen. Der andre Jüngling wird erst mit dem bis auf die Füße reichenden Rocke bekleidet Brünne, Schild und Speer werden bereit gehalten. (Zu S. 88.)

noch um einen Aufschub. Da Heinrich auch der vierten Ladung nach Würzburg im Januar 1180 nicht Folge leistete, sondern inzwischen den Bischof Ulrich überfiel und gefangen nahm, Halberstadt niederbrannte und in das Erzbistum Magdeburg selbst die heidnischen Slawen herüberlockte, die Jüterbogk plünderten und niederbrannten, so wurde er nun auf Grund der Ächtung wegen seiner fortgesetzten Feindseligkeiten und vor allem wegen „des erwiesenen Hochverrates" für verlustig aller Lehen erklärt. Zu Gelnhausen wurden im April 1180 seine Lande verteilt. Westfalen erhielt der Erzbischof Philipp von Köln, und die Bistümer Magdeburg, Paderborn, Bremen, Verden und Hildesheim zogen ihre dem Löwen überwiesenen Lehen wieder an sich. Der Askanier Bernhard von Anhalt, Sohn Albrechts des Bären und Erbe des Landes um Wittenberg, wurde Herzog von Sachsen; die bayrische Herzogswürde erhielt Otto von Wittelsbach, aber Steiermark wurde zum unabhängigen Herzogtum erhoben. Dieses und andre Gebiete in Oberdeutschland erhielten die Grafen von Andechs; die Bistümer zogen auch hier ihre Lehen ein und wurden meistens reichsunmittelbar.

Heinrichs des Löwen letzter Widerstand.

So schnell ergab der Löwe sich freilich nicht. Wenn er auch Bayern nicht retten konnte, so wollte er doch Sachsen behalten. Die Thüringer und Ostsachsen schlug er im Mai bei Weißensee, den Grafen Adolf III., der zum Kaiser hielt,

verjagte er aus Holstein. Als aber Friedrich selbst an der Spitze eines Heeres heranzog, da fielen auch die treuesten Vasallen, Städte und Burgen vom Herzoge ab, „wie dürres Herbstlaub". Der Kölner Erzbischof schloß Braunschweig, der Askanier Bernhard Lüneburg ein, der Kaiser selbst lag vor Lübeck. Da der Herzog, der sich noch in Stade hielt, den Boten der reichen Handelsstadt erklärte, er vermöge ihr keine Hilfe zu bringen, öffnete sie die Thore. Friedrich hielt nun einen glanzvollen Einzug, machte Lübeck zur Reichsstadt, bestätigte ihre Privilegien und empfing die Huldigung des Königs Waldemar von Dänemark und der Herzöge Bogislaw und Kasimir von Pommern. Als bald darauf auch Stade kapitulierte, bat Heinrich den Kaiser um eine persönliche Zusammenkunft. Friedrich versagte diese jedoch und verwies ihn vor einen Fürstentag in Erfurt. Dort erschien der stolze Löwe am 27. November 1181, warf sich dem Kaiser zu Füßen und flehte um Gnade. Friedrich verleugnete auch hier seine edle Natur nicht. Er hob den tief Gedemütigten zu sich empor und gab ihm unter Thränen den Friedenskuß. In den Wiederbesitz

44. Turnier zur Zeit Kaiser Friedrichs I.
Malerei im „Hortus deliciarum" der Äbtissin Herrad von Landsperg.
Bezüglich der Tracht vergleiche zu Abb. 20.

seiner Herzogtümer aber konnte er den Geächteten nicht mehr einsetzen, da sie vergeben waren und Friedrich durch einen Eid an den Beschluß der Fürsten gebunden war. Nur Braunschweig und Lüneburg durfte Heinrich behalten. Die Reichsversammlung aber legte ihm die Strafe einer zunächst dreijährigen Verbannung auf, in welcher er verbleiben sollte, bis ihn der Kaiser zurückrufen werde. Heinrich begab sich, begleitet von seiner Gemahlin Mathilde und seinen Söhnen Heinrich und Otto, mit fürstlichem Gefolge im Jahre 1182 nach der Normandie und lebte, besserer Zeiten gewärtig, am Hofe seines Schwiegervaters Heinrichs II. und auf dessen Kosten in aller Pracht eines stolzen Machthabers.

Als der anfangs tief gebeugte Herzog mit Weib und Kind sein Land verließ, kam er eines Abends vor seiner Stadt Bardewiek an, um dort zu übernachten. Aber die Bürger, welche ihm grollten, weil er Lübeck auf ihre Kosten begünstigt hatte, verwehrten ihm den Eingang, ja sie schmähten und verhöhnten den jetzt Machtlosen, vor dem sie einst gezittert hatten, von ihren Mauern herab. Empört darüber, schwor Heinrich, einst an der Stadt Rache zu nehmen, und — er hat sie genommen, wenn auch erst sieben Jahre später.

Die Dänen im Wendenlande.

Mit der Zertrümmerung der stolzen Welfenmacht im Norden Deutschlands war aber zugleich der Ausbreitung der deutschen Herrschaft an der slawischen Ostseeküste ein Ziel gesetzt. Als die pommerschen und mecklenburgischen Fürsten 1184 den Versuch

machten, die Dänen aus Rügen zu vertreiben, erlitt ihre Flotte in der Greifswalder Bucht eine schwere Niederlage; Bogislaw von Pommern, Niklot von Rostock und Heinrich Borwin von Mecklenburg mußten sogar ihre eignen Länder später von Waldemars I. Sohn, Kanut VI., zu Lehen nehmen, der sich seitdem „König der Dänen und Wenden" nannte.

Auch der Papst handelte großmütig an seinem Gegner. Als Calixtus III. sein Versteck zu Monte Albano verließ, sich vor ihm auf die Kniee niederwarf und sich schuldig bekannte (29. August 1178), zog ihn Alexander an seinen Tisch und behandelte ihn als seinen Gast. (Daß er ihn zum Erzbischof von Benevent gemacht habe, ist eine Mythe.) Trotzdem brachte die Familie des ersten Gegenpapstes, Victor IV., in Rom im September 1179 die Wahl eines vierten Gegenpapstes unter dem Namen Innocenz III. zustande und hat für ihn gegen Alexander mit Raub und Plünderung

Alexanders III. Tod.

45. Fürstliche Tafelgesellschaft zur Zeit Kaiser Friedrichs I.

Malerei im „Hortus deliciarum" der Äbtissin Herrad von Landsperg.

Der König trägt Krone und goldgestickten Mantel; von seinen beiden Tafelgenossen hat der eine, der barhaupt ist, ebenfalls den Mantel über der Tunika, der andre mit der Mütze ist bloß mit der Tunika bekleidet. Die nur einseitig besetzte Tafel ist gedeckt; das mit schöner Borte verzierte Tischtuch hangt tief herab und ist nicht bloß an den Ecken, sondern auch dazwischen zusammengenommen und in Falten gesteckt. Von Eßzeug sieht man nur Messer, keine Gabeln und keine Löffel, auch keine Teller; das Gericht (Fisch) ist in mit Untersätzen versehenen Schüsseln aufgetragen; man nahm alle festen Speisen einfach mit der Hand. Auf dem Tische liegen ferner noch eine Art Bretzeln und Stücken Brot.

gekämpft. Allein durch Verrat und Geld brachte dieser auch den letzten Gegner in seine Gewalt und sperrte ihn in dem Kloster La Cava (bei Pompeji) ein (Januar 1180). Rom selbst aber, wo die Faktionen einander bekämpften, verschloß ihm die Thore. Der große Hierarch, dem es geglückt war, einen der gewaltigsten Kaiser auf die Kniee zu zwingen und vier Gegenpäpste zu überwinden, starb am 30. August 1181 als Flüchtling in Civita Castellana. Seine Leiche wurde in Rom mit Steinen und Kot beworfen. Mühsam erbettelten die Kardinäle seine Beisetzung im Lateran. Zum Nachfolger wählte man Lucius III.

Des Kaisers Sieg über die Städte der Lombardei war doch nur ein halber. Der am 25. Juni 1183 zu Konstanz geschlossene Friede setzte die Hoheitsrechte des Reiches fest und überließ den Städten, welchen Freibriefe ausgestellt wurden, die selbständige Anordnung ihrer inneren Angelegenheiten. Die Konsuln sollten frei von der Bürgerschaft gewählt werden, hatten aber um die kaiserliche Investitur nachzu-

Friede zu Konstanz.

suchen und wie alle Stadtobrigkeiten dem Kaiser den Eid der Treue zu leisten. Die niedere Gerichtsbarkeit übten die Städte selbst aus, die hohe Gerichtsbarkeit und der Blutbann blieben dem Kaiser vorbehalten. Auch mußten sich die Städte verpflichten, zu den Heerfahrten nach Rom die übliche Beisteuer, das Fodrum, zu leisten. Die Regalien sollten ihnen nur innerhalb der Mauern zu eigen sein. Die gesamte Landschaft stand unter einem kaiserlichen Bevollmächtigten, einem Bischof oder Ministerialen, der den Kaiser vertrat. Andre Bischöfe und Ministerialen saßen in den Reichsburgen und bewachten die Zugänge zu den Alpenstraßen. Endlich mußte der reiche Städtebund für diesen Frieden, der ihm seine Freiheiten bis auf einen geringen Rest verkümmerte, noch 15000 Pfund Silber (heute etwa 1350000 Mark) zahlen. So hatte der Kaiser aus der Niederlage bei Legnano und dem Kniefall zu Venedig schließlich einen scheinbaren Zuwachs an Macht gewonnen.

Das Mainzer Fest (1184).

Um diesem Wiedergewinn des Friedens und der Macht einen würdigen Ausdruck zu geben, beschloß Friedrich, zu Pfingsten 1184 die Wehrhaftmachung (Swertleite) seiner beiden ältesten Söhne, des Königs Heinrich und Friedrichs von Schwaben, in besonders großartiger Weise zu feiern und zwar in Mainz, dessen erzbischöflichen Stuhl nach dem Tode Christians von Buche Konrad von Wittelsbach bestiegen hatte.

In prachtvollen Aufzügen erschienen die Fürsten und Edlen. Als der Erzbischof von Mainz heranritt, folgten ihm in strahlenden Helmen und Panzern 1000 Ritter. Mit dem Herzog von Böhmen erschienen deren 2000, dem Erzbischof von Köln folgten 1500, dem Rheinpfalzgrafen über 1000, eben so viele dem Landgrafen von Thüringen; dem Herzog von Sachsen 700, dem Herzog von Österreich und dem Abt von Fulda je 500. Am heiligen Pfingstfest zogen Kaiser und Kaiserin, die Krone auf den Häuptern, nach dem Dome zum Hochamt. Heinrich, der älteste Sohn, trug die deutsche Königskrone. Am folgenden Tage fand der feierliche Ritterschlag Heinrichs und Friedrichs statt. Der Kaiser selbst gürtete Heinrich das Schwert um, Ritter legten ihm die Sporen an; Gott und den Heiligen ward sein Schwert geweiht (vgl. Abb. 43 auf S. 85).

Das Mainzer Ritterfest war das glänzendste seiner Art, welches Deutschland jemals gesehen, und noch viele Jahrhunderte danach feierten es die Dichter. Nicht nur aus allen Teilen des Deutschen Reiches, sondern auch aus den Nachbarreichen Frankreich, England und Italien kamen Ritter, Fürsten und Herren dorthin. 70000 Ritter und unzählbares fahrendes Volk von Gauklern, Spielleuten und Sängern war zusammengeströmt. Ein prachtvolles Lager, eine zweite schöne Stadt, erhob sich auf den Mainz umgebenden Höhen. Unübersehbare Vorräte waren aus der reichen Umgebung herbeigeschafft worden; Wein und Lebensmittel in Fülle. Den Höhepunkt des dreitägigen Festes bildeten zwei großartige Turniere, in denen der Kaiser selbst mit seinen Söhnen um den Preis des Rittertums rang. Heinrich der Löwe aber, der unter dem Schutze des Erzbischofs erschienen war, um die Heimkehr zu erbitten, mußte ungetröstet wieder nach England zurückkehren.

Vermählung Heinrichs (VI.) mit Konstanze von Sizilien.

Bald nach dem Mainzer Feste zog Friedrich zum sechstenmal über die Alpen, aber diesmal nicht von einem Heere, sondern nur von einem auserlesenen Gefolge begleitet. Seine Absicht war allein, Konstanze, die Tochter König Rogers II. von Sizilien, die Tante und Erbin des kinderlosen Normannenfürsten Wilhelm II., mit seinem Sohne Heinrich zu vermählen und dadurch das aufblühende Normannenreich an sein Haus zu bringen. Die Vermählung wurde nach großartigen Vorbereitungen am 27. Januar 1186 in Mailand gefeiert und bekam dadurch einen hochpolitischen Charakter, daß Heinrich zugleich durch den Erzbischof von Aquileja als König von Italien und als Cäsar, d. h. als Nachfolger des Kaisers gekrönt wurde. Dadurch erschien der Bund zwischen Deutschland und Italien für immer befestigt, und Barbarossa empfing die begeisterten Huldigungen der lombardischen Bevölkerung. Nur Papst Lucius III. und sein Nachfolger Urban III. blickten auf diese Verbindung mit Verdruß und Unmut. Der Streit zwischen Kaiser und Papst drohte von neuem auszubrechen; denn Urban III. glaubte seine Macht gefährdet, wenn er sich im Süden und Norden zwischen hohenstaufischen Besitzungen eingeschlossen sah.

Saladin erobert Jerusalem. Aufruf zum Kreuzzug.

Schon hatte er in dem großmachtssüchtigen Erzbischof Philipp von Köln und zwölf andern Bischöfen Bundesgenossen gewonnen, schon hielt er den Bannstrahl bereit, um ihn nochmals auf des Kaisers Haupt niederfallen zu lassen, als die Kunde erscholl, der Türkensultan Saladin habe Jerusalem erobert. Die gesamte Christenheit wurde mit Schrecken und Bestürzung erfüllt. Auf den leidenschaftlich aufgeregten

Papst aber machte die Nachricht einen so niederschmetternden Eindruck, daß er unmittelbar darauf, am 20. Oktober 1187, urplötzlich in Ferrara starb. Damit war zugleich dem Streite zwischen ihm und dem Kaiser vorgebeugt; auch Philipp von Köln gewann nun durch demütige Bitte zu Mainz im März 1188 die Gnade, aber nie die Freundschaft des Kaisers wieder. Der Ruf nach einem Kreuzzug zur Wiedereroberung Jerusalems ließ alle andern Streitfragen verstummen. Schon kam aus Frankreich die unerwartete Kunde, daß die ewig hadernden Könige, Philipp II. und der von England, Heinrich II., dem Kampf ein Ende gemacht und das Kreuz genommen hätten. Selbst der Papst, Clemens III., erklärte sich bereit, den jungen König Heinrich und seine Gemahlin schon jetzt mit der Kaiserkrone zu schmücken, was Urban III. hartnäckig versagt hatte. Dennoch kam es noch nicht dazu, da Heinrich, mit der vollen Regierungsgewalt bekleidet, in Deutschland zurückbleiben sollte. Schon um Heinrichs des Löwen willen war diese Vorsicht geboten. Als Kaiser Friedrich ihm im Juli 1188 die Wahl stellte, ob er den Kreuzzug mitmachen oder wieder auf drei Jahre in die Verbannung gehen wollte, zog Heinrich die letztere vor und segelte im Frühjahr 1189 nach England hinüber, dessen junger König, Richard Löwenherz, sich ebenfalls zum Kreuzzuge rüstete, während Tausende von deutschen Rittern sich in Regensburg um Kaiser Friedrich scharten.

Den Kaiser scheint zumeist das Vorbild Alexanders, wie diesen das Achills zur Nachahmung bewegt zu haben. Als er sich einst inmitten seiner italienischen Fehden die Thaten Alexanders des Großen vorlesen ließ, soll er (nach Sybel) ausgerufen haben: „Glückseliger Alexander, der du Italien nicht gekannt hast; glückselig ich selbst, wenn ich nach Asien gekommen wäre."

Der dritte Kreuzzug.

Die Zustände in Palästina.

Der fromme Sinn der ersten Kolonisten im heiligen Lande war gar zu schnell dem erschlaffenden Einfluß asiatischer Lüste erlegen. Templer und Johanniter, Geistliche und Mönche ergaben sich der Geldgier und Sinnenlust, während der gewaltige Nur-eddin im Besitze von Edessa und Damaskus (s. S. 59) das junge Königreich mit eisernen Armen umklammerte. Dennoch wandte sich Balduin III. (1143—62) nur gegen das ohnmächtige Fatimidenreich in Ägypten und verwüstete dies bis zum Nil hin. Die Folge war, daß der schwache Sultan, die alte Eifersucht überwindend, den Herrscher von Syrien zu Hilfe rief, der wiederholentlich den christlichen Streitkräften empfindliche Niederlagen beibrachte. Auch Amalrich (1162—73), der Bruder Balduins, ein wohlbeleibter, ernsthafter, stotternder Herr mit großem Eifer für Länder- und Völkerkunde, für juristische und theologische Untersuchungen und mit noch stärkerer Neigung für sinnliches Wohlleben, für Geld und Geldeswert, erbitterte die Ägypter durch Plünderungszüge so sehr, daß sie bei Nur-eddin Hilfe suchten. Der schickte ihnen seinen besten Offizier, den Kurden Schirkuh, dessen kecke Willkür dem schwachen Sultan aber noch weniger behagte als die Habsucht Amalrichs. Durch einen Jahrestribut von 100000 Goldstücken erkaufte er sich dessen Hilfe wieder, und in kurzem gelang es dem König von Jerusalem, die kleine Schar Schirkuhs zu vertreiben und durch eine starke Besatzung in Kairo Ägypten fast in eine Provinz zu verwandeln. Der Gewinn für das christliche Königreich im Orient war unermeßlich, wenn er richtig benutzt wurde. Allein Amalrich trieb durch erneute Gelderpressungen und Brandschatzungen den Wesir des Sultans zum nochmaligen Wechsel seiner Politik. Schirkuh erschien diesmal mit unerhörter Schnelligkeit an der Spitze von 8000 Reitern in Kairo, das Amalrich für immer räumen mußte. Dann wurde Schirkuh von dem willenlosen Kalifen zum Wesir ernannt, der vorige als Verräter gefangen gesetzt und hingerichtet, und, als er selbst wenige Wochen später starb, 1168 sein Neffe Saladin, der Sohn Ejubs aus Damaskus, an seine Stelle befördert. Mit gewaltiger Hand warf dieser junge Feldherr alle Aufstände in Ägypten nieder und beseitigte 1171 auch den Kalifen, der sich seiner zu entledigen suchte, und damit die gesamte 200 Jahre bestehende Fatimidendynastie.

2. Saladin.

46. Karte von Syrien zur Zeit der Kreuzzüge. Nach Droysen.

„Saladin stand damals (so schildert ihn von Sybel) in der Blüte der ernsten frischesten Jugend und hatte noch wenige Proben von politischem und militärischem Talent gegeben. Er hatte früher in den Gärten von Damaskus in wissenschaftlichen Studien und geselligen Freuden gelebt und war nur mit Widerwillen jenem Oheim nach Ägypten gefolgt. „Mir war elend zu Mute", sagte er später, „als würde ich zum Tode geführt." Er suchte das Glück nicht: das Glück ging ihm nach. Einmal aber im Gange, zeigte er sich energisch und feurig; sein Geist entwickelte sich mit freiem und großem Schwunge; aus einer heiteren, genußfreudigen Natur wuchs hier mit jeder Aufgabe und jeder Gefahr die überströmende Fähigkeit zum Herrschen und Siegen hervor. Er hatte nichts von der etwas pedantischen Weise Nur eddins: er liebte es, heitere Gesichter um sich zu sehen und seine äußere Würde im persönlichen Verkehre fallen zu lassen, weil er sicher war, in jedem Augenblicke wieder als hinreißender Führer hervortreten zu können. Er war kein so strenger Richter wie Nur-eddin, nicht gegen andre und nicht gegen sich selbst; oft verfuhr er nachsichtig, oft mit launisch harter Willkür, war aber nachher bereit, sein Unrecht mit freiem Bekenntnis einzugestehen und mit vollen Händen zu vergüten. Alles war an ihm liebenswürdiger, offener, unbefangener als an Nur-eddin; er gehörte zu jenen Naturen großen Stiles, die aus einer reichen Fülle des Genies heraus halb unbewußt die Herrschaft über die Völker ergreifen, und dann auch kein andres Maß und keine andre Schranke kennen, als ihre persönliche Kraft. Sie schreiten in jedem Sinne über das Gewöhnliche hinaus, sie verletzen alle Regeln und nicht selten auch die nächsten Pflichten; sie haben das Bewußtsein ihrer Stärke und mit der Fähigkeit auch den unendlichen Drang, sie geltend zu machen und zur Macht zu bringen."

Saladin selbständiger Sultan von Ägypten und Syrien.

Daß Schirkuh einst als Vasall Nur-eddins nach Ägypten geschickt war, darum kümmerte sich der Neffe noch weniger als der Oheim. Dem immer wiederholten Auftrage, das Königreich Jerusalem anzugreifen, setzte er immer wiederholte Einwände

entgegen; ihm war das Christenland eine willkommene Schranke, die ihn von seinem Oberherrn trennte; dagegen bemächtigte er sich Nubiens und eines Teils von Arabien. Eben stand Nur-eddin im Begriff, den unbotmäßigen Emporkömmling mit den Waffen zu zwingen, da ereilte ihn der Tod. Sofort trat nun Saladin drohend und schützend für den jungen Ismael auf, den minderjährigen Sohn „seines Herrn und Wohlthäters". Da dieser aber viel mehr Selbständigkeit und Thatkraft bewies, als Saladin lieb war, so scheute er sich keinen Augenblick, ihn zu verlassen, sich Sultan von Ägypten zu nennen und Damaskus zu erobern. Als Ismael 1181 während dieser Kämpfe starb, durchzog er alle syrischen Emirate und war nach drei Jahren Alleinherr vom Tigris bis zum Wüstensande Afrikas. Nur das fremde Königreich Jerusalem lag ihm jetzt trennend im Wege und hemmte ihm den Verkehr. Es war reif zum Untergange.

Schlacht bei Hattin (1187)

Da der einzige Sohn Amalrichs, Balduin IV. (1174—1185), an einer aussatzartigen Krankheit daniederlag, sein Nachfolger aber, Balduin V. von Montferrat, der Sohn seiner Schwester Sibylla, schon ein Jahr nach ihm starb, so geriet das Reich in die Hand ihres zweiten Gemahls, des Grafen Guido von Lusignan (1186) eines gascognischen Haudegens ohne Reichtum und Macht und, was schlimmer war, ohne Verstand und Charakter. Einzig ergeben dem Rate des immer rauf- und beutelustigen Fürsten von Karak, Rainald von Chatillon, brach der König den Waffenstillstand, welchen Balduin IV. mühsam erkauft und er selbst erneuert hatte, indem er eine reiche Karawane des Sultans überfiel und dann noch gar die verlangte Genugthuung verweigerte. Nun zog Saladin mit seinem sieggewohnten Heere von Damaskus aus heran, vernichtete am Bache Kischon am 1. Mai 1187 eine tollkühne Schar von 150 Templern, die sich ihm entgegenstellte — nur der Großmeister und drei Ritter entgingen dem Verderben — und errang am 4. Juli 1187 bei Hattin am See Genezareth einen vollkommenen Sieg über das letzte Christenheer. Von den 30000 Streitern wandten sich 1000 unter Raimund von Tripolis zur Flucht, die übrigen wurden niedergehauen oder in die Gefangenschaft fortgeführt, darunter der König selbst, sein Bruder Amalrich und Rainald von Chatillon. Noch am Abend ließ Saladin sich die vornehmsten Gefangenen vorführen. Dem Könige begegnete er freundlich und befahl, ihm einen Erfrischungstrank zu reichen, Rainald aber überhäufte er mit gerechten Vorwürfen und hieb ihn dann mit eigner Hand nieder. Nicht nur alle Templer und Johanniter, sondern auch Gefangene niederer Art wurden massenweise getötet.

Einnahme Jerusalems (1187).

Von nun an zog der Schrecken vor Saladin her. Fast ohne Schwertstreich ergaben sich dem Gewaltigen die Seeburgen, die Städte und die Schlösser der Großen von Akkon und Tiberias bis Joppe und Askalon; Tyrus allein widerstand, weil Konrad von Montferrat, der Gemahl der jüngeren Schwester Balduins IV., Isabella, es mit Hilfe einer italienischen Flotte verteidigte. In der zweiten Hälfte des September begann er von der Nordostseite her den Sturm auf Jerusalem. Da die Zahl der kampffähigen Einwohner nur gering war, kam es schon, nachdem die erste Bresche in die Mauer gebrochen war, zu Kapitulationsverhandlungen. An 7000 ließ Saladin für eine hohe Geldbuße von dannen ziehen und gab für eine weitere Zahlung die Bewachung des heiligen Grabes in die Hand der byzantinischen Christen. Am 2. Oktober 1187 hielt er seinen Einzug in die heilige Stadt, die noch nicht 90 Jahre in den Händen der Christen gewesen war. Die Großen seines Reiches strömten herbei, um ihm zu dem mächtigen Erfolg ihre Glückwünsche darzubringen und reiche Geschenke zu empfangen. Die zerstörten Moscheen ließ er herstellen, die noch vorhandenen mit Rosenöl waschen, um sie wieder zu weihen, alle Kreuze, Glocken, Reliquien und, was sonst an das Christentum erinnerte, vernichten. Gegen kranke und altersschwache Christen aber, welche die Stadt nicht hatten verlassen können, zeigte er Milde und ließ sie auf seine Kosten verpflegen. Dem Könige Guido gab er, wenn auch zögernd, die Freiheit, als Askalon gefallen war. Nur Tyrus, Tripolis und Antiochia waren noch frei geblieben. Als dem Könige in der ersten Stadt von Konrad von Montferrat der Gehorsam versagt wurde, wandte er sich mit einem kleinen Heere zur Belagerung von Akkon.

47 Ansicht von Tiberias, von Osten gesehen. Links Tankreds Schloß. Nach Photographie.

Kreuzzugspredigten.

Die Nachricht von der Eroberung Jerusalems erregte im ganzen Westen namenlosen Schrecken. Als Urban III. zwei Tage nach der Trauerbotschaft zusammenbrach (20. Oktober 1187), erklärte sein Nachfolger Clemens III. sofort, er wolle durch Nachgiebigkeit in allen Streitpunkten den Kaiser und seinen Sohn für den Kreuzzug zu gewinnen suchen, schickte Legaten in alle Länder und zu allen Fürsten mit Aufforderungen und Versprechungen, ermahnte die Geistlichkeit, mit dem frommen Beispiel entsagender Lebensweise allen voranzuleuchten, und schrieb in der ganzen Christenheit den Saladinszehnten aus. Zahlreiche Pilger aus Skandinavien und England, wie aus Italien und Sizilien brachen mit den Waffen in der Hand nach Syrien auf. Es schien, als ob ganz Westeuropa sich zum Kampfe rüste, geführt von den Herrschern Englands, Frankreichs und Deutschlands.

Kaiser Friedrichs Zug bis zum Hellespont.

Kaiser Friedrich zog allen voran auf dem Landwege, den er sich durch Verträge im voraus gesichert hatte. Als er am Anfang Mai 1189 von Regensburg aus zu Schiff die Donau hinabfuhr, begleiteten den greisen Herrscher die Gebete und Segenswünsche von Tausenden, die am Ufer standen. Das Heer, nicht viel über 100000 Mann, aber mit vollständigem Ausschluß aller Waffenunfähigen und Besitzlosen, folgte zu Fuß und zu Pferde in strengster Ordnung. Durch Ungarn, dessen König, Bela III., reichlich für Lebensmittel gesorgt hatte, und durch Serbien gelangte man ohne Zwischenfall im Juli bis nach Bulgarien. Gegen wiederholte Angriffe der Einwohner, die sich eben von den Fesseln der byzantinischen Oberhoheit frei gemacht hatten, mußte schon das Schwert gebraucht werden. Schlimmer noch wurde der Zug durch das griechische Reich. Der elende Kaiser Isaak Angelus (1185—95), der kurz zuvor mit Hilfe Konrads von Montferrat einen Aufstand seines Heeres bewältigt und gleich darauf mit seinem Retter sich entzweit hatte, sah trotz aller durch Gesandtschaften gegebenen gegenseitigen Versprechungen in Kaiser Friedrich einen gefahrdrohenden Gegner und schloß hinter seinem Rücken ein Bündnis mit Saladin. Dieser versprach Hilfe gegen Kilidsch Arslan von Ikonium, jener jede mögliche Hinderung des Kreuzzuges. Als die Deutschen aus den Balkanpässen in die Flußthäler hinabstiegen, wurde es ihnen mit jedem Schritte klarer, daß sie sich in einem feindlichen Lande befänden. Gleichzeitig erhielt Kaiser Friedrich ein Schreiben des byzantinischen Kaisers, in dem dieser eine Zusendung zahlreicher Geiseln für die Sicherung seines Reiches und die Zusage verlangte, daß ihm die Hälfte aller künftigen Eroberungen in Syrien zu teil werden solle. Friedrichs Erbitterung wurde noch durch die Nachricht vermehrt, daß seine Gesandten, die er von Nürnberg aus an Isaak abgeschickt hatte, gefangen gehalten und gemißhandelt würden. Er besetzte Philippopel und erlangte nun zunächst die Auslieferung der Unglücklichen; als er die gemißhandelten, halbnackten Gefangenen wiedersah, fiel er ihnen um den Hals und küßte sie (Oktober 1189). Weiter aber machte sich auch die Besitznahme von Adrianopel notwendig, weil von dort aus unter der geschickten Führung Friedrichs von Schwaben am sichersten die nötigen Lebensmittel zu beschaffen waren. Die Fürsten Serbiens und Bulgariens forderten ihn dringend auf, mit ihrer Hilfe den byzantinischen Thron umzustoßen, aber dem Kaiser lag sein eigentliches Ziel doch näher am Herzen. Im Februar 1190 gelang es seinen Gesandten, einen Vertrag mit dem hinlänglich geängstigten Byzantiner zustande zu bringen, der die Überfahrt und zwar von Gallipolis aus über den Hellespont, die nötige Zufuhr und die Befreiung aller deutschen Gefangenen zusicherte

Friedrichs Tod.

Durch Stürme aufgehalten, nahm die Überfahrt eine volle Woche in Anspruch. Allein gefährlicher war der Marsch quer durch Kleinasien. Schon die Verpflegung des großen Heeres stieß trotz der kaiserlichen Versprechungen überall auf Schwierigkeiten. Jede Stadt verschloß ihre Thore, in jeder Schlucht lauerte ein Hinterhalt, auch die Kraft der Reitpferde und Zugtiere fing an zu erlahmen. Gerade als man auf der sonnenverbrannten Hochfläche Kleinasiens angelangt war, und alle Hoffnung auf Kilidsch Arslan setzte, mit dem längst von Deutschland aus unterhandelt war, erfuhr man, daß der greise Sultan gestorben sei, sein Sohn und Nachfolger Kutb-eddin aber eine Tochter Saladins zur Ehe genommen habe. Wohl versicherte der junge

Fürst seine Freundschaft, allein er ließ doch einen deutschen Ritter (Gottfried von Wiesenbach) als Geisel mit fortführen. Bei Philomelium rächte man sich für den Pfeilregen, mit dem man von den Türken überschüttet wurde (7. Mai), durch Niederbrennung der Stadt. Dann aber wurden Hunger und Hitze fast unerträglich und zwangen zum Schlachten der Pferde und Lasttiere, deren Blut man trank, um den Durst zu löschen. Eher noch wurde man mit den umherschwärmenden Türken fertig. Allen voran leuchtete durch Ausdauer und Mut das Beispiel des alten Kaisers und seines Sohnes. Auch in diese Zeit verlegt die Sage jenen Schwabenstreich, mit dem ein Türke in zwei Hälften geteilt wurde, und den man, wie von Kaiser Friedrich, so von manchem andern schwäbischen Fürsten und Ritter erzählte. Selbst die Verluste der Angreifer waren doch meistens größer als die der Angegriffenen. Um die Kreuzfahrer von der Hauptstadt Ikonium abzuhalten, schickte Kutb-eddin ihnen den gefangenen Ritter wieder und bot für 300 000 Goldstücke den freien Durchzug an. Aber der Ritter riet selbst zum Angriff. Mit unerhörter Gewalt drang nun Herzog Friedrich, alles niedermetzelnd (am 18. Mai), in die Stadt ein, die er mit Ausnahme der Festung besetzte, während Barbarossa draußen die Schlacht leitete. Als dieser die zahllosen Massen des Türkenheeres vor sich sah, kam ihn wohl ein Zweifel an über den Ausgang, aber mit schnellem Entschluß kämpfte er ihn nieder, gab seinem Rosse die Sporen und sprengte mit dem Rufe gegen den Feind: „Christus ist König, Christus siegt, Christus führt an." Als die Kreuzfahrer ihm begeistert nachstürmten, stoben die Türken auseinander und sicherten durch zwanzig Geiseln die Verpflegung und den ungehinderten Durchzug. Am 30. Mai traf man an der Grenze Armeniens wieder auf Zeichen des Christentums und empfing die freundliche Botschaft des dortigen Königs Leo. Mit der Erreichung von Seleucia am Salef hoffte man endlich aller Not ledig zu werden und bereitete sich, auf den engen Saumpfaden zum Thale des Bergstromes hinabzusteigen. Da geschah das Unerhörte. Der alte Kaiser, allen voraus, hatte am 10. Juni um Mittag in keckem Jugendmut, statt langsam im Gedränge über die Brücke, allein auf seinem Rosse durch die Wellen schwimmend, das andre Ufer erreicht und dort mit den Seinigen das Mittagsmahl eingenommen; da wandelte ihn die unwiderstehliche Lust an, sich bei der glühenden Junihitze durch ein kühles Bad zu erquicken. Allen Warnungen trotzend sprang er in den Fluß, aber alsbald rissen die eiskalten Wellen ihn vor den Augen der Seinen rastlos mit sich fort. Als man ihn weit abwärts anhielt und auf das Land hob, war er eine Leiche. Der Eindruck war überwältigend, die Verzweiflung unermeßlich. Die Chronisten versichern einstimmig, daß keine Feder sie schildern könne. Viele von den Deutschen traten verzagt den Rückweg an oder blieben in Armenien zurück, die Mehrzahl aber folgte dem tapferen Herzog Friedrich über Tarsus nach Antiochia.

In jener Stadt wurden die Eingeweide des toten Kaisers, in dieser, und zwar in der Peterskirche, das von den Knochen abgelöste Fleisch beigesetzt. Das Skelett führte Herzog Friedrich mit sich: ob er es in Tyrus oder im Lagersand vor Akkon oder irgendwo anders begraben hat, wird ewig Geheimnis bleiben. — Die Kyffhäusersage ist erst nach Jahrhunderten irrtümlich auf Friedrich I. bezogen; sie entstand nach Friedrichs II. Tode.

Die deutschen Zeitgenossen kannten ihn zu wenig und vergaben ihm nie ganz den Kniefall von Venedig, der ihm persönlich in Italien Vorteile brachte, aber der deutschen Waiblingerpartei unter den Laien und zumal unter den Geistlichen zur Niederlage wurde.

Gerade nach Barbarossas Tode wurde der tragische Gegensatz offenbar zwischen dem ungewöhnlichen Maß von deutschem Geiste, deutscher Kraft und deutscher Anmut des staufischen Helden und dem Stückwerk, das er geschaffen hatte. Die Zeitgenossen empfanden es schwer, daß er in der Berechnung seiner Mittel fast immer irrte. Erst unser Jahrhundert hat seit Rückerts Barbarossalied (1813) alle Schuld auf seine Gegner gewälzt und läßt ihn mit ungebrochener Kraft und unveränderter Gesinnung schlummernd den richtigen Augenblick erwarten zum neuen Kampfe für Deutschlands Größe gegen Papsttum und Welfentum.

Friedrich von Schwaben vor Akkon.

Da der Rest der deutschen Kreuzfahrer von einer schlimmen Seuche heimgesucht wurde, brachte Herzog Friedrich kaum mehr als 5000 Mann vor Akkon, die sich mit dem Belagerungsheere des Königs von Jerusalem verbanden.

Saladins Zurückweichen.

Wie sehr die Furcht vor dem alten Kaiser im Orient verbreitet war, bewies Saladin, indem er vor dem Herannahen der Deutschen auf eine kurze Zeit von Akkon zurückwich, bis er sicher erfahren, daß Barbarossa wirklich tot sei; und ein arabischer Chronist spricht es offen aus: „Wenn Gott durch eine gnädige Fügung für uns den deutschen Kaiser nicht hätte in dem Augenblick sterben lassen, als er in Syrien einfallen wollte, so hätte man in späteren Tagen von Syrien und Ägypten sagen können: Hier regierten einst die Muselmänner."

Kampf um Akkon.

König Guido hatte kaum für das eidliche Versprechen, nicht mehr gegen Saladin zu kämpfen, die Freiheit erlangt, so ließ er sich von dem Eide entbinden und begann am 27. August 1189 die Belagerung von Akkon mit gegen 10000 Mann von der Landseite, während von der Seeseite über 100 sizilische, pisanische und genuesische Schiffe die Zufuhr abschnitten. Wenige Tage später aber erschien auch Saladin mit einem gewaltigen Entsatzheer, um sie zu verdrängen. Dafür landeten im Christenlager immer neue Pilgerscharen: an 10000 Skandinavier und Friesen, und unter Konrad von Tyrus, Landgraf Ludwig III. von Thüringen und Otto von Geldern über 20000 Mann zu Fuß und 1000 Reiter. Von beiden Seiten wurde fast täglich mit äußerster Kraft gekämpft, aber trotz kleiner Erfolge auf der einen wie auf der andern Seite und unglaublicher Verluste durch Kampf, schlechte Verpflegung und Krankheiten auf beiden Seiten kam es immer noch zu keiner Entscheidung. Allmählich wurde die Not bei den deutschen Truppen Friedrichs von Schwaben besonders groß. Ihre Belagerungstürme waren vom Feinde zerstört, ihre Lebensmittel aufgezehrt, das Geld zum Teil an italienische Wucherer verloren, die aus dem lasterhaften und verschwenderischen Lebenswandel der Kreuzfahrer reichen Gewinn ernteten. Dazu ward das Thal, in dem sie lagerten, zum Sumpfe, aus dem Krankheit und Tod emporstiegen. In diesen Tagen des Leides gründeten fromme Pilger aus Bremen und Lübeck unter dem Schutze des Herzogs Friedrich von Schwaben ein deutsches Hospital und zugleich eine Brüderschaft der Jungfrau Maria als ein Wahrzeichen deutscher Frömmigkeit und Macht im Orient (s. S. 36 f.). Dann legte jener selbst sich nieder und starb am 20. Januar 1191. Vorangegangen in den elenden Tod an einer pestartigen Krankheit war ihm schon der Landgraf Ludwig III. von Thüringen, der vergebens im Oktober 1190 ihr zu entfliehen suchte, aber am 16. am Bord seines Schiffes in der Nähe von Cypern starb. Trauernd brachten die Gefährten seine ausgekochten Gebeine — man verstand sich damals nicht auf das Einbalsamieren — nach dem stillen Benediktinerkloster Reinhardsbrunn. — Die letzte Verstärkung der deutschen Kämpfer führte noch im Frühjahr 1191

48. Kriegsmann des 13. Jahrhunderts.

Miniatur in einer Handschrift des Brittischen Museums zu London (13. Jahrhundert). Nach Louandre.

Der Kämpfer ist im Haubert aus Maschenpanzerwerk und kurzen derlei Beinkleidern; die Brunne schließt eng an den Hals. Über den Haubert trug man bereits im zweiten Kreuzzuge, um das Erbitzen des Metalles in der Sonnenglut des Orientes nur etwas zu vermindern, ein langes Hemd (Gambeson) aus weißer Leinwand; darüber ist das Schwert gegürtet. Vom Unterschenkel ist, wie oft bei minder ansehnlichen Reitern, nur die Vorderseite mit einem Stück Panzerzeug bedeckt, das rückwärts gewunden wird.

Leopold V. von Österreich herbei und konnte als einziger deutscher Fürst von Bedeutung den Sturm auf Akkon mitmachen. — —

Philipp II. und Richard Löwenherz in Sizilien.

Erst wenige Wochen, nachdem Kaiser Friedrich in den Wellen des Salef seinen Tod gefunden hatte, setzten sich die Heere der beiden Könige, Philipps von Frankreich und Richards von England, von Vezelay in Burgund aus in Bewegung, zunächst gemeinsam bis Lyon, mußten jedoch bald wegen der Schwierigkeit der Verpflegung ihre Wege trennen, um erst wieder in Messina zusammenzutreffen. Hier aber kam es schon zu fortwährenden Reibungen und Streitigkeiten zwischen den beiden Nationen, die bisher jahrzehntelang einander feindselig im Kampfe gegenüber gestanden hatten, und endlich zur gewaltthätigen Einnahme der Stadt selbst durch den englischen König. Tankred von Sizilien hielt nämlich Richards Schwester Johanna, die Witwe des 1189 verstorbenen Königs Wilhelms II., als eine eifrige Anhängerin der Hohenstaufen in Gefangenschaft. Bei ihrer Befreiung verfuhr aber der übermütige Engländer mit solcher Rauheit und Zerstörungswut, daß ihm die Italiener zuerst den Beinamen „Löwenherz" gegeben haben sollen.

Ankunft beider Könige vor Akkon.

Abermals brachen beide Herrscher im Frühjahre getrennt nach dem heiligen Lande auf. Philipp langte daselbst bereits am 15. April mit seinen sechs Schiffen an; Richards Flotte aber wurde durch einen Sturm zerstreut und ein Schiff, auf dem sich seine Braut Berengaria von Navarra mit jener verwitweten Schwester, der Königin Johanna, befand, an die Küste von Cypern verschlagen. Als der König nach mehreren Wochen an derselben Insel landete und erfuhr, daß Isaak Komnenos, der Sohn des byzantinischen Kaisers, die Gestrandeten gefangen halte und schlecht behandle, fiel er sofort, im Bund mit König Guido, der ihm entgegengefahren war, um seine Hilfe gegen Philipp II. und Konrad von Montferrat zu gewinnen, über die Insel her, nahm sie in Besitz und übergab den Beherrscher, in silberne Fesseln gelegt, der Obhut Guidos. Dann feierte er mit großer Pracht seine Hochzeit und segelte mit 25 Schiffen hinüber nach Akkon.

49. Münze König Philipp Augusts von Frankreich.

Einnahme von Akkon (1191).

Als er am 8. Juni landete, ehrte das ganze Lager seine Ankunft durch eine festliche Beleuchtung. Seine Kühnheit, Selbstgewißheit und kriegerische Ungeduld brachten alles und alle in schnellere Bewegung. Trotzdem Guido von Lusignan und Konrad von Montferrat, dieser als Oheim Balduins V., um die schattenhafte Krone von Jerusalem stritten, trotzdem Philipp auf Grund eines zu Messina gemachten Vertrages die Hälfte aller Eroberungen, also auch von Cypern verlangte, trotzdem der englische König fast täglich irgend jemand im Lager, vor allem die Deutschen rücksichtslos beleidigte und zugleich in seiner Unberechenbarkeit sich Saladin zu nähern suchte, dessen Edelsinn er bewunderte, — wurden täglich die Schranken um die stolze Seeburg fester gezogen, wurde täglich gegen ihre Mauern angestürmt. Schon am 12. Juli 1191 sah sich Akkon zur Kapitulation gezwungen und versprach für den freien Abzug der Besatzung ein Lösegeld von 200 000 Denaren zu zahlen, die gefangenen Christen, über 2000, dazu die wertvollste Reliquie, das heilige Kreuz, auszuliefern. Neun Tage, nachdem König Richard seinen Einzug in die Stadt gehalten hatte, riß er das Banner Leopolds von einem der Türme, den dieser eingenommen, mit eigner Hand nieder und warf es höhnend zur Erde. Kein Wunder, daß der schwerbeleidigte Babenberger alsbald dem Beispiele Philipps von Frankreich folgte, der, unbewegt durch Bitten und Schimpfreden, am 31. Juli die Heimfahrt antrat. Nachdem an 300 000 Kreuzfahrer ihr Leben eingebüßt hatten, gab man das Hauptziel, die Wiedereroberung des heiligen Grabes auf. Wohl war eine beträchtliche Zahl französischer Pilger unter Herzog Hugo von Burgund zurückgeblieben und die englischen waren durch Zahl und Zurüstung durchaus fähig unter ihrem heldenmütigen und — in guter Stunde — ritterlichen Könige Großes zu leisten, aber seine ungezügelte Leidenschaftlichkeit machte ihn vollkommen unfähig, ein großes Unternehmen zielbewußt zu Ende zu

50. Ansicht von Tyrus. Nach Photographie.

führen, und ließ selbst den sicheren Gewinn in letzter Stunde wieder zerrinnen. Als Saladin die vereinbarte Geldsumme bis zum bestimmten Tage nicht herbeizuschaffen vermochte und sich eine Verlängerung der Frist ausbat, ließ er alle zurückbehaltenen Geiseln, gegen 2600, an einem Tage (20. August) vor den Thoren von Akkon niedermetzeln. Empört über diese schmähliche That, leistete Saladin jetzt überhaupt keine Zahlung mehr, sondern schenkte die schon gesammelten Summen seinen Getreuen. Das heilige Kreuz aber, welches er auszuliefern versprochen hatte, schickte er „an seinen Ort zurück, nicht zur Verehrung, sondern zu schnöder Beschimpfung". (Röhricht, „Arabische Quellenbeiträge", teilt mit, daß es sich nach Aussage des deutschen Generalkonsuls gegenwärtig in der Bedürfnisanstalt der Omajjaden-Moschee zu Damaskus befinde.)

König Richards Planlosigkeit.

König Richard marschierte wenige Tage nach jenem Blutbade auf der Straße nach Süden, beständig umschwärmt von Türken, die jeden gefangenen Christen töteten. In Joppe fand er die Mauern zerstört und ließ sie wieder aufbauen; dann wandte er sich, dem Drängen der Franzosen und vieler andern Pilger nachgebend, östlich nach Jerusalem zu, gab aber den Angriff eine Tagereise vor der Stadt auf, weil er am Gelingen zweifelte und es an Lebensmitteln fehlte. Lieber ließ er das zerstörte Askalon wieder aufbauen. Da ihn nun auch Konrad von Montferrat verließ und mit den Franzosen nach Tyrus ging, überdies beunruhigende Nachrichten aus der Heimat ihn zu schneller Entscheidung nötigten, knüpfte der zu allen Seltsamkeiten geneigte Fürst Unterhandlungen mit Saladin an. Dem Bruder desselben, Almelik Aladil, an dem er bei mehreren freundschaftlichen und festlichen Zusammenkünften Gefallen fand, bot er sogar die eigne Schwester Johanna und das ganze Königreich Jerusalem an. Allein diese und andre Vorschläge blieben ohne Erfolg. „So oft mit dem Könige", schreibt (nach Kugler) ein arabischer Chronist, „eine Übereinkunft zustande kam, so oft machte er sie rückgängig; stets änderte er die schon angenommenen Bestimmungen oder erhob neue Schwierigkeiten; hatte er sein Wort gegeben, so nahm er es zurück, und wenn er die Geheimhaltung forderte, so bewahrte er selbst nicht das Geheimnis."

Konrad von Montferrat, König von Jerusalem.

Als der König in einer Versammlung der Großen seine Abfahrt ankündigte, verlangten sie dringend von ihm, er solle wenigstens zuvor den Thronstreit zwischen Guido und Konrad zum Abschluß bringen. Diesem Begehren konnte er sich nicht entziehen und gab sogar seine Zustimmung, als die Großen in einmütiger Wahl nicht seinen Schützling Guido von Lusignan, sondern Konrad von Montferrat für den einzig zur Regierung Befähigten erklärten. Da dieser längst in freundlichen, ja sogar verräterischen Beziehungen zu Saladin stand, erlangte der neue Schattenkönig von ihm manches wichtige Zugeständnis. Allein schon wenige Wochen nach seiner Erhebung — am 28. April 1192 — fand er den Tod durch zwei als Mönche verkleidete Assassinen, die der Alte vom Berge ausgeschickt hatte, um für die Beraubung eines Assassinenschiffes Rache zu nehmen. Dennoch kam es schnell zu einer neuen Wahl. Heinrich von Champagne, durch seine Mutter ein Enkel von König Ludwig VII. und Eleonore, aus deren zweiter Ehe Richard Löwenherz stammte, heiratete wenige Tage nach Konrads Ermordung dessen Witwe und wurde einstimmig auf den Thron erhoben, Guido aber durch das Königreich Cypern entschädigt, das bis zum Jahre 1489 in der Hand der Lusignans blieb.

Richards Friede mit Saladin.

Richard verließ nun doch nicht Palästina, sondern versprach, bis Ostern 1193 zu bleiben und zur Eroberung Jerusalems zu schreiten. Im Juni 1192 zog er wieder bis in die Nähe der heiligen Stadt und kehrte doch wieder um, machte wohl hin und wieder reiche Beute, verscheuchte aber die letzten Franzosen unter Heinrich von Burgund durch die ungerechte Anklage des Hochverrates aus seinem Heere. Als Saladin sich inzwischen Joppes bemächtigte, errang er es zwar wieder, benutzte aber den ersten kleinen Sieg, um endgültig Frieden und damit den ganzen Kreuzzug zu schließen, der jetzt wohl an 600 000 Christen verschlungen hatte, ohne sein eigentliches Ziel zu erreichen.

Richards Abfahrt.

Auch die Mohammedaner wünschten den Frieden. Drei Jahre lang hatte der abenteuernde Fürst sie im Atem gehalten und einen Schrecken zu verbreiten gewußt, daß noch spätere Geschlechter das scheue Pferd fragten: „Siehst du König Richard." Nur die angestrengtesten Kriegs- und Sicherheitsmaßregeln — zum Baue der Befestigung

Ansicht von Damaskus.

Rechts das Grab des Saladin, im Hintergrunde das im Westen der Stadt liegende, mit Türmen versehene Serail oder alte Schloß (eigentlich eine besondere Stadt), das aus der Zeit der Kreuzzüge stammen soll und jetzt als Citadelle benutzt wird.

Jerusalems soll Saladin selbst die Steine herbeigeschleppt haben — waren vermögend gewesen, alle kühnen Pläne der immer neuen Christenscharen doch schließlich zu vereiteln. Bloß Akkon, Joppe und Askalon hatten sie gewonnen. Durch einen Waffenstillstand, der zunächst nur auf einige Jahre abgeschlossen wurde, blieb das Küstenland von Tyrus bis Joppe, aber dieses nur zur Hälfte, in den Händen der Christen, denen Saladin die Pilgerfahrt nach dem heiligen Grabe und die Herstellung des lateinischen Gottesdienstes in Jerusalem, Bethlehem und Nazareth gestattete. Ohne die heiligen Stätten besucht zu haben, wandte sich König Richard am 9. Oktober 1192 zur Heimkehr aller Hoffnungen enttäuscht, alles Glückes bar. Bald darauf von den Seinigen getrennt und über Jahresfrist gefangen gehalten, betrat er erst nach 18 Monaten — einsam wie Odysseus — den englischen Boden wieder. Saladin aber hielt einen glänzenden Einzug in Damaskus, wo man seine glückliche Heimkehr aus dem vierjährigen Feldzug und seine siegreiche Abwehr des mächtigen Feindes mit allen Zeichen der Dankbarkeit und der Verehrung pries. Allein seine Lebenskraft schien erschöpft zu sein. Nach zehntägiger Krankheit — eine Erkältung hatte ihn niedergeworfen — starb er am 3. März 1193, nicht älter als 57 Jahre. Der Tod dieses Gewaltigen war ein Glück für die Christen im Orient, noch mehr seine zärtliche Liebe zu seinen 17 Söhnen, die er alle mit Ländereien bedachte. Nur zu bald aber sammelte sein hochbegabter und tapferer Bruder Aladil, dessen Hilfe den unfähigen Neffen hier und dort notwendig geworden war, die Trümmerstücke der großen Monarchie von Ägypten bis zum Ararat, wurde Sultan und erhielt vom Kalifen den Ehrentitel „König der Könige, Freund des Fürsten der Gläubigen".

Saladins Triumphzug und Tod.

Den großen Saladin schildert ein arabischer Schriftsteller mit folgenden Worten: „Der Sultan gefiel sich in einfacher Kleidung, wie Linnen, Baumwolle oder Wolle, er liebte es, Kleidungsstücke als Geschenke auszuteilen. Wie von Haß entflammt gegen die Ungläubigen, so war sein Herz voll Liebe für die Moslemin. Wer neben ihm saß, ahnte nicht, daß sein Nachbar der Sultan sei, sondern mußte glauben, es sei einer seiner Brüder; seinem Wesen nach war er sanftmütig, zu verzeihen bereit, sehr freigebig. — In seinem Schatze befanden sich nur ein Denar und 36 Dirham (nach deutschem Gelde etwa 23 Mark), weil er das Geld, so rasch es einlief, wieder verausgabte; bat ihn jemand in der Not um Unterstützung und er hatte gerade kein Geld zur Verfügung, so gab er freundliche Worte und Versprechungen, die er niemals einzulösen vergaß. Auf dem Wege Allahs wandelnd, scheute er im heiligen Kriege keine Auslagen zur Bekämpfung der Feinde, deren Untergang er herbeizuführen suchte, sowie zum Unterhalte der frommgläubigen Moslemin." (Nach Röhricht und Kohl.)

Vierter Abschnitt.

Deutschland nach dem dritten Kreuzzuge. Die römische Weltherrschaft.

Kaiser Heinrich VI. (1190—1197).

Der vierundzwanzigjährige König Heinrich (geb. 1165), welcher schon seit der Abfahrt seines Vaters die Herrschaft führte, war gesonnen, von dem gewaltigen Aufschwung der königlichen Macht durch die Zerstückelung des welfischen Erbes und die Abhängigkeit des hohen Klerus von der Krone dauernden Vorteil zu ziehen. Allein seine Jugend und seine weder gewinnende noch imponierende Persönlichkeit reizte alsbald die Widersacher der staufischen Macht zu neuen Plänen.

Heinrichs VI. Thronbesteigung und Charakter.

„Er war" (nach Kaemmels Schilderung in der Deutschen Geschichte) „dem Vater wenig ähnlich, weder äußerlich noch in seinem Wesen. Eine schmächtige Gestalt, kaum von Mittelgröße, nur von breiter und hochgewölbter Brust, verriet er doch in dem Ausdruck eiserner Entschlossenheit um Augen und Mund und in dem blassen, gespannten, gedankenvollen Antlitz den ungewöhnlichen Geist. Ungleich dem ritterlichen Vater, liebte er das Waffenspiel nicht, nur die Jagd, besaß dafür aber eine wissenschaftliche Bildung, die jenem abging, und eine erstaunliche Arbeitskraft. Das Streben nach Herrschaft und Macht beseelte ihn ganz, aber er bemaß seine Mittel lediglich nach dem augenblicklich Zweckmäßigen, unbedenklich bis zur Treulosigkeit, hart bis zur Grausamkeit, alles in allem eine Natur von fast modern absolutistischer Prägung, die von dem persönlichen Zauber Barbarossas kaum eine Spur besaß und nur den hohen Begriff von der Macht und dem Berufe des Kaisertums mit ihm gemein hatte."

König Heinrich hatte kaum mit Hilfe des Papstes Clemens III. die Erzbischöfe von Köln und Trier zur Ruhe gebracht und mit Hilfe der Fürsten auf dem Reichstage zu Würzburg (August 1189) einen unseligen Krieg zwischen Vater und Sohn (dem

Heinrichs VI. Sieg über Heinrich den Löwen.

Markgrafen Otto und Dietrich dem Bedrängten in Meißen beendet, so erfuhr er, daß Heinrich der Löwe wieder in Braunschweig sei. Die Hoffnung, in der Abwesenheit des Kaisers und des Grafen Adolf von Holstein, die beide auf dem Kreuzzuge waren, Sachsen wiederzugewinnen, hatte ihn zum Bruch seines Eides bewegt. Sofort hatten sich der Graf von Schwerin und der Erzbischof von Bremen für ihn erklärt, und schon am 28. Oktober war Bardewiek in seine rächende Hand gefallen, geplündert und zerstört worden (s. oben). Nur den Dom hatte der stolze Fürst nicht angetastet, aber wohl das Bild eines erzürnten Löwen an der Mauer anbringen lassen mit der Unterschrift: „Vestigia leonis" (die Spuren des Löwen). Auch Lübeck und die Lauenburg brachte er in seine Gewalt; doch Segeberg widerstand seinem Angriff. Allein bald zeigte sich, daß er den jugendlichen König unterschätzt hatte. Schon im Oktober 1189 rief dieser auf einem Reichstage zu Merseburg die Fürsten zum Kampfe gegen den gewaltthätigen

51. Erstürmung eines Burgturmes im 12. Jahrhundert.
Aus dem „Hortus deliciarum" der Äbtissin Herrad von Landsperg.

Herzog auf und führte noch im Winter 1189 ein zahlreiches Reichsheer vor Braunschweig. Obgleich die Stadt vergeblich belagert wurde, trug doch das Reichsheer im offenen Felde so entschiedene Vorteile über jenen davon, daß in Fulda (Juni 1190) ein Friedensvertrag zustande kam, durch welchen der Löwe sich verpflichten mußte, die Mauern von Braunschweig an vier Seiten einzureißen, Lauenburg zu schleifen, den Besitz von Lübeck mit Adolf von Schauenburg zu teilen und seine beiden ältesten Söhne, Heinrich und Lothar, dem Reichsoberhaupte als Geiseln zu übergeben. Lothar ward Augsburg als Aufenthalt angewiesen, der junge Heinrich begleitete den König nach Italien.

Tankred von Lecce König von Sizilien.

In Sizilien war der Neffe von Heinrichs Gemahlin Konstanze, der letzte legitime Sprößling der Normannischen Dynastie, König Wilhelm II., kurz vor Heinrichs Regierungsantritt gestorben, aber die Abneigung der Großen gegen die deutsche Herrschaft bewog sie, ihres Eides zu vergessen und die Krone dem Grafen Tankred von Lecce, einem illegitimen Sprößling des Königsstammes, zu übertragen, der sich durch Tapferkeit und feine ritterliche Bildung auszeichnete.

Die Uneinigkeit der lombardischen Freistädte machte es Heinrich VI. möglich, zu Beginn des Jahres 1191 ungehindert bis nach Rom zu gelangen, wo ihm der eben erst erwählte, durch die Ereignisse völlig überraschte Papst Cölestin III. die Kaiserkrone aufsetzte, aber zugleich die schimpfliche Zustimmung abrang, daß die hochherzige, tapfere Stadt Tusculum, welche stets den Kaisern eine Zufluchtsstätte im Kampfe mit den Römern dargeboten hatte, den letzteren preisgegeben wurde. Diese übten nun furchtbare Rache an der verratenen Stadt, zerstörten sie von Grund aus und jagten die Bewohner ins Elend. Heinrichs Kaiserkrönung.

Dennoch endete der Feldzug Heinrichs in Sizilien unglücklich. Nach kleinen Siegen zu Anfang, lichtete die Tapferkeit Tankreds sowie eine schlimme Seuche die Reihen seiner Krieger. Heinrich selbst, von Krankheit befallen, mußte nach Capua gebracht werden, wohin ihm der Rest seines Heeres folgte. Trotzdem seine Gemahlin Konstanze in Tankreds Gefangenschaft fiel, sah sich Heinrich genötigt, Italien ruhmlos zu verlassen. Die Kaiserin erhielt zwar später auf Verwendung des Papstes ihre Freiheit wieder, allein der greise Kirchenfürst ging selbst bald aus dem Lager der Hohenstaufen in das der Normannen über und belehnte Tankred mit dem Königreiche beider Sizilien. Auch der junge Welfe Heinrich, der nur wider Willen dem Kaiser nach Italien gefolgt war, flüchtete bei erster Gelegenheit an den Hof des normannischen Königs, wo er mit offenen Armen empfangen wurde. So war die hohenstaufische Macht in Italien wie in Palästina in Trümmer zerfallen; auch in Deutschland schien sie ihrem Ende nahe zu sein. Machtlosigkeit des Kaisers in Italien.

52. Kaisersiegel Heinrichs VI.

Als der Kaiser im Dezember 1191 nach Deutschland zurückkehrte, sah er sich einer ganzen Fürstenverschwörung gegenüber. Heinrich der Löwe hatte während der Abwesenheit des Kaisers und des Grafen Adolf III. von Holstein die Bedingungen des Fuldaer Vertrags (s. oben) unerfüllt gelassen, dagegen mit Tankred von Sizilien und mit seinem Schwager Richard Löwenherz Verbindungen angeknüpft. Dennoch bot er dem heimkehrenden Kaiser aus der Ferne schon seine Hilfe für einen neuen Zug nach Italien an. Allein der Kaiser, erbittert über so viel Untreue und Hinterlist, wies sie stolz von sich und that den jungen Heinrich im Mai 1192 in die Reichsacht. Kaum aber hatte er einen gehässigen Streit um das Bistum Lüttich durch ein kühnes Machtgebot beendigt, so begaben sich fast alle niederrheinischen Fürsten erzürnt in das Heerlager des Löwen, mit dem jetzt selbst seine bisherigen Gegner in Sachsen gemeinsame Sache machten, da der Kaiser ihnen nicht die versprochene Genugthuung verschafft hatte. Heinrichs des Löwen Machtstellung in Deutschland.

In dieser höchsten Not kam dem Kaiser eine doppelte Hilfe. König Richard, der sich außer stande sah, den Heimweg wie den Hinweg durch Frankreich einzuschlagen, dessen König sein erbittertster Gegner geworden war, hatte den abenteuerlichen Plan gefaßt, auf weitem Umwege als Kaufmann verkleidet durch Deutschland hindurch seine Heimat wiederzugewinnen. In der Nähe von Wien ergriffen und erkannt, war er in die Gefangenschaft des Herzogs Leopold von Österreich, aus dieser in die des Kaisers geraten. Eines so mächtigen Helfers in ihrem Streite beraubt, ließen die meisten abtrünnigen Fürsten das Schwert in die Scheide fahren und beschränkten sich darauf, mit dem Kaiser die Bedingungen der Freilassung des englischen Königs zu Speier im März 1193 zu vereinbaren. Obwohl Heinrich sich mit allem einverstanden erklärte, König Richards Gefangenschaft.

ließ er trotzdem den Gefangenen nicht los, sondern begann mit König Philipp II. von Frankreich zu unterhandeln, der ihn „um Gottes Barmherzigkeit willen" beschwor, den Verhaßten nicht freizulassen, sondern lieber für einen übermäßigen Judaslohn an ihn auszuliefern. Als der Gefangene selbst von Trifels aus den deutschen Fürsten Nachricht gab, daß ihm wie ihnen ein solcher Bund des Kaisers mit Frankreich drohe, gaben sie jeden andern Streit mit ihrem Lehnsherrn auf und verlangten einmütig eine letzte Feststellung der Bedingungen, unter denen Richard die Freiheit wiedererlangen solle. Danach sollten 100000 Mark (à 45 Mark heute) Silber sofort und 50000 gegen Geiselstellung später gezahlt werden, von jener Summe aber versprochenermaßen Leopold von Österreich die Hälfte, von dieser noch 20000 Mark erhalten.

Aussöhnung mit den Welfen.

Da das Lösegeld aus England aber lange ausblieb, schlug auch dem Gefangenen die Stunde der Befreiung nicht und den deutschen Fürsten drohte noch immer der Bund des Kaisers mit Philipp II. Als sie auf ihr lebhaftes Drängen im Januar 1194 nach Speier berufen wurden, um Zeugen der Freilassung Richards zu sein — wie es scheint, für leichtere Zahlungsbedingungen — da fanden sich zugleich auch französische Boten ein, welche reiche Summen für die weitere Gefangenhaltung boten und zugleich des Kaisers Cousine, Agnes von der Pfalz, zur Gemahlin des französischen Königs verlangten. Abermals geriet der Kaiser ins Schwanken. Allein diesmal führten Frauenliebe und Frauenlist unerwartet eine Lösung herbei, die schließlich auch dem trotzigen Hohenstaufen ganz gegen seinen Willen zur Stärkung seines Ansehens und Deutschland zum Frieden verhalf. Hinter dem Rücken ihres Gemahls, des Pfalzgrafen Konrad, und ohne Erlaubnis des Kaisers, ihres obersten Lehnsherrn, vermählte die Pfalzgräfin Irmengard ihre Tochter Agnes mit dem Bräutigam ihrer Wahl, dem jungen geächteten Heinrich von Braunschweig. Vergebens erklärte der Kaiser, daß er niemals diese Ehe anerkennen werde; endlich entschloß er sich doch auf Zureden des Erzbischofs von Köln, die demütige Abbitte des jungen Welfen anzunehmen, den Bund der jungen Herzen zu bestätigen und gleichzeitig auch dem englischen Könige am 4. Februar 1194 die Freiheit zu geben. Während dieser auf seiner Heimreise durch Deutschland an allen Orten den Ausdruck des Mitleides und der Verehrung genoß, erschien in den ersten Tagen des März auf der Burg Tilleda am Fuße des Kyffhäusers auch Heinrich der Löwe und suchte, des zwanzigjährigen Streites müde, die Versöhnung mit dem Kaiser. Er entsagte seinen hochfliegenden Entwürfen, zog sich nach Braunschweig zurück und erfreute sich in häuslichem Stillleben während seiner letzten Tage an alten Chroniken und Heldensagen, bis er am 6. August 1195 sein vielbewegtes, kampferfülltes Leben beschloß. — Er war unstreitig eine kühn und groß angelegte Natur, aber das Schicksal hatte ihm einen gleich Großen in Friedrich Barbarossa entgegengestellt. Seine Unternehmungen, durch deren Gelingen viel Heilsames und Dauerndes für Deutschland geschaffen worden war, wurden nicht allein durch diese Gegenmacht gelähmt: Habgier, Treulosigkeit und Hochmut haben ihn niedergeworfen.

Heinrich erwirbt Sizilien.

Unterdessen war am 20. Februar 1194 König Tankred und gleich darauf sein ältester schon gekrönter Sohn Roger gestorben, und Heinrich, dem das englische Lösegeld und die schwäbischen Allode des 1191 verstorbenen Welf VI. reichliche Geldmittel gewährten, konnte hoffen, den sizilischen Thron nunmehr unangefochten in Besitz zu nehmen. Allein auch diesmal huldigte die Bevölkerung des sizilischen Königreichs sofort dem zweiten Sohne des verstorbenen Königs, Wilhelm III., und dessen Mutter und Vormünderin, der Königin Sibylla. So mußten denn doch die Waffen entscheiden. Unterstützt durch eine Flotte der Genuesen und Pisaner, erschien Heinrich im Herbst 1194 vor Salerno, das seinen eintägigen Widerstand durch Plünderung und Verbrennung büßen mußte. Dann hielt der Kaiser am 20. November 1194 seinen glänzenden Einzug in Palermo, das ihn mit allen Zeichen der Unterwerfung und Verehrung empfing. Nachdem er die Königin Sibylla durch Belehnung mit der Grafschaft Lecce, ihren Sohn durch Tarent abgefunden hatte, ließ er sich am Weihnachtstage im Dome krönen. Die reichen Königsschätze, darunter der purpurne Königsmantel Rogers II., eine arabische Arbeit, die seitdem die deutschen Könige bei der Krönung schmückte, ließ

er auf 150 Saumtieren nach der Feste Trifels bringen. Des Kaisers Glück schien vollkommen zu sein, als er die Nachricht empfing, daß seine Gemahlin Konstanze ihm am 26. Dezember 1194 zu Jesu bei Ancona, wo sie zurückgeblieben war, einen Thronfolger (Friedrich II.) geboren habe. Allein sehr bald erfuhr er von einem Anschlage auf sein Leben, an dem sich sogar die Königin selbst beteiligt hatte. Er fühlte, daß der Boden des Königreichs Sizilien vulkanisch sei. Nachdem er seiner Gemahlin Konstanze, der eigentlichen Erbin, alle Gewalt übergeben und Konrad von Urslingen als Herzog von Spoleto und Reichsvikar zur Seite gesetzt hatte, schickte er die Königin Sibylla mit ihren Töchtern in das Kloster Hohenburg im Elsaß, den jungen

53. Die Kaiserpfalz Hagenau. Nach einer Zeichnung aus dem Jahre 1614.

Im Elsaß pflegten die Hohenstaufen auch länger und lieber zu verweilen als in andern Gegenden des Reiches. Schon Konrad III. besaß auf einem Eiland der Moder bei Hagenau ein Jagdschloß, das dann von Friedrich Rotbart zu einer prachtigen Pfalz erweitert wurde. Weit uber die Wipfel des Reichswaldes hinaus blickte vom Haupt- und Mittelturme der kaiserliche Adler; vier gewaltige Turme ragten an den Ecken des Baues empor. Uber dem mit dem Reichswappen geschmückten Haupteingange erhoben sich die in dreifacher Wölbung übereinander erbauten drei Kapellen, in welchen die Reichskleinodien und verschiedene Reliquien aufbewahrt wurden. In dieser Pfalz versammelte der Rotbart Fürsten und Bischofe zu mehreren Reichstagen. Hier beugte der aus seiner Gefangenschaft auf dem Trifels entlassene Lowenherz das Knie vor dem herrscherstolzen Heinrich VI. Hierher führte auch Kaiser Friedrich II. zunachst seine junge Gemahlin, die schöne Isabella von England.

Wilhelm (III.) nach Kloster Hohenems am Bodensee und kehrte nach Deutschland zurück. Was von seiner unmenschlichen Grausamkeit gegen die verräterischen Mitglieder der Normannendynastie später erzählt wurde, ist — Fabel.

Heinrichs Pläne.

In Deutschland beabsichtigte er jetzt seine weitgehenden Pläne zur Ausführung zu bringen. Er war gesonnen, nicht nur für immer die Krone Deutschlands in Verbindung mit der von Italien und Sizilien in seinem Geschlechte erblich, sondern auch, als Kaiser des gesamten Erdkreises, zunächst alle Mittelmeerstaaten, Byzanz, Frankreich, Spanien, ja England von ihr abhängig zu machen. Allein nur 52 deutsche Fürsten, halb gebeten und halb gezwungen, unterschrieben die neue Verfassung, und der Papst Cölestin III., zu welchem sich Heinrich im Juni 1196 begab, um seinen Sohn taufen und krönen zu lassen, weigerte sich beharrlich; so erlangte der Kaiser

auf einem Reichstage zu Frankfurt die Huldigung für seinen Sohn nur durch die demütigende Erklärung, er habe den Plan aufgegeben, die Krone erblich zu machen.

Der Aufstand in Sizilien

Auch der Sizilianer war er nicht mehr sicher. Erbittert über die rauhe Art des kaiserlichen Kanzlers Konrad von Hildesheim, hatten sie in Verbindung mit dem Papste und den Lombarden eine Verschwörung angestiftet, um der deutschen Herrschaft ein Ende zu machen. Selbst die Kaiserin, im innersten Herzen dem viel jüngeren deutschen Gemahl wenig zugethan, scheint nicht unbeteiligt gewesen zu sein. Allein der Sieg eines kleinen kaiserlichen Heeres bei Catania machte dem Aufruhr schnell ein Ende, und nun folgte allerdings ein Strafgericht, das an Grausamkeit in der Geschichte kaum seinesgleichen hat. Einige wurden ins Meer versenkt, andre zersägt, andre mit Pech übergossen und verbrannt, wieder andre mit Pfählen durchstochen; dem Burgherrn von San Giovanni aber, der die Hoffnung gehegt hatte, an der Seite der Kaiserin die Herrschaft zu gewinnen, wurde unter ihren Augen eine glühende Krone auf das Haupt genagelt. Seitdem vergaßen die Sizilianer jeden Widerstand und gehorchten willig.

Unterwerfung Byzanz'.

Auch in Byzanz, wo man an ähnliche Dinge gewöhnt war, fing man an, des Kaisers Rache zu fürchten. Alexius III., der seinen schwachen Bruder Isaak, den Schwiegervater Philipps von Schwaben, im April 1195 gestürzt und geblendet hatte, versprach eiligst Unterwerfung und 5000 Pfund Gold als Jahrestribut.

Plan eines Kreuzzuges. Des Kaisers Tod.

54. Brakteat König Philipps von Schwaben.

Um ebenso im Morgenlande das Ansehen der hohenstaufischen Macht herzustellen, plante der Kaiser einen Kreuzzug. An 60000 Mann versammelten sich in Süditalien, um auf zwei verschiedenen Wegen nach Palästina hinüberzusegeln. Sein Kanzler Konrad führte das erste stattliche Geschwader, belehnte unterwegs Amalrich von Lusignan im Namen seines Kaisers mit Cypern und landete am 22. September in Akkon. Dem Kaiser, der die Erblichkeit seines Thrones nicht hatte durchsetzen können, lag dringend daran, seinen bereits von den Fürsten anerkannten zweijährigen Sohn Friedrich (II.) zuvor krönen zu lassen. Allein, als des Kaisers Bruder Philipp, der nach dem Tode Konrads (1196) Herzog von Schwaben geworden war, nach Sizilien kam, um den Knaben nach Deutschland abzuholen, wurde er zugleich Zeuge von dem schnellen Hinwelken des erst 32jährigen Kaisers. Eine arge Erkältung nach wilder Jagd brachte ihm in wenigen Tagen den Tod. Der laute Jubelruf seiner Feinde, wie die schreckens- und angstvollen Klagen der meisten deutschen Fürsten und Prälaten bezeugten gemeinsam, daß der Kaiser in den letzten Lebensjahren, zumal seit der Aussöhnung mit den Welfen, wirklich die Anerkennung der deutschen Weltherrschaft beinahe errungen hätte. In diesem Sinne schreibt der Mönch Otto von St. Blasien über ihn: „Alle Stämme Deutschlands werden in Ewigkeit den Tod des Kaisers Heinrich beklagen, denn er hat sie berühmt gemacht und gefürchtet bei allen Völkern im Umkreis durch kriegerische Tapferkeit; hätte er länger gelebt, so würde er durch seine Kraft und Beharrlichkeit dem Deutschen Kaiserreich den alten Glanz wiedergegeben und es über alle Nationen erhöht haben."

Heimkehr der Kreuzfahrer. Der Deutsche Ritterorden.

Die Kreuzfahrer, welche Joppe von Malek Aladil zerstört, den König Heinrich von Champagne tot fanden — er war aus einem hohen Fenster gefallen — vermittelten, daß Amalrich von Cypern als vierter Gemahl der verwitweten Königin auch zum König von Jerusalem gewählt wurde, und nahmen Beirut. Die Hauptabsicht aber, Jerusalem selbst zu erobern, war schon aufgegeben, als die Schreckensnachricht von dem Tode des Kaisers eintraf. Sofort wandten sich viele zur Heimkehr, um in der zu erwartenden Verwirrung die eigne Habe zu retten, endlich auch der kaiserliche Kanzler Konrad selbst. Von den wenigen Fürsten, die zurückblieben, ging die weltgeschichtlich hochbedeutende Erhebung der Brüderschaft der heiligen Maria zu einem deutschen Ritterorden aus (5. März 1198), der bald die beiden älteren und an

Gütern viel reicheren durch seine innere Tüchtigkeit und seine höheren Ziele weit überragte. Selbst Franzosen, Engländer und Italiener hielten es nach wenigen Jahrzehnten für die höchste Ehre, den Ritterschlag von der Hand des deutschen Ordensmeisters zu empfangen.

Die Kaiserin Konstanze, als geborene Sizilianerin den Deutschen abhold, behielt ihren zweijährigen Knaben Friedrich bei sich, verbannte die deutschen Heerführer und ernannte im Vorgefühl eines baldigen Todes (sie starb am 28. November 1198) den jungen Papst Innocenz III., der im Januar 1198 zum Nachfolger Cölestins III. gewählt war, zu seinem Vormund und zum Verwalter des sizilischen Königreiches. Da dauerte es nicht lange, so waren auch in Mittel- und Oberitalien alle Spuren der deutschen Oberherrschaft verwischt: Rom wurde die Hauptstadt der Halbinsel.

Vormundschaft Innocenz' III. für Friedrich II.

Philipp von Schwaben und Otto IV.

Philipps von Schwaben und Ottos IV. Königswahl.

Als Philipp von Schwaben allein nach Deutschland zurückkehrte, erschien ihm dies, wie er sich in einem Briefe an den Papst ausdrückt, als ein Meer, das von allen Winden zugleich aufgeregt wird. Der Erzbischof Adolf von Köln, die Habsucht und Geldgier in Person und, da der Erzbischof von Mainz noch nicht aus Palästina heimgekehrt war, der vornehmste Prälat des Landes, war gesonnen, nicht nur Friedrich, dem man den Thron längst zugesagt hatte, sondern das ganze Geschlecht der Staufer von der Königswahl auszuschließen. Erst bot er Bernhard von Sachsen, dann Richard von England, dann Berthold von Zähringen die Krone an. Allein Philipp von Schwaben versammelte schnell zu Hagenau im Elsaß die Anhänger des staufischen Hauses, gewann einige Gegner durch Geschenke und Versprechungen und wurde, da man in so stürmischer Zeit das Königtum des weit entfernten sizilischen Knaben für gar zu untüchtig erklärte, am 8. März 1198 zu Mülhausen im Elsaß zum Könige von Deutschland gewählt. Berthold von Zähringen, außer stande, die für seine Erhebung verlangten 1700 Mark Silber an die Erzbischöfe von Köln und Trier zu zahlen, erklärte sich bereit, ihn anzuerkennen, als er die Reichsvogtei Schaffhausen zu Lehen empfing. Nur Adolf von Köln gab seinen Widerstand nicht auf, sondern bot die deutsche Krone dem achtzehnjährigen Sohne Heinrichs des Löwen, Otto von Poitou, an, der durch seine Erziehung in der Normandie dem deutschen Wesen vollkommen fremd geworden war, aber aus den Mitteln seines Oheims Richard Löwenherz, der ihn wie seinen Sohn liebte, reiche Geldspenden in Aussicht stellte. So wurde Otto IV. im Juni zu Köln als König ausgerufen und am 12. Juli in Aachen durch den Erzbischof Adolf gesalbt und gekrönt, ein kühner, hochfahrender Jüngling von hoher, ansehnlicher Gestalt, der

55. König Philipp von Schwaben.
Nach dem Denkmale in Regensburg von J. Raabe.
(Raumer, „Geschichte der Hohenstaufen".)

aber kaum Deutsch verstand. Da er Innocenz III. als den Herrn von Sizilien und ganz Mittelitalien anerkannte und sein Oheim Richard Löwenherz auch die Kardinäle durch reiche Geldspenden zu gewinnen suchte, konnte er sogar auf die Zustimmung der Kirche und auf die Kaiserkrone hoffen.

So mußte denn doch das Schwert entscheiden, und der wilde Ruf „hie Welf, hie Waibling“ scholl wieder durch ganz Deutschland.

„Untreue liegt im Hinterhalt,
Gewalt fährt auf der Straße,
Friede und Recht sind beide wund“,

sang der edle Minnesänger Walther von der Vogelweide. Vergebens rief er den Deutschen zu:

„Die Krone ist älter als der König Philipp ist,
Drum scheint's ein Wunder jedem Auge, das ermißt,
Wie ihr der Schmied das rechte Maß verliehen.
Sie leuchten beid' einander an,
Die edlen Steine den jungen süßen Mann:
Der Anblick muß den Fürsten wohlgefallen.“

Einem Klausner aber legt er die bittere Klage in den Mund:

„O weh, der Papst ist allzu jung,
Herr Gott, hilf deiner Christenheit.“

Innocenz für Otto IV.

Sobald der 39jährige Papst Innocenz III., dem nach seiner Überzeugung allein die Entscheidung zustand, ob Friedrich oder Philipp oder Otto IV. der deutschen Krone würdig sei, in Erfahrung brachte, daß der Welfe vergeblich in Braunschweig belagert sei, daß er den Mainzer Bischofsstuhl mit einem Gegner des Staufers, mit Siegfried von Eppstein besetzt habe, vor allem, daß er bereit sei, ihm selbst ganz Mittelitalien zu überlassen, sprach er im Juli 1201 über alle Anhänger Philipps den Bann aus und erklärte sich offen für Otto IV., der bald auch die Könige Knut und dann Waldemar II. von Dänemark für sich gewann. Als in Deutschland auch König Ottokar von Böhmen und Landgraf Hermann von Thüringen auf die Seite des Welfen traten, schien diesem der Sieg gewiß zu sein.

Philipps vermehrter Anhang und Tod.

Freilich war in Deutschland schon kein Sieg mehr gewiß, der sich auf die Treue der Anhänger gründete. Der eigne Bruder Ottos IV., Heinrich, für den Verlust der Pfalz, die ihm König Philipp bei der Ächtung abgesprochen hatte, keineswegs genügend entschädigt, trat zum Hohenstaufen über und empfing die Reichsvogtei über Goslar. Landgraf Hermann von Thüringen ergab sich im September 1204 bedingungslos, als er vergebens auf böhmische Hilfe gewartet hatte; der Böhmenkönig wartete erst noch den Einfall Philipps in sein Land ab, dann verpflichtete er sich auch zur Treue und, was mehr wert war, zur Bezahlung von 7000 Mark Silber und Stellung von Geiseln. Endlich, im November 1204, trat sogar der Erzbischof Adolf von Köln, dessen Geld- und Ländergier den ganzen Zwiespalt im Reiche veranlaßt hatte, für die Bestätigung seiner Herzogswürde in Engern und Westfalen zu Philipp über und krönte ihn samt seiner byzantinischen Gemahlin Irene im Februar 1205 in Aachen; nicht in Köln, da die Stadt dem Könige Otto mit mehr Treue anhing als ihr geistlicher Herrscher, der ihn vor sieben Jahren erhoben hatte. Allein nicht lange währte ihr Widerstand. Trotzdem der Erzbischof von Mainz das Kölner Kapitel zu einer Neuwahl veranlaßte, blieb jener unangefochten am Hofe Philipps und behielt sogar unter seinen Diözesanen die Anerkennung der Mehrzahl. Da öffnete auch Köln, durch Belagerung und Hunger gedemütigt, erst König Philipp, dann auch dem vertriebenen Erzbischof die Thore wieder, und alsbald wurde auch König Waldemar II. von Dänemark, der die welfischen Eroberungen in Holstein gern angenommen hatte, sehr spröde gegen Otto; endlich sandte selbst der Papst Legaten nach Deutschland, um über den Frieden zu unterhandeln. Die Befreiung vom Banne, um welche Philipp schon vor Jahresfrist aus tiefstem Herzensbedürfnis und unter Darlegung seiner gerechten Sache den Papst angegangen hatte, war das erste Ergebnis dieser Sendung. Das andre war, da Otto sich weder durch die Vorstellungen der Kardinäle noch durch König

Philipp selbst auf zwei persönlichen Zusammenkünften zum Verzicht auf die Krone bewegen ließ, daß beide Könige sich bereit erklärten, Philipp sofort, Otto nur zögernd, den Schiedsspruch des Papstes anzuerkennen. Wieder einmal hielt der gewaltige Hierarch in Rom das Schicksal Deutschlands in seinen Händen. Daß er dem Staufer die Königs- und die Kaiserkrone versprach, ist gewiß, daß er Otto IV. als Nachfolger des Söhnelosen anerkennen wollte, ist wahrscheinlich. Allein Otto wollte von einem Verzicht überhaupt nichts wissen und hoffte auf die Hilfe Waldemars II. von Dänemark und Philipps II. von Frankreich, der inzwischen sein Bündnis mit dem Staufer aufgegeben hatte. Da mußte denn doch die letzte Entscheidung dem Waffenkampf überlassen werden, zu dem sich die Streitenden, der junge, edle Staufer mit einer großen, der undeutsche Welfe Otto mit einer nur geringen Schar von Anhängern im Frühling 1208 bei Bamberg einfanden. Allein ein Wetterstrahl des Geschickes, wie er Barbarossa und Heinrich VI. unerwartet getroffen hatte, streckte auch den liebenswertesten unter allen Staufern nieder, dem nach menschlicher Berechnung der Sieg gewiß war. Am 21. Juni 1208, als er im bischöflichen Palaste in Bamberg am Nachmittag der Ruhe pflegte, traf ihn der Schwerthieb des rachsüchtigen Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach in den Hals und verlöschte sein jugendliches Leben — er war erst 32 Jahre alt. Im Dome zu Bamberg wurde er bestattet, der Mörder entkam. Wie die Zeitgenossen berichten, hatte dieser nach der Hand von Beatrix, der ältesten Tochter Philipps, gestrebt, allein wegen der Wildheit seines Charakters dieselbe nicht erhalten; auch soll seine Bewerbung um die Hand einer schlesischen Prinzessin durch den König vereitelt sein. Dafür hatte er durch den Mord Rache genommen. Als dem König Otto, der durch die Schreckensthat ohne Kampf zum Sieger geworden war, im November zu Frankfurt die reizende zehnjährige Tochter des Gemordeten, Beatrix, wie eine zitternde Taube mit der Bitte um Schutz und um die Bestrafung des Mörders entgegentrat, erklärte er sie für seine Braut, um den Kampf der beiden Familien um die Königskrone, wie er hoffte, für immer zu beendigen. — Ihre Mutter Irene, seit der Annahme des römischen Bekenntnisses Marie genannt, war am 27. August 1208, überwältigt und erschreckt durch den Mord ihres Gemahls (an einer Frühgeburt) gestorben und wurde in dem schwäbischen Kloster Lorch beigesetzt, wo sich die Familiengruft der Hohenstaufen befand. — Otto von Wittelsbach aber, „samt allen Mitschuldigen", obgleich er wohl keine hatte, geächtet, wurde von dem Reichsmarschall Heinrich von Kalden, der ihn im März 1209 in einer Scheune zu Oberndorf bei Regensburg versteckt fand, sofort getötet; der Kopf in die Donau geworfen, der Rumpf erst 1217 im Kloster Inndersdorf bestattet. Seine Stammburg wurde niedergerissen, sein Besitztum an den deutschen Orden gegeben.

56. Kaisersiegel Ottos IV.

Der Kaiser ist auf einem Stuhle mit niedriger, perlenbesetzter Lehne sitzend dargestellt. Das Obergewand wird auf der Brust durch eine große Agraffe gehalten. Neben dem Kopfe Sonne und Mond.

Da die hohenstaufische Partei in Deutschland nun ohne Haupt war — Friedrich (II.) war erst 13 Jahre alt — suchten alle Gegner eiligst die Gunst und Gnade des Welfen zu gewinnen, und dieser war klug genug, lieber die neue Ergebenheit zu belohnen als die bisherige Feindschaft zu rächen. Auch Innocenz III. sprach nicht mehr von den Aussichten und Ansprüchen seines jungen Mündels, sondern erklärte den Mord des Königs ohne Scheu für ein Gottesurteil (divinum judicium), durch welches der

Ottos Kaiserkrönung 1209.

Zwiespalt aufgehoben sei, und ermahnte unter Androhung des Bannes alle Fürsten und Prälaten des Reiches zur Anerkennung seines „teuersten Sohnes" Otto. Es erschien in der That wie eine Erlösung von allem Übel, daß nun die Einheit des Reiches fast vollkommen hergestellt war. Als Otto das Pfingstfest im Mai 1209 zu Würzburg feierte und zugleich einen Reichstag abhielt, erschienen die Letzten, welche noch nicht gehuldigt hatten, der König von Böhmen, der Markgraf von Mähren und die Herzöge von Zähringen, Lothringen und Brabant. Daß die meisten mit hohler Hand kamen und sich ihre ewig wankende Treue bezahlen ließen, versteht sich in diesem Zeitalter von selbst. Die größten Opfer jedoch verlangte die Aussöhnung mit Innocenz III., der inzwischen durch den Raubzug der Kreuzfahrer nach Konstantinopel zu einer Art von Weltherrschaft gelangt war. Ihm gegenüber verzichtete Otto auf jeden Einspruch in betreff der Prälatenwahlen, gab also thatsächlich das Wormser Konkordat auf, bestätigte alle Erwerbungen und Anordnungen des Papstes in Italien und versprach den Kampf gegen die Ketzer, um die Kaiserkrone zu erhalten. Im heißen Sommer 1209 zog er über den Brenner, Verona, Bologna und Siena bis in die Nähe Roms. Obwohl sein Heer nicht allzu groß war, geschah ihm kein Leid, da die mächtigen Städte des Lombardischen Bundes vielfach miteinander im Streite lagen und Otto keine großen Ansprüche erhob. Als er dem Heere vorauseilend mit dem Papste persönlich verhandelte, begegneten beide Herrscher einander mit ausgesuchter Herzlichkeit und innerstem Mißtrauen. Trotzdem der König die unmäßige Forderung, alle vor 1197 streitigen Gebiete der Kirche zu verschreiben, wie jede andre eidliche Verpflichtung vor der Krönung nach dem Muster seiner staufischen Vorgänger zurückwies, vollzog der Papst diese am 4. Oktober 1209 in der Peterskirche, nicht ohne die gewöhnlichen blutigen Straßenkämpfe zwischen den deutschen Kriegern und den Römern, weil diese nicht die üblichen Spenden erhalten hatten. Kaiser und Papst trennten sich nach dem Krönungsmahle im Heerlager auf Nimmerwiedersehen.

Otto im Bann.

Otto IV. dachte jetzt weniger an die Versprechungen, die er den Legaten des Papstes vor der Krönung in Deutschland gegeben hatte, als an die Herstellung seines kaiserlichen Ansehens in Mittel- und Oberitalien. Da ihm dies über Erwarten schnell gelang, faßte er den verwegenen Entschluß, sich auch des Königreichs Sizilien zu bemächtigen. Da die meisten deutschen Fürsten nach der Kaiserkrönung heimgekehrt waren, so verhießen ihm die lombardischen Städte eine ansehnliche Schar von Truppen und die Stadt Pisa eine Kriegsflotte. Vergebens bedrohte der Papst den kaum Gekrönten mit dem Banne, als er das tuskische Gebiet besetzte, das jener als Eigentum der Kirche in Anspruch nahm: Otto drang weiter vor; im November 1210 besetzte er schon Capua, und viele sizilische Barone, immer zum Abfall geneigt, gingen schnell zu ihm über. Empört über diesen Eingriff in seine Rechte, schleuderte Innocenz III. am 18. November 1210 den Bann gegen Otto. Dennoch rüstete sich der Kaiser im März 1211 zur Besitznahme Siziliens und wartete nur auf die pisanische Flotte, als ihn eilende Boten nach Deutschland zurückriefen, wo der Abfall allgemein war.

Gesinnungswechsel der deutschen Fürsten.

Hier hatte der Papst im Bunde mit Philipp II. von Frankreich die deutschen Fürsten für den jugendlichen Staufer, Friedrich von Sizilien, zu gewinnen gewußt, allen voran die ewig wankelmütigen Hermann von Thüringen, Ottokar von Böhmen und Siegfried von Mainz, dann die Herzöge von Bayern und Österreich. Von Nürnberg aus sandten sie im September 1211 ihre Boten nach Rom und nach Sizilien, um dort scheinbar um eine Erlaubnis zur neuen Königswahl zu bitten, die sie längst hatten, und hier die Krone dem sechzehnjährigen Könige anzubieten. Das Bild veränderte sich aber schnell, als Kaiser Otto herbeikam. Oberitalien fand er zwar gespalten, ein Teil der lombardischen Städte, von Cremona angeführt, verschloß ihm die Thore — eine Folge des deutschen Abfalls — allein das mächtige Mailand erkannte ihn noch an. Kaum war er durch Schwaben im März 1212 bis Frankfurt vorgedrungen, so kamen ihm schon die Herzöge von Bayern und Österreich mit ihrer Abbitte entgegen.

Ottos IV. Ausgang.

Allein bald wandte sich das Glück dennoch für immer von ihm ab. Der plötzliche Tod seiner jugendlichen Gemahlin Beatrix (11. August), wenige Wochen nach der

Hochzeit (22. Juli 1212 zu Nordhausen), zerschnitt das Band, welches ihn mit der Familie und der Partei der Staufer verbunden hatte. Die Schwaben und die Bayern verließen ihn wieder, und vom fernen Süden kam König Friedrich selbst immer näher, und je näher, desto mächtiger. Als dieser gar am 5. Dezember 1212 von einigen Anhängern in Frankfurt zum römischen Könige gewählt und wenige Tage später in Mainz vom Erzbischof gekrönt wurde, waren die unechten Insignien, mit denen man ihn schmückte, schon mehr wert, als die echten, die der Kaiser mit sich führte. Thatsächlich hatte die deutsche Herrschaft des Welfen bereits ein Ende. Als er im Bunde mit König Johann von England am 27. Juli 1214 bei Bouvines von Philipp von Frankreich geschlagen und seine Armee fast vernichtet war, blieb ihm nichts andres übrig, als Schritt für Schritt vor dem Staufer zurückzuweichen. Vereinsamt, verlassen, fast vergessen lebte er seitdem auf der Harzburg, wo er am 19. Mai 1218 starb. Der wahre Sieger aber, der ihn niedergeworfen hatte, und ein Weltherrscher ersten Ranges war Innocenz III.

Die Weltherrschaft Roms unter Innocenz III. Der vierte Kreuzzug.

Innocenz III. (1198—1216), der im Alter von 37 Jahren auf den päpstlichen Stuhl erhoben wurde, gilt mit Recht in der Weltgeschichte als der großartigste, mächtigste und geistvollste Vertreter der Hierarchie. Gebürtig aus dem altrömischen, bei Anagni begüterten Geschlechte der Conti, hatte er sich in Paris und Bologna eine tiefe theologische und juristische Bildung erworben und war frühzeitig wegen seines frommen und mönchischen Lebenswandels zum Kardinaldiakon erhoben worden. Als solcher verfaßte er im Alter von 28 Jahren eine kleine Schrift über das Elend des menschlichen Lebens, in der er mit einer überraschenden Kenntnis der Bibel, der Kirchenväter, der römischen Dichter Horaz und Ovid, des Josephus und Boethius, vor allem aber auch der Welt und des Menschen ausführt, daß alle Verhältnisse der Geburt, der Anlage, des Strebens und Lebens auf dieser Erde den Menschen nur zur Hölle reif machen, deren Schrecken er schildert, um in einem kurzen Anhang von wenigen Seiten die Liebe zu Gott als die Mutter aller Tugenden zu preisen. Kaum aber war der junge Kardinal Lothar zur höchsten Würde emporgestiegen, so erschien er von jener Weltverachtung und Trostlosigkeit abgewandt zur klugen Beherrschung aller irdischen Dinge. Innocenz III.

Gleich am Tage nach seiner Wahl nahm er dem Präfekten der Stadt, der die Rechte des Reichs vertrat, den Eid der Treue ab und belehnte ihn mit einem Mantel und einem silbernen Becher. Adel und Volk im Kirchenstaat lehrte er durch Strenge und Gerechtigkeit gehorchen und Frieden halten, wenn er auch hin und wieder sich doch vor den Aufständischen in die Volskerberge flüchten mußte. Aus Mittel- und Oberitalien wußte er durch Bündnisse mit den Städten die deutschen Statthalter zu verdrängen, die Heinrich VI. eingesetzt hatte, und die Vormundschaft über den dreijährigen König beider Sizilien machte ihn geradezu zum Herrscher von ganz Italien und zum Nachfolger Heinrichs VI. Er konnte hoffen, die deutsche Weltherrschaft, deren Fundament, die Vereinigung Italiens mit Deutschland, auseinander gesprengt war, für immer ausgetilgt zu haben und die päpstliche an ihre Stelle setzen zu können, zumal da in Deutschland selbst zwei Könige um den Besitz der Krone stritten. Herrschaft über Italien

Da Saladin tot war, durfte man wieder die Hoffnung schöpfen, den streitenden Nachfolgern durch einen allgemeinen Kreuzzug das heilige Land zu entreißen und die Herrschaft Roms über einen großen Teil Asiens auszubreiten. Als der bedrängte König Leo von Armenien sich mit der Bitte um Hilfe gegen die Sarazenen an den Papst wandte, den er zugleich als den obersten Bischof der ganzen Christenheit anerkannte, schickte ihm Innocenz zunächst Ermahnungen, Verheißungen und ein geweihtes Banner. Dann trieb er durch seine Gesandten in Konstantinopel den Kaiser Alexius III. zur Rüstung an, verlangte aber zugleich die Vereinigung der beiden Kirchen, von der jener nichts wissen wollte, und versprach dem jungen Fürsten Johannes von Bulgarien Kreuzzugspredigt.

eine hübsche, goldene Königskrone, wenn er der römischen Kirche huldige. Seine größte Hoffnung aber setzte der Papst doch immer auf das Abendland. Durch Briefe, Legaten und Mönche suchte er die Geistlichen, die Ritter und das Volk in Frankreich, England, Schottland, Italien und Ungarn für die heilige Sache zu erwärmen. Von allen Geistlichen verlangte er den vierzigsten Teil ihres Einkommens, er selber verhieß den zehnten Teil zu geben, in allen Kirchen wurden Opferstöcke aufgestellt, um die Gaben der Kirchgänger aufzunehmen.

Fulco von Neuilly.

Am meisten wirkte die Predigt eines Geistlichen Fulco von Neuilly (a. d. Aisne), der sonst wohl den Becher und die Mahlzeiten geliebt hatte, aber nun, von bußfertiger Stimmung hingerissen, eine unwiderstehliche Beredsamkeit zeigte. Bald nahmen Tausende das Kreuz, und da er auch Wunder that und hier und da zur gelegenen Zeit Kranken die Genesung prophezeite, so verehrte man ihn wie einen Heiligen und war glücklich, aus einem Lappen seines Kleides das Kreuz schneiden zu dürfen, das man auf die Schulter heftete. Es kam so weit, daß er sich bisweilen mit dem Stocke helfen mußte. Doch meinte er, über 200000 Kreuze verteilt zu haben. Als er bald darauf starb, hat mancher wohl sich des Gelübdes, das er vor ihm abgelegt, ledig betrachtet.

Martin.

Außer Fulco wirkte noch am meisten der Cistercienserabt Martin am Oberrhein, weil er den Thoren — sie waren meistens aus niedrigstem Stande — das alte Evangelium von Reichtum und Glück im gelobten Lande vorpredigte.

Walther v. d. Vogelweide.

Bei den Gebildeten, zumal bei den Deutschen, begegnete der Ruf zum Kreuzzug der Unlust und dem Zweifel. Das arge Mißgeschick, das fast über ein Jahrhundert viele Hunderttausende betroffen hatte, war noch in aller Gedächtnis, und allerlei Fehde fesselte die Ritter an die Heimat. Selbst die Opferstöcke werden nicht allzuviel eingebracht haben. Legt doch der gottesfürchtige deutsche Sänger, Walther von der Vogelweide, ganz keck dem Papste die Worte in den Mund:

„Ich habe zwei Alemannen unter eine Krone gebracht,
Daß sie das Reich verstören, mit Raub und Brand belasten,
Indessen füllen wir die Opferkasten.
Ich trieb sie an den Opferstock, und all ihr Gut ist mein,
Ihr deutsches Silber fährt in meinen wälschen Schrein.
Ihr Pfaffen, esset Hühner, trinket Wein
Und laßt die Deutschen . . . fasten."

Offen spricht er in einem zweiten Gedichte seine Zweifel über die Verwendung des Geldes aus:

„Ich glaube, wenig Silber kommt zu Hilf' in Gottes Land,
Denn große Schätze teilet selten der Pfaffen Hand.
Herr Stock, ihr seid zum Schaden hergesandt,
Daß ihr aus deutschen Leuten suchet Thörinnen und Narren."

Französische Kreuzfahrer.

Wenn es auch dem Kardinal Peter von Capua im Dezember 1198 gelang, zwischen Richard Löwenherz und Philipp II. einen Waffenstillstand herbeizuführen: das Kreuz nahm keiner von den beiden Königen wieder auf seine Schulter. Aber Fulco gewann doch eine große Zahl von Grafen und Rittern für den heiligen Krieg. Als er im Spätherbste 1199 auf einem glänzenden Turnier in den Ardennen erschien, glückte es ihm, durch seine flammende Rede zunächst den 22jährigen Grafen Thibaut von Champagne, dessen Bruder Heinrich König von Jerusalem gewesen war, und den 27jährigen Grafen Ludwig von Blois, beides Verwandte jener Könige, alsbald auch viele Freunde und Anhänger derselben, darunter den Marschall von Champagne, Gottfried von Villehardouin, den geschickten und anmutigen Berichterstatter des Kreuzzugs, zu gewinnen. Nun folgten Tausend andre, darunter Simon von Montfort und Matthias von Montmorenci, diesem Beispiel, endlich im Februar 1200 der fromme und ritterliche Graf Balduin von Flandern mit seinen Brüdern Eustach und Heinrich. So bekam das ganze Unternehmen einen vorherrschend französischen Charakter.

Vertrag mit Venedig.

Nachdem man sich dahin geeinigt hatte, lieber gleich in Ägypten die Ejubiden anzugreifen und von dort aus das heilige Land zurückzuerobern, beschloß man eine Gesandtschaft von sechs Kreuzfahrern, darunter Villehardouin, nach Venedig zu schicken und sich die venezianische Flotte zur Überfahrt zu sichern. Nach langen Verhandlungen mit dem greisen Dogen Heinrich Dandolo kam man überein, daß die

Republik für 4500 Ritter, 9000 Knappen und 20 000 andre Streiter die nötigen Schiffe zur Überfahrt, den nötigen Lebensunterhalt für ein Jahr liefern und selbst 50 Galeeren in den Kampf führen wolle, wenn ihr bis zum April 1202 in vier Raten 85 000 Mark Silber (etwa 3 800 000 Mark unsres Geldes) bezahlt würden. Alle Eroberung und selbst die Beute sollte zwischen Venedig und den französischen Kreuzfahrern geteilt werden. Merkwürdig erscheint, daß in der Urkunde weder das Ziel der Überfahrt, noch die Gegner als Ungläubige bezeichnet werden. Da alle übrigen seetüchtigen Städte Italiens mit eignen Streitigkeiten beschäftigt waren, blieb den Kreuzfahrern keine Wahl. Sie mußten in den harten Vertrag willigen.

Bonifacius von Montferrat.

Ehe noch an die Abfahrt gedacht werden konnte, war der jugendliche Anführer der Kreuzfahrer, Thibaut (Theobald) von Champagne, gestorben. An seine Stelle wurde auf den Vorschlag Villehardouins Bonifacius von Montferrat gewählt, ein Ritter und Sänger zugleich, übrigens mehr auf irdischen Gewinn bedacht, als auf sein Seelenheil, der Bruder jenes Konrad von Montferrat, der einst mit Guido von Lusignan um die Krone von Jerusalem stritt und darüber ermordet wurde.

Die Kreuzfahrer in Venedig.

Inzwischen fanden sich in Venedig zwar einige Tausend Kreuzfahrer ein, aber doch nicht so viele, als man erwartet hatte, und vor allem fehlten im April 1202 zu der verabredeten Summe noch 34 000 Mark Silber. Da war es den Kreuzfahrern ein willkommener Vorschlag, den Venezianern bei der Wiedereroberung des abgefallenen Zara behilflich zu sein und mit ihrem Beuteanteil den Schuldrest zu bezahlen. Vergebens drohte Papst Innocenz III. den Anführern mit dem Banne. Zara wurde im November unter der Kreuzesfahne erobert, geplündert und der Mauern beraubt. Dann freilich baten viele Kreuzfahrer reumütig um die Gnade und Verzeihung des Papstes, die ihnen auch zu teil wurde; die Venezianer dagegen wiesen jede Einrede desselben keck ab. Der Sinn des neunzigjährigen Dogen, der, um sicher zu täuschen, im August selbst das Kreuz genommen hatte, richtete sich vielmehr schon auf den Besitz des christlichen Byzanz.

Zustände in Konstantinopel.

Es ist in Bd. III erzählt worden, wie aus dem Blutbade, durch das der letzte männliche Sproß des Hauses der Komnenen, Andronikus, hinweggespült wurde, der elende Isaak II. Angelos den schwankenden Thron von Byzanz erstieg. Obwohl eifersüchtig auf den Besitz der höchsten Gewalt, die ihm der Zufall entgegengeworfen, that er nichts, sie zu erhalten oder zu gebrauchen. Umgeben von 20 000 Eunuchen und Hausdienern, verbrachte er seine Zeit und das Geld des Staates unter Possenreißern und Komödianten, die seiner spotteten, in erbärmlichen Vergnügungen und in unersättlicher Lust am Essen und Trinken; 4000 Pfund Silber (etwa 360 000 Mark) soll täglich sein Haushalt gekostet haben. Er kümmerte sich wenig darum, daß das herrliche Cypern ihm durch einen entfernten Verwandten gleichen Namens und diesem dann durch Richard Löwenherz entrissen wurde. Er machte nur geringe Anstrengungen, das abtrünnige Bulgarien zu strafen. Nach kurzem Kampfe mußte er sich die Unabhängigkeit dieses Königreichs gefallen lassen, das noch dazu durch eine feierliche Gesandtschaft von Innocenz III. einen lateinischen Erzbischof erbat. Es ist oben erwähnt worden, wie nahe es Friedrich Barbarossa gelegt wurde, den morschen Thron des Byzantiners umzustoßen, der gegen ihn und alle Franken mit Saladin, dem Feinde der Christen, im Bunde war, und daß nur das höhere Ziel den edel denkenden Deutschen verhinderte, den griechischen Intrigen gegen alle Anhänger der römischen Kirche und gegen alle westlichen Nationen mit einem einzigen derben Schlage für immer ein Ende zu machen. Dennoch entging Isaak dem verdienten Verhängnis nicht. Nachdem er wiederholentlich durch einige Getreue aus Volks- und Heeresaufständen glücklich gerettet war, benutzte sein treuloser Bruder Alexius III. (1195—1203) seine Abwesenheit zur Jagd in den thrakischen Thälern und ließ sich durch das Heer und die Geistlichkeit mit dem Purpur schmücken. Nicht weil er der bessere war, gab man ihm die Krone, aber er war doch ein andrer. Den verratenen, von seiner Leibgarde verlassenen Bruder ließ er des Augenlichts berauben und bei Wasser und Brot in einen eisernen Turm sperren. Dessen einzigen, damals zwölfjährigen Sohn Alexius verschonte er zwar, nahm ihn aber aus Argwohn beständig mit sich. Dennoch gelang es diesem, als Matrose verkleidet, sich auf ein italienisches Schiff zu flüchten und nach Sizilien zu entkommen. Vergebens hatte er den Papst Innocenz um Hilfe für seinen gefangenen Vater angefleht, vergebens seinen Schwager, den König Philipp von Schwaben; da leuchtete ihm die Hoffnung auf, die Kreuzfahrer samt den Venezianern zu gewinnen.

Hilfegesuch des Prinzen Alexius.

Auf den Rat des Hohenstaufen und zugleich des Markgrafen Bonifacius von Montferrat knüpfte der griechische Prinz Verhandlungen mit dem Dogen Dandolo und den Kreuzfahrern in Zara an. Er verhieß ihnen für die Wiedereinsetzung seines Vaters

eine Summe von 200 000 Mark Silber (etwa 9 Millionen Mark unsres Geldes) zu zahlen und zur Eroberung des heiligen Landes noch 10 000 Mark und versprach überdies, sein ganzes Kaiserreich unter die Oberhoheit des römischen Bischofs zu stellen. So verlockend das letzte Versprechen dem Hierarchen am Tiberflusse erscheinen mußte: er war edel genug gewesen, jede Begünstigung des Zuges, wie Bonifacius sie persönlich erbat, entschieden von sich zu weisen. Dadurch ließ sich denn auch ein großer Teil der Kreuzfahrer abhalten und kehrte entweder in die Heimat zurück, oder schiffte sich heimlich mit dem Cistercienserabt Martin zur unsicheren Fahrt nach Akkon ein. Der greise Doge aber ergriff mit Eifer die lockende Gelegenheit zur Ausbreitung der venezianischen Handelsherrschaft und kümmerte sich wenig um den Bannstrahl, der schon seit dem Zuge gegen Zara auf der Republik lastete. Ähnlich dachten die meisten französischen Ritter, die eben durch die Fürbitte des Abts Martin vom Banne befreit waren: wenn das griechische Reich erst in ihren Händen sei, werde der Papst es sich schon gefallen lassen, ihr Oberhirte zu werden und zu bleiben.

Einnahme von Konstantinopel durch die Kreuzfahrer.

Von Zara aus, wo der Prinz Alexius mit großen Ehren aufgenommen wurde, segelte die Flotte mit etwa 40 000 Mann unter Führung des greisen Dogen im Mai 1203 über Durazzo, Korfu und durch das stürmische Ägäische Meer bis nach Skutari. Der erbärmliche Kaiser Alexius III., der sich durch Nichtsthun, Wohlleben und Verschwendung verhaßt gemacht hatte, begnügte sich, durch eine Gesandtschaft ihren Abzug zu verlangen. Da die wenigen und schlechten Besatzungstruppen am Lande vor den Kreuzfahrern flüchteten, wurde Galata (6. Juli) genommen, die Hafenkette gesprengt und schon am 17. Juli 1203 unter Führung des Dogen der Sturm auf die Hafenseite von Konstantinopel unternommen. Mit Hilfe ihrer mustergültigen Belagerungsmaschinen wehte schon am ersten Tage auf 25 Türmen nacheinander das Markusbanner der Venezianer. Trotz der tapferen Gegenwehr einiger mannhafter Scharen, zum größeren Teile warägischer Söldner oder pisanischer Kolonisten, die sich unter dem trefflichen Schwiegersohne des Kaisers, unter Theodorus Laskaris, zusammenfanden, gab der Usurpator selbst seine Sache verloren, segelte heimlich bei Nacht mit allen Schätzen davon, die er in der Eile ergreifen konnte, und schon am Morgen gelangte die Nachricht zu den Belagerern, daß der geblendete Kaiser Isaak Angelos unter dem Jubel des Volkes aus dem Kerker wieder in den Kaiserpalast geführt sei. Nachdem er, wenn auch zögernd, den Versprechungen seines Sohnes zugestimmt hatte, wurde ihm dieser im Triumph von den angesehensten Kreuzfahrern zugeführt, wenige Tage darauf als Alexius IV. zum Mitregenten ernannt und in der Sophienkirche gekrönt. Die Kreuzfahrer und Venezianer aber lagerten sich in Pera, um jeden Streit mit der griechischen Bevölkerung zu vermeiden.

Besitznahme vom byzantinischen Reiche.

Der schnell gewonnene Sieg zeigte sich bald als unfruchtbar. Als der junge Mitkaiser seinem kranken, blinden Vater alle Gewalt entriß, als er die silbernen und goldenen Kirchengeräte in Münze umprägen ließ, um die Forderungen seiner Retter wenigstens zum Teil zu befriedigen, als die Kreuzfahrer und die Venezianer zu plündern begannen und ein Drittel von Konstantinopel dabei in Flammen aufging, wurde die Spannung zwischen den Griechen und den Lateinern so schlimm, daß alle Franken, 15 000 an Zahl, aus der Hauptstadt in das befestigte Lager von Pera flüchteten. Nun stellte der leichtsinnige und schwelgerische Alexius IV. seine Zahlungen an die Kreuzfahrer ein, um vielleicht die Gunst der Griechen damit zu gewinnen. In einer Zusammenkunft am Hafen schalt ihn der alte Doge einen „schändlichen Buben, den die Lateiner aus dem Kot gezogen hätten und wieder in den Kot verstoßen würden". So wurde ein neuer Kampf unvermeidlich. In dieser Not verließ auch Alexius Dukas Murzuflus, ein entfernter Verwandter und der einzige energische Helfer des Kaiserhauses, seinen Herrn, ließ ihn gefangen setzen und sich selbst als Alexius V. zum Kaiser ausrufen. Kaum war der sieche Kaiser Isaak vor Schreck gestorben, sein Sohn Alexius IV. am 6. Februar 1204 im Kerker erwürgt, so machten die Kreuzfahrer mit den Venezianern einen neuen Vertrag und beschlossen, den Emporkömmling zu stürzen, seine Hauptstadt zu erobern und sein Reich derart zu teilen, daß

der neu zu wählende Kaiser nur ein Viertel erhalte, drei Viertel aber in große Lehen zerschlagen würden, damit möglichst viele damit bedacht werden könnten.

Grausamkeit der Kreuzfahrer

Schon am 12. April 1204 nach dreitägigem Sturm drangen die Franken sengend und brennend in die alte Kaiserstadt ein. Alexius V., der vergebens versucht hatte, seine feigen Krieger zu kräftigem Widerstande zu bewegen, suchte sein Heil in eilender Flucht; Theodorus Laskaris, der den wertlosen Purpur an sich riß, bald ebenso. Vergebens erinnerten die Fürsten an den Befehl und das Versprechen, jede Gewaltthat zu vermeiden. Die lange Entbehrung, der hundertjährige Haß gegen die ketzerischen, hinterlistigen, tückischen Griechen schürte die Wut. Man raubte, verbrannte, mordete, wem man begegnete. Kein Verbrechen, kein Laster scheute das Tageslicht. Die Frauen und Mädchen entriß man den Armen der Gatten und Väter, die Nonnen dem Kloster. Selbst die heiligen Gotteshäuser wurden Stätten der gemeinsten Lüste. Gold und Silber, Waffen und Geräte raffte man zusammen, Kunstwerke, die man nicht mitnehmen konnte, zerstörte man. Die Frömmeren stahlen wenigstens Reliquien; der Abt Martin, seit wenigen Wochen wieder beim Heere, schleppte eine schwere Masse von solchen nach seinem Kloster Pairis in Frankreich.

Kaisertum Nicäa und Trapezunt.

Alexius V. (Murzuflus), der als Flüchtling bei Alexius III. in Thessalonich Schutz suchte, wurde auf dessen Befehl geblendet, später auf der Flucht nach Asien ergriffen, durch die Barone des Kaiserreichs zum Tode verurteilt und von einer hohen Säule herabgestürzt. Alexius III. selbst geriet auf der Flucht aus Thessalonich in die Hände des Markgrafen Bonifacius, der ihn nach Montferrat schaffen ließ, entkam noch einmal nach Asien, wurde aber von Theodorus Laskaris, der sich ein Kaisertum Nicäa gegründet hatte, gefangen genommen und starb im Kerker. Ein andrer Alexius, ein Abkömmling der Komnenen, machte sich zum Kaiser von Trapezunt. Seine Nachkommen wurden erst 1462 von den Türken verjagt. Die letzten leben noch in England.

57. Goldene Bulle Balduins I., des ersten lateinischen Kaisers.

Nach Hainault.

Das lateinische Kaisertum.

Das nächste Werk der Sieger war die Teilung der Beute, sowie des Landes und die Wahl eines Kaisers von „Romanien", wie man das Reich jetzt nannte. Von den 400 000 Mark Silber, die man zusammengeraubt hatte, nahmen die Venezianer ihre Hälfte, ließen sich aber von den Pilgern noch 50 000 Mark zahlen, als bedungenen Rest der Zahlung für die Überfahrt nach Palästina, die jetzt fast in Vergessenheit geraten und thatsächlich aufgegeben war. Dann schritt man zur Kaiserwahl. Daß Bonifacius von Montferrat, „die Blüte der Ritterschaft", wie man ihn nannte, der thatsächlich die Pilger zum Siege geführt hatte, das nächste Anrecht auf die höchste Würde habe, schien offenbar. Durch Verheiratung mit der jungen Witwe des geblendeten Isaak, Margarete von Ungarn, war er Stiefvater des unmündigen Manuel Angelus, des einzigen rechtmäßigen Erben, geworden. Allein die Franzosen mochten keinen Italiener, und Dandolo selbst mit seinen Venezianern entschied die Wahl Balduins von Flandern am 9. Mai 1204. Bonifacius war edelmütig genug, seine Schulter unter den Heerschild zu schieben, auf dem sich der erste lateinische Kaiser dem Volke zeigte. Dann folgten die prachtvolle Krönung und die Aussöhnung mit dem Papste. So sehr Innocenz III. gegen die Ablenkung vom eigentlichen Ziele des Kreuzzugs geeifert hatte, jetzt schmeichelte seiner Machtbegier doch die vollendete Thatsache, daß Konstantinopel nun wirklich vor Rom in die Kniee sank, daß dieser glühende Wunsch, der Gregor VII. und Urban II. zur Erregung dieser ungeheuren Völkerwanderung getrieben hatte, in Erfüllung gegangen sei. Er verzieh den Pilgern,

er befreite die Venezianer vom Banne, er bestätigte und weihte den frommen und hochgebildeten Thomaso Morosini als Patriarchen von Konstantinopel, er nahm mit Dank die reichen Geschenke des ersten lateinischen Kaisers an und versprach, die morgenländische Kirche, die nun wieder, wie der verlorene Sohn, in das Haus des Vaters zurückkehrte, unter seinen besonderen väterlichen Schutz zu nehmen. Alsbald schickte er auch Scharen von Priestern und Mönchen hinüber, um sich die reichen Bistümer und Pfründen anzueignen.

Die großen Lehen.

Bonifacius erhielt nun das Lehnskönigreich Thessalonich, Villehardouin wurde Marschall des neuen Kaisertums mit einem schönen Besitz im Thale des Hebrus; sein Neffe, der ihn beerbte (bald nach 1212), wurde gar Fürst von Achaja; auch Fürsten von Athen und von Theben, von Naxos, Euböa und Leukadia gab es unter diesen Abenteurern, denen jede Erinnerung an das heilige Grab entschwunden zu sein schien.

Venedigs Anteil.

Den Löwenanteil aber nahmen selbstverständlich die schlauen Handelsherren von Venedig für sich. Sie kauften dem Könige Bonifacius die ferne Insel Candia (Kreta) ab und pflanzten die Flagge des neuen „Königreiches" auf der Piazetta auf, sie gründeten von der Hadria bis zum Bosporus in allen Hafenstädten und auf allen Inseln Faktoreien und geboten durch ihren Podestà in Pera über den gesamten Handel mit der Levante und zum Teil mit Ägypten. Ihr Doge, mit der Würde eines Despoten von Albanien bekleidet, übte den mächtigsten Einfluß auf die Geschicke des neuen Reiches und verstand es meisterhaft, alle Vorteile der großen Eroberung seinem blühenden Handelsstaate zuzuwenden.

Schwäche des neuen Kaiserreichs. Balduins Ende.

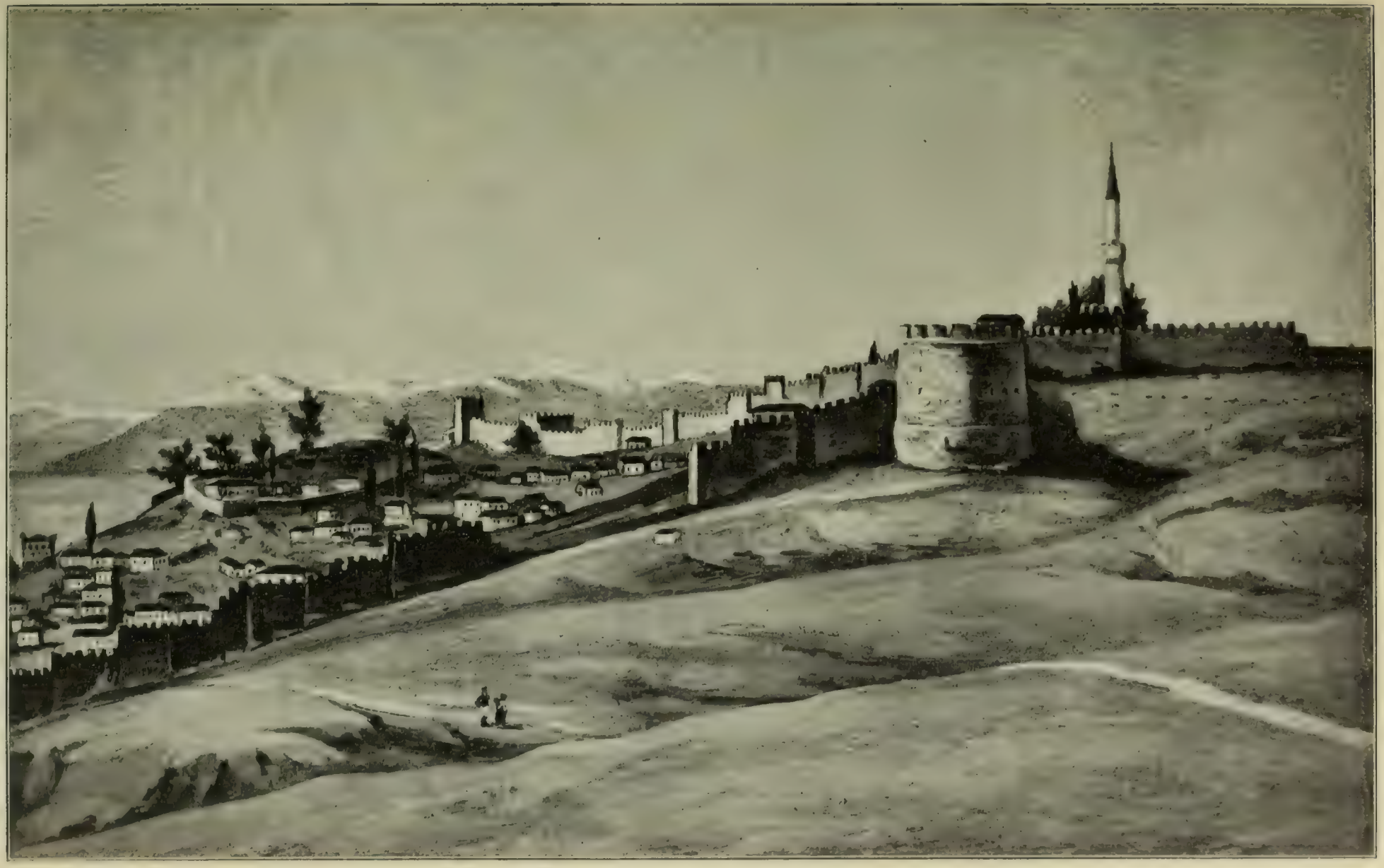
Trotzdem man die teilweise vortrefflichen Einrichtungen des Königreiches Jerusalem, die bekannten Assisen (s. S. 31 f.) bei dem Ausbau des Kaiserreiches zu Grunde legte, erwies sich dasselbe als wenig widerstandsfähig, ja als kraftlos. Nicht nur in dem fernen Trapezunt, sondern auch im nahen Nicäa, ja sogar in Durazzo erhielten sich Abkömmlinge der alten byzantinischen Kaiserfamilie fast unangefochten. Allein die nächste Gefahr drohte von dem immer feindseligen Bulgarenreiche. Der kriegerische König Johannes, der einst den Kreuzfahrern einen Bund gegen den griechischen Kaiser angetragen hatte, aber abgewiesen war, unterstützte jetzt bereitwillig insgeheim die unterdrückten Griechen gegen das lateinische Kaisertum, obwohl er selbst der römischen Kirche angehörte und sich von Innocenz III. eine geweihte Fahne hatte schenken lassen. Als nun im Mai 1205 der Kaiser und der Doge Adrianopel belagerten, das sich für allerlei Übergriffe an den fränkischen Besatzungstruppen durch Mord oder Verjagung gerächt hatte, kamen die bulgarischen Reiterscharen wie eine Wetterwolke aus dem Norden herbei, ermüdeten erst die gepanzerten Ritter durch scheinbare Flucht und umzingelten sie dann. Gegen Dreihundert wurden getötet oder gefangen genommen, darunter der Kaiser Balduin selbst (15. April 1205). Der greise Doge Dandolo überlebte nicht lange diesen Unglücksfall, er starb am 1. Juni fern von der Heimat, die er zu einer unerhörten Höhe der Macht und des Reichtums erhoben hatte, als noch die bulgarischen Reiter ganz Thrakien bis in die Nähe der Kaiserstadt durchschwärmten.

Bonifacius von Montferrats Tod.

Der außerordentlichen Klugheit und Energie Heinrichs von Flandern, der zunächst als Reichsverweser und, sobald 1206 die sichere Nachricht von dem Tode seines gefangenen Bruders eintraf — ob er gestorben oder ermordet sei, erfuhr man nicht — als Kaiser die Regierung übernahm (1206—1216), gelang es, mit den wenigen Kreuzfahrern, die sich vor den Bulgaren gerettet hatten, und mit den übrigen, die das Reich von Nicäa vergeblich angegriffen hatten und nun zurückgekehrt waren, die wilden Eindringlinge mehr und mehr zurückzuscheuchen. Andererseits gewann er durch kluge Behandlung auch die Griechen für sich, so daß sie die geheime und für sie selbst viel gefährlichere Verbindung mit den rohen Bulgaren aufgaben, und verlangte von dem ruhelos in Griechenland abenteuernden Bonifacius von Montferrat, mit dessen reizender Tochter er sich verlobte, Huldigung und Beistand. Allein, ehe es noch zu dem verabredeten gemeinsamen Zuge gegen die Bulgaren kam, empfing dieser immer tollkühne Ritter, als er bei einem Scharmützel im Gebirge ohne Rüstung auf einen Reiterschwarm losging, die Todeswunde (1207). Die Zeitgenossen betrauerten in ihm „die Blüte des Rittertums", und der Barbarenkönig Johannes pries sich glücklich, daß ihm „der beste, tapferste und freigebigste Ritter erlegen sei, den die Welt je gesehen". Allein bald darauf wurde er selbst im Angesicht von Thessalonich, das er belagerte, von den Seinen ermordet (Herbst 1207) und sein Nachfolger durch Kaiser Heinrich aus Thrakien verdrängt.

Religiöser Zwiespalt.

Trotzdem waren die Verhältnisse dieses neuen Kaiserreiches in einer Weise verwickelt, daß auch der begabteste und pflichttreueste Monarch ihm nicht zu gesunder, innerer Kraft verhelfen konnte. Die römische Kirche vermochte sich bei den Griechen wenig Achtung zu erringen, da ihre Vertreter meistens beutesüchtige Abenteurer waren, die sich nicht scheuten, aus den blutbefleckten Händen dieser sogenannten Kreuzfahrer fette Pfründen zu nehmen. Was die Priester beider Kirchen an geistiger und geistlicher Bildung vor den Laien voraus hatten, trieb sie nur an,



58. Die Oberstadt von Saloniki (Thessalonich), von Osten gesehen. Nach einem Aquarell von Dr. Cl. Franke.

einander zu verachten und zu bekämpfen. Auch der Haß der beiden Rassen, der griechischen und der fränkischen, blieb unverändert. Waren doch die Franken selbst oft genug im Begriff, einander zu befehden. Wenn schon in der Hauptstadt die venezianische Geistlichkeit mit der französischen sich schwer vertrug, so strebten die beiden lombardischen Vormünder des jungen Königs Demetrius von Thessalonich, den Bonifacius hinterlassen hatte, einen geheimen Bund zwischen allen italienischen Grafen und Herren der griechischen Halbinsel zu stiften und sich von dem französischen Kaisertum unabhängig zu machen. Mit unermüdlicher Treue und bewunderungswürdigem Geschick war es dem jungen Kaiser immer noch geglückt, die Gegensätze auszugleichen und die Einheit zu sichern. Allein, als er 1216 zu demselben Zwecke wieder nach Thessalonich eilte, starb er in der Blüte der Jahre, kaum ein Vierziger, so schnell dahin, daß man annahm, Biandrate, einer von jenen Vormündern, habe ihn vergiftet. Mit seinem Tode schwand jede Hoffnung für das Bestehen des lateinischen Kaisertums eigentlich schon dahin, denn er allein hatte vermocht, die Gemüter der Griechen zu versöhnen. Ohnehin behaupteten sich in Epirus und in Thessalien griechische Fürsten mit dem Titel Despotes, und der tapfere und staatskluge Kaiser Theodor von Nicäa wehrte jeden Angriff ab, auch den des Kaisers von Trapezunt, und breitete sich mehr und mehr in Kleinasien aus.

Besitz der Venezianer.

Den Venezianern, deren Doge bereits vertragsmäßig den sonderbaren Titel führte „Beherrscher von einem Viertel und einem Achtel des Römerreiches", gelang es in der That, die Inseln Korfu, Kephalenia, Naxos und die Städte Methone, Korone (in Messenien), Nauplia, Argos, Korinth zu besetzen, doch behauptete sich im nördlichen Morea neben ihnen der Neffe und Erbe Villehardouins, Gottfried Villehardouin, als Herzog von Achaja.

Letzte Schicksale des lateinischen Kaiserreiches.

Auf den Kaiserthron berief man den Schwager Heinrichs, den Grafen Peter von Courtenay (1217). Allein vergebens verkaufte dieser seine schönsten Besitzungen in Frankreich, um Truppen und Geld zu gewinnen, vergebens holte er sich aus Rom den Segen Honorius' III., vergebens belagerte er den Fürsten Theodor in Durazzo, weil er diese Stadt den Venezianern für die geliehenen Schiffe versprochen hatte: nach kurzem Kampfe geriet er in die Gefangenschaft des Abenteurers und starb 1218. Seine Witwe Jolantha erkaufte wenigstens den Frieden mit Nicäa durch Vermählung ihrer Tochter Maria mit dem Kaiser; ein Jahr später starb sie (1219). Unter ihrem Sohne Robert (1221—1228), der weder den Willen noch die Fähigkeit besaß, die Macht des Kaisertums zu verstärken, machte sich jener Theodorus von Epirus zum „Kaiser" von Thessalonich, das er dem Erben des Königs Bonifacius entriß, und Johannes Dukas Vatatzes, der eroberungssüchtige Schwiegersohn und seit 1222 Erbe des Theodorus Laskaris, drang bis an die trennenden Meeresstraßen vor, jeden Augenblick bereit, über das schwache Kaisertum herzufallen. Als Robert auf der Rückreise von Rom, wo er den Papst vergebens um Hilfe bat, von Angst und Sorge niedergedrückt, in Griechenland starb, folgte sein elfjähriger Bruder Balduin II. (1228—1261, gest. 1273). Zum Glück kam gerade Johann von Brienne, der tapfere und edle Titularkönig von Jerusalem — er nannte sich so als Schwiegersohn Konrads von Montferrat (s. S. 118) — mit einer nicht unbedeutenden Ritterschar nach Konstantinopel und wurde sofort, da er seine jüngste Tochter Maria (die ältere war mit Kaiser Friedrich II. vermählt) mit dem Kaiserknaben verlobte, von den Baronen einstimmig auf Lebenszeit zum Mitkaiser erwählt. Wirklich gelang es ihm noch, den gemeinsamen Angriff des Bulgarenkönigs und seines Bundesgenossen Vatatzes 1235 zurückzuschlagen, aber lebens- und kampfesmüde ging der greise Kreuzfahrer zwei Jahre später ins Kloster (1237). Sein unfähiger Schwiegersohn bettelte vier Jahre lang bei allen Fürsten Westeuropas um Geld und Truppen, versetzte alles, was er in Frankreich besaß, verkaufte die kostbarsten Reliquien des Kaiserreichs, darunter die „Dornenkrone Christi" an Ludwig IX. von Frankreich, und schloß ein unnatürliches Bündnis mit den heidnischen Kumanen und dem Sultan von Ikonium. Nur der Umstand, daß Vatatzes sich erst des Reiches Thessalonich und eines Teils von Bulgarien bemächtigte und sein unfähiger Sohn Theodorus II. Laskaris (1254—1258) sich weiter mit den Bulgaren und Epiroten herumschlug, hielt noch wenige Jahre die Katastrophe auf. Allein kaum hatte der kluge und energische Feldherr Michael Paläologus den achtjährigen Kaiser Johannes IV. von Nicäa, als Vormund und Mitkaiser, erst beiseite gedrängt, dann der Freiheit und des Augenlichts beraubt, so machte er 1259 dem Fürstentum Epirus ein Ende, dessen Herrscher er gefangen nahm, und setzte 1260 über den Hellespont. Die Festungen in Romanien fielen nun nacheinander in seine Hand; nur der Widerstand von Galata brachte dem schwachen Kaiser Balduin noch einen einjährigen Waffenstillstand ein. Als aber die Venezianer sich zur kraftvollen Unterstützung des wankenden Kaiserthrones rüsteten, verband Michael sich mit den Genuesen, um jene zu verhindern, und ließ bereits am 25. Juli die griechische Hauptstadt besetzen. Kaiser Balduin rettete sich auf einer venezianischen Galeere zunächst nach Euböa, dann nach Italien, wo er vergebens bittend und bettelnd in Neapel, Rom und Venedig erschien. Um Geld und Truppen zu erlangen, hatte er nicht nur alle Besitzungen in Frankreich verkauft, sondern auch die großen Lehen des lateinischen Kaisertums verschenkt, das ihm nicht mehr gehörte. Er starb im Oktober 1273 in Italien als heimatloser Flüchtling. Seine Nachkommen führten noch bis in das 14. Jahrhundert den wertlosen Kaisertitel fort.

Das griechische Kaisertum der Paläologen.

Am 15. August 1261 hielt der erste Kaiser aus der Reihe der Paläologen seinen prunkvollen Einzug in die jetzt wieder griechische Hauptstadt Konstantinopel. Vergebens verlangte der Patriarch Arsenios, er solle den geraubten Purpur niederlegen, und verstieß den Ungehorsamen

aus dem Verband der griechischen Kirche. Der energische Kaiser nahm Rache, indem er den kühnen Priester durch eine geschmeidige Synode seines Amtes entsetzen und auf eine wüste Insel verbannen ließ, wo er in bitterer Armut starb, weil er die Bitte des Herrschers um Aussöhnung mit der griechischen Kirche trotzig abwies. Als ein beim Volke beliebter Patriarch diese endlich zustande brachte, beharrte eine mächtige Mönchspartei, die sogenannten Arseniten, bei der Verwerfung des Kaisers und seines Patriarchen. Erst der Sohn und Nachfolger Michaels, Andronikus II. (1282—1328) stellte den Frieden her, indem er die Leiche des Arsenios 1312 im Allerheiligsten beisetzen und seine Verstoßung durch einen allgemeinen Bußtag sühnen ließ. Seitdem hatte die griechische Kirche zwar ihre innere Einheit wieder erlangt, war aber auch gänzlich in Abhängigkeit vom Kaisertum geraten, das selber vereinsamt und ohnmächtig danieder lag, eine willkommene Beute für die mehr und mehr sich nähernden Osmanischen Türken. Weder von der römischen Kirche, deren Einfluß mit dem lateinischen Kaisertum zusammen zerronnen war, noch von den handelsklugen Genuesen, denen alle Privilegien der Venezianer zu teil geworden waren, konnte das alternde Reich in banger Stunde Treue, Dank oder Hilfe erwarten.

Die fränkischen Herrschaften, Athen u. a.

Nur auf den lateinischen Besitzungen im Süden der Balkanhalbinsel kann der Blick noch mit einiger Befriedigung ruhen. Mit Klugheit und Tapferkeit herrschten nacheinander die Familien de la Roche und Brienne über das altberühmte Athen, bis 1311 die Kompanie der Katalanen, eine Gesellschaft katalonischer Piraten, sich seiner bemächtigten und den König von Sizilien zum Oberherrn wählten. Seitdem regierten über dies Herzogtum, mit dem 1319 durch Eroberung auch Neopatrae (Thessalien) verbunden wurde, sizilische Statthalter, bis 1385 der Florentinische Bankier Acciaioli, dessen Vater einst Großmarschall von Neapel gewesen war, und der selbst schon pfandweise von einem liederlichen Neffen Korinth erhalten hatte, es gewaltsam eroberte. Seitdem wechselte der Besitz in den Händen seiner Nachkommen und Verwandten, unter denen es auch Herzöge von Theben, von Leukadia und von Megara gab, bis die große Sturzwelle der Türkenherrschaft alles verschlang.

Naxos.

Nicht anders ging es mit dem Herzogtum Naxos oder Archipelagus*), das von der Familie Sanudo auf die dalle Carceri und von diesen auf die Familie Crispo vererbte, nur daß es vorübergehend (1494—1500) in die Hände der Venezianer und erst 1566 in die der Türken geriet.

Achaja.

Am geordnetsten, mächtigsten und schönsten von allen fränkischen Fürstentümern erscheint Achaja, das nur kurze Zeit einem Herrn Wilhelm von Champlitte gehörte, aber schon 1209, als er und sein Neffe Hugo gleich nacheinander starben, in die starke Hand Gottfrieds von Villehardouin (1209—18) geriet, der ihm geholfen hatte, den größten Teil des Peloponnes zu erobern. Solange dieser und seine beiden Söhne Gottfried II. (bis 1245) und Wilhelm II. (bis 1278) regierten, genoß das Fürstentum den Vorzug vor allen andern Teilen der Balkanhalbinsel, den klügsten, maßvollsten, sorgsamsten und mächtigsten Herrscher zu haben. Durch Festungen, Wachttürme, Heer und Flotte vor jeder Beunruhigung gesichert, erfreuten sich die Seestädte eines blühenden Handels, dem das Muster des italienischen wohl zu statten kam, die Industrie fand reichen Lohn und Absatz, und der griechische Ackerbauer, dem man seine Sprache, sein Bekenntnis, seine Gewohnheiten und seine Feste ließ, empfand von der Fremdherrschaft nichts Böses, zumal er nur die gleichen Steuern zahlte, wie unter den griechischen Kaisern, und dafür bedeutend mehr Sicherheit und Wohlstand genoß. Das gesellschaftliche Leben zeichnete sich durch unerhörten Glanz und Geschmack aus: die Kaufleute lebten wie Ritter, die Ritter wie Fürsten, der Fürst wie ein reicher König. Er hatte wohl 100000 Goldstücke jährlich in seinem Besitz. Allein die Begierde, mehr zu haben, pflegt sich dabei nicht zu begnügen. Als Wilhelm II. auszog, um den dalle Carceri Negroponte (Euböa) zu entreißen, hatte er alle andern Franken gegen sich, nicht nur die Venezianer und Guido de la Roche, den Großherrn von Athen. Schlimmer noch endigte sein Versuch, dem Fürsten von Epirus gegen den Kaiser beizustehen. Er geriet in byzantinische Gefangenschaft und mußte an Michael Paläologus (1262) ein großes Stück des alten Lakonien mit den Festungen und Städten Monembasia, Misithra (Sparta) und Groß-Maina abtreten, um seine Freiheit wieder zu erlangen. Die griechischen Statthalter, welche nun eingesetzt wurden und nach Möglichkeit beflissen waren, die französisch-venezianische Macht auf der Halbinsel zu schwächen, führten den Titel „Despotis von Morea“ (wahrscheinlich nur eine Verstümmelung von Romäa, Land der Romäer oder Lateiner).

Die Lage Wilhelms II. besserte sich ein wenig, als ihn 1267 der König Karl I. von Neapel zur Anerkennung seiner Lehnshoheit nötigte; auch er vermochte bald nicht mehr dem fränkischen Wesen einen kräftigen Schutz zu gewähren, da Sizilien 1282 mit Aragonien vereinigt und 1302 durch einen Vertrag endgültig abgetreten wurde. Die schattenhafte Würde eines Fürsten von Achaja rissen nacheinander in den nächsten beiden Jahrhunderten nicht weniger als 24 Agnaten und Cognaten der Familien Anjou und Villehardouin in wechselvollen Kämpfen an sich, bis das verödete und entwertete Land 1460 in die Hände der Türken fiel.

Nichtigkeit des ganzen Unternehmens.

So hatten sich die siegreichen Kämpfer des sogenannten vierten Kreuzzuges doch schließlich unfähig bewiesen, auf dem durch die Geschichte des Altertums geweihten Boden der Balkanhalbinsel aus den Ruinen einer großen Vergangenheit neues Leben

*) Ursprünglich griechisch: Aigaionpelagos = Ägäisches Meer, dann byzantinisch entstellt: Hagiopelagos = Heiliges Meer, endlich in der fränkischen Form: Archipelagos.

erblühen zu lassen. Nach einer kurzen Zeit des Glanzes und der Macht hatte eine formliche Anarchie der aristokratischen Familien Platz gegriffen und alle Bildungselemente erstickt und zertreten. Von einem Kulturleben ist nichts zu bemerken. — Dies alles schloß aber nicht aus, daß die seltsame Verbindung von fränkischen Abenteurern französischer oder italienischer Herkunft mit altgriechischen Landschaften und Namen einen poetischen Reiz hat, von dem Shakespeare und andre Dichter wiederholentlich Gebrauch gemacht haben.

Palästina bis zum fünften Kreuzzuge.

Von allen Wachttürmen Palästinas, soweit sie noch in den Händen der Christen waren, schaute man beständig nach Westen um Hilfe aus. Sich selber zu helfen war man außer stande. Amalrich von Lusignan, der Bruder und Erbe des Königs Guido von Cypern und seit 1197 durch Wahl König von Jerusalem (1197—1205), zog einen Waffenstillstand mit dem mächtigen Ejubiden 1204 einem ungewissen Kampfe vor, da die französischen und italienischen Kreuzfahrer, die auf Innocenz' III. Geheiß sich in Venedig zusammenfanden, durch die glückliche Eroberung von Konstantinopel sogar manchen christlichen Ritter aus Syrien an sich lockten. Als er 1205 starb, fielen seine beiden Königreiche an zwei Kinder, das schöne Cypern an Hugo, seinen Sohn aus erster Ehe, und das hinwelkende Königreich Jerusalem an seine Stieftochter Marie Jolanthe, eine Tochter Konrads von Montferrat (s. S. 98). Auch ihr vortrefflicher Gemahl, der Graf Johann von Brienne, dem sofort nach seiner Vermählung die Königsgewalt zu teil wurde (1210—25), konnte an die Wiedereroberung von Jerusalem nicht denken. Aladil aber zeigte sich bereit, mit ihm und über ihn hinaus mit den Venezianern Frieden zu machen, um in Ägypten und Vorderasien seine Großmachtstellung zu befestigen.

Kinderkreuzzüge.

Dennoch blieb die Sehnsucht, das einmal schon gewonnene und wieder verlorene Jerusalem zurückzuerobern, nicht nur bestehen, sondern empfing durch die Mahnung des Papstes Innocenz III. sowie durch die Predigten der schwärmerischen Bettelmönche neue Kraft und durch den Blick auf den reichen Gewinn der Kreuzfahrer von 1204 geheime Hoffnung. Dieser Hoffnung entsprang der Wahnsinn der Kinderkreuzzüge.

Ein Hirtenknabe, Stephan aus Cloies bei Vendôme, geriet 1212 auf den wahnwitzigen Gedanken, was den Männern nicht geglückt, könne Kindern zu teil werden, denn Christus habe gesagt: „Lasset die Kindlein zu mir kommen, denn ihrer ist das Reich." Bald fanden sich Tausende von Altersgenossen, die seinem Rufe folgten, dann auch Greise und Männer, Raubgesindel und Dirnen. Das Verbot des Königs Philipp August, die Klage der Mütter, das Verbot der Väter war machtlos gegen solchen Irrwahn. Als gegen 30000 in Marseille anlangten, fanden sich zwei betrügerische Schiffsherren bereit, die Verblendeten nach Syrien überzusetzen. Zwei Schiffe scheiterten bei Sardinien, mit den übrigen fuhren sie nach Ägypten und verkauften die Unglücklichen als Sklaven. Mit dem Erlös sollen die Seelenverkäufer nach Neapel gekommen, dort aber erkannt und hingerichtet worden sein.

Über Burgund verbreitete sich die Bewegung auch nach Deutschland. Als ein zehnjähriger Bube, Nikolaus, von dem eignen Vater angestachelt, als Gesandter Gottes umherzog und den Kreuzzug predigte, folgten ihm fast ebensoviele, Knaben und Mädchen, unter Mühsal und Entbehrung über die Alpen nach Italien. In Genua fanden einige Aufnahme, die dort zu bleiben versprachen, und sollen die Ahnherren späterer Adelsgeschlechter geworden sein. Die übrigen, eine zuchtlose und verkommene Rotte, wanderten bis Brindisi und gingen, da der Bischof ihre Überfahrt verbot, entweder zu Grunde oder nahmen niedrige Stellungen an. Wenige von allen 60000 erreichten bettelnd die Heimat wieder.

Das große Laterankonzil von 1215.

Es erscheint kaum glaublich, wird aber von zuverlässiger Seite berichtet, daß sogar Innocenz jenes irrsinnige Unternehmen gebilligt habe. „Gott ist auch in den Schwachen mächtig", soll er gesagt haben, „sie liefen, wir schliefen." Weigerte er sich doch, die wenigen Heimgekehrten von ihrem Gelübde zu entbinden, er verschob nur die Ausführung auf spätere Zeit und gestattete, daß seine Legaten in Frankreich selbst Lahme, Kranke und Greise mit dem Kreuze schmückten, weil er aus der Offenbarung Johannis (13, 18) berechnet hatte, daß die Herrschaft der Mohammedaner wenig mehr als 60 Jahre dauern werde. Unablässig sammelte er Geld von Geistlichen und Laien, von Königen und Unterthanen, er selbst versprach den zehnten Teil seines Einkommens. Zum letzten Beschluß und, wie es fast erschien, zur glanzvollen Krönung seiner gesamten Lebensthätigkeit berief er zum November 1215 das große Laterankonzil. In Gegen-

59. Beirut. Nach einer Photographie.

wart von 500 Erzbischofen, Patriarchen und Bischofen, von den Vertretern aller Herrscher im Westen, Süden und Osten Europas bis Byzanz und Jerusalem sprach er hier die Verdammung des welfischen, die Anerkennung des staufischen Königs aus. Er erschien als das Haupt der großen christlichen Volkerfamilie, oder, wie er selbst gesagt hat, als die Sonne, von der das Königtum, der Mond, sein Licht zu Lehen empfangen hat. In 70 Kanones wurden dann die wichtigsten Glaubenslehren und Rechtsbestimmungen für alle Zeiten befestigt, die Ausrottung der Ketzer durch Gericht und Schwert beschlossen und als Tag der Abfahrt zum Kampfe gegen die Sarazenen der 1. Juni 1217 bestimmt. Da rief den Gewaltigen, der erst 55 Jahre alt war, der Tod ab. Am 16. Juli 1216 starb er zu Perugia, wohin er gekommen war, um Pisa mit Genua auszusöhnen. Ebendort ist er auch beerdigt.

Innocenz' III. Macht und Wesen.

Durch seine Legaten hatte er sich nicht nur eine Art Allgegenwart, sondern auch Allmacht geschaffen, die von den Königen Frankreichs, Englands, Deutschlands, Norwegens, Aragoniens, Leons und Ungarns mehr gefühlt wurde, als einst die des großen Cluniacensers Gregor VII. Wenn Matthäus Parisiensis von ihm sagt, „seine Geldgier sei größer gewesen, als die eines andern Sterblichen", so steht doch fest, daß er selbst einfach lebte wie ein Mönch und nur für seine großen Zwecke sammelte. Allein um das Elend der Menschheit, das er in seiner Jugend mit den dunkelsten Farben gemalt hatte, durch die Herrschaft Gottes zu mildern, befaßte er sich mit den Dingen dieser Welt, die er in einen einzigen allumfassenden Gottesstaat umzuwandeln gedachte. Durch seine Handlungen, wie durch seine Predigten und Briefe geht neben kaltverständiger Spitzfindigkeit und klügelnder Gedankenspielerei ein Zug von großartiger Ehrlichkeit der Gesinnung, die immer die Herzen gewinnt.

Kreuzzug Andreas' II. von Ungarn und Leopolds VII. von Österreich.

Der Kreuzzug, welchen Andreas II. von Ungarn im Verein mit Leopold VII. von Österreich, mit Otto von Meran, mit Hugo von Cypern und König Johann von Jerusalem 1217 nach Syrien und Ägypten unternahm, endigte, nachdem für kurze Zeit Damiette in die Hand der Christen gekommen war, trotz mehrjähriger kostbarer Anstrengungen, da Andreas schon 1218 erkrankt und heimgekehrt war, 1221 ohne irgend ein nennenswertes Resultat.

Ketzerverfolgung.

Die Herrschergewalt des Papsttums zeigt sich wohl nach keiner Seite größer als da, wo es darauf ankam, Gläubige oder Irrgläubige, wenn sie feindlich gesinnt waren, zu zermalmen; wenn sie noch zu gewinnen waren, zu beherrschen und zu nützen. So dachte Innocenz III. ernstlich daran, die Waldenser in Südfrankreich der Kirche als Orden anzugliedern, aber als er einsah, daß es zu spät sei, griff er zur Gewalt.

Waldenser.

Der Ursprung der Waldenser wird verschieden dargestellt. Das provençalische Lehrgedicht: „La Nobla Leyczon", die älteste Quelle für ihre Lehre, verlegt ihn in den Anfang des 12. Jahrhunderts und bezeichnet als Vaudés alle, die gelobt haben, nach dem Befehle Gottes zu leben ohne zu schmähen, zu schwören, zu lügen, zu ehebrechen, zu stehlen oder sich zu rächen. Andre nannten den reichen Bürger Petrus Waldus oder Valdez aus Lyon, der etwa 50 Jahre später lebte, als den Stifter. Waldus stand als reicher und angesehener Mann, der die Freuden des Lebens nicht verschmähte, in hoher Achtung. Aber von dem Tage an, als ihm ein Freund an seiner Seite während eines heiteren Gespräches durch den Tod entrissen ward, erfaßte ihn ein heiliger Ernst; er suchte und fand im Lesen der Heiligen Schrift Trost und Erquickung; je unbefangener er die Lehren Jesu Christi und das Christentum der Apostel verstehen lernte, desto tiefer schmerzte es ihn, daß der Christenheit die Heilige Schrift von den Priestern vorenthalten wurde; er meinte, der Roheit und Unwissenheit lasse sich am sichersten dadurch steuern, daß man die Bibel dem Volke zugänglich mache. Durch Sprachkundige ließ er die Evangelien in die romanische Volkssprache übersetzen und durch geschickte Abschreiber vervielfältigen. Dann zog er selbst, nachdem er den Rest seines Vermögens den Armen geschenkt hatte, in apostolischer Armut und Selbstverleugnung als Prediger umher und verkündete die biblischen Wahrheiten in ihrer Einfachheit (um 1160). Überall fand er Männer gleichen Sinnes, die sich ihm anschlossen und bestrebt waren, das vernachlässigte arme Volk aufzurichten, zu trösten und einem werkthätigen Christentum zuzuführen. Die Bezeichnung „die Armen von Lyon" erhielten sie wegen ihres dürftigen Anzuges und ihrer apostolischen Fußbekleidung, Sandalen oder Holzschuhe mit über Kreuz gebundenen Bändern. Ihre Lehre scheint die guten Werke und die Heiligenverehrung, den Ablaß und das Fegefeuer auf Grund der Heiligen Schrift verworfen und nur zwei Sakramente angenommen zu haben, doch trennten sie sich schärfer noch von der äußeren Ordnung und der Sitte der Kirche. Sie verachteten das weltliche Leben der Geistlichkeit und hielten Bußpredigten in Südfrankreich und in Norditalien. Man warf sie bald mit den

Katharern (davon „Ketzer") zusammen, die man entweder spottweise die „Reinen" nannte (nach dem griechischen Worte katharos = rein) oder auch mit der Sekte der Patarer in Mailand verwechselte, von denen man, wie von den Paulicianern, annahm, daß sie die Welt als eine Schöpfung des Teufels betrachteten, das Symbol des Kreuzes haßten, und die man durchaus vertilgen müsse. Vergebens begab sich Peter Waldus in Begleitung treuer Freunde nach Rom und bat bescheiden und demütig um Erlaubnis, predigen zu dürfen. Allein sein Bekenntnis wurde auch hier geringschätzig aufgenommen und verlacht, sein Ansuchen mit dem erneuten Verbote des Predigens beantwortet.

Hoffnungslos kehrte er mit seinen Genossen zurück. Was zu befürchten stand, geschah bald genug: sie wurden aus der Kirche verstoßen und, wie es hieß, als dürre Äste vom Baum des Lebens gebrochen.

Sie aber harrten aus und setzten das begonnene Werk fort. Da sich vor ihnen die Thüren der prunkvollen Kirche schlossen, wurde das stille, von den Riesen der Schöpfung, den schneebedeckten Alpen umsäumte Bergthal ihr Gotteshaus. Dort oder in einem friedlichen Wohngemach begingen sie das Abendmahl, wie es Christus gestiftet. Sie selbst tauften ihre Kinder; einfach und gläubig erzogen sie ihre Lieben jetzt um so sorgsamer. An allen Orten geschmäht und verfolgt, immer auf der Flucht und in Lebensgefahr, durchzogen die Waldenser Prediger bald als Handwerker, bald als Händler verkleidet, Rhein- und Niederland und fanden auch ostwärts gleichgesinnte Seelen im Böhmerland. Petrus Waldus selbst soll in Böhmen gestorben sein. Als der Erzbischof Heribert von Mailand auf dem Schlosse Montfort eine solche Ketzerversammlung gefangen nahm und ihnen anheimstellte, entweder vor dem Kreuze niederzufallen oder in den lodernden Flammen zu sterben, hielten die meisten die Hand vor die Augen und stürzten sich in das Feuer.

60. Siegel Raimunds VI. von Toulouse.

61. Siegel Simons von Montfort.

Raimund von Toulouse und Simon von Montfort.

Da die Zahl ihrer Anhänger und ihr Beispiel in der Provence und in Oberitalien der herrschenden Kirche gefährlich zu werden drohte, sandte Innocenz III. seine Legaten, welche barfuß, wie die Apostel von Ort zu Ort zogen, um zu predigen, zu disputieren oder zu schrecken und zu richten. Den reichen Grafen Raimund VI. von Toulouse, der diese Katharer — so nannte man sie hier meistens — als treue und fleißige Unterthanen schützte, that der Legat Peter von Castelnau in den Bann und reizte die Nachbarn gegen ihn auf. Dies gab die Losung zu Kampf und Gewalt. Als der verhaßte Legat auf der Landstraße überfallen und gemordet war, ließ der Papst den Kreuzzug gegen den reichen Grafen und gegen die Ketzer predigen und scheute sich nicht, wilde Rotten von habsüchtigen Räubern, die sich unter der geschickten Führung des Grafen Simon von Montfort und unter dem verfolgungssüchtigen Abt Arnold von Citeaux zusammenfanden, mit allen Rechten und Aussichten zu beglücken, die den Kreuzfahrern nach dem Oriente zu teil geworden waren. Da Raimund sich schnell demütigte und halbnackt durch die Erduldung von Rutenstreichen die Aussöhnung mit der Kirche erlangte, wandten sich die päpstlichen Mordbrenner gegen den Vicomte Roger von Beziers und Albi, nach dem man später diese Ketzer

allgemein als Albigenser bezeichnet hat. Als man den Sturm auf das reiche Beziers beschloß, in dem sich auch viele rechtgläubige Christen befanden, wies der päpstliche Legat die Bedenken der Führer mit den verbrecherischen Worten ab: „Der Herr wird die Seinen zu finden wissen“ und berichtete wohlgemut an seinen Herrn: „Die Unsern haben weder Rang, noch Geschlecht, noch Alter geschont.“ Man sprach von 20 000 Leichen. Der wilde Simon von Montfort gedachte noch nicht zu ruhen. Als er sengend und brennend nun doch in das Gebiet des gedemütigten Grafen von Toulouse vordrang, beschloß nicht nur eine Synode zu Montpellier, sondern auch die Lateransynode des Papstes 1215, ihn als rechtmäßigen Beherrscher aller seiner Eroberungen anzuerkennen, um dauernd den Sieg der Kirche zu sichern. Seitdem hieß er „von Gottes Gnaden Graf von Toulouse, Vizegraf von Beziers und Carcassonne, Herzog von Narbonne“.

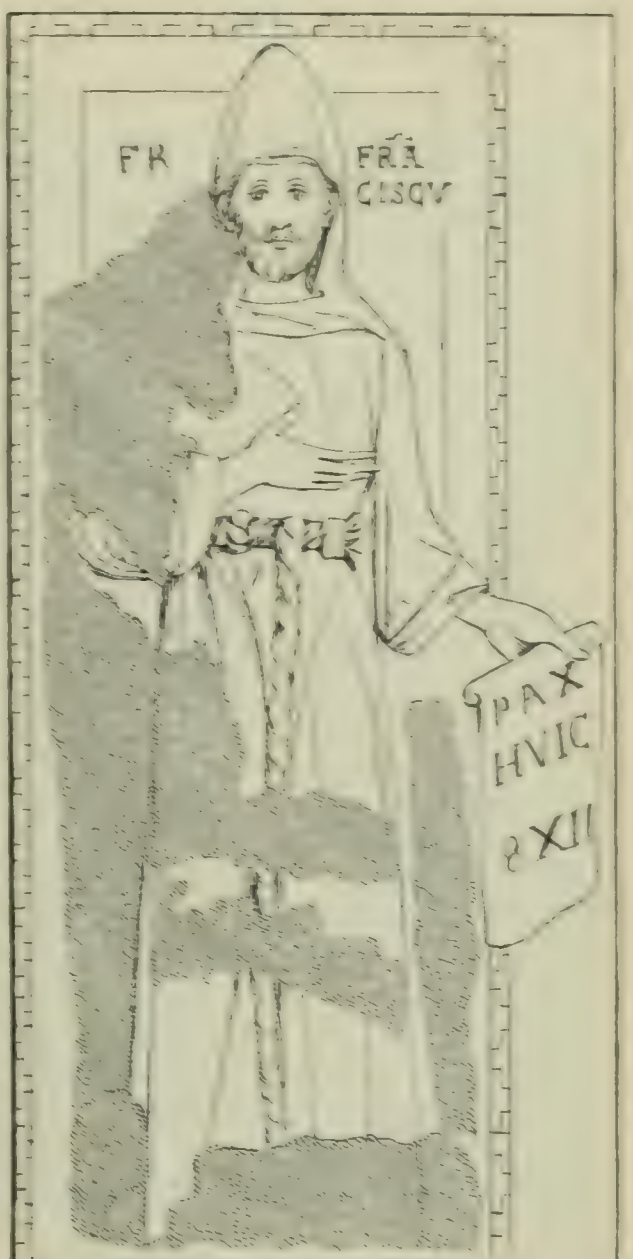
62. Ansicht der alten Oberstadt von Carcassonne mit doppelter Umwallung und zahlreichen Türmen aus dem 6. bis 14. Jahrhundert. Nach einer Photographie.

Franziskaner.

Wie anders war das Geschick der Franziskaner, die ebenso wie jene Waldenser und Katharer die Weltverachtung auf ihre Fahne schrieben und doch vor den Augen des mächtigsten Weltbeherrschers Gnade fanden.

Als Franz in einer Sommernacht des Jahres 1207 mit fröhlichen Gesellen unter Fackelbeleuchtung, den Blumenkranz im schwarzgelockten Haar von einem Schmause kommend, durch die Straßen der umbrischen Landstadt Assisi zog, ergriff ihn plötzlich ein beglückender Gedanke, daß er mit verklärtem Antlitz wie gefesselt stehen blieb. Da die Freunde ihn lachend fragten, ob er etwa ein Weib zu nehmen gedächte, rief er freudig aus: „Ihr habt wahr gesprochen, ich denke daran, eine reichere, edlere, schönere Braut heimzuführen, als ihr je gesehen habt.“ Er meinte: die Armut. Von der Stunde an verließ der kaum fünfundzwanzigjährige Jüngling, der verwöhnte Sohn eines reichen Tuchhändlers, die frohe Schar seiner Freunde und trug ein Gewand zur Hälfte vom feinsten, zur Hälfte vom gröbsten Stoffe, um die Wandlung in seinem Leben deutlich zu machen. Um den Neubau einer alten verfallenen Kapelle vor der Stadt möglich zu machen, lud er kostbare Tuchballen auf ein Pferd und verkaufte alles. Als aber der Vater ihn durch den Bischof der Stadt vergebens aufgefordert hatte, seine Lebensweise zu ändern oder wenigstens das Geld zurückzugeben, legte Franz auch seine Kleider bis auf ein härenes Gewand ab und rief aus: „Bisher habe ich diesen meinen Vater genannt, fortan will ich sagen: Vater unser, der du bist im Himmel.“ Zwei Jahre später ging er noch einen Schritt weiter. Kaum hatte er in der Marienkirche zu Portiuncula, in deren Nähe er als Einsiedler lebte, die Verlesung des Evangeliums von der Aussendung der Jünger gehört, so rief er begeistert aus: „Das ist's, was ich suchte, das sind die Streiter, die ich aussenden soll.“ Er

hatte die Schule, die er war, und alles sonst Erforderliche von sich, sog er sogar gratis ein, unterhielt sie mit seinem Erbe und predigte darauf und daneben den Armen und Verspotteten, den Sündern. Gewiß ist jedoch ein hoher Seelenadel und Heldenmut, so kommt der milde Mensch seiner Rede doch bald Freunde zu, man nimmt es zusammen in seinen Schutz vor Verfolgung kann jedenfalls sicher sein, von Jahr zu Jahr zu zwei zur Vollendung und zur Aufnahme des Volkes in die wahren Christenheit. Die frischen Volksmassen, die begeisterten Gefährten erregten, wo sie erschienen, die Aufmerksamkeit des Volkes, und gar manche wurden durch sie bekehrt und ihre Bedürfnisse zur Umkehr bestimmt und selbst Genossen seines Bundes.



Franz von Assisi.

63. Franz von Assisi.

Freskomalerei in der Kapelle S. Gregorio zu Subiaco

Franziskus besuchte dieses Kloster im Jahre 1216 etwa im 35. Lebensjahre. Das Bild stammt aus jedenfalls Jahrhunderte aus dem Jahre 1223 vermutlich ist einer der Mönche der Urheber.

Als Franz von Assisi es an der Zeit erachtete, seinen elf Anhängern, die sich um das Marienkirchlein von Portiuncula zusammengefunden hatten, eine Regel des Zusammenlebens zu geben, suchte er dafür die Anerkennung des Papstes nach. Innocenz III. sah zwar die Vermehrung der Mönchsorden sehr ungern und forderte Franz auf, sich lieber unter den Schweinen im Kote zu wälzen, wie es seinem verächtlichen Aussehen gezieme; als aber der Bußprediger dies wirklich that und sein Anliegen dann erneuerte, fühlte sich der Papst durch solche Demut überwunden, ja beschämt und erteilte dem Orden die Erlaubnis, sich dem Dienste der Kirche und der Seelsorge zu widmen. Das war freilich nicht im Sinne aller Bischöfe; aber Franziskus überwand jeden Widerstand. Als ihn der Bischof von Imola kurzweg abgewiesen hatte, erschien er nach Verlauf von einer Stunde wieder und beschwichtigte den Verdruß des Hirten mit den ehrerbietigen Worten: „Herr, wenn ein Vater seinen Sohn zur einen Thür hinauswirft, mag er zur andern wieder hineingehen“; darauf erhielt er nun die gewünschte Erlaubnis, auch in Imola zu predigen.

Franz selbst nannte seine Ordensbrüder fratres minores oder Minoriten, das bedeutet: die Geringeren als andre Mönche, die Kleinen im Reiche Gottes. Auch das Betteln galt ihm nur als Notbehelf, die Hauptsache war ihm die Bußpredigt und die apostolische Armut. Nach seinem Wunsche sollten sie eine wandernde Genossenschaft ohne Heimat bleiben, und es machte ihm Kummer, als Helias von Cortona, sein begabtester und liebster Jünger, nach der Bestätigung des Ordens 1223 durch Honorius III. in Assisi feste Wohnstätten erbauen ließ. Ihm blieb das Bettelbrot das liebste, er nannte es „Engelbrot“ und bezeichnete die Armut als die Braut Christi und als die seinige, welche ihn fröhlich mache. Seine Brüder pflegte er zu ermahnen, daß sie heiter in Gott, nicht kopfhängerisch sein sollten. Zu Pfingsten jedes Jahres, später jedes dritten Jahres, versammelte er sie einmal um sich. Er erlebte es noch, daß über 5000 zusammenströmten.

„Minoriten.“

Klarissen. Obwohl Franziskus kein Weib ansah und von sich sagen konnte, er kenne überhaupt keines von Angesicht, so entführte er doch am Palmsonntage 1212 Clara Scifi, die schöne achtzehnjährige Tochter eines reichen Ritters in Assisi, die heimlich zu ihm nach Portiuncula entfloh, „zu ihrem himmlischen Bräutigam“ in ein Benediktinernonnenkloster, wo sie aller Weltlust entsagte. Als auch ihre jüngere Schwester, ihre Mutter und viele Jungfrauen aus Assisi und der Umgegend ihrem Beispiele gefolgt waren, stiftete Franz in einem ärmlichen Hause den Orden der armen Frauen, der später den Namen Klarissen annahm.

Tertiarier. Die größte Verbreitung hat der dritte Orden, die Tertiarier, gefunden, die durch keine Zelle eingeschränkt, durch kein Ordenskleid gekennzeichnet, in allen ihren bürgerlichen Verhältnissen verblieben, aber doch der Buße und den Geboten Gottes lebten, Männer und Frauen, Könige und Knechte, welche gelobt hatten, weder zu sündigen noch zu streiten und die Waffen nur zu brauchen zum Schutze des Glaubens oder des Vaterlandes. Durch diese Gründung wurde Franz von Assisi wohl am ehesten der Vorbote der Reformation.

Der heilige Franziskus. Persönlich erschien er als Schwärmer und Dichter. Als echt allein gilt ein Lied von der Sonne, in dem er sie und den Mond und die Sterne, ja sogar den Tod als seine Geschwister preist. Sonst pflegte er auch die Vögel und andre Tiere als seine Brüder zu betrachten. Um einem Lamm das Leben zu erkaufen, gab er einem Schlächter seinen Mantel und bewegte einen Wolf durch seine dringende Ermahnung, vom Morden abzulassen und ein friedliches Haustier zu werden. Als er 1226 starb, sollen nach mehreren zeitgenössischen Berichten die Wundenmale Christi an seinem Leibe sichtbar geworden sein. Schon zwei Jahre später sprach ihn Gregor IX. heilig. Dem Volke galt er als „barmherziger als Gott selbst“, für einen Wundertäter, der Kranke zu heilen, Tote aufzuerwecken vermochte. Über seinem Leichnam erhob sich bald eine der herrlichsten gotischen Kathedralen, aber seine Grabstätte glaubte man erst 1818 wiedergefunden zu haben.

Dominikaner. Nicht halb so poesievoll erscheint die Gestalt des spanischen Edelmannes Dominikus Guzman, der den Dominikanerorden stiftete. Seine Thätigkeit galt nicht der Abkehr von der Welt und der Einkehr in die Wonne der Armut, sondern der Reinheit des Glaubens und der Bekehrung oder Bestrafung der Ketzer. Neun Jahre mußten seine Jünger theologische und philosophische Studien treiben, um alle Irrlehren zu erkennen. Um sicherer jeden religiösen Irrtum aufspüren zu können, gab er das Gesetz der Armut und des Bettelns. In Paris nannte man sie Jakobins, weil ihr Kloster in der Straße St. Jakobs lag. Als Dominikus 1221 in Bologna starb, wurde er unter einem Altar bestattet, den Nicola Pisano und später Michelangelo schmückten. Im Jahre 1216 hatte sein Orden die päpstliche Bestätigung erhalten.

Beide Mönchsorden haben von Rom aus eine weltgeschichtliche Rolle gespielt, da sie das gesamte niedere Volk beherrschten, die Franziskaner vom Kapitol aus (Ara coeli), die Dominikaner von einem Kloster aus, das sie auf den Ruinen eines Minervatempels erbaut hatten (sopra Minerva). Ihre Verfassung war ähnlich. An der Spitze des ganzen Ordens stand ein General, an der eines Minoritenklosters ein Guardian, an der eines Dominikanerklosters ein Prior, auf dem Lande ein Provinzial. Zur Oberaufsicht oder Gesetzgebung versammelte sich der Provinzialkonvent oder gar das Ordenskapitel. Ihre Macht war unberechenbar. Was den Gläubigen sonst zum Ketzer machte, der Übermut, die Strenge, das bequeme oder schlechte Leben des ständigen Geistlichen, das trieb ihn jetzt zum wandernden Bettelmönch, dem er vertrauensvoller und offener seine Sünden beichtete, von dem er reichlichere Vergebung, wirksameren Segen erhielt. Selbst die Fürbitte des heiligen Franziskus Seraphikus galt jahrhundertelang mehr als die jedes andern Heiligen. Wer am Kirchweihfeste andachtsvoll auf Portiuncula beichtete, ward sicher aller Sündenschuld ledig.

Nach Franziskus' Tode trat ein Zwiespalt ein. Der Portugiese Antonius blieb beim Wandern und Bußpredigen, schlief zeitweise auf einem Baum oder auf nackter Erde, starb als Jüngling und wurde ein Jahr später heilig gesprochen, während der Ordensgeneral Helias von Cortona (s. oben) sich in Assisi anbaute und es gern sah, wenn seine Minoriten sich mit den Wissenschaften zu thun machten, zumal die Dominikaner seit 1229 an der Sorbonne zu Paris als Lehrer zugelassen wurden.

Auch den Erwerb von Gütern zu gemeinsamem Besitz oder gemeinsamer Kasse gestatteten sich bald beide Orden, und nur die strengsten, die Observanten gingen als Barfüßer einher. Nicht nur die Mystik, sondern auch die strenge Wissenschaft und bald auch die Herrschaft der Kirche fand in diesen Bettelorden den Boden, auf dem sie Früchte bringen konnte.

Ende des Albigenserkriegs.

Der Kampf gegen die frommen Albigenser hatte mit den Beschlüssen der Synode von Montpellier und der Lateransynode noch nicht sein Ende gefunden. Mit Hilfe aragonischer Truppen gewann der unglückliche Raimund VI. 1217 seine Hauptstadt Toulouse wieder, und Simon von Montfort verlor bei dem Versuch, sie ihm zu entreißen, sein Leben durch einen Schleuderstein (1218). Da sein ältester Sohn und Erbe Amalrich (Amaury) weder die Energie noch die fanatische Frömmigkeit des Vaters besaß, gelang es Raimund VI. und, als dieser 1222 ermattet in ein ungeweihtes Grab sank, seinem Sohne Raimund VII., sich mit Hilfe seiner Getreuen in dem größten Teile seiner Herrschaft zu behaupten. Da kam Amalrich auf den Gedanken, seine von der Kirche geweihten Ansprüche 1226 an den König von Frankreich abzutreten und sich in das Privatleben zurückzuziehen. Bereitwillig nahm Ludwig VIII. das Kreuz aus der Hand des Legaten, um sich des verketzerten Landes zu bemächtigen, das ein Juwel in seiner Krone zu werden versprach. Obwohl er selbst schon in demselben Jahre (1226) starb, sah sich Raimund VII. 1229 genötigt, der französischen Übermacht zu weichen. Er trat eine Hälfte seines Landes sogleich an den königlichen Knaben Ludwig IX. ab und vererbte den Rest ebenfalls an Frankreich. Dann erschien er halbnackt in der Notredamekirche zu Paris, um, wie sein Vater einst, Rutenstreiche zu empfangen, seinen Irrglauben abzuschwören und vom Banne gelöst zu werden. Er starb 1249.

64. Der heilige Dominikus.
Aus einem Freskogemälde Fiesoles im Kloster S. Marco zu Florenz.

Der äußere Krieg um die Herrschaft war damit 1229 beendigt, der innere gegen die frommen Ketzer dauerte fort und nahm eine noch schlimmere Gestalt an.

Ketzergerichte.

Mit inquisitorischen Ketzergerichten war schon im 5. Jahrhundert seit der Feststellung eines einheitlichen Dogmas der Anfang gemacht. Seitdem gab es Sendgerichte, welche nicht erst, wie sonst immer, auf eine Anklage zu warten hatten, sondern nach Verbrechen gegen den rechten Glauben zu forschen (inquirere) verpflichtet

waren. In gewissen Zeiträumen bereisten die Erzbischöfe alle Pfarreien ihres Sprengels und forderten sieben im besten Ansehen stehende Männer vor sich, um von ihnen zu erfahren, ob einer der Pfarrgesessenen offenkundig gegen die zehn Gebote handle; namentlich aber, ob er Zauberei oder andre mit dem alten Heidentum in Verbindung stehende Dinge treibe, ob er ungastlich gegen Wallfahrer sei oder ausgelassene Lieder singe. Haarabschneiden, Geldbußen, Fasten, Rutenhiebe, ja sogar Exkommunikation waren die Strafen, welche gegen Zuwiderhandelnde angewandt wurden. Nach der Niederwerfung der Albigenser aber erschien dem Papsttum und dem Klerus als ein würdigeres Ziel, statt der Zauberer und der Zuchtlosen die frömmsten Ketzer aufzusuchen und zu vernichten oder wenigstens zeitlebens unglücklich zu machen. Die Synode zu Toulouse schrieb sogar ein Verfahren vor, das nicht nur die Ketzer selbst, sondern

65. Kirche Saint-Sernin zu Toulouse.

Diese schöne romanische Kirche, das bedeutendste Bauwerk in Toulouse, wurde im 11. Jahrhundert begonnen und im 12. und 13. weitergeführt bis zum unvollendeten Portal. Im Jahre 1860 wurde sie unter Leitung von Viollet le Duc einer vollständigen Erneuerung unterzogen. Der 64 m hohe Turm hat fünf Etagen mit Arkaden.

auch jeden Schützer derselben bedrohte und sogar den „aufrichtig Reuigen" aus seiner Heimat verstieß, durch eine besondere Tracht allgemein kenntlich machte und aller öffentlichen Rechte auf so lange Zeit beraubte, bis der Papst das Verbot aufheben würde. Dieses Inquisitionsgericht zu Toulouse stand wie alle späteren unter der unmittelbaren Oberherrschaft des Papstes, dem es allein verantwortlich war. Aus Sorge, daß ein Bischof oder Erzbischof gegen Landesgenossen oder Verwandte zu rücksichtsvoll vorgehen könne, übertrug Gregor IX. seit 1232 diese heimlichen Ketzergerichte fremden Mönchen, sehr bald ausschließlich den spitzfindigsten Dominikanern, die das Recht erhielten, jeden „Verdächtigen" zu verhaften und vor ihr Gericht zu ziehen. Die Untersuchung und Verurteilung geschah auf die rechtswidrigste Weise, indem man dem Angeklagten den Kläger, oft sogar die Klage verschwieg und durch Folterqualen der schrecklichsten Art ihm Beichte und Eingeständnis abpreßte oder ihn auf das Zeugnis von Verbrechern, Ehrlosen oder Mitschuldigen hin, deren Namen

nicht genannt zu werden brauchten, schuldig sprach. Da erscheint es fast tröstlich und erbaulich, daß man wenigstens nie das Zeugnis der Kinder gegen die Eltern gelten ließ. Die gelindesten Strafen waren Kirchenbußen und Verlust der Habe; die gewöhnlichsten aber ewiges Gefängnis und Feuertod. Vergebens nahm das Volk in Südfrankreich an grausamen Inquisitoren Rache; der gedemütigte Raimund von Toulouse schützte die Ketzergerichte aus Furcht für seinen Ruf, der fromme König Ludwig IX. aus andachtsvollem Glauben, und selbst Friedrich II. versprach 1232 zu Ravenna ihre Urteilssprüche zu vollziehen, um dadurch seine Rechtgläubigkeit zu beweisen, im Kampfe gegen die lombardischen Städte die päpstliche Bundesgenossenschaft zu gewinnen und — die Güter der Ketzer einziehen zu können. Allein der einzige Versuch, den der Ketzerrichter Konrad von Marburg in Deutschland machte, fand ein jähes Ende durch seine Ermordung (1233). Das Volk und die niedere Geistlichkeit traten mit gleicher Entrüstung gegen diesen Versuch priesterlicher Gewaltherrschaft auf. Dafür fand die Inquisition in Spanien, wo sich Islam und Judentum mitten unter die christlichen Gemeinden mischten, das ergiebigste Erntefeld, und planmäßig geordnete Autos da fe (Glaubensakte) gehörten hier bis in die neuere Zeit hinein zu den beliebtesten und besuchtesten Vergnügungen der Fürsten und der Bettler, der Männer wie der Frauen. Überdies schwand bei diesen Schaustellungen unschuldig gequälter oder verbrannter Ketzer der unangenehme, ja widerliche Gegensatz zwischen dem christlichen Priestergewande und der barbarischen Grausamkeit; denn das Henkergeschäft überließ die Kirche von jeher dem weltlichen Gericht, um sagen zu können, sie selbst habe sich nie mit Blut befleckt. Selbst die frommen Verfasser des Sachsen- wie des Schwabenspiegels stehen nicht an, diese Verpflichtung des weltlichen gegen den geistlichen Monarchen mit der des Steigbügelhaltens zusammenzustellen und für eine göttliche Ordnung zu erklären.

66. Faksimile eines Holzschnittes in dem „Tractatus, von den bösen Weiben, so man nennet die Hexen. Durch Doktor ulrichen molitor Augsburg 1508."

Zauberwahn und Teufelsspuk.

Allerdings scheint in diesem Zeitalter einer übernatürlichen religiösen Erregung auch allerlei Zauberwahn und Teufelsspuk aus der Heidenzeit neuen Reiz gewonnen zu haben. Besonders im südlichen Frankreich sollen sich ganze Gemeinden dem Teufelsglauben hingegeben, in greulichen Teufelssynagogen die höllische Sippschaft gepflegt und den gräßlichen Wahn weiter verbreitet haben. Am Hexensabbat in der „schwarzen Messe" verschwor der Satansdiener Gott und die Heiligen und gelobte sich völlig dem Teufel an durch einen Kuß an unpassendster Stelle, um

dadurch übermenschlicher Kräfte, Geheimnisse und Künste teilhaftig zu werden. Was der Kirche heilig war, Kreuz, Weihwasser, Messe, Abendmahl, Taufe und Anrufung der Heiligen, wurde geschmäht und geschändet; die Neuhinzutretenden wurden durch Einsetzen in die Haut mit einem Malzeichen (stigma diabolicum) versehen. Zum Schluß erfolgte die verruchte Sabbatfründe mit Schmausen, Zechen, Tanzen, um in rasendem Wirbel und in unsagbarem Wirrwarr zu enden. Leute jedes Alters, Standes und Geschlechtes nahmen daran teil; selbst Mönche und Geistliche, die unter Kniebeugungen eine schwarze, übelschmeckende Hostie und einen abscheulichen Trank dazu reichten, traten in diese Teufelsgemeinschaften ein. So sehr hatte sich dieser Aberglaube in alle Klassen und Stände der Christenheit eingeschlichen, daß man behauptete, Papst Silvester II., ein durch seltene Gelehrsamkeit ausgezeichneter Mann, verdanke sein Wissen allein dem Teufel, dem er sich verschrieben und der ihn auch geholt habe. In Spanien wurde sogar auf den Universitäten das zur Wissenschaft erhobene Zauberwesen, die sogenannte „weiße Kunst", zu einem förmlichen Lehrgegenstande erhoben. Als nun die Kirche vermittelst der Inquisition gegen den Teufelskultus und die geheimen Zusammenkünfte der Satansanbeter einzuschreiten begann, kostete es die größten Anstrengungen, hinter die scheußlichen Geheimnisse dieses widerchristlichen Kultus zu kommen. Folter und Tortur wurden gleich häufig gegen Schuldige wie Unschuldige angewendet. Der „Hexenhammer" hieß ein 1489 von drei deutschen Dominikanern verfaßtes dickleibiges Strafgesetzbuch, in welchem Anweisung gegeben wurde, wie den Genossen des Satans Geständnisse zu entreißen und wie sie zu bestrafen seien. Da der Glaube der Päpste, der Universitäten, ja des gesamten Volkes an solche Buhlschaft mit dem Teufel, die allein durch Verbrennung zu bestrafen sei, zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten bald zunahm, bald abnahm, so schwankte die Zahl der unglücklichen Opfer. Ganz erloschen sind die Hexenscheiterhaufen erst im 18. Jahrhundert, weil die gemeine Lust an Menschenqualen bis zum Tode ungern das Schauspiel der Folterung und der Hexenverbrennung entbehren mochte.

Vernichtung der Stedinger.

Die traurigste Vergewaltigung unter dem heuchlerischen Vorwande der Häresie zeigt das tragische Schicksal der Stedinger Friesen, welche ihr kleines fettes Marschland auf dem linken Ufer der niederen Weser im beständigen Kampfe mit Normannen, Seeräubern, Flutwellen und habsüchtigen Nachbarn zu verteidigen vermocht hatten. Vergebens hatten die Grafen von Holland, von Flandern und von Oldenburg versucht, die reichen Bauern ihrer altgermanischen Unabhängigkeit und Freiheit zu berauben, zumal sie durch eine aus dem 11. Jahrhundert stammende Verbrüderung mit den sechs andern Friesenstämmen vom Zuidersee bis zu den schleswigschen Inseln rechtzeitiger Hilfe gewiß waren. Kaum aber wurde diese Verbindung ein wenig gelockert, so beschloß der Erzbischof von Bremen, ein Graf zur Lippe, im Einverständnis mit seinen Brüdern, den Bischöfen von Utrecht und Paderborn und den Grafen von Oldenburg, die seine Vögte waren, die kleine tapfere Bauernschar, die nicht knieen und nicht zahlen wollte, zu vergewaltigen. Als der Versuch des Grafen von Oldenburg, ihnen Burgen in das Land zu bauen und den Zehnten für Bremen abzuzwingen, scheiterte, als sie den Bannstrahl des Erzbischofs verachteten, benutzte man die in der Zeitmode wurzelnden Gerüchte von Teufelsverehrung und Ketzerei und klagte sie beim Papste Gregor IX. der Anbetung einer Kröte oder eines schwarzen Katers und vor allem der „Verachtung der Schlüsselgewalt" an. Nun befahl der Papst selbst allen benachbarten Bischöfen die Predigt des Kreuzzugs gegen die Stedinger, wie einst Innocenz gegen die Albigenser. Vor allem war es der hessische Franziskaner, der fanatische Beichtvater der heiligen Elisabeth, Konrad von Marburg (s. oben), der damals an allen Orten den Fanatismus schürte. So kam ein Kriegsheer von 40000 Bewaffneten zusammen, denen sich ein Teil des niederdeutschen Adels zugesellte, und an dessen Spitze der Graf von Oldenburg stand. Die Stedinger, wohl 11000 Mann, kämpften am 27. Mai 1234 bei Altenesch wie Helden, waren aber der erdrückenden Übermacht nicht gewachsen. Fast alle fanden einen rühmlichen Tod in der Schlacht; nur wenige entrannen dem Schicksal ihrer Brüder und vereinigten sich mit einem andern Friesenstamme. Denn auch ihre Dörfer und Fluren wurden durch Zerstörung der Dämme an der Weser überflutet, ihre Weiber, Kinder, greise Väter und Mütter erschlagen. Seitdem wagten auch die Nachbarstämme keinen Widerstand mehr, wenn übermütige oder habsüchtige Kirchenfürsten ihre Hand nach dem Reichtum der Bauern ausstreckten. Der Dom zu Münster zeigt auf einem Wandgemälde, wie die Boten der unterworfenen Friesen dem Bischof ihre reichen Lehnsabgaben überbringen.

Zum Glück für Deutschland war diese Schandthat eines Ketzerverfolgers die einzige von größerer Bedeutung. Konrad von Marburg erlebte schon den Erfolg seiner Predigt nicht mehr. Hessische Ritter, denen er mit Verfolgung und Verurteilung gedroht hatte, erschlugen ihn am 30. Juli 1233. Vergebens verlangte der Papst nun von Mainz, Hildesheim und dem Provinzial der Dominikaner, daß sie weiter das Kreuz predigten. Selbst die Geistlichkeit sträubte sich aus Angst vor Racheakten und war zufrieden, als der junge König Heinrich 1234 in Frankfurt nicht nur einen allgemeinen Landfrieden verkündete, sondern auch die Verurteilung, nicht bloß die Bestrafung der Ketzer den weltlichen Gerichten zuwies.

Fünfter Abschnitt.

Weltpolitik und Niedergang des hohenstaufischen Kaisertums. Aufsteigen des Bürgertums in Deutschland und Italien.

Friedrich II. war am 26. Dezember 1194 geboren, gerade als sein Vater auf der Höhe seiner Macht stand. Friedrich Roger wurde er genannt nach den beiden Großvätern, deren Königreiche zugleich mit der Kaiserwürde ihm einst zufallen sollten; so schienen alle Sonnenstrahlen des Glücks sich auf ihn zu vereinigen. Da verlor er, noch nicht drei Jahre alt, den Vater, noch nicht vier Jahre alt, die Mutter. Er blieb, ein Waisenkind, allein zurück in einer fremden, ihm feindlichen Welt. Was half es ihm, daß er zu Pfingsten 1198 im Dom zu Palermo zum Könige gesalbt war und für die Preisgabe aller kirchlichen Freiheiten von Innocenz III. das Königreich beider Sizilien zu Lehen erhalten hatte? Selbst der italienische Erzieher, welchen ihm die Mutter bestellt hatte, ein Graf von Sorciano, ließ ihn im Stich. Zum Vormund und zum Verwalter des Reiches während seiner Minderjährigkeit hatte der Vater durch Testament den tapferen Markgrafen Markwald von Anweiler, die Mutter dagegen den Papst bestimmt. Während nun beide Parteien miteinander stritten, blieb der königliche Knabe eine Zeitlang so verlassen, daß nur einige Bürger von Palermo sich seiner annahmen und ihm, je nach ihren Mitteln, der eine eine Woche, ein andrer einen Monat den nötigen Lebensunterhalt gewährten, etwa bis er sieben Jahre alt war. Friedrichs II. Jugend.

Schlimmer noch war, daß seine junge Seele durch den Anblick von Grausamkeiten getrübt wurde, wie sie gerade in Unteritalien in jenem Jahrhundert üblich waren. Zerstörte Schlösser, rauchende Dörfer, verstümmelte Leichen, zum Teil von seinen und seiner Eltern treuesten Anhängern und Freunden, lebendig halb eingegrabene Menschen, wie man greulich scherzte, „als Bäume eingepflanzt", das waren die Bilder eines Kampfes, der noch dazu von beiden Seiten in seinem Namen geführt wurde. „Wie ein Lamm unter Wölfen" wuchs er heran, sagt Nicolaus von Jamsilla. Treue Vaterlandsliebe, Sittlichkeit und Religiosität, ja menschliches Erbarmen waren dieser buntgemischten Bevölkerung, die aus Italienern, Normannen, Deutschen, Griechen und Arabern bestand, fast fremd. Jugendeindrücke.

Es änderte wenig an der trübseligen Lage des jungen Königs, daß er nach der Vollendung des zwölften Lebensjahres (1207) mündig wurde und die Regierung selbständig führen durfte. Der habsüchtige Papst ließ ihm zunächst eine Unkostenrechnung über 12800 Unzen (etwa 768000 Mark) überreichen, die er während der Vormundschaft für ihn verausgabt habe, und der herrschsüchtige Kanzler Walter, der Erzbischof von Palermo, übergab ihm ein Königreich, das aus den Städten Messina und Palermo bestand, mit Ausnahme des Königsschlosses, das einer von seinen Gegnern inne hatte. Mündigkeit.

Vergebens schilderte der junge Monarch durch Briefe und Boten seine trostlose Lage seinem Oberlehnsherrn und bisherigen Vormund, vergebens richtete dieser ein Mahn- und Drohschreiben an die sizilischen Barone. Da griffen beide zu dem verzweifelten Mittel, durch eine Heirat Hilfe von auswärts herbeizuschaffen. Nach langen Verhandlungen mit dem Könige Peter von Aragonien, dessen Verwandtschaft Heirat.

schon die verstorbene Kaiserin gewünscht, und der in Rom sein Königreich von Innocenz III. zu Lehen genommen hatte, vermählte sich der vierzehnjährige König Friedrich von Sizilien im August 1209 mit Konstanze, der ältesten Schwester jenes, die fast seine Mutter hätte sein können. Die Einbuße jeder Jugendfreude und Jünglingsempfindung erkältete die Seele des fünfzehnjährigen Hohenstaufen und führte ihn zugleich zu einer in solchem Alter seltenen Menschenkenntnis und Menschenverachtung. Überdies war an seiner Jugendbildung nichts versäumt worden, und seine ungewöhnliche Begabung ließ ihn bald die nötige Fertigkeit in allen den Sprachen erlangen, die in seinem einzig schönen Königreiche gesprochen wurden. Vor allem aber liebte er

67. Normannische Burg „La Falconara" auf Sizilien (13. Jahrhundert).
Zeichnung von Otto Girard.

die Naturwissenschaften, die Mathematik und Medizin, mit denen er sich sein Leben lang gern beschäftigte. Willkommen war ihm deshalb der Umgang mit gelehrten Arabern, in deren Händen damals jene Disziplinen lagen. Der christliche Glaube ist ihm wohl nie bis in das Herz gedrungen, und die Hochachtung vor den Würdenträgern der Kirche bis zum höchsten hinauf war ihm sicher schon in den Knabenjahren abhanden gekommen. Seine Schlösser zeigten maurische Bauart, seine Gärten orientalische Pracht. Erholung nach langer, ununterbrochener Geistesarbeit suchte er auf der Jagd, im Wetteifer mit welschen Troubadours und deutschen Minnesängern, endlich in den Freuden seines Harems.

Zwiespalt mit dem Papste.

Die frühzeitige Heirat stählte seinen Willen und gab ihm zugleich den Vorsatz ein, auch dem Papste gegen sein eignes Dafürhalten keine Folge zu leisten. Anfangs sprach dieser selbst seine Verwunderung aus über die Klugheit und Weltkenntnis, welche aus den Briefen seines ehemaligen Zöglings hervorleuchteten. Allein bald fand er Gelegenheit, sich über beides zu beklagen.

Als Friedrich, ohne ihn zu fragen, den bischöflichen Stuhl von Palermo durch das Domkapitel neu besetzen ließ und diejenigen Domherren, welche auf einer Berufung an die päpstliche Kurie bestanden, aus dem Lande jagte, schrieb ihm der Papst voll Empörung: „Mit dem Zeitlichen hättest du dich begnügen sollen, das du übrigens auch von uns hast, nicht aber deine Hand nach dem Geistlichen ausstrecken, das allein uns zukommt", und legte ihm eine Abschrift der kirchlichen Zugeständnisse der verstorbenen Kaiserin bei. Noch schlimmer wurde der Zwiespalt, als Friedrich den durch seine Klugheit, seine Geschäftskenntnis und seine vielfachen Verbindungen mit dem Reiche bewährten Kanzler Walter von Troja, der unablässig hinter seinem Rücken mit dem Papste in Beziehung stand, 1210 seines Amtes entsetzte. Sofort erhielt er einen ernsten Drohbrief: Der König sei alt genug, um solche „Knabenstreiche" zu unterlassen; es sei schwarzer Undank, den Beschützer seiner Kindheit zu verstoßen, der im Schutze des heiligen Petrus stehe; die Strafe für diesen unklugen Schritt werde nicht ausbleiben, wenn er ihn nicht eiligst zurückthue. Allein diese drohende Sprache des gewaltigen Priesters, vor dem fast alle Könige Europas zitterten, bewegte diesen jüngsten sehr wenig. Er wußte nur zu wohl, daß der Herrscher von Rom im Begriffe stand, von demselben mächtigen Gewalthaber bedrängt zu werden, der sich schon der hohenstaufischen Besitzungen in Schwaben bemächtigt hatte und jetzt seinen Sinn auf Italien richtete, von dem welfischen Kaiser Otto IV.

68. Kaiser Friedrich II.

Nach der in Capua befindlichen, zu Anfang des 19. Jahrhunderts leider am Haupte verstümmelten Bildsäule Friedrichs II. hatte der neapolitanische Geschichtschreiber Daniele einen Gipsabguß fertigen und einen Ring trefflich stechen lassen. Jener ist verloren, dieser liegt diesem Bildnisse zu Grunde. (Nach Roscio.)

Friedrichs Hoffnung auf Deutschland.

Wohl war Friedrich durch Geburt und Erziehung Italiener und freute sich am lärmenden Verkehr mit schwelgenden und schwärmenden Troubadours, aber sein Herz schlug für Deutschland, das er noch nie gesehen, und die holden Laute aus der Heimat seiner Väter, der deutschen Umgebung in Palermo abgelauscht, übten auf seine Seele einen so mächtigen Zauber, daß er dichtete und trachtete als ein Deutscher. Von den Wänden des Königsschlosses zu Palermo redeten zu ihm die Bilder, welche sein Vater Heinrich hatte malen lassen, von den Großthaten seines gewaltigen Ahnherrn, der aus der Mitte seiner fünf Söhne zum heiligen Zuge aufgebrochen war, durch Ungarn, das griechische Reich, Ikonium, bis ihn die tückischen Wellen des kilikischen Bergstroms verschlangen. Freilich noch war seine Zeit nicht gekommen. Vielmehr drohte sein eben erst gewonnenes Königreich bei dem Herannahen des welfischen Gegners in Stücke zu zerfallen. Otto IV. hielt in Capua, in Salerno, in Neapel seinen Einzug, und selbst der Klerus, von jeher in der Untreue geübt, verachtete den Bannstrahl, den der heilige Vater gegen den Welfen geschleudert hatte. Im Frühjahr 1211 stand dieser in Kalabrien bereit, mit Hilfe pisanischer Galeeren, vieler sizilischer Barone und der stets aufrührerischen Araber im Reiche, nach Messina überzusetzen und den sizilischen Königsknaben zu verdrängen. Da nötigte ihn die Nachricht von dem Abfall der Deutschen zur Heimkehr. Die Ermahnungen des Papstes an die Erzbischöfe von Mainz und Magdeburg, den gebannten Kaiser zu verlassen, hatten Erfolg gehabt und waren zugleich von den Bemühungen des Königs Philipp von Frankreich, der den Welfen als Anhänger Englands fürchtete und haßte, unterstützt worden. Um den lästigen und übermütigen Welfen loszuwerden, der, kaum

durch die Gewalt des Papstes erhoben, auf der verhaßten Bahn der großen Hohenstaufen einherschritt, beschloß er, ihm seinen Zögling, den jungen Hohenstaufen, gegenüberzustellen.

Friedrichs Zug nach Deutschland.

Mit päpstlicher Erlaubnis hatte Friedrich schon den Titel „Erwählter römischer Kaiser" angenommen, seinen eben geborenen Sohn Heinrich zum König von Sizilien krönen lassen und die Reichsregierung sowie die Vormundschaft seiner Gemahlin übertragen. Als er im Frühling in Rom erschien, empfing er zum letztenmal die Weisungen und Ratschläge seines Vormunds, der den siebzehnjährigen Jüngling jetzt zum erstenmal mit Augen sah. Der weltkluge Papst, der die verborgenen Gedanken einer Menschenseele vor sich zu entfalten wußte, wie die Blätter eines Buches, täuschte sich diesmal über die Absichten seines bescheidenen Zöglings, wie Cicero einst über die Octavians, die versprochene Trennung der beiden Königskronen von Sizilien und Deutschland hielt er für gesichert und zweifelte auch nicht an der ausgesprochenen Dankbarkeit des jungen Königs für die Mühen der Vormundschaft, die in Wirklichkeit nicht groß und bereits teuer bezahlt waren. Er entließ ihn als den künftigen König von Deutschland wie einen von Gott gesandten mit vollster Zufriedenheit und unterstützte ihn sogar mit Geld, was sonst nicht seine Art war. Vier päpstliche Galeeren führten Friedrich nach Genua, der Herzog von Montferrat nach Pavia; dann zog er mit geringem Gefolge über Mantua, Verona, Trient, Chur und St. Gallen bis an das Ufer des tiefblauen Bodensees, über welchen hin der Blick bis zu den anmutigen Bergen seines Schwabenlandes streifte. Es schien fast, als ob er aus der deutschen Erde Kraft empfange, denn von Stund an vergrößerte sich sein Anhang. Als er mit sechzig Rittern vor den Mauern von Konstanz erschien, öffnete ihm Bischof Konrad bereitwillig die Thore und ließ es zu, daß im Dome die Verfluchung des welfischen Kaisers vorgelesen wurde, den man eben zuvor sich bereitet hatte feierlich zu empfangen. Als dieser drei Stunden später mit 200 Rittern vor dem Thor anlangte, wurde ihm nicht mehr aufgethan. Die jugendliche Freigebigkeit, die „Milte", wie die Dichter sangen, mit welcher der blonde Kaiserjüngling Reichsgüter und eigne Güter vergab, mehrte seinen Anhang von Schritt zu Schritt. In Basel, im Elsaß, in Mainz fiel ihm Ritterschaft und Klerus zu, und der Bischof Konrad von Speier, seit vier Jahren der vertrauteste Diener Ottos, wandte diesem den Rücken, als Friedrich ihm die Reichskanzlerwürde bestätigte. Nachdem er in Lothringen mit dem Könige Philipp von Frankreich durch dessen Sohn Ludwig persönlich ein Bündnis geschlossen und die reichlichen Hilfsgelder, die er erhielt, unter die Fürsten verteilt hatte, zog er im Dezember 1212 in Frankfurt ein, wo er noch einmal von einer zahlreichen Fürstenversammlung gewählt und drei Tage später auch gekrönt wurde, weil sich Aachen noch in der Hand Ottos befand.

Bund mit Frankreich und Dänemark.

Wohl nicht zum erstenmal, aber doch auffallender und öffentlicher als je, lehnten sich beide streitende Gegner an fremde Gewalthaber an. Während der Hohenstaufe auf die Hilfe des französischen Königs rechnen konnte, setzte der Welfe seine Hoffnung auf seinen Oheim, den König Johann von England, obwohl dieser ebenso für einen Lehnsmann des Papstes galt, wie Friedrich II. So entschied der Sieg des Franzosen über den Engländer bei Bouvines (1214) zugleich den Streit der beiden Kaiser für immer. Während Otto mit seiner brabantischen Gemahlin in Köln von dem Erbarmen der Stadt und seines englischen Oheims lebte, gewann Friedrich auch die letzten Fürsten Deutschlands für sich, schloß mit König Waldemar II. von Dänemark einen Vertrag, durch den er ihm alles Land jenseit der Elbe und bis zur Elde überließ, und hielt im Juli 1215 seinen feierlichen Einzug in Aachen, wo er nochmals, jetzt aber von dem Erzbischof von Mainz als Legaten des Papstes, gesalbt und gekrönt wurde. Nach der Übertragung der Gebeine des heiligen Kaisers Karl in einen neuen, stattlicheren Sarkophag ließ sich Friedrich durch die Weihe des Augenblicks hinreißen, mit vielen andern Fürsten das Kreuz zu nehmen und nach dem Beispiel des großen Toten, den jene Zeit durchaus als den ersten Eroberer des heiligen Grabes ansah, den Zug in das heilige Land zu geloben.

Heinrichs Wahl zum deutschen König.

Wohl hatte Friedrich dem Papste verheißen, sobald er Deutschlands gewiß werde, seinen Sohn Heinrich für selbständig und unabhängig zu erklären, damit nicht zwei Kronen auf einem Haupte wären. Allein kaum hatte er erfahren, daß Innocenz III. (1216) verschieden sei, so rief er die Gemahlin und den Sohn nach Deutschland, erklärte diesen zum Herzog von Schwaben und wenige Jahre später an Stelle des verstorbenen Zähringers zum Rektor von Burgund. Dann beeilte er sich, die geistlichen Fürsten durch Erhöhung ihrer Gerechtsame, durch Vermehrung ihrer Freiheiten dafür zu gewinnen, daß sie seinem Wunsche nachgaben und zusammen mit den weltlichen Fürsten im April 1220 zu Frankfurt den neunjährigen Erben von Sizilien zum König von Deutschland erwählten.

Das Privilegium vom 26. April 1220 schützte die Bischöfe und Äbte — zu dieser Zeit die Mehrzahl aller Königswähler — nicht nur vor den Übergriffen ihrer weltlichen Vögte und davor, daß ihnen die Grundholden (d. h. die Feldarbeiter) fort und in die nächste Stadt liefen, sondern verordnete auch, daß niemand (d. h. also kein Fürst, Landesherr, König und Kaiser) auf geistlichen Territorien Zoll- und Münzstätten, Dörfer oder Städte ohne Erlaubnis des geistlichen Herrn anlegen, auch niemand sich in die Verwaltung der Städte mischen dürfe, in denen ein Bischof seinen Sitz habe.

69. Papst Honorius III.
Nach dem Freskogemälde in der alten Basilika S. Paolo zu Rom.

Honorius III.

Um den neuen Papst, den friedfertigen Honorius III. (1216—27), mit diesem unerwarteten Beschluß auszusöhnen, sandte Friedrich ein diplomatisches Schreiben an ihn, in dem er nochmals versprach, die Krone Deutschlands niemals mit der Siziliens zu vereinigen, und um eine Zusicherung bat, die ihm den lebenslänglichen Besitz des Königreichs gewährleistete. Der Not gehorchend und dem Frieden zugeneigt, gab der Papst das verlangte Versprechen, aber wohl nicht ohne die Überzeugung, daß er eine drohende Gefahr für den Kirchenstaat und die von seinem Vorgänger begründete Weltherrschaft des Papsttums zu bekämpfen habe.

Krönung zweier Kaiser.

Der greise Papst, bisher Vizekanzler seines großen Vorgängers, erbte die unumschränkte Gewalt über Rom, die jener sich verschafft hatte. Der vornehmste Beamte der Republik, der Senator, welcher je sechs Monate die Führung der Geschäfte hatte, huldigte ihm ohne Zögern. Er erbte die täglich schwieriger werdende Oberlehnsherrlichkeit über das Königreich Sizilien und endlich den glühenden Wunsch des Verstorbenen, so bald wie möglich das heilige Grab aus den Händen der Ungläubigen befreit zu sehen. Es konnte für ein Vorzeichen künftiger Machterhöhung gelten, daß der neugewählte Kaiser von Konstantinopel, Peter von Courtenay (s. S. 116), die Salbung und Krönung von ihm erbeten und am 9. April 1217 erlangt hatte — ein Schauspiel, mehr war es nicht, das man niemals vorher oder nachher gesehen hat; kein andrer Kaiser des Ostens hat jemals die Krone aus den Händen des römischen Bischofs empfangen. Jetzt erklärte Honorius sich gern bereit, auch Friedrich II. die Kaiserkrone auf das Haupt zu setzen, wenn dadurch der letzte Vorwand aufgehoben würde, der den Hohenstaufen von der Erfüllung seines Gelübdes zurückhielt, das er einst freiwillig an dem Sarge Karls des Großen abgelegt hatte. Überdies kannte

er den königlichen Jüngling längst, an den er nach Palermo stets freundlich und versöhnlich die Aufträge des Papstes Innocenz überbracht hatte, und verdankte jetzt einer sehr energischen Botschaft desselben an die Römer, die ihn im Juni 1219 aus ihrer Stadt vertrieben hatten, den Frieden und die Rückkehr. So empfing Friedrich mit seiner Gemahlin Konstanze am 22. November 1220 in der ehrwürdigen Petersbasilika die Kaiserkrone. Das römische Volk, das so oft seinem Haß gegen die Deutschen bei dieser Gelegenheit einen blutigen Ausdruck gegeben hatte, verhielt sich nicht nur ruhig, sondern jubelte mit, als ob der Kaiser ein ganzer Italiener wäre. Auch die Barone Siziliens kamen herbei und huldigten. Niemand konnte ahnen, daß dieser Tag das Ende der deutschen Kaiserherrlichkeit bedeute, denn die späteren, nach einer Pause von fast hundert Jahren mühsam zustande gebrachten Krönungen waren doch nur Zerrbilder.

Zugeständnisse an die Kirche.

Freilich war auch diese Kaiserkrönung nicht etwa der Ausdruck einer Macht über Rom, den Kirchenstaat, Toscana und Oberitalien, wie sie etwa Karl der Große oder die Ottonen besessen hatten. Friedrich hatte Versprechungen machen müssen, durch welche die Kirche vollkommen von jeder kaiserlichen, staatlichen, städtischen oder fürstlichen Fessel befreit wurde. Alle Statute, welche von Fürsten oder von Städten gegen das Vermögen der Kirche oder den Klerus erlassen waren, sollten für ketzerisch gelten, der Gebannte sollte nach Jahresfrist auch der Reichsacht verfallen, der Ketzer außer jedem Gesetze stehen, jeder Geistliche von allen Steuern befreit sein. Die menschenfreundliche Zusicherung, daß den Pilgern ihr Schutz, den Schiffbrüchigen ihre Habe, dem Landmann seine friedliche Arbeit gesichert bleiben solle, erschien demnach als leere Form, jedenfalls als unerfüllbar. Da Friedrich II. außerdem am Krönungstage nochmals feierlich das Kreuz nahm und im August des nächsten Jahres nach dem heiligen Lande zu segeln versprach, war Honorius III. so vollkommen befriedigt, daß er die schwierige Frage über die Herrschaft in Sizilien gar nicht weiter berührte, sondern dem Gekrönten bereitwillig den Doppeltitel gab: Römischer Kaiser und König von Sizilien. So stand Friedrich im Begriff, jene Weltpolitik aufzunehmen, wie sie sein Vater, Heinrich VI., und sein Vorgänger, Otto IV., eine kurze Zeit hindurch im Sinne gehabt hatten. Die Basis dieser Weltherrschaft sollte reichen von der Südspitze Siziliens bis zur Ostsee, von dem Gestade der Nordsee bis in die Wüsten Asiens. Denn nicht als Sendling des römischen Bischofs, sondern als Weltherrscher gedachte Friedrich den gelobten Zug nach dem Orient zu unternehmen.

Verwaltung des Königreichs Sizilien.

Um sicher sein von der Mutter ererbtes Königreich zu einem einträglichen und seiner Macht dienenden Musterstaat zu erheben, begann Friedrich eine Reorganisation, wie sie großartiger in dem ganzen Mittelalter nirgends zustande gekommen ist. Er unterwarf die Sarazenen, er ordnete die Finanzen und gründete einen Beamten- und Polizeistaat, in welchem die Befehle des absoluten Monarchen und die Gesetze des Landes mit größter Schnelligkeit bis in die tiefsten Unterthanenschichten Geltung und Kraft erhielten. Außer dem Erzbischof Jakob von Capua war es vor allem Peter von Vinea, welcher den Kaiser bei diesem großartigen und viele Jahre in Anspruch nehmenden Werke beraten und unterstützt hat.

Peter von Vinea.

Peter von Vinea stammte von armen und niedrigen Eltern aus Capua und hatte sich mühsam emporgearbeitet, allein seine Rechtskenntnisse, seine vielseitige Bildung, sein Geschick in Schrift und Wort, seine anmutige Offenheit, seine dichterische Begabung verschafften ihm nicht nur die Gunst und Anerkennung, sondern auch das höchste Zutrauen und die innigste Freundschaft des Kaisers. Mit Recht läßt Dante ihn sprechen („Hölle" 13, 58 ff.):

„Ich bin's, der einst das Herz von Friederich
Mit zweien Schlüsseln auf- und zugeschlossen,
Und sie so sanft und leis' gedreht, daß ich,
Nur ich, sonst keiner sein Vertrau'n genossen.
Und wie ich ihm geopfert Schlaf und Blut,
Weiht' ich dem hohen Amt mich unverdrossen."

Friedrichs Abneigung gegen einen Kreuzzug.

Während dieses großartigen Unternehmens mußte dem stolzen König kein Gedanke trauriger erscheinen, als der, die sicheren Stützen seiner Gewalt und die immer hoffnungsvollere Stellung in seinen Reichen im Stiche zu lassen und den fernen Orient

mit seinen sehr trügerischen Hoffnungen aufzusuchen. Anderseits erregte die Verzögerung des Kreuzzuges und fast noch mehr die Vergrößerung der Königsmacht in Sizilien das Mißtrauen und den Mißmut des Papstes. Hatte doch Friedrich nicht nur bei der Besetzung von Bistümern im Königreich Neapel, jetzt, wie früher, sondern auch bei manchen Gelegenheiten in Mittelitalien die Ansprüche des heiligen Vaters hart gestreift oder gar Bistümer unbesetzt gehalten, um die reichen Einkünfte der Staatskasse zuzuwenden. Dennoch thaten beide das Äußerste, um einen wirklichen Zusammenstoß zu vermeiden. Bei einer Zusammenkunft Friedrichs mit dem Papste, dem Titularkönige und dem Patriarchen von Jerusalem gelobte Friedrich im März 1223 zu Ferentino durch einen Eid, er werde zwei Jahre später (Johanni 1225) den Zug nach Syrien unternehmen. Zugleich wurde ein Bund verabredet, der ihm den allgemeinen Wunsch eines Kreuzzuges zu einer persönlichen Ehrensache machen mußte. Auf Vorschlag des liebenswürdigen Hochmeisters Hermann von Salza verlobte sich der Kaiser, der seit einem Jahre Witwer war, mit Isabella, der ältesten Tochter des Titularkönigs von Jerusalem, Johannes von Brienne.

Friedrichs vierte Wiederholung des Kreuzzugsgelöbnisses.

70. Fußknechte um 1230.

Im Haubert mit Faustlingen und Eisenhosen, die den Vorfuß vollständig decken. Skulptur am Portale der Kathedrale zu Reims. Nach Viollet-le-Duc.

Doch auch jetzt beschäftigte sich Friedrich II. mehr mit dem Ausbau seines Königreiches als mit dem Gedanken an den Kreuzzug und an die Verheiratung mit Isabella. Da von den übrigen Königen des Abendlandes noch keiner seine Unterstützung versprach und Johann von Brienne selbst um Aufschub bat, damit erst die Vermählung stattfinden möge, willigte Honorius III. nochmals in eine Verlängerung der Frist. Zu San Germano beschwor Friedrich II. im Juli 1225, er werde bei Strafe des Bannes im August 1227 mit 150 Schiffen den versprochenen Kreuzzug unternehmen und in fünf Terminen zum Besten des Unternehmens je 20000 Goldunzen vorausbezahlen.

Und im November desselben Jahres (1225) feierte er nun wirklich zu Brindisi das Fest seiner Vermählung mit Isabella, die inzwischen als die eigentliche Erbin ihrer Mutter Maria alle Regierungsgewalt über das Königreich Jerusalem aus den Händen ihres Vaters und die Krone aus denen des Erzbischofs von Tyrus empfangen hatte. Allein wenige Monate später zogen an dem Himmel Italiens neue Sturmwolken empor, die ein Unwetter verkündeten. Während der Kaiser Miene machte, alle Rechte eines langobardischen Königs und eines römischen Kaisers über ganz Oberitalien geltend zu machen, das er als sein „Erbe" betrachtete, zeigten sich die mächtigen und reichen Städte des Potieflandes sogar abgeneigt, die Bedingungen des Konstanzer Friedens vom Jahre 1183 zu erfüllen. Am 2. März 1226 erneuerten sie den stolzen Lombardenbund (bei Mosio im Mantuanischen), und Friedrich that im Sommer fünfzehn Städte, darunter Mailand, Verona, Padua, Alessandria, in die Reichsacht. Indem er durch eigenmächtige Besetzung der sizilischen Bistümer und durch Gründung einer

Erneuerung des Lombardenbundes (1226).

von jedem kirchlichen Einfluß befreiten Universität in Neapel den Papst erbitterte, nahm er zu gleicher Zeit den gefährlichen Kampf gegen die Städtefreiheit auf. Gleichzeitig erhob sogar sein Schwiegervater, Johann von Brienne, in Rom gegen ihn eine Anklage. Während er gehofft hatte, Friedrich werde ihm die geringen Ehren und Geschäfte eines Regenten über die Reste des Königreichs Jerusalem überlassen, nahm jener schon am Hochzeitstage selbst den Titel eines Königs von Jerusalem an und kümmerte sich überdies wenig um die Gattin, der er ihn verdankte. Um den heimatlosen Kläger in etwas zu entschädigen, übertrug Honorius III. ihm die Statthalterschaft über einen Teil des Kirchenstaates und sank dann müde und verzagt am 18. März 1227 in das Grab, ohne die Erfüllung seines glühendsten Wunsches erlebt zu haben.

Gregor IX.

Auf diesen Priester des Friedens und der Versöhnlichkeit folgte ein Apostel des Krieges und der heftigsten Streitsucht, ein Greis über 80 Jahre, von reinsten Sitten, umfassendster Rechtskenntnis, tiefstem Glaubensmute und ungeschwächtem Gedächtnisse, dabei von lodernder Heftigkeit und jugendlichem Fanatismus: Gregor IX. Er war ein entfernter Verwandter von Innocenz III., ein Graf Conti aus Anagni, und wie dieser ein Schützer der Bettelorden, aber nie, auch nicht in dem Alter von über 90 Jahren, vermochte Gregor sich zu jener kaltblütigen Ruhe und Bedachtsamkeit seiner Entschlüsse und Handlungen aufzuschwingen, die jenem in den dreißiger Jahren seines Lebens eigen gewesen war. „Er erschien wie ein Blitz aus dem Süden", sagt ein zeitgenössischer Biograph. Am dritten Tage nach seiner Weihe zeigte er dem Kaiser seine Erhebung an und ermahnte ihn, den Kreuzzug im August anzutreten, dessen erstes Gelübde er selbst einst als päpstlicher Legat bei der Kaiserkrönung in Aachen von Friedrich empfangen hatte. Der Not gehorchend, wenn auch ohne rechte Lust, rief nun Friedrich seine und fremde Scharen, die von wandernden Predigern das Kreuz genommen hatten, nach Brindisi. Im August versammelten sich weit mehr, als man erwartet hatte. England schickte allein gegen 40000 armselige Pilger, einige deutsche Fürsten fanden sich ein, und bald zeigte sich, daß die Schiffe nicht ausreichten. Nun aber entstand im Feldlager der Kreuzfahrer aus Sonnenglut, Sumpfluft und Hungersnot der Schrecken Italiens: eine verheerende Malariaseuche. Tausende entwichen in die Heimat, und als der Kaiser Anfang September mit der Flotte in See ging, fühlte er sich selbst schon krank. Bereits am 11. September landete er wieder in Otranto, wo an demselben Tage der jugendliche, fromme Landgraf Ludwig von Thüringen starb, der Gemahl der heiligen Elisabeth. Es erschien unmöglich, das Unternehmen fortzusetzen; glaubwürdige Zeitgenossen behaupten, gegen 40000 Menschen seien an dieser „Pest" zu Grunde gegangen.

71. Papst Gregor IX.
Nach dem Freskogemälde in der Basilika St. Paul zu Rom.

Das Lager bei Brindisi.

Der Bann.

Sofort meldete Friedrich dem Papste seine Erkrankung und die Notwendigkeit, die Pilgerfahrt zu unterbrechen; allein empört über solche Ausflucht, der er keinen Glauben schenkte, stieg Gregor in vollem Ornat auf die Kanzel des Domes zu Anagni und sprach den Bann über den Kaiser aus, der den Eid von San Germano gebrochen

habe, und eine lange Reihe von Priestern schleuderte die Fackeln zur Erde mit dem Fluch: „So möge des Kaisers Seele in der Hölle verlöschen!“ Mit diesem Blitzschlag erklärte der höchste Priester dem höchsten Fürsten dieser Welt einen Krieg, in dem nur Klugheit, nicht Zornesmut den Sieg gewinnen konnte. Durch erstere zeichneten sich alle Manifeste des Kaisers aus, durch letzteren alle des Papstes. Beide riefen die Welt zum Zeugen an. In einem berühmten Schreiben an die Könige wies der Kaiser mit ruhigen Worten auf die Herrschsucht der Päpste, auf die Verweltlichung des Klerus, auf die Vergewaltigung des unglücklichen Grafen von Toulouse und des Königs von England hin, während der Papst in den heftigsten Ausdrücken ohne Beweis den Kaiser als einen undankbaren, glaubenslosen Feind der Kirche bezeichnete. Vollen Beifall gewannen die Manifeste Friedrichs in der Stadt Rom, wo nicht nur die großen Machthaber ihre Güter, ihre Burgen und Türme jetzt von ihm zu Lehen nahmen, sondern auch Bürger, Mönche und Geistliche sich für ihn erklärten. Einige Wochen lang, während Gregor in Anagni weilte, war die Anarchie so groß, daß ein Betrüger als „päpstlicher Vikar“ im Vatikan jeden Pilger, der es erbat, für vier Mark von seinem Kreuzzugsgelübde freisprach, bis der Senator ihn wegjagte. Als Gregor am 23. März 1228 den Bannfluch über den Kaiser erneuert hatte und vier Tage später nach der Messe in der Peterskirche eine heftige Rede gegen ihn vor allem Volke anheben wollte, unterbrach man ihn mit Wutgeschrei, erstickte seine Rede durch Schmähungen und trieb ihn aus dem Heiligtum und aus Viterbo und weiter aus Rieti bis nach Perugia, wo er in ohnmächtigem Grolle verblieb.

Rüstung zum Kreuzzuge.

Währenddes war Friedrich aufs eifrigste beschäftigt, die gelobte Pilgerfahrt nun doch auszuführen, obwohl er selbst exkommuniziert und jeder Ort, an dem er weilte, mit dem Interdikt belegt war. Schon war zu Brindisi wieder alles zur Abfahrt bereit, als die Geburt Konrads (IV.) und der Tod seiner Mutter Isabella eine Verzögerung notwendig machten. Nachdem der Kaiser Reinhold von Spoleto mit der Statthalterschaft im Königreiche betraut und die nötigen Anordnungen über die Nachfolge für den Fall seines Todes gemacht hatte, segelte er endlich am 28. Juli 1228 von Brindisi mit 40 Schiffen nach Syrien ab. Vergebens hatte ihm der Papst den Kreuzzug nochmals ausdrücklich untersagt, vergebens ihm nachgerufen, er sei kein Kreuzfahrer, er sei ein Mohammedaner, ein Pirat. Im Heere Friedrichs befand sich mancher deutsche Mann, der weit anders dachte. Der fromme Spruchdichter Freidank, der den Kreuzzug mitmachte, schrieb damals:

„Das Kreuz man uns für Sünde gab Verhindert man das nun mit Bann,
Zu erlösen das heilige Grab; Wie heilt man seine Seele dann?“

Vertrag mit Al-Kamil.

Die Lage im heiligen Lande war für Friedrich II. auffallend günstig. Die Söhne Al-Adils lagen im Streit miteinander, und dem einen, Al-Kamil von Ägypten, hatte der Kaiser bereits durch den Erzbischof von Palermo seine Hilfe zur Eroberung von Damaskus angeboten, wenn er dafür das Königreich Jerusalem zurückerhalte. Allein als er im September in Akkon gelandet war, vermied jener geflissentlich eine Unterhandlung, bis Friedrich sich entschloß, durch Befestigung von Jaffa (Joppe) eine drohende Stellung einzunehmen. Da die Templer und Johanniter, durch die Sendlinge des Papstes aufgereizt, sich weigerten, dabei Hilfe zu leisten, gab Friedrich, dem Rate seines edlen und klugen Freundes Hermann von Salza folgend, alle seine Befehle „im Namen Gottes und der Christenheit“. Kaum waren die Türme der Festung vollendet, so entschloß sich Al-Kamil, im Februar 1229 mit dem Kaiser einen Vertrag zu machen, nach welchem zunächst 10 Jahre lang Jerusalem, Bethlehem, Nazareth, Akkon, Sidon und die dazwischen liegenden Ortschaften Eigentum der Christen sein sollten, nur solle auch den Moslemin der Besuch der Aksa- und Omarmoschee gestattet sein. Vergebens suchte der Kaiser den Patriarchen Gerold von Jerusalem zum feierlichen Einzug in die heilige Stadt zu bewegen; der fanatische Priester lästerte ihn nach dem Willen und Muster Gregors als gottlosen Heiden, der mit den Feinden des Christentums verhandle, anstatt sie zu bekämpfen, und belegte sogar die heiligsten Stätten des Christentums mit dem Interdikte. Unbeirrt marschierte nun Friedrich von

Jaffa aus nach Jerusalem, wo ihn die Deutschen jubelnd, singend und mit Lichterglanz begrüßten. Am 18. März setzte er sich in der Kirche des heiligen Grabes eine goldene Krone auf das Haupt und ließ durch Hermann von Salza eine öffentliche Erklärung verlesen, die nicht nur seine verspätete Ausführung des Kreuzzugsgelübdes, sondern auch die zornigen Gegenmaßregeln des Papstes mit versöhnlichen Worten entschuldigte. Als dennoch in der rauhesten Weise an allen heiligen Stätten durch die nachgeeilten Priester das Interdikt vollstreckt wurde, beeilte sich Friedrich, den heiligen Boden, der durch den Fanatismus des Papstes zu einer Stätte der Zwietracht geworden war, zu verlassen, zumal er längst erfahren hatte, daß die Hälfte seines italienischen Königreichs von den Soldnern des Papstes besetzt sei. Von Akkon aus, bis wohin ihn die rohesten Verwünschungen von den fanatischen Mönchen des Patriarchen verfolgten, erreichte er mit seinem Freunde Hermann von Salza nach einer Reise von 40 Tagen am 10. Juni 1229 die apulische Küste.

Der Dichter Freidank

So war zur Freude aller guten Christen, zum Ärger aller Fanatiker die Hauptsehnsucht aller Kreuzfahrer erfüllt worden. Der fromme Freidank dichtete damals:

„Der Bann und viele Christen
Mit manchen falschen Listen,
Die wollten hindern diese Fahrt.
Nun hat Gott selbst sein Ehr' gewahrt.
Daß Sünder nun das Grab ersehn,
Mußt' ohne ihren Wunsch geschehn.
Gott selber und der Kaiser lösten
Das Grab; das soll die Christen trösten.
Die Straßen all uns offenstehn,
Die nach dem heil'gen Lande gehn."

Und treuherzig, aber vergeblich fügt er hinzu:

„Da er das Beste hat gethan,
So lasse man ihn aus dem Bann.
Keine Kräfte hat der Bann,
Der aus Feindschaft ist gethan:
Der dem Glauben Schaden thut,
Der Bann wirket nimmer gut."

Nicht anders dachte wohl die Mehrheit des deutschen Volkes. Seitdem man an des Papstes frommer Absicht zweifeln gelernt hatte, wirkte keines Kreuzpredigers Stimme mehr. Selbst in Frankreich dachte niemand daran, seine Güter zu verkaufen und seine Seligkeit im heiligen Lande zu suchen. Später folgte man gehorsam seinem Könige (Ludwig IX.) dorthin und nahm dessen Sold.

Vertreibung der päpstlichen Truppen aus Neapel.

Schon vor Friedrichs Abreise hatte der Papst ein Heer geworben; allein, kaum war der Stellvertreter jenes, Rainald von Spoleto, in sein väterliches Erbe eingefallen, so rief dieser durch seine Legaten und Mönche die ganze Christenheit zu Hilfe. Er ließ offen gegen den Kreuzfahrer das Kreuz predigen und scheute sich nicht, über Friedrichs Land herzufallen, obwohl seit dem Konzil von Clermont jeder Angriff auf die Habe eines im heiligen Lande Abwesenden für die schlimmste Sünde galt. Sein zahlreiches Kreuzheer, auf dessen Fahnen die Schlüssel des heiligen Petrus abgebildet waren, benutzte er nicht einmal, um Rom zu bewältigen, das ihn hinausgetrieben hatte, sondern schickte es unter drei seltsamen Führern, unter Johann von Brienne, dem oft genannten Schwiegervater des Kaisers, unter dem Kardinal Colonna und dem Kaplan Pandulfo von Anagni zur Eroberung Apuliens und zur Vertreibung Rainalds aus. Der reichlich versprochene Ablaß, die Hoffnung auf Beute steigerten den Mut der Schlüsselsoldaten; die verheißene Erniedrigung der Steuern und der immer zur Untreue geneigte Sinn reizten viele Neapolitaner zum Abfall. Bis zum Volturno und in die Nähe von Capua waren die rohen Banden des Papstes sengend und brennend vorgedrungen, auch in Oberitalien hatte schon das Morden begonnen, da plötzlich landete in Apulien der für tot erklärte Kaiser (Juni 1229), der inzwischen alles erreicht, was eine fromme Phantasie sich wünschen konnte, und überdies für sein Königreich die wertvollsten Handelsbeziehungen mit den Sarazenen angeknüpft hatte. Da sein Friedensangebot abgewiesen wurde, verjagte er die Truppen des Papstes aus seinem Lande und ging über den Garigliano. Vergebens schleuderte der wütende Greis von neuem seinen Bannstrahl, vergebens forderte er neue Geldsummen und neue Truppen von der ganzen Welt. Als die Abgesandten der Stadt Rom dem Kaiser in Aquino huldigten, als Sora in Flammen aufging, begann er sich endlich dem Frieden zuzuneigen.

72. Ansicht von Jaffa (Joppe). Nach einer Photographie.

Gregor IX. in Rom

Inzwischen verschaffte ihm ein wunderbarer Zufall die Rückkehr nach Rom. Als die Stadt im Februar 1230 durch unaufhörliche Regenströme, durch Überschwemmung des Marsfeldes und der Leonina, durch Hungersnot und Krankheit heimgesucht wurde, sah das abergläubische Volk darin die Strafe des Himmels für die Vertreibung des heiligen Vaters und schickte Boten nach Perugia, die ihn fußfällig um seine Rückkehr bitten sollten. Wieder einmal zog ein Papst unter Jubelrufen und Lobliedern in Rom ein, um sich einen kurzen Frieden mit der unberechenbaren und jeder Neuerung ergebenen Bevölkerung für schweres Geld zu erkaufen; wie sein Biograph versichert, verschenkte er allein zur Zeit des Senators Poli nicht weniger als 20 000 Pfund Gold.

Friede von S. Germano.

Endlich kam nach langen Verhandlungen durch die Vermittelung Hermann von Salzas am 23. Juli 1230 der Frieden von San Germano zustande, durch welchen der Kirchenstaat hergestellt, die sizilischen Bischofswahlen von dem Einfluß des Königs, alle Geistlichen von der Steuerpflicht und der weltlichen Gerichtsbarkeit befreit wurden. Der Kaiser, welcher durchaus zeigen wollte, daß er seine Siege nicht zu ungerechten Forderungen auszunutzen oder den Gegner gar zu täuschen beabsichtige, ließ sogar Gaeta und andre Städte Campaniens für ein Jahr als Pfand in der Hand des Papstes. Nun folgte nicht nur im August die Lossprechung vom Banne, sondern in den drei ersten Septembertagen auf dem Schlosse der Familie Conti eine Reihe von Festlichkeiten mit üppiger Speise und reichlichem Trank, mit heiterer Höflichkeit und scheinbarer Achtung; Friedrich war wieder „der sehr geliebte Sohn" und Gregor „der heilige Vater"; aber beiden wurde bei dieser verstellten Freundschaft nicht recht wohl zu Mute. Sie empfanden doch, daß Italien für zwei Machthaber ihrer Art zu klein sei. Die Zustände Deutschlands gaben bald Anlaß zu neuer Zwietracht.

Ermordung des Erzbischofs von Köln (1225).

Als der Kaiser zehn Jahre zuvor Deutschland verließ, hatte er neben den königlichen Knaben Heinrich als „alleinigen Gubernator" den Erzbischof Engelbert von Köln gestellt, der für eine „Säule der Kirche" galt, aber zugleich durchaus national gesinnt war. Schließlich konnte dieser es doch wohl keinem ganz recht machen, da nicht nur der Kaiser sich in die Gerechtsame des jungen Königs Eingriffe erlaubte, der seit seiner Krönung (1222) trotz seines Kindesalters von elf Jahren vollkommen selbständig regieren sollte, sondern auch die geistlichen wie die weltlichen Großen längst gewohnt waren, das Recht zu mißachten und an den Niederen allerlei Gewalt zu üben. Als der Gubernator den jungen Fürsten mit einer englischen Prinzessin vermählen wollte, entschied der Vater für die Babenbergerin Margarete, die Tochter Leopolds VII. von Österreich, und übergab diesem Fürsten zugleich die Reichsregierung bis zur Hochzeit des Sohnes. So schien der gewaltige Erzbischof, den die Großen fürchteten und haßten, die Armen und Niedrigen verehrten und liebten, des höchsten Schutzes beraubt. Als am 18. November 1225, neun Tage nach des Vaters Vermählung mit Isabella von Brienne in Brindisi (s. S. 135), zu Nürnberg die Hochzeit gefeiert wurde, fiel mitten in den Festjubel die Schreckensbotschaft, daß der Erzbischof Engelbert, den man unter den Gästen vermißte, in der Nähe der kleinen Stadt Schwelm am 7. November überfallen und auf offener Straße ermordet sei.

Es war ein Akt der Privatrache. Ein entfernter Verwandter des Gemordeten, Graf Friedrich von Altena-Isenburg, der wegen roher Ungerechtigkeiten und Übergriffe bestraft worden war und jetzt fürchtete, von der Erbschaft ausgeschlossen zu werden, hatte die verruchte That mit seinen beiden Brüdern, den Bischöfen von Münster und von Osnabrück, ersonnen und mit einer ganzen Schar von rohen Genossen ausgeführt. Als der von achtunddreißig Stichen durchbohrte Leichnam nach Köln gebracht wurde, sprach die Kirche den Bann über den Mörder aus, und König Heinrich erklärte ihn samt seinen Nachkommen bis ins vierte Glied aller bürgerlichen Rechte, Lehen und Allode verlustig. In der That fand der entsetzliche Mord eine schauerliche Sühne. Friedrichs Bruder, der Bischof von Münster, starb in Rom eines plötzlichen Todes; Friedrichs Gattin tötete im Wahnsinn erst ihren kleinen Sohn, dann sich selbst; der Mörder aber wurde in Lüttich gefangen genommen und am Jahrestag des Mordes in Köln auf das Rad geflochten.

Waldemars von Dänemark Gefangenschaft und Niederlage.

Seitdem der gewaltige Erzbischof dahin war, gab es in Deutschland keinen Frieden und keine Ordnung mehr, sondern jeglicher that, was ihm gefiel. Der junge König, noch immer erst ein Knabe von fünfzehn Jahren, der seinen Vater kaum kannte und bald auch die Mutter verloren hatte, empfand die Vermählung mit Margarete nur

als eine lästige Fessel und stürzte sich in ein Leben voll Sinnenlust und Üppigkeit. Dennoch bedurfte der Norden Deutschlands in dieser Zeit mehr der Hilfe eines tapferen Herrschers als je. Da Friedrich einst den König Waldemar II. von Dänemark zum Herrn gemacht hatte über alles Land jenseit der Elbe und bis zur Elde, nannte sich dieser zugleich einen Herrn der Slawen und Nordalbingier, nötigte zwei Grafen von Schwerin, ihren Besitz von ihm zu Lehen zu nehmen, und soll, wie ohne klaren Beweis behauptet wird, der Familie derselben allerlei Unrecht und Schandthat zugefügt haben. Um Rache zu nehmen, überfiel Graf Heinrich Anfang Mai den König, der sich mit seinem Sohne zur Jagd auf die kleine Insel Lyö im Kleinen Belt begeben hatte, bei Nacht in seinem Zelt und segelte mit den beiden Unglücklichen nach Mecklenburg. Vergebens verlangte Papst Honorius III. ihre Befreiung, weil Waldemar einen Kreuzzug gelobt hatte. Vergebens forderte Friedrich die Auslieferung eines so vornehmen Gefangenen an das Reich; dem Bemühen des edlen Hermann von Salza gelang es wieder, einen Vertrag zustande zu bringen, der alle Teile befriedigte. Heinrich von Schwerin sollte von der Lehnspflicht gegen Dänemark befreit werden und ein reiches Lösegeld empfangen, Waldemar dem Kaiser Treue schwören und zur Sicherung des Kreuzzugsgelübdes eine bedeutende Geldsumme entrichten. Kaum aber war König Waldemar im Dezember 1225 nach Dänemark zurückgekehrt, so sann er auf Rache. Von Honorius seines Eides entbunden, drang er über die Eider vor, zwang die Dithmarsen wieder zur Huldigung und bemächtigte sich einer holsteinischen Stadt nach der andern. Da entschied der 22. Juli 1227 das Schicksal des deutschen Nordens. Als ihm, wohlgerüstet, die Truppen der verbündeten Grafen von Holstein und Schwerin, des Erzbischofs von Bremen, des Herzogs Albrecht von Sachsen und der freien Stadt Lübeck bei dem Dorfe Bornhöved gegenüberstanden, entschieden die Dithmarsen, die notgedrungen an seiner Seite kämpften, durch ihren Übergang den Sieg der Deutschen. Der verwundete König entging nur mühsam einer zweiten Gefangenschaft, sein Neffe Otto von Lüneburg aber wurde durch den Grafen von Orlamünde in Haft genommen. Den Dänen blieb vom deutschen Strande nichts als Rügen und Esthland. Die Dithmarsen bewahrten sich bis zum Schlusse des Mittelalters ihre freien Einrichtungen und ihre besonderen Eigentümlichkeiten. Lübeck und Hamburg begannen die ersten Versuche einer Vereinigung zum gemeinsamen Schutz gegen die großen dänischen Seeräuber; Mecklenburg und Pommern wurden wieder Lehen des deutschen Königs, Lauenburg des Herzogs von Sachsen.

Der Deutsche Orden in Preußen.

Zu derselben Zeit gewann der Deutsche Ritterorden den fernsten Nordosten Deutschlands der eingedrungenen lettischen Bevölkerung ab und führte ihn fast ohne fremde Hilfe im beständigen Kampf gegen die heidnischen Litauer allmählich dem Christentum und Deutschtum zu, wovon später die Rede sein wird.

Ermordung Ludwigs von Bayern.

Von solchen großen und folgenreichen Errungenschaften deutscher Tüchtigkeit und Selbsthilfe nahm der schwelgerische junge König kaum Notiz. In Deutschland gab es allerlei Zwist. Herzog Ludwig von Bayern, der eine Art von Vormundschaft über ihn erhalten hatte, schloß sich plötzlich der päpstlichen Partei an, die die Bannbulle Gregors IX. verkündete, dann bettelte er wieder um Frieden, weil König Heinrich ihn vom Hofe verwiesen und einen Teil seines Reiches verwüstet hatte. Dennoch wurde er plötzlich (16. September 1231) auf der Brücke zu Kehlheim von einem Unbekannten niedergestochen, der dann unter Martern endigte, ohne zu bekennen, wer er sei und wer ihn abgesandt habe. Es konnte nicht fehlen, daß man später, als die Wogen des Hasses gegen Friedrich am höchsten gingen, behauptete, der Mörder sei ein Assassine gewesen, den Friedrich dazu angestiftet habe. Kein wahrheitsliebender Zeitgenosse der That spricht einen solchen Verdacht aus.

König Heinrichs Walten in Deutschland.

Der junge König, obwohl nach wie vor dem Verkehr mit Minnesängern, Possenreißern und Jokulatoren (Gauklern) hingegeben, schien doch jetzt eine eigne Politik beginnen zu wollen. Er folgte lieber dem Rate von Rittern und Ministerialen, als von Fürsten und Erzbischöfen, und begünstigte offenkundig mehr die Städte, als die geistlichen und weltlichen Fürsten. Gerade dadurch geriet er aber so in Not, daß er

im Mai 1231 auf einem Reichstage zu Worms selbst die Hand bieten mußte, die Macht und Freiheit der Städte zu beschränken, ihre Einigungen aufzuheben und den Grund zur Landeshoheit der Fürsten zu legen. Ihnen kam von jetzt an die oberste Gerichtsbarkeit zu, der selbst die Territorialstädte unterworfen waren. Sie erschienen fast unabhängig vom Könige und waren nur bei der Einführung neuer Ordnungen und Gesetze an die Befragung der höheren Stände gebunden. Da Kaiser Friedrich hiermit zufrieden war, bestätigte er dies Privilegium der Fürsten nicht nur, sondern traf 1232 zu Cividale bei Aquileja mit Heinrich zusammen, um ihm für die Zukunft jedes eigenmächtige Verfahren bei Strafe der Reichsacht zu untersagen.

Die Konstitutionen von Sizilien.

Das großartige Werk der Konstitutionen von Sizilien, das der Erzbischof Jakob von Capua, zum Teil wohl mit Hilfe des genialen Peter von Vinea, im Laufe der Jahre fertig gebracht hatte, überragte weit jedes Rechts- und Staatsbewußtsein der Zeit und schuf den oft bewunderten Kunstbau einer festgeordneten Büreaukratie, deren gesamte Thätigkeit nach unten hin jeden Teil des Volkes, den Klerus keineswegs ausgenommen, vollkommen beherrschte und strahlenförmig die Macht des Königtums ausbreitete, welches hier zuerst auf einen unmittelbaren göttlichen Ursprung zurückgeführt wurde. Überraschend erscheinen die Bestimmungen, daß Lehnsgüter auch auf Töchter vererbt werden durften, und daß zu den Hoftagen nicht nur geistliche und weltliche Fürsten, sondern auch Abgeordnete der Städte zugezogen wurden. Auch zeigte sich Friedrich für den Wohlstand der Ackerbauer, der Kolonisten und der Handeltreibenden in Sizilien eifriger besorgt, als in Deutschland. Er machte die Leibeigenen frei, verbesserte die Forstwirtschaft und die Viehzucht, und ließ fremde Gewächse einführen, wie Indigo, Baumwolle, Zuckerrohr und Dattelpalme. Durch Aufhebung aller Zollschranken im Innern begünstigte er den schnelleren Austausch der inländischen und fremden Erzeugnisse; durch Handelsverträge mit Tunis, Ägypten und Syrien gewann er für das italienische Getreide und andre Feldfrüchte einträgliche Absatzquellen und zugleich reichliche Einfuhr aller asiatischen Kleiderstoffe und Luxuswaren. Zehn große und fünfundsiebzig kleinere Kriegsschiffe unter dem Befehl eines „Admirals" schützten den Handel vor sarazenischen Seeräubern und beherrschten das gesamte Mittelmeer bis zu den Säulen des Herkules. Vielleicht am feinsten war die Sorge für den Staatshaushalt ausgeklügelt. Von den Steuern, welche durch richterliche Beamte ausgeschrieben und eingeholt wurden, waren auch die Klöster nicht frei. Den Arabern entlehnte er die Verbrauchssteuern von den meisten Lebensbedürfnissen; der Ertrag der Krongüter wurde durch Musterwirtschaft zu einer nie geahnten Höhe gebracht; den Handel mit Salz, Eisen, Stahl, Kupfer und roher Seide nahm die Krone als Monopol in Anspruch; endlich halfen natürlich auch Zölle und Strafgelder die königlichen Kassen füllen. So kam es, daß Friedrich in Friedenszeiten eine Pracht entfalten konnte, wie sie die Welt weder in christlichen noch in arabischen Residenzen gesehen hatte; um diese und sich selbst in der aus bunteſten und zum Teil feindseligen Elementen gemischten Bevölkerung zu schützen, hielt sich der Kaiser eine reich besoldete Leibwache von Sarazenen.

Ketzergerichte.

Allein trotz einer so gewaltigen Grundlage seiner Macht bedurfte er oft genug diplomatischer Künste, um sich aufrecht zu erhalten. So gestattete er nicht nur schon 1231 die Einführung der Inquisition in Deutschland, sondern er nahm auch 1232 in die Konstitutionen seines Königreichs Sizilien die Worte auf: „Die Ketzer, welche den ungenähten Rock unsres Herrn zertrennen wollen, sollen lebendig im Angesichte des Volks den Flammen überliefert werden; die sie hegen oder bei sich aufnehmen, verlieren ihre Güter."

Allerdings war dieses grausame Ketzergesetz nur der Widerhall desjenigen, welches 1231 vom Papste für Rom gegeben war. Es scheint, daß die Verfolgung der Ketzer in Südfrankreich durch Innocenz III. die Zahl derselben nur vermehrt habe. Das Martyrium hat von jeher diese Wirkung gehabt. Wenn Tausende, die an der Verweltlichung der Kirche und der Habsucht ihrer Priester Anstoß nahmen, in den beiden großen Orden der Bettelmönche ein Asyl innerhalb der Kirche fanden, so war die doppelte Zahl bereit, außerhalb derselben ihre Seligkeit zu suchen.

Jeder Scheiterhaufen reizte zu neuem Widerstande, und die politische Sekte der Arnoldisten (nach Arnold von Brescia benannt) schürte oft den Widerstand der Waldenser, der „Armen von Lyon". Überdies galt bei dem gesamten Klerus schon jeder Angriff gegen das Vermögen der Priester für Ketzerei. Als Gregor IX. im November 1231 in die Hauptstadt zurückkehrte, einigte er sich mit dem Senator Anibaldo über die Vernichtung aller Ketzer. Von nun an sollte jeder Senator vor dem Antritt seines Amtes einen Eid leisten, alle Ketzer zu ächten und die von der Inquisition Verurteilten innerhalb acht Tagen zu richten; alle Ketzerherbergen sollten niedergerissen, alles Ketzergut zwischen die Angeber und den Senator verteilt werden. Wer Ketzer verheimlichte, verfiel in Geld- oder Leibesstrafe und verlor alle bürgerlichen Rechte. Ein Senator, der diesen Schwur nicht halte, sollte zu 200 Mark Silber verurteilt und für unfähig zu öffentlichen Ämtern erklärt werden. So wurde nicht nur der Privathaß, sondern auch die Habgier, ja die Angst vor dem Verlust des Amtes ins Feld gerufen, um die Ketzer aufzuspüren und dem Verderben zu weihen. Nach diesem Gesetze ist es klar, daß ein Inquisitionstribunal, wenn auch noch nicht ein ständiges, seit Innocenz III., jedenfalls aber seit Gregor IX. in Rom bestanden hat. Wie in Toulouse die Dominikaner, so traten in Rom die Franziskaner als Inquisitoren auf. Seitdem verlosch selten der Flammenschein qualmender Scheiterhaufen, der dem Pöbel, dem vornehmen wie dem gemeinen, willkommen war, weil er der Lust an Menschenqualen, der Gewinnsucht und Habgier, dem religiösen Fanatismus und der politischen Parteisucht Befriedigung brachte. Denn in Rom wie an vielen andern Orten mischten sich mit den religiösen Ansichten die politischen, und zuzeiten wurden mehr ghibellinische Arnoldisten als Katharer und Waldenser eingeäschert.

Wenn Friedrich II. 1232 zu Ravenna das Versprechen gab, auch in Deutschland alle Ketzer zu vertilgen, so ist schon gezeigt worden (s. S. 127), daß dies Versprechen keinen Erfolg hatte.

Streit zwischen Vater und Sohn.

König Heinrich hatte auf demselben Hoftage zu Frankfurt, auf welchem er die Verurteilung der Ketzer den Inquisitoren absprach und den weltlichen Gerichten übertrug, im Februar 1234 einen allgemeinen Landfrieden verkündet. Als er nun auf Grund desselben den Brüdern Gottfried und Konrad von Hohenlohe, zwei ergebenen Anhängern seines Vaters, die Burgen zerstörte und dem Befehle des Kaisers, diese wieder aufzubauen, widersprach, wurde die Kluft zwischen Vater und Sohn noch größer als zuvor. Friedrich benutzte den Zufall, daß der Papst wieder einmal durch die Römer unter dem Senator Luca Savelli bedrängt und vertrieben war, half ihm den Frieden herstellen, seine weltliche Herrschaft über Rom befestigen, und erlangte dafür, daß der Papst selbst den ungetreuen Sohn im Juni 1234 mit dem Banne bedrohte. Nun aber brach der tollkühne Jüngling erst recht offen mit dem Vater, erklärte sich in einem Manifest an alle Fürsten Deutschlands für seinen Feind und knüpfte Verbindungen mit den aufrührerischen Lombarden an. Alsbald richtete auch der Kaiser von Italien aus ein Rundschreiben an die deutschen Fürsten, indem er alle Zugeständnisse seines Sohnes ihnen ebenfalls bewilligte und seine Ankunft in Deutschland ankündigte. Kaum hatten sie dieses Schreiben empfangen, so waren die meisten von jähem Schrecken erfüllt, vergaßen alle Versprechungen, die sie dem Sohne auf einer Zusammenkunft zu Boppard (September 1234) gemacht hatten, und ließen ihn im Stich. Wenige Wochen später waren seine einzigen Anhänger sein Schwager Friedrich von Österreich und die beiden Bischöfe von Worms und Würzburg, dazu eine Anzahl Grafen und Ritter, die mit ihm geschwelgt, gesungen und getrunken hatten. Begleitet von seinem zweiten Sohne Konrad und von seinem Freunde Hermann von Salza, zog Friedrich im Frühling 1235 in Deutschland ein und versammelte bald eine so zahlreiche Streitmacht um sich, daß Heinrich an Widerstand nicht mehr denken konnte; selbst Friedrich von Österreich erschien reumütig vor dem Kaiser. Nun sandte Heinrich auf den Rat des edelgesinnten Deutschmeisters, der zu vermitteln versuchte, an den Vater nach Nürnberg das Versprechen bedingungsloser Unterwerfung. Dieser beschied ihn vor den Reichstag in Worms, wo er im Juli 1235 demütig um Gnade flehte. Der Kaiser war bewegt, aber nicht schwach und kurzsichtig genug, dem ungetreuen Sprößling die mißbrauchte Gewalt wiederzugeben, sondern blieb entschlossen, sie auf seinen zweiten Sohn, Konrad, zu übertragen. Als Heinrich dies merkte, gedachte er zu fliehen, wurde aber ergriffen und als Gefangener von Schloß zu Schloß geführt, erst nach Worms, nach Heidelberg, nach Allerheim, dann aber nach Italien, wo er endlich, verstockt und ohne Reue, sein junges Leben einbüßte. Auf dem Wege nach der Burg Martorano in Unteritalien stürzte er am 12. Februar 1242 mit oder

ohne Absicht vom Pferde auf den Steinweg nieder, starb alsbald und wurde im Dome von Cosenza beigesetzt. In einem warmempfundenen, echt väterlichen Schreiben an die Geistlichen des Königreichs Sizilien bekundete der Kaiser tiefen Schmerz über seinen Hingang und mitleidigen Kummer über seine Verblendung. Dies allein macht alle späteren Gerüchte zu Schanden, daß der Vater das frühe Ende seines Sohnes gewünscht oder gar durch grausame Maßregeln beschleunigt habe. — Seine Witwe, die Babenbergerin Margarete, welche in Treue die Gefangenschaft geteilt hatte, kehrte nach Deutschland zurück und lebte in einem Kloster bei Würzburg, bis Ottokar von Böhmen sie heimführte, um durch ihre Hand Österreich zu gewinnen, und sie 1261 wieder verstieß, als er seinen Raub sich gesichert hatte. Sie starb 1267, wie man meinte, an Gift.

Friedrichs Vermählung mit Isabella von England.

Wenige Tage nach der Gefangennahme seines Sohnes feierte der Kaiser seine dritte Vermählung und zwar mit derselben Isabella, der 21jährigen Schwester König Heinrichs III. von England, die zehn Jahre früher der Erzbischof Engelbert von Köln zur Gemahlin jenes Prinzen bestimmt hatte. Jetzt war sie durch seinen Nachfolger, den Erzbischof Heinrich von Köln, und durch Herzog Heinrich von Brabant aus London über Antwerpen zunächst nach Köln geleitet und dort mit unerhörter Pracht empfangen worden. In Worms aber wetteiferten die deutschen und die fremden Fürsten in Ehrenerweisungen und Geschenken für das Kaiserpaar, die massenhaft erschienenen Sänger, Seiltänzer und Kunstreiter in der Belustigung der Menge. Seit den Pfingsttagen des Jahres 1184, dem Feste der Wehrhaftmachung der Söhne Barbarossas, hatten die Weinberge des Rheinthals nicht von solchem Jubel widergehallt, waren nicht von solchem Lichterglanz erhellt worden.

73. Ezzelino da Romano.

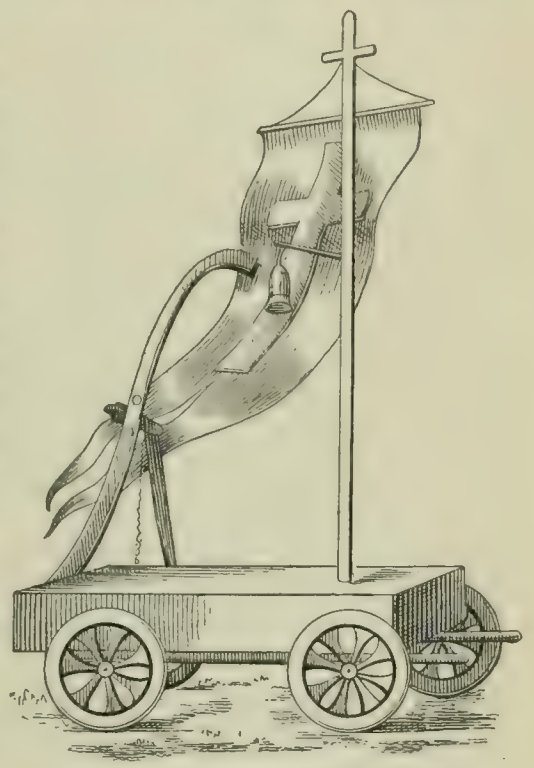
Mainzer Landfriedensgesetz.

Auch die Reichsversammlung zu Mainz, wo, wie man sagt, außer 75 geistlichen und weltlichen Fürsten am 15. August nicht weniger als 15000 Ritter zusammenkamen, bezeugte durch ihren Glanz und allerlei Festlichkeiten, daß die Kaisermacht des gebildetsten Herrschers, den das Mittelalter gekannt hat, ihren Höhepunkt erreicht hatte. Den würdigsten Ausdruck aber fand dieser in jenem berühmten Landfriedensgesetz, welches zum erstenmal nicht bloß in der veralteten Sprache des Mönchslateins, sondern zugleich in der edlen klang- und sangreichen des Mittelhochdeutschen veröffentlicht wurde. Freilich richtete sich dieses Gesetz mehr gegen das mächtige Heranwachsen der städtischen Gemeinwesen, als gegen die Übergriffe des hohen Landadels und der Geistlichkeit. Wenn auch Friedrich durch die Anstellung eines Reichshofjustiziarius, der täglich an des Kaisers Stelle mit seinen Schöffen Gerichtssitzung halten sollte, jedem Unrecht zu wehren hoffte, wenn auch viele Hunderte von Raubburgen durch ihn während seines Aufenthalts in Deutschland zertrümmert und ihre Eigentümer mit unnachsichtiger Strenge bestraft wurden, so zeigte doch dieses Jahr des Friedens nicht das Herannahen eines beständigen Rechts- und Friedenszustandes an, sondern es war nur das letzte Aufleuchten eines klaren Rechtsbewußtseins mitten in der streit- und fehdesüchtigen Zeit

des Mittelalters. Der größte Gewinn des Mainzer Reichstags war vielmehr die Aussöhnung des mächtigen Hohenstaufen mit dem einzigen lebenden Sproß des Welfenhauses und also der Abschluß des fast ein Jahrhundert langen Kampfes der Welfen und Waiblinger — wenigstens in Deutschland. Offenbar durch Vermittelung der englischen Gemahlin, die mit dem Welfen nahe verwandt war, kam es am 21. August zu einer denkwürdigen Szene. Der junge Otto von Lüneburg, der einzige lebende Enkel (aus dem Mannesstamme) Heinrichs des Löwen, empfing knieend seine braunschweigischen Allodien samt den Städten Braunschweig, Lüneburg, Goslar und Stade als in männlicher und weiblicher Linie erbliches Herzogtum aus den Händen des Kaisers.

Demütigung Friedrichs von Österreich (1236).

Bald darauf warf der Kaiser auch die letzten treuen Anhänger seines untreuen Sohnes Heinrich nieder. Nur Friedrich den Streitbaren von Österreich, der von neuem mit den übermütigen Städten Oberitaliens in Verbindung getreten war, vermochte er zur Zeit noch nicht zu demütigen, allein er fürchtete ihn auch nicht und hoffte trotzdem, gestützt auf die Wehrkraft Deutschlands und den Reichtum Italiens, den Wunderbau einer fast despotisch beherrschten Weltmonarchie aufzuführen. Er war schon über die Alpen hinweg und hatte, mit dem mächtigen Markgrafen von Verona, mit Ezzelino da Romano, verbündet, Vicenza erobert, als ihn dennoch das Gebaren des tapferen, aber heftigen, ja unbezähmbaren Babenbergers nach Deutschland zurückrief. Der wilde Herzog hatte seine unschuldige Gemahlin verstoßen, Mutter und Schwester ihrer Habe beraubt, sich gegen ehrbare Frauen vergangen, Bistümer und Städte gebrandschatzt und keiner Vorladung Folge geleistet. Obwohl geächtet und vorübergehend aus seinen beiden Herzogtümern Österreich und Steiermark vertrieben, war er doch wieder zurückgekehrt und hatte alles wiedergewonnen. Als nun Friedrich im November 1236 sich gegen ihn wandte, war es mit dem Widerstand des Übermütigen zu Ende. Beide Herzogtümer wurden 1237 mit der Krone verbunden und Ende Februar des Kaisers zweiter, neunjähriger Sohn Konrad durch elf anwesende Fürsten zum römischen Könige gewählt, einstweilen aber der Mainzer Erzbischof Siegfried von Eppstein zum Reichsverweser bestimmt. Als Friedrich im Herbst 1237 Deutschland auf Nimmerwiedersehen verlassen hatte, kam ihm schon die Kunde nach, daß der geächtete Herzog von Österreich und Steiermark sein letztes Dorf wiedergewonnen habe.



74. Italienischer Fahnenwagen (Carroccio).

Friedrichs Siege über die Lombarden.

Währenddessen hatten vor dem Markgrafen Ezzelino da Romano und dem kaiserlichen Feldherrn Gebhard von Arnstein Padua und Treviso kapituliert, Markgraf Azzo von Este und die Stadt Ferrara sich dem Kaiser zugewandt. Mit einem von Sarazenen, Lombarden und Deutschen gemischten Heere zwang nun der Kaiser selbst Mantua zur Unterwerfung und errang in der Nähe des Oglio am 27. November 1237 einen glänzenden Sieg über das Bundesheer und die Mailänder bei Corte Nuova. Die Zahl der Toten und Gefangenen soll 10 000 betragen haben. Als Friedrich seinen Siegeseinzug in Cremona hielt, zog ein mit dem Reichsbanner geschmückter Elefant den Fahnenwagen, das Carroccio der Mailänder, an dessen Mast Peter Tiepolo, der Podesta von Mailand, festgebunden war. Man hatte jenen, verlassen von der „heiligen Schar", im Schlamme steckend gefunden und bald auch das Kreuz dazu erobert, welches die Bündner eine Zeitlang mit sich geführt hatten, weil nach ihrem Glauben sein Schicksal das ihrige wäre. Der greise Papst begann unmutig zu zittern, als die Römer auf des Kaisers Verlangen, das er durch irgend

einen Poeten in prahlerischen leoninischen Versen kundgethan hatte, das Carroccio samt der Gemeindeglocke von Mailand auf dem Kapitol aufstellten. Wenn Friedrich ihm selbst seinen Sieg anzeigte und zugleich bat, Dankgebete anzuordnen, so konnte jener das nur für Hohn nehmen. Dennoch wagte er nicht, mit dem siegreichen Kaiser sich offen zu überwerfen, und redete nicht dagegen, als dieser das Friedensgesuch der Mailänder abwies und bedingungslose Unterwerfung verlangte.

Der Kaiser zum zweitenmal im Bann.

Als der Kaiser in Verona zu Pfingsten 1238 das glänzende Fest der Vermählung seiner Tochter Selvaggia mit dem mächtigen Ghibellinen Ezzelino gefeiert hatte, wozu die Blüte des deutschen und burgundischen Adels unter dem jungen König Konrad herbeigekommen war, sandte er ein mächtiges Heer gegen Alessandria und rückte, sogar von auswärtigen Fürsten und Königen, wie dem Sultan von Ägypten und dem Kaiser von Nicäa, unterstützt, selbst gegen die starke Bergstadt Brescia. Allein die Notwendigkeit, nach monatelangem Bemühen unverrichteter Dinge abzuziehen (9. Oktober), brachte in seinen Glückslauf einen unausfüllbaren Riß. Alsbald vernahm man, daß Gregor IX. ein Bündnis zwischen den beiden mächtigen Republiken im Osten und Westen Oberitaliens, zwischen Genua und Venedig, vermittelt habe, das offenbar ihm zur Stütze dienen sollte, wenn er deren bedurfte. Sofort erhob er mit absichtlicher Schärfe und versteckten Drohungen seine Stimme, um über allerlei Schäden der Verwaltung Siziliens zu klagen, die freilich unendlich viel besser war als die aller andern Staaten auf der Erde. Als ihm gar bekannt wurde, daß Adelasia, die Erbin Sardiniens, die Werbung Enzios, eines natürlichen Sohnes Kaiser Friedrichs II., angenommen habe, während er allein zu der Bestimmung über den Besitz jener Insel und über die Hand der jungen Prinzessin befugt zu sein glaubte, da riß der Faden seiner Geduld. Es ist bezeichnend, daß er an demselben Tage, am 20. März 1239, an welchem der gemeinsame Freund der beiden Streitenden, Hermann von Salza, seine edle Seele aushauchte, den Kaiser zum zweitenmal in den Bann that und dessen Unterthanen von ihrem Eide befreite. Die Hauptursache war, wie er sich in einem Schreiben an die Christenheit vernehmen ließ, daß Friedrich die Stadt Rom zur Empörung gereizt habe. Allein dieser hatte erst, nachdem er von dem feindseligen Vorhaben Gregors erfahren, die Kardinäle gewarnt und bedroht. Jetzt antwortete er mit einer durchaus sachlichen Verteidigung, mit der Aufzählung alles dessen, was er für die Kirche und ihren Frieden gethan habe, und berief sich endlich auf ein Konzil, da der Papst seines Amtes unwürdig sei. Dennoch errang die Bannbulle überall Anerkennung, und Friedrich beklagt sich selbst einmal, daß sein englischer Schwager gestatte, für den Papst das Geld zu sammeln, mit dem er gegen ihn Krieg führen könne.

Ein Konzil zu Rom wird vereitelt.

Doch fand sich lange Zeit niemand bereit, die Königskrone anzunehmen, die Gregor ausbot. Selbst Friedrich von Österreich zog es vor, die angebotene Versöhnung mit dem Kaiser anzunehmen. Die deutschen Fürsten sandten sogar selbst im Frühjahr 1240 den Hochmeister des Deutschen Ordens, Konrad, an den Papst, um den Frieden zu vermitteln. Friedrich, der inzwischen durch einen vergeblichen Angriff auf Mailand und auf Piacenza zu dem ersten großen Mißerfolg noch zwei andre fügte, konnte nach dem Verluste Oberitaliens, begleitet von Enzio und einem immerhin gewaltigen Heere, in das römische Tuscien eindringen, mußte aber den Angriff auf Rom vertagen, als die verzweiflungsvolle Kreuzpredigt des Papstes einen unerwarteten Umschwung der Gesinnung in der Stadt herbeiführte. Daher war die Friedensunterhandlung des Hochmeisters Konrad vergebens, vielmehr berief Gregor unter dem Vorwande, den Frieden zu vermitteln, für Ostern 1241 ein Konzil nach Rom. Friedrich wußte, daß der Papst ihn täuschen wollte, da er gleichzeitig eifrig bemüht war, einen Grafen Robert von Burgund zum Könige von Deutschland zu erheben. Infolgedessen that er alles, um das Konzil zu verhindern. Mit Hilfe einer pisanischen Flotte verwehrte Enzio den fremden Prälaten die Einfahrt zur See; von den 27 genuesischen Schiffen, auf denen sie sich befanden, landeten nur fünf im Kirchenstaate, drei versanken während der Schlacht (südöstlich von Elba, zwischen Giglio und

Friedrichs II. Manifest über seinen Streit mit dem Papste, erlassen zu Treviso am 20. April 1239.

Friedrich II., von Gottes Gnaden Römischer Kaiser und stets Mehrer des Reichs, König von Jerusalem und Sizilien ... Dem ehrwürdigen Erzbischof von Salzburg und allen seinen Diözesanen (suffraganeis), seinen geliebten Oberen Gunst und alles Gute. Blicket ringsumher mit euren Augen, horchet auf ihr Menschensöhne, mit euren Ohren, betrauert das Ärgernis der Welt, die Zerwürfnisse der Völker, den allgemeinen Untergang der Gerechtigkeit. Babylons Schlechtigkeit geht aus von den Ältesten des Volkes, die, während sie das Volk zu leiten schienen, das Gericht verkehrten in Bitterkeit und die Frucht der Gerechtigkeit in Wermut. Sitzt zu Gericht, ihr Fürsten und Völker, und erkennet unsere Sache; von des Herrn Antlitz gehe aus euer Gericht, und eure Augen mögen Gerechtigkeit schauen. Denn wir wissen und vertrauen auf des höchsten Richters Gerechtigkeit, dass da bei euch verschiedenes Maass und Gewicht nicht ist, ihr gewiss sehen werdet, dass meine Bescheidenheit und Unschuld in der Wagschale eures Urteils mehr wiegen wird, als die verleumderischen Lippen derer, die mich herabsetzen, und ihre giftigen Lügengewebe. Aber nicht jetzt zum erstenmal kommt die Gerechtigkeit unserer Sache, und die Schlechtigkeit des auf dem Stuhle des Herrn Sitzenden zur öffentlichen Kenntnis, und wir wollen, abgesehen von der früheren Kunde des schnellen Gerüchtes, das oft gerade unkundige Ohren für sich einnimmt — selbst das, was zuerst das Gerücht verkündet, durch nachfolgende Aussagen unserer Majestät bestätigen, wie nämlich der neue Gaukler, nachdem er zum Unglück Papst geworden, unser bester Freund, so lange er noch den niederen Stufen (der Geistlichkeit) angehörte — nun aller Wohlthaten, mit denen das christliche Kaisertum die hochheilige Kirche bereichert hat, vergessend, sogleich nach seiner Erwählung, die Treue nach den Zeitumständen wandelnd und den Charakter mit der Würde ändernd und gewissermaassen über öffentliche Ruhestörung Reiz empfindend, gegen uns, den höchsten und einzigen Sohn der Kirche, die Stachel seiner Bosheit gespitzt hat, bis er endlich unter dem Vorwande, dass wir, um das drohende Ärgernis zu verhindern, uns eidlich, nachdem der Bann gegen uns ausgesprochen war, zur Überfahrt um eine bestimmte Zeit verpflichtet hätten, uns, während wir in der That von Krankheit behindert waren, deswegen unter Hinzufügung zahlreicher anderer Punkte, über die wir vorher niemals erinnert waren, und indem er alle unsere Rechtfertigungsgründe Gott und der Gerechtigkeit zum Trotz ganz zurückwies, in den Bann erklärte. Diesem Urteil fügten wir uns in Demut, das gegen uns zuerst mit unserem Willen erlassen war, indem wir inständig um die Lossprechung nach der Genesung baten, während wir augenblicklich zur Überfahrt rüsteten. Nachdem diese flehentliche Bitte in beleidigender Form abgeschlagen war, fuhren wir in frommer Erfüllung des Gelübdes zum heiligen Lande zur Hilfe hinüber in der Meinung, der Statthalter Jesu Christi denke mehr an dessen Sache, als an seinen gegen uns geschöpften Hass. Aber er, von dem wir meinten, er denke nur an das, was droben ist, von dem wir glaubten, er wohne das Himmlische anschauend im Himmlischen, wurde plötzlich als Mensch erfunden; ja sogar durch unmenschliche Thaten nicht nur von der Gottheit getrennt, sondern auch von der Menschlichkeit geschieden, indem er uns nicht allein in Syrien Hindernisse bereitete, durch Boten und Gesandte, die den Sultan durch seine Briefe — diese halten wir, nachdem wir die Überbringer abgefangen, zum öffentlichen Zeugnis in Verwahrung — darin bestärken sollten, dass er uns nicht das dem Gottesdienst und dem Königreich von Jerusalem rechtlich bestimmte Land auslieferte, sondern auch in unser sizilisches Königreich gewaltsam eindrang, unter dem Vorwande, dass Rainaldus, der Sohn des einstigen Herzogs von Spoleto, ohne unser Wissen und Willen, wie wir später durch seine Bestrafung deutlich bekundeten, in den Kirchenstaat einzudringen sich rüste; und nicht wie die Heiligen besiegten sie durch Treue die Reiche, sondern durch Untreue und indem sie allen Meineid predigten, oder wenn welche zum Meineide durch die Predigt allein nicht verlockt werden konnten, so wurden sie durch das Beispiel verlockt, indem die Offiziere des päpstlichen Heeres selbst, um dadurch leichter das Land zu gewinnen, offen schwuren, dass wir in Syrien gefangen wären. Trotzdem sind wir, als wir aus den überseeischen Gegenden heimkehrten und nur uns gegen das Unrecht wehrten, nicht nach gewohnter Herrschersitte zur Rache geschritten, sondern nahmen durch Vermittler das Friedenswort gern an, und bekennen, dass wir die Kirche als unsere wahre Mutter im Bekenntnis des katholischen Glaubens erfunden haben; aber ihren Vater erfanden wir beständig als Heuchler, indem er am Tage der Versöhnung selbst, um uns in Verlegenheit zu setzen, in uns drang, nach Italien wieder zurück zu kehren mit unbewaffnetem Geleite unseres Hofpersonals, unter dem Vorgeben, wir sollten nicht mit dem früheren bewaffneten Aufzuge unseren Getreuen Furcht verursachen; dabei versicherte er, uns alle Wege zu ebenen. Aber gerade das Gegenteil besorgte er ganz offenkundig durch seine Briefe und Boten, wie es feststeht durch das Zeugnis mehrerer unserer Getreuen, die damals in alles eingeweiht waren, da sie teils Teilnehmer, teils Führer der Partei waren. Als daher mein Sohn, und unsere Fürsten, die von Deutschland (Iermania) kamen, durch unsere Rebellen alle öffentlichen Wege versperrt fanden, und mein Sohn mit Hilfe der Schiffe in Aquileja nur mit grösster Mühe aufgenommen und von dort nach Deutschland (Teothonia) gesandt war, sahen wir uns genötigt, ins Reich zurückzukehren; denn des Vaters Klugheit, oder richtiger Tücke, hatte uns ungerüstet gesandt, die Bosheit unserer Rebellen zu zähmen. Als wir dort etwas aufatmeten und nach den Anstrengungen uns erholten, gönnte unser heiligster Vater uns unsere Ruhe nicht, warf sich zum Ratgeber auf und drang darauf, dass wir gegen die unserer Hoheit ergebenen Römer und andere tuscische Rebellen von uns, die die Rechte der Kirche und des Reiches hinderten, energisch einschritten, seiner Unterstützung gewiss, weil er mit uns unsere und des Reiches Lasten teilen wollte. Und so mussten wir auf sein vieles Drängen die Römer, welche damals Viterbo belagerten, vertreiben, während er selbst heimlich zur Stadt einen Brief schickte, dass wir dies auf eigene Hand, ohne sein Wissen und Willen, den Römern zum Trotze thäten; und als unterdessen in Sizilien ein Aufstand ausgebrochen war, und wir uns nach Messana hatten begeben müssen, um dem Beginn des dort ausgebrochenen Aufstandes entgegen zu treten, schloss er ohne andere Ursache als dass wir die so wertvolle Insel Sizilien nicht

verlieren wollten, einen Bund mit den Römern, die durch uns auf seinen Befehl, wie gesagt, verjagt waren; und das ohne uns zu befragen und ganz heimlich, gegen alles Völkerrecht, das bestimmt, dass man im Kriege die Bundesgenossen und Parteifreunde nicht im Stich lassen darf. Er bedachte nicht, dass wir, nicht ohne unser Leben und unsere Ehre aufs Spiel zu setzen, unter Rebellen und Aufrührern wehrlos zurückbleibend, ihm eine starke und tüchtige Heeresmacht zu Hilfe geschickt hatten, obgleich wir persönlich nicht hatten teilnehmen können. Aber noch immer liess unser reines Gewissen und unsere aufrichtige Ergebenheit gegen unsere Mutter Kirche den Sohn den stiefmütterlichen Aberwitz des Vaters nicht erkennen; und indem wir dem Zufall zuschrieben, was Tücke war, stellten wir öfters unsere Befriedigung in das Belieben des Vaters, der aber stiefväterlich verfuhr: er hinterging uns auf alle Weise um so schlimmer, je häufiger er uns auf eine günstige Entscheidung Aussicht machte. Während uns inzwischen, nach den früheren Entscheidungen zu urteilen, keine noch so geringe Hoffnung für die Zukunft geblieben war, die italienische Angelegenheit durch den Papst zur Ehre des Reiches beigelegt zu sehen, und wir die Ordnung der Sache für eine gelegene Zeit verschoben, glaubten wir plötzlich, das Geschick sei unseren Hoffnungen günstig, da der Streit zwischen der Kirche und den Römern erneuert war, in dem wir so edelmütig unsere Schätze und unsere Person aufs Spiel setzten, dass wir glaubten, den Übelwollenden jeden Verdachtsgrund entzogen zu haben. Auch hiermit noch nicht zufrieden, zogen wir, um der Kirche völlig sicheren Frieden zu geben, von eifriger Ergebenheit gegen sie und vom Feuer vollkommener Gottesliebe erfüllt, persönlich zum Papste, ohne geladen zu sein, mit uns führend unseren lieben Sohn Konrad, der jetzt zum König der Römer erwählt und Erbe des Königreiches von Jerusalem ist, den uns zur Zeit der offene Verrat seines Bruders als einzigen Sohn väterlicher Liebe gelassen hatte; diesen schämten wir uns nicht, nachdem wir uns ganz der Kirche ergeben hatten, als Geisel dem Papste anzubieten, als wir völlige Einigung zwischen uns und der Kirche vor Gott als Zeugen inständig erflehten, die zu erbitten uns der Prälat der ganzen Kirche, während er noch Bischof von Ostia war, schon lange dringend geraten hatte. Als wegen des allen uns die ganze Kurie ein freundliches Gesicht zeigte, und die freundlichsten Worte des Papstes wie aller Kurialen uns aufrichtiges Wohlwollen zeigten, glaubten wir damit alles erreicht zu haben; daher meinten wir in aufrichtigster Absicht und ebenso im Vertrauen auf unseren Gehorsam den Streitpunkt zwischen uns und den Lombarden, der schon so oft durch bestochene Richter unentschieden geblieben war, und ebenso die Beilegung des Streites zwischen uns, den Bürgern und Edlen von Acca, in aufrichtiger Ergebenheit darlegen zu müssen. Und also sicher der glücklichen Ordnung aller unserer Angelegenheiten, leisteten wir persönlich der Kirche bereitwilligst Folge. Mit einem starken Heere, das wir unter grossen Opfern unserer Kasse aus Germanien wie Italien hatten sammeln lassen, und nicht früher standen wir von der Verfolgung unseres Planes ab, als bis unsere Macht die Freiheit der Kirche, die in der Stadt niedergetreten war, und das ausserhalb besetzte Land in den früheren Rechtsstand einsetzte, in der unzweifelhaften Voraussetzung, dass was früher unsere Gerechtigkeitsliebe nicht erlangen konnte, der ergebene Gehorsam verdienen würde. Aber hört den wunderbaren Dank, der für so viel Ergebenheit, so viele Wohlthaten, so unerschütterliches Vertrauen der Stellvertreter Christi, der Hirt der Kirche, der Prediger unseres katholischen Glaubens, uns im einzelnen abzustatten bedacht war. Besonders wurde alles, was in der überseeischen Sache durch den Erzbischof von Ravenna, unseren geliebten Fürsten, den damaligen Botschafter des apostolischen Stuhles nach der von der Kirche ihm erteilten Weisung über unseren und unseres vorgenannten Sohnes Konrad Wiedereinsetzung in den vollen früheren Besitz aller uns entzogenen königlichen Rechte vernünftig geordnet war, sogleich bei Ankunft des Erzbischofs von Cäsarea in Eile ganz vernichtet, ohne dass man den vorgenannten Botschafter, oder unsere Boten an die Kurie abwartete, ohne dass man länger säumte, als bis er seine Goldstücke zahlen konnte.

Weit entfernt, dass er die italienische Sache im Interresse unserer Ehre und Herrschaft seinem Versprechen gemäss ordnete, liess er vielmehr, während wir auf die Entfernung unserer Feinde drangen, die in der Lombardei und Tuscien unsere Getreuen mit getrennten Truppenmassen belästigten, weder uns mit unseren Soldaten, die wir damals, wie gesagt, in den Dienst der Kirche gestellt hatten, ausziehen, noch wollte er irgend einen Boten oder Brief von uns absenden. Daraus folgte in den Landkriegen die Niedermetzelung sehr vieler Menschen, der Brand von Kirchen. Und nicht zufrieden mit all seiner früheren Bosheit, weigerte er sich, uns Citta di Castella zurückzugeben, das er selbst in den Zeiten der früheren Unruhe besetzt hatte, und das er nach dem Friedensvertrage und dem Rate aller seiner Brüder zurückgeben musste für nur 300 Pfund jener Münze, die den Wert von 50 Mark nicht erreichen, obgleich ich mit ihm in Reate blieb und für ihn viele tausend Mark zahlte. Da sieht man, wie sehr unser heiligster Vater uns liebte. Schliesslich mussten wir verzweifeln, etwas zu erreichen und Italien zur Ruhe gebracht zu sehen durch das Wohlwollen unseres Vaters, oder richtiger Stiefvaters. Daher griffen wir zu Waffen und Schild. Indem wir Sreitkräfte aus den Gegenden Deutschlands, in die uns in jenen Tagen der Verrat unseres Sohnes notgedrungen gerufen hatte, nahe bei dem Eingange Italiens versammelten, bewahrten wir durch eine tüchtige Streitkraft unsere gerechte Sache, die wir durch Bitten nicht durchsetzen konnten. Als das dem Papste zu Ohren gekommen war, verbot er unter dem Vorwande des zum Schutz des heiligen Landes den gläubigen Völkern und Fürsten angesagten Gottesfriedens uns durch apostolischen Brief den bewaffneten Eintritt in Italien. Dabei vergass er, dass er an demselben Tage, an dem er den vorgenannten Gottesfrieden ansagte, uns als Verteidiger und Anwalt der Kirche holen liess, weil wir gegen die Römer, die ihm kirchliche Rechte entwendet hätten, energisch einschreiten müssten. So hielt er es bei uns für ungerecht, dass wir in unser Haus und grossväterlichen Besitz, den uns der rasende Aufstand unserer Rebellen verschlossen hatte, mannhaft einzudringen suchten, während er es bei den Römern für gerecht gehalten hatte, die doch seinem Vater oder Grossvater oder Vorfahren in gar nichts verpflichtet gewesen waren. Ausserdem fügte er im vorgenannten Briefe hinzu, dass wir in der Sache der Lombardei ihm unbedingt, ohne Vorbehalt der Zeit und irgend einer Einschränkung, ohne Recht und Ehre des Reiches zu wahren, ein Versprechen geben müssten, durch das er uns für immer an der Verfolgung irgend eines unserer Rechte hindern oder Recht und Ehre des Reiches vernichten wollte.

Als uns das weder der Rat unserer Fürsten noch die Erinnerung an die früheren Opfer empfahlen, stiftete er dann andere Intrigen an; er schickte uns nämlich in weissem Schafskleide einen reissenden Wolf entgegen, den Bischof von Palestrina; durch diesen, der uns durch apostolisches Schreiben wegen seines hochheiligen Lebens empfohlen war, führte er Placentia, das uns untergeben und den Unsrigen freund war, zur treulosen Partei von Mailand zurück: durch ihn hoffte er sicher, so gänzlich und von Grund aus unsere Getreuen wankend zu machen, dass er unsere Erfolge in Italien ganz unmöglich machte; aber durch die göttliche Macht, welche ihr Reich schützt, täuschte er sich in dieser Hoffnung: als nun die Rebellen bei ihm wegen der Brandschatzung, der Verwüstung, des Menschenverlustes jammerten, als sie ihn öffentlich wegen der Ermutigung zum Aufstande anklagten und seines lügenhaften Versprechens, dass er gegen uns und das Reich ihnen hätte beistehen wollen, suchte er, weil er ihrer eigenen Bitte gemäss uns bei vorerwähnter Gelegenheit nicht exkommunizieren konnte, unserem Vorgehen überall heimliche Hindernisse zu bereiten, indem er überall Briefe und Boten durch das Reich und die Welt schickte, um möglichst viele von der Treue und Ergebenheit gegen uns abzubringen. Obgleich die Treue unserer Anhänger und die Ergebenheit unserer Freunde das alles uns nicht verheimlichen wollte, wollten wir zwar nicht vom Bösen besiegt werden, aber doch im guten das Böse besiegen; daher beschlossen wir feierlich, als Boten den ehrwürdigen Erzbischof von Palermo, die Bischöfe von Florenz und Regium, den Magister T. de Suerra, Richter unseres obersten Gerichtshofes', und den Magister R. Porcastrela, den Kapellan, zum Apostolischen Stuhle zu schicken. Als durch sie ihm unsere völlige Ergebenheit versichert war, und die Einigung gegen ketzerische Verderbtheit und für kirchliche Freiheit verhandelt war, welche längst von uns und der Kirche für Erneuerung der kirchlichen und Reichsrechte ersehnt war, nahm der Papst, nach dem Rate seiner anwesenden Brüder, unsere Botschaft in allen ihren Stücken an und versprach durch dieselben Boten und den Erzbischof von Messana, den er seinerseits an uns abgeordnet hatte, unserer Hoheit, dass er überall alle Hindernisse zu beseitigen befehle, die er, wie er offen vor seinen Brüdern und unseren Boten bekannte, unserem Vorgehen in den Weg gelegt hatte; wie denn dies alles durch das Zeugnis der Briefe vorerwähnter Gewährsmänner deutlich bestätigt wird. Während mit dieser Antwort unsere Boten und der seine zu uns zurückkehrten, übertrug er, bevor sie drei Tage von der Kurie abgereist waren, ohne sie in Kenntnis zu setzen und um sie selbst zu schanden zu machen, dem G. de Monte longo, den er zuerst an uns als Boten geschickt und später gegen uns angestellt hatte, um die Mantuaner und andere Anhänger von uns wankend zu machen, das Amt eines Botschafters in der Lombardei, um, je mehr sein Ansehen wuchs, um so grössere Hindernisse uns und den Unsrigen zu bereiten. Ausserdem schickte er einigen unserer Kirchenfürsten, italienischen und deutschen Prälaten, die mit uns an unserem Hofe waren, Briefe, welche unsere Ehre nicht wenig herabsetzten, darin gewisse Artikel besonders über Beschwerden, zu denen manche Kirchen unseres Reiches veranlasst sein sollten; darüber liess er uns durch die genannten Oberen erinnern; die ganze Serie aller dieser Kapitel und unserer Antworten im einzelnen liess ich zu öffentlichem Zeugnis aufheben. Als ich alles dieses den Oberen und Prälaten und möglichst vielen Klerikern jedes Ranges im einzelnen vorgelegt, fühlten sich zwar die Söhne durch solchen Wankelmut des Vaters beirrt und erröteten aus Scham für ihr Oberhaupt; nichtsdestoweniger beschlossen wir auf ihren Rat, den vorgenannten Erzbischof von Palermo, den Magister T. und den Magister R. Porcastrela als Gesandten unserer Hoheit mit den Boten unserer getreuen Städte zum Apostolischen Stuhle zurückzuschicken, und erklärten uns durch sie zu jeder Befriedigung ohne Verzug und Vorbehalt bereit. Aber auch durch alles dies wurde seine Wut nicht beseitigt, sondern er, der Stellvertreter des Frieden predigenden Christus, in Wahrheit Friedensstörer und Freund des Streites gegen die Traditionen der heiligen Väter, erliess, indem er auf die Nachricht, dass unsere Boten, die den Ausdruck völliger Ergebenheit überbrachten, der Stadt nahe waren, in der Furcht, dass, wenn sie als Verteidiger der Gerechtigkeit dazu kämen, er ohne öffentliches Ärgernis nicht vorgehen könnte, indem er gegen uns, den höchsten Herrn der Christenheit, am Palmsonntage gegen die übliche Sitte der hochheiligen Mutter Kirche und beim Mahle des Herrn später eilig seinen Richterspruch verkündete, durch den er, wie wir gerüchtweise hörten, wenn wir dies auch nicht glauben müssen, im Widerspruch zum vernünftigeren Teil seiner Brüder auf den Rat einiger lombardischer Kardinäle uns gebannt haben soll; unsere Boten aber hatte er durch seine Anhänger und Trabanten, die aus dem patrimonium pauperum bezahlt waren, behindert, damit sie nicht vor ihn und die Öffentlichkeit treten konnten, um die Gerechtigkeit und unsere Unschuld zu verteidigen, endlich um Genugthuung anzubieten. Wenn wir auch dabei aus einem besonderen und persönlichen Grunde wegen unserer Gerechtigkeit und wegen der Ruchlosigkeit seines Vergehens wünschen müssten, dass er gegen Recht und Ordnung vorgegangen wäre, da er so seine Schlechtigkeit offenbart hätte, wenn sie nicht schon vorher kund geworden wäre, sind wir dennoch betrübt und von Herzen betrübt aus Ehrfurcht gegen die allgemeine Kirche unsere Mutter, die der Herr Jesus Christus im Bilde der glorreichen Jungfrau im Vermächtnis seiner Leidens- und Todesstunde seinen Jüngern empfohlen hat. Übrigens meinen wir, dass durch einen Menschen, den wir mit Recht nicht für unsern Richter halten, uns gar kein Unrecht geschehen kann; denn durch Werk und Wort hat er sich früher als unseren Todfeind, denn als unseren Richter offenbart, indem er unsere Rebellen und die Reichsfeinde öffentlich begünstigte. Ausserdem hat er sich der Maassregelung eines so hohen Fürsten und überhaupt jeder Ausübung der päpstlichen Richtergewalt unwürdig gemacht, indem er die Stadt Mailand, die zum grössten Teile nach dem Zeugnis sehr vieler glaubwürdiger Geistlichen von Ketzern bewohnt wird, gegen uns und das Reich offenbar begünstigt und schützt, und gegen R. de Mandello, Bürger von Mailand, vorher Podestà von Florenz, die Anzeige des Florentiner Bischofs, eines Mannes von ehrenhaftem Leben und bewährtem Rufe, wegen ketzerischer Verderbtheit, aus Hass gegen uns und Gunst gegen Mailand abgewiesen hat. Überdies halten wir ihn für den Stellvertreter Christi, für den Nachfolger Petri, den Herrscher der Seelen der Gläubigen mit Unrecht, nicht wegen des Unrechts seiner Würde, sondern wegen des Defekts seiner Person; denn die Dispense, die er nach reiflicher Erwägung mit seinen Brüdern erteilen soll, verschachert er in seinem Gemach, wie beim Kaufmannsgeschäft, ohne die Brüder zu Rate zu ziehen, mit denen er nach kirch-

licher Ordnung zu beraten gehalten ist, indem er sich selbst bullator ‚Urkundenerlasser', Schreiber, vielleicht auch Zahlmeister ist. Einige besonders interessante von diesen Dispensen kann ich nicht mit Stillschweigen übergehen, so die, wodurch er Sylla, die Haushofmeisterin des Königreichs Cypern gegen den Scheidungsspruch, der durch den Bischof von Nicosia gefällt war, und gegen den Eid, nicht wieder zu heiraten, dem Bohano de Ibelino und die Schwester des Johannes von Cäsarea dem Jacobus de Amendoleo, der früher seine Schwester geheiratet hatte, unseren Verrätern, zu Frauen gab, obgleich sie ihnen im dritten Grade verwandt waren; dafür empfing er eine kleine Summe Geldes; aber was an der Summe fehlte, glich die Heftigkeit ihres Hasses gegen uns aus. Über seine sittlichen Mängel und Pflichtverletzung beschweren wir uns auch darin, dass er, um gegen uns edle und mächtige Römer sich zu Anhängern und Freunden zu gewinnen, mit der Verschwendung des Geldes nicht zufrieden, ihnen Plätze und Besitzungen, die heiligen Vätern durch fromme Ergebenheit der Gläubigen gestiftet sind, schenkt, indem er die unserem Schutze empfohlene römische Kirche verschleudert. Es möge sich daher die gesamte Kirche und Christenheit nicht wundern, wenn wir die Entscheidungen eines solchen Richters nicht achten, nicht aus Geringschätzung des päpstlichen Amtes oder der apostolischen Würde, der alle Bekenner des rechten Glaubens, und wir mehr als andere uns unterthan bekennen, sondern die Pflichtvergessenheit der Person klagen wir an, die sich eines so hohen Herrscherthrones unwürdig gezeigt hat. Und damit alle Häupter der Christenheit die heilige Absicht und den frommen Eifer an uns erkennen, und dass nicht aus glühendem Hass, sondern aus gerechtestem Grunde und notgedrungen der römische Kaiser gegen den römischen Papst sich erhebt, in der Befürchtung, dass des Herrn Herde unter einem solchen Hirten auf Abwege geführt wird, siehe so fordern wir die Kardinäle der hochheiligen römischen Kirche beim Blute Jesu Christi und unter Anrufung des göttlichen Gerichtes durch unsere Boten und Briefe auf, dass sie ein gemeinsames Konzil der Prälaten und andrer Christgläubigen berufen sollen, zu dem sie auch eure und der übrigen Fürsten Boten zuziehen; vor ihnen sind wir bereit, alles, was wir gesagt haben, darzulegen und zu beweisen, und noch Schlimmeres als dies. Ebenso werden wir durch den guten Grund bestimmt, dass jener Lenker der Kirche — während er das auserwählte Gefäss aller Tugenden, vor allem der Beständigkeit sein sollte, gegen sein brieflich auf Rat der Brüder uns gegebenes Versprechen, dass er bei Wiederherstellung der Reichsrechte uns nicht im Stiche lassen, sondern mit Rat, Unterstützung und Gunst beistehen wolle — abgesehen von der Lästerung unserer Person das Recht des Reiches niederzutreten sucht. Dazu kommt, dass wir, so oft wir das Buch unseres Gewissens sorgfältig aufschlagen, in uns keinen Anlass oder Grund finden, wodurch jener feindselige Mensch gegen uns so heftig hätte erregt werden können; nur dass meine Hoheit es für ungebührlich und unwürdig hielt, mit ihm ein Geschäft abzuschliessen über die Verheiratung seiner Nichte mit unserem natürlichen Sohne Heinrich, jetzt König von Gallura und Tunis. Trauert daher, ihr geliebten Fürsten, nicht nur mit uns, sondern mit der Kirche, welche die Gemeinde aller Christgläubigen ist; denn ihr Haupt ist krank, ihr Herrscher in ihrer Mitte ist wie der brüllende Löwe, ihr Prophet ist rasend, ihr Gatte ist untreu, ihr Priester befleckt das Heiligtum, indem er gegen das Gesetz unrecht thut. Wir jedoch müssen mehr als die übrigen Fürsten der Erde solchen Defekt des Papstes mit Grund beklagen; denn da wir an Rang ihm verwandter und an Amt ihm näher stehen, tragen wir seine Ehre mit und fühlen seine Lasten mit. Wir unterlassen es aber nicht, eure Liebe wohl zu mahnen, dass ihr unsere Schmach als eure Kränkung anseht. Lauft zu euren Häusern mit Wasser, wenn es bei den Nachbarn brennt. Gebt acht auf den Grund der Erhebung des Papstes, dass er dies unseren Rebellen zu Gunsten besorgt hat, denn wenn dieser Grund auch bis jetzt nicht deutlich ausgesprochen ist, liegt er dennoch zweifellos zu Grunde. Fürchtet, dass ähnliche Gefahren auch in eurem Eigentum drohen; denn für leicht muss aller anderen Könige und Fürsten Demütigung gelten, wenn des römischen Kaisers Macht, dessen Schild die ersten Spiesse aufnimmt, niedergedrückt wird. Denn in Wahrheit handelt es sich um die Sache der Lombarden, die das Herz des Papstes im innersten bewegte und erwärmte, wenn er sie auch aus Rücksicht auf euer und aller Hörer Ärgernis nicht offen auszusprechen wagte; für diese versprach er uns durch seinen besonderen höchst glaubwürdigen Boten, dessen Zeugnis wir hierfür aurufen, wörtlich, ausdrücklich, dass, wenn wir die Sache der Lombarden in seine Entscheidung stellten, er nicht nur in nichts unsere Hoheit verletzen, sondern sogar den den Bedürfnissen des heiligen Landes geweihten Zehnten zu unserem Nutzen anlegen würde. Kein Wunder, denn durch die beständigen und dringenden Mahnungen der Lombarden wurde er gestachelt, denen er, wie wir durch das Zeugnis einiger Prälaten erfahren haben, gegen uns und das Reich einen körperlichen Eid ablegte, als er sie, während wir im Dienste Jesu Christi im fernen Syrien weilten, gegen unser Reich losliess. Aber da sein Versprechen ein schmähliches war, vermochte er sein Wort willkürlich zu brechen und das erlassene Dekret ungültig zu machen, Leuten gegenüber, zu deren Gunsten er eine unerhörte schamlose und unvernünftige That zu vollbringen sich nicht gescheut hat. Denn während er durch Gualla von Brixen und ..... von Cumae und andere Bischöfe uns mahnen liess, dass wir entweder die Befriedigung der Lombarden durch ihn selbst annehmen müssten, oder den, wie oben erwähnt, nur für vier Jahre für die Sache des heiligen Landes angesagten Gottesfrieden gegen die Lombarden beobachten müssten; und als seit der Zeit der Ansagung des Gottesfriedens schon fünf Jahre verflossen waren und wir eine so wichtige Sache, um sie mit unseren Getreuen zu beraten, ein wenig hinausgeschoben hatten, während die Mahner selbst mit Einwilligung des oben genannten Gesandten G. de Monte longo, der unterdessen in Mailand sich aufhielt, den oben erwähnten Waffenstillstand billigten — wie denn dies alles durch das klare Zeugnis der Prälaten selbst bewiesen wird — wartete er in der Zwischenzeit weder unsere Entscheidung noch die Beratungen mit unseren Getreuen ab, sondern spie sein Gift aus, indem er gegen uns vorging, wie verschiedene berichtet haben. Dies beschlossen wir euch mitzuteilen, nicht weil unsere Mittel nicht genügten, solches Unrecht abzuwehren, sondern damit die ganze Welt erkenne, dass aller Ehre berührt wird, wenn ein weltlicher Fürst gekränkt wird. Gegeben zu Treviso am 20. April.

Monte Christo), die übrigen nahm er fort und führte die Kleriker, darunter drei Kardinäle, in Gefangenschaft. Von der Landseite wehrten des Kaisers und Ezzelinos Truppen den Zugang. So war von einem Konzil nicht die Rede. Die Kraft des fast hundertjährigen Greises war erschöpft; sie erlosch im Tode am 22. August 1241. Der Ärger und die Sonnenglut hatten ihn getötet.

Der Mongoleneinfall.

Es war eine Zeit allgemeinster und schmerzlichster Bedrängnis, als Gregor IX. aus dem Leben schied. Während Friedrich noch vor den Thoren Roms lag und mit seinen sarazenischen Truppen den Kirchenstaat verwüstete, drang in sein Ohr der angstvolle Ruf des Königs Bela IV. von Ungarn um Hilfe gegen die Wetterwolke der Mongolen. Nicht lange danach kam der zweite Ruf auch aus Polen und Schlesien. Allein Friedrich hatte nur tröstende Worte für sie, denn er hielt es für unmöglich, seine augenblickliche Stellung zu verlassen und damit alles preiszugeben, was er im Kampfe mit Rom gewonnen hatte.

Schlachten bei Liegnitz und Olmütz (1241).

Es ist im vorigen Bande (S. 719 ff.) erzählt worden, wie plötzlich die wilden Mongolen, nachdem sie bisher nur China, Turan, Iran und das hindostanische Tiefland bewältigt, zertreten und verwüstet hatten, seit 1223 über die Wolga nach Europa vorgedrungen waren. Temudschin hatte es noch erlebt, daß das Feldzeichen der neun vereinigten Stämme, die Standarte mit neun Stierschwänzen, bis zur Nordküste des Schwarzen Meeres getragen war, starb aber 1227, als er zum zweiten Einfalle in China rüstete. Der Schrecken, der vor seinen bewaffneten Massen einherzog, war jetzt schon groß genug, daß unter seinen Söhnen und Enkeln einzelne Scharen, immerhin zahlreich genug, im stande waren, ganze Reiche Europas zu unterjochen. So wurden von seinem Enkel Batu Rußland, Polen und Ungarn in wenigen Jahren (1238—41) überflutet, verwüstet und geknechtet. Nun drang ein andrer Schwarm über Krakau in das halb deutsche, halb polnische Schlesien ein, fand aber zum erstenmal Verteidiger, denen seine rohe Gewalt nicht gewachsen war. Aus Breslau flüchteten wohl die Frauen, Greise und Kinder zitternd und betend in die Wälder oder die Berge, aber die Männer brannten ihre hölzernen Häuser nieder und widerstanden dem wütenden Angriff der rasenden Barbaren auf der festen Burg der Dominsel. Als diese sich nun nordwärts wandten, trafen sie bei Liegnitz an der Katzbach auf das erste und einzige Heer, das Heinrich der Fromme von Breslau, der tapfere Sohn der heiligen Hedwig, in der Eile zusammengebracht hatte. Wohl waren Kaiser Friedrich und König Konrad fern, wohl war der Schwager des Herzogs, der König von Böhmen, mit der versprochenen Hilfe auch noch nicht zur Stelle, dennoch nahm der fromme Held mit seinen 30 000 Schlesiern am 9. April 1241 den Kampf für Christentum und deutsche Bildung todesmutig auf. Fanden auch alle samt dem edlen Führer auf der Walstatt von den Lanzen und Pfeilen der zehnfach überlegenen Barbaren den Tod, so ergriff diese doch ein solcher Schrecken vor den stattlichen Mauern der Burgen, Städte und Klöster, mehr noch vor dem Todesmut der geharnischten Ritter, daß sie sich südwärts nach Mähren wandten und, als sie auch bei Olmütz durch Jaroslaw von Sternberg zurückgeschlagen waren, bei Wien und Neustadt vorbei verwüstend den Rückweg nach Ungarn einschlugen. Als König Konrad im Juli mit einem großen Reichsheere bis zur Nab vorrückte, war die Gefahr bereits vorüber. Die deutsche Bildung war gerettet.

Papst Innocenz IV.

Zu derselben Zeit wartete Rom, in dem die Orsini alle Paläste und Häuser niedergerissen hatten, die den Colonnas gehörten, und einen Bund mit den guelfischen Nachbarstädten gegen Friedrich eingegangen waren, noch immer auf ein geistliches Oberhaupt. Als der greise Cölestin IV. wenige Tage nach seiner Wahl plötzlich starb, vergingen Jahre des Streites unter den Kardinälen zu Anagni, da weder die hierarchische Partei noch die kleine kaiserlich gesinnte einen Schritt zurückweichen wollte. Friedrich II., damals tief gebeugt durch den Tod seiner schönen englischen Gemahlin Isabella (1. Dezember 1241) und über den seines unglücklichen abtrünnigen Sohnes Heinrich, „um den er trauerte wie David um Absalon", ließ sich leicht durch die freundliche Bitte Ludwigs IX. von Frankreich bewegen, nach Möglichkeit die Wahl

eines Papstes zu begünstigen. So gelangten denn im Juni 1243 die Kardinäle zu Anagni einmütig zu einem Entschluß. Der Kardinalpriester Sinibald Fieschi, aus dem bekannten genuesischen Geschlechte der Grafen von Lavagna, bestieg den päpstlichen Stuhl als Innocenz IV. Man rühmte von jeher seine Gelehrsamkeit, seine Tugend, seine Gewandtheit, seine Redekunst und sein diplomatisches Geschick und verglich ihn gern mit Innocenz III. Allein Friedrich II., der ihn solange unter seine Freunde zählte, urteilte, wie man sagt: „Ich fürchte, daß ich einen Freund unter den Kardinälen verloren habe und einen Feind auf dem päpstlichen Stuhle wiederfinde, denn kein Papst kann Ghibelline sein."

Kaiser und Papst.

Sehr bald zeigte sich, daß der neue Gewaltherrscher seine Hoffart, seine Selbstsucht nur mühsam verbarg, um den richtigen Augenblick richtig zu benutzen. Friedrich dagegen beeiferte sich, durch Peter von Vinea und Thaddäus von Suessa nicht nur seine Anhänglichkeit an die Kirche, die ihn verstoßen, und an die Person des höchsten Priesters zu versichern, sondern auch förmliche Unterhandlungen um die Herstellung des Friedens und Aufhebung des Bannes anzuknüpfen. Er erbot sich, alle besetzten Teile des Kirchenstaates auszuliefern und seine Macht, seine Güter, seine Reiche dem päpstlichen Willen unterzuordnen, soweit es irgend mit der Ehre und den Rechten des Heiligen Römischen Reiches verträglich sei. Allein sehr bald stellte sich heraus, daß für jede Zusage des Kaisers der Papst eine Zögerung und eine neue Forderung in Bereitschaft hatte und inzwischen geschäftig war, die Zahl seiner Anhänger in der Nähe und in der Ferne zu vergrößern. Selbst des Kaisers Schwiegertochter Adelasia vermochte er für sich zu gewinnen. Der Kaiser bot endlich gar an, den Papst zum Schiedsrichter in seinem Streite mit den Lombarden anzunehmen unter der Bedingung, daß die Reichsrechte gewahrt würden, deren Erhaltung er bei der Krönung beschworen habe. Da der heilige Vater auf solche Einschränkung nicht eingehen wollte, setzte er seine Hoffnung auf eine persönliche Zusammenkunft zu Narni. Nun aber zeigte sich, daß Innocenz die Unterhandlungen nur so lange verzögert habe, bis alle Vorbereitungen zu seiner Flucht aus der Nähe des Kaisers getroffen wären. Als die bestellte Flotte von Genua mit ihren 22 Schiffen bei Civita Vechia gelandet war, ritt er bei Nacht dorthin, vermied glücklich die ihm nacheilenden Galeeren des Kaisers und erschien nun in Genua, nicht nur als ein schlauer Intrigant, der einen ehrlichen Partner täuschen will, sondern geschmückt mit der christlichen Märtyrerkrone. Die erneuten Friedensanträge des Kaisers wies er jetzt entschieden ab, nahm um so freundlicher die Gesandten der abtrünnigen Lombarden auf und gedachte sich unter den Schutz Frankreichs zu stellen, da ihm sogar seine Vaterstadt nicht mehr lange die volle Sicherheit zu gewähren schien. Allein der frömmste König der Welt, Ludwig IX. von Frankreich, der auch bisher, nach genauer Prüfung der Schuld und der Unschuld, die Bannbulle in Frankreich zu verlesen untersagt hatte, weigerte sich offen, den

75. Papst Innocenz IV.
Freskogemälde in der Basilika S. Paolo zu Rom.

streitsüchtigen Kirchenfürsten bei sich aufzunehmen. Daher entschloß sich Innocenz, die Stadt Lyon aufzusuchen, die dem Wortlaute nach allerdings zum arelatischen Königreiche gehörte, in Wirklichkeit sich unter ihrem Erzbischof selbständig gemacht hatte. Auf demselben gefährlichen Wege von Susa über den Mont Cenis, den ebenfalls im Winter einst der gebannte Kaiser Heinrich in umgekehrter Richtung zurückgelegt hatte, gelangte der Papst im Dezember 1244 nach Lyon und berief für den Juni 1245 alle Prälaten, Könige und Fürsten zu einem Konzil, um über die Wiedergewinnung des heiligen Landes, über den Kampf gegen die Tataren und über den Streit mit „dem Fürsten" zu entscheiden.

Das Konzil zu Lyon erklärt die Absetzung des Kaisers.

Friedrich, nicht einmal persönlich eingeladen, weil er noch im Banne war, sandte dorthin außer dem Erzbischof von Palermo und einigen andern Vertrauten seinen gewandtesten Redner, Thaddäus von Suessa. Da der Papst überhaupt nur die Getreuen durch persönliche Schreiben eingeladen hatte, so befanden sich unter den 483 Bischöfen und Primaten, den 800 Äbten und Prioren und der großen Menge von Fürsten oder Gesandten nur wenige Deutsche. Am zahlreichsten war Frankreich, Spanien und England vertreten, obwohl die Könige von England und Aragonien, denen der Papst vorher seinen Besuch ankündigen ließ, für denselben höflichst gedankt hatten. So war denn diese Kirchenversammlung durchaus nicht ein allgemeines Konzil, wie der Papst es nannte, sondern vielmehr eine Vereinigung von auserlesenen Anhängern des Hierarchen und Gegnern des Kaisers. Der Gedanke war fast ausgeschlossen, daß die Freunde des letzteren gehört oder gar ihrer Verteidigungsrede nachgedacht und nachgeurteilt werde. Vergebens versprach der Anwalt des Hohenstaufen, Thaddäus von Suessa, im Namen seines Herrn die Rückgabe aller der Kirche entrissenen Landschaften, und sobald er vom Banne gelöst sei, die Wiedereroberung des heiligen Landes, das eben zuvor wieder in die Hand der Sarazenen geraten war. Innocenz wies alle Unterhandlungen ab als Täuschungen, denen er nimmer trauen werde. Nur mühsam erlangten die Vertreter der Könige von England und Frankreich einen Aufschub von zwanzig Tagen, damit Friedrich sich verteidigen oder selber erscheinen könne. Von den Anklageschriften des Papstes, die sofort in aller Hände gelangten, sind zwei erhalten, in denen er seinen Gegner des Meineides, der Ketzerei, der Felonie und des Sakrilegiums bezichtigt. Er nennt ihn einen Meister der Grausamkeit, einen Vernichter des Glaubens, einen Hammer der ganzen Erde, einen Sadducäer, der die Unsterblichkeit verwerfe, einen Nero und Julian, der die Kirche und ihre Priester verfolge, einen Babylonier und Fürsten der Lüge, einen zweiten Herodes, der durch Härte und Grausamkeit den Tod seines ältesten Sohnes, vielleicht gar durch Gift den seiner drei Frauen herbeigeführt habe. Schon am 17. Juli, vor Ablauf der vereinbarten Frist, verlas er ein von 150 Prälaten unterschriebenes und untersiegeltes Absetzungsdekret, durch das alle Unterthanen in Sizilien und Deutschland vom Eide der Treue entbunden und die deutschen Fürsten zur Wahl eines neuen Königs aufgefordert wurden. Den feierlichen Protest des kaiserlichen Anwalts gegen dieses Urteil und seine Berufung auf ein allgemeines Konzil unter einem andern Papste, sowie das Verlangen der Gesandten Englands und Frankreichs nach einem abermaligen Aufschub wies er mit Entrüstung zurück. Alle romanischen Prälaten

76. Bulle Papst Innocenz' IV.

sangen mit ihm ein Te deum laudamus und verlöschten die Fackeln, die sie in ihren Händen trugen, zum Zeichen, daß die Seele des Kaisers der Hölle anheimfallen solle.

Der Kaiser rüstet sich zum Kampfe.

Friedrich hatte indes eine spärlich besuchte Fürstenversammlung in Verona mit seinem Sohne Konrad verlassen und sich nach Turin begeben, um dem Konzil näher zu sein und sich den Zugang über die Alpen zu sichern. Als er hier die erste Nachricht erhielt von dem, was in Lyon geschehen war, rief er ergrimmt aus: „Woher nimmt der Papst solche Verwegenheit? Bringt mir meine Kronen, daß ich sehe, ob sie wirklich verloren sind"; und als sie gebracht wurden, setzte er sie auf das Haupt und rief mit lauter Stimme: „Noch habe ich meine Kronen, die mir ohne Kampf kein Papst und kein Konzil rauben soll." Dann wandte er sich an die Fürsten der Welt und an die ganze Christenheit mit mehreren Schreiben, in denen er den Papst des Hochmuts, den Klerus der Entartung, der Genußsucht und der Gier nach Reichtümern anklagte. Seitdem jeder Versuch, durch Versprechungen und durch Nachgiebigkeit den Frieden mit der Kirche herzustellen, gescheitert war, fühlte er sich wie von einem Alpdrucke befreit und erklärte, bisher sei er Amboß gewesen, jetzt wolle er Hammer sein. Da die letzten Versuche, die der edle und fromme Ludwig IX. im November 1245 zu Cluny und im Mai 1246 zu Lyon durch persönliche Unterredung zur Herstellung des Friedens gemacht hatte, an der Empfindlichkeit des stolzen Hierarchen gescheitert waren, bekämpfte Friedrich mehrere Aufstände in Sizilien mit grausamer Strenge und gewann auch in Oberitalien durch Ezzelino und Enzio die Übermacht.

Der Gegenkönig Heinrich Raspe.

Nur in Deutschland, wo zahllose Dominikanermönche den Aufruhr predigten und Albert der Böhme, seines Amtes nur Archidiakonus in Passau, aber zugleich der gewandteste und intriganteste Agent des Papstes und Ratgeber des streitbaren Friedrich von Österreich, vom Papst reichlich mit erpreßtem Gelde besoldet, offen die Wahl eines neuen Königs betrieb, war das Begehren des Papstes in Erfüllung gegangen. Die drei rheinischen Erzbischöfe von Mainz, Köln und Trier zusammen mit zwölf Bischöfen und wenigen Grafen und Rittern aus Hessen und Thüringen wählten am 22. Mai 1246 den eitlen Landgrafen Heinrich Raspe von Thüringen zu Veitshochheim bei Würzburg zum Könige. Als dieser sich nach Frankfurt begab, um hier auch von den weltlichen Fürsten die Bestätigung zu erlangen, glückte es ihm wohl, den jungen König Konrad, der ihm den Weg verlegte, zurückzuschlagen, weil die Süddeutschen ihn mitten im Kampfe verließen, allein nicht einmal die geistlichen Fürsten waren in großer Zahl erschienen, und von den weltlichen fast niemand. Vielmehr traf ihn die unerwartete Nachricht, daß Otto von Bayern, auf den er sicher gehofft hatte, seine Tochter mit Konrad, dem Sohne des Kaisers, verlobt habe. Vergebens schleuderte der Papst gegen den abtrünnigen Wittelsbacher Bann und Interdikt, vergebens suchte Albert von Böhmen ihn zur Umkehr zu bewegen, vergebens begann Heinrich Raspe einen Feldzug: er kam nicht über Ulm hinaus, das ihm die Thore verschloß und seiner Belagerungskünste spottete. Winterkälte und Mangel an Lebensmitteln nötigten ihn zur Umkehr, und schon am 17. Februar 1247 beschloß er sein nichtiges Dasein und starb an einem Hämorrhoidalleiden, der letzte Sproß des Hauses der thüringischen Landgrafen.

Friedrichs Niederlage bei Vittoria.

Noch einmal verkündete Friedrich der Welt seine Absicht, in Lyon selbst sich vor dem Papste zu rechtfertigen und dann Deutschland den ersehnten Frieden zu bringen. Doch als er den Alpen nahe war, rief ihn die Trauerkunde zurück, daß Parma durch einen Neffen des Papstes überwältigt und alle seine Anhänger in der Stadt erschlagen seien. Sofort schlug er mit Enzio und Ezzelino sein Lager in der Nähe auf und glaubte des Sieges so sicher zu sein, daß er für sein 37000 Mann starkes Belagerungsheer eine neue Stadt aus Holz zum Schutze gegen die Kälte aufbauen ließ und Vittoria nannte. Allein durch die Sorglosigkeit der Seinen gelang es den Parmesen, am 18. Februar 1248, während der Kaiser auf der Jagd war, sich dieser zu bemächtigen. Unter den 1500 Erschlagenen war der redegewandte Thaddäus von Suessa; 3000 Gefangene führte man weg, Krone, Zepter, Stirnbinde, Reichssiegel, den ganzen Schatz, ja sogar den Harem des Kaisers erbeuteten die Sieger und steckten die Holzstadt in Brand.

Der Gegenkönig Wilhelm von Holland.

Inzwischen war es den Bemühungen des Papstes und seiner Gesandten geglückt, in Deutschland die Wahl eines neuen Königs zustande zu bringen. Da mehrere von den Vorgeschlagenen — unter ihnen Richard von Kornwallis — die trügerische Krone ablehnten, wurde auf Betrieb des Herzogs von Brabant und des Erzbischofs von Köln in Gegenwart eines Kardinaldiakons am 4. Oktober 1247 zu Worringen in der Nähe von Köln der zwanzigjährige Graf Wilhelm von Holland zum Könige gewählt. Trotzdem der Papst den Mittellosen durch 2000 Mark Silber unterstützte, um sich und ihm Freunde zu gewinnen, so war und blieb der Anhang des jungen Königs nur gering; ihm gehorchte nur ein Teil der rheinischen Fürsten und eine große Zahl von Geistlichen. Dagegen blieben die meisten Reichsstädte des Elsaß und des Schwabenlandes und viele Burggrafen und Grafen, darunter Rudolf von Habsburg und die Grafen von Eberstein, fest bei der hohenstaufischen Partei. Selbst angesehene Geistliche, wie die Bischöfe von Passau, Freisingen und Augsburg, verweigerten dem Papste den Gehorsam, soweit sie dadurch die Treue gegen den Kaiser verletzten, und folgten darin dem edlen Beispiele des Erzbischofs Eberhard von Salzburg, den weder die Drohungen noch der Bannstrahl des heiligen Vaters zur Untreue bewogen hatten, und dessen Andenken nicht nur bei den Frommen, sondern vor allem auch bei den Armen gesegnet blieb, als man seine Leiche Anfang Dezember 1246 in ein ungeweihtes Grab versenkte. So blieb es dem Wunsche König Wilhelms und des Papstes gänzlich versagt, an einen Zug nach Italien und an die Gewinnung der Kaiserkrone oder gar Siziliens zu denken. Erst nach längerer Belagerung öffnete Aachen die Thore und gestattete, daß der neugewählte

77. Siegfried von Eppenstein, Erzbischof von Mainz, mit den von ihm gekrönten Königen Heinrich Raspe und Wilhelm von Holland (Grabmal im Dome zu Mainz).

Jüngling von der Hand des Erzbischofs Konrad von Köln gesalbt und (mit einer nachgemachten Krone) gekrönt wurde. Vergebens predigten die Minoriten und Dominikaner des Papstes überall das Kreuz gegen den hohenstaufischen „Tyrannen", „den Sohn der Ungerechtigkeit", und verhießen verschwenderisch Sündenvergebung und Freuden im Jenseits. Sie brachten es nicht zu einem allgemeinen Kampfe, aber wohl dazu, daß wie ein schleichendes Gift die Parteiwut unser deutsches Vaterland ergriff und nicht nur Fürsten und Prälaten gegeneinander zum Kampfe reizte, sondern vielfach auch die einzelnen Familien auseinanderriß und das Gewissen der Frömmsten beängstigte und verwirrte. Die Parteileidenschaft wütete vor allem in Mittel- und Süddeutschland. Man zerstörte und verbrannte und mordete und zertrat alles Leben und allen Wohlstand. Da war es ein Glück zu nennen, daß einer der wildesten Erreger solcher Kriegswut und Parteileidenschaft, der alte Erzbischof Siegfried von Mainz, im März 1249 starb und dem friedliebenden Christian von Weißenau Platz machte.

König Konrad in Regensburg überfallen (1250).

Unter diesen Umständen ist es nicht wunderbar, daß auf König Konrad im Dezember 1250 ein Mordanschlag gemacht wurde, dem er nur wie durch ein Wunder entkam. Kaiser Friedrich II. hatte sich entschlossen, in vierter Ehe sich mit einer Tochter Albrechts von Sachsen zu vermählen. Als nun die Regensburger die junge Braut bei dem Durchzuge zu ehren gedachten, wurden sie von den besoldeten Kriegsknechten des Bischofs, der in Donaustauf saß, überfallen und teils niedergemetzelt, teils gefangen genommen. Um Genugthuung zu erlangen, riefen die Bürger von Regensburg den König Konrad samt seinem Schwiegervater, dem Herzog Otto von Bayern, zu Hilfe. Als der erstere im Kloster St. Emmeram mit vier Begleitern Wohnung genommen hatte, erschien der Bischof in der Stadt, um über den Frieden zu unterhandeln. Allein in der Nacht vom 28. zum 29. Dezember brachen Bewaffnete unter Konrad von Hohenfels in das Kloster ein, töteten zwei und führten drei andre in Fesseln fort. Da sie nur von vier Begleitern des Königs wußten, meinten sie, der König sei mit darunter. So blieb dieser in seinem Versteck unter einer Bank unentdeckt und wurde durch den sechsten von seinen Wächtern — es waren ihm nämlich noch zwei nachgekommen, von denen der Abt nichts wußte — durch schnelle Flucht gerettet. Des jungen Königs Macht reichte jetzt nicht weiter, als daß er den verräterischen Abt eine Zeit in Haft nahm, den Mönchen verzieh und die Stadt für ihre Treue belohnte.

Peter von Vineas Verrat und Tod (1249).

Als die Kunde von jener verräterischen That nach Italien gelangte, war Kaiser Friedrich nicht mehr. Seit den Tagen von Lyon war er seines Lebens nicht froh geworden. Feindseligkeit und Verrat umtobten und umzischten ihn auf allen Wegen; er verlor den Glauben an Freundschaft, an Liebe, an Treue und fühlte sich, wenn auch immer hoch aufgerichtet zum Kampfe gegen den selbstsüchtigen Hochmut des Papstes, innerlich vereinsamt und freudlos. Von seinen Getreuesten war einer nach dem andern von ihm gerissen oder gewichen. Im Jahre 1249 kam er dahinter oder wurde nur durch Neider und Höflinge dazu überredet, daß sein bekannter Freund und Minister, Peter von Vinea, verlockt durch päpstliches Geld, sich habe zum Verrat gewinnen lassen. Als der Arzt — es war derselbe, der früher Peter von Vinea gedient hatte — zusammen mit diesem im Januar 1249 mit einem Trank vor ihn trat, gebot der Kaiser aus Mißtrauen, oder weil er gewarnt war, daß er zuerst trinke. Als er mit Absicht strauchelte und den größten Teil vergoß, ließ Friedrich den Rest des Trankes verurteilten Verbrechern geben, welche sofort starben. Jetzt schien ihm die Schuld beider offenbar. Der Arzt wurde gehängt, Peter durch glühendes Eisen geblendet und sollte als warnendes Beispiel durch ganz Italien geführt werden; aber ehe es dazu kam, rannte er sich, entweder aus Reue über den geschehenen Verrat oder aus Wut über die ungerechte Verurteilung den Schädel an der Mauer einer Kirche oder seines Gefängnisses ein.

Enzio bei Fossalta gefangen (1249).

Tiefer noch ergriff den lange schon kränkelnden Kaiser das Schicksal seines Lieblingssohnes Enzio. Der fünfundzwanzigjährige, blondgelockte Jüngling, in dem der Vater sich widerspiegelte, hatte sich längst an der Seite des grausamen Ezzelino durch

78. Die Kathedrale zu Palermo erbaut 1171–85). Nach einer photographischen Aufnahme

Tapferkeit und Geschick den Feinden gegenüber als ein ganzer Mann und Held gezeigt, der übrigen Welt galt er als Sieger im Kampfe des Gesanges und der Dichtkunst. Als er erfuhr, daß die Bologneser, verbunden mit guelfischen Mantuanern und Romagnolen, einen Einfall in das Gebiet des ghibellinischen Modena beabsichtigten, eilte er von Cremona aus mit einem italienischen und deutschen Heere der bedrängten Stadt zu Hilfe. Am 26. Mai 1249 kam es zwischen der Scotenna und Fossalta, zwei wilden Waldbächen, zu blutiger Entscheidung. Als Enzio, dessen Pferd mit einer Lanze durchbohrt wurde, mitten im Schlachtengewühl niedersank und als Gefangener fortgeführt wurde, verloren alle Ghibellinen den Mut und jagten davon oder ließen sich gefangen nehmen. Nicht weniger als 400 Ritter und 1200 Fußsoldaten sollen das traurige Schicksal des Kaisersohnes geteilt haben. Die Kunde davon versetzte den kaiserlichen Vater in tiefste Trauer; er sandte Boten nach Bologna mit Bitten, Versprechungen und Drohungen, allein mit republikanischem Stolze schworen die Räte der Stadt, sich weder durch jene noch durch diese bestimmen zu lassen.

Des Kaisers Ende (1250).

Wie zu erwarten war, machte dies Ereignis dem Kaiser neue Feinde. Mehrere Städte Mittel- und Oberitaliens, die bisher gezögert hatten, gewannen jetzt den Mut, sich von dem gebannten Kaiser loszusagen, und Modena mußte sogar dem Legaten des Papstes huldigen. Aber Cremona widerstand heldenmütig, und dem feindlichen Podesta von Ferrara entriß der Markgraf Ezzelino glücklich seine Festung Este. Überhaupt wurde dieser tollkühne Führer, der sich weder um den Bannstrahl des Papstes, noch um die Bündnisse der lombardischen Städte, noch um die Heiligkeit des Treueides kümmerte, mehr und mehr im Namen seines Kaisers Herr von Oberitalien. Selbst die Vermählung des Fünfundfünfzigjährigen mit der reizenden jungen Beatrix Bontraversio zu Padua (am 14. September) änderte darin nichts; unmittelbar danach brachte er durch einen listigen Überfall den reichen Schatz des Markgrafen von Este in seine Gewalt. Fast gleichzeitig empfing der Kaiser die Nachricht von den Siegen des ihm ergebenen Markgrafen Palavicino in der Romagna und in der Lombardei — selbst an Parma, dessen Carroccio fortgenommen und dessen angesehenste Edelleute als Gefangene fortgeführt wurden, nahm er Rache für den Tag von Vittoria — endlich auch die, daß sein Admiral den guelfischen Genuesen zwölf Schiffe weggenommen habe. Schon erfüllten ihn Siegeshoffnungen. Von Neapel hoffte er mit einem mächtigen Heere von Christen und Sarazenen, vielleicht gar mit einer großen Hilfsschar seines Schwiegersohnes, des Kaisers Vatatzes in Nicäa, über Rom und Bologna bis nach Lyon vorzudringen, um für immer den Streit zu entscheiden, ob der Nachfolger der römischen Kaiser oder der des heiligen Petrus die Welt zu regieren habe, da erlag der Held, dessen Herz kein Zittern kannte, in wenigen Tagen einer ruhrartigen Krankheit. Am 13. Dezember 1250 starb er, erst 55 Jahre alt, in Fiorentino bei Luceria in den Armen seines Sohnes Manfred, nachdem er durch den anwesenden Erzbischof von Palermo in die Kirche wieder aufgenommen, Absolution empfangen und in eine Cistercienserkutte gehüllt war. Wenige Tage zuvor hatte er seinen letzten Willen niedergeschrieben: Konrad sollte Italien und Deutschland erben, Manfred von Tarent einstweilen die Statthalterschaft in Italien verwalten, Heinrich, der Sohn der Engländerin Isabella, mit Arelat oder Jerusalem oder einer Geldentschädigung abgefunden werden. Alle Kirchen und Klöster, selbst der römische Bischof, sollten das Ihrige zurückerhalten, wenn sie dem Reiche gäben, was des Reiches ist. Eine Summe von 100000 Goldunzen bestimmte er zum Schutze des heiligen Landes, alle Gefangenen, mit Ausnahme der Hochverräter, sollten ihre Freiheit wiederhaben. Sein Leichnam wurde, seinem Wunsche gemäß, in der Kathedrale von Palermo beigesetzt, und sein Sarkophag aus rotem Porphyr, gewiß nicht seinem Wunsche gemäß, durch eine phrasenhafte Lobschrift in lateinischen Versen verunziert.

Die Friedrichssage.

Die Nachricht von dem Tode des gewaltigsten Hohenstaufen weckte einen Jubelruf bei allen Anhängern des Papstes, einen Schmerzensschrei bei allen Vaterlandsfreunden Deutschlands und Italiens. Wen die Selbstsucht und die Habsucht beherrschte, und wer die Hoffnung hatte, durch den Papst irgend etwas zu gewinnen, stimmte in jenen

ein, alle, vor allem die niederen Schichten der Bevölkerung, deren Herz nur bestimmt wurde durch Verehrung, Bewunderung, Liebe und Hoffnung, in diesen. Eine doppelte Sage nahm für ihn die Unsterblichkeit in Anspruch. Italienische Mönche weissagten, er werde aus der Hölle wiederkehren, um als Antichrist den Untergang der Welt herbeizuführen, deutsche Vaterlandsfreunde dichteten jahrhundertelang, er warte schlummernd in irgend einer deutschen Pfalzburg, vielleicht im Kyffhäuser, auf Zeit und Gelegenheit, um mit dem Schwert in der Hand aufzuerstehen und an der Spitze deutscher Scharen das Papsttum niederzuwerfen und das deutsche Reich zu einer keinem bisherigen Jahrhundert bekannten Höhe der Eintracht, Macht und Größe zu führen. Nur einmal, im Jahre 1519, hat ein Erzähler irrtümlich diese Sage auf Barbarossa bezogen; erst in unserm Jahrhundert wurde durch Friedrich Rückerts herrliches Gedicht dieser Irrtum allgemein.

Friedrichs Charakter und Bedeutung.

Die letzten Stunden des großen Hohenstaufen offenbarten am auffallendsten den tiefen Zwiespalt seines Lebens und Denkens. Als Regent, als Organisator erscheint er weit erhaben über die Gedankenwelt seines Zeitalters. Die starke Verfassung seines sizilischen Königreiches in ihrer wunderbaren Gliederung bis zu den niedrigsten Beamtenkreisen, in ihrer strengen Gesetzlichkeit und allein auf das Recht, nicht auf Christenglauben und auf Lehnstreue gegründeten Festigkeit, war ein wunderbares, von den wenigsten verstandenes Meisterwerk seiner Regierungskunst. Seine Universität Neapel, auf der neben christlichen auch mohammedanische Lehrer im Dienste der Wahrheit und Weisheit standen, ragte weit hinaus über die Befangenheit des Mittelalters in dogmatischen und scholastischen Vorstellungen. Seine Überzeugung von der Unerschütterlichkeit der Imperatorengewalt hieß ihn nicht nur die republikanischen Gelüste der Städte und die autokratischen Neigungen der habsüchtigen Fürsten, sondern vor allem auch die Anmaßung des hierarchischen Klerus bekämpfen. Das Vorbild der orientalischen Kalifen, welche die weltliche und geistliche Gewalt zugleich vertraten und Künste und Wissenschaften förderten, erschien ihm nachahmenswert. Seine geniale Natur, seine vielseitige Begabung, sein fast beständiger Zwiespalt mit der Kirche verführte ihn dazu, in wildem Trotz sich über alle herrschenden Urteile und Vorurteile seines Zeitalters hinwegzusetzen. Er lebte wie ein Fürst des Orients. In seinen Palästen ertönte nicht allein das Lied der deutschen Minnesänger und der provenzalischen Troubadours, sondern er umgab sich auch mit mohammedanischen Mathematikern und Astrologen. Seine Sicherheit verdankte er lieber einer sarazenischen als einer italienischen oder deutschen Leibgarde, seine Lust suchte er in einem Harem und ließ die Treue seiner christlichen Gemahlinnen durch Verschnittene bewachen. Es ist kein Wunder, daß ihn die Gläubigen einen Heiden, einen Abtrünnigen, einen Unchristen nannten. Dennoch hinderte ihn sein imperatorischer Sinn, mit den Ketzern gemeinsame Sache zu machen. Immer war er beflissen, sie mit allen Mitteln der Grausamkeit niederzuwerfen, und bei jeder Gelegenheit, bis zur Todesstunde, seine Rechtgläubigkeit zu versichern. Anderseits fühlte er die Notwendigkeit, einmal, um die Königswahl seines ältesten Sohnes zu erlangen, zum andernmal, um den Verräter seines Anhanges zu berauben, den deutschen Territorialherren eine Selbständigkeit und Unabhängigkeit zu gewähren, durch welche die Einheit und Macht unsres Vaterlandes beinahe vernichtet wurde. Durch den Verzicht auf das königliche Recht, Burgen zu bauen, Heerstraßen anzulegen, Münzstätten anzulegen, und durch den Grundsatz, Landrecht breche Gemeinrecht, schuf er den 5000 deutschen Landesgebieten, weltlichen und geistlichen, eine Selbständigkeit, die jede staatliche Entwickelung vereitelte und bis zu den Zeiten des rücksichtslosesten Zertrümmerers, Napoleons, fortgedauert hat.

Der Untergang der Hohenstaufen.

Manfred und Innocenz IV. in Italien.

„Dahin ist die Sonne, welche den Völkern leuchtete", schrieb der achtzehnjährige Manfred an seinen Halbbruder Konrad, „uns aber ist der Trost geblieben, daß er glücklich und siegreich bis an sein Ende gelebt hat." Ein besserer Trost für den König war der, daß Manfred an Tapferkeit und Schönheit seinem Vater gleichkam, an Liebenswürdigkeit und Großmut ihn übertraf. Als viele Städte im sizilischen Königreiche republikanische Gelüste verspürten und das Beispiel der Lombarden nachahmen wollten, zerbrach er ihre Mauern und Festungen und gewann ihre Herzen durch Großmut. Nur Innocenz IV. blieb ein unversöhnlicher Hasser. Da er in Rom wegen der Habgier und Untreue der Bewohner nicht bleiben mochte, zog er in Oberitalien umher, wo Mailand, Brescia, Mantua und Bologna ihn mit Jubel empfingen, weil er ihre Untreue segnete. Enzio vernahm den Lärm in seinem Gefängnis. Als Manfred den Frieden mit dem Papste suchte, versprach dieser ihm die Belehnung mit Tarent, das ihm der Vater schon vererbt hatte, gegen die Auslieferung aller Städte und Burgen des Königreiches. Dasselbe verlangte Innocenz von Konrad als Preis des Friedens und der Kaiserkrone und begann römische und andre Edelleute seiner Partei mit Fürstentümern

und Grafschaften in Apulien zu belehnen, als ob sein Kirchenstaat schon bis zum Kap Spartivento oder gar bis zum Kap Passero reiche. Manfred schien die Zeit gekommen, daß Konrad selbst sein väterliches Erbe in Besitz nehme; er sandte Boten an ihn.

Konrad IV. in Italien.

Auch Konrad IV. war mehr Italiener als Deutscher. Wie dem Vater, erschien es auch ihm leichter und willkommener, Deutschland von Italien, als Italien von Deutschland aus zu beherrschen. Er übertrug die Verwaltung des zwieträchtigen Landes, in dem zur Zeit zwei Erbfolgekriege, um Österreich und um Thüringen, ausgefochten wurden (von ihnen wird später die Rede sein) und ein Pfaffenkönig am Rheine Hof hielt, seinem Schwiegervater Otto von Bayern, verpfändete oder verkaufte die letzten Allodien in Schwaben, um Geld zu gewinnen, und eilte nach Italien. Nach kurzer Besprechung mit seinen Anhängern in der Lombardei, vor allen mit Ezzelino, beschloß er, zuerst sich Apuliens zu versichern. Da ihm der Weg durch Mittelitalien von den Guelfen verlegt war, stieg er in Pola auf Istrien zu Schiff und landete mit einer kleinen Flotte am 8. Januar 1252 in Siponto (d. i. Manfredonia), wo ihn Manfred erwartete. Anfangs lebten die Brüder in offenem Vertrauen miteinander; allein als Konrad überall wahrnahm, daß die Herzen der Italiener zumeist seinem vier Jahre jüngeren unebenbürtigen Bruder entgegenschlugen, der nicht nur kämpfen und strafen, sondern auch verzeihen und versöhnen konnte, da lieh er sein Ohr den Einflüsterungen Ruffos, der, ehemals Erzieher und jetzt Statthalter des jungen Prinzen Heinrich, in Kalabrien und Sizilien schon längst gegen Manfred geeifert hatte, und fing an, diesen mit Mißtrauen und Kälte zu behandeln, als ob er gewillt sei, ihm die Krone zu entreißen. Selbst das Fürstentum Tarent beschränkte und verleidete er ihm. Trotzdem blieb der zwanzigjährige Manfred dem älteren Bruder mit unwandelbarer Treue ergeben. Allerdings war er einer der edelsten Menschen, von denen die Weltgeschichte zu erzählen weiß. Ein Sänger und Dichter wie der Vater, ein Meister in der feinsten Sitte des Minnezeitalters, ein Kenner und Verehrer von Kunst und Wissenschaft, der genialste Vertreter der hohenstaufischen Politik, fuhr er unentwegt fort, an der Seite seines königlichen Bruders oder ohne ihn die Aufständischen niederzuwerfen und jenem nur die grausamen Strafgerichte zu überlassen. Endlich wurde selbst Neapel nach langer Belagerung vorzugsweise durch Deutsche und Sarazenen im Oktober 1253 zur Übergabe gezwungen. Da Konrad von einer Kapitulation mit der durch Hunger und Seuchen geschwächten Besatzung nichts wissen wollte, so drangen seine wilden Scharen plündernd, brennend und mordend durch die geöffneten Thore ein und nahmen furchtbare Rache für den Undank, welchen Neapel, das von Friedrich II. fast neu geschaffene, wunderbar erhöhte, durch seinen Abfall bezeugt hatte.

Konrads IV. Ende.

Allein in demselben Augenblicke, in welchem die Herrschaft des hohenstaufischen Geschlechts in dem herrlichsten Königreiche Europas wiederhergestellt war, drohte dieses für immer zu erlöschen. Wenige Jahre zuvor waren die beiden Enkel Kaiser Friedrichs II., die Söhne des abtrünnigen Heinrich, mit Namen Heinrich und Friedrich, im Knabenalter dahingewelkt, der letztere, als er im Begriff war, sich das Erbe seiner österreichischen Mutter Margarete zu erringen; im Dezember 1253 sank der siebzehnjährige Bruder des Königs, Heinrich, ins Grab, den Innocenz IV. zum Kampfe gegen jenen aufzuhetzen, mit einer von seinen Nichten zu vermählen und mit englischer Hilfe auf den Thron zu setzen gesonnen war. Schon früher hatte der Papst vergebens das sizilische Königreich zuerst dem Bruder des französischen Königs, Karl von Anjou, dann dem Bruder des englischen Königs, Richard von Cornwallis, angeboten. Indes beide hatten das Danaergeschenk zurückgewiesen, das allein den Hohenstaufen gebühre. Jetzt aber ließ sich der schwache König von England, Heinrich III., als Abkömmling desselben Normannengeschlechtes, von welchem die sizilischen Könige stammten, doch verführen, die schöne Krone für seinen Sohn Edmund in Anspruch zu nehmen, ohne Hoffnung, jemals die unermeßlichen Summen Goldes aufbringen zu können, welche die Habgier des Papstes dafür beanspruchte. Weder die unerhörte Einbuße des englischen Vermögens noch die unaufhörlichen Kreuzzugspredigten haben dem englischen

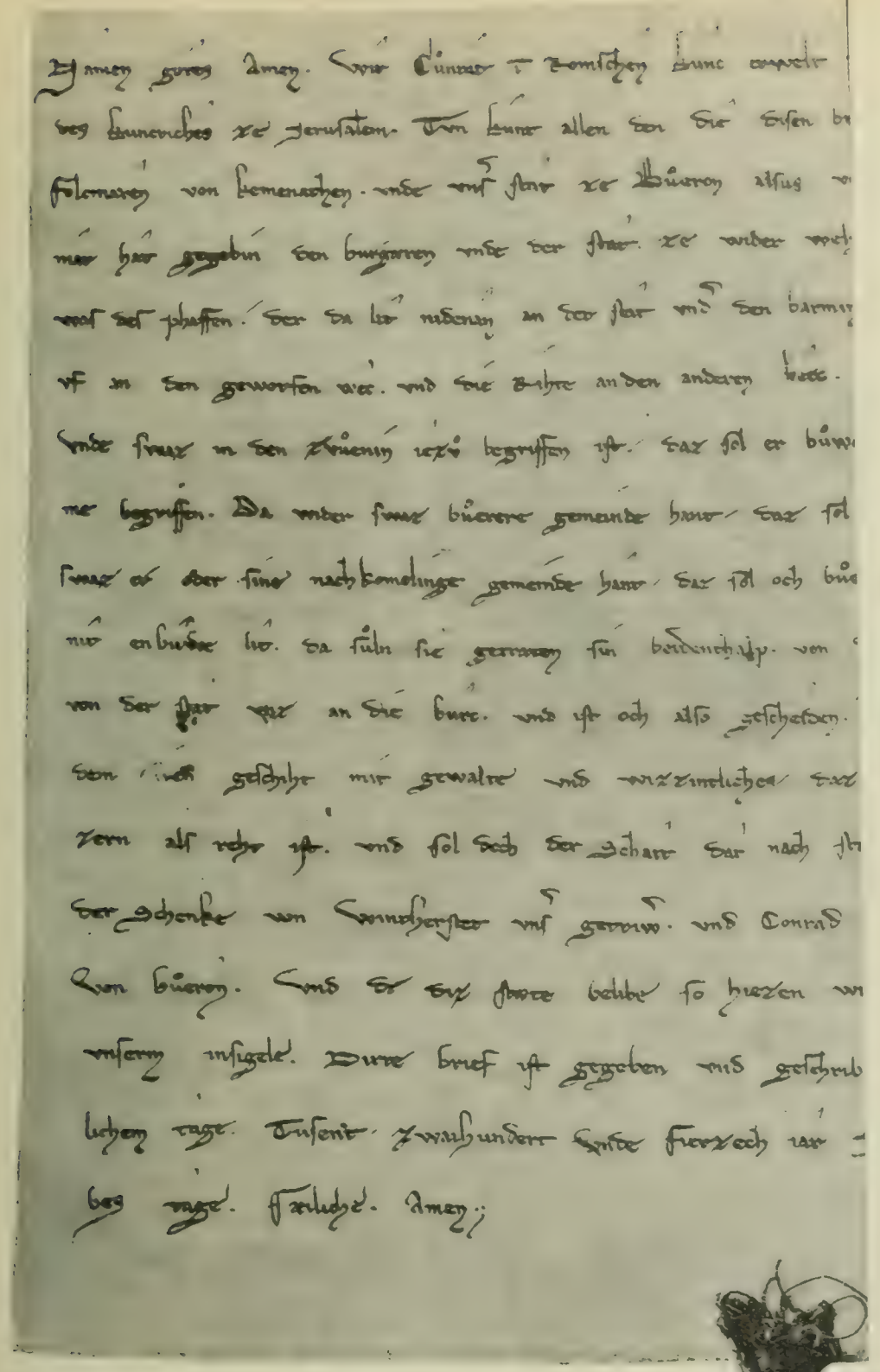
Ko1

Älteste in deutscher Sprache abgefaßte Urkunde.

König Konrad IV. bestätigt den Vergleich der Stadt Kaufbeuren mit Folcmar von Kemenathen 25. Juli 1240.

Transskription:

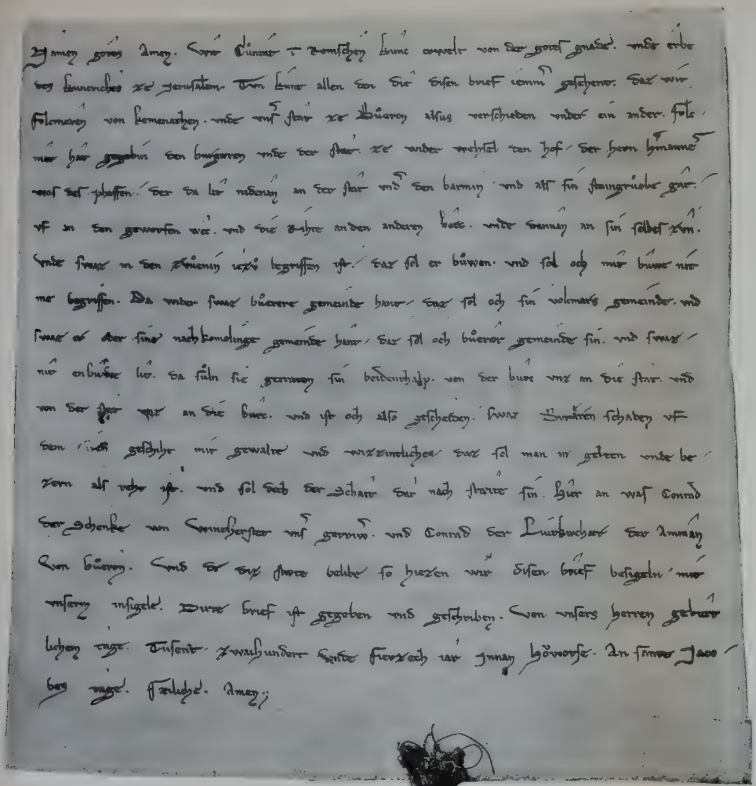
Namen gotes Amen. Wir Cuonrat im Romschen Kunc erwelt von der gotes gnade. vnde erbe des Kuncriches ze Jerusalem. Tvn kunt allen den die disen brief iemmer gesehent. daz wir folcmaren von kemenathen. vnde vnser stat ze Buoeron alsus verschieden vnder ein ander. Folcmar hat gegebin den burgaeren vnde der stat. ze wider wehsel den Hof, der hern Hermannes was des phaffen. der da lit nidenan an der stat vnder den barmin, vnd als sin staingruoebe gat. vf an den geworfen wec. vnd die Rihte an den anderen berc. vnde dannan an sin selbes zvn. vnde swaz in den zvuoenin iezvo begriffen ist, daz sol er buowen. vnd sol och mit buwe nit me begriffen. Da wider swaz buoerere gemeinde hant, daz sol och sin volcmars gemeinde. vnd swaz er oder sine nachkomelinge gemeinde hant, daz sol och buoeraer gemeinde sin. vnd swaz nit en buwe lit. da suoln sie getraten sin beidenthalp. von der burc vnz an die stat. vnd von der stat vnz an die burc. vnd ist och also gescheiden. swaz Bvraeren schaden vf dem iren geschiht, mit gewalte vnd wizzintliche, daz sol man in gelten vnde bezern als reht ist. vnd sol doch der Schait dar nach staeite sin. Hier an was Conrad der Schenke von Wintherstet vnser getriwer. vnd Conrad der Liutkirchaer der Amman der Buoeron. vnd daz diz staete belibe so hiezen wir disen brief besigeln, mit vnserm insigele. Dirre brief ist gegeben vnd geschriben. von vnsers Herren geburtlichem tage. Tusend zwaihundert vnd fierzech iar. Innan Hovwotse. An
Ko sante Jacobes tage. saeiliche. Amen.



Faksimile der ältesten abgefaßten

König Konrad IV. bestätigt den Vergleich mit Folcmar von Kemenathen

Originaldiplom im Reichsarchiv zu München.



Faksimile der ältesten in deutscher Sprache abgefaßten Urkunde.

König Konrad IV. bestätigt den Vergleich mit Folcmar von Kemenathen und der Stadt Kaufbeuren 25. Juli 1240.

Originaldiplom im Reichsarchiv zu München.

Nach Sybel und v. Sickel, „Kaiserurkunden".

Prinzen jemals einen Fuß breit von dem sizilischen Lande eingebracht. Er hat es nie einmal mit Augen gesehen. Jedenfalls aber blieb Innocenz nur um so fester in seinem Hasse gegen die letzten Hohenstaufen. Vergebens erschienen nochmals Konrads Gesandte, unterstützt durch den ghibellinischen Senator Roms, Brancaleone, um einen Frieden zu erbitten oder zu vermitteln; der unversöhnliche Priester verhängte am Gründonnerstag, den 9. April 1254, nochmals den Bann über König Konrad und Ezzelino. Erzürnt und verbittert, wie einst sein Vater, unterstützt durch seinen edlen Bruder Manfred, ausgerüstet mit reichen Geldsummen, die er von den eroberten Städten erpreßte, hoffte er, an der Spitze eines großen Söldnerheeres nicht nur sein Königreich zu behalten, sondern bald die abtrünnigen Lombarden zu bestrafen und jenseit der Alpen dem Scheinkönigtum Wilhelms von Holland ein Ende zu machen. Da streckte ihn plötzlich das Sumpffieber zu Lavello in der Nähe von Amalfi am 20. Mai 1254 auf das Totenbett nieder. Als seine Leiche eben im Dome zu Messina niedergesetzt war, wurde sie noch an demselben Tage von einer Feuersbrunst verzehrt, welche diesen Teil der Kirche ergriffen hatte. Die letzte Hoffnung des hohenstaufischen Geschlechtes beruhte auf einem einzigen legitimen Sprößling, dem am 25. März 1252 in Abwesenheit des Vaters zu Landshut von der bayrischen Mutter Elisabeth geborenen Königssohne, dem kleinen Konrad, den die Italiener Konradino nannten.

Manfred und Innocenz IV.

Es war ein trauriges Zeichen von der Ohnmacht und Mißstimmung Konrads IV., daß er auf dem Sterbebette nicht seinem Halbbruder Manfred, sondern dem Papste die Vormundschaft über seinen Sohn, und dem Markgrafen Berthold von Hohenburg die Verwaltung des Königreichs übertrug. Innocenz IV. mochte jubeln; er brachte es fertig, seinem Schützlinge Konradin alle Rechte auf die Länder seines Vaters zu bestätigen und zu gleicher Zeit dem Prinzen Edmund die Belehnung und die Aufforderung zur Besitznahme des Königreichs Sizilien zu erneuern. Als Manfred, sein Halbbruder Friedrich von Antiochia und Berthold selbst die Unterwerfung unter das Zepter des Papstes verweigerten, erklärte dieser sie für abgesetzt und übertrug ihre Vertreibung seinem Neffen, dem Kardinal Fieschi. Alsbald geriet nun der edle Manfred in solche Not, daß er es doch vorzog, seine Unterwerfung anzubieten und sich sein Erbteil vom Papste bestätigen zu lassen. Als er jedoch erfuhr, daß der Papst sich seiner Person zu bemächtigen suche, flüchtete er auf geheimen schwierigen Wegen nach Luceria, das ihm so viel Treue, Schätze und Truppen darbot, daß er alsbald an der Spitze eines beträchtlichen Heeres Foggia einnahm. Innocenz, der schon vom Besitze ganz Italiens geträumt hatte, ertrug den Zerfall seines Großmachtstraumes nicht. Er starb am 7. Dezember 1254 zu Neapel in dem Palaste, den einst Peter von Vinea bewohnt hatte.

„Weinende Nepoten", sagt Gregorovius, „umringten mit roher Ungebärde sein Sterbelager; er rief ihnen zu: ‚Was jammert ihr Elenden? machte ich euch nicht reich genug?' . . . In diesem sehr begabten Manne, ohne Adel der Seele, ohne geistliche Tugend, war eine sehr bemerkenswerte despotische Anlage, die ihn auf jedem Throne zu einem kraftvollen, beharrlichen und geschickten Monarchen gemacht haben würde. Ein gewissenloser und habgieriger Priester, das entschiedene Parteihaupt der guelfischen Richtung seiner Zeit, listig mit Verträgen spielend, vor nichts zurückschreckend, was ihm der eigne Vorteil gebot, so erfüllte er die Welt mit Empörung und Bürgerkrieg und zog die Kirche tief in die Sphäre weltlicher Interessen hinunter, die er zu heiligen stempelte. Er war der letzte hervorragende Papst aus der Schule Innocenz' III."

Alexander IV.

Die Nähe der Sarazenen unter Manfred beschleunigte die Neuwahl. Schon am 12. Dezember wurde Alexander IV. gewählt, ein Neffe Gregors IX., aus dem Hause der Conti stammend, ein „starkbeleibter Herr, gütig, freundlich, fromm, gerecht und gottesfürchtig, aber geldgierig und schwach". Dennoch versuchte er in den Bahnen seines Vorgängers zu wandeln. Er bestätigte die Lehen desselben und vermehrte sie noch, um Anhänger zu gewinnen; er versicherte Konradin seines Wohlwollens und sicherte gleich darauf dem englischen Prinzen Edmund die Belehnung mit dessen Königreich Sizilien zu; er verwandelte Heinrichs III. Kreuzzugsgelübde in die Pflicht, für seinen Sohn Sizilien zu erobern, und ebenso das des Königs von Norwegen in die Pflicht, jenem dabei zu helfen.

Ezzelinos Kampf und Ende.

Kurz darauf erfüllte sich im Norden das Schicksal Ezzelinos, des mächtigsten Parteigängers der Ghibellinen.

Ezzelinos Vater, „der Mönch" genannt, war frühzeitig ins Kloster gegangen; der Sohn nannte sich „Gottesgeißel", wie Attila, und strebte, seitdem er 1236 Podesta von Padua geworden war, nach rücksichtsloser Erweiterung seiner Macht und seines Besitzes. Die edelsten Geschlechter von Verona und Padua fielen seiner Herrschsucht, oft bis auf die letzten Sprossen, zum Opfer. Als Manfred seine Herrschaft in Sizilien zu befestigen suchte, machte auch Ezzelino verzweifelte Anstrengungen, um seine Machtstellung gegen die Guelfen zu behaupten, ja um sein Gebiet gegen Westen über den Mincio auszudehnen. Schon hatte er beinahe das ganze nordöstliche Italien, mit Ausschluß von Venedig, in seinen Besitz gebracht, und nach dem Tode Friedrichs II., der gegen das Wüten des fürchterlichen Mannes nicht gleichgültig war, hemmte nichts mehr seine Gelüste; kein Wunder, wenn zahlreiche Verschwörungen gegen ihn zu Tage kamen. Ezzelino bekämpfte sie jedoch alle mit ausgesuchtester Grausamkeit. Tag und Nacht hörte man die Wehklagen der in hohen Häusern oder Türmen Gefolterten; wer nur menschliches Mitgefühl zeigte, galt für schuldig, der Schmerz für Verrat; wen Adel, Reichtum, Geist, guter Name auszeichnete, für gefährlich; feige Nachgiebigkeit und Schmeichelei, die den Gewaltherrn gerecht, milde nannte, für zeitgemäße Klugheit. Allmählich glichen Padua und die Mark, vom eisernen Arme erreicht, einem verpesteten Lande. Wer auf der Flucht ergriffen wurde, büßte ohne Gnade durch Verstümmelung an Armen und Füßen. Geheime Aufpasser lauschten auf jedes unzufriedene Wort, und jede verdächtige Äußerung wurde mit dem Tode bestraft. Ezzelino haßte und verachtete die Menschen; glücklich galt, wer eines schnellen und einfachen Todes starb; die meisten ließ der Tyrann unter den furchtbarsten Martern töten, die er zum Teil selbst ersann und persönlich anordnete, in so entsetzlicher Weise, „daß der Lebende den Gestorbenen beneidete". Drei Päpste hatten den Bannfluch gegen diesen „Teufel in Menschengestalt" geschleudert, aber wirkungslos war derselbe abgeprallt. Ebenso vergeblich war die entgegengesetzte Lockung Innocenz' IV. und Alexanders IV. gewesen, in den Dienst der Kirche zu treten und dadurch Verzeihung für alle seine Frevel zu erhalten. Er zog es vor, als „der Nero und Herodes seiner Epoche" unsterblich zu werden. Über 50000 Menschen waren auf seinen Befehl durch Henkershand oder im Gefängnis umgekommen; allein aus Padua hatte er einige Tausend Unschuldige hinter Kerkermauern bei lebendigem Leibe vermodern lassen. In seinem wilden Fanatismus wollte er das Christentum ganz von der Erde vertilgen, er plünderte die Kirchen, verjagte und verfolgte die Geistlichen. Als ihm ein beträchtliches Kreuzheer entgegenzog, verband er sich mit Palavicino, siegte am 1. September 1258 bei Torricella und zog, gefolgt von einer großen Schar von Gefangenen, darunter ein Legat des Papstes, in Brescia ein. Gelang es ihm noch, Mailand zu erobern, so war ihm die eiserne Krone in Monza sicher. Aber der Bund seiner Gegner, dem sich 1256 auch das reiche Venedig angeschlossen hatte, errang bei Cassano an der Adda am 16. September 1259 einen entscheidenden Sieg. Er selbst, durch einen Keulenschlag am Kopfe schwer verwundet, wurde als Gefangener in das feste Schloß Soncino gebracht. Das Volk strömte herbei, um den Anblick des gefangenen Tyrannen zu genießen, der stumm „wie ein Uhu" zwischen der lärmenden Vogelschar dasaß und höhnend die Tröstungen und Ermahnungen der Minoriten abwies. Wenige Tage später, am 27. September, erlag er seiner Verwundung, da er trotzig den Verband abriß. In einem Marmorsarg wurde er mit militärischen und weltlichen, nicht mit kirchlichen Ehren in ungeweihter Erde versenkt. — Schrecklicher war das Schicksal seines Bruders Alberico. In seiner Burg San Zeno von den Guelfen unter Führung des Markgrafen von Este belagert, wurde er zur Kapitulation genötigt und mit seiner ganzen Familie gefangen genommen. Nachdem seine Gattin, seine sieben Söhne und zwei Töchter vor seinen Augen erwürgt waren, wurde er selbst von Pferden zu Tode geschleift, sein Leichnam verbrannt. Es gab keine Ezzelini mehr.

Der römische Senator Brancaleone.

Der Senat, welcher von jeher die eigentliche innere Verwaltung der Stadt Rom in den Händen hatte, bestand seit dem Jahre 1198 aus einer einzigen Person, während noch im Jahre zuvor 56 gewesen waren. Es ist bezeichnend für die Gewalt Innocenz' III., daß er durch Belohnung und Drohung dem Volke die Wahl entriß, den einzigen neuen Senator selbst wählte und ihm den Vasalleneid abnahm. Allein oft genug griff noch die Bevölkerung durch ihre Vertreter auf dem Kapitol dem heiligen Vater in die Hände, oder sie benutzte seine Abwesenheit, um Kriege zu führen, Bündnisse zu machen und Entscheidungen zu treffen in den Angelegenheiten der Kaufleute und der Zünfte. Von alters her gab es in Rom Familien, in denen die Kenntnis und das Verständnis solcher Dinge sich forterbte, und es geschah oft, daß andre Freistädte Italiens sich einen unterrichteten und geschickten Mann zum Podesta ausbaten, da man die Regierung eines Auswärtigen mit gutem Grunde für gerechter und parteiloser hielt. So war es eine unerhörte Thatsache, daß die Römer selbst im Jahre 1252, ohne den Papst zu fragen, der damals in Perugia wohnte, sich an die Hauptstadt der Romagna, an Bologna mit seiner altehrwürdigen Rechtsschule, um einen Mann wandten, den sie als Senator und Capitano an die Spitze ihrer Verwaltung stellen könnten. Dieser Entschluß, der von einem unerhörten Mißtrauen in das Rechtsgefühl des römischen Adels, ja der eignen Kommune Zeugnis ablegte, hatte einen unerwartet günstigen Erfolg. Der Rat von Bologna schlug einen Grafen von Casalecchio, Brancaleone degli Andalo, zum Senator vor, einen reichen und angesehenen Republikaner, zugleich einen gründlichen Kenner des Rechtes. Allein, was in solcher Zeit am

meisten wert war, er besaß einen eisernen Willen, eine unermüdliche Thatkraft, einen nie weichenden Mut, ähnlich wie die Palavicini, die Este, die Ezzelini; doch war er vollkommen frei von ihrer Ränkesucht und Eigenliebe. Daß er ein Ghibelline war, versteht sich von selbst, denn seit Friedrichs II. Tode fürchtete man allein die Übergriffe des Papstes. Um sich eine ersprießliche Thätigkeit zu sichern, machte er den Römern seine Bedingungen: Nicht auf ein halbes Jahr, wie es üblich war, sondern auf drei ganze erhielt er die unumschränkte Gewalt und zur Sicherung seiner Person Geiseln aus den edelsten Familien. Sein Gehalt betrug nicht mehr als 1500 Dukaten für sechs Monate (nach unserm Gelde etwa 13500 Mark), wovon er die gesamte Hofhaltung mit bestreiten mußte, die zum Teil mit peinlicher Sorgfalt vorgeschrieben war. So gehörten dazu 20 Mann zu Fuß, 20 zu Roß, einige Ritter als höfische Begleitung und zwei Marschälle zur Handhabung der polizeilichen Ordnung. Schon sein Einzug in die Stadt Rom (November 1253) in einem Anzuge, nicht unähnlich dem des Dogen von Venedig, und der dabei entfaltete Pomp zeigte ihn als einen Mann, der gesonnen sei, die volle Majestät des römischen Volkes herzustellen und nach außen zu vertreten, wenn auch alle seine Regierungshandlungen an die Zustimmung der Volksversammlung gebunden waren, die durch Herolde und durch die Glocke des Kapitols zusammengerufen wurde. Ihm nahm man es nicht übel, daß er alle oberen Ämter an Richter und Ritter aus Bologna gab, ja daß er oft von seiner edlen Gattin Galeana begleitet wurde, obwohl das allen früheren Ordnungen widersprach. In wenigen Wochen bändigte er den habsüchtigen Adel der Stadt und Umgegend. Die Colonna, Orsini, Conti, Anibaldi und Frangipani, im weltlichen oder geistlichen Gewande, fühlten die Notwendigkeit, ihre Willkür zu beschränken, seitdem sie an den hohen Fenstern des Senatorenpalastes manchen trotzigen Verwandten aufgeknüpft gesehen hatten. Selbst in einiger Entfernung von Rom waren die Straßen sicher, da Brancaleone die Herrschaft über die Städte der Campagna in Anspruch nahm. Der Papst, anfangs durch ihn zur Rückkehr nach Rom genötigt, fühlte sich bald beengt und erschien nur hin und wieder von Umbrien aus in St. Peter, um den Römern die Eroberung Siziliens für Edmund von England ans Herz zu legen.

Brancaleones Sturz.

Brancaleone hatte es wirklich drei Jahre lang fertig gebracht, den Adel und die Geistlichkeit zu beherrschen, Rom zu einem von Papst und Kaiser unabhängigen und allgemein geachteten Freistaat zu erheben, indem er auf die geschickteste Art die Zünfte und Gilden neu zu ordnen und zu einer Macht gegenüber dem Adel und dem Klerus zu erheben verstand. Es ist bedeutsam, daß er sich nicht nur Senator der erlauchten Stadt, sondern auch Capitano des römischen Volkes nannte. Allein als sein dreijähriges Amt im November 1255 abgelaufen war und das Volk seine Wiederwahl verlangte, war eine neue Wahl bereits vorbereitet. Der erbitterte Adel, angeführt von dem Hause Colonna, brachte eine Masse Anklagen vor den Syndikus und stürmte, ohne eine Entscheidung abzuwarten, das Kapitol, „um der Tyrannis ein Ende zu machen". Der Senator, in Gefangenschaft geraten, war zweifellos verloren, wenn seine Heimat Bologna die Geiseln herausgab, welche er sich einst hatte stellen lassen. Bewegt durch Galeanas Bitten, welche herbeigeeilt kam, verweigerte Bologna mit wundersamer Standhaftigkeit die Auslieferung, trotzdem Alexander IV. Bann und Interdikt gegen sie schleuderte. Endlich kam ein Friedensschluß zustande. Brancaleone verzichtete auf seine bisherigen Rechte zu gunsten eines neugewählten Senators und erhielt die Freiheit (September 1256); Bologna aber wurde nach der Auslieferung der Geiseln vom Banne befreit.

Brancaleones Wiederkehr und Tod.

Allein schon nach Jahresfrist wurde er von dem bedrängten Volke zurückgerufen und mit Jubel empfangen. Auf dem Kapitol angelangt, ließ er einige Adelshäupter an den Galgen hängen, andre in Ketten schließen oder verjagen. Im Bunde mit Manfred, der eben im Begriff war, sich König zu nennen, fühlte er sich über jeden Widerstand erhaben. Als der Papst ihn in den Bann that, sprach er ihm dieses Recht ab und zog mit seinen Scharen vor Anagni, um es dem Erdboden gleich zu machen, so daß jener sich entschließen mußte, durch die Boten der Stadt bestürmt, um Schonung zu bitten und den Bann zu widerrufen. Allein in dem einen Jahre 1257 soll er nicht weniger als 140 Türme und Paläste niedergelegt haben, so daß die Stadt Rom einem Trümmerhaufen glich. Seine Alleinherrschaft und damit eine feste Ordnung für lange Zeit schien gesichert, als ihn während der Belagerung von Corneto das Fieber ergriff, an dem er 1258 auf dem Kapitol in der vollsten Blüte seines Lebens dahinstarb. Auf seinen Münzen zeigt sich ein schreitender Löwe neben seinem Namen und auf der Rückseite die thronende Roma mit Weltkugel und Palme, dazu die Umschrift: „Rom, Haupt der Welt." Noch nie zuvor hatte der Name des Papstes auf den Münzen gefehlt, noch nie zuvor der Name des Senators auf den Münzen gestanden.

Manfred wird König.

Als Manfred sich im sicheren Besitze von Apulien und Kalabrien sah und (April 1258) nach Sizilien übersetzte, dessen Unterwerfung bereits vorbereitet war, benutzten die Großen des Reiches die absichtlich oder unabsichtlich verbreitete Nachricht von dem Tode Konradins und forderten ihn zur Annahme der Königskrone auf. Den anwesenden Gesandten seines Neffen, die dagegen protestierten, erklärte er nun selbst, daß die Herrschaft eines im fernen Deutschland lebenden Knaben im Königreich Sizilien unmöglich sei; Konradin, wenn er wirklich noch lebe, könne sein Nachfolger werden. So ging Manfred, wie einst König Philipp (von Schwaben), von der Reichs-

verweserschaft zum Königtum über und empfing am 11. August zu Palermo durch die Erzbischöfe von Salerno, Monreale und Tarent die Krone. Auch jetzt wies der feindselige Papst jede Annäherung und jeden Friedensversuch ab und hoffte nicht nur auf die reichen englischen Hilfsgelder, die er durch seine Legaten erpressen ließ, sondern auch auf einen Römerzug des reichen Grafen Richard von Cornwallis, der mit Hilfe des Erzbischofs von Köln von einem Teile der deutschen Fürsten an Stelle des im Januar 1256 verstorbenen Grafen Wilhelm von Holland die Königswürde Deutschlands erhalten hatte. Allein der ohnmächtige Fürst mußte trotz seines Reichtums auf das versprochene Kaiserdiadem verzichten, und Alexander IV. starb im Mai 1261 zu Viterbo, niedergebeugt von Kummer, da wenige Wochen zuvor auch Pisa und das sonst immer guelfische Florenz einen Bund mit Manfred geschlossen hatten.

Manfreds Regierung.

War Manfred nun auch mit der fernen Hohenstaufenpartei in Deutschland zerfallen, so beherrschte er doch sein italisches Königreich im vollen Umfange. Sein Hof und seine Art erinnerten zumeist an die seines Vaters. Seiner sorgfältigen Pflege des einträglichen Handels gab er einen Ausdruck durch die Gründung der Stadt Manfredonia auf den Trümmern des zerstörten Siponto. Den Sängern und Künstlern war er nicht weniger hold als den Vertretern, christlichen oder mohammedanischen, der Wissenschaften. Er that alles zur Belebung der Studien, in Neapel und Salerno durch Privilegien und Schutzversprechungen für die Studierenden. Er selbst war thätig für die Philosophie und Mathematik und ließ für weitere Kreise die klassischen Werke der Griechen und der Araber in das Lateinische übertragen. Erst viel später verbreitete man die Sage, er habe seinen Hof zu einer Stätte orientalischer Üppigkeit und Sinnenlust gemacht; kein Zeitgenosse meldet etwas davon. Daß er, wie sein Vater, sich fast ausschließlich auf sarazenische Krieger stützte, wenn auch wohl nicht auf 60 000, wie der Engländer Matthäus Paris erzählt, deren kriegerischer Arm durch keinen Bannstrahl des Papstes, durch keine Bußpredigt der Bettelmönche aufgehalten wurde, brachte ihn selbstverständlich in den Ruf eines Ketzers.

Urban IV

Der neugewählte Papst Urban IV., eines armen französischen Schuhmachers Sohn, nahm den Kampf gegen Manfred mit demselben Fanatismus auf wie die lange Reihe seiner Vorgänger. Er wies die enorme Summe von 300 000 Unzen Goldes, welche jener für die Anerkennung seines Königreiches bot, ebenso ab wie die Vermittelung des Königs Jakob von Aragonien und des lateinischen Kaisers Balduin II. Da die Kandidatur des englischen Prinzen sich nicht bewährt hatte, trat er mit dem energischen, klugen, ehr- und landbegierigen Karl von Anjou in Verbindung, dem Bruder des Königs Ludwig IX. Jener war wohl schnell bereit, sich den wertvollen Raub anzueignen, allein der fromme König selbst wehrte ihm wie dem Papste nach Kräften und erklärte durchaus, solchem offenbaren Vertragsbruch fernbleiben zu wollen. So kam es, daß der bedrängte Papst 1264 starb, ohne seinen Retter begrüßen zu können, der inzwischen von den Guelfen Roms auch zum Senator gewählt worden war.

Karl von Anjou zieht in Rom ein.

Mühsam ließ sich ein Provençale, ehemals als Advokat von Ruf Unterthan des Grafen von Anjou, später Rat des Königs, nach dem Tode seines Weibes Kartäusermönch, Bischof von Puy, Erzbischof von Narbonne, endlich Kardinal, ein ruhiger, ernster Greis, dazu bewegen, unter dem Namen Clemens IV. im Februar 1265 den päpstlichen Thron zu besteigen. Von nun an galt es auch ihm als selbstverständlich, daß er alles thun müsse, um die „Vipernbrut" Friedrichs II. zu vernichten. Sofort erneuerte er den Vertrag mit Karl von Anjou, wandelte das Kreuzzugsgelübde des französischen Königs, wenn auch ohne Erfolg, in ein Gelübde zur Unterstützung seines Bruders um und erpreßte zu demselben Zwecke Gelder in ganz Europa. Endlich vermochte Karl von Anjou mit 80 Fahrzeugen von Marseille aus im April 1265 hinüber zu segeln, und ein wunderbares Glück schien ihn zu begleiten. Derselbe gewaltige Sturm, der den größten Teil seiner Flotte zerstreute und ebenso die Schiffe Manfreds auseinander warf, trieb ihn mit drei Fahrzeugen bei den Feinden vorbei an das Land und machte ihm möglich, wenn auch zunächst ohne Heer, am 23. Mai 1265 in Rom seinen Einzug zu halten und sich an die Spitze der guelfischen Großen und zugleich

als Senator an die der Stadt Rom zu stellen. Noch fehlte sein Heer, aber er selbst erschien an der Spitze von etwa 1000 Rittern, nicht zu Pferde, sondern zu Fuß, als ein ganzer Mann. Er war damals 46 Jahre alt, hoch und kraftvoll gebaut, von olivenfarbigem Antlitz, von kaltem, finsterem Auge, jeder Lust und Freude abgeneigt, von strengster Frömmigkeit und gewissenlosester Selbstsucht, dabei von mönchischer Enthaltsamkeit und rastloser Thätigkeit; er klagte wohl oft über die Unterbrechung der Arbeit durch die Notwendigkeit des Schlafes. Es erscheint nur als ein komischer Zoll an die Mode der Zeit, daß sich auch von seiner Hand einige provençalische Chansons erhalten haben.

Manfreds Ende bei Benevent (1266).

Nach einer Zeit peinlicher Verlegenheit, in der Manfred vergebens den Versuch machte, durch einen Einfall in das römische Gebiet den Papst und den Grafen in seine Hand zu bekommen, und sein Parteigänger in Oberitalien, Palavicino, sich ebenso vergeblich bemühte, das französische Landheer fernzuhalten, kam Karl von Anjou in den Besitz seiner zerstreuten Schiffe und ihrer Mannschaft und stand nun an der Spitze eines stattlichen Heeres von 60 000 Mann. Inzwischen hatte ihm der Papst nach langwierigen Unterhandlungen für einen jährlichen Tribut von 8000 Goldunzen und völlige Immunität des Klerus auch das Königreich Sizilien feierlich zu Lehen gegeben. Von nun an erschien Karl, der sich bisher als der bescheidene und dankbare Sohn der Kirche gezeigt hatte, an der Spitze eines Heeres als ein schwer zu befriedigender Herrscher. Als er gebieterisch die Krönung in Rom verlangte, wo er als Senator eine Macht besaß, wie sie nie ein Papst gehabt hatte, gab Clemens IV. zögernd nach und ließ dem hochmütigen Vasallen und seiner Gemahlin Beatrix im St. Peter, in jener heiligen Basilika, die sonst nur die Krönung der Päpste und der Kaiser gesehen hatte, durch fünf Kardinäle die Krone Siziliens auf das Haupt setzen. Vergebens bot Manfred, um den bewaffneten Räuber fernzuhalten, dem Papste einen günstigen Frieden an; Clemens IV. wies ihn ab und schrieb ihm das grausame Wort: „Manfred mag wissen, daß die Zeit der Gnade vorüber ist. Alles hat seine Zeit, doch die Zeit hat nicht alles. Schon trat der bewaffnete Held hervor, schon ist das Beil an die Wurzel gelegt.“ Kurz darauf erfüllte sich das Verhängnis. Der eigne Schwager, der Graf Richard von Caserta, öffnete verräterisch den Engpaß in der Nähe der Lirisbrücke; die sarazenische Besatzung von San Germano ergab sich nach kurzem Widerstande; eine große Zahl von Ghibellinen entwich heimlich aus der Nähe des Hohenstaufen. Vergebens schaute er nach Norden, von wo er deutsche Hilfstruppen erwartete; er war allein mit 5000 Rittern und 10 000 Sarazenen, als es am 26. Februar 1266 bei der alten Hauptstadt Samniums, wo es den Römern einst geglückt war, den gewaltigen Epiroten (s. Bd. II, S. 385) niederzuwerfen, bei Benevent, zur Schlacht kam. Wohl belebte es seinen Mut, daß wirklich in der letzten Nacht 800 deutsche Reiter zu ihm stießen; allein die ewig untreuen Italiener ließen ihn um so schneller im Stich. Als er sich verraten und geschlagen sah, als auch die bequemere Kampfesart der Franzosen mit ihren kurzen Schwertern mit Stoß und Stich über die langen Degen und Säbel der Deutschen den Sieg errang, da mochte er seine Herrschaft nicht überleben. Er ergriff den Helm, um in die Schlacht zu eilen, die er von einem Hügel aus geleitet hatte. Als der silberne Adler sich von demselben loslöste und zur Erde fiel, sagte er: „Ecce signum Domini“ („Siehe da, ein Vorzeichen des Herrn“); dann stürzte er ohne königliche Abzeichen, begleitet von einem einzigen Getreuen, Theobald Anibaldi, der mit ihm sterben wollte, in den Tod. Erst am dritten Tage fand man seine Leiche nackt, mit Wunden bedeckt, unter einem Haufen von Feindesleichen. König Karl von Sizilien ließ ihn ehrenvoll bestatten — jeder französische Krieger mußte einen Stein zu seinem Grabe an der Calorebrücke bei Benevent tragen, daß ein kleiner Berg daraus entstand — aber die Kirche versagte ihm die Ruhe in geweihter Erde; der Bischof von Cosenza befahl seinen Sarg wieder auszugraben und an der Grenze Latiums im Thal des Baches Verde zu verscharren.

Schicksale seiner Familie.

Benevent wurde acht Tage lang, obwohl es eine guelfische, ja eine päpstliche Stadt war, mit Plünderung, Mord und Brand heimgesucht. Die junge, schöne Witwe Manfreds, Helena von Epirus, eilte mit ihren Kindern nach Trani, um zu Schiff

in ihre Heimat zu entkommen, aber der Kastellan des Schlosses verriet die Unglücklichen, weil ihn Bettelmönche mit der Hölle geängstigt hatten. Nach fünfjähriger Gefängnishaft, immer nur dürftig genährt, starb sie zu Nocera im Alter von 28 Jahren; ihre Tochter Beatrix dreizehn Jahre später im Castell dell' Uovo in Neapel; ihre Söhne Heinrich, Friedrich und Enzio ließ der barbarische Tyrann bei 24 Gran Nahrung für den Tag langsam im Kerker zu Grunde gehen. Nach 33 Jahren waren sie alle tot. Auch Manfreds Schwiegersohn, Peter von Aragonien, der sechzehn Jahre später Herr von Sizilien wurde, hatte keinen Schritt zu ihrer Errettung gethan.

Clemens IV. ließ die Glocken läuten und Dankgebete emporsteigen. Er ahnte nicht, daß diese Capetinger sich auf die Niederwerfung der päpstlichen Gewalt besser verstanden, als die Hohenstaufen, daß 40 Jahre später seine Nachfolger in Frankreich residieren und den Launen des französischen Königs gehorchen würden.

79. Castel nuovo, Karl von Anjous Residenz in Neapel.

Karl I. von Neapel.

Kaum fühlte sich Karl I. von Neapel im unbestrittenen Besitze seines Königreiches, so warf er die letzte Maske ab. Von jetzt ab behandelte er die Italiener nicht als seine Unterthanen, sondern als Unterworfene, er füllte die Kerker mit wirklichen oder vermeintlichen Ghibellinen, er gab alle einflußreichen und einträglichen Ämter an seine Franzosen, die sich alles und gegen alle erlauben durften, und machte das Land arm durch unerschwingliche Steuern. Selbst mit Clemens IV. begann er um die Summe zu hadern, die er ihm für die Belehnung zugesagt hatte. Allein Clemens IV. drohte mit dem Banne, und Karl mußte nicht nur zahlen, sondern sich auch dem andern Wunsche des Papstes fügen, sein Amt als römischer Senator niederzulegen. Doch erreichte der Papst dadurch keinen Vorteil über seine Hauptstadt; sie verschloß ihm nach wie vor die Thore, so daß er in Viterbo bleiben mußte, und berief an die erledigte Stelle einen Gegner beider, Karls und des Papstes, den Infanten Heinrich von Kastilien, einen Bruder Alfons' X., des Titularkaisers.

Unzufriedenheit in Neapel.

Schon im 10. Jahrhundert hat ein Bischof von Cremona (Luitprand) die Bemerkung gemacht, die Italiener liebten es, immer zwei Herren zu haben, damit sie den einen durch den andern vertreiben könnten. Das tyrannische Treiben des Königs von Neapel, der auch in Toscana seine Gewaltherrschaft auszuüben begann, ließ plötzlich die Zeiten der hohenstaufischen Herrscher als „goldene Tage" erscheinen und erweckte die Erinnerung an den hohenstaufischen Knaben Konradin, der noch immer in Deutschland weilte.

Konradins Jugend.

Konradin (geb. 1252) hatte mit seiner bayrischen Mutter Elisabeth bei deren Bruder, Ludwig dem Strengen von Oberbayern, eine Zufluchtsstätte gefunden und war auch in dessen Obhut geblieben, als jene (1258) in zweiter Ehe dem Grafen Meinhard von Tirol die Hand reichte. Aufgewachsen unter Sängern der Minne und der Aventiure, ergriff er mit leidenschaftlicher Sehnsucht die Hoffnung, einst doch noch an der Spitze seiner Getreuen die fünf Königreiche zu gewinnen, deren rechtmäßiger Erbe er war, Deutschland, Italien, Sizilien, Burgund und Jerusalem. Seinem hochstrebenden, edlen Hohenstaufengeiste schien nichts unmöglich, zumal ihm die Vorsehung etwas von dem Zauber der Persönlichkeit, von dem Geiste und der Willenskraft des Großvaters in die Wiege gelegt hatte. Ein gleichgestimmter, nur wenig älterer Freund schürte das Feuer. Friedrich von Baden, oder, wie er sich lieber nannte, von Österreich (geb. 1249), beanspruchte das babenbergische Herzogtum, da seine Mutter Gertrud die Nichte des 1246 verstorbenen Friedrich II. war, aber König Ottokar von Böhmen, der zweite Gemahl von Friedrichs II. Schwester Margarete, hatte es an sich gerissen. Wie einst Theseus und Peirithoos hatten die beiden Jünglinge einander treue Hilfe zugeschworen. Als nun zu Anfang des Jahres 1267 mehrere Häupter der Ghibellinenpartei Oberitaliens, Vertreter der Städte Pisa, Verona, Pavia, aber auch von Palermo und der Sarazenenstadt Luceria in Bayern mit Bitten und Geschenken erschienen, um den fünfzehnjährigen Jüngling zur Heerfahrt nach Italien zu bewegen, da hielt es ihn nicht länger. Vergebens warnte die Mutter vor dem tückischen Lande, das so vielen und so edlen deutschen Fürsten und Rittern den Tod gebracht hätte. Seine schwäbischen Besitzungen machte er, soviel er konnte, zu Gelde oder vererbte sie für den Fall eines frühzeitigen Todes an seinen bayrischen Oheim Ludwig. Ein Aufruf an die deutschen Fürsten blieb trotz seiner Jugend nicht ganz ohne Erfolg. Um so sicherer konnte er hoffen, einst noch die deutsche Königskrone zu erhalten, wenn er als siegreicher König von Italien und Sizilien wiederkehrte.

80. Karl von Anjou, König von Neapel.
Nach einer Medaille.

Konradins Aufbruch nach Italien.

Begleitet von seinem Busenfreunde Friedrich, von seinem Oheim Ludwig von Bayern, seinem Stiefvater Meinhard von Tirol und zahlreichen Anhängern, darunter Rudolf von Habsburg, hielt er an der Spitze von 12 000 Mann im Oktober 1267

seinen Einzug in Verona, während gleichzeitig sein Botschafter Galvan Lancia, vom Senator und den Ghibellinen geführt, zu Rom in den Palast des Lateran aufgenommen wurde. Vergebens lud Clemens IV. jenen „Sohn der Verdammnis", der die Paniere Konradins „vom giftigen Geschlechte Friedrichs" entfaltet und „mit frechem Pomp" den Lateran bezogen habe, „den zu betreten selbst gerechte Männer kaum würdig sind", vor das Tribunal der Kirche. Der kühne Senator Heinrich von Kastilien ließ die Häupter der Guelfenpartei einkerkern, ihre Paläste niederreißen, in den Vatikan eine starke deutsche Besatzung legen und lud Konradin offen ein, nach Rom zu kommen. Dieser aber war längst in schwerer Bedrängnis. Da die vorhandenen Geldmittel nicht ausreichten und die Bündnisse mit den Städten Oberitaliens nicht so schnell zustande kamen und soviel eintrugen, als er erwartet hatte, ließen ihn die nächsten Freunde und Verwandten im Stich, Herzog Ludwig und Meinhard von Tirol, überdies eingeschüchtert durch den Bannstrahl des Papstes. Allein der junge Hohenstaufe zeigte sich seiner Ahnen würdig. Mit der geringen Schar, die ihm treu blieb, schlug er sich glücklich im Laufe des Winters nach Pavia, ja nach Pisa durch, wo er mit Jubel empfangen und reichlich unterstützt wurde. Als er im Juli 1268 bei Viterbo vorüberzog,

81. Reitergefecht. Nach einem Manuskripte des 13. Jahrhunderts.

in dem sich der Papst genügend durch Truppen geschützt hatte, verbarg dieser sein Zittern durch das prophetische Wort: „er wird wie Rauch vorüberziehen", und nannte ihn „das Lamm, welches die Ghibellinen zur Schlachtbank führen".

Einzug in Rom.

Der Einzug in Rom am 24. Juli war ein Fest von berauschendem Glanz und scheinbarer Größe. Solche Pracht der Gewänder, Teppiche, Geräte und Guirlanden, solcher Jubel in allen Straßen, solche Freude auf allen Gesichtern war lange nicht in Rom erhört gewesen; selbst einige von den wildesten Gegnern bekehrten sich. Man rief den sechzehnjährigen Knaben auf dem Kapitol zum Imperator aus.

Schlacht bei Scurcola.

Inzwischen war Karl von Anjou vom Papste mit dem Kreuze geschmückt und hatte zunächst den Versuch gemacht, die Aufstände im Königreiche beider Sizilien niederzuwerfen. Jetzt sah er sich genötigt, die Belagerung von Luceria aufzugeben und dem jungen Hohenstaufen entgegenzuziehen, der an der Spitze von 10 000 Mann, von den Ghibellinen reichlich unterstützt, Rom verlassen hatte. An dem Flusse Salto bei Scurcola, bald hinter Tagliacozzo (nach diesem entfernteren Orte benannte zuerst Dante die Schlacht), trafen beide Heere aufeinander. Am Morgen des 23. August (1268) kam es zum Kampfe. Die ermüdeten, in der Minderzahl befindlichen Franzosen und Guelfen wurden zurückgedrängt und stürzten in wilder Flucht davon, weil sie sahen, wie der Marschall, der des Königs Rüstung trug und daher allgemein für ihn gehalten wurde, mit dem Schlachtenbanner vom Pferde sank und in Stücke gehauen wurde. Als nun die Deutschen und Toscaner über das feindliche Lager

hergefallen waren und alle Ordnung in der Siegestrunkenheit sich löste, da brach König Karl, dem eben zuvor noch der Zusammenbruch seines Glückes die Thränen ins Auge gedrängt hatte, mit 800 Reitern aus einem Hinterhalt hervor und gab dem Tage eine unerwartete Wendung. Kein Zuruf, kein Machtwort, keine Drohung vermochte die Überraschten zusammenzuhalten; da Konradin versäumt hatte, für eine Reservemannschaft zu sorgen, mußte ihn das Schicksal ereilen. Karl übte nach einem so unerwarteten Siege jede Lust der Rache und der Grausamkeit. Gefangenen Römern ließ er die Füße abhauen, und als man ihn warnte, solch ein Anblick werde ihm überall Haß erwecken, befahl er, sie allesamt in einem Gebäude zu verbrennen.

Konradins Gefangennahme.

In atemloser Eile hatten Konradin und Friedrich auf derselben Straße, die sie wenige Tage zuvor mit Siegesgewißheit an der Spitze eines großen Heeres marschiert waren, Rom erreicht, wohin die Nachricht bereits vorangeeilt war und Schrecken unter den Ghibellinen, Jubel unter den Guelfen bereitet hatte. Niemand wollte ihn jetzt aufnehmen, den man eben zuvor zur höchsten Ehre emporgehoben hatte; wer noch sein Freund war, riet ihm, ja drängte ihn zur Flucht. Mit wenigen Begleitern eilte er über die Via Appia durch die Maremmen, um das Meer zu erreichen — wie einst der greise Marius — und kam bis Astura, wo Cicero einst seine Villa hatte. Schon hatten die Flüchtigen ein Boot bestiegen und waren unterwegs nach Pisa, da setzte ihnen Johann Frangipane, der Burgherr von Astura, auf einem Schnellruderer nach und nahm sie gefangen. Obwohl er einst von Friedrich II. reich beschenkt worden war, bewegte ihn jetzt die Furcht vor Karl und gemeine Habsucht, seine kostbare Beute nicht aus den Händen zu lassen. Alsbald kamen auch, wie die Adler über ein totes Wild herfallen, der Admiral Karls und ein Abgesandter des Papstes, um die Gefangenen, jeder für seinen Herrn, ihm abzufordern. Die Angst nötigte Frangipane, dem mächtigeren Herrn zu Willen zu sein. In Ketten wurden die Unglücklichen vor König Karl geführt und dann im Schlosse S. Pietro bei Palestrina eingekerkert, wo schon der römische Senator Heinrich von Kastilien und viele edle Römer gefangen saßen.

82. Deutscher Krieger gegen Ende des 13. Jahrhunderts in Kettenpanzer mit Kniescheiben und breitränderiger Eisenhaube.

Miniatur in einer Handschrift dieser Zeit.

Sein Ende.

Daß der letzte Sprößling des Hohenstaufengeschlechtes sterben müsse, war bei Karl ausgemachte Sache. Es war nur ein Scheinverfahren, wenn er aus bedeutenden Städten die erfahrensten Richter nach Neapel berief, um über Konrad als einen Frevler gegen die Kirche und als einen Hochverräter das Urteil zu sprechen. Während der geachtetste unter ihnen, Guido de Suzara, mit edler Kühnheit den gefangenen Königssohn für unschuldig erklärte, genügte dem Tyrannen die Zustimmung des rohen, schmeichlerischen Robert von Bari, um gegen den Urteilsspruch der Mehrheit über alle Gefangenen das Todesurteil zu sprechen. Am 29. Oktober führte man die beiden Freunde und ihre Mitgefangenen zu dem am Meeresstrande auf dem Karmelitermarkte errichteten Schafott. Zuerst kniete Konradin nieder und empfing, nachdem er gebetet, im Angesichte der herrlichsten Stelle des Landes, das er als Erbe seiner Väter in Besitz nehmen wollte, den Todesstreich. Dann folgte der ihm immer treu verbundene Friedrich; endlich die andern. Da der Papst beide Prinzen vom Banne befreit hatte, wurden ihre Leichen in einer Kapelle niedergesetzt. Ob Clemens IV. die Hinrichtung gewünscht oder gar verlangt habe, ist nie aufgeklärt worden; jedenfalls hat er keinen Schritt gethan, sie zu verhindern. Einen Monat später, am 29. November, war er selbst eine Leiche, und man glaubte in seiner Umgebung, daß die Gestalt des schuldlosen Jünglings, wie er niederkniete, um den Todesstreich zu empfangen, die Träume des Sterbenden geängstigt habe. Ebenso wenig ist es zu erweisen, ob Konradin noch, wie man erzählt, die Möglichkeit gehabt habe, seinen Handschuh vom Schafott herab an Peter von Aragonien, Manfreds Schwiegersohn, zu übersenden, damit der seinen Tod räche und seine italienischen Herrschaften in Besitz nehme.

Margarete von Hohenstaufen.

Zwei Jahre nach Konradin, am 8. August 1270 starb in Frankfurt a. M. Margarete, die Tochter Friedrichs II., verlassen, bedroht oder verstoßen von ihrem Gemahl, Albrecht dem Entarteten von Thüringen, wie in einem späteren Abschnitte erzählt werden wird.

Enzios Ende.

Wieder zwei Jahre danach endete auch der Lieblingssohn des Kaisers, der tapfere König Enzio von Sardinien am 14. März 1272 im Kerker zu Bologna, der ihn dreiundzwanzig Jahre von der Welt getrennt und lebendig begraben hielt. Er war erst 47 Jahre alt und wurde mit königlichen Ehren bestattet. Als man ihn nicht mehr fürchtete, war seine Haft gemildert worden. Da seine Gattin Adelasia ihn verlassen und ihre Hand einem andern gegeben hatte,

teilte die schöne Bolognesierin Lucia Viadagola seine Haft, von der die Familie Bentivoglio ihre Abstammung herleitet. Auch den Söhnen der reichen Guelfen von Bologna gestattete man den Zutritt, und alle gewann er durch seinen Geist, seinen Gesang und seine Dichtung. Da ersann einer von ihnen, Pietro Asinelli, sein beständiger Gefährte, einen Plan zu seiner Befreiung, damit Enzio die Erbschaft Konradins antreten könne. Ein Küfer übernahm es, ihn in einem Fasse durch das Thor zu fahren; allein eine blonde Locke, die durch das Spundloch heraushing, verriet ihn, und er wurde seitdem auf das strengste bewacht. Asinelli entkam glücklich, seine Mitwisser wurden hingerichtet.

So jammervoll endigte das begabteste und willensstärkste Geschlecht, das je mit dem Bischof von Rom den Kampf um die Weltherrschaft aufgenommen hatte. Nur einem Seitenzweig, der in Aragonien herrschte, glückte es, einen geringen Teil der großen Erbschaft an sich zu reißen.

Karls I. Macht.

Bald genug kam es zu Tage, daß nicht die Macht des Papstes, sondern nur die des Königs von Neapel durch die Niederwerfung der Hohenstaufen gewonnen hatte. Mit unerhörter Grausamkeit wütete Karl gegen alle Anhänger der Hohenstaufen; tausende verfielen dem Henkerbeil oder büßten für ihre Treue mit Kerkerhaft und Güterverlust. Seine Macht dehnte sich bald über Mittel- und Oberitalien aus. Er nötigte das ghibellinische Pisa zu einem Vertrage, unterwarf sich Piacenza und selbst die stolze Republik Mailand, während ihn die Guelfenstädte der Lombardei als den rechtmäßigen Gebieter Italiens anerkannten. Auch in Rom wußte er seinen Einfluß geltend zu machen, und sogar nach Griechenland und Konstantinopel schweiften seine herrschgierigen Blicke.

Mißstimmung über seine Tyrannei.

Allein die Tyrannei des fremden Eroberers, wie nicht minder der Übermut und die Sittenlosigkeit seiner französischen Gefolgschaft, die Verfolgungen, welche über zahlreiche Unschuldige als vorgebliche Anhänger der Hohenstaufen verhängt wurden, steigerten die Unzufriedenheit von Tag zu Tag, so daß Gregor X. sich veranlaßt sah, Karl dringend aufzufordern, die königliche Würde nicht durch unkönigliche Thaten zu beflecken, sondern den Klagen seiner gemißhandelten Unterthanen über sein tyrannisches Schalten Gehör zu schenken.

Karl selbst im Streite mit dem Papste.

In der That schien es, als ob der Unmensch seine Freveltaten ungehindert fortsetzen werde. Allein nach dem Tode Gregors X., der sich mehr um Rudolf von Habsburg als um Karl von Sizilien gekümmert hatte, und drei unbedeutenden Nachfolgern, die in 15 Monaten dahin waren, bestieg der kluge und energische Nikolaus III. (1277—1280) aus dem Hause Orsini den päpstlichen Thron, der dem Könige grollte, weil er ihm für einen Neffen die Hand seiner Nichte verweigert hatte. Nun wurde Karl genötigt, die Statthalterschaft von Toscana aufzugeben und das Amt eines Senators von Rom niederzulegen, das er 1268 nur auf zehn Jahre erhalten hatte. Zugleich gab der Papst ein Gesetz, daß künftig kein König, Fürst oder Graf oder Verwandter eines solchen Machthabers zu diesem Amte gelangen und der von der Bürgerschaft freigewählte es nie länger als ein Jahr behalten dürfe. Auch dadurch beschränkte er den französischen Einfluß, daß er mehr Italiener als sonst zu Kardinälen ernannte. Allein seine Herrschaft dauerte nur drei Jahre, in denen er die anfängliche Gunst der Ghibellinen durch seine maßlose Habgier und seinen Nepotismus verscherzte. Als ihn der Schlag getroffen hatte, dauerte der Streit um die päpstliche Tiara über ein halbes Jahr. Martin IV. (1281—1285), ein Franzose und Freund Karls, ohne Eigennutz aber auch ohne Geist, umging jenes Gesetz seines Vorgängers, ließ sich selbst auf Lebenszeit zum Senator wählen und ernannte den König zu seinem Stellvertreter. So konnte denn die Erlösung von der Tyrannei des Provençalen nur von einer andern Seite kommen.

Johann von Procida.

Inzwischen hatte sich in Sizilien so viel Zündstoff angehäuft, daß es nur eines mutigen, unternehmenden Mannes bedurfte, um an der Spitze zahlreicher Unzufriedener der Fremdherrschaft ein Ende zu machen. Johann, der Besitzer von Procida, aus einer angesehenen Familie in Salerno stammend, war seiner Güter durch Karl beraubt worden, hatte aber sein Leben durch die Flucht an den Hof des aragonischen Königs Pedro III. zu retten vermocht, der ein Schwiegersohn Manfreds war. Voll Anhäng-

lichkeit an das hohenstaufische Haus und von Haß gegen die Franzosen erfüllt, reizte er den König zur Rache gegen Karl und zur Befreiung seiner unglücklichen Landsleute auf. Da Pedro III. jedoch die Mittel zu einem solchen Unternehmen fehlten, reiste Procida verkleidet in Sizilien umher, um ihm diese zu verschaffen und den Boden zur allgemeinen Erhebung daselbst vorzubereiten; in Mönchskleidung begab er sich sogar nach Konstantinopel, in der Hoffnung, auch den griechischen Kaiser für seine Pläne gewinnen zu können. Dieser zeigte sich auch durchaus nicht abgeneigt, denn er kannte Karls gierige Absichten auf das Byzantinische Reich; er versah Procida mit Hilfsgeldern und versprach, den sizilischen Vornehmen Waffen zu liefern.

Peter von Aragonien rüstet.

Pedro III. rüstete nun eine Flotte aus, gab aber vor, um Karls Argwohn nicht zu frühzeitig zu erregen, er wolle gegen die Ungläubigen in Afrika ausziehen. Allein noch ehe seine Schiffe an der Küste Siziliens erscheinen konnten, war der von Johann von Procida vorbereitete Aufstand bereits ausgebrochen.

83. Das königliche Schloß (palazzo reale) in Palermo. Nach einer Photographie

Die Grundlagen dieses interessanten Baues, an dem mehrere normannische Könige gebaut haben, sind noch sarazenischen Ursprunges

Die sizilianische Vesper (1282).

Am Ostermontage nachmittags, den 30. März 1282, zogen die Bürger Palermos alter Gewohnheit gemäß nach der Kirche von Monreale, die etwas entfernt von der Stadt liegt, um daselbst die Vesper zu hören; auch die Franzosen nahmen teil an dem Feste. Früher war es Gebrauch gewesen, nach dem Gottesdienste ritterliche Waffenspiele zu veranstalten, allein König Karl hatte das Tragen von Waffen untersagt. Ein übermütiger Franzose, Namens Drouet, erlaubte sich unter dem Vorwande, nach verborgenen Waffen zu suchen, arge Ungebührlichkeiten gegen eine vornehme junge Sizilianerin, welche in Begleitung ihres Bräutigams bei dem Feste erschienen war. Entrüstet stürzte sich der letztere auf den Franzosen, riß ihm das Schwert von der Seite und stieß ihn nieder. Alsbald scharten sich Massen von Sizilianern zusammen, Tausende bisher verborgen gehaltener Dolche sah man entblößt; unter Rachegeschrei fiel man über alle Franzosen her, und in wenigen Minuten wurden sie niedergemacht. Rasch verbreitete sich das Morden auch über Palermo, wo man den Fremdlingen so

lange nachstellte, bis man sie gänzlich vertilgt zu haben glaubte. Um sie sicher zu erkennen, ließ man jeden Unbekannten das fremder Zunge ungeläufige Wort „Ciceri" aussprechen. Weiber und Kinder, ja sogar an Franzosen verheiratete Sizilianerinnen wurden niedergemetzelt. In Catania wurden 8000, in Messina 3000 Franzosen ermordet. Auf der ganzen Insel sollen nur zwei französische Edelleute verschont geblieben sein. Den Manen Konradins war das schrecklichste Totenopfer dargebracht worden. Einmütig sagte die ganze Insel sich von Karl los, und als Martin IV. ihre Bitte um den Schutz der Kirche mit dem Bannstrahl beantwortete, auch von dem Papste. Mit Jubel empfing man dagegen Ende August den König Peter von Aragonien, der in Trapani landete, und huldigte ihm in Palermo als dem rechtmäßigen Erben Manfreds und Konradins.

Karl wird zurückgeschlagen.

Wütend eilte Karl aus Orvieto herbei und belagerte mit seiner Flotte Messina. Als zu Forli in seinem Rücken ein Aufstand losbrach, kehrte er um, wurde aber von Peters Admiral, dem tapferen Ruggiero da Loria, zur See geschlagen und verlor den größten Teil seiner Schiffe; sein Sohn Karl geriet in Peters Gefangenschaft.

Der Aufstand in Rom und Karls I. Tod.

Nicht lange danach fand die sizilianische Vesper in Rom ihren Widerhall. Im Januar 1284 stürmte die Partei der Orsini das Kapitol, hieb die französische Besatzung nieder und erklärte das senatorische Vikariat des Königs Karl für erloschen. Nur durch Nachgiebigkeit und Anerkennung der veränderten Zustände konnte Martin IV. den Frieden mit seiner Hauptstadt gewinnen. Gedemütigt und verzagt sank Karl I. am 7. Januar 1285 ins Grab, am 28. März folgte ihm zu Perugia sein päpstlicher Freund. Erst 1288 wurde Karls Sohn, Karl II., aus der Gefangenschaft entlassen und als König von Neapel anerkannt; erst 1302 die Lostrennung Siziliens durch einen Friedensvertrag endgültig bestätigt.

Deutschland nach dem Untergange der Hohenstaufen.

Schon unter den Hohenstaufen hatte sich trotz des poetischen Glanzes, der sich unvergeßlich mit ihrem Namen verbindet, die innere Auflösung des Reiches vollzogen. In welcher Weise sie selbst, insbesondere Friedrich II. zur Verkümmerung der Königsgewalt und zur Erhöhung der Territorialgewalt beigetragen haben, wird in der Darstellung des folgenden Zeitraums ausgeführt werden. Selbst ein Herrscher von größerer Willenskraft als Wilhelm von Holland würde nicht vermocht haben, die Macht des Reiches und seines Oberhauptes wiederherzustellen. Obgleich nach dem Tode Konrads IV. Wilhelm von Holland sich im unbestrittenen Besitze der deutschen Königswürde befand, da die hohenstaufische Partei nicht wagte, ihm den Knaben Konradin entgegenzustellen, so konnte er doch zu keinem Ansehen gelangen, und als selbst die geistlichen Würdenträger, welche ihn erhoben hatten, ihm feindselig entgegentraten, wurde er völlig machtlos. Der Erzbischof von Köln drohte ihm, ihn in seinem Palaste zu Neuß verbrennen zu lassen; in Koblenz wurde sein Gefolge von den Bürgern angegriffen, ja in Utrecht durfte es sogar ein gemeiner Bürger wagen, einen Stein nach ihm zu werfen. Wohl fehlte es ihm nicht an Mut und Einsicht, allein er besaß die Macht nicht, der Zügellosigkeit zu steuern und die Ordnung im Reiche herzustellen, und war viel zu sehr durch Kämpfe in den Niederlanden gegen Flandern und Westfriesen in Anspruch genommen. Im Herbste 1255 zog er mit der ganzen Macht seiner Erblande gegen die Friesen, um sie mit einem Schlage zu unbedingter Unterwerfung zu bringen. Als er aber am 28. Januar 1256 in voller Rüstung über einen gefrorenen Sumpf ritt, brach unter ihm die Eisdecke; er sank mit dem Pferde ein, während in demselben Augenblicke die Feinde aus einem Hinterhalte hervorbrachen und ihn erschlugen, noch ehe ihm die Seinigen zu Hilfe eilen konnten. Er war nur 27 Jahre alt geworden.

Nie war die Verderbnis des Wahlreiches auffallender zu Tage getreten. Auf die schamloseste Weise boten die Erzbischöfe von Köln und von Trier die deutsche Königskrone für Geld an auswärtige Monarchen aus, da kein deutscher Fürst Neigung und Hoffnung hatte, die Anerkennung aller und eine wirkliche Macht zu erlangen. Allein gerade in diesen bangen Tagen des Interregnums zeigte es sich, daß das deutsche Volk einen unverwüstlichen Kern nationaler Kraft besaß.

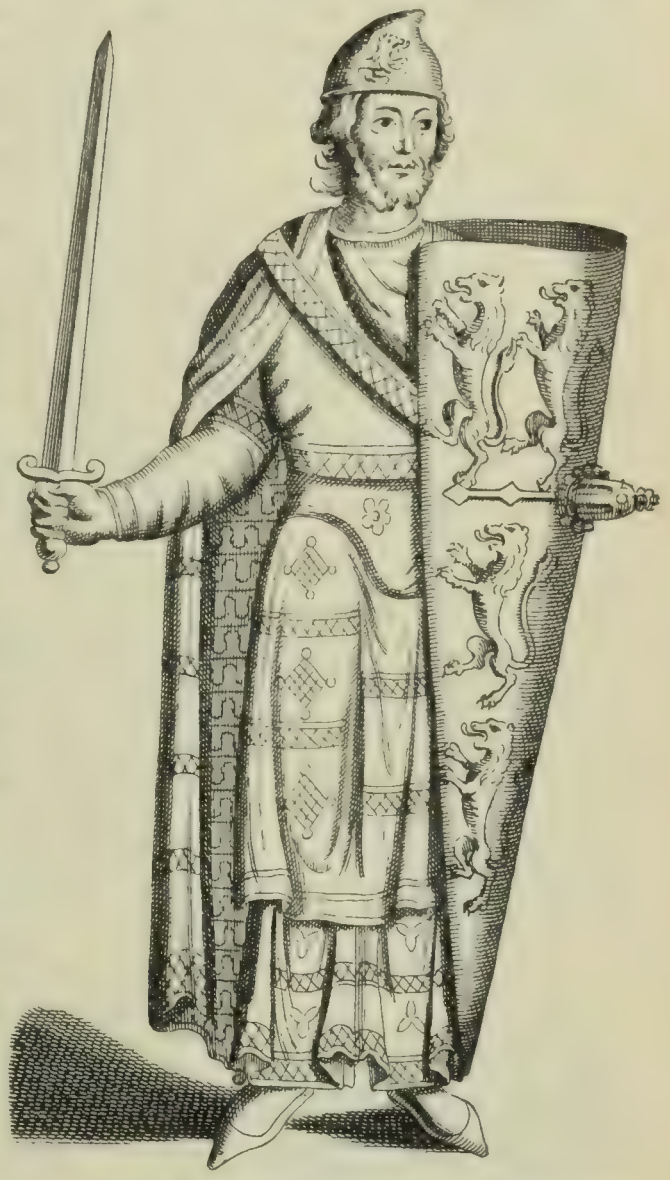
Sechster Abschnitt.

England und Frankreich im 12. und 13. Jahrhundert. Ende der Kreuzzüge.

England unter den Plantagenets.

Als mit Heinrich I., wie in Band III. erzählt worden ist, der Mannesstamm des normannischen Königshauses 1135 erlosch, befand sich Mathilde, die nächste Erbin des Thrones, in Frankreich, da sie, seit 1125 Witwe Kaiser Heinrichs V., 1129 Gottfried Plantagenet, dem Grafen von Anjou, Maine und Touraine, dem ältesten Sohne des Königs Fulco von Jerusalem (s. S. 33), in zweiter Ehe die Hand gereicht hatte. Obwohl man ihr auf des Vaters Wunsch bereits 1126 die Treue gelobt hatte, blieb sie in England wenig beliebt. Diesen Umstand benutzte der gewandte und durch seine Ehe mit der Tochter des begüterten Grafen von Boulogne überaus reiche Stephan von Blois (1135—1154), der Sohn von König Heinrichs Schwester Adela. Er bemächtigte sich des vollen Kronschatzes und brachte durch reiche Spenden fast alle Großen des Reiches auf seine Seite. Sein Bruder Heinrich gewann als päpstlicher Legat und Bischof von Winchester auch die Prälaten, und so war Stephan als König gewählt und anerkannt, ehe noch Mathilde von dem Tode ihres Vaters Kunde hatte. Nach seiner Krönung (22. Dezember 1135) versprach er seinen angelsächsischen Unterthanen durch ein Sendschreiben, daß er alle Gesetze und Gewohnheiten Eduards III. beachten und schützen werde. Außerdem gewährte er zu Ostern 1136 auf einem Hoftage zu Oxford einen wichtigen Freibrief, durch welchen er alle früheren Gerechtsame der Geistlichkeit, des Adels und des Volkes bestätigte. Er milderte darin die strengen Jagdgesetze seines Vorgängers, versprach die von Heinrich angelegten oder der Krone zugewendeten Forste der Kirche oder dem Adel zurückzugeben, die geistlichen Pfründen, welche seine Vorgänger für sich behalten, auszuliefern und die kanonische Wahl der Bischöfe zuzulassen. Allein da er keine von diesen Versprechungen hielt, kam er bald in einen Gegensatz zu seinen normannischen Lehnsträgern, der seine ganze Regierungszeit in einen unaufhörlichen Zweikampf mit Mathilde und Gottfried von Anjou verwandelte. Es konnte nicht fehlen, daß der trotzige Lehnsadel aus dem Umstande Nutzen zog, daß Stephan den Thron durch Usurpation gewonnen hatte. In kurzer Zeit entstanden an allen Enden Raubschlösser, deren Eigentümer hinter ihren festen Mauern dem Könige Trotz boten. Das wildeste Fehdewesen, die widerlichste

Stephan von Blois.



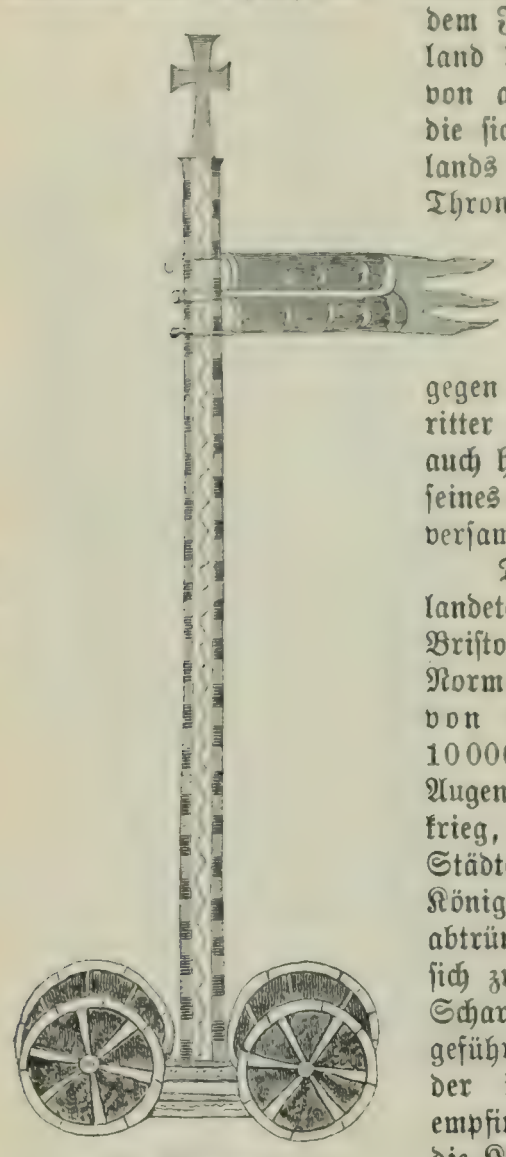
84. Gottfried Plantagenet, Graf von Anjou, Maine und Touraine (gest. 1150).

Nach der Grabplatte aus emailliertem Kupfer in der Kathedrale von Mans. Die Darstellung ist in mehr als einer Hinsicht ungewöhnlich. Da ist zunächst die Form des Helmes und die Größe des mit aufsteigenden Löwen bemalten Schildes. Die Tracht ist — trotz des blanken Schwertes in der Rechten — keineswegs die eines Kriegers: eine lange, bis zu den Knöcheln herabfallende Tunika, dann ein Obergewand, das in der Mitte durch einen reichen Gürtel zusammengehalten wird, und darüber ein mit Borten besetzter Mantel.

Frucht dieses Zeitalters, brach über England herein, sobald man empfand, daß die Zügel der Regierung in unsicheren Händen ruhten.

Die Bannerschlacht.

Da glaubte König David von Schottland den Zeitpunkt gekommen, um sich der nördlichsten Landschaften von England, vielleicht gar der Krone zu bemächtigen, warf sich zum Befreier des Landes von dem französischen Eindringling auf und fiel in England ein, erlitt aber bei North Allerton am 22. August 1137 jene große Niederlage, welche nach den Bannern von drei Abteien, die man an einem hohen Maste auf einem Fahnenwagen (wie das Mailändische Carroccio) mitführte, um die normannischen Streiter zu sammeln, die Bannerschlacht benannt ist. 11000 Schotten bedeckten das Schlachtfeld. Dennoch entschloß sich Stephan, seinem Gegner 1138 in dem Frieden zu Durham die Grafschaft Northumberland lehnsweise abzutreten, da ihm schlimmere Gefahren von andrer Seite drohten. — Eine wilde Dänenschar, die sich plündernd und verwüstend über die Ostküste Englands ergoß, um ihren König Erik Lamb auf den Thron zu setzen, vertrieb König Stephan schnell durch die gemeinsame Wehrkraft seiner Sachsen und Normannen. Bedenklicher wurde es schon, daß sich der gesamte Klerus unter seinem eignen Bruder Heinrich, dem Bischof von Wincheſter, gegen ihn erhob, als er sich erlaubte, einige wilde Raubritter im Prälatengewande verhaften zu lassen. Allein auch hier entging er durch die geschickte Verteidigungsrede seines Kämmerers Alberich de Vere auf einer Kirchenversammlung zu Wincheſter dem drohenden Bannstrahl.



85. Bannerwagen.

Mathildens Landung und die Schlacht bei Lincoln.

Diese Zerwürfnisse benutzte Mathilde von Anjou, landete im September 1239 in Sussex und eilte nach Bristol, wo ihr alle rebellisch gesinnten Engländer und Normannen, geführt von ihrem Halbbruder, Robert von Gloceſter, zuströmten; allein aus Wales sollen 10000 Streiter sich für sie erklärt haben. Von diesem Augenblick an durchtobte England ein schrecklicher Bürgerkrieg, der zum Teil ein Ständekrieg war. Denn die Städter und kleinen Besitzer hielten meistens zu dem Könige, der Adel und die Geistlichkeit, allen voran der abtrünnige Bruder des Königs, zur „Kaiserin", wie sie sich zu nennen liebte. Als in einem dieser vielen kleinen Scharmützel, denn fast nie kam es zu einer regelmäßig geführten Schlacht, im Februar 1241 bei Lincoln, der königliche Vetter in ihre Gefangenschaft geriet, empfing sie zu Wincheſter aus den Händen Heinrichs die Königskrone und gewann auch nach langen Verhandlungen den Eintritt in die Hauptstadt. Allein da sie ihrem Versprechen zuwider König Stephan in Gefangenschaft ließ, die Gesetze des Königs Eduard nicht anerkennen wollte und der reichen Hauptstadt eine schwere Steuer auferlegte, erhob sich daselbst offener Aufruhr, der sie zur schleunigen Flucht nötigte. Da auch der treulose Bischof von Wincheſter sich jetzt wieder von ihr abwandte, geriet sie in einen schweren Kampf, bei welchem ihr Halbbruder Robert von Gloceſter in die Gefangenschaft ihrer Gegner geriet. Obwohl sie nun in die Auswechselung der beiden vornehmsten Gefangenen zu willigen genötigt war, nahm der ganze Krieg jetzt einen noch wilderen Charakter an als zuvor. Fremde Abenteurer strömten zu Hunderten in das unglückliche Land, um für hohen Sold, gleichviel auf welcher Seite, zu kämpfen, zu morden und zu rauben. So wurde diesem Elend nicht einmal ein Ende gemacht, als die Kaiserin 1147 verzagt nach Frankreich zurückkehrte und ihr

Parteiführer Robert von Gloceſter ſtarb. Ihr älteſter Sohn **Heinrich**, durch den König von Schottland ſchon 1149 zum Ritter geſchlagen, ſeit 1151 von dem franzöſiſchen König als Herzog der Normandie anerkannt, bald darauf durch den Tod ſeines Vaters Graf von Anjou und durch Vermählung mit Eleonore von Aquitanien (ſ. S. 42) der reichſte Mann Frankreichs, landete 1153 mit einem ſtattlichen Heere, zog es aber doch vor, mit dem Könige zu **Wallington** einen **Friedensvertrag** zu machen, durch den dieſer ihn zum Sohn und Erben annahm. Als der König am 25. Oktober 1154 nach neunzehnjährigem, immerwährend geſcheitertem Verſuche, die Regierung wirklich zu führen, ſtarb, kam mit Heinrich II. (1154—1189) das **Haus Anjou** oder **Plantagenet***) auf den Thron, das über drei Jahrhunderte in der männlichen Nachkommenſchaft denſelben innegehabt hat. Enger als einſt durch Wilhelm von der Normandie erſchien England ſeitdem mit dem Kontinent verbunden, von dem es fortan ſein Schickſal und ſeine Bildung empfing.

König Heinrichs II. (1154—1189) erſte Regierungszeit. Der Streit mit Thomas Becket.

Heinrichs II. Regierungsantritt.

England fühlte bald die kräftige Hand eines reichen, wohlmeinenden, aber auch ſelbſtbewußten und ſtrengen Herrſchers. Er entfernte die wilden Söldnerſcharen, die gefürchteten Brabanzonen, er zerſtörte die Raubſchlöſſer, er eroberte mit eigner Hand die durch ſeinen Vorgänger verſchenkten oder verpfändeten Domänen wieder und drängte den ehr- und landbegierigen Biſchof Heinrich von Wincheſter, dem er jeden Lohn für ſeine Judasdienſte verſagte, zur heimlichen Flucht aus England und zur Einkehr in die ſtille Abtei Cluny.

Sein Charakter.

Das Äußere des Königs verriet den geborenen Herrſcher, obwohl er nur von mittlerer Größe war. In ſeinem Löwenantlitz ſaß eine majeſtätiſche Naſe und zwei ſanfte Taubenaugen, die im Zorn wie Blitze leuchteten. Sein ſchlichtes blondes Haar wurde frühzeitig grau und dann ſo dünn, daß er es durch künſtliches erſetzte. Seine Hände, meiſtens unbekleidet, zeigten die Spuren von täglicher Arbeit. Sein Gang verriet, daß er am liebſten zu Pferde ſaß. Wilde Roſſe zu bändigen war ihm eine Luſt, und er jagte wohl eine Strecke von vier bis fünf Tagereiſen in vierundzwanzig Stunden ab. Die Neigung zur Korpulenz bekämpfte er durch regelmäßiges Faſten und durch unermüdliche Bewegung. In der Kirche und bei Verhandlungen ſtand er ſtundenlang ohne zu ermüden oder ſich niederzuſetzen. Die Streitfragen der Zeit, ſelbſt theologiſch-philoſophiſche, erwog er reiflich in Geſellſchaft von Gelehrten. Das Glück machte ihn vorſichtiger, das Unglück ſanfter. Widerſtand war ihm unerträglich, Nachgeben und Verzeihen kannte er nicht. Seine ſüdfranzöſiſche Natur ging in ihrer Lebhaftigkeit von Schmeicheleien und Verſprechungen ſchnell zu Drohungen und Zornausbrüchen über. Seinem Ehrgeiz war die Welt zu klein. Der wilde Wechſel, den Krieg und Jagd darbieten, war ſeine Welt.

Schottland und Wales gedemütigt.

Die erſte Aufgabe, die den jugendlichen Herrſcher — er war 1133 geboren — zum Kampfe nötigte, war ſchnell erledigt. König **Malcolm** von **Schottland**, der von Norden her eingebrochen war, mußte ſich entſchließen, einen Teil der nördlichen Grafſchaften Englands zurückzugeben, für einen andern den Lehnseid zu leiſten. Die trotzigen **Waliſer** unterwarfen ſich nach kurzer Empörung im Sommer 1157.

Thomas Becket.

In allen ſchweren und ſchwerſten Verhältniſſen von Heinrichs Regierung, der inneren wie der äußeren, war ihm von unermeßlichem Wert der Beiſtand eines Mannes, der die tiefſinnigſte Klugheit, die ſorgfältigſte rechtswiſſenſchaftliche Ausbildung mit ritterlichem Sinn und mit der jugendfriſchen Luſt an höfiſcher Pracht und Feſtfreude zu verbinden wußte. **Thomas Becket** wurde ſehr bald der Ratgeber, der Günſtling, der Vertraute und der Freund des Königs.

Beckets Jugend.

Der Sohn eines aus der Normandie eingewanderten Ritters Gilbert Becket und einer Londoner Bürgerstochter Mathilde — die Sage läßt ihn von einer orientaliſchen Emirstochter abſtammen — hatte er ſich früh durch Lerntrieb wie durch die Freude an Jagd und Prunk hervorgethan. Die Gunſt des Erzbiſchofs von Canterbury gab ihm die Möglichkeit, in Paris, Bologna und Auxerre beiderlei Rechte zu ſtudieren, und übertrug ihm 1154 das Archidiakonat von Canterbury.

*) Seinen Namen Plantagenet leitet man davon her, daß Heinrichs Großvater, der ſpätere König von Jeruſalem, Fulco von Anjou, einen Ginſterzweig als Helmzier auf der Wallfahrt nach dem heiligen Lande trug.

Um die wunderbaren Gegensätze seines Charakters, seine Klugheit, Kühnheit und leidenschaftliche Glut der Empfindung durch die Stammesverschiedenheit seiner Eltern zu erklären (so urteilt der bedeutendste Biograph Alexanders III., H. Reuter), erfanden zwei spätere Chronisten ein abenteuerliches Märchen, das Dichtern und Romanschriftstellern wiederholentlich zum Stoffe gedient hat.

Die Sage.

Gilbert Becket pilgerte mit seinem Freunde Richard zu den heiligen Stätten, um seine Sünden abzubüßen, fiel aber auf dem Rückwege in die Gefangenschaft des sarazenischen Fürsten Admiraldus. Von diesem wegen seiner Bildung in die Gesellschaft aufgenommen, gewann er durch seine Person und seine Erzählungen das Interesse der Tochter. Als sie ihn allein sprach und nach seinem Glauben fragte, erklärte er ihr denselben und versicherte zugleich, daß er stets gern bereit sei für seinen Gott zu sterben. Da übermannte sie die Leidenschaft und sie versprach Christin zu werden, wenn er sie heiraten wolle. Er aber schwieg und sann auf Flucht, während ihr Herz sich in Unruhe und Sehnsucht verzehrte. In einer Nacht brach er mit seinem Gefährten glücklich aus dem Gefängnis und entkam nach London. Kaum war sie dessen gewiß geworden, so beschloß sie ihm nachzueilen. In dürftigem Aufzuge entwich die Fürstentochter heimlich nach einem syrischen Hafen und segelte mit englischen Kaufleuten davon. Da sie von fremden Sprachen nur die beiden Worte London und Gilbert kannte, erregte sie in der großen Stadt nur Neugier und Spott. Als Gilbert davon erfuhr, ließ er sie durch seinen Freund Richard, der sie sofort erkannt hatte, zu einer frommen Witwe führen, hielt sich aber absichtlich von ihr fern. Erst, als sechs Bischöfe, die zur Beratung kirchlicher Angelegenheiten in der Paulskirche versammelt waren, ihn ermahnten, diesem Rufe Gottes zu folgen, ließ er sie im Christentum unterrichten, taufen und sich antrauen. Dennoch unternahm er bald darauf eine zweite Bußfahrt nach dem heiligen Lande und fand bei seiner Heimkehr einen bereits dreijährigen Sohn vor, Thomas Becket.

Heinrichs Verhältnis zu Frankreich.

Der König bediente sich seiner bei allen Gelegenheiten; er ernannte ihn zum Erzieher seines ältesten Sohnes Heinrich, er übergab ihm das Reichssiegel und übertrug ihm alle schwierigsten diplomatischen Geschäfte. Diesem klugen Minister, der in Paris durch den außergewöhnlichen Prunk seiner Hofhaltung und vor allem seiner Tafel und seiner Dienerschaft zu blenden vermochte, gelang es 1158, die Vermählung des jungen englischen Thronerben, der doch zugleich ein Sohn von Ludwigs VII. erster Gemahlin war, mit Margarete, der französischen Königstochter aus zweiter Ehe, zu vermitteln. Dennoch kam es 1159 zwischen beiden Königen zum Kriege, da Heinrich II. als Gemahl der Eleonore von Aquitanien die an den Grafen Raimund von St. Giles verpfändete Grafschaft Toulouse zurückgewinnen wollte. Als König Ludwig selbst die Stadt verteidigte, umzingelte König Heinrich dieselbe mit einem großen Söldnerheere, scheute sich aber, seinen Oberlehnsherrn, wie er konnte und Thomas Becket riet, gefangen zu nehmen, und kehrte nach einem Friedensschluß, der nichts veränderte, nach der Normandie zurück.

Das Schildgeld.

Von besonderer Wichtigkeit ist, daß bei dieser Gelegenheit zuerst das Schildgeld (scutagium) erhoben wurde. Durch diese Kriegssteuer, welche in der Folge beibehalten wurde, erhielt das Feudalwesen seinen ersten Stoß, indem die englischen Vasallen durch Entrichtung desselben sich vom persönlichen Ritterdienste loskaufen konnten und dadurch den König zugleich in stand setzten, ein beträchtliches Söldnerheer zu unterhalten. Mit einem solchen bedrängte der König Toulouse.

Alexander III. als Friedensstifter.

Als wenige Jahre später Heinrich II. in neuen Streit mit Ludwig VII. geriet, weil dieser in dritter Ehe sich mit der Schwester Theobalds von Blois vermählte, der als Nachbar zugleich ein raubgieriger Feind des Besitzers von Anjou war, legte sich der Papst ins Mittel, der gewaltige Alexander III. Ihm lag zumeist daran, daß die beiden Machthaber, welche ihn allein anerkannten und von Victor IV. nichts wissen wollten, miteinander in Frieden lebten. Dennoch geriet König Heinrich sehr bald aus andern Gründen mit dem Hierarchen in einen verhängnisvollen Streit, der an tragischer Größe den seines ebenbürtigen Zeitgenossen Friedrich Barbarossa weit überragt.

Des Königs Freundschaft mit Becket.

Niemals hat es einen König und einen Minister gegeben, die in einem so herzlichen Einverständnis miteinander lebten und in Arbeit und Lebenslust so gleiche Neigung zu haben schienen wie Heinrich II. von England und Thomas Becket. Bei den Beratungen über Staatsangelegenheiten wie bei den Festlichkeiten des Hofes und bei den Freuden der Jagd waren sie unzertrennlich. Die Bevölkerung der Hauptstadt lachte mit, wenn König und Kanzler auf offner Straße miteinander scherzten wie Kinder. Oft überfiel der König den Freund, wenn er zu Tisch saß, trank ein

Glas Wein mit und entfernte sich nach kurzem Gruß, manchmal auch sprang er in seiner Ausgelassenheit über den Eßtisch, setzte sich dann nieder und aß mit. Seine Freude am Schenken fand hier kaum Grenzen. Er sorgte nicht nur für des Freundes Lebensunterhalt durch Herrschaften und Ländereien, sondern brachte ihm selbst fast täglich etwas andres mit, einmal einen seltenen Vogel, ein andermal ein goldenes oder silbernes Gefäß oder ein seltenes Gewand. Übrigens teilte er auch diese Eigenheit mit dem großen Kanzler, daß er immer im Genuß und in der Lebensfreude mit vielen Genossen zu schwelgen schien und dennoch für seine Person sich mäßig hielt und die Freuden der Arbeit über alles schätzte. Nur eines teilte er nicht mit ihm. Wie eng verbundene Freunde des Ministers erzählen, unterbrach dieses lüsterne Weltkind die Freuden des Lebens fast täglich durch Bußübungen und bestellte sich einen Prior oder Presbyter — wir kennen ihre Namen — in sein Gemach, um sich geißeln zu lassen.

Der erzbischöfliche Stuhl zu Canterbury war seit 1261 verwaist, und der König sah nun die freudige Hoffnung vor sich, durch Erhebung seines Kanzlers und Freundes auf denselben eine Harmonie zwischen Königtum und Kirche herbeizuführen, wie sie im Mittelalter sonst nirgends bekannt war. Als er ihn aus Frankreich, wo sie eifrig zusammen thätig gewesen waren, nach England zurücksandte, flüsterte er ihm beim Abschiede (1162) das Geheimnis zärtlich ins Ohr. Thomas Becket aber wies lächelnd auf sein prunkvolles Höflingsgewand und sagte: „So frommen Mann willst du über eine Schar von Mönchen setzen? Sicherlich weiß ich, wenn es geschähe, würdest du mir deine Gunst entziehen; die freundliche Gesinnung, die wir jetzt gegen einander hegen, würde in den bittersten Haß verkehrt werden, denn ich sehe, du würdest vieles verlangen, auf vieles in kirchlichen Angelegenheiten Anspruch machen, was ich nicht ertragen könnte.“ Ein klareres, wahreres, offeneres Wort konnte nicht gesprochen werden. Allein der König kümmerte sich nicht darum. Seine Liebe zu Thomas, sein Glaube an dessen unterthänige Treue überwanden den Widerspruch des geistlichen Konvents ebenso wie den Schrecken aller Unterthanen, die das weltliche Leben des Kanzlers kannten, und so wurde er in Abwesenheit des Königs, dessen Drohungen man fürchtete, fast einstimmig zum Erzbischof gewählt. Der strenge Bischof Heinrich von Winchester, der aus der Einsamkeit Clunys wieder zurückgekehrt war, rief ihm freilich nach der feierlichen Konsekration (3. Juni 1162)

Becket wird Erzbischof von Canterbury.

86. König Heinrich II. von England.
Nach seinem Grabdenkmal im Kloster Fontevrault. (Stothard.)

die kühnen Worte zu: „Jetzt lege ich dir die Wahl vor; eins mußt du verlieren, die Gnade des himmlischen oder des irdischen Königs.“ Da rief der eben Geweihte, Antlitz und Hände zum Himmel erhebend: „Mit Gottes Hilfe, der mir Kraft verleihen wird, erwähle ich dieses: niemals will ich um des irdischen Königs Gnade oder Gunst die Gnade des Höchsten verlieren.“ In diesem Sinne erbat und erhielt er von dem Stellvertreter des Königs, dem ältesten Prinzen, Befreiung von seinem bisherigen Amte. Gewiß geschah dies im Sinne des fernen Monarchen, allein ebenso gewiß hoffte derselbe, daß sich in ihrem Verhältnis zu einander trotzdem nichts ändern werde.

Beckets veränderte Lebensweise.

Thomas Becket aber änderte von diesem Augenblicke an in sehr auffallender Weise seinen bisherigen Lebenswandel, er ward „ein völlig neuer Mensch.“ Wenn er sich als Kanzler mitten unter der Üppigkeit seiner Umgebung mäßig und nüchtern verhalten hatte, so hatte seine Enthaltsamkeit doch keineswegs einen asketischen Charakter gezeigt. Jetzt aber verstieg sich die Entäußerung von Bedürfnissen bis zu anstößiger Unsauberkeit. Thomas trug unter dem Pallium das Mönchsgewand des heiligen Benedikt; ein grobes, schmutziges Haartuch hüllte seinen Körper ein und lag dicht an der Haut an; er geißelte sich häufig und unterzog sich den strengsten Bußübungen. Früher Teilnehmer an der Königstafel, begnügte er sich jetzt mit der notdürftigsten Speise; an Stelle der glänzenden ritterlichen Gesellschaft lud er Arme zu seiner Tafel und wusch täglich dreizehn Bettlern die Füße. Es läßt sich nicht verkennen, daß Becket durch die Verehrung und Bewunderung, welche er infolge dieses heiligen Lebenswandels unter dem Volke genoß, eine höhere Machtstellung erlangte, um als Haupt der englischen Kirche der weltlichen Gewalt mit um so größerem Nachdrucke entgegentreten zu können. In seinem vertrauten Umgange mit Heinrich hatte er mehr denn jeder andre Gelegenheit gehabt, dessen Pläne und Absichten kennen zu lernen, die vor allem auf Stärkung der Königsgewalt gerichtet waren. Heinrich wollte das normannische absolute Staatsregiment mit seinem strammen Lehnswesen, welchem der englische Episkopat derart eingefügt war, „daß er bei Ausübung des Kirchenregiments stets in erster Linie die Abhängigkeit von der Krone fühlte“, vollends ausbilden; der Übermut der geistlichen und weltlichen Großen, die bisherige Unabhängigkeit des Klerus von der weltlichen Gerichtsbarkeit sollte gebrochen werden. Und Thomas Becket fühlte wohl, daß Heinrich die Thatkraft besaß, seine hochfliegenden Pläne zu verwirklichen. War er doch selbst Zeuge von der wunderbaren Emsigkeit und Geschäftigkeit gewesen, mit welcher sich der König um alle Zweige des Regiments kümmerte; wie er fortwährend seine Provinzen durchzog, wie er in einem und demselben Jahre bald an der Garonne und Seine, bald an der Themse und den nördlichen und westlichen Grenzen Englands erschien, um die Führung der Angelegenheiten und den Verlauf der Ereignisse selbst zu überwachen.

Im Januar 1163 landete der König selbst in England nach vierjähriger Abwesenheit und wurde von dem Sohne und von dem Freunde empfangen. Indem er unter dem Jubel der Bevölkerung den letzteren trotz seines priesterlichen Gewandes umarmte und küßte, erschien noch einmal die Kluft verhüllt, die sie im tiefsten Innern voneinander trennte.

Becket und Alexander III. in Tours. Anfang des Zwiespaltes mit König Heinrich.

Als Thomas Becket im folgenden Jahre auf der Kirchenversammlung zu Tours vom Papst Alexander III. mit großer Auszeichnung empfangen wurde, da schwanden die letzten Bedenken in ihm: im Triumph der Kirche, im Siege der Papstgewalt über die Königsmacht gipfelte fortan sein höchstes Lebensziel. Unerschrocken ging er den schweren Kämpfen entgegen, welche für England dieselbe Bedeutung hatten, wie der Investiturstreit seit langer Zeit für das deutsche Kaisertum. Auch in England sollte jetzt die kirchliche Weltherrschaft ins Leben treten. Er eröffnete den Streit, indem er alle Ländereien und Burgen zurückforderte, die dem vorigen Erzbischof entzogen waren, verweigerte die von dem königlichen Sheriff verlangte Abgabe von zwei Schilling auf jede Hufe des kirchlichen Landes und trat offen für die Unabhängigkeit der geistlichen von der weltlichen Gerichtsbarkeit ein. Der König dagegen erhob

Klage über die Mißbräuche bei den geistlichen Gerichten, über die Nachsicht gegen die Standesgenossen und behauptete, daß über hundert Mordthaten, von wilden normannischen Geistlichen verübt, seit seinem Regierungsantritt ungestraft geblieben seien. Nach seinem Willen sollten die Geistlichen die alten Gebräuche und Rechte befolgen, die unter Heinrich I. in Geltung gewesen waren. Da viele Erzbischöfe, Bischöfe und Äbte auf seiner Seite waren, sah sich Becket genötigt, trotz seiner gregorianischen Ideen in eine Besprechung dieser Mißstände auf einer Reichsversammlung zu willigen.

Die Konstitutionen von Clarendon.

Im Januar 1164 versammelte der König auf seinem Landsitze Clarendon, in der Nähe von Salisbury, eine stattliche Versammlung von Prälaten und Baronen, und ließ nach altem Gewohnheitsrechte sechzehn „Konstitutionen" beschließen, durch welche jeder Geistliche wegen weltlicher Verbrechen dem Schutze der Kirche zu entziehen und vor den weltlichen Gerichtshof zu stellen sei; als letzte Instanz sollte auch in allen geistlichen Rechtsfragen der König gelten, die Wahl des Klerus nur unter seiner Zustimmung vor sich gehen, die Wiederbesetzung erledigter Stellen seinem Gutdünken anheimfallen, die Landbesitzungen der Erzbischöfe und Bischöfe als königliche

87. Krypta der Kathedrale zu Canterbury.

Die um 1070 erbaute Krypta ist der älteste Teil der Kathedrale von Canterbury.

Lehen betrachtet werden und den Vorschriften des Lehnshofes unterworfen sein. Thomas Becket, der kurz zuvor in persönlicher Zusammenkunft zu Woodstock dem Könige versprochen hatte, die hergebrachten Gewohnheiten in „guter Treue" zu befolgen, war jetzt der einzige, der den Mut fand, in Gegenwart des Königs seine Zustimmung zu den Konstitutionen zu versagen. Der König geriet außer sich über diesen scheinbaren Wortbruch. Er schleuderte die heftigsten Drohungen gegen den hohen Würdenträger und die gesamte Geistlichkeit. Der Erzbischof blieb lange Zeit kalt und gefaßt. Als aber die geängstigten Prälaten in ihn drangen, des Königs Zorn nicht noch mehr zu reizen, sondern sich seinem Willen zu fügen, wurde er wankend, gab unter dem Drucke der augenblicklichen Verhältnisse, wenn auch zögernd, seine Zustimmung, und unterschrieb die Vorlagen. Die Entscheidung, ob er sie auch, wie es sonst üblich war, untersiegeln werde, schob er hinaus, und der König ließ ihn ruhig ziehen. Schon auf dem Heimwege ergriff Becket bittere Reue. Er klagte sich selber der Schwäche und des Wankelmutes an und nannte sich einen Verräter der Kirche. Als er in Canterbury angelangt war, enthielt er sich des Messelesens und erschien mehrere Wochen lang als ein Büßer, bis ihn der Papst, an den er einen

Boten nach Sens geschickt hatte, durch ein Breve von jeder Verschuldung freigesprochen hatte. Anderseits versagte Alexander III. natürlich den Clarendoner Artikeln die Zustimmung und versetzte den reumütigen Prälaten in die schwere Lage, entweder die Treue gegen den König oder die gegen die Kirche zu verletzen.

Becket vor dem weltlichen Gericht. Bruch mit dem Könige.

Bald kam es dahin, daß jene Konstitutionen gegen ihn selbst in Anwendung gebracht wurden. Als ein königlicher Beamter auf ein Stück Land Anspruch erhob, das dem Erzbistum Canterbury einverleibt war, wurde Thomas Becket vor den königlichen Gerichtshof geladen, an den jener sich gewandt hatte, wie der Wortlaut der Konstitutionen es gestattete. Da er nicht erschienen war, aber auch nicht die Befugnis des weltlichen Gerichts bestritten hatte, berief der König den widerspenstigen Erzbischof vor eine Reichsversammlung zu Northampton. Hier erschien er, nachdem er Messe gelesen, ohne seinen erzbischöflichen Ornat, aber das Kreuz in der Hand, und vernahm mit voller Ruhe und Unerschrockenheit jene Fülle von Vorwürfen und Schmähungen, die aus der Versammlung selbst und von dem erbitterten Monarchen gegen ihn geschleudert wurden. Nicht nur, daß man ihn, weil er der Vorladung nicht entsprochen, wegen des Bruches seiner Lehnspflichten zu einer Buße von 500 Pfund verdammt hatte, der König verlangte sogar Rechenschaft über Verwaltungsausgaben und -einnahmen aus der Zeit der Kanzlerschaft, obwohl jener doch längst von aller Verantwortlichkeit befreit war. Selbst die Vorstellungen des Bischofs von Winchester erreichten nichts mehr beim Könige als einen Aufschub von wenigen Tagen, damit Becket mit den Bischöfen und Äbten, die von Angst vor diesem Streite der beiden Gewaltigen erfüllt waren, beraten könne. Der 13. Oktober 1164 war der weltgeschichtlich bedeutende Tag, an welchem der unbeugsame Priester jede Verantwortung auf die Anklagen und jede Anerkennung eines Urteilsspruchs der Versammlung oder des Königs abwies, als der bischöflichen Ehre, der kirchlichen Würde und dem Gehorsam gegen Gott widersprechend. Endlich erklärte er, in seiner Eigenschaft als Oberhaupt der englischen Kirche an den Papst als an seinen einzigen Richter zu appellieren, und stellte jene und sich selbst unter den Schutz des apostolischen Stuhles, unter den Schutz Gottes. Während der König, von Wut ergriffen, das Verlangen aussprach, er solle sofort als Hochverräter verurteilt werden, und die Mitglieder der Reichsversammlung, Prälaten und Barone, ihn mit Schmähungen überhäuften, ging der heldenmütige Prälat, allein mit dem Kreuze bewaffnet, von wenigen begleitet, langsam und hochaufgerichtet aus dem Saale. Nur einmal soll ihn der Zorn über den Zuruf „Verräter, Meineidiger" zu den Worten hingerissen haben: „Wäre der Zweikampf gestattet, so würde ich mir mit dem Schwerte in der Hand Genugthuung verschaffen."

88. Englischer Ritter um 1170.
Nach dem Siegel des Conan (d. i. Kuno) Grafen von Richmond.

Becket flüchtet nach Frankreich.

Heimgekehrt, fühlte er sich nach diesem offenen Bruche mit dem Könige in seiner Stellung nicht mehr sicher, und es verlangte ihn danach, möglichst bald sein Verfahren vor dem heiligen Vater zu rechtfertigen. In der dunklen stürmischen Nacht des 14. Oktober verließ er heimlich mit drei Begleitern, das Pallium und das erzbischöfliche Siegel unter seinem Mönchsgewande verbergend, Northampton und erschien wenige Wochen später am Hofe des Papstes zu Sens. Obwohl Alexander III. wegen

seiner Zerwürfnisse mit Kaiser Friedrich Barbarossa sehr viel an der Anerkennung Englands und vor allem an dem englischen Peterspfennig gelegen war, gebot ihm doch die Rücksicht auf die päpstliche Autorität, daß er die Gesandten des Königs abwies, welche von ihm die Rücksendung des Flüchtlings und die Beschickung eines Gerichtstages durch bevollmächtigte Legaten verlangten. Der König, welcher schon vergeblich den Grafen von Flandern und den König von Frankreich ersucht hatte, dem „ehemaligen" Erzbischof ein Asyl zu verweigern, ergriff nun die härtesten Maßregeln gegen alle Verwandten und Anhänger Beckets. Er ließ sie ihrer Güter berauben, erbarmungslos aus dem Lande treiben, ihrer Stellung entheben, und untersagte jeden Verkehr mit den Verhaßten bei Kerkerstrafe. Dennoch erreichte er durch seine strengen Maßregeln keineswegs seinen Zweck, sondern schadete seiner eignen Sache und nützte der seines Erzfeindes. Die Verfolgten und Entsetzten warben immer neue Anhänger und brachten förmliche Pilgerfahrten zustande, so daß die Umgebung des flüchtigen Erzbischofs, der sich in der Cistercienserabtei Pontigny (im Nordwesten von Bourgogne) abwechselnd in Bibel- und Rechtsstudien ermüdete, oder in qualvollen Bußübungen berauschte, bald zu einer Macht wurde, mit welcher der König trotz aller Erbitterung wie mit einer gleichberechtigten rechnen mußte.

Fortdauernder Streit zwischen König und Erzbischof.

Fünf Jahre hatte sich Alexander III. vergebens abgemüht, den trotzigen König und den noch trotzigeren Erzbischof zu einem Friedensschluß zu bewegen, durch welchen den hierarchischen Grundsätzen des Papsttums nichts vergeben wurde. Selbst der langwierige Krieg mit dem französischen Könige Ludwig VII. wegen der Lehnsverhältnisse der englischen Prinzen wurde am 6. Januar 1169 durch den Friedenskongreß zu Montmirail beendet, ohne daß bei dieser Gelegenheit auch der Kirchenstreit beigelegt worden wäre, wie jedermann wünschte. Sogar die Leidensgefährten des Erzbischofs begannen ihm zu grollen, daß er durch seine Hartnäckigkeit immer aufs neue ihre Hoffnung vernichtete, aus dem drangvollen Exile befreit zu werden. Becket ging vielmehr soweit, am Palmsonntage (13. April) aus eigner Machtvollkommenheit in Clairvaux den Bann zu schleudern gegen alle „Kirchenräuber", denen er sogar die Bischöfe von London und Salisbury zuzählte. Anderseits ließ der König seinen erstgeborenen Sohn Heinrich im Juni 1170 auf einer Reichsversammlung zu London feierlich durch den Erzbischof von York krönen, während doch diese Zeremonie nach uralten Privilegien allein dem Erzbischof von Canterbury zustand. Nun aber erhob sich fast die gesamte Kirche Englands gegen den Monarchen, zumal sie fürchtete, die Ausschließung der jungen französischen Gemahlin des Prinzen von jener Feierlichkeit könne ihren Vater, Ludwig VII. von Frankreich, vielleicht dazu bestimmen, mit den Waffen in der Hand in den Kirchenstreit einzugreifen. Man erklärte dem Könige ganz offen, daß man gegen ihn zu verfahren gedenke, wie die päpstliche Partei gegen Friedrich Barbarossa verfahren sei.

Versöhnung zu La Ferté.

Heinrich II., obwohl sonst mehr ein Mann der Leidenschaft als der Berechnung, glaubte hier doch nachgeben zu müssen. Er begab sich sofort nach Frankreich und traf mit Ludwig VII. auf einer Wiese zwischen Freteval in Orleanais und La Ferté Villeneuve, südlich von Chateaudun, zusammen, um durch freundlichsten Verkehr jeden Zwiespalt zwischen ihm und seinem Oberlehnsherrn beizulegen; als er schließlich seine Absicht kundgab, sich auch mit Thomas Becket friedlich zu verständigen, wurden seine Worte mit lautem Jubel begrüßt. Dann flüsterten die Monarchen in heimlichem Gespräch zusammen und machten miteinander ab, daß bei der Aussöhnung nur Erzbischöfe und Bischöfe, nicht der König von Frankreich, zugegen sein sollten, damit der Schein der vollsten Freiheit und Unabhängigkeit den Verhandlungen gewahrt bleibe. Am frühesten Morgen des 22. Juli 1170 fand auf einer andern Wiese in der Nähe die Begrüßung beider miteinander statt. Der König versprach, alles Gehässige der Vergangenheit zu vergessen, und der Erzbischof, ihm Ehrfurcht und Gehorsam zu bezeigen, in der Hoffnung, daß ihm und den Seinigen wieder Friede, Sicherheit und Gnade gewährt und der Besitz zurückerstattet werde. Daß durch eine solche äußerliche,

Neuer Streit.

ja frostige Versöhnung der Groll nicht ausgelöscht war, zeigte der Schluß dieser Szene, da der König dem Erzbischof den üblichen Friedenskuß verweigerte. Anderseits trat Becket seine Rückreise erst im November 1170 an, weil er die Vollmacht und den Befehl des Papstes abwartete, gegen alle, „welche das heilige Recht der Kirche von Canterbury verletzt hatten, außer dem König und seiner Familie", mit Kirchenstrafen vorzugehen. Auch hatte er die Suspension des Erzbischofs von York und den päpstlichen Bannstrahl über die Bischöfe von London und Salisbury ausgewirkt. Daher empfingen ihn die Vertreter seiner englischen Kirche mehr wie einen Friedenstörer als einen Friedenbringer. Sofort eilten jene drei Prälaten mit neuer Anklage über den Kanal zum Könige, der sich auf dem Schlosse Bures bei Bayeux befand, und schilderten ihm den Hochmut des Erzbischofs in den grellsten Farben. In wilder Wut rief der König aus: „Ein Bursche, der mein Brot gegessen, hat mich mit Füßen getreten; ein Bursche, den ich mit Wohlthaten überhäuft, wagt den ganzen Hof zu höhnen; ein Bursche, der mit einem lahmen Esel an den Hof kam, wagt sich auf den Thron zu setzen!.... Welch elende Feiglinge habe ich ernährt; ist denn keiner unter ihnen, der meine Schmach an diesem elenden Bischof rächen möchte?" Vier unter den versammelten Rittern, welche diese Worte gehört hatten, Reginald Fitzurse, Hugh de Moreville, William de Tracy und Richard Brito, glaubten sich berufen, der Aufforderung des Königs Folge zu leisten. Auf verschiedenen Wegen verließen sie heimlich den Hof des Königs, um in England zusammenzutreffen. Kaum hatte er von ihrem Verschwinden gehört, so bereute er seine Worte und sandte ihnen Boten nach, um sie zurückzurufen. Aber zu spät!

Beckets Ermordung.

Am 29. Dezember 1170 meldeten sie sich zu Canterbury, um dem Erzbischof „eine Botschaft des Königs zu überreichen", und gaben der Unterhaltung bald eine solche Wendung, daß jener in Zorn geriet. Dann riefen sie ihre Reisigen zu den Waffen, besetzten die Zugänge zu dem Schlosse und kehrten bewaffnet zu dem Gemache des Bischofs zurück. Dieser war inzwischen trotz seines Widerstrebens von den Mönchen in die Kirche gezerrt worden, um dort Schutz und Sicherheit zu finden, hatte aber den Mönchen streng untersagt, die Thür zu verschließen. So drangen die zornerfüllten Männer mit erhobenen Äxten und Schwertern ihm nach in die Kathedrale. Als der erste ausrief: „Wo ist der Erzbischof, der Verräter?" antwortete Becket vom Altare aus: „Hier bin ich, Reginald, kein Verräter, sondern ein Priester Gottes", und trat keck einige Stufen abwärts. „Willst du den gebannten Bischöfen die Lossprechung zu teil werden lassen?" rief man ihm entgegen. „Ich werde keinen absolvieren, der nicht zuvor Buße gethan", antwortete Thomas. „Dann treffe dich der Tod", schrie Reginald und drang mit seinen Gesellen auf ihn ein. Ein verzweifelter Ringkampf entspann sich. Die Ritter versuchten ihn zu erfassen, fortzuschleppen, niederzuwerfen, allein er hielt sich mit ganzer Kraft an einem Pfeiler fest. Er war nicht mehr der Erzbischof, sondern der wilde, tapfere Kanzler und Ritter der früheren Zeit. Als Tracy zuerst das Schwert gegen ihn erhob, schmetterte er ihn mit einem Faustschlag nieder. Nun aber drang auch Reginald mit dem Schwert auf ihn ein und versetzte ihm klaffende Wunden. Als er sich verloren sah, rief er mit gebrochener Stimme aus: „Herr, in deine Hände befehle ich meinen Geist", sank blutend in die Kniee und verschied. Nachdem auch die andern beiden noch ihr Schwert mit seinem Blute befleckt hatten, riefen sie aus: „Der Verräter ist tot, laßt uns fliehen", holten eiligst noch aus dem Palaste die päpstlichen Briefe, Gold, Silber und andre Kostbarkeiten und enteilten, während Schrecken und Angst die Priesterschaft und die Bevölkerung der Stadt von der Mordstätte fernhielt. Bald aber strömte das Volk herbei, sammelte die Blutstropfen, nahm Stücke vom Gewande oder Haar vom Haupte des Märtyrers als kostbare Reliquie und erzählte nicht lang nachher von den vielen Zeichen und Wundern, die von dem Leichnam ausgegangen seien.

Unterwerfung des Königs unter den Willen des Papstes.

Als der König von Beckets Ermordung vernahm, war er von Bestürzung, Schmerz und Reue wie gelähmt. Er erkannte sofort, daß der Tod des Erzbischofs den Sieg der hierarchischen Kirche über die Staatsgewalt viel großartiger und dauernder mache, als je der lebende Kämpfer es vermocht hätte. Die Unabhängigkeit, die Untreue und Felonie des Klerus hatte einen Märtyrer gefunden, zu dessen Grabe bald Hunderte wallfahrteten, um die Gewißheit von den Krankenheilungen und Wunderthaten dieses Heiligen in die Welt zu tragen, so daß nun kein Zweifel mehr an dem göttlichen Rechte jener Abtrünnigkeit gestattet war. Heinrich beeilte sich, durch eine ansehnliche Gesandtschaft sich vor dem Papste zu rechtfertigen und seine Unschuld versichern

89. **Die Kathedrale zu Canterbury.** Nach einer Photographie.

Nachdem 1174 fast die ganze alte Oberkirche durch einen Brand zerstört worden war, wurde der Neubau dann bis 1184 unter Leitung Wilhelms von Sens und seines Nachfolgers William „the Englishman" ausgeführt. Der von ihnen erbaute Chor stellt die erste Anwendung des Spitzbogenstils in England dar. Die östlich daranstoßende Trinity Chapel wurde 1220, das Langschiff und das westliche Querschiff 1420 und der über 71 m hohe mittlere Turm, der den gotischen Stil in edelster Vollendung zeigt, erst 1495 vollendet. Die an einen der westlichen Türme angebaute Vorhalle in dekoriertem Stil ist aus dem Jahre 1517.

zu lassen. Wochenlang ließ Alexander III. dieselbe nicht vor, allein er war doch zu klug, um die höheren Interessen der Kirche und des Papsttums dauernd der Eingebung des ersten Zornes unterzuordnen. Als er den König hinreichend geängstigt glaubte, als jedermann Bann und Interdikt erwartete, ließ er am 25. März 1171 jene vor sich kommen und nahm ihre eidliche Versicherung entgegen, daß ihr Herr sich der päpstlichen Gewalt bedingungslos zu unterwerfen und dieses Versprechen durch einen persönlichen Eid zu befestigen entschlossen sei. Dann sandte er zwei Legaten mit, um mit Heinrich das Weitere zu vereinbaren. In der Normandie, wo der König weilte, kam es nun zu einem Vertrage, durch den jener die Appellation an die Kurie in allen geistlichen Angelegenheiten freigab, die Clarendoner Konstitutionen bis auf den Vasalleneid der Bischöfe aufgab, der Kirche von Canterbury alle Besitzungen zurückerstattete, 200 Ritter im heiligen Lande auf seine Kosten zu unterhalten und selbst einen Kreuzzug zu unternehmen versprach. Dann unterzog er sich im Beisein jener Legaten in der Kirche zu Avrenches einem Bußakte, in dem er knieend mit der Hand auf das Evangelienbuch beeidigte, daß er Beckets Tod weder gewollt noch befohlen habe und die jetzige Übereinkunft redlich und ohne Hinterlist erfüllen werde. Nun erst reichte der Legat dem Knieenden die Hand, um ihn aufzurichten, sprach ihn von aller Schuld frei und erteilte ihm den Friedenskuß. Selbst den Mördern des Erzbischofs, die in Rom als reuige Büßer erschienen, gestattete die Kirche, sich allein durch eine Pilgerreise zum Grabe des Erlösers mit Gott zu versöhnen.

90. Mitra Thomas Beckets.
Aufbewahrt im Schatze der Kathedrale von Sens.

Becket's Heiligsprechung.

Schon zwei Jahre später wurde Thomas Becket vom Papste unter die Heiligen erhoben und der 29. Dezember seinem Gedächtnis gewidmet. Seitdem galt er als eigentlicher Schutzpatron der englischen Nation, und während in einem Jahre mehr als 100 000 Pilger in Canterbury ankamen, um Hilfe, Gnade oder Heilung an seinem Grabe zu erhalten — 1179 erschien selbst Ludwig VII., um die Wiederherstellung eines schwer erkrankten Sohnes zu erflehen — erschien sein Bild den Kreuzfahrern des Jahres 1189 im Traume und verkündete ihnen, er sei von Gott zum Beschützer ihrer Flotte, zum Beruhiger der Stürme erkoren.

Heinrichs II. Wallfahrt zum Grabe Beckets.

Da der König durch verschiedene Umstände verhindert wurde, den angelobten Kreuzzug zu unternehmen, obgleich er siebenmal Anstalten dazu getroffen hatte, beschloß er, teils zur Beruhigung seines eignen Gewissens, teils zum Zeichen seiner völligen Aussöhnung mit der Kirche, 1174 gleichfalls eine Wallfahrt zum Grabe des Heiligen. In Pilgertracht und ohne Begleitung machte er sich auf den Weg. Barfuß, im härenen Gewande betrat er die Kathedrale und warf sich vor dem Sarkophag des Märtyrers nieder, während der Bischof von London in seinem Namen eine Erklärung verlas, daß er an der Ermordung eigentlich keinen Teil habe, sich aber der Kirchenstrafe unterziehe, weil er durch unüberlegte Rede die Veranlassung dazu geworden sei. Hierauf entblößte er seinen Rücken, ließ sich von einer ganzen Schar Mönche vor aller Augen geißeln und blieb dann noch den ganzen Tag und die folgende Nacht, auf hartem Stein knieend und betend, zurück; endlich versprach er eine jährliche Geldzahlung zum Unterhalt von Lichten am Grabe des Märtyrers. — Die vom Papste angeordneten Jubiläen zu Ehren des Heiligen dauerten fort bis zur Zeit Heinrichs VIII., der als Oberhirt der englischen Kirche an Stelle des Papstes die Gebeine des Heiligen verbrennen, die Asche in alle Winde streuen ließ und die aufgehäuften Schätze aus, der St. Thomaskapelle fortnahm und in die Tasche steckte.

Die Eroberung Irlands.

Das bedeutsamste äußere Ereignis aus der Regierungszeit Heinrichs II. ist die Eroberung Irlands.

Vorgeschichte Irlands.

Die Vorgeschichte Irlands ist in tiefes Dunkel gehüllt. Alles, was aus dem Chaos der Sagen und Erfindungen als geschichtlich hervorgehoben werden kann, ist, daß etwa im Beginn unsrer Zeitrechnung oder vielleicht erst 200 Jahre später die Pikten und Skoten, aus dem gälischen Zweige der Kelten, die Insel bewohnten, und daß ihre Geschlechter, Sprache und Gewohnheiten trotz aller späteren Beimischungen und Eroberungen vorherrschend geblieben sind, ja sich teilweise bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Den Griechen und Römern war die Insel nur wenig bekannt; jene nannten sie Jerne (wohl entstanden aus dem alten Namen Eirin oder Erin), diese Hibernia (wofür es keine Erklärung gibt). Dennoch weiß der Geograph Ptolemäus (150 n. Chr.), vielleicht nach alten phönikischen Quellen, viel mehr über Hibernien zu erzählen als über Britannien. Die heutigen Namen Irland und Iren sind erst von den Angelsachsen aufgebracht worden; bis zum 11. Jahrhundert hieß das Land nur Skotland, die Iren Skots (lat. Scoti). Noch heute nennen sie sich mit Vorliebe Skuit (Sing. Skot), ihre Sprache Gaodhlic (Gälisch); sie lautete noch im 11. Jahrhundert der hochschottischen fast gleich. Das nördliche Britannien aber (das heutige Schottland) galt nur für eine irische Kolonie.

Die Religion der alten Iren.

Die Religion der alten Iren bestand der Hauptsache nach in einem Kultus der Sonne und des Feuers. Dem Feuerdienste gehören die vielbesprochenen cylindrischen Gebäude an, runde Türme bis zu 40 m Höhe, mit kegelförmigem Dach, meist aus hellbraunem Sandstein erbaut, deren sich über sechzig in verschiedenen Teilen Irlands erhalten haben. Sie werden von den Eingeborenen „clechoch", von den Anglo-Iren „steeples" genannt. Wie bei allen keltischen Völkern gab es auch bei den Iren einen eignen Priester- oder Druidenstand; noch heute heißt im Irischen ein Zauberer „Draoith". Die sogenannten Druden(Druiden)steine oder Druidenaltäre fehlen auch in Irland nicht. Man versteht darunter tafelartige Monolithen, die von zwei hohen aufrechtstehenden Steinen getragen werden. In der Nähe befindet sich oft noch eine ganze Reihe solcher hoch aufgerichteten tischartigen Monumente, während das Ganze von einem Kreise einzelner meist senkrecht stehender Steine umgeben ist. Solche einzelne rohe Steinpfeiler nennt man Menhir, jene großen Steintische Dolmen oder Lichaven; sind es endlich weitläufige Monumente, die aus kreisförmig zusammengestellten Steinpfeilern bestehen, die unbedeckt oder mit Platten bedeckt sind, so werden sie als Cromlechs bezeichnet. Mit der Religion der alten Kelten haben diese Denkmäler nichts zu schaffen, ebensowenig sind es Altäre, auf denen einem keltischen Gotte Menschenopfer dargebracht wurden. Die Kelten bewohnten zwar in der ältesten Zeit diejenigen Gegenden, in denen vorzugsweise die Dolmen vorkommen, doch sind sie keineswegs die Errichter derselben. Sie fanden sie vielmehr schon vor, als sie in diese Gegenden einwanderten. Man hat unter diesen gewaltigen Zeugen einer Zeit, die vollständig mit der Nacht der Vergessenheit bedeckt ist, alte Gräber oder Siegesdenkmäler zu suchen. Für die erste Annahme spricht die Thatsache, daß man unter denselben meist Waffen, Werkzeuge und Geräte zu finden pflegt, die den Toten mit ins Grab gegeben wurden.

Die Barden.

Außer der erblichen Priester- oder Druidenkaste gab es einen zweiten Stand, den der Barden oder Sänger, deren Lieder unter Harfenbegleitung gesungen wurden; auch im Rate der Gerichte der Stammhäuptlinge übten sie Einfluß. Neben dieser Liebe zu Gesang und Dichtung wie zu heiteren Festen, teilten die Iren mit ihren Stammesgenossen alle jene Züge, die Cäsar bei den Galliern schildert: ritterliche Tapferkeit, Wander- und Abenteuerlust, Leichtsinn, Parteisucht, Stammfehden mit Blutrache, Scheu vor anstrengender Arbeit und Unfähigkeit zur Staatenbildung. Auch hat man aus der ältesten Geschichte nur von ununterbrochenen blutigen Zusammenstößen zu berichten, die zwischen den zahlreichen kleinen Staaten, in die das Land zerfiel, und deren Fürsten oder Häuptlingen geführt wurden. Die Parteikämpfe sind es vornehmlich gewesen, die jeden politischen Aufschwung des Landes verhinderten und die Kraft des Volkes verzehrten.

Das Christentum in Irland.

Den ersten Versuch, das Christentum in Irland einzuführen, soll 431 der Papst Cölestinus I. gemacht haben, indem er einen gewissen Palladius dahin absandte und ihn zum Bischof von Hibernia ernannte. Als dieser bald darauf im Piktenlande gestorben war, übernahm der fromme Schotte Maun, später als Bischof und Heiliger Patricius oder Patrick genannt, seinen Beruf. Da er in frühester Jugend geraubt und nach Irland verkauft, als Sklave und Hirt die Sprache erlernt hatte und die Sitten der Iren kannte, vermochte er das Evangelium ihnen mundgerecht zu erklären und auszulegen. Im Wettstreit mit ihren Druiden that er Wunder und ließ in ihre heiligen Steinringe den Namen Christi einschneiden. Seitdem blieb die irische Kirche eigenartig, keltisch und druidisch, nicht lateinisch oder römisch, dennoch galt Irland im 7. Jahrhundert für eine Insel der Heiligen. Aus irischen Klöstern zogen der heilige Columban, der heilige Gallus, der heilige Livin, der heilige Fridolin und andre Sendboten nach allen Teilen Europas aus. Überall entstanden die meist von irischen Mönchen besetzten, sogenannten „Schottenklöster" und wurden meistens berühmte und erfolgreiche Kulturstätten des früheren Mittelalters.

Die ältesten Könige.

Für den ersten christlichen König Irlands gilt Laogaire Mac Neil, der um 450 regiert haben soll. Unter Donald III. machten die heidnischen Normannen, hier Ostmannen genannt, ihre ersten Einfälle (748). Die zahlreichen Buchten der Insel gewährten ihnen Schutz und lockten immer neue Zuzüge herbei; und bei der nationalen Zerfahrenheit und Zerspaltung der Iren in Stämme und Geschlechter wurde es ihnen immer leichter, bald in allen Teilen der „grünen Insel" sich festzusetzen. Im Jahre 836 eroberten sie das bereits emporgekommene Dublin zum ersten-, 849 zum zweitenmal. Trotzdem sich auch die Normannen um die Mitte des 10. Jahrhunderts zum Christentum bekehrten, dauerte der Kampf um die Herrschaft zwischen den beiden Rassen fort. Den Schluß dieses langen Ringens verherrlichen die Heldenthaten des tapferen irischen Heerführers O'Brien, des Fürsten von Thomond, der 1003 Oberkönig von ganz Irland wurde und im 88. Lebensjahre 1014 in der mörderischen Schlacht bei Clontarf den Sieg mit dem Tode bezahlte. Wenn später die Normannen unter ihrem tapferen König Magnus um 1102 Dublin, Connaught und Ulster eroberten, so herrschten doch seit seinem Tode in Irland nur eingeborene Herrscher.

Innere Zwistigkeiten.

Die Insel zerfiel in dieser Zeit in vier Königreiche: Ulster, Leinster, Connaught und Munster, über welchen ein Oberkönig stand. Allein jedes einzelne Königreich zerfiel wieder in mehrere Stammgebiete teils unter erwählten, teils unter erblichen Häuptlingen. So wurde das unglückliche Land selbstverständlich eine Stätte unaufhörlicher Kämpfe zwischen den Häuptlingen oder zwischen den Königen um die Ehre des Oberkönigtums. Blinde Zerstörungswut und ungezügelte Leidenschaft drohten die letzten Keime des Christentums, der Bildung und der Menschlichkeit zu ersticken. Schon Hadrian IV., ein geborener Engländer, der wohl den Wunsch hatte, endlich geordnetere Zustände auf der Insel gedeihen zu lassen und den gesamten christlichen Kultus den römischen Formen und Gesetzen zu unterwerfen, hatte Heinrich II. von England zu einem Eroberungszuge gegen das übermütige und trotzige Volk aufgefordert, der ihm wohl selbst schon im Sinne lag. Allein erst nach einer langen Reihe von Jahren und Erfahrungen gelang es dem Könige, die Mittel zu gewinnen und die Abneigung seiner Vasallen gegen diesen Krieg zu überwinden.

König Dermot wird vertrieben und wendet sich an Heinrich II. von England.

Damals war der mächtigste Herrscher auf der Insel der blutdürstige, wilde König Dermot Mac Murchad. Er erlaubte sich alle möglichen Übergriffe und entführte sogar im Jahre 1153 einem gewissen O'Ruarc seine schöne Gemahlin Dervorgilla. Vergebens rief der Beleidigte seine Freunde zum Kampfe wider den Übermütigen auf; Dermot wehrte alle Angriffe seiner Gegner siegreich ab. Erst als der Oberkönig O'Connor die zahlreichen Feinde des tollkühnen Räubers zu einem gemeinsamen Rachezug vereinigte, wurde seine Hauptstadt Feres in Leinster zerstört und er selbst zur Flucht nach England gezwungen (1167). Von hier aus wandte er sich an König Heinrich nach Guienne, um durch dessen Hilfe sein Königreich wiederzugewinnen. Allein der war durch den Streit mit Frankreich und mit dem Erzbischof so sehr in Anspruch genommen, daß er ihm für den Preis der Lehnspflicht nur die Erlaubnis gab, in England Truppen anzuwerben. Dermot fand vorzüglich die beutelustige Ritterschaft von Wales und flandrische Kolonisten zu Pembroke seinem Plane geneigt. Auch den Grafen von Pembroke, Richard von Clare, einen im Kriegshandwerk ergrauten, schlauen und verwegenen Edelmann, gewann er durch die Hand seiner ältesten Tochter Eva und durch das Versprechen der Nachfolge in Leinster. Mit Richard verbanden sich alsbald viele andre Edelleute samt zahlreichem Gefolge und zogen sogar ihm voran nach Irland.

Eroberung Irlands für Dermot durch englische Freibeuter (1169—70).

Das unglückliche Land ward nun der Schauplatz eines erbitterten, mit grausamer Wildheit geführten Kampfes. Im Frühjahr 1169 fiel Dermot mit seinen Verbündeten zunächst in das Gebiet des Königs Donald von Ossory ein, der einige Jahre zuvor ihm den ältesten Sohn geraubt und geblendet hatte. Nach einem blutigen Kampfe zerstreute sein tapferer Genosse Robert Fitz-Stephen die ungeordneten Heerhaufen und legte 300 abgeschlagene Köpfe zu Füßen Dermots nieder. Dieser weidete sich mit Lust an dem Anblick jedes einzelnen, aber den Kopf seines erbittertsten Feindes hob er in die Höhe und biß ihm noch Nase und Lippen ab. Vergebens suchte der Oberkönig Roderik O'Connor Dermot durch das Versprechen der Zurückgabe von Leinster zur Entfernung der Engländer zu bewegen. Jener dachte bereits

an den Besitz von ganz Irland, und diese gewannen täglich neue Beuteluſt, da ihre Schar sich durch zahlreiche Zuzüge beſtändig vermehrte. Auch jener Graf Richard von Pembroke, welcher solange noch auf eine Erlaubnis von seiten des Königs gewartet hatte, sandte im Mai 1170 wenigstens einen Teil seiner Truppen unter dem Befehle seines Verwandten Raimund Fitz-William, welcher sofort bei Waterford ein Heer von 3000 Mann schlug, 500 niederhauen und, des Tötens überdrüſſig, den Rest der Gefangenen von einem Felsen ins Meer werfen ließ. Als Graf Richard im Herbste selber landete, ergab sich nach verzweifelter Gegenwehr auch die Stadt Waterford, in der nach grausamer und gründlicher Plünderung und Verwüstung die versprochene Heirat mit Dermots Tochter vollzogen wurde. Unmittelbar darauf rückten Fitz-Gerald und Fitz-Stephen mit ihren Scharen auf Dublin los. Nachdem sie die Krieger der Stadt, welche ihrer auf der geraden Straße von Waterford warteten, geschickt umgangen, überfallen und überwältigt hatten, drangen sie in die Hauptstadt ein und plünderten erbarmungslos. Ein Entsatzheer unter O'Ruarc und Roderik wurde durch den Grafen Richard zurückgeschlagen und der vertriebene Dänenkönig Hasculf bei seinem Versuche, mit einer aus Dänen und Norwegern gebildeten Schar Dublin wiederzuerobern, gefangen genommen und geköpft.

Heinrich II. rüstet selbst zum Kampfe (1171).

Kurze Zeit darauf starb Dermot (1171), und Graf Richard nahm den Titel „König von Leinster" an. Allein gerade jetzt wurden die Fortschritte seiner Waffen durch das plötzliche Erscheinen einer Proklamation König Heinrichs gehemmt, in welcher dieser, eifersüchtig auf Richards Erfolge, das Auslaufen weiterer Schiffe nach Irland streng verbot und alle Engländer, welche sich auf der grünen Insel befanden, zur Rückkehr aufforderte. Richard sandte Raimund Fitz-William, den „Dicken", nach Guienne, um Heinrich zu versichern, daß er alle Eroberungen nur im Namen des Königs gemacht habe und ihm zur Verfügung stelle. Allein Heinrich nahm die Botschaft nicht an, sondern ließ selbst zu einem Kriegszuge nach Irland rüsten; erst, als Richard in eigner Person bei dem Könige in Newnham (bei Gloucester) anlangte und ihm den vollen Besitz der Stadt Dublin und aller andern Städte und Burgen, welche er längs der Küste Irlands besetzt hielt, eingeräumt hatte, sah er sich wieder in Gnaden angenommen und durfte seine übrigen Besitzungen als königliche Lehen behalten. Bald darauf schiffte sich der König in Milford (Süd-Wales) in Begleitung von Richard mit 500 Rittern und etwa 4000 Kriegsmannen ein und landete am 18. Oktober 1171 bei Waterford. Dieses Unternehmen, welchem der Titel und Schein eines Kreuzzuges gegeben wurde, sollte ihn zugleich in den Augen der Kirche verherrlichen und die Schatten verscheuchen, welche die Blutthat in Canterbury auf ihn geworfen hatte.

Heinrich Herr in Irland.

Als Heinrich II. erschien, lag ihm scheinbar das ganze Land zu Füßen; er nahm die Huldigung Richards für Leinster entgegen, und dies Beispiel veranlaßte bald die Fürsten von Cork, Limerick, Ossory und andre Stammhäupter von Munster zur Nachfolge. Nur der Oberkönig Roderik O'Connor verweigerte noch die persönliche Huldigung, empfing jedoch die englischen Gesandten am Flusse Shannon und versprach wenigstens, die Oberlehnsherrlichkeit Heinrichs anzuerkennen. Ulster allein bewahrte seine Unabhängigkeit. — Hierauf feierte Heinrich das Weihnachtsfest zu Dublin und berief, um der politischen Unterwerfung auch die kirchlichen Reformen folgen zu lassen, nach Cashel eine Versammlung der Geistlichkeit, auf welcher der Bischof von Lismore als päpstlicher Legat den Vorsitz führte. Die kirchliche Disziplin, deren lockere Handhabung in Irland schon lange Zeit ein Stein des Anstoßes gewesen war, wurde verschärft, die bei der Taufe und Ehe eingerissenen Mißbräuche wurden abgeschafft, der in England übliche Ritus eingeführt und der Geistlichkeit der Zehnte sowie weitgehende hierarchische Rechte zugesprochen. Dagegen erkannte die irische Priesterschaft den englischen König als weltlichen Oberherrn an. Papst Alexander bestätigte diese Beschlüsse, da ihm zugleich der Peterspfennig von jedem Hause in Irland zugesichert wurde, durch eine eigne Bulle. Auch eine Versammlung der weltlichen Großen soll Heinrich nach Lismore berufen haben, um die englische Gesetzgebung auf Irland auszudehnen. Allein, ehe er auf einen Erfolg hoffen konnte, riefen ihn die Streitig-

Kirchliche Reformen.

keiten mit seinem ältesten Sohne Heinrich und mit dem Könige von Frankreich auf einen andern Kriegsschauplatz ab.

Feindseligkeit der Iren gegen England

Die Besitzergreifung Irlands hatte weniger seine Einkünfte, als sein Ansehen in England und auf dem Festlande vermehrt, zugleich aber den Keim zu jenem Stammeshasse gelegt, der fortwuchernd bis auf den heutigen Tag die beiden Nachbarnationen in unversöhnlicher Feindschaft gegeneinander in Waffen hält. Das grausame, rücksichtslose Verfahren der englischen Eroberer erfüllte die Besiegten fortdauernd mit wildem Rachegefühl. — Kaum hatte Heinrich den irischen Boden verlassen, so erhoben sich die Unterdrückten gegen die Fremdherrschaft, und bald war die ganze Eroberung wieder in Frage gestellt. Ungeachtet der tapferen Haltung der englischen Besatzung blieb die Oberlehnsherrlichkeit Heinrichs nur auf die östliche Landstrecke von Leinster, die Grafschaften Meath, Kildare, Louth und auf Dublin beschränkt. Schließlich wurde im Oktober 1175 zu Windsor ein Friede vereinbart, durch welchen Roderik O'Connor als Herr des übrigen (westlichen) Irland anerkannt, aber zu einer jährlichen Tributzahlung verpflichtet wurde.

Fortdauernder Zwiespalt.

Auch in der Folgezeit ist die englische Oberhoheit nur mühsam aufrecht erhalten; selbst die fortgesetzte Ansiedelung englischer Adelsherren vermochte sie nicht zu befestigen. Vielmehr nahmen die fremden Einwanderer bald den trotzigen, unbotmäßigen Sinn der keltischen Stammhäupter, Sprache, Sitte und Lebensweise der Eingeborenen an und widersetzten sich der Bildung und Gesetzgebung des Mutterlandes so energisch, daß die „Engländer von Geburt" wiederholentlich ihre Waffen gegen diese entarteten Stammesgenossen auf der grünen Insel richten mußten. Lange Zeit hindurch vermochte sich weder englische Sprache noch englisches Recht kaum in der nächsten Umgebung der Hauptstadt Geltung zu verschaffen, und selbst das Werk der Eroberung mußten die nachfolgenden Geschlechter immer von neuem in Angriff nehmen.

Innere Aufstände und Ende Heinrichs II.

König Heinrichs Streit mit seinen Söhnen.

Kurze Zeit nach der Bewältigung Irlands und der Aussöhnung mit dem Papste geriet Heinrich II. in einen schmerzlichen Streit mit den eignen Söhnen. Der älteste, Heinrich mit Namen, wie schon erwähnt, Schwiegersohn des Königs Ludwig VII., hatte bereits die Krönung als künftiger Nachfolger in England, der Normandie, Anjou und Touraine erhalten, während für Richard die Erbschaft seiner Mutter, Aquitanien und Poitou, für Gottfried die Bretagne bestimmt war. Nur dem jüngsten, Johann, für den der Vater Irland in Aussicht genommen hatte, wenn es erst ganz besiegt wäre, war noch kein Land bestimmt (daher Lacland genannt, d. h. ohne Land).

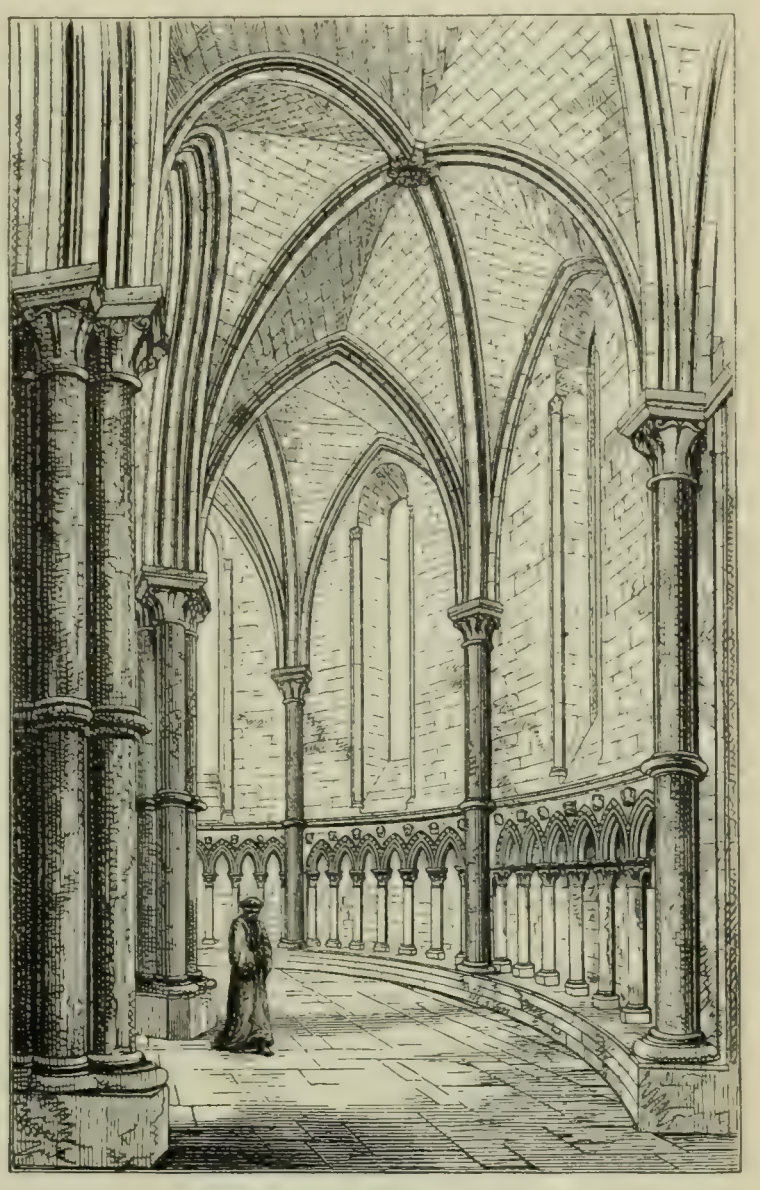
Verhaftung der Königin Eleonore.

Die Hauptanstifterin des Zwiespaltes zwischen den Söhnen und dem Vater war die Königin Eleonore, welche sich die ausgiebigsten Huldigungen bezahlter und unbezahlter Troubadours gefallen ließ, aber um so eifersüchtiger auf jede Gunst war, die ihrem Gemahl von Damen erwiesen wurde. Durch die Liebschaften des Königs beleidigt, verklatschte sie ihn bei dem eignen ältesten Sohne. Dieser ließ sich um so leichter von seinem Schwiegervater einreden, daß ihm die stattgefundene Krönung das Recht einer unmittelbaren Mitregierung verschafft habe. Als eine trotzige Forderung dieser Art vom Vater rauh abgewiesen war, kam keine ganz versöhnliche Stimmung zwischen beiden mehr zustande. In förmlicher geheimer Flucht und von seinem Vater verfolgt, erreichte zuerst Heinrich das französische Gebiet, dann folgten ihm, von der Mutter dazu aufgereizt, Richard und Gottfried an den Hof des Königs Ludwig VII. Als die Königin selbst in Männertracht dahin unterwegs war, wurde sie erkannt und in Haft genommen. Erst sechzehn Jahre später, nach dem Tode ihres Gemahls, erhielt sie vollkommen ihre Freiheit wieder.

Heinrichs II. Kämpfe mit dem Prinzen Heinrich und mit den Königen von Frankreich u. Schottland.

Der König von Frankreich, längst begierig, bei der ersten Gelegenheit seinen mächtigsten Vasallen, dem die ganze Westseite Frankreichs gehörte und der zugleich König von England war, zu demütigen oder zu berauben, ließ in feierlicher Reichsversammlung seinen Schwiegersohn als König von England anerkennen und viele Großen Frankreichs schwören, daß sie ihm zur Erlangung seines Rechtes helfen wollten. Auch

an Versprechungen ließ man es nicht fehlen, um den Verrat zu belohnen oder alten Feinden neue Hoffnung zu geben. Dem Grafen von Flandern verhieß man die Grafschaft Kent, dem Könige Wilhelm von Schottland alles, was ihm früher in Northumberland und Cumberland gehört hatte. Trotzdem nun auch in England eine große Zahl von Grafen und Baronen sich dem prinzlichen Verräter anschlossen, gab der kluge und tapfere König den Mut nicht auf. Als der Bruder des Grafen von Flandern bei der Belagerung einer Burg plötzlich sein Leben verlor, sah dieser darin eine Strafe Gottes und zog sich von dem unseligen Familienkriege zurück. Der König Ludwig und der junge Heinrich wurden durch Brabanzonen (englische Soldknechte) in die Flucht getrieben; in England schlug der Statthalter des Königs, Richard de Lucy, die Schotten zurück, verbrannte Berwick, verwüstete Lothian und nahm auf dem Rückwege den Grafen von Leicester gefangen, der mit dem Grafen von Norfolk sengend und brennend England durchzogen hatte, um Anhänger für die Partei des Aufruhrs zu gewinnen. Dennoch schienen die Verbündeten weder zur Ergebung noch zur Versöhnung geneigt. Nach einer kurzen Waffenruhe während des Winters brach an allen Enden wieder der Aufruhr los, und Heinrich II. erkannte jetzt den Zeitpunkt für gekommen, durch einen Akt der reuevollsten Demütigung sowie durch zweifellose Anerkennung der kirchlichen Autorität und des fanatischen Volkswahnes wenigstens einen Teil seiner Gegner zu entwaffnen. Er hatte kaum die Küste Englands betreten, als er jene erschütternde und häßliche Bußfahrt zur Leiche Becket's unternahm, von welcher oben erzählt ist (12. Juli 1174).



91. Rotunde der Kirche im Temple zu London (erbaut unter Heinrich II. und geweiht 1185). Nach Scott.

Gefangennahme des Königs von Schottland, Friede mit dem von Frankreich.

Wenige Tage später (18. Juli) empfing er eine Botschaft von seinem Feldherrn Ranulf de Glanville, daß König Wilhelm der Löwe von Schottland bei Alnwick geschlagen und mit seinem Gefolge gefangen genommen sei. Da dieses glückliche Ereignis beinahe mit dem Tage jener Bußfahrt zusammenfiel, bereitete sich ein großer Umschwung der Gesinnung vor. Man sah darin ein offenbares Zeichen der göttlichen Gnade und Belohnung, man empfing den König mit Jubelrufen und gab seiner Empörung Ausdruck über die Entartung seiner Söhne. Unter diesen Umständen kam es zu einem Frieden zwischen den beiden Königen und zu der Unterwerfung der Söhne, am 30. September 1174 in Gisors. Die Gefangenen wurden ausgeliefert — außer dem Könige von Schottland, der erst im Dezember freigelassen wurde, nachdem er für

sich und seinen Sohn den Lehnseid geleistet hatte. Die abtrünnigen Söhne knieten wieder einmal nieder, leisteten wieder einmal den Eid der Treue, blieben aber doch unzufrieden, weil jeder nur auf einige Burgen beschränkt wurde.

Neuer Streit mit den Söhnen. Tod des ältesten.

Als Heinrich, dessen zweiter Sohn Richard (der spätere Löwenherz) nach alter Abmachung mit einer zweiten Tochter des Königs Ludwig verlobt war, allerlei Ansprüche in betreff der Mitgift erhob und Ludwig, der diese verweigerte, sogar durch einen päpstlichen Legaten dem englischen Könige mit dem Banne drohen ließ, wenn er trotzdem nicht bald die Verheiratung ins Werk setze, ward es offenbar, daß trotz aller Unterredungen und Verhandlungen der Zwiespalt immer nur für kurze Zeit verdeckt, nie vollkommen ausgetilgt sei. Inzwischen sank Ludwig VII. von Frankreich, des Herrschens müde, 1180 ins Grab und hinterließ die Regierung seinem fünfzehnjährigen Sohne Philipp II., der anfangs durch innere Streitigkeiten verhindert wurde, den alten Zwist wieder aufzunehmen. Heinrich II. ließ selbst die Kämpfe seines Schwiegersohnes Heinrichs des Löwen gegen Friedrich Barbarossa unbeachtet und gewährte nur dem Vertriebenen Zuflucht und Unterhalt an seinem Hofe. Trotzdem ruhte der Streit mit den Söhnen nicht lange. Richard verfeindete sich zunächst mit seinem älteren Bruder (1183), dem er nach des Vaters Wunsch für Aquitanien huldigen sollte, dann mit seiner eignen Ritterschaft, endlich mit Gottfried, dem sich diese angeschlossen hatte, und der berühmte Troubadour Bertrand de Born schürte mit seinen Liedern den Haß der Brüder gegeneinander und gegen den Vater. Als dieser erschienen war, um den Frieden herzustellen, verbündeten sie sich sofort miteinander gegen ihn und verlangten drohend die Freilassung ihrer Mutter Eleonore. Dann trat für wenige Wochen wieder Aussöhnung und Unterwerfung, bald darauf wieder Empörung ein. Plötzlich jedoch erkrankte der älteste der Prinzen, der ewig unstäte Heinrich, in dem Flecken Chateau Marcel an einem Fieber. Als er den Tod vor Augen sah, überkam ihn die Sehnsucht, von des Vaters Lippen noch ein Wort der Verzeihung zu hören. Der König, an den durch einen Boten die Bitte gelangte, er möge an das Sterbelager seines Lieblings kommen, um dessen Reuegeständnis entgegenzunehmen, mußte doch der Warnung seiner Umgebung Folge leisten, welche die Furcht aussprach, alles könne nur eine Kriegs- und Hinterlist sein, um sich seiner Person zu bemächtigen. Darum schickte er ihm nur durch den Erzbischof von Bordeaux als ein Zeichen der Vergebung und der väterlichen Liebe einen Ring von seinem Finger. Indem er diesen an die Lippen preßte, starb Heinrich am 11. Juni 1183. Schon am Tage nach seinem Begräbnis fiel Limoges in die Hand des Königs, bald darauf erflehte Gottfried reumütig des Vaters Gnade, endlich fiel nach der Einnahme der Burg Autafort auch der stolze Bertrand de Born in seine Hand, wurde aber wegen seiner Liebe zu dem verstorbenen Sohne des Königs freigelassen.

Streit mit Richard. Gottfrieds Tod.

Der König glaubte an die veränderte Gesinnung seiner Söhne so fest, daß er die gefangene Gemahlin freigab, damit sie dem Friedensschlusse für kurze Zeit beiwohnen könne. Aber wenige Monate nachher kam es von neuem zu einem heftigen Familienzwiste. Von Richard, dem Liebling der Mutter und dem trotzigsten von allen vier Söhnen, verlangte der König, er solle an den jüngsten Bruder Johann, der des Vaters Liebling war, Aquitanien abtreten. Allein jener wies diese Forderung heftig zurück und wehrte den Angriff Johanns und Gottfrieds, die sich gegen ihn verbunden hatten, tapfer ab, so daß der König es vorzog, einen vorläufigen Frieden zu vermitteln. Indes wenige Jahre später gab der unerwartete Tod Gottfrieds einen neuen Anlaß zum Streite. Als er im August 1186 unerwartet am Hofe Philipps II. zu Paris von einer Krankheit hingerafft war, nahm jeder von den beiden Königen die Grafschaft Bretagne für sich in Anspruch, und als einige Wochen danach die junge Witwe des Verstorbenen einen Sohn gebar, den sie Arthur nannte, gab es neuen Streit über die Vormundschaft.

Friede mit Philipp II. von Frankreich.

So schienen denn doch die Waffen wieder entscheiden zu müssen. Allein die Schreckensbotschaft von dem Siege Saladins bei Hattin (4. Juli 1187) und dem Verluste Jerusalems führte schnell einen Friedensschluß herbei. Unter der alten Ulme von Gisors trafen sich die beiden streitbaren Könige, der betagte Heinrich II.

und der jugendliche Philipp II., und gelobten einander am 21. Januar 1188 Frieden, Freundschaft und einen gemeinsamen Kreuzzug. Allein wie sehr man auch in beiden Reichen diesem Beschlusse zujubelte und beistimmte, so vermochte es doch niemand zu hindern, daß wenige Monate später ein neuer Kampf ausbrach. In einer Fehde zwischen Richard und dem Grafen von Toulouse griff der König von Frankreich ohne weiteres zu, bemächtigte sich mehrerer Burgen und wies die Gesandtschaften des englischen Königs fast mit Hohn zurück. Als dieser, der Not gehorchend, den Kampf begann, war er nicht einmal glücklich. Seine Brabanzonen wurden mehr und mehr zurückgedrängt, und diesen Umstand benutzte der trotzige Richard, um zwei kecke Forderungen an den Vater zu stellen. Während der Friedensverhandlungen verlangte er in Gegenwart des französischen Königs nicht nur die Auslieferung seiner französischen Braut Alice, die seit ihrer Kindheit und Verlobung in den Händen seines Vaters war und, wie manche gar behaupteten, von ihm geliebt wurde, sondern auch die sofortige Anerkennung seines Rechtes auf ganz England samt allen französischen Besitzungen, da man ihm die Besorgnis zugeflüstert hatte, der König wolle seinen Liebling Johann zum Nachfolger ernennen. Heinrich II. hatte kaum seine Weigerung ausgesprochen, so wandte sich Richard von ihm ab, kniete vor König Philipp nieder, erklärte, daß er sein Königreich mit allen dazu gehörigen Ländereien von ihm zu Lehen nehme, und schwur ihm ewige Lehnstreue. So geschah's am 18. November zu Bonsmoulins in der Normandie.

Erneuter Abfall Richards.

Indem nun der Kampf von neuem begann, stellte es sich bald heraus, daß des englischen Königs Kraft gebrochen, seine alte Energie dahin war. Als eine Stadt nach der andern in die Hände der Franzosen fiel, als Aquitanien, Poitou und Bretagne sich gegen ihn erhoben, sah er sich genötigt, noch einmal mit dem jungen französischen Könige zusammenzukommen und den Frieden zu unterschreiben, den dieser ihm diktierte. Auf dem Schlosse Chinon verpflichtete er sich zur Zahlung von 20 000 Mark Silber (etwa 900 000 heutige Reichsmark), zur Auslieferung der Prinzessin Alice und zur Anerkennung des Königs von Frankreich als seines Lehnsherrn; endlich stellte er es allen seinen Vasallen anheim, ob sie ihm oder seinem Sohne weiter anhängen wollten. Er lag schon krank an einem Wundfieber im Bette, als man ihm das Verzeichnis derjenigen Lehnsträger brachte, die sich von ihm zu trennen wünschten. Kaum hatte er an der Spitze derselben den Namen seines Lieblingssohnes Johann gesehen, um dessentwillen er allen diesen Jammer auf sich geladen, so brach seine letzte Kraft zusammen. Am 6. Juli 1189 verschied er auf dem Schlosse Chinon, nachdem er noch mit letzter Anstrengung die Schmach seiner Niederlagen beklagt und seinen beiden Söhnen, die daran schuld waren, geflucht hatte. Nur ein Sohn seiner Geliebten, der bekannten Rosamunde Clifford, von deren Verfolgung durch Eleonore die Sage und Dichtung mehr zu erzählen weiß als die Geschichte, sein Kanzler Gottfried, stand an seinem Sterbelager. Seine rechtmäßigen Kinder waren ihm feindlich, und alle Priester, Bischöfe und Barone, selbst die Diener verließen den Toten und nahmen mit sich, was etwa von Wert war. Mühsam fand Gottfried soviel Leute, als nötig waren, den Leichnam einzusargen und nach der Klosterkirche von Fontevrault zu bringen. Noch lag er aufgebahrt vor dem Altare, als König Richard, nachdem er die Trauerkunde erhalten, schwarz gekleidet um Mitternacht herbeieilte und sich in verspäteter Reue jammernd auf den Leichnam des Vaters niederwarf. Tags darauf folgte er zum Staunen der Klosterbrüder und der Landleute als erster dem Sarkophage.

Heinrichs II. Tod (1189).

Thatsächlich war England unter diesem Herrscher nur ein Teil und noch dazu ein wenig geschätzter Teil des großen französischen Reiches der Plantagenets geworden und mehr, als sich jemals zuvor absehen ließ, in alle Interessen des Festlandes, ja des Ostens verwickelt. Heinrichs Großvater war König von Jerusalem gewesen, seine Gemahlin die reichste Vasallin und früher Gemahlin des französischen Königs, so daß die Gefahr vor Augen lag, es werde das schon seit Wilhelm dem Eroberer geknechtete Germanentum nun gänzlich durch das französische Wesen vernichtet werden. Dennoch sorgte der König dafür, daß weder er noch seine Minister sich dem angelsächsischen

Reform des Rechtswesens durch H. Heinrich.

Volksbewußtsein andauernd entfremdeten. Ihm vor allem ist es zu danken, daß die gesamte Rechtspflege Englands noch heute einen germanischen Charakter an sich trägt. Mit Hilfe rechtskundiger und einsichtsvoller Ratgeber, vor allem des schon genannten Ranulf de Glanville, des Richard de Lucy und mehrerer andrer wurde während der Regierung dieses einsichtigen und eifrigen Königs der gesamte Rechtszustand bedeutend verbessert. Während seit Wilhelm dem Eroberer das Recht fast nur auf der Macht des obersten Kriegsherrn beruhte, war von jetzt an das Bestreben der Krone dahin gerichtet, allein als der Ausdruck und die Quelle des gleichen Rechtes für alle zu erscheinen, wie es schon durch die sechzehn Konstitutionen von Clarendon angedeutet war.

92. Königsgruft im Kloster zu Fontevrault.

Die Plantagenets wurden in der um 1100 von Robert von Arbrissel (Arbrecac) gegründeten Abtei von Fontevrault (lat. Fons Ebraldi, d. i. Ebraldsbrunnen) beigesetzt. Während der Revolution wurde der Orden aufgehoben, und das Kloster dient gegenwärtig als Korrektionshaus.

Auf der Reichsversammlung zu Northampton wurde im Januar 1176 die Einrichtung getroffen, daß in jedem der sechs Bezirke Englands drei fahrende Richter (iusticers itinerant) das Verwaltungs- und Strafrecht ausüben, die Sicherheit, die Verwaltung der Reichslehen und des Staatsschatzes überwachen und ebenso für die Interessen des Bürgers als für die Rechte der Krone thätig sein sollten. Ihr Urteil über Kriminalverbrechen sollte sich auf das Urteil von zwölf vereidigten, freien Männern der Nachbarschaft gründen. Auf dieselbe Art sollte bei Zivilklagen, besonders bei Erbschaftsangelegenheiten, durch Geschworene das Recht zu Tage gebracht werden. Auch der (erst zu Ende 1875 aufgehobene) höchste englische Gerichtshof, die „Kings

Bench", welchem die oberste Leitung der Rechtsverfahren übertragen wurde, sowie das „Exchequer" (so genannt nach dem schachbrettartigem Tuche über den Rechentisch), welchem das Finanzwesen zustand, sind ausschließlich unter seiner Regierung zustande gekommen.

Vor allem aber erscheinen jene beiden Reichsversammlungen zu Clarendon (1164) und zu Northampton (1176) als die ersten ernstlich gemeinten Versuche des englischen Königs, seine Entscheidung durch Zustimmung oder Ablehnung von seiten einer Notablenversammlung beeinflussen zu lassen. Indem er dadurch die Großen des Reiches in gewissem Sinne zur Mitregierung heranzog, wälzte er zugleich einen Teil der Verantwortlichkeit von der Krone auf die Häupter der Vasallen ab.

Richard I. Löwenherz (1189—1199).

König Richard (der schon nach Jahresfrist wegen seiner Energie und Grausamkeit, mit der er alle Sizilianer, die ihm Widerstand leisteten, morden ließ, den Beinamen „Löwenherz" bekam) bemächtigte sich nach dem Tode des Vaters sofort des Seneschalls von Anjou und königlichen Schatzmeisters, Stephan von Tours, um alle hinterlassenen Gelder in seine Gewalt zu bringen, und übertrug seiner Mutter, die er aus der Haft erlöste, die Regentschaft in England, bis er selbst dorthin käme. In Begleitung seines Bruders Johann, dem er seine Lehen bestätigte, durchstrich er zuerst alle französischen Besitzungen, um die Huldigung der Barone zu empfangen, und fuhr dann Ende August nach England hinüber, um sich (3. September 1189) durch den Erzbischof von Canterbury krönen zu lassen. Er war der englischen Heimat bisher fremd geblieben; nur das wilde Kriegsleben im südwestlichen Frankreich hatte ihn zu fesseln vermocht. Kriegerische Abenteuer, die Kämpfe und Festlichkeiten des Ritterlebens, die Gesänge der Troubadours galten ihm mehr als alle Künste des Friedens; an der fruchtbringenden Thätigkeit auf dem Gebiete der Gesetzgebung und der Volkswohlfahrt hatte er keine Freude. War er auch der erste Held seiner Zeit und selbst ein trefflicher Sänger glühender Minnelieder, so erscheint doch in seinem Wesen zugleich die ganze Abenteuerlichkeit des ritterlichen Treibens, das unverständige, gewaltsame Zugreifen, das leidenschaftliche Ungestüm, die Verachtung aller gesetzlichen Schranken und, im Gefolge so übler Eigenschaften, Grausamkeit und Wildheit.

Richards I. Thronbesteigung u. Charakter.

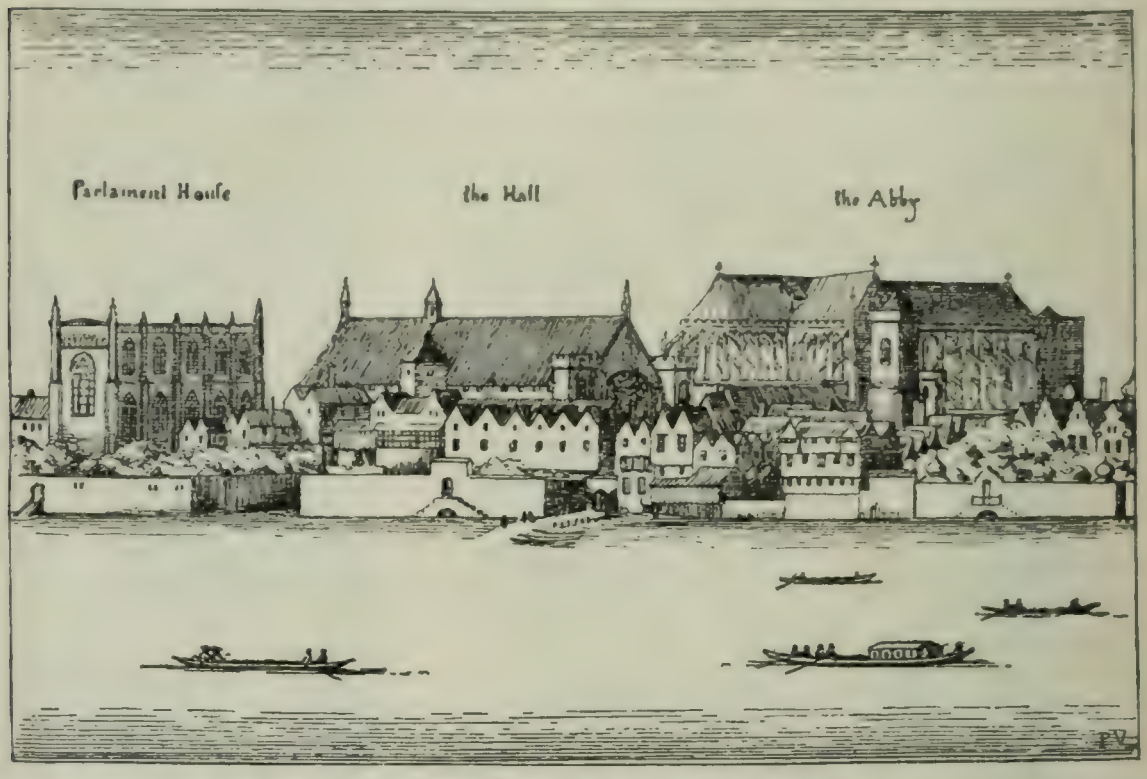
93. Richard Löwenherz.
Nach dem Grabdenkmal in Fontevrault.
(Stothard.)

Gleich seine glanzvolle Krönung in der Westminsterabtei gab den Anlaß zu einer brutalen Judenhetze in ganz England. Als eifriger Christ und ergebener Anhänger aller geistlichen Vorurteile hatte er allen Juden den Zutritt zu den Krönungsfeierlichkeiten streng verboten. Als trotzdem einige ihre Neugier zu befriedigen suchten, fiel der fanatische Pöbel über sie her und verbreitete durch Mord und Plünderung Schrecken unter der gesamten Judenschaft Londons.

Judenverfolgung.

Die empörendsten Greuel mußten die Verfolgten über sich ergehen lassen; Weiber, Kinder, Greise, selbst Kranke wurden erbarmungslos niedergestoßen, in ihren ausgeraubten Wohnungen verbrannt oder aus den Fenstern in die auflodernden Flammen der Holzstöße gestürzt, welche zum Zwecke der Judenverbrennung auf der Straße angezündet worden waren. Viele von den Unglücklichen legten selbst Hand an sich, um den Martern zu entgehen. Einen vollen Tag dauerte die Hetzjagd, bis die barbarische Menge des Mordens und Brennens müde ward, ohne daß man nach solchen Greuelszenen irgend einen der Schuldigen bestraft hätte.

Diese Nichtahndung der blutigen Frevel ermutigte die entmenschten Massen andrer Städte zur Nachahmung; in Lynn, Norwich, Stamford, Edmundsbury, Lincoln spielten sich in der Folge dieselben Schreckens- und Selbstmordszenen ab, wie in der Hauptstadt. In York hatten sich die Verfolgten in das königliche Schloß geflüchtet, aber, daselbst hart belagert, sahen sie bald jede Hoffnung schwinden, Leben und Schonung sich erkaufen zu können. Zuletzt aufs Äußerste gebracht, steckten sie die königliche Burg an mehreren Stellen in Brand, gaben sich, ihren Rabbiner an der Spitze, selbst den Tod und begruben sich heldenmütig unter den Trümmern des Schlosses.



94. Alte Ansicht von Westminster (Parlamentshaus, Halle und Abtei).
Nach dem Stiche in der „Topographie d'Angleterre".

Richards Rüstung zum Kreuzzuge.

Als treuer Unterthan des Papstes und zugleich als kühner Abenteurer rüstete der König mit Eifer zu dem gelobten Kreuzzuge. Den päpstlichen Legaten und Bischof von Ely, Wilhelm von Longchamp ernannte er zum Großkanzler und zum Statthalter während seiner Abwesenheit, Johann belehnte er freigebig mit Cornwallis, Devonshire, Dorset und Somerset. Die erforderlichen Geldsummen brachte er in der schamlosesten Weise auf. Da das Gut der erschlagenen Juden nicht hinreichte, erpreßte er Geld von den vertrauten Räten, die seinem Vater gedient hatten, sogar von dem edlen Ranulf von Glanville, und entblödete sich nicht, zu schmählichem Stellenhandel seine Zuflucht zu nehmen. Krongüter, Schlösser, Festungen und Städte vergab er öffentlich an den Meistbietenden und äußerte, selbst London würde er gern verkaufen, wenn sich ein Käufer fände. Am schlimmsten erscheint, daß er sogar die von seinem Vater so schwer erkämpfte Lehnsherrlichkeit über Schottland für eine Abstandssumme von 10 000 Mark Silber (450 000 deutsche Reichsmark) aufgab, dem Bischof von Durham für 10 000 Pfund die Grafschaft Northumberland verkaufte und seinem Halbbruder Gottfried für 3000 Mark Silber das Erzbistum York abtrat. Alles war käuflich geworden: Länder, Ehren, Rechte und Freiheiten. Auf solche Art häufte er Geldsummen zusammen, die ihn für kurze Zeit zum reichsten Fürsten Europas und zum begütertsten Kreuzfahrer machten, der jemals zur Eroberung des heiligen Grabes ausgezogen war.

Schon am 12. Dezember 1189 verließ er sein Königreich, beschwor noch einmal alle Freundschaftsverträge mit Philipp II. von Frankreich und rüstete eifrig zum Aufbruch, den man für Ostern 1190 bestimmt hatte. Allein der Tod Wilhelms II. von Sizilien und der Königin Elisabeth von Frankreich verzögerte ihn noch bis zum Juli 1190 (s. S. 96). Richards Aufbruch.

In Sizilien gab es von neuem Aufschub, weil König Richard erst seine Schwester Johanna, die Witwe Wilhelms II., aus der Gefangenschaft des Königs Tankred befreien mußte und vergeblich die Ankunft seiner Braut, der Prinzessin Berengaria von Navarra, erwartete. Als er im April 1191, einen Monat nach König Philipp, aufbrach, nötigten ihn Stürme zum Aufenthalt in Candia und in Rhodus. Da ein Teil seiner Schiffe in Cypern gestrandet und in Brand gesteckt war, entriß er die ganze Insel Isaak Komnenus und feierte daselbst seine Hochzeit mit der inzwischen eingetroffenen Braut. So traf er erst am 8. Juni 1191 in Akkon ein, wo man schon lange seiner harrte. Wie sehr sein Feldherrngeschick und seine persönliche Tapferkeit seinen Ruhm weit über den aller andern Kreuzfahrer erhob, ist oben erzählt worden, ebenso, wie sein wildes Ungestüm die andern Fürsten beleidigte und Philipp II. zur vorzeitigen Heimkehr bewegte. Ihn selbst nötigten erst die schlimmsten Nachrichten aus der Heimat zu dem Entschluß, am 8. Oktober 1192 von Korfu aus nach England zurückzukehren. Richard in Sizilien, Cypern und Akkon.

95. Englische Krieger gegen Ende des 12. Jahrhunderts.

Nach einem Manuskripte aus dem Ende des 12. Jahrhunderts.

Die Krieger tragen eine Tunika, einen Haubert aus Maschenpanzerwerk und Kübelhelme. Die dreieckförmigen Schilde, die an Schulterriemen hängen, zeigen Verzierungen, aber kein Wappen. Die Beine sind unbedeckt. (Hewitt.)

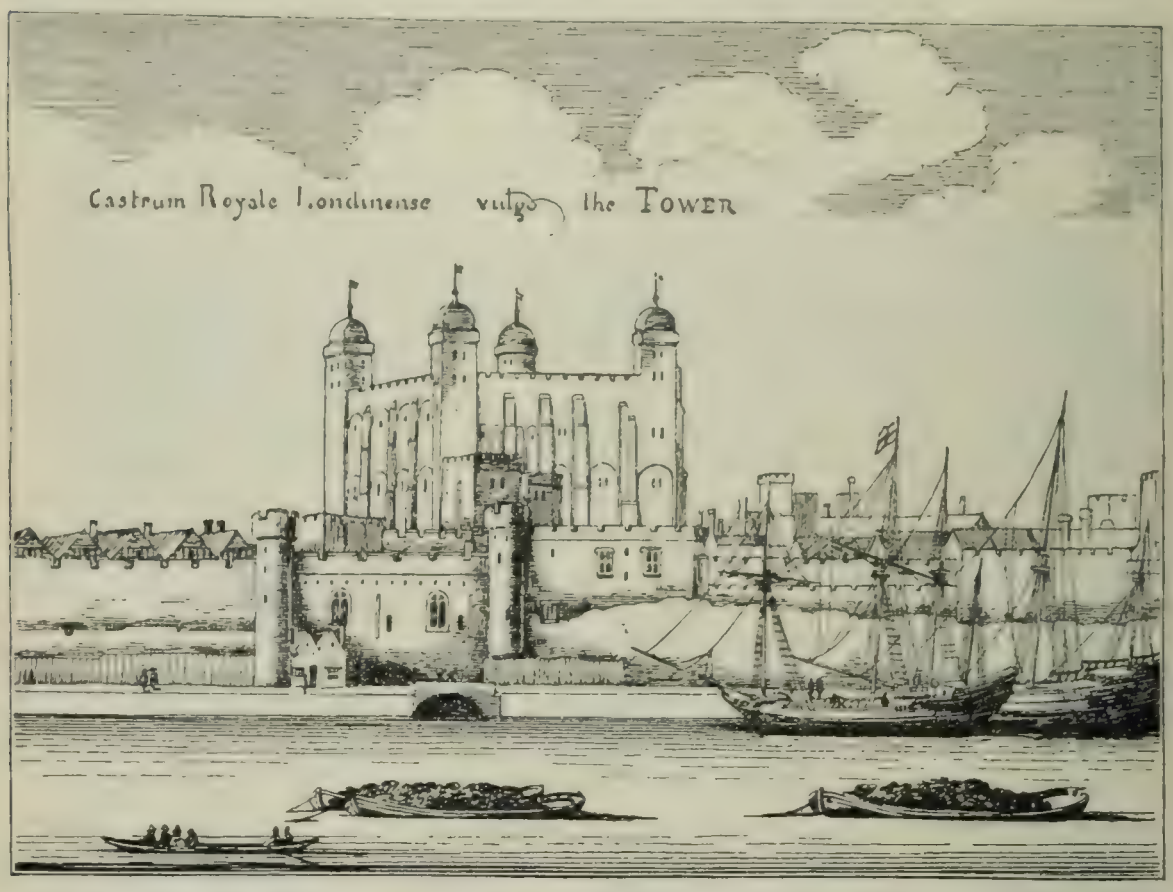
Der bedenkliche Umstand, daß der König während seiner zehnjährigen Regierungszeit überhaupt nur wenige Monate in seinem Königreiche weilte, nun gar seine mehrjährige Abwesenheit in weitester Ferne hatten zur Folge, daß trotz der wunderbaren Volkstümlichkeit, die seine ritterliche und immer unberechenbare Persönlichkeit genoß, sich unter den Großen Englands mehr und mehr die Gegensätze gegen das Königtum verschärften.

Wilhelm von Ely, der die Statthalterschaft nicht nur mit äußerster Strenge, sondern auch mit üppiger Prachtentfaltung ausübte, obwohl er von niedrigster Herkunft war, geriet sehr bald mit den Großen Englands und vor allem mit Johann, dem Bruder des Königs, in Streit. Obwohl dieser sehr wenig den Anspruch erheben konnte, für seinen Charakter Liebe zu finden, war er doch beflissen, alle Gegner des Bischofs durch Schmeicheleien auf seine Seite zu ziehen. Er wußte wohl, daß durch seinen Bruder der jugendliche Arthur von Bretagne, dem nach dem gewöhnlichen Rechtsbewußtsein als dem Sohne des älteren Bruders der Vorzug vor dem jüngeren Bruder gebührte, als Nachfolger in Aussicht genommen war. Darum ließ er bei einer Friedensverhandlung mit dem Statthalter schon 1191 seinen Anspruch auf den Thron öffentlich von drei Bischöfen und 22 Baronen anerkennen. Allein dies genügte ihm nicht. Als Wilhelm von Ely den Erzbischof Gottfried von York bei seiner Landung an der englischen Küste — Richard hatte dem überaus beliebten ehemaligen Kanzler verboten, während seiner Abwesenheit England zu betreten — verhaften ließ, heuchelte Johann eine außerordentliche Zärtlichkeit für diesen Halbbruder, belagerte Intrigen seines Bruders Johann.

den Bischof Wilhelm im Tower zu London und entsetzte ihn seines Amtes auf Grund der Briefe Richards, welche der Erzbischof Walther von Rouen aus dem heiligen Lande mitgebracht hatte. Nach diesen sollten die Klagen über die Rauheit und Willkür des Statthalters untersucht und derselbe nötigenfalls durch den Überbringer ersetzt werden. Da er im Augenblick die Macht besaß, nahm Johann ohne weitere Untersuchung und Bedenken jenen Wechsel vor.

Richards Gefangenschaft.

Inzwischen trat zu den Freunden des Grafen Johann auch der heimgekehrte König Philipp von Frankreich, der sich sofort erbot, ihm die Hand seiner Schwester, dazu England und die Normandie zu verschaffen. Nur die Königin Mutter Eleonore verhinderte durch ihren entschiedenen Widerspruch solch eine Feindseligkeit des jüngeren Bruders gegen den älteren, und die französischen Ritter verweigerten jeden Angriff auf die Normandie, da die Güter eines Kreuzfahrers unter dem Schutze der Kirche ständen. Allein, als gegen Ende des Jahres 1192 erst dunkel, dann immer gewisser die Nachricht



96. Alte Ansicht des Towers zu London. Nach einem Stiche in der „Topographie d'Angleterre".

kam, daß König Richard trotz seiner Verkleidung als Kaufmann durch sein byzantinisches Geld und durch die feinen Handschuhe seines Dieners in der Nähe von Wien verraten und in die Gefangenschaft seines erbittertsten Gegners, des Herzogs Leopold VI. von Österreich, gekommen sei, entschloß sich Johann, sofort alle Länder seines Vaters von König Philipp zu Lehen zu nehmen und ihm für seine Hilfe Gisors, Vexin und Tours zu überlassen. Wieder war Eleonore eifrigst bemüht, den Eid für den gefangenen Sohn erneuern und die Küsten gegen einen Angriff von Frankreich oder Flandern aus sichern zu lassen. Obwohl der deutsche König Heinrich VI., an den sich Johann und König Philipp um seine Zustimmung gewandt hatten, durchaus nicht abgeneigt war, alles zu thun, was dem verhaßten König Richard schaden konnte, so sah er sich doch durch das Drängen der deutschen Fürsten genötigt, ihn gegen ein hohes Lösegeld freizugeben (s. S. 99).

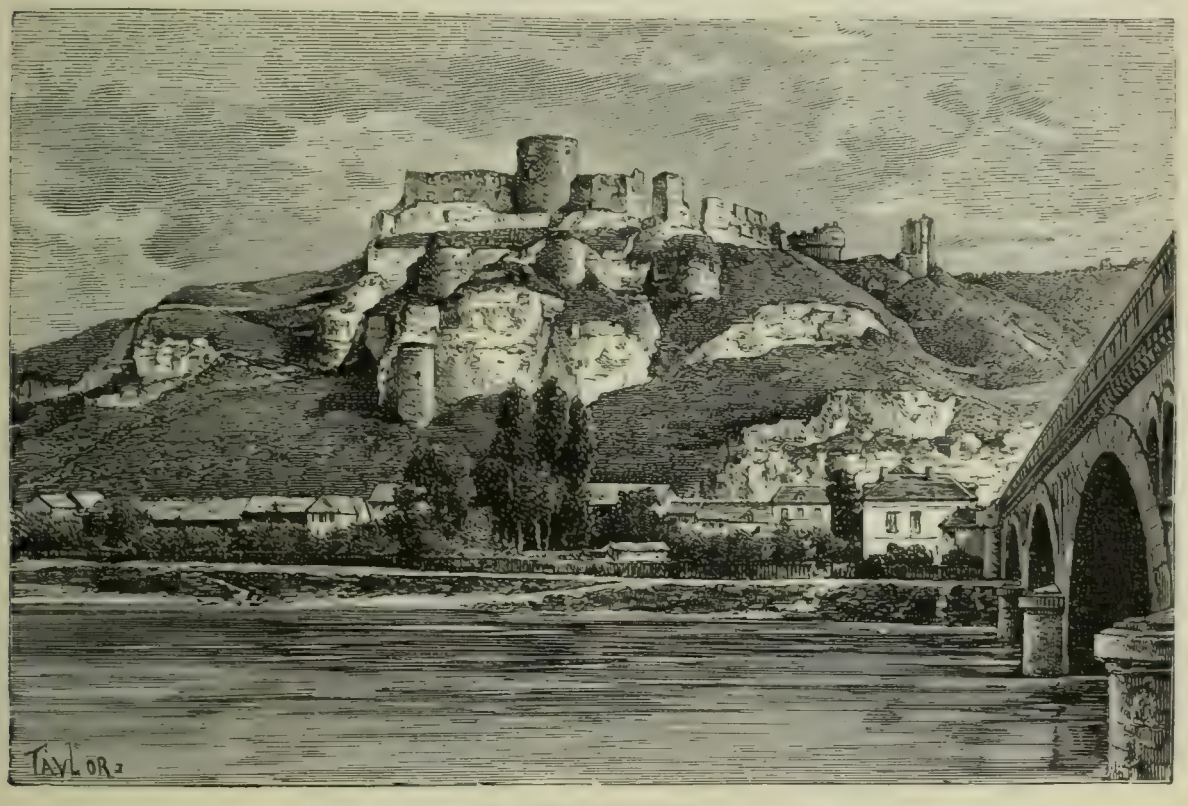
Richards Heimkehr.

Am 13. März 1194 betrat der König nach mehr als vierjähriger Abwesenheit die englische Küste bei Sandwich, am 16. London. Fast ohne Kampf unterwarfen sich ihm alle Burgen, die so lange von Anhängern Johanns besetzt waren, und dieser

selbst wurde auf einer Versammlung der Barone zu Nottingham aller seiner Lehen verlustig erklärt. Nachdem sich Richard am 17. April nochmals hatte zu Winchester durch den Erzbischof von Canterbury krönen lassen, setzte er mit einem Heere von Walisern und Brabanzonen nach der Normandie über. Sein ebenso feiger als treuloser Bruder erkannte bald, daß er keine Aussicht habe, den Sieg zu gewinnen, gab seine Sache auf und warf sich reumütig dem königlichen Bruder zu Füßen, der ihm, bewegt durch die Fürbitte der Mutter, großmütig verzieh. Der Kampf mit dem französischen Könige jedoch dauerte fort, nur zeitweise durch Unterredungen, Versprechungen, Waffenstillstände oder anderweitige Interessen unterbrochen. Endlich gelang es einem päpstlichen Legaten, wenigstens einen fünfjährigen Frieden zwischen Richard und König Philipp zustande zu bringen (Januar 1199).

Als Löwenherz wenige Wochen später in einer von den vielen Fehden mit den französischen Vasallen beschäftigt war, ereilte ihn der Tod. Da er erfahren hatte, daß der Vikomte Guidomar von Limoges auf seiner Besitzung einen Schatz gefunden

Richards Tod.



97. Schloß Gaillard.

Die Burg, welche auf dem hohen Seine-Ufer liegt, hatte eine dreifache Umwallung, 5,50 m dicke Mauern und siebzehn Türme. Sie wurde von Richard Löwenherz zur Beherrschung der Seine erbaut.

und nicht ausgeliefert habe, belagerte er ihn in seinem Schlosse Chaluz; da traf ihn ein Pfeilschuß in die Schulter. Die Wunde war nicht tödlich, aber sie wurde es, wie man erzählte, durch das Ungeschick des Arztes. Noch während der erste Verband angelegt wurde, geriet das Schloß in des Königs Gewalt, der alle Verteidiger henken ließ mit Ausnahme dessen, der nach ihm geschossen hatte. Diesen — es war der Bogenschütze Bertrand de Gourdun — ließ er an sein Krankenbett bringen und rief ihm entgegen: „Elender, was habe ich dir gethan, daß du nach meinem Leben trachtetest?“ Da der Jüngling ihm furchtlos antwortete: „Du hast meinen Vater und meine beiden Brüder erschlagen und hast mich wollen henken lassen. Laß mich unter grausamen Martern enden, wenn du willst. Ich bin zufrieden, wenn du stirbst und die Welt von einem Unterdrücker befreit wird“, verzieh ihm der König und hieß ihn, beschenkt mit 100 Schillingen, von dannen gehen. Aber Mercadey, der Führer der Söldnerscharen, griff ihn heimlich wieder auf und ließ ihn nach dem Tode des Königs erst schinden, dann aufknüpfen.

Richards Beliebtheit.

Nach zwölftägigen Qualen verschied Richard Löwenherz im Alter von 41 Jahren am 6. April 1199 in den Armen seiner Mutter, welche aus dem nahen Kloster Fontevrault zu seiner Pflege herbeigeeilt war. Zu den Füßen seines Vaters wurde seine Leiche niedergesetzt.

Die ungemessene Verehrung, welche der Person dieses Königs von seinen Vasallen und seinen bürgerlichen Unterthanen zu teil wurde, verdankte er nicht bloß seinem glänzenden Feldherrntalent, seinen ritterlichen Waffenthaten, seiner schönen Erscheinung — er war ein hochgewachsener, blonder Held von ungewöhnlicher Körperkraft — seinem tragischen Geschicke, das ihm zum Siegeskranze noch eine Märtyrerkrone hinzubrachte, sondern zum großen Teil auch den Neuerungen und Privilegien, welche er bestätigte, um Geld zu gewinnen. Nur die sorgsamste und energischste Verwaltung seiner Statthalter, Wilhelms von Ely und Walthers von Rouen, war im stande, jene ungeheueren Summen zusammenzubringen, die seine Prunksucht und seine Vorliebe für jede Art von Kriegsabenteuern verschlangen. Selbst die höchsten Steuern und die bisweilen kleinliche, ja schmutzige Art der Gelderpressung nahm man ihm nicht übel. Eines Tages erklärte er, sein Siegel sei abhanden gekommen und er habe ein neues anfertigen lassen; daher sollten alle von ihm früher untersiegelten Besitzurkunden jetzt, natürlich für eine Geldzahlung, mit einem neuen, zweiten Siegel versehen werden. Auch die harten Jagd- und Forstgesetze, welche an die Grausamkeiten Wilhelms II. erinnerten, verzieh man ihm und war stolz auf die ritterlichen Thaten des königlichen Kreuzfahrers, wie auf die erfolgreiche Wiedergewinnung seiner Freiheit und seiner Königsherrschaft.

Emporkommen der Städte.

Den größten Aufschwung nahmen während seiner Regierung die Städte, denen, wie überall, die Kreuzzüge neue Handelsverbindungen eröffneten, und Richard für reichliche Zahlung wertvolle Privilegien verlieh. So kam schon in seinem ersten Regierungsjahre die Verwaltung Londons in die Hand eines Lord-Mayors, der den Rang eines Barons hatte, und der ihm beigegebenen zwölf Aldermans.

William Fitz-Osbert.

Freilich sah das niedere Volk hierin nur eine Vertretung der Wohlhabenden und wandte sich durch einen beredten und energischen Demagogen, William Fitz-Osbert, gewöhnlich „Langbart" genannt, an den König selbst um Abstellung seiner Not. Da der König eine solche trotz seines Versprechens verzögerte, wollte jener Volksführer zur Gewalt greifen, zumal er über 50000 Anhänger besaß. Allein von patrizischen Altbürgern überfallen, als er sich mit geringer Begleitung auf die Straße wagte, bahnte er sich zwar bis zu dem Turm einer Kirche den Weg, wurde jedoch durch das Feuer, welches man ringsum angelegt hatte, zur Übergabe gezwungen. Zum Tode verurteilt, wurde er am Schweife eines Pferdes nach Smithfield geschleift und dort mit neun Genossen gehenkt. Die niederen Schichten der Bevölkerung aber verehrten ihn als den „König der Armen" und wallfahrteten zu seinem Grabe, bis man sie gewaltsam fortwies.

König Johann „ohne Land" (1199—1216).

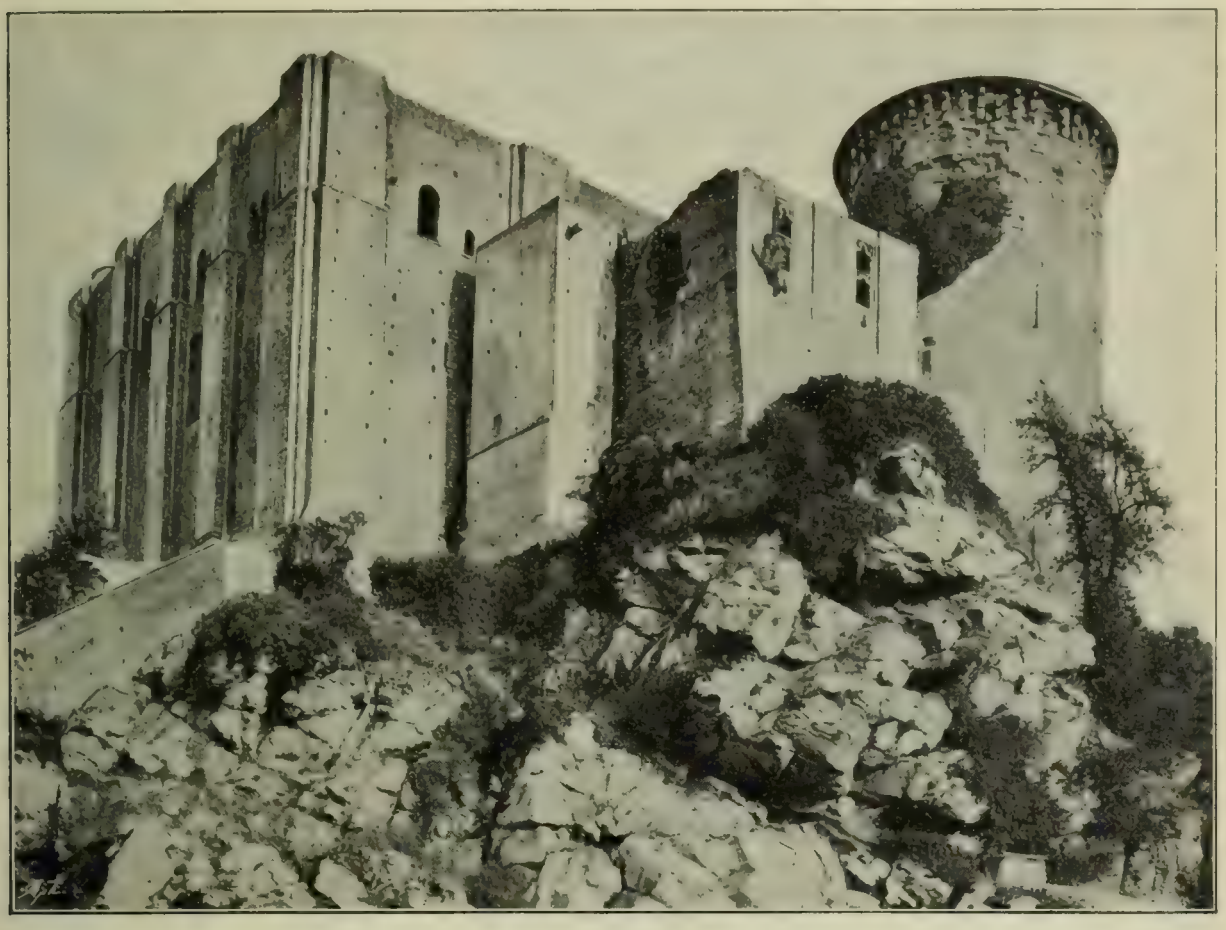
Zweifel über die Thronfolge.

Da Richard Löwenherz keine Erben hinterlassen hatte, konnte man über das Recht der Nachfolge im Zweifel sein. Noch gab es in England so wenig wie in andern Ländern ein festbeschlossenes Hausgesetz über die Erbfolge, und darum in einem so fehdelustigen Zeitalter genügenden Grund zu neuem Blutvergießen. Der König hatte seit dem ersten Jahre seiner Regierung seinen jungen Neffen Arthur von Bretagne, wie oben erzählt worden ist, zu seinem Nachfolger bestimmt, sich aber kurz vor seinem Tode durch seine Mutter bewegen lassen, seinem immer unzuverlässigen und treulosen Bruder Johann die Krone zu vererben. Wenigstens sagte es Eleonore so, und ihr Sohn natürlich ebenfalls.

Johanns Thronbesteigung Friede mit König Philipp.

Nachdem die Großen des Landes mühsam dafür gewonnen waren, empfing er, obwohl dem ganzen Volke verhaßt, am 27. Mai 1199 zu Westminster die Krone von der Hand des Erzbischofs von Canterbury, der am meisten dafür thätig gewesen war, dem Adel durch allerlei Verheißungen im Namen des Königs das Versprechen der Lehnstreue zu entreißen. Dann eilte er nach der Normandie, um den Kampf mit König Philipp aufzunehmen, der früher sein Bundesgenosse gewesen war, so lange es galt, den König von England seines Thrones zu berauben, und jetzt aus demselben Grunde für den kaum 14jährigen Prinzen Arthur Partei nahm, den er mit allen

französischen Besitzungen der Plantagenets belehnte und zum Gemahl seiner Tochter Marie bestimmte. Allein schon nach wenigen Waffengängen entschloß sich der französische König, die Partei seines Schützlings zu verlassen und mit König Johann einen Frieden zu verabreden. Am 22. Mai 1200 kamen sie überein, daß dem Prinzen Arthur nur die Bretagne verbleiben und er für dieselbe seinem Oheim den Treueid leisten solle. Auch auf die übrigen französischen Besitzungen, soweit sie einst Eigentum des Königs Richard gewesen waren, versprach König Philipp nur in dem Falle Anspruch zu erheben, daß König Johann ohne Hinterlassung von Kindern heimginge. Evreux und Issoudun aber gab der englische König selbst seiner Nichte Blanca von Kastilien zur Mitgift, welche mit Philipps Sohn Ludwig vermählt werden sollte.



98. Ruinen des Schlosses Falaise. Nach einer Photographie.

Falaise liegt südöstlich von Caen an der Ante, einem Zufluß der Dives, malerisch auf Klippen (Falaisen). Das alte Schloß der normannischen Herzöge hat in der Geschichte des Landes wiederholt große Bedeutung erlangt.

Daß ein dauernder Friede zwischen beiden Königen nicht denkbar war, ist selbstverständlich. Seitdem die ganze Westküste Frankreichs durch Erbschaft und Heirat in die Hand des englischen Königs geraten war, mußte naturgemäß das Streben des Capetingers wie des Plantagenets dahin gerichtet sein, den Rivalen niederzuwerfen und zu berauben.

Johanns Vermählung mit Isabella von Angoulême.

Während des Kampfes und der Friedensverhandlungen mit dem Könige von Frankreich hatte Johann, ein wilder Charakter ohne Selbstzucht und jeder Leidenschaft blindlings ergeben, nach zehnjähriger Ehe sich von Hawisa, Tochter eines Grafen von Gloceſter, eigenmächtig getrennt, Isabella von Angoulême, die berühmteste Schönheit Frankreichs, ihrem Gemahl, dem Grafen Hugo von Lamarche, geraubt und sich durch den Erzbischof von Bordeaux antrauen lassen. Als er im Herbste desselben Jahres (1200), nachdem er in Paris mit seiner jungen Gemahlin von König Philipp mit großem Gepränge aufgenommen und bewirtet worden war, den neuen Ehebund noch durch eine zweite Krönungsfeierlichkeit in Westminster bestätigt und geheiligt hatte,

erweckte der schwer beleidigte Gatte Hugo von Lamarche in allen englischen Besitzungen auf dem Festlande einen wilden Aufruhr, und wandte sich um Hilfe an Philipp II. Dieser war nun sofort wieder bereit, nicht nur die Flammen des Brandes heimlich zu schüren, sondern auch offen an die Spitze der Aufständischen zu treten, indem er wieder für den Prinzen Arthur Partei nahm und diesen selbst aufforderte, sich den Königsthron und zunächst die französischen Grafschaften und Herzogtümer anzueignen. Das Glück war diesem jedoch nicht hold. Wenn er auch mit seinen wenigen Rittern die kleine Stadt Mirebeau (bei Poitiers), welche von seiner erbitterten Großmutter Eleonore verteidigt wurde, in seine Hand bekam, so erschien unerwartet König Johann zur Rettung seiner alten Mutter, die trotz schwerer Krankheit sich glücklich in einen starken Turm geflüchtet hatte, schlug die Eroberer schnell zurück und bekam bei dieser Gelegenheit nicht nur den Prinzen Arthur, sondern auch den Grafen von Lamarche mit vielen Anhängern in seine Gefangenschaft. Mit Ketten beladen gingen an 200 edle Ritter teils in der Normandie, teils in England einem traurigen Ende entgegen; in einer einzigen Burg soll der elende Tyrann 22 Ritter dem Hungertode preisgegeben haben. Und als er am 6. Dezember 1202 als Sieger nach England zurückkehrte, verbreitete sich allgemein die Kunde, daß auch der junge Herzog Arthur, der zuerst in Falaise, dann in Rouen gefangen gehalten war, verschwunden und nicht mehr am Leben sei. Nach französischen Berichten hat der König den schönen und hochgesinnten Jüngling mit eigner Hand getötet; nach andern hat er seinen Stallmeister Peter von Maulac damit beauftragt. Dieser soll den Unglücklichen bei Nacht aus dem Gefängnis geholt, auf eine Barke gebracht, während der Überfahrt niedergestoßen und den Leichnam in die Seine geworfen haben. Eine geschichtliche Überlieferung ist uns nicht erhalten.

Tod des Prinzen Arthur von Bretagne.

Auf Bitten der empörten Bretonen lud König Philipp II. den englischen König, als des Mordes verdächtig, nach Paris vor den Lehnshof der Pairs, ließ, da er nicht erschien, das Todesurteil über ihn aussprechen und machte sich in wenigen Wochen zum Herrn der Bretagne und Normandie, da die empörten Barone sich ihm anschlossen und die geringen englischen Besatzungen vergebens ihren König um Hilfe anriefen. Der französische König, dem man damals den Titel Auguste („Mehrer des Reichs") beilegte, konnte glauben, das Meer als Grenze gegenüber seinem Rivalen für immer gewonnen zu haben, als Johann 1206 landete und wenigstens Montauban durch Überfall zurückgewann. Die Normandie aber mußte er vorläufig auf zwei Jahre seinem Gegner in einem Waffenstillstand überlassen (Oktober 1206), da seine Macht in England selbst zur Zeit gefährdet war.

Johanns Verurteilung durch die französischen Pairs.

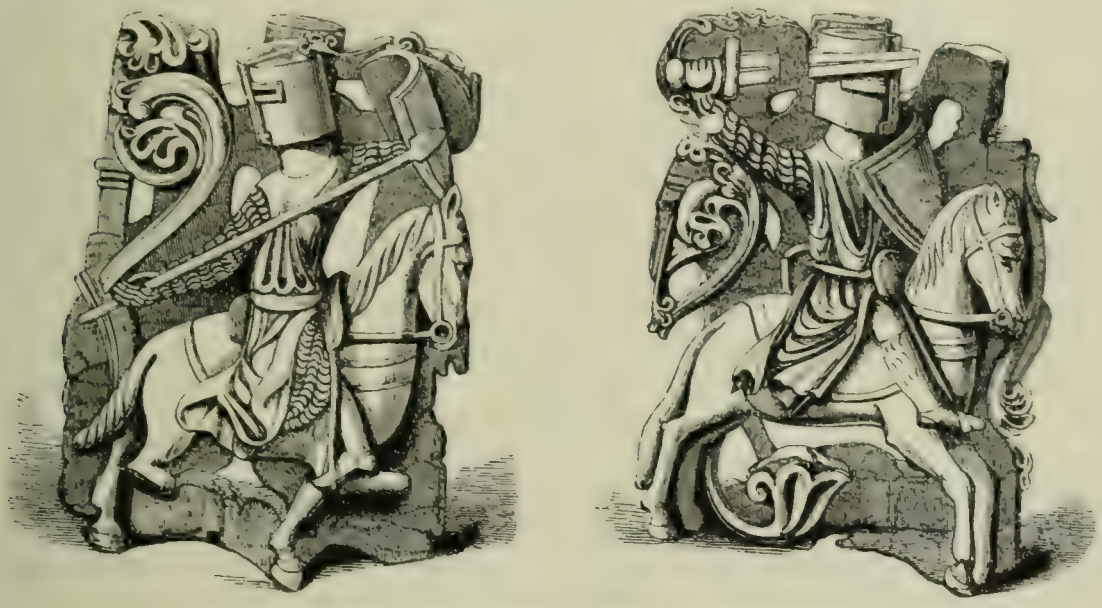
Als der erzbischöfliche Stuhl von Canterbury durch den Tod Huberts im Juli 1205 erledigt war, beeilten sich die Mönche des Stiftes, in geheimer Wahl ihren Subprior Reginald zum Nachfolger zu ernennen und ihn zum Papste zu senden, damit er sich die Bestätigung einhole, während bisher die Bischöfe der englischen Kirche das Recht behauptet hatten, ihr Oberhaupt zu wählen und dem Könige vorzuschlagen. Als der König von diesem eigenmächtigen Schritte erfuhr, geriet er in Zorn und erreichte durch Drohungen, daß ein Teil der Wähler sich seinem Wunsche fügte und seinem Günstling Johann von Grey, dem Bischof von Norwich, als dem Primas der englischen Kirche huldigte. Da inzwischen auch die Bischöfe Englands sich mit ihrer Klage nach Rom gewendet hatten, fand Innocenz III. willkommene Gelegenheit, seine Gewalt fühlen zu lassen. Jedenfalls zeigte er sich beiden streitenden Parteien durch seine Kenntnis der Verhältnisse der englischen Kirche weit überlegen. Er verwarf beide Wahlen, erklärte, daß Bestimmungen des apostolischen Stuhles einer Zustimmung des Königs nie bedürften, daß die Bischöfe, deren Einfluß er überall, als dem seinigen gefährlich, zu beschränken suchte, überhaupt mit der Wahl nichts zu thun hätten, und befahl den Mönchen, seinen Kardinalbischof Stephan Langton, einen geborenen Engländer, zu erheben, den er dann selbst am 17. Juni 1207 mit dem Pallium bekleidete.

Streit über Canterbury.

Der leidenschaftliche König war außer sich vor Wut und schickte einige von seinen wildesten Rittern und Kriegsgesellen nach Canterbury, welche die Mönche verjagten und die Güter des Erzstifts für die Krone in Besitz nahmen. Auf die versöhnlichen,

Johann wird von Innocenz in den Bann gethan.

aber mit Drohungen gemischten Bitten des Papstes antwortete er mit trotzigen und heftigen Worten. Als die Bischöfe von London, Ely und Worcester im Auftrage von Innocenz III. ihm eindringliche Vorstellungen machten und von der Möglichkeit des Interdiktes und des Bannes sprachen, wurde er blaß vor Zorn und schwur „bei den Zähnen Gottes", er werde alle Prälaten und Pfaffen, welche es wagten, sein Land mit dem Interdikte zu belegen, nach Rom zum Papste jagen und ihre Güter einziehen; wo er aber römische Sendlinge auffinde, ihnen die Augen ausstechen und die Nasen abschneiden lassen. Als nun die Bischöfe, obwohl mit Zittern, ihre Drohung wahr machten und am 24. März 1208 als Bevollmächtigte des Papstes das Interdikt aussprachen, trat jene verzweiflungsvolle Stille in England ein, die wohl geeignet war, überall Angst und Zagen zu erwecken. Die Glocken wurden abgenommen, die Altäre des Schmuckes entkleidet, die Bilder der Heiligen, die Reliquien, die Kreuze mit schwarzen Tüchern behängt, die geweihten Kirchhöfe verschlossen und von allen Sakramenten nur die Taufe und die letzte Ölung gestattet. Dennoch beharrte der König auf seinem Sinne. Er zog die Güter jener drei Bischöfe für den Staat ein



99 und 100. Englischer Ritter zu Beginn des 13. Jahrhunderts.

Elfenbeinschnitzereien im „Ashmolean Museum" zu London.

Dargestellt sind da der Kampf mit der Lanze, dort der mit dem Schwert. Der Ritter trägt bereits den eben aus Deutschland eingeführten Topfhelm.

und wies die weltlichen Gerichte an, gegen alle geistlichen Personen ohne Ansehen des Ranges und Standes ebenso zu verfahren. Da drei Bischöfe, die von Winchester, Durham und Norwich, bei der Ausführung seiner Befehle behilflich waren, so bekam diese Gewaltthat einen Schimmer von Berechtigung. Allein der König war wenig geeignet, eine gerecht denkende Partei für sich zu gewinnen, da er durch die Zügellosigkeit seiner Begierden, durch die Unberechenbarkeit seiner heftigen Gemütsart nicht nur die geistlichen, sondern auch die weltlichen Großen, und nicht nur die adligen, sondern auch die bürgerlichen Familien beleidigte. Dieses immer böse Gewissen ließ ihn in der innersten Seele zittern vor dem angedrohten Bannfluche, da mit demselben gewöhnlich auch die Lösung des Treueides seiner Vasallen verbunden war. Schon hatte er sich Söhne oder Verwandte derselben als Geiseln geben lassen und machte, wenigstens vorübergehend, den Versuch, heimlich mit dem Erzbischofe und dem Papste über einen Frieden zu verhandeln, allein der Bannstrahl war schon geschleudert.

Von innerer Unruhe getrieben, bestrebte sich der König, seine Macht an andern Stellen zu zeigen. Er wandte sich an der Spitze eines großen Heeres zunächst gegen den König Wilhelm von Schottland und zwang ihn im August 1209, den bisher verweigerten Lehnseid zu leisten; dann ging er nach Irland und nötigte über zwanzig

Johann zwingt Schottland, Irland und Wales zur Huldigung.

irische Stammeshäupter, ihm in Dublin zu huldigen; zugleich sorgte er dafür, daß das Land nicht den habgierigen englischen Baronen allein anheimfalle, sondern enger mit der Krone verbunden werde (Juni 1210), es erhielt gleiches Recht und gleiche Münze mit dem Hauptlande und wurde, wie dieses, in Grafschaften eingeteilt. Im folgenden Jahre zwang er auch die widerspenstigen Häuptlinge von Wales zur Huldigung, zu einem Tribut und zur Stellung von 28 Geiseln aus den vornehmsten Familien. Als trotzdem im Jahre 1212 ein Aufstand ausbrach, ließ er die unglücklichen Bürgen vor seinen Augen aufknüpfen.

Innocenz gibt England an Philipp II.

Diese wenigen kriegerischen Erfolge bezeichnen das letzte Aufflackern der königlichen Macht. Nur durch unerhörte Erpressungen in den Klöstern und durch mehrfach wiederholte Ausplünderung, Verfolgung, Mißhandlung und Beraubung der Judenschaft hatte er die bedeutenden Geldmittel zusammengebracht, um eine kriegerische Rotte von der schlimmsten Menschenart zu besolden. Als er endlich dazu griff, das Schildgeld noch zu erhöhen, begannen auch die letzten von seinen Anhängern sich gegen ihn zu wenden. War doch das Elend so groß, daß die ersten Familien Englands verarmt in die Fremde zogen, während ihre als Geiseln zurückgelassenen Söhne entweder den Hungertod erleiden mußten oder aufgeknüpft wurden. Alle diese Klagen über die Grausamkeit, Willkür, Gottlosigkeit und Zuchtlosigkeit des Königs sammelten sich an dem päpstlichen Throne. Da entschloß sich Innocenz III., der bis dahin den Oheim und Parteigenossen des von ihm bevorzugten welfischen Kaisers Otto IV. immer noch schonungsvoll behandelt hatte, nachdem er jetzt auch mit diesem zerfallen war, zu Anfang des Jahres 1213 den König Johann des Thrones für verlustig, seine Vasallen des Treueides ledig zu erklären und alle geistlichen Fürsten zur Unterstützung des französischen Königs aufzufordern, der des Papstes Urteil zu vollstrecken und jenen in einem „heiligen Kriege" abzusetzen und zu verjagen beauftragt sei.

Johanns Rüstungen

Anfangs setzte der König den drohenden Worten des Papstes die kecksten Reden, den eifrigen Rüstungen des Königs Philipp die umfangreichsten Gegenrüstungen entgegen. Zu Ostern 1213 trennte nur das Wasser zwei zum Kampf bereite Heeresmassen, von denen jede den Angriff erwartete. Dennoch war zwischen beiden ein gewaltiger Unterschied. Der König von Frankreich trat auf als Gesandter des heiligen Vaters, und seine Vasallen dienten ihm gern in Hoffnung auf die reichen Lehen, die ihnen drüben zu teil werden würden, wie einst den Genossen des Normannenherzogs Wilhelm. Dem König Johann dagegen fehlte durchaus der ruhige Mut eines guten Gewissens; es gab keinen Stand, keinen Volksteil in England, den er nicht fürchten mußte, weil er ihn gewaltsam beleidigt hatte. In seinem Heere war niemand, der mit seinem Herzen des Königs Fahne gefolgt wäre: nur rauhe, rohe Gewalt hatte sie zusammengetrieben.

England wird Lehen des Papstes.

Unter den päpstlichen Gesandten, welche den Auftrag ausführten, dem Könige den Thron abzusprechen, befand sich einer von niederer Herkunft und niederer Stellung, aber von größtem diplomatischen Geschick, der Subdiakon Pandulf, der rechtzeitig hinter dem rücksichtslosen und scheinbar mutigen Auftreten des Königs die innere Seelenangst und die ehrlose Feigheit herausspürte. Als es ihm glückte, Johanns Ohr zu gewinnen, schilderte er ihm die Vorbereitungen des französischen Königs und seine Macht als riesenmäßig, die vollkommene Niederlage der Engländer als zweifellos, und zugleich in leuchtendem Glanze die Gewißheit, alles zu behalten, vollkommen unangetastet und ohne Kampf von aller Verwirrung frei zu werden, wenn er sich zur demütigen Unterwerfung unter den Papst entschließe. Da des Königs Trotz im Innern längst gebrochen war und ihm die schreckliche Weissagung eines Einsiedlers, Peter von Wakefield, daß er am Himmelfahrtstage nicht mehr König sein werde, als ein beständiges Schreckbild vor der Phantasie stand, so entschloß er sich schnell zur verlangten Demütigung. Am 15. Mai 1213 gelobte er eidlich zu Dover, sich dem Urteile Roms zu unterwerfen, und überreichte dem päpstlichen Legaten eine Urkunde, in welcher er bestätigte, daß er, der König von England und Herr von Irland, voll Reue wegen seiner Sünden gegen Gott und die Kirche, aus eignem freien Willen,

nicht gezwungen durch das Interdikt, seinem Herrn, dem Papste Innocenz und dessen Nachfolgern das Königreich England und die Herrschaft über Irland übergebe, welche fortan als Lehen des heiligen Stuhles zu Rom anzusehen seien. Gleichzeitig verpflichtete er sich und alle seine Nachfolger, einen jährlichen Tribut von 1000 Mark Silber zu zahlen und allen vertriebenen oder entflohenen Geistlichen, an der Spitze dem vom Papste bestimmten Erzbischof von Canterbury, Stephan Langton, ihre Stellen zurückzugeben. Daraufhin eilte Pandulf nach dem Festlande, um König Philipp von weiteren Unternehmungen abzuhalten, und Johann genoß die grausame Lust, jenen falschen Propheten Peter von Wakefield martern und henken zu lassen.

Johanns Frieden mit den Bischöfen.

Im September traf ein neuer Legat, der Bischof Nikolaus von Tusculum, als Abgesandter des Papstes ein, um die Entschädigungssumme für die Geistlichkeit mit dem Könige zu vereinbaren und zu verteilen, die erledigten Stellen nach dem Wunsche des letzteren neu zu besetzen und die Erlösung Englands von dem Interdikte wenigstens vorzubereiten. Auf diese Art war der Friedensschluß zwischen dem Papste und dem Könige so vollkommen, daß selbst die Kirche Englands sich dadurch beeinträchtigt fühlte. Die Bitte des hohen Klerus, ihn reichlicher und vollkommen für alles Erlittene entschädigen zu lassen, wies Innocenz III. von Rom aus kurz ab und ließ am 2. Juli 1214 auf einer Synode der englischen Geistlichkeit durch einen Legaten die endliche Erlösung von dem Interdikte feierlichst verkünden. Anderseits hatte der König Johann persönlich bereits einen vollkommenen Frieden mit den Bischöfen im Juli 1213 abgeschlossen. Er hatte den Erzbischof Stephan Langton in Gegenwart der übrigen Bischöfe um Gnade und Erbarmen angefleht, die Wiedereinführung der guten Gesetze seiner Vorfahren, besonders Eduards des Bekenners, d. h. der alten Freiheiten und Rechtsgewohnheiten der Angelsachsen, angelobt, alle früheren Versprechungen eidlich erneuert und dafür die Lossprechung vom Banne erlangt.

Neuer Krieg mit Frankreich.

Die schwerste Einbuße erlitt durch diese Friedensschlüsse König Philipp von Frankreich, dessen Hoffnungen auf überreichen Gewinn plötzlich vernichtet waren. Um so wuchtiger stürzte er sich mit seinem wohlgerüsteten Heere auf den Grafen Ferrand von Flandern, der, immer im heimlichen Einverständnis mit England, ihm die Vasallenpflicht der Kriegsnachfolge verweigert hatte. In kurzer Zeit fielen Gravelines, Ypern, Brügge und Gent in seine unbarmherzige Hand, die in diesem gewerbreichen Lande die greulichsten Verwüstungen zustande brachte. Vorübergehend kam jenem Johann von England zu Hilfe, der die französische Flotte vor Dover zerstreute und durch eine Landung in Flandern den König Philipp zum Rückzuge zwang. Der aber setzte sich in Verbindung mit dem jungen Hohenstaufen, Friedrich II., und rüstete noch umfangreicher, um mit einem einzigen gewaltigen Schlage die beiden großen Fragen der Zeit zu entscheiden, ob die Capetinger oder die Plantagenets, ob die Waiblinger oder die Welfen die Herrschaft haben sollten. König Johann, mit seinem Neffen, dem Kaiser Otto IV., im Bunde, obwohl diesen der Papst in den Bann gethan hatte, war eine Zeitlang in Poitou und in der Bretagne im Vorteil; bei Nantes gelang es ihm, sogar einen nahen Verwandten des französischen Königs, den Grafen Robert von Dreux, mit 25 Edlen in seine Gewalt zu bringen und gleichzeitig Flandern durch seinen Halbbruder Wilhelm Langschwert, den Grafen von Salisbury, gegen Philipp zu verteidigen, so daß sich dieser genötigt sah, seine Streitkräfte zu teilen. Allein nur zu bald zeigte sich wieder, daß Johann die errungenen Vorteile nicht auszunützen verstehe; als Philipps Sohn Ludwig gegen ihn zog, wandte er sich schnell zum Rückzuge.

Niederlage bei Bouvines.

Unter diesen Umständen kam es am 27. Juli 1214 zu jener großen Schlacht bei Bouvines, einem Dorfe zwischen Lille und Tournai, in welcher Johann, trotzdem er fast die doppelte Zahl der Krieger hatte, vollkommen besiegt wurde. Von nun an mußte er alle Eroberungsgedanken aufgeben, trat in dem Waffenstillstande zu Chinon am 18. September 1214 zunächst auf fünf Jahre alle Landschaften von der Seine bis zur Garonne an Frankreich ab und behielt von den reichen Stammlanden der Plantagenets nur einige Burgen und den Seehafen La Rochelle.

Schilderung der Schlacht.

Der Neigung des 13. Jahrhunderts gemäß, gibt ein zeitgenössischer Dichter, offenbar ein Franzose, in mittelmäßigen lateinischen Versen eine Schilderung dieser Ritterschlacht im wahren Sinne des Wortes.

Der 100 000 Mann starken Heeresmacht des englischen Königs und des Kaisers Otto hatte König Philipp nur 50 000 Mann entgegenzusetzen; allein er suchte den Mut seiner Ritter durch ein Gelübde auf Sieg oder Tod zu stärken. Als er sie vor der Schlacht um sein Banner versammelte, nahm er einen großen goldenen Becher voll Wein, warf viele kleine Stücken Brot hinein, griff eines davon heraus, aß es selbst, gab dann den Becher herum und sprach: „Gefährten, wer mit mir siegen oder sterben will, der thue, wie ich gethan!“ Diese Nachahmung des heiligen Abendmahls entflammte die Ritter so sehr, daß sie sich um den Becher förmlich rissen und derselbe in einem Augenblicke geleert war.

101. Wilhelm Langschwert, Graf von Salisbury.

Nach seinem Denkmal in der Kathedrale von Salisbury.

Das Standbild, das zur Zeit des Todes des Grafen (1225) errichtet worden zu sein scheint und somit schon in archäologischer Hinsicht von Bedeutung ist, veranschaulicht zugleich besser als irgend ein andres Denkmal die ritterliche Tracht jener Zeit. Nach Hewitt.

Ein vertrauter Günstling des Königs, der Hospitaliter Garin, damals Kanzler von Frankreich, hatte die Aufstellung so angeordnet, daß die Franzosen die Sonne im Rücken hatten, als das Gefecht um die Mittagsstunde begann. Die Schlacht bestand im großen und ganzen aus Einzelkämpfen der verschiedenen Ritterschaften zu eins, zwei oder drei Lanzen und löste sich hier und dort sogar in bloße Zweikämpfe auf. So war sie reich an Beispielen ritterlicher Tapferkeit.

Als der Graf Gaucher von St. Paul, auf dem wegen seiner Freundschaft für den auf englischer Seite kämpfenden Grafen von Boulogne der Verdacht der Verräterei haftete, zum Gefecht vorrückte, rief er laut aus: „Jetzt werde ich mich als ein rechtschaffener Verräter zeigen!“ und stürzte an der Spitze seiner Ritter mit so furchtbarer Gewalt in die flandrischen Reihen, daß diese bestürzt und verwirrt auseinanderstoben. Mit der größten Hartnäckigkeit ward in der Mitte des Treffens gestritten, wo König Philipp II. selbst focht. Dieser suchte es an Tapferkeit und Todesverachtung allen seinen Rittern zuvor zu thun und geriet dabei in die dringendste Lebensgefahr, da der deutsche Kaiser Otto IV. seinen Kriegern anbefohlen hatte, sich vorzugsweise gegen ihn zu wenden und ihn lebend oder tot in seine Hände zu liefern. Er verteidigte sich, eine Zeitlang von seinen tapfersten Vasallen geschützt, mit Löwenmut gegen die ihn umringenden deutschen Ritter, bis ihn endlich ein deutscher Söldling mit einem Wurfspieße, an welchem sich Widerhaken befanden, in die Halsöffnung des Panzers traf und so vom Pferde zog. Da trat Graf Galon von Montigny, der das französische Reichsbanner trug, vor den König, deckte ihn mit seinem Leibe und hielt die schon jubelnden deutschen Ritter solange ab, bis Philipp August sich von dem Wurfspieße befreit und ein andres schnell herbeigeführtes Pferd bestiegen hatte. — Kurz darauf geriet der Kaiser Otto selbst in eine ähnliche Lebensgefahr. Er kämpfte mitten im Gedränge, als französische Ritter die ihn umgebenden Deutschen zersprengten und auf ihn eindrangen. Einer der Angreifer versetzte ihm schon einen kräftigen Schwertstoß gegen die Brust; doch das Schwert verbog sich an dem starken Harnisch, ohne den Kaiser vom Pferde zu werfen. Da führte der Ritter einen zweiten Stoß mit der Lanze, traf aber das sich gerade bäumende Pferd des Kaisers ins Auge, wodurch das Tier so wild wurde, daß es aus dem Gedränge hinwegraste und auf solche Weise den Kaiser außerhalb der Schlachtreihen in Sicherheit brachte.

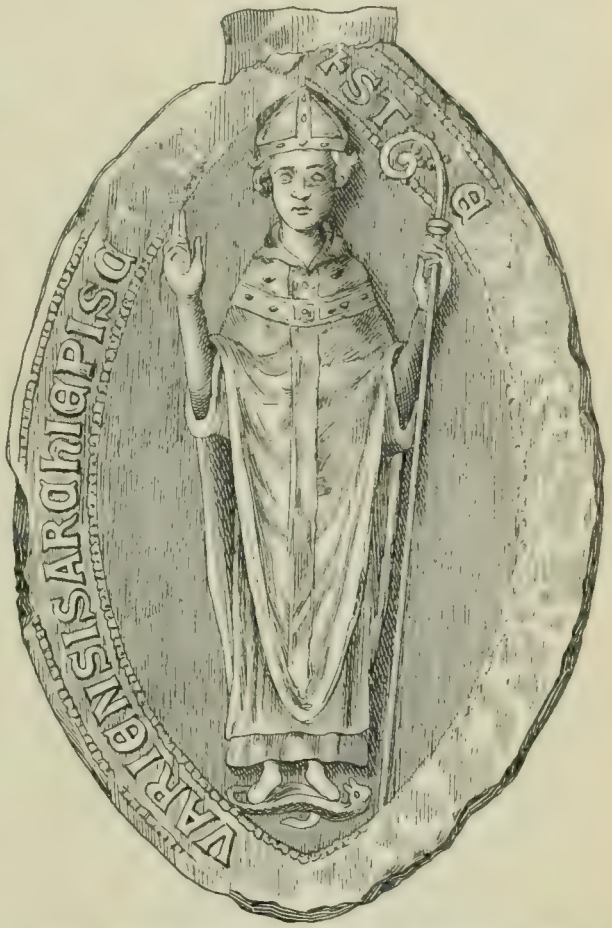
Auch der Bischof Philipp von Beauvais, welcher am Waffenspiele weit mehr Gefallen fand, als an der Messe, nahm an der Schlacht teil. Da ihm aber vom Papste verboten worden war, Schwert und Lanze zu führen, so hatte er sich mit einer Keule bewaffnet, die der kriegsgeübte Priester so furchtbar unter die Feinde fallen ließ, daß alles vor ihm auseinander stob; vom Gewichte dieser Keule zu Boden geschmettert, erlag auch Wilhelm Langschwert, Graf von Salisbury. Trotz des heftigsten Widerstandes gerieten der Graf von Boulogne, der Graf von

Flandern und eine Menge andrer Edlen und Ritter in Gefangenschaft. Der ganze Kampfplatz war bedeckt mit toten Rittern und Rossen oder solchen Verwundeten, die sich infolge ihrer schweren Rüstungen nicht vom Boden zu erheben vermochten.

Zwischen ihnen durch jagten Pferde, die ihre Reiter verloren hatten, und kämpften Ritter, deren Pferde getötet worden waren, so lange zu Fuß, bis sie ein flüchtiges Schlachtroß erhaschen konnten, um sich in den Sattel zu schwingen und wieder in die Haufen zurückzusprengen, die noch zusammenhielten. Infolge dieser vortrefflichen Haltung seiner Ritterschaft erlangte König Philipp schließlich auf allen Teilen des Schlachtfeldes die Oberhand und einen vollständigen Sieg.

Johanns Gleichgültigkeit und Trotz.

So war zu der moralischen Niederlage durch den Papst, dem sich Johann knechtisch zu Füßen geworfen hatte, auch die politische und kriegerische durch den König von Frankreich gekommen und die letzte Hoffnung, die prachtvollen französischen Besitzungen, an denen der Stolz der normannischen Könige von jeher mit größerer Freude gehangen hatte, als an dem germanisch-keltischen England, jemals wiederzugewinnen, gänzlich dahin. In denselben Tagen, in welchen Philipp II. bei seinem Einzuge in Paris von der Geistlichkeit, dem Adel und dem Volke mit Jubelrufen und allen Ehren als Sieger empfangen und gepriesen wurde, begegnete Johann nur den niedergeschlagenen Blicken eines gedemütigten Adels und Volkes. Nur ein einziger im ganzen Lande schien die Schmach nicht zu fühlen, die alle niederdrückte: er selbst. An der Spitze seiner entarteten, beutegierigen, zum großen Teil auswärtigen Söldnerscharen schaltete er nach seinem rohen Belieben weiter mit tyrannischer Willkür. Als sein Justiziar, Fitz-Peter, der einzige, der bisweilen seiner Gewaltthätigkeit widerstanden und pflichtmäßig Einhalt gethan hatte, gerade starb, rief er jubelnd: „Nun mag er dem verstorbenen Erzbischof von Canterbury die Hand in der Hölle schütteln, denn sicher wird er ihn dort treffen. Bei den Zähnen Gottes, jetzt bin ich erst König und Herr in England!“ — In der That war er es jetzt nicht mehr.



102. Siegel Stephan Langtons, des Erzbischofs von Canterbury.

Stephan Langton an der Spitze der aufständischen Barone.

Die Jahre des Leidens und der Unterdrückung hatten inzwischen die vaterländisch und freiheitlich gesonnenen Prälaten und Barone zusammengeführt und zu gemeinsamem, mutvollem Handeln vereinigt. Wunderbarerweise stand an ihrer Spitze derselbe Erzbischof Stephan Langton, über dessen Einsetzung als Erzbischof in Canterbury wenige Jahre zuvor der verhängnisvolle Kampf mit dem Papsttum begonnen hatte. Ohne Rücksicht auf Innocenz III., der ihn gesandt, oder auf den König, der von ihm demütig flehend die Befreiung vom Banne erlangt hatte, ein patriotischer, kenntnisreicher und entschlossener Mann, soll er am 25. August 1213 zu London in einer zahlreichen Versammlung geistlicher und weltlicher Vasallen in der Paulskirche auf den längst vergessenen Freibrief hingewiesen haben, welchen einst Heinrich I. bei seiner Thronbesteigung (1100) gewährt hatte, jedenfalls verpflichtete er alle Anwesenden durch Handschlag und Eid, für die alten sächsischen Rechte und Freiheiten mit den Waffen und, wenn es sein sollte, mit dem Leben einzustehen. Jetzt, im Oktober 1214, da der König trotz jener unerhörten Demütigungen zu immer neuen Gewaltthätigkeiten schritt, schien ihnen der Augenblick gekommen. Nach geheimer Verabredung erschienen sie einmütig um die Weihnachtszeit in Worcester und verlangten an der Spitze ihrer

Bewaffneten von dem Könige die Annahme aller Forderungen, zu denen sie jene „Charta“ Heinrichs I. berechtigte. Durch solche Einmütigkeit und Entschiedenheit beunruhigt, entwich der feige Tyrann nach London und schloß sich dort in der Burg der Tempelritter ein. Sofort auch hier von den Nachziehenden in noch größerer Zahl umringt, verstand er sich zu dem Versprechen, ihre Vorschläge zu prüfen und ihnen Ostern Bescheid zu geben. Auch willigte er notgedrungen in die Stellung von Geiseln.

Letzte Versuche des Königs, den Widerstand zu überwinden.

In der Erwartung, daß die aufständischen Barone weniger tyrannisch gegen solche unschuldige Mittelspersonen handeln würden als etwa ein Machthaber von seiner Sorte, ergriff er unbedenklich und unverzüglich die nötigen Maßregeln, um sich den drohenden Beschränkungen seiner Willkür zu entreißen. Den Papst und die Prälaten hoffte er für sich zu gewinnen, indem er fast allen Anspruch auf die Bischofswahlen preisgab. Vollkommene Unantastbarkeit hoffte er zu erlangen, indem er am 2. Februar 1215 das Kreuz auf die Schulter nahm und feierlich schwur, ein Heer nach dem heiligen Lande zu führen. Sodann befahl er seinen Sheriffs, allen freien Männern in ihren Grafschaften einen neuen Eid der Königstreue abzunehmen. Endlich erhob er gegen den Hochverrat seiner Vasallen durch Bevollmächtigte Einspruch bei seinem Oberlehnsherrn, dem Papste. Innocenz III., mit dem rohen Gewalthaber durch kein edleres Band als durch die Gemeinschaft der gleichen Tyrannei verknüpft, sandte nicht nur an die Barone, sondern auch an den Erzbischof unverzüglich die heftigsten Anklagen und Drohungen. Allein Stephan Langton blieb von diesen ebenso unbewegt wie seine Mitstreiter. An dem bestimmten Tage der Osterwoche versammelten sich zu Stamford an 2000 Ritter mit zahlreichem Gefolge zu Pferde und zu Fuß. Es ist charakteristisch, daß sich unter ihnen fast kein einziger Name befindet, der normannischen Ursprungs sein könnte, aber besonders viele aus den nördlichen Grafschaften und aus dem seit Heinrich I. emporgekommenen Amtsadel. In Brackley, auf dem Wege nach Oxford, wo sich der König in der Mitte seiner ausländischen Söldner befand, begannen die Unterhandlungen. Als der Erzbischof die Forderungen verlas, welche man vereinbart hatte, schrie der König wütend: „Warum verlangen sie nicht auch meine Krone? Bei den Zähnen Gottes, ich werde keine Freiheiten gewähren, die mich zum Sklaven machen“, und behauptete, der Wille des Papstes verpflichte den Erzbischof, alle Empörer in den Bann zu thun. Der aber erklärte, er glaube die wahren Absichten des Papstes besser zu kennen, und werde den Befehlen des Königs kein Gehör schenken, solange er nicht die fremden Kriegsknechte entlasse, die nur durch die Ausplünderung und Vergewaltigung des Landes unterhalten würden. Damit war der Würfel geworfen.

Magna charta libertatum.

Zurückgewiesen, erklärten sich die mißvergnügten Barone für „Streiter Gottes und der heiligen Kirche“, ließen sich am 5. Mai durch die Domherren von Durham von ihrem Lehnseide entbinden und wählten den Grafen von Dunmore, Robert Fitz-Walter, zu ihrem Marschall. Anfangs schien ihr energisches, aber doch unerhörtes Auftreten ihnen wenig Freunde zu gewinnen; allein als Bedford ihnen die Thore öffnete und sie unter freudigem Zuruf der Bevölkerung am 24. Mai in London ihren Einzug hielten, scharte sich bald der größte Teil des englischen Adels um ihre Fahne. Da brach des Königs Mut, und er sandte den Grafen von Pembroke mit der Versicherung nach London, er sei um des Friedens willen bereit, auf alle Forderungen einzugehen, die aufständischen Vasallen sollten selbst Zeit und Ort der endgültigen Vereinbarung bestimmen. Der Verabredung gemäß erschienen am 15. Juni 1215 auf der Wiese von Runimede in der Nähe von Windsor auf der einen Seite der Themse die Vasallen mit ihrem ganzen kriegerischen Gefolge, auf der andern der König, umgeben von acht Bischöfen, fünfzehn Baronen und Rittern; die Verhandlungen zwischen beiden vermittelte der Graf von Pembroke. Nachdem unter geschäftskundigem Beirate die Charte Heinrichs I., obwohl schon durch Stephan Langton mit Berücksichtigung aller inzwischen hinzugetretenen Bedürfnisse und neuen Verhältnisse erweitert oder verändert, nochmals revidiert und mehrfach ergänzt war, erhob sie König Johann durch seine Unterschrift und durch Befestigung seines großen Siegels am 19. Juni

Ein Teil des Entwurfes der Magna Charta von 1215.

Transskription:

Letzte L
des K
den L
stand z
win

Ista sunt Capitula que Barones petunt et dominus Rex concedit:

Post decessum antecessorum heredes plene etatis habebunt hereditatem suam per antiquum releuium exprimendum in carta.

Heredes qui infra etatem sunt et fuerint in custodia cum ad etatem peruenerint, habebunt hereditatem suam sine releuio et fine.

Custos terre heredis capiet rationabiles exitus consuetudines, et seruitia sine destructione et uasto hominum et rerum suarum et si custos terre fecerit destructionem, et uastum amittat custodiam. | et custos sustentabit domos parcos, viuaria, stagna, molendina et cetera ad terram illam pertinentia de exitibus terre eiusdem, et ut heredes ita maritentur, ne disparagentur et per consi | lium propinquorum de consanguinitate sua.

Ne vidua det aliquid pro dote sua uel maritagio post decessum mariti sui, sed maneat in domo sua per .xl. dies post mortem ipsius, et infra terminum illum assignetur ei dos, et | maritagium statim habeat et hereditatem suam.

Rex uel Balliuus non saisiet terram aliquam pro debito dum catalla debitoris sufficiunt: nec plegii debitoris distringantur dum capitalis debitor sufficit ad solutionem, si uero capitalis debitor | defecerit in solutione, si plegii uoluerint habeant terras debitoris, donec debitum illud persoluatur plene, nisi capitalis debitor monstrare poterit se esse inde quietum erga plegios

Rex non concedet alicui Baroni quod capiat auxilium de liberis hominibus suis nisi ad corpus suum redimendum, et ad faciendum primogenitum filium suum militem, et ad primogenitam filiam suam semel ma | ritandam, et hoc faciet per rationabile auxilium.

Ne aliquis maius seruitium faciat de feodo militis quam inde debetur.

Ut communia placita non sequantur curiam domini Regis, sed assignentur in aliquo certo loco, et ut recognitiones capiantur in eisdem Comitatibus in hunc modum ut Rex mittat duos Justiciarios per .iiij^or vices | in anno qui cum iiij^or militibus eiusdem Comitatus electis per Comitatum capiant assisas de noua dissaisina, morte antecessoris et ultima presentatione, nec aliquis ob hoc sit summonitus | nisi iuratores et due partes.

Ut liber homo amercietur pro paruo delicto: secundum modum delicti, et pro magno delicto: secundum magnitudinem delicti saluo continemento suo, villanus etiam eodem modo amercietur saluo waynagio suo, et | mercator eodem modo salua marcandisa per sacramentum proborum hominum de visneto.

Ut clericus amercietur de laico feodo suo secundum modum aliorum predictorum, et non secundum beneficium ecclesiasticum.

Ne aliqua uilla amercietur pro pontibus faciendis ad riparias nisi ubi de iure antiquitus esse solebant.

Ut mensura vini bladi et latitudines pannorum et rerum aliarum emendetur, et ita de ponderibus.

Ut assise de noua dissaisina et de morte antecessoris abbreuientur, et similiter de aliis assisis.

Ut nullus vicecomes intromittat se de placitis ad coronam pertinentibus sine coronatoribus: et ut Comitatus et Hundrede sint ad antiquas firmas absque nullo incremento exceptis dominicis maneriis Regis.

Si aliquis tenens de Rege moriatur: licebit vicecomiti uel alii Balliuo Regis seisire et inbreuiare catallum ipsius per uisum legalium hominum. Ita tamen quod nichil inde amoueatur donec plenius | sciatur si debeat aliquod liquidum debitum domino Regi, et tunc debitum Regi persoluatur. Residuum uero relinquatur executoribus ad faciendum testamentum defuncti, et si nichil Regi debetur: omnia | catalla cedant defuncto.

Si aliquis liber homo intestatus decesserit, bona sua per manum proximiorum parentum suorum et amicorum et per visum Ecclesie distribuantur.

Magna c
libertat

Ne vidue distringantur ad se maritandum dum uoluerint sine marito uiuere. Ita tamen quod securitatem facient quod non maritabunt se sine assensu Regis si de Rege teneant, uel dominorum suorum de quibus tenent.

Ne Constabularius uel alius Balliuus capiat blada uel alia catalla nisi statim denarios inde reddat, nisi respectum habere possit de uoluntate venditoris.

Ne Constabularius possit distringere aliquem militem ad dandum denarios pro custodia castri si uoluerit facere custodiam illam in propria persona uel per alium probum hominem si ipse eam facere non possit per rationabilem causam | et si Rex eum duxerit in exercitum sit quietus de custodia secundum quantitatem temporis.

Ne vicecomes uel Balliuus Regis uel aliquis alius capiat equos uel carettas alicuius liberi hominis pro cariagio faciendo nisi ex uoluntate ipsius.

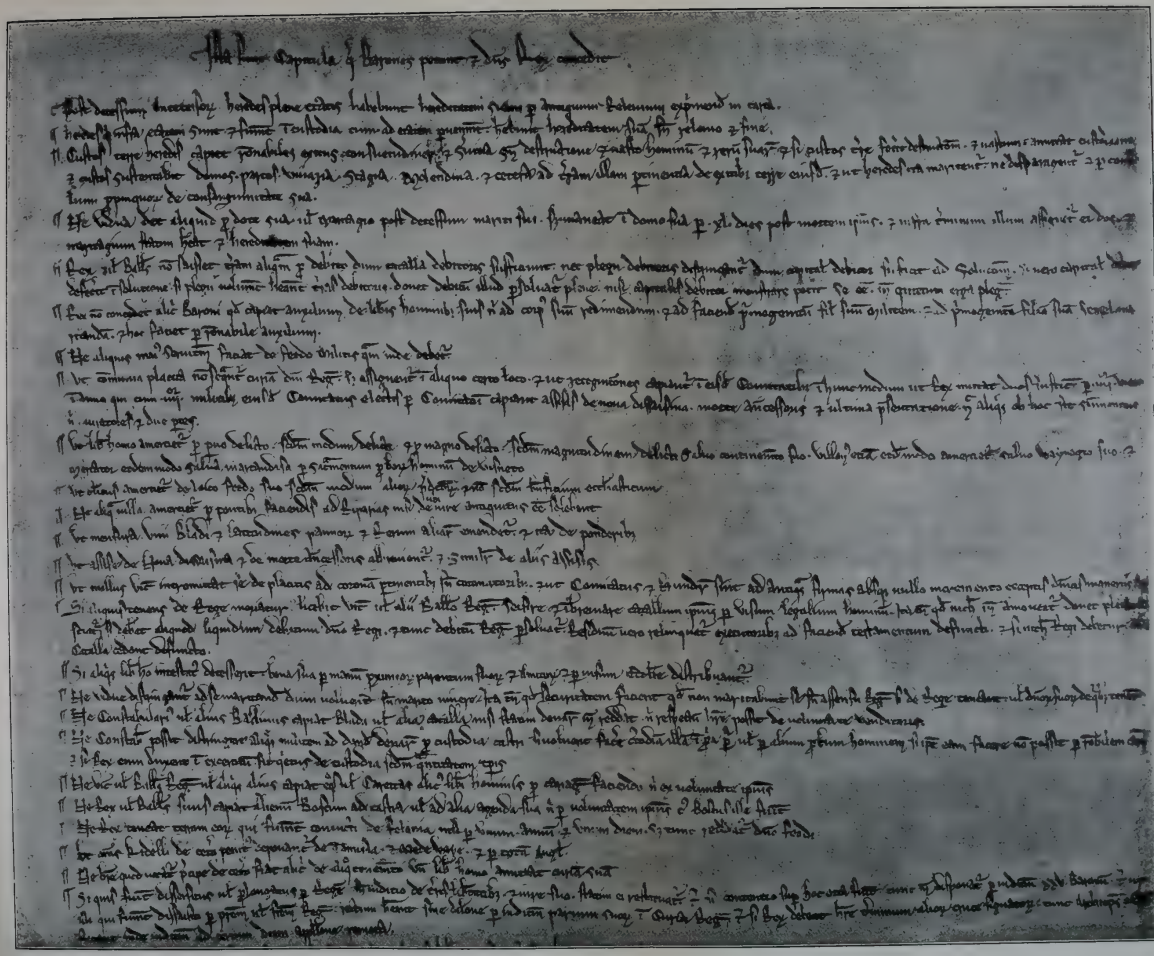
Ne Rex uel Balliuus suus capiat alienum boscum ad castra uel ad alia agenda sua nisi per uoluntatem ipsius cuius boscus ille fuerit.

Ne Rex teneat terram eorum qui fuerint conuicti de felonia nisi per vnum annum et vnum diem, sed tunc reddatur domino feodi.

Ut omnes kidelli de cetero penitus deponantur de Tamisia, et Medeweye, et per totam Angliam.

Ne breue quod uocatur precipe de cetero fiat alicui de aliquo tenemento vnde liber homo amittat curiam suam.

Si quis fuerit disseisitus uel prolongatus per Regem sine iudicio de terris libertatibus, et iure suo, statim ei restituatur. Et si contentio super hoc orta fuerit: tunc inde disponatur per iudicium .XXV. Baronum. Et ut | illi qui fuerint dissaisiti per patrem uel fratrem Regis, rectum habeant sine dilatione per iudicium parium suorum in Curia Regis. Et si Rex debeat habere terminum aliorum cruce signatorum: tunc Archiepiscopus et Episcopi | aciant inde iudicium ad certum diem appellatione remota.



Teil des ursprünglichen Entwurfes der Magna Charta von 1215.

Pergamenthandschrift im Britischen Museum zu London (13. Jahrhundert).

zur königlichen Charte. Seit dieser Stunde wurde die Magna Charta libertatum, wie man sie später nannte, der Grundstein zu dem stolzen Gebäude der freien Verfassung Großbritanniens. Freilich wäre sie das nicht geworden, sondern ein leicht zu vernichtendes Papier geblieben, wenn die englische Nation nicht, mit kurzen Unterbrechungen, todesmutig und siegesgewiß zu allen Zeiten sie hochgehalten und verteidigt hätte.

Regierungsausschuß von 25 Baronen.

Schon diesem Könige gegenüber, dessen sittliche Versunkenheit und dessen Wortbrüchigkeit man längst kannte, stellten die Barone zwei Forderungen als unerläßlich hin, wenn die neue Freiheit gesichert bleiben sollte. Sie verpflichteten den König, die fremden Söldner samt ihren Familienangehörigen, die alle nur von dem geraubten Judengelde oder Erpressungen, von Plünderung und Beute lebten, aus dem Lande zu schaffen, und ernannten einen Ausschuß von 25 Reichsbaronen, dem das ganze Land Gehorsam zu schwören hatte, damit er es gegen jede Verletzung der errungenen Freiheiten in die Waffen rufen könne. London blieb noch zwei Monate in ihrem Besitz, und der Erzbischof wohnte im Tower.

Inhalt der Magna charta.

Die Magna Charta enthält in ihren 63 Artikeln die Hauptbestimmungen aus der Zeit Eduards des Bekenners, Wilhelms I. und Heinrichs I., indem sie die uralten Grundsätze der germanischen Freiheit aus der angelsächsischen Zeit mit den ständischen Rechten des normannischen Lehnsstaates verbindet, so daß die Interessen des ganzen englischen Volkes darin zusammengefaßt erscheinen.

Der Klerus erlangte vollkommene „Freiheit in allen Wahlen“ sowohl der größeren, wie der kleineren Prälaten, sofort nach eingetretener Vakanz, und das Versprechen des Königs, die nachgesuchte Bestätigung ohne einen gesetzmäßig bewiesenen Grund nicht zu versagen. Für die Barone wurde bei der Übertragung der Lehen nach der Erbfolge eine feste Erbschaftssteuer eingesetzt, außerdem sollten sie nur in den von altersher üblichen Fällen Hilfsgelder zu entrichten haben, nämlich zur Auslösung des Königs aus der Gefangenschaft, zum Ritterschlage des erstgeborenen Sohnes und zur Vermählung der erstgeborenen Tochter. Wenn statt eines Lehnskriegsdienstes eine Geldzahlung, das Schildgeld, verlangt werde, solle dieses sowie jede außergewöhnliche Geldleistung der Einwilligung einer Reichsversammlung bedürfen, zu welcher alle hohen Geistlichen, Grafen und Barone einzeln schriftlich, alle kleineren, unmittelbaren Vasallen durch eine allgemeine Aufforderung einberufen würden. Außerdem verpflichteten sich alle Prälaten und Vasallen, die ihnen von der Krone zugestandenen Rechte auch durch geeignete Zusicherungen den unter ihnen stehenden Vasallen in gleichem Maße zu gewähren. Den Städten wurden ihre verbrieften Rechte und Freiheiten von neuem zugesichert, und die fremden Kaufleute sollten nicht länger den unrechtmäßigen, oft ganz willkürlich erhöhten Zöllen und Abgaben unterworfen bleiben.

Die Gerichte sollten jedermann zugänglich sein, das Recht nicht verkauft, nicht verweigert, nicht verzögert werden. Kein freier Mann durfte gefangen gesetzt, seines Besitzes beraubt, geächtet, verbannt oder auf irgend eine Weise geschädigt werden, es sei denn durch ein Gericht seiner Standesgenossen und nach dem Gesetze des Landes. In Friedenszeiten sollte jedermann die Freizügigkeit zu Wasser und zu Lande, allen Kaufleuten sicherer Handel und Wandel zustehen; ein Maß und Gewicht im ganzen Lande gelten. Der Gerichtshof für Zivilfälle, welcher vom obersten Hofgerichte des Königs abgezweigt worden war, sollte fortan nicht mehr der Person des Königs folgen, sondern einen festen Sitz haben, Zivilassisen für kleinere Zivilprozesse im Lande, durch umreisende Richter abgehalten werden. Auch die Polizeibußen beschränkte die Magna Charta nach der Größe der Übertretung und unterwarf die Abmessung derselben dem Gerichtsspruche von Gemeindegenossen. Niemals sollte dem freien Manne das Nötigste zum Lebensunterhalte, niemals dem Bauer sein Ackergerät abgepfändet werden. Alle Forsten und Wässer, die unter Johanns Regierung eingehegt worden waren, sollten freigegeben werden, wenn zwölf adlige Geschworene jeder Grafschaft das Recht einer solchen Einhegung bestritten. Zum Schluß verhieß der König eine allgemeine Amnestie.

Es erscheint bemerkenswert, daß in dieser ersten Grundlage einer Staatsverfassung, auf welche alle späteren Konstitutionen zurückgehen, kein Zustimmungsrecht zu den königlichen Verordnungen und zu der Ausschreibung von Steuern, keine Zusicherung periodischer Versammlungen zur Erörterung von Beschwerden verlangt wurde, sondern nur in zwei Fällen die gesamte Kronvasallenschaft versammelt werden sollte. Alle jene der heutigen Anschauung so notwendig erscheinenden Forderungen sind erst in späteren Zeiten unter ganz andern Verhältnissen gestellt und erstritten worden.

König und Papst verwerfen die Magna charta.

Johann war nur der Gewalt gewichen. Kaum waren die ersten Eindrücke verwischt und er im Schlosse von Windsor sich wieder selbst überlassen, so kam der lange verhaltene Grimm zum Ausbruch. Er gab sich der zügellosesten Leidenschaft hin, raste wie ein Besessener über seine eigne Schwäche und Schmach, erging sich in den gräß-

lichsten Verwünschungen, zerbiß in blinder Wut die Feder, mit der er jenes Blatt unterschrieben hatte, und trat sie mit Füßen. Weit entfernt, den eingegangenen Verpflichtungen nachzukommen, ließ er neue Söldnerscharen in Flandern anwerben, befahl im geheimen den fremden Befehlshabern seiner Burgen, die er vertragswidrig zurückgehalten, sich zu verproviantieren und zur Verteidigung bereit zu halten, und sandte Abgeordnete nach Rom, um vom Papst Hilfe gegen die rebellischen Vasallen zu erbitten. Als Innocenz über den Inhalt der Magna Charta belehrt wurde, rief er entrüstet aus: „Glauben die englischen Großen, ihren König, der das Kreuz genommen und sich unter den Schutz des apostolischen Stuhles gestellt, vom Throne stoßen zu können? Beim heiligen Petrus, solche Beleidigung soll nicht ungestraft hingehen!“ Er erklärte sofort in einer Bulle vom 25. August die ganze Vereinbarung für einen „rechtswidrigen, unerlaubten und schimpflichen Vertrag“, den er mißbillige und verdamme, nannte die Barone „schlimmer als die Sarazenen“, that alle Teilnehmer am Widerstande in den Bann und entband den König seines Eides. — So wurde es in der That offenbar, daß der Monarch, im Besitze der Finanzgewalt und der Burgen, zugleich befreit von jeder Fessel des Versprechens und des Eidschwurs, durch die unsittliche Gewalt des Papstes und die Beschränktheit des Volkes, das daran glaubte, noch immer eine weit größere Macht besaß, als der Adel des Landes, in dessen Reihen es ebenso an Geld wie an Einigkeit fehlte, wenn er sich auf seine verbrieften und beschworenen Rechte berief.

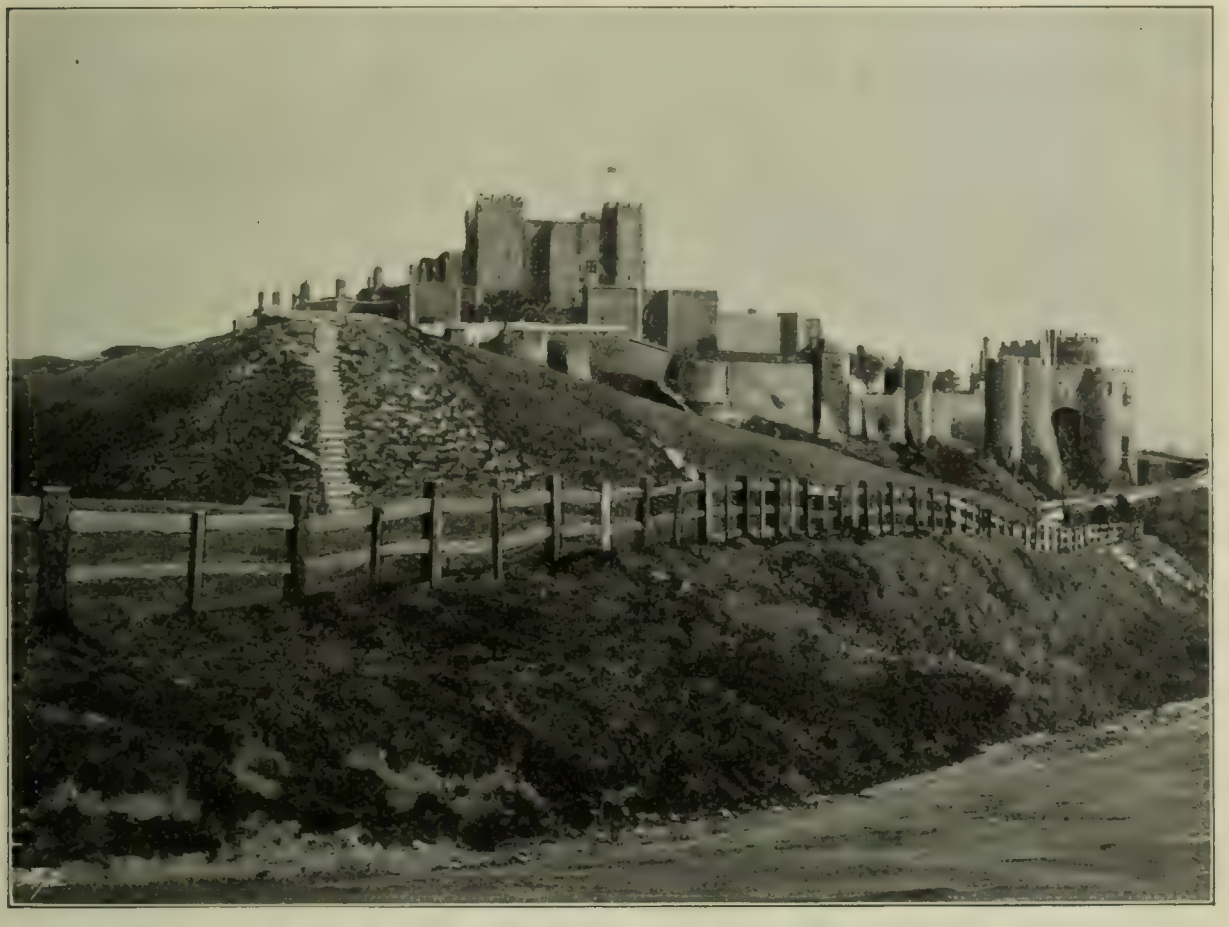
Erneuter Kampf der Barone.

Die Losung zum offenen Kampfe war gegeben. Johann zog sich zunächst nach der Insel Wight und später nach Dover zurück, um die im Ausland angeworbenen Truppen zu erwarten. Als die Barone erfuhren, daß Brabanzonen und andre Söldlinge sich in kleineren Haufen ins Land stahlen, sandten sie Wilhelm von Albiney an der Spitze einer auserwählten Schar, um von der königlichen Burg Rochester Besitz zu ergreifen. Aber kaum befand sich dieser in der von Proviant und Verteidigungsmitteln entblößten Festung, als sich Johann stark genug fühlte, um sie mit einem Söldnerheere, das den Auswurf Europas an Abenteurern und Freibeutern in sich schloß, zu belagern. Nach acht Wochen mußte sich Albiney, von Hunger getrieben, ergeben; die Besatzung wurde teils niedergemacht, teils gefangen gesetzt. Feuer und Blut bezeichneten zu Anfang des Jahres 1216 den Weg des Königs nach dem Norden, wo er stets den hartnäckigsten Widerstand gefunden, und wo er seine Rache zunächst zu befriedigen gedachte. Seine wilden Söldner gefielen sich in den unmenschlichsten Grausamkeiten, sie marterten die Bewohner, um versteckte Schätze von ihnen zu erpressen; alle Städte, Dörfer und Burgen, die in ihre Hände fielen, wurden den Flammen preisgegeben; Yorkshire und Northumberland sahen sich an die schrecklichen Zeiten der Kriegszüge Wilhelms des Eroberers erinnert. Selbst der schottische König Alexander II., welcher mit den Baronen gemeinsame Sache gemacht hatte, mußte der Übermacht weichen; Johann verfolgte ihn bis Edinburg. Von hier aus kehrte er nach England zurück, indem er auf seinem Wege Haddingtown, Dunbar und Berwick niederbrannte; dasselbe Schicksal erlitten an der schottischen Grenze Mitford, Alnwick, Wark und Roxburgh. Ebenso schreckliche Kriegsgreuel verursachte die im Süden Englands zurückgelassene Heeresabteilung Johanns. Nur London, wo die tapferen Bürger unerschütterlich zu den Verteidigern der Landesrechte hielten, hatte man nicht anzugreifen gewagt; selbst um das Interdikt kümmerten sich die Londoner sehr wenig, da ihre Priester behaupteten, der Papst habe kein Recht, sich in ihre weltlichen Angelegenheiten zu mischen — Petrus könne nicht zugleich Konstantinus sein — und ruhig Gottesdienst hielten, wie immer.

Prinz Ludwig von Frankreich läßt sich in London huldigen.

Inzwischen dauerten die Zuzüge fremder Reisläufer zu dem königlichen Heere fort, und die nationale Sache sah sich von immer größeren Gefahren bedroht. Da beschlossen die englischen Großen in ihrer höchsten Not, sich um Hilfe an Frankreichs König zu wenden. Sie boten die Krone Philipps ältestem Sohne Ludwig an, der durch seine Vermählung mit Blanca von Kastilien, Johanns Nichte, mit der königlichen Familie verwandt war. Begierig wurde dieses Anerbieten von Philipp und

Ludwig aufgegriffen, und man traf französischerseits, nachdem die englischen Barone durch Stellung von 24 Geiseln für ihre Treue Bürgschaft geleistet, trotz des noch währenden fünfjährigen Waffenstillstands (von Chinon) schleunige Vorbereitungen zum Einfalle in England. Alle Gegenbemühungen des Papstes schienen erfolglos, alle Abmahnungen vergeblich. Als der Kardinallegat Walter dem Könige Philipp die Bulle überreichte, in welcher ihm der Bann angedroht wurde, wenn er seinem Sohne den Kriegszug gestatte, bestritt er dreist das Oberlehnsrecht des Papstes über England, da die Barone darüber nicht befragt seien, und Ludwig selbst erklärte, der Zustimmung seines Vaters gar nicht zu bedürfen, da er nur das Erbrecht seiner Gemahlin auf das von Frankreich vollkommen unabhängige Königreich England sichern wolle. Schon am 21. Mai 1216 landete er mit einem stattlichen Heere auf über 600 Schiffen in der Nähe von Sandwich und zog über Canterbury und Rochester am 2. Juni in



103. Die Burg von Dover (Dover Castle). Nach einer Photographie.

London ein, wo ihm mit Jubel gehuldigt wurde. Nachdem er geschworen, die Gesetze zu achten und das Eigentum zu schützen, ernannte er Simon Langton, den Bruder des suspendierten Erzbischofs, zu seinem Kanzler und bereitete sich zum Entscheidungskampfe gegen König Johann vor. Sein energisches Auftreten führte einen bedeutenden Umschwung herbei. Nicht nur alle vorübergehend gedemütigten und verzagten Anhänger der Verfassungspartei traten offen für ihn ein, sondern auch die große Mehrzahl der Prälaten, empört über das rücksichtslose Gebaren des päpstlichen Legaten, kümmerte sich wenig um den Bannstrahl, der auf alle Anhänger des französischen Prinzen herabgeschleudert war. Als nun gar die Nachricht nach England kam, daß der gewaltige Innocenz III. am 16. Juli verschieden und der friedfertige Honorius III. wenige Tage später (24. Juli) geweiht worden sei, verödeten die Reihen des Königs Johann mehr und mehr; selbst von den Söldnern gingen viele zum Gegner über, und der schottische König Alexander II., der schon im Mai von Norden her eingebrochen war, erschien im August im Feldlager Ludwigs vor Dover und leistete ihm den Lehnseid.

Johanns Tod (1216).

Dennoch gewann König Johann wieder mehr Anhang, als die Erneuerung des Bannstrahls durch Honorius III. bekannt wurde und das herrische Auftreten des Franzosen manchen Ritter aus seiner Nähe verscheuchte. Während sein Feldherr Hubert von Burgh die Burg von Dover standhaft verteidigte, gedachte er selbst, dem schottischen König durch Umgehung den Rückweg in sein Land abzuschneiden. Allein, als er von Lynne aus während der Ebbe über den westlichsten Teil des Wash marschierte, ward er von der Flut ereilt, wie der Pharao von Ägypten weiland im Roten Meere. Mit Verlust seines gesamten Gepäcks und seiner Kasse rettete er sich mühsam, durchnäßt, am Abend des 12. Oktober nach der Abtei Swineshead. Von heftigem Fieber geschüttelt, das er durch unmäßigen Genuß von Pfirsichen und jungem Obstwein noch verschlimmerte, wurde er auf seinen Wunsch nach Newark am Trent geschafft, wo er im Angesicht des Todes seinen erstgeborenen neunjährigen Sohn Heinrich zum Erben seines Thrones und den päpstlichen Legaten zum Vollstrecker seines letzten Willens bestimmte. Am 19. Oktober 1216 starb er im Alter von 49 Jahren und wurde später seinem Wunsche gemäß in der Kathedrale von Worcester beigesetzt.

Johanns frühzeitiger Tod erschien allgemein als eine Erlösung. Unmäßig im Essen und Trinken, treulos in der Liebe, wie in der Freundschaft, rücksichtslos, meineidig und grausam als Herrscher, voll Interesse für Jagd und Krieg, obwohl er weder ein guter Jäger noch ein geschickter Heerführer war, ohne Verständnis für Wissenschaften und Geistesleben, ein goldgieriger Sammler von Schätzen ohne Sinn für künstlerischen Schmuck, leidenschaftlich und roh im Verkehr, hatte er weder persönlich noch als Regent Achtung oder gar Liebe erworben. Nur um der Lust an grausamer Willkürherrschaft weiter frönen zu können, war er feig vor dem Hierarchen in Rom in die Kniee gesunken, hatte ihm sein Königreich zur Beute hingeworfen und es dadurch zur Stätte trostlosester Verwirrung gemacht.

König Heinrich III. (1216—72).

Veränderung der Magna charta durch den Regenten Wilhelm von Pembroke.

Unmittelbar nach der Beisetzung des verstorbenen Königs begab sich der hochintelligente und energische Graf Wilhelm von Pembroke mit dem neunjährigen Königsknaben nach Gloucester, ließ ihn dort als Heinrich III. zum Könige ausrufen und in der Peterskirche mit dem Stirnreif zieren, nachdem er vor dem Legaten Walter für England und Irland dem Papste als seinem Lehnsherrn Treue geschworen hatte. Wenige Wochen später übergab eine Versammlung von Großen in Bristol die Regentschaft für den unmündigen König ausdrücklich an den bewährten Grafen von Pembroke, und vereinbarte mit ihm einige Veränderungen in der Magna Charta, die höchst merkwürdig erscheinen. Der Statthalter erklärte, „die erste Charte habe einige ernste und zweifelhafte Dinge enthalten, welche der König hiermit provisorisch aufhebe, bis er darüber in voller Ratsversammlung verhandelt haben werde". Es kam nicht nur der Artikel von dem Exekutionskomitee der 25 Barone in Wegfall, und einige andre, welche Beschränkungen der königlichen Einkünfte aus den Domänen, Forsten und dem Schutze der Juden enthielten, sondern es wurden vor allem die Artikel 12 und 14 aufgehoben, durch welche der Landesherr verpflichtet war, die Ausschreibung von Schildgeldern oder außerordentlichen Hilfsgeldern von der Zustimmung der gesamten Kronvasallenschaft abhängig zu machen. Man kehrte damit offenbar zu der alten Gewohnheit zurück, die Berufung von Kronvasallen in schriftlicher Ladung auf durch Besitz, Amt, Erfahrung und Ansehen hervorragende Personen zu beschränken. Schon die praktische Schwierigkeit, zwischen dem Groß- und Kleinadel eine Grenze zu ziehen, wie sie jene Artikel verlangten (s. S. 204), hat wohl Veranlassung dazu gegeben, daß auch später bei den 38 Bestätigungen der Magna Charta jene stets ausgeschlossen wurden.

Heinrichs III. Anhang wächst. Ludwigs Niederlage bei Lincoln und Entsagung.

Obwohl die Herrschaft des jungen Königs am Anfang sich nur über wenige Städte an der Grenze von Wales erstreckte, wuchs das Gebiet, in dem er anerkannt wurde, von Woche zu Woche. Die streitenden Barone hatten nur in der äußersten Verzweiflung zu dem unnationalen Mittel gegriffen, einen fremden Prinzen gegen die Tyrannei des eignen Königs herbeizurufen. Seitdem dieser nicht mehr am Leben war,

genügte ihnen schon der geringste Vorwand, um die Partei des Franzosen zu verlassen und sich zu der des Engländers zu wenden. Vergebens bestrafte jener den Abfall durch Einziehung der Güter und begab sich während eines Waffenstillstandes (bis Ostern 1217) nach Frankreich, um neue Hilfskräfte in die Waffen zu rufen. Allein sein Gegner hatte die Zwischenzeit noch ausgiebiger benutzt. Während Ludwig mit frischen Truppen die Belagerung von Dover wieder aufnahm, wurde sein Hauptheer, aus englischen und französischen Bundesgenossen bestehend, bei Lincoln am 20. Mai 1217 vollkommen geschlagen. Der französische Prätendent flüchtete sich nach der Hauptstadt, bald darauf (im Juni) nach Oxford. Als gegen Ende August eine neue Hilfsflotte von 80 Schiffen bei dem Versuche, in die Themse einzulaufen, von dem tapferen Hubert von Burgh bis auf 15 Schiffe zerstört oder zerstreut wurde, war Heinrichs Sieg entschieden. Schon am 11. September wurde ein Friede bei Kingston auf einer Themseinsel geschlossen, in welchem Ludwig auf die Krone verzichtete, die Barone von ihrem Eide entband und seine Bundesgenossen, den König Alexander von Schottland und den Fürsten Llevellyn von Wales, aufforderte, alle eroberten Städte herauszugeben. Insgeheim soll er auch die Rückgabe der ehemaligen Besitzungen in Frankreich verheißen haben, sobald er die Krone erhalten werde. Allen Abtrünnigen wurde Straflosigkeit und Rückgabe ihrer Besitzungen zugesagt. Nachdem Prinz Ludwig durch den päpstlichen Legaten Walter vom Banne befreit war, entwich er aus England, beschämt durch das vollkommene Scheitern seiner hochfliegenden Hoffnungen und in solcher Dürftigkeit, daß er zu den Kosten der Heimreise von Londoner Bürgern ein Darlehen aufnehmen mußte.

Kurzer Friede. Tod des Regenten (1219).

Der Friede im Lande war vollständig, seitdem der schottische König im Dezember 1217 und der Waliser Fürst im März 1218 den Huldigungseid geleistet hatten und alle Friedensbedingungen, vor allem das Versprechen vollster Amnestie, mit größter Gewissenhaftigkeit erfüllt wurden. Es schien einmal die wohlthuende Windstille vollkommenster Leidenschaftslosigkeit über England gekommen zu sein. Dies wurde jedoch anders, als der päpstliche Legat Walter im September 1218 abgerufen und durch Pandulf ersetzt wurde, der seine einflußreiche Stellung als Vertreter des Oberlehnsherrn allein dazu benutzte, seiner unersättlichen Habgier zu frönen. Fast ein schlimmeres Unglück war es, daß im Mai 1219 der hochbetagte Wilhelm von Pembroke starb und die Vormundschaft seitdem Gegenstand des immerwährenden Streites zwischen dem verdienten Großrichter Hubert von Burgh und dem Bischof Peter von Winchester war, welcher als geborener Franzose (aus Poitou) wenig beliebt war.

Frohe Feste.

Am 17. Mai 1220 wurde Heinrich III. mit größter Pracht durch den Erzbischof Stephan Langton, der mit Genehmigung des Papstes nach Canterbury zurückgekehrt war, in Westminster gekrönt und bei dieser Gelegenheit der Grundstein zu der neuen, weltberühmten Westminsterabtei gelegt. Die nächsten Jahre schienen fast allein dem Frieden gewidmet. Durch Vermählung seiner ältesten Schwester Johanna mit Alexander II. von Schottland (Juni 1221) und durch die seiner jüngsten Schwester Eleonore mit dem Grafen Wilhelm von Pembroke (1224), dem Sohne des Verstorbenen, hoffte der junge König seine Herrschaft zu festigen. Allein schon zogen drohende Wolken über ihm zusammen.

Abschluß des Streites mit Frankreich.

Kaum hatte Ludwig VIII. 1223 den Thron bestiegen, so mahnte ihn König Heinrich an sein geheimes Versprechen. Der aber zeigte vielmehr die Neigung, in den tapferen und klugen Bahnen seines Vaters weiter zu gehen. Im Frühling 1224 fiel er über Poitou her und erzwang sich den Einzug in La Rochelle. Vergebens suchte König Heinrich die Bundesgenossenschaft des Hohenstaufen Friedrich II. durch Angebot einer Verschwägerung zu gewinnen; vielmehr trat dieser in freundschaftliche Verbindung mit dem Könige von Frankreich, wie einst mit dessen Vater. Als er im März 1225 seinen Bruder Richard von Cornwallis mit einer Flotte von 300 Schiffen nach dem südlichen Frankreich abschickte, wurde dieser zwar in Bordeaux mit Frohlocken aufgenommen und vermochte die Gascogne zurückzugewinnen, aber alsbald erschien ein päpstlicher Legat, der alle Engländer mit dem Banne bedrohte, wenn sie Ludwig VIII.,

der das Kreuz gegen die Albigenser genommen hatte, in seinem „heiligen" Kriege stören würden. Der aufgedrungene Waffenstillstand war noch nicht abgelaufen, als Ludwig VIII. im 38. Lebensjahre zu Montpensier plötzlich starb (8. November 1226). Mehrfache Aufstände der französischen Großen gegen die Vormundschaft der verwitweten Königin Blanca erleichterten den Engländern die Unterwerfung von Poitou. Als aber Heinrich III. selbständiger König geworden war, wurde die Ohnmacht Englands bald so bedenklich, daß durch einen Friedensschluß zu Bordeaux 1243 ganz Poitou und die Insel Rhé an Frankreich verloren ging.

Sturz Huberts de Burgh (1233).

104. Der Beffroi von Bordeaux (14. Jahrhundert).

Als im 11. Jahrhundert die ersten städtischen Gemeinden sich bildeten, versammelten sich die Bürger auf den Ruf der Glocken, und zwar anfänglich zumeist der Kirchenglocken. Da aber die Geistlichkeit den Bestrebungen der Bürgerschaft zumeist abhold war, brachte diese an vielen Orten ihre Glocken über den Stadtthoren an, und wohlhabendere Städte gingen Ende des 12., Anfang des 13. Jahrhunderts daran, eigne Glockentürme zu errichten, die man beffrois nannte (das Wort bezeichnet eigentlich nur den Glockenstuhl). Sie bildeten gewissermaßen das Wahrzeichen der Freiheit der Stadt. Der aus zwei mächtigen Türmen bestehende Beffroi von Bordeaux ist architektonisch besonders bemerkenswert.

Obwohl Heinrich III. auf einem Konzilium der Barone zu Oxford im Januar 1227 — er war fast zwanzig Jahre alt — mündig gesprochen war, blieb die Regierung vorherrschend in den Händen des bewährten Großrichters Hubert de Burgh, den er inzwischen zum Grafen von Kent erhoben hatte. Allein täglich mehrte sich die Zahl der Neider und Feinde dieses energischen und klugen Mannes, und der König selbst, unbegabt und willensschwach, fürchtete ihn mehr, als er ihn liebte. Am meisten arbeiteten aber die Römlinge an seinem Sturze. Seitdem an die Stelle des friedfertigen Honorius III. der leidenschaftliche Gregor IX. getreten war, benutzten die Geistlichen fremder Zungen dieses als Lehen dem Papste untergebene England, um ihre Habgier zu befriedigen, indem sie sich nicht nur der einträglichsten Pfründen bemächtigten, sondern auch unter den verschiedensten Vorwänden Geld und Gold erpreßten und zusammenscharrten. Die Wut der Engländer führte sogar zu einer geheimen Verschwörung, deren Teilnehmer sich unter Führung des Ritters Robert von Twenge zur Aufgabe machten, den geistlichen Ausländern ihren Raub wieder abzunehmen. Als päpstliche Legaten ebenfalls beraubt, einer sogar ermordet wurde und Gregor IX. strenge Untersuchung verlangte, setzte Hubert de Burgh es durch, daß Robert vom Könige freigesprochen wurde. Bald darauf aber gelang es dem Nebenbuhler des treuverdienten Großrichters, dem Bischof Peter von Winchester, durch Beschuldigungen der niedrigsten Art jenen aus seinem Amte und aus dem Herzen des Königs zu verdrängen und sich selbst in der Gunst des schwachen Monarchen festzusetzen. Seines Amtes entsetzt und seinen Feinden

überlassen, wurde Hubert in Essex in seinem Bette überfallen, mußte im Hemde in die benachbarte Kirche flüchten und wurde hier an dem Altare ergriffen, trotzdem er mit einer Hand eine geweihte Hostie, mit der andern das Kruzifix erfaßt hatte. Wie ein gemeiner Verbrecher in Fesseln nach dem Tower abgeführt, wurde er vor das Gericht seiner persönlichen Hasser und Neider gestellt und als Hochverräter zum Tode verurteilt. Ohne sich zu verteidigen, appellierte er an die Gnade des Königs, der ihm das Leben schenkte, aber seine Besitzungen absprach und ihn unter die Obhut der Grafen von Cornwall, Pembroke und Lincoln stellte (1233).

Peter von Winchester und Richard von Pembroke.

Nach dem Sturze des mächtigen Ministers, des ersten, von welchem die Geschichte Englands zu berichten weiß, rief der König, beredet von dem französisch geborenen und gesinnten Peter von Roches, dem Bischof von Winchester, nicht weniger als 2000 Söldner aus der Bretagne und aus Poitou herbei und gab ihnen zum Teil gar einträgliche Ämter. Das kühne Auftreten Richards von Pembroke, eines Bruders des früheren Regenten, der an der Spitze zahlreicher Barone die Entlassung der Fremden vom Könige verlangte, beantwortete dieser damit, daß er sich durch den Papst von jeder Beachtung der Magna Charta, die er noch immer nicht bestätigt hatte, befreien und alle Adligen, die sich Pembrokes Protesten anschlossen, ihrer Lehen berauben und verbannen ließ, ohne jemals den Spruch ihrer Standesgenossen abzuwarten oder zu verlangen. Vergebens brauchte Pembroke sogar Gewalt gegen des Königs Person; er überfiel ihn am 11. November und beraubte ihn seiner Pferde und Wagen; bald darauf aber wurde er selbst eine Beute der Intrigen Peters. Von diesem aufgefordert, fielen die irischen Barone über seine Besitzungen her und ließen ihn, als er im April 1234 schwer verwundet in Gefangenschaft geriet, durch den Arzt umbringen, da seine Wunde nicht tödlich war.

Peters Sturz. Des Königs Heirat (1236).

Kurze Zeit danach kam es aber am Hofe doch zu einer unerwarteten Wendung. Durch den neuen Erzbischof von Canterbury, Edmund Rich, der mit der Mehrzahl des Klerus fest zu der Verfassung stand, wurden dem schwachen Monarchen, der selber über die Mißwirtschaft der Fremden zu erschrecken anfing und den Tod Pembrokes aufrichtig beklagte, die Augen geöffnet, so daß er die große Gefahr erkannte, in welche er durch die willenlose Hingabe an die Ausländer geraten war. Er nahm Hubert de Burgh wieder zu Gnaden an, verstieß Peter von seiner Seite, so daß dieser einstweilen nach Italien ging, dann aber die vier letzten Jahre seines Lebens noch ungehindert, jedoch ohne politischen Einfluß, sein Bistum verwaltete, und schien die ernste Absicht zu haben, sich mit den Häuptern der nationalen Partei, ja mit dem ganzen Volke auszusöhnen. Als eine wahrhafte Friedensfeier erschien seine pomphafte Hochzeit mit Eleonore, der zweiten Tochter des Grafen Raimund Berengar von der Provence im Januar 1236. Wie er ein Jahr zuvor (1235) durch seine Schwester Isabella zum Schwager von Friedrich II. geworden war, so wurde er auch zum Schwager von Ludwig IX. von Frankreich, als dieser sich einige Jahre später mit einer jüngeren Tochter des Grafen von Provence vermählte.

In dieser kurzen Zeit des Friedens mit den Großen des Reiches kam auf einem Hoftage zu Merton (1236) ein nicht unwichtiges Rechtsgesetz zustande, welches von der späteren Jurisprudenz als das älteste „Parlamentsstatut" angesehen wurde.

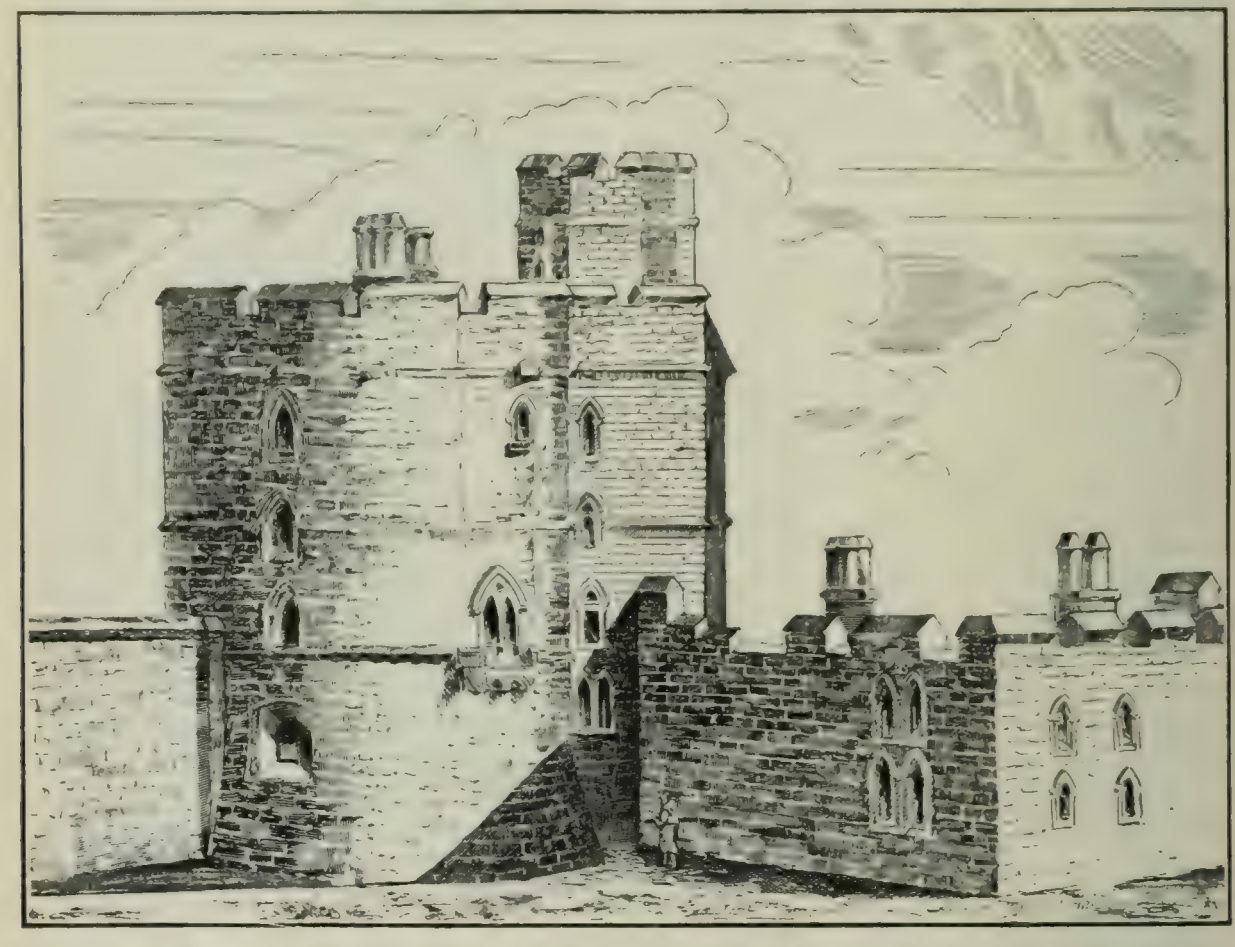
Französische Günstlinge. Päpstliche Erpressungen.

Des Königs Leichtsinn, Eitelkeit und Willensschwäche ließen den Frieden nicht dauernd werden. Mit der jungen Königin strömten viele fremde Glücksritter in das Land, junge Leute ohne Freude an der Arbeit, voll Habgier und Vergnügungssucht. Mehrere Brüder der jungen Königin Eleonore benutzten ihren Einfluß am Hofe zur Ausbeutung der Schwächen und der Freigebigkeit ihres königlichen Schwagers. Ihre Landsleute, scharenweise den König umschwärmend und sich in seine Gunst einschmeichelnd, nährten in ihm den Hang zu verschwenderischem Leben. Fremde Pfaffen und ausländische Adlige überboten sich in Aussaugung des Landes und reichten sich die Hand, um ihre selbstsüchtigen Zwecke auf Kosten der Rechte des Volkes zu erreichen. Unter Innocenz IV. (1243—54) stieg der Druck am höchsten, da dieser Papst nach Verlegung seines Sitzes in die Stadt Lyon infolge seiner ewigen Geldnot stets neue

Kirchensteuern plante, die Hälfte aller Benefizien beanspruchte, den Ertrag erledigter Pfründen und das Vermögen aller ohne Testament verstorbenen Geistlichen forderte und sich sogar nicht scheute, durch den König selbst — unter dem Vorwande, einen Kreuzzug vorzubereiten — von der englischen Geistlichkeit einen Zehnten für sich erheben zu lassen. Alle Klagen verhallten wirkungslos, denn den ebenso schwachen wie eitlen König wußte Innocenz durch schöne Worte und Versprechungen zum Helfershelfer zu machen. Es gewann den Anschein, als sei England samt seinen Reichtümern nur dazu da, um den päpstlichen Säckel zu füllen.

Der König beschwört die Magna charta. Das erste Parliamentum.

Auch die hohen Summen, welche die Prachtliebe des Hofes, sowie die Kämpfe in Wales und Gascogne verschlangen, wurden zwar bewilligt, aber nur um den Preis erweiterter Rechte oder doch Zusagen. Wiederholt hatten die Barone darauf gedrungen, daß bei Besetzung hoher Staatsstellen, wie der des Kanzlers, des Oberrichters u. a. m., Rücksicht auf ihre Wünsche und auf die englische Nationalität genommen werde, ohne



105. Turm am Schlosse von Windsor in seinem gegenwärtigen Zustande, erbaut von Heinrich III.

daß sich der König daran gekehrt hätte. Als er nun 1250 zur Vermählung seiner ältesten Tochter mit dem Könige von Schottland die nötigen Mittel erbat, bewilligten sie nur den allergeringsten nach der Charta vorgeschriebenen Betrag und verlangten, als er Hilfsgelder zu einem Kreuzzuge begehrte, zuvor die feierliche Bestätigung aller durch die Magna Charta verbrieften Freiheiten. Auf die anfängliche Weigerung Heinrichs trat der patriotische Erzbischof von Canterbury, Edmund Rich, vor und sprach die Exkommunikation gegen alle diejenigen aus, welche die Landesfreiheiten verletzen würden. Als er geendigt, warfen alle Geistlichen seines Gefolges ihre Fackeln zu Boden mit dem Rufe: „Mögen die Seelen derjenigen, die sich gegen diesen Spruch erheben, in der Hölle verlöschen, wie diese Fackeln!“ Hierdurch eingeschüchtert, leistete Heinrich den Schwur auf den Freiheitsbrief. — Wenige Jahre später wurde eine große Versammlung zu London, die wieder einmal berufen war, Hilfsgelder zu bewilligen, und zwar zu einem Kriege gegen Wales, zum erstenmal von den Geschicht-

schreibern als Parliamentum bezeichnet, ein Wort, welches, lange Zeit neben den älteren, Concilium, Colloquium, Curia, einhergehend, später alle andern Namen verdrängt hat.

Simon von Montfort, Graf von Leicester.

Die immerwährenden Brandschatzungen durch den König, die fremden Höflinge, die Legaten des Papstes nahmen trotz des Eides auf die Magna Charta kein Ende. Im ganzen Lande klagte man über ungesetzliche Auflagen, die Städte, vor allem London, die Juden, zumeist die Barone. Unter den letzteren ragte an Geist und Willenskraft der Schwager des Königs, Graf Simon von Montfort, der Sohn des bekannten Kreuzfahrers, seit dem Tode seiner Mutter zugleich Graf von Leicester, weit hervor. Jahrelang hatte er als des Königs Statthalter die widerspenstigen Barone der Gascogne im Zaume gehalten. Als man ihn 1252 verdächtigte und durch Eduard, den ältesten Sohn des Königs, ersetzte, begab er sich verbittert und trotzig an den Hof des französischen Königs. Allein, als gleich darauf der König von Kastilien sich der Gascogne bemächtigen wollte und König Heinrich durch erneute Beschwörung der Magna Charta die nötigen Mittel vom Parlamente erlangt hatte, um die Gascogne zurückzuerobern und Alfons zum Frieden zu zwingen (1254), kehrte auch Simon wieder in die Heimat zurück.

Der Papst belehnt den Prinzen Edmund mit Sizilien.

Inzwischen hatte der Papst ein vortreffliches Mittel gefunden, den König Heinrich für den Verlust vieler Besitzungen in Frankreich und für die großen Geldzahlungen nach Lyon in einer scheinbar großartigen Weise zu entschädigen, indem er ihm für seinen zweiten Sohn Edmund die Königskrone von Sizilien antrug. Der Tod des Papstes (1254) schuf hierin keine Wandlung, da auch sein Nachfolger Alexander IV. das englische Geld, es handelte sich zunächst um 135541 Pfund Sterling (gegen 5 Millionen deutsche Reichsmark), für ebenso begehrenswert hielt wie jener. Die Not wurde dadurch täglich schlimmer. Während italienische Wechsler geschäftig waren, das Geld von Kirchen, Klöstern und Laien einzutreiben, wurde der Notstand noch durch Mißwachs und Hungersnot in den Jahren 1257 und 1258 täglich größer, zumal der wohlhabendste Mann im Lande, Richard von Cornwallis, der Bruder des Königs, seine Millionen für den eitlen Schimmer der deutschen Königskrone in das Ausland schickte. Vergebens hoffte der König das Parlament zur Bewilligung neuer Summen zu bewegen, indem er seinen Sohn Edmund, ausgeputzt als einen vornehmen Sizilianer, ihm vorstellte und die außerordentliche Ehre pries, die ihm durch die Gnade des heiligen Vaters zu teil werden solle. Die Barone blieben fest bei ihrer Geldverweigerung, die Geistlichen bewilligten für neue Verheißungen unverbrüchlicher Beobachtung der Charte ein wenig Geld, aber drei Wochen später versagten beide Stände jede weitere Unterstützung, es sei denn, daß der König die Reichsverwaltung gründlich reformieren wolle. Am 11. Juni 1258 versammelten sich in Oxford die Prälaten und Grafen mit nahezu 100 Baronen — später das „tolle Parlament“ genannt — und ernannten einen Ausschuß von 12 Mitgliedern, welche mit 12 vom König ernannten Räten zusammentreten sollten, um eine Regierungsbehörde, gewissermaßen ein Reichsministerium, von 15 Personen auszuwählen, denen die Führung der Staatsgeschäfte zu übertragen sei. Diese Behörde, zum größeren Teil aus Baronen bestehend, nur drei Bischöfe und acht Grafen waren dabei, vertrieb wohl die Günstlinge des Königs, selbst nahe Verwandte desselben, begünstigte aber die eigne Partei mehr als erlaubt war und legte dadurch den Grund zur Entzweiung. Dennoch mußte der König, aller Macht entkleidet, ihren Anordnungen, den sogenannten Provisionen von Oxford, durch einen feierlichen Eid zustimmen, die königlichen Burgen den ausländischen Besitzern entreißen und in die jährlich dreimalige Berufung der vom Parlament gewählten Vertreter willigen, damit über Reichsangelegenheiten beraten werden könnte. Als Simon von Montfort an der Seite des schwachen Königs von Burg zu Burg zog, um die Fremdlinge zu verjagen, wurde er von allen, selbst vom niederen Volke und den Landleuten, von Angelsachsen wie Normannen, mit Jubel begrüßt als der Befreier von jedem Druck, als der Verteidiger der nationalen Unabhängigkeit. Selbst Richard von Cornwallis, den die Geldnot eben aus seinem „deutschen

Die Provisionen von Oxford (1258).

Königtum" zur Heimkehr zwang, durfte nicht eher landen, bis er seine Anerkennung der Oxforder Provisionen ausgesprochen hatte.

Vergebliche Versuche des Königs, sich von dem Einflusse der Barone zu befreien.

Als Simon von Montfort mit königlicher Vollmacht 1259 mit Frankreich den Frieden von Abbeville geschlossen hatte, durch welchen Guienne England erhalten, Perigord, Limoges und Cahors zurückgegeben wurden, erschien Heinrich bei Ludwig IX., wurde über ein Jahr lang freundschaftlichst aufgenommen, vermochte ihn aber nicht, wie er wünschte, zur Hilfe gegen seine Barone zu bewegen. Viel bereitwilliger zeigte sich Alexander IV., der ihn von dem „erzwungenen" Eide auf „gewisse" Statuten durch eine Bulle entband. Von jetzt an gebärdete sich Heinrich wieder als unumschränkter Herr und erklärte dies öffentlich in einer Proklamation. Da hielt Simon von Leicester den entscheidenden Augenblick für gekommen, zumal sein bisheriger Gegner Richard von Gloucester, der einflußreichste Mann im Lande, gestorben war. Er stellte sich kühn an die Spitze des erschreckten und zornigen Volkes. Während Heinrich, der eine letzte Aufforderung, die Provisionen wieder zu bestätigen, keck abgewiesen hatte, im Westen, zusammen mit seinem Sohne Eduard, beschäftigt war, sowohl einen Aufstand in Wales niederzukämpfen, als auch die Gegner seiner unbeschränkten Machtfülle niederzukämpfen, wandte sich Simon nach dem Süden, besetzte Dover und hielt am 15. Juli 1263 unter dem Jubel des Volkes seinen Einzug in die City von London. Abermals gab der schwache König nach, befahl, die Burgen auszuliefern, bestätigte selbst von neuem die Provisionen und brachte auch seinen Sohn Eduard dahin, am 9. September sich vor einem Parlament eidlich dazu zu bekennen.

Ludwig IX. von Frankreich erklärt die Oxforder Provisionen für ungültig.

Kaum fühlte sich aber der König, der die Treulosigkeit, wie es schien, von seinem Vater geerbt hatte, annähernd wieder Herr seines Willens, so begab er sich zu König Ludwig von Frankreich, um dessen Urteilsspruch zu erlangen; offenbar in dem festen Glauben an die weltbekannte Gerechtigkeit und Frömmigkeit dieses Monarchen hatte ein großer Teil der Geistlichkeit wie des Adels dieser Absicht zugestimmt. Es wird immer unerklärlich bleiben, was diesen edelsten Monarchen des Jahrhunderts bestimmt hat, in einer feierlichen Versammlung zu Amiens im Januar 1264 nach sorgfältiger Prüfung jene Statuten für ungültig zu erklären, die Rückberufung der verbannten Ausländer zu verlangen und dem Könige ausdrücklich das Recht zuzusprechen, sie wieder in seinen Rat aufzunehmen.

Schlacht bei Lewes.

Bestürzt über diese unerwartete Entscheidung blieb Simon und seine Partei, jetzt freilich widerrechtlich, entschlossen, sich dem Könige mit Gewalt zu widersetzen. Um dem kühnen Emporkömmling die Gunst der Hauptstadt zu entwinden, begab sich der König mit seiner Gemahlin Eleonore dorthin, geriet aber fast in Lebensgefahr durch Steinwürfe und Wutausbrüche, so daß er hinter den Mauern von Windsor Schutz suchen und Simon den Tower überlassen mußte. Wohl gelang es ihm, bei Northampton einen Sieg zu erringen; dagegen wurde er in der Schlacht bei Lewes (am Flusse Ouse) von dem kriegsgeübten Gegner vollkommen geschlagen (14. Mai 1264) und mitsamt seinem königlichen Bruder Richard und dessen Sohn Heinrich gefangen genommen. Nur gegen die Auslieferung des Kronprinzen Eduard, der nun mit seinem Vetter Heinrich zusammen in Haft blieb, und durch nochmalige Bestätigung der Provisionen erlangten die beiden Könige ihre Freiheit, aber freilich noch lange nicht ihre Macht wieder.

Montforts Herrschaft und Ende (1265).

Simon von Montfort war nun Regent und Protektor, um so mehr, als der Versuch der Königin, ihren Gemahl durch ein in Frankreich geworbenes Heer zu befreien, schnell zu Schanden wurde, da sie nicht einmal den Sold zu zahlen vermochte. Dennoch wurde es Montfort bald klar, daß der junge Prinz, den er als Geisel bei sich hatte, in großer Gunst bei der ganzen Nation stand. Seiner richtigen Erkenntnis, daß der einzige Damm gegen das despotische Königtum und das habsüchtige Papsttum in der Einigung aller Stände des Reiches auf Grund ihrer gemeinsamen Interessen beruhe, verdankt England die festere Form seiner Verfassung; man bezeichnet ihn deshalb als den „Schöpfer des Hauses der Gemeinen". Er berief zum Januar 1265 ein Parlament nach London, zu welchem außer den üblichen Ladungen

die Sheriffs aufgefordert wurden, auch zwei Ritter aus jeder Grafschaft, je zwei Bürger aus einer Anzahl Städte und je vier Männer aus den fünf großen Hafenstädten einzusenden. Zum erstenmal erschienen hier Vertreter der ländlichen und der städtischen Bürgerbevölkerung, zum auffallenden Zeugnis, welche Bedeutung dieser Stand im Laufe der Zeit gewonnen, und wie sehr anderseits die Bedeutung der stets hadernden und selbstsüchtigen Oberstände herabgekommen war. Durch einen Vertrag zwischen König und Parlament wurde zwar die Freilassung der Geiseln bestimmt, doch Prinz Eduard, da man ihm nicht traute, in der Begleitung des Grafen Simon von Leicester festgehalten. Kaum sah er aber die Partei des großen Volkshelden durch den Abfall eines mächtigen Genossen, Gilberts von Gloucester, geschwächt, so entfloh er und rief seine zahlreichen Anhänger in die Waffen, um den Vater zu befreien. Schon am 1. August 1265 wurde Simons gleichnamiger Sohn bei dem Schlosse Kenilworth mit seinem Londoner Aufgebote überfallen und zur Flucht genötigt, wenige Tage später, am 4. August bei Evesham, traf er selbst südlich von

106. Kampf zwischen Rittern (13. Jahrhundert).

Miniatur in einer Handschrift des Britischen Museums zu London.

Beide sind gepanzert vom Fuß bis zum Kopf und tragen den für jene Zeit charakteristischen Topfhelm. Der eine trägt auf letzterem eine Krone und einen Fächerkamm. Die Schilde haben die alte normannische Form, sind aber viel kleiner. Die Rosse scheinen hier keinen besonderen Schutz zu haben; doch war ein solcher wohl zumeist gebräuchlich. (Nach Hewitt.)

Worcester mit dem Sieger von Kenilworth, mit dem Prinzen Eduard, zusammen und erlag, wie zu erwarten war, der Übermacht. Er selber suchte und fand den Heldentod auf dem Schlachtfelde. Obwohl die Feinde seine Leiche schändeten, wallfahrtete später das Volk zu seinem Grabe wie zu dem eines Heiligen. Dennoch hatte er nur zur Befriedigung seines unruhigen Ehrgeizes dem Volke zu einer Machtstellung verholfen, die ihm seitdem verblieben ist.

Heinrichs III. letzte Regierungsjahre und Tod.

Der nächste Gedanke des schwachen Siegers war natürlich der der Rache. Selbst ein Parlament zu Winchester wurde soweit geängstigt, daß es alle Anhänger Simons ächtete und alle Regierungshandlungen seit der Schlacht bei Lewes vernichtete. London büßte seinen Abfall mit 20000 Mark. Nur die Burg Kenilworth, aus der Simon von Montfort, der Sohn, nach Frankreich geeilt war, um Verstärkungen herbeizuholen, widerstand dem königlichen Heere und spottete des päpstlichen Legaten, der den Besatzungstruppen Buße predigte und den Bann androhte. Erst am 20. Dezember ergab sie sich, da ihr Anführer noch immer ausblieb. So dauerten die Stürme des Bürgerkriegs und die Ausbrüche der Parteiwut noch einige Jahre, so daß das Land an den

Rand des Verderbens gebracht wurde. Da gelang es den Bemühungen des Grafen von Gloucester, den König zur Annahme eines Vergleichs im Juni 1267 zu bewegen, den dieser, wie es scheint, selbst erschüttert und erschreckt durch die furchtbare Verwüstung im Lande, während der letzten fünf Jahre seiner Regierung und seines Lebens wirklich offen und ehrlich gehalten hat. Er stellte die Verfassung wieder her, er rief die Geächteten zurück, er übte Gerechtigkeit in der Verwaltung und in der Rechtspflege, verdammte den Zweikampf und berief zwar die Vertreter der Grafschaften und Städte zunächst nicht mehr, that aber auch nichts dagegen, daß von nun an die Vorstellung einer vollständigen Volksvertretung immer wieder an das Parlament von 1265 anknüpfte. Der dauernde Friede mit Frankreich bezeugte sich auch dadurch, daß der englische Kronprinz den frommen König Ludwig IX. auf dem Kreuzzug begleitete, von dem dieser nicht wiederkehrte. Er war noch unterwegs, als sein alter und kranker Vater am 16. November 1272 verschied. Die Westminsterabtei, das edelste Denkmal seines unedlen Lebens, nahm seine Gebeine auf.

Schwachen Geistes, jedes selbständigen Handelns unfähig, von jedem Schmeichler abhängig, in seinen Entschlüssen wandelbar, mit Gunst und Geld verschwenderisch, ließ er seine Regierungszeit zu einer wahren Leidenszeit der englischen Nation werden. Allein aus diesem tiefen Dunkel leuchtete doch bis in die spätere Zeit hinein, wenn auch erst in unbestimmten Umrissen das unschätzbare Gut einer auf gleichem Rechte und gleichen Pflichten beruhenden freien Staatsverfassung.

Schottland.

Schottlands verschiedene Bevölkerung.

Wie in allen Gebirgsländern war auch in der wunderbar schönen, durch ihre wildreichen Eichenwaldungen, ihre Thäler und ihre Seen wie durch ihre dichten Nebel berühmten schottischen Halbinsel die Bevölkerung durch einen ganz besonderen Hang zur Selbständigkeit und Unbotmäßigkeit ausgezeichnet. Die Mischung des von Irland herübergekommenen keltischen Elementes mit seinen uralten Sitten und Sagen, seinen Dichtungen und Gesängen, mit dem von Süden eindringenden, erst angelsächsischen, dann normannischen Elemente mit seiner reichen wissenschaftlichen, römisch-christlichen Bildung, gab beständig Anstoß zu Zwiespalt und Blutvergießen.

Einführung des Lehnswesens.

Vor allem war der Kampf gegen das größere und mächtigere Englische Reich ein unaufhörlicher, obwohl das Unterliegen unmöglich für immer abzuwehren war. Bei dem Tode Malcolms III. (s. Bd. 3, S. 592) war die Südgrenze zwischen beiden Reichen, deren Vereinigung doch nur eine Frage der Zeit sein konnte, der heutigen fast gleich: Solway-Firth, Cheviotgebirge und der Fluß Tweed. Obwohl der König fünf Söhne hatte, erschien bei seinem Tode keiner regierungsfähig, und sein Bruder Donald, ein eifriger Feind aller Engländer, bemächtigte sich des Throns, da der älteste Sohn mit dem Vater zusammen in der Schlacht gefallen, der zweite und dritte in den Händen des englischen Königs Wilhelm II. waren. Bedeutsam wird erst nach Donalds Tode (1097) und nach dem Alexanders I. die Regierung Davids I. (1124—1153), welcher das normannische Feudalwesen in aller Form in Südschottland einbürgerte, so daß von jetzt an jener mächtige und kriegerische schottische Lehnsadel aufkam, der, gestützt auf seine tapferen Leibeigenen und verbunden mit der aus seinem Kreise hervorgegangenen höheren Geistlichkeit, den Königen dauernd zu schaffen machte, von seinen festen Burgen aus die ruhige Entwickelung der Städte und des Landbaues störte und das Fehdewesen des dunklen Mittelalters in Schottland bis in die helleren Zeiten des 16. und 17. Jahrhunderts ständig machte.

Davids Vordringen in England.

Mit großem Geschick benutzte der kriegslustige und kriegsfähige König David den traurigen Bürgerkrieg, der seit dem Tode Heinrichs I. in England wütete, indem er alles Land um Carlisle und Alnwick verwüstete und bis Newcastle vordrang. Im Besitze der Grafschaft Cumbrien und Northumberland durfte er die stolze Hoffnung hegen, die ganze Insel in seiner Hand zu vereinigen und König von England zu werden, als sein Tod (1153) und bald darauf (1154) die Thronbesteigung des wackeren Heinrichs II. dem Siegeslauf der Schotten ein Ende machten. Davids Enkel und, da

sein einziger Sohn ein Jahr vor ihm ins Grab gesunken war, sein Nachfolger, Malcolm IV. (1153—1165), mußte nach schweren Niederlagen Newcastle, Carlisle, Northumberland, Cumberland und Westmoreland wieder abtreten und für die Grafschaft Huntingdon den Lehnseid leisten.

Wilhelm der Löwe und Alexander II.

Sein Bruder und Nachfolger Wilhelm der Löwe (1165—1214) ließ sich zwar von dem abtrünnigen Sohne des englischen Königs, dem Prinzen Heinrich, für seine Hilfe Northumberland bis zum Tyne zusichern, wurde aber 1174 bei Alnwick gänzlich geschlagen und sogar gefangen genommen. Nur durch die demütige Anerkennung der englischen Lehnshoheit erhielt er 1175 von Heinrich II. die Freiheit und die Krone wieder. Wenn er auch durch den unberechenbaren Abenteurer Richard I. sich mit 1000 Mark Silber von der Lehnspflicht wieder loskaufte (s. S. 190), so wurde diese ihm doch 1209 von neuem aufgezwungen, als sein Versuch scheiterte, sich in die Streitigkeiten der englischen Barone mit König Johann einzumischen. Er verpflichtete sich zur Zahlung einer beträchtlichen Geldsumme, sandte seine beiden Töchter an den Hof der englischen Königin und stellte in nicht unbedeutender Zahl Söhne aus hervorragenden schottischen Familien als Geiseln. Sein Sohn und Nachfolger Alexander II. (1214—1249) ging fast ganz denselben Weg. Im Bunde mit den aufständischen Baronen und dem französischen Kronprinzen Ludwig drang er 1216 bis nach Dover vor, wurde jedoch im folgenden Jahre schon durch den englischen Reichsverweser Pembroke gänzlich zurückgeworfen und zur Leistung des Lehnseides vor Heinrich III. genötigt. Vier Jahre später befestigte er die Freundschaft mit diesem Könige durch Vermählung (1221) mit dessen Schwester Johanna.

Alexander III., der letzte aus dem Hause Kenneth, erwirbt Man und die Hebriden.

Auch sein Sohn Alexander III. (1249—86) suchte dieses friedliche Verhältnis mit dem Nachbarlande nach Möglichkeit aufrecht zu erhalten. Auch er verheiratete sich (1250) mit einer englischen Prinzessin, mit Margarete, der Tochter Heinrichs III., und richtete seine Neigung zur Erweiterung seines Besitzes nach einer andern Seite. Längst hatten sich seine fehdelustigen Häuptlinge mit den Waffen in der Hand hin und wieder gegen die normannischen Kolonisten gewandt, welche sich auf den Hebriden und der Insel Man angesiedelt hatten. Als diese sich in ihrer Not an ihren Schutzherrn, den greisen König Hakon von Norwegen, wandten, erschien derselbe mit einer nicht unbedeutenden Flotte an der schottischen Küste, wurde aber bei Largs 1264 vollkommen geschlagen und zur Flucht nach den Hebriden genötigt, wo er alsbald erkrankte und starb (Dezember 1264). Hakons Sohn und Nachfolger Magnus schloß 1266 mit Alexander III. einen Vertrag, durch den er für eine jährliche Tributzahlung von 100 Mark Silber die Hoheitsrechte über Man und die Hebriden an die schottische Krone abtrat und durch Verheiratung seines Sohnes Erich mit Alexanders junger Tochter Margarete das Freundschaftsverhältnis noch befestigte. Als Alexander III. 1286 aus dem Leben schied, waren ihm seine drei Kinder im Tode vorausgegangen, so daß der Mannsstamm des Hauses Kenneth, welches 450 Jahre geherrscht hatte, erlosch.

Kulturleben Englands im 12. und 13. Jahrhundert.

Verschmelzung der Volksstämme.

Der harmonische Schlußakkord, mit welchem die Geschichte Englands in diesem Zeitraume ausklingt, war eine Folge der Verschmelzung der verschiedenen Nationalitäten, die im Laufe der letzten beiden Jahrhunderte zustande gekommen war. Das Gemeindeleben hatte durch viele Verheiratungen der Sachsen und Normannen (Angli und Francigenae) einen mehr gleichmäßigen Charakter bekommen. Es hatte sich ein „insulares Volkstum" gebildet, das seit der Abtrennung der Normandie am Ende dieses Zeitraumes vollkommen eigenartig wurde. In diesem erscheint das angelsächsische Element nicht nur durch seine Zahl, sondern vor allem durch seinen Charakter überwiegend. Der sittliche Ernst, das fromme Familienleben der Angelsachsen erscheinen von jetzt an mächtiger auf der ganzen Insel als das blendende, bewegliche, phantastische Wesen der fränkischen Normannen. Während auf dem Festlande der romanisierte Kelte sich neben dem Romanen zu dem prunkvollen Hofe und seinen Festen drängte,

hatte der angelsächsische Bauer jeder Verführung widerstanden und blieb lieber daheim auf seinem einfachen Gehöfte. Wie die geschmeidigen Normannen auf dem Boden Frankreichs so schnell die Sprache ihrer Frauen angenommen hatten, daß der dritte

107. Morrisdance (Mohrentanz), um 1340. Nach der Miniatur in einer Handschrift der Bibl. Bodleiana.

Der Mohrentanz war ein alter, eigenartiger, in England ehemals außerordentlich beliebter Frühlingsschwerttanz, der zumal am 1. Mai von jungen Leuten oder Fahrenden aufgeführt wurde. In manchen Gegenden hat man bis vor kurzem daran festgehalten.

Herzog der Normandie Mühe hatte, einen der normannischen Sprache vollkommen mächtigen Lehrer für seinen Sohn aufzutreiben, so bequemten sich die jetzt französierten Normannen in England mehr und mehr zur Annahme der angelsächsischen Sprache. Es ist bekannt, daß das heutige Englisch nicht ein Zehntel seiner Worte, das englische Vaterunser nur drei Worte aus dem Französischen übernommen hat. Bedeutsamer noch erscheint, daß jene Verschmelzung der germanischen Nüchternheit und Tüchtigkeit mit der französischen Anmut und Leichtigkeit das englische Wesen in der Litteratur wie im Handel und Wandel zur edelsten Blüte gebracht hat.

Die keltischen Barden und ihre Sagen.

Unter den volkreichen keltischen Stämmen, die zuerst von den Römern und dann von den Angelsachsen in die unzugänglichen Gebirge von Westengland, von Hochschottland, auf die irische Insel und nach Armorica (Bretagne) zurückgedrängt wurden, hatte sich von dem priesterlichen Druidenstande der Sängerstand der Barden abgezweigt, welche als Clans-, Haus- und Wanderbarden ihre uralten Überlieferungen bewahrten und verbreiteten, bis sie aus England durch Eduard I. verdrängt wurden, in Schottland erst nach der Schlacht bei Culloden (1746) verschwanden. Ihre Blütezeit war das sechste Jahrhundert, und Wales kannte sie noch lange als eine geschlossene Zunft. In der Bretagne erhielten sich noch weit über die Zeit des Christentums hinaus ihre alten Gesänge, welche in elegischer Form das nationale Unglück der Vergewaltigung durch die Römer, die Angelsachsen und die französischen Normannen beklagten. Durch Anpassung an die Ideen des herrschenden Christentums wurden ihre Sagen von dem Sänger und Zauberer Merlin, von dem Idealkönig Arthur oder Artus, und von dem heiligen Gral bis zu jener Verworrenheit und mystischen Rätselhaftigkeit umgestaltet, in der sie den französischen Trouvères und den deutschen Epikern einen willkommenen Stoff darboten.

108. Frau und Jüngling Brett spielend (Anfang des 14. Jahrhunderts).

Nach der Miniatur in einer Handschrift des Britischen Museums zu London.

Als die Normannen England eroberten, nahmen viele Krieger aus der Bretagne an dem Eroberungszuge teil, da sie den Kampf gegen die Angelsachsen als einen Rache- und Vergeltungskrieg betrachteten. Sofort gewann auch die poetische Sagengeschichte des Mönchs Nennius ein erhöhtes Interesse, wurde durch Walter, den Archidiakonus von Oxford, in einer bretonischen Handschrift aus Armorica nach England gebracht und auf Anordnung des Grafen Robert von Gloucester (gest. 1147) durch Gottfried von Monmouth ins Lateinische übersetzt. Diese lateinische Chronik Gottfrieds ist seitdem zur Hauptquelle der britischen Sagengeschichte geworden, und der Name Artus, der in den älteren Sagen hinter andern Königsnamen zurückstand, trat jetzt so sehr in den Vordergrund, daß er zum Mittelpunkt der ganzen Heldensage wurde. Auch die nationalen Hoffnungen der Waliser wurden aufs neue belebt; im Süden zog der alte Rhys ab Tewdor aus der Bretagne ein, im Norden gründete Gruffyd eine heimische Dynastie, die lange eine gewisse Selbständigkeit behauptete. Dieses Erwachen des nationalen Bewußtseins der Briten förderte in hohem Grade die Wiederbelebung der Volkstradition und des Volksgesanges. Die Lieder von Arthur und seiner Tafelrunde, welche der alte Rhys aus der Bretagne mitgebracht hatte, fanden einen günstigen Boden, und man bekräftigte sogar den Volksaberglauben, daß der alte Sagenkönig wieder auferstehen werde, um die Seinen zum siegreichen Kampfe zu führen.

Die Quelle der keltischen Artus- und Gralsage.

An den Höfen der Walliser Häuptlinge versammelten sich die Barden und stritten um den Preis „wie zu Arthurs Zeit". Selbst die englischen Könige aus dem Hause Anjou ergötzten sich an dem Werke eines Richard Wace, welcher die britische Chronik des Gottfried von Monmouth in normannische Reime übertrug und derselben durch die Schilderung von Waffen, Kleidern und Festen einen glänzenderen Aufputz gab. Auch fügte er als Ergänzung in dem Romane de Rou (Rollo) eine dichterische Geschichte der Normannen hinzu (1160). Zu gleicher

109. Minstrels auf einer (wohl von der dortigen Minstrels-gild gestifteten) Säule.

Skulptur in der Marienkirche zu Beverley, die unter Heinrich VI. erbaut wurde. Der Mann mit dem Schwerte ist wahrscheinlich der Aldermann der Gilde, er bläst auf einer Flöte oder Oboe; die andern Instrumente sind Zither, Violine, Trommel und Pfeife.

Zeit gingen die Sagen von Robert dem Teufel mit ihrem finsteren, gespenstischen Charakter in die größeren und verbreiteteren Fabelkreise über. Von besonderem Einfluß auf die Entwickelung der Poesie aber war es, daß Heinrich II. zugleich über einen großen Teil von Nord- und Südfrankreich herrschte. An seinem Hofe fanden sich Dichter aus der Provence, aus Flandern und der Normandie zusammen und teilten einander die alten Überlieferungen wie die neuen Schöpfungen mit. So wurde in der Zeit König Richards das Epos von Artus zum Rahmen für alle Thaten und Gefühle des weltlichen Rittertums. Allein bald begnügte man sich nicht damit, hohe Geburt, Stärke, Tapferkeit, Thätigkeit, Treue gegen den Fürsten als die unerläßlichen Bedingungen der Aufnahme in die Ritterschaft an Arthurs Tafelrunde zu schildern, wo ein Leben voll heiterer Geselligkeit im Dienste der Liebe und der Frauen und im Genusse des erworbenen Waffenruhmes winkte, es mußte vielmehr zu den Kriegsthaten und dem Minnedienst noch ein drittes Element, das christlich-religiöse, hinzutreten. Dieses schuf die bretonische Dichtung in der Sage vom heiligen Gral — jener kostbaren, wunderthätigen Schale, deren sich Christus beim letzten Abendmahl bedient und in der Joseph von Arimathia bei der Kreuzigung das Blut des Erlösers aufgefangen haben soll, daher sie (wie man früher das Wort deutete, mit Rücksicht auf die königliche Würde Christi, sanguis regalis, Sang réal, saint Graal) nach dem provençalischen Worte „Gragal", d. h. Schale genannt wurde — dessen Hüter nur aus den Rittern der Tafelrunde gewählt wurden. Aus der Arthur- und Gralsage entwickelten sich die Erzählungen und Dichtungen von Lanzelot, Tristan und Isolt, Parzival (mit dem keltischen Namen: Peredur, d. h. „Sucher des Beckens", der Schüssel, des Gral, auf keltisch per.), Lohengrin, Percevorest u. a., die in verschiedenen Formen und Ausschmückungen, besonders in Frankreich und Deutschland ihren dichterischen Widerhall fanden.

So ging der zur Heldensage und zum Märchen gewordene Mythus der Kelten in die romanische und germanische Poesie ein; wir finden dieselben Stoffe in Nord- und Südfrankreich, in England und Deutschland, in Skandinavien und Italien, ja selbst in Griechenland vielfältig wiederholt.

Die angelsächsische Litteratur.

Die angelsächsische Litteratur ist weit ärmer an Stoffen, da die Sachsen ihre Stammsagen geradezu vernachlässigten und sich frühzeitig und herzlich dem Christentum hingaben. Die älteste hervorragende Dichtung in angelsächsischer Sprache ist denn auch geistlichen Inhalts. Der Klosterdiener, später Mönch, Cädmon, im northumbrischen Kloster Whitby, in dem er etwa um 680 verstarb, dichtete außer frommen Liedern ein umfangreiches Gedicht von Hölle und Himmel, von Lucifer und Christus.

Von weltlichen Stoffen erscheinen außer zwei Schlachtenschilderungen, deren Inhalt nicht genau mit der Geschichte vereinbart werden kann, in der langen Zeit von sechs Jahrhunderten nur eingewanderte Sagen von anderen Stämmen dichterisch behandelt. So gibt es nicht unbedeutende Reste eines angelsächsischen Liedes über Walter von Aquitanien und ein umfangreiches Epos (von mehr als sechstausend Zeilen), Beowulf, dessen Stoff wahrscheinlich von den Dänen in das Land gebracht ist. Alle diese Gedichte sind allitterierend in trochäischen oder daktylischen Accentversen abgefaßt mit vier bis sechs Hebungen in der Zeile.

Reicher war die Prosalitteratur der Angelsachsen. Sie brachte meistens Übersetzungen aus dem Lateinischen, mit selbständigen Einschaltungen oder Zusätzen. Der „ehrwürdige" (venerabilis) Beda (672—735), ein gelehrter Mönch, schrieb nicht nur eine Kirchengeschichte Englands in lateinischer Sprache, sondern übertrug auch das Evangelium Johannis in das Angelsächsische. Noch eifriger war der König Alfred (871—901), der Boethius' Schrift „über den Trost der Philosophie" frei übersetzte und die Geistlichen seiner Umgebung zur Übertragung biblischer Bücher in die Landessprache veranlaßte. Nach ihm erscheint der Erzbischof Aelfric von Canterbury (gest. 1006) am thätigsten in der Übertragung lateinischer Homilien und Sermone, sogar in der Abfassung eines Handbuches der Astronomie und mehrerer Abhandlungen der Geographie, Medizin und Pflanzenkunde. Endlich übertrug im Jahre 1200 der Priester Layamon den altfranzösischen „Roman de Brut", dessen Inhalt der Chronik Gottfrieds von Monmouth enstammte, ins Angelsächsische, wobei sich die Sprache schon in ihrem Übergange zum späteren Englisch zeigt.

Die Minstrels.

Mit den Normannen und Plantagenets kamen auch die Troubadours nach England, das vom 11. bis zum 13. Jahrhundert in Musik und Dichtung auf das engste mit Nordfrankreich verbunden erscheint. Aus dem nordfranzösischen Musikmeister, Ménétrier oder Ménestrier genannt, etwa gleichbedeutend mit Troubadour, wurde in England der Minstrel. Dieser fand jedoch auf der britischen Insel zwei Vorgänger, die ihm verwandt waren und das Gebiet streitig machten: den keltischen Barden, der durch die Angelsachsen in die Berge von Wales zurückgedrängt war, und den angelsächsischen Gleeman oder Harfner, der vor den Normannen mehr und mehr in die nördlichen Grafschaften hatte zurückweichen müssen. Jetzt aber regte gerade der Gegensatz der neuen französischen Hofdichtung und Sprache den Wetteifer der einheimischen Dichter und Sänger noch mehr an, und die Freude an Musik und Gesang zeitigte besonders in den nördlichen Teilen, die von dem Hofleben weniger beeinflußt waren, mannigfache Blüten; das Grenzgebiet zwischen England und Schottland wurde gewissermaßen das Treibhaus des Nationalgesanges. Allmählich, als kunstsinnige Fürsten auch die besten Barden und Harfner an ihren Hof zogen, kam eine Ausgleichung zustande; die Barden und Harfner lernten die vollendeteren Kunstregeln der Minstrels, während diese die Weisen der ersteren annahmen. Die Harfe blieb seitdem das beliebteste Instrument zur Begleitung des Gesanges, und bald verschmolzen Gleeman und Minstrel so völlig miteinander, daß beide Namen fortan gleichbedeutend wurden. Die Minstrels, die den Troubadour und den Jongleur, den ritterlichen Dichter und den bürgerlichen Sänger, in sich vereinigten, nahmen am Hofe eine angesehene Stellung ein und waren beim Volke ebenso beliebt, wie die wandernden Troubadours in der Provence. Sie hatten

ihre Könige, die in gleichem Range mit den Herolds- oder Wappenkönigen standen. Bei der Vermählung der Tochter Eduards I., Margareta, mit Johann, dem Sohne des Herzogs von Brabant, im Jahre 1290, waren nicht weniger als 426 Minstrels, darunter sechs Minstrelkönige, zugegen. Freilich brachte diese große Begünstigung von seiten des Hofes und des Volkes zugleich die Keime des Verfalles mit sich. Das freie, genußreiche Leben zog viele Genossen an, deren lockere Sitten den ganzen Stand so sehr in Verachtung brachten, daß mit der Zeit der einst hochgefeierte Name „Minstrel" mit der schmähenden Bezeichnung eines Bänkelsängers, Landstreichers und Bettlers gleichbedeutend wurde. So hohe Achtung, wie die Troubadours, hatten sie überhaupt niemals genossen, denn sie waren nicht wie diese aus dem Ritterstande hervorgegangen.

110. Ansicht aus dem alten Oxford: Das Nordthor („Bocardo").

Nach Skelton, „Oxonia antiqua restaurata".

Die ehrwürdige Universitätsstadt Oxford hat sich lange, ja in seinen Colleges und Kirchen sogar bis in die Gegenwart sein altertümliches Gepräge bewahrt. Das hier abgebildete Nordthor hat freilich im Jahre 1771 fallen müssen. Dieses Thor, ursprünglich zur Verteidigung eingerichtet, diente nach dem Kriege der Barone dem Bürgermeister und seinen Vögten; unter Heinrich III. wurde es bereits als Gefangnis gebraucht. Im Jahre 1555 saßen hier Latimer und Ridley, 1556 Cranmer. Die populare Bezeichnung Bocardo, deren Bedeutung unbekannt ist stammt aus der Zeit Heinrichs III. — Der dahinter sichtbare Turm ist der der St. Michaelskirche er stammt aus der Zeit Heinrichs I.

Musikschule in Oxford.

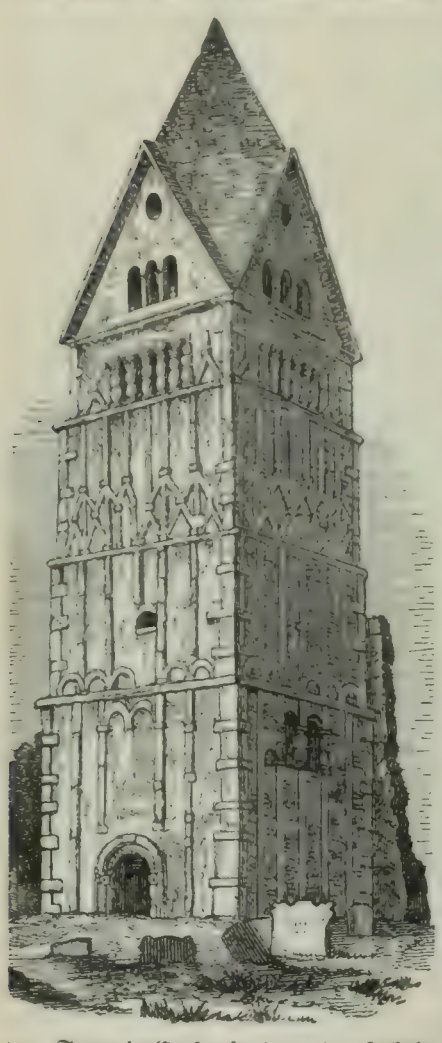
Nach dem Beispiel Karls des Großen hatte König Alfred eine Musikschule in Oxford gegründet, die sich sogar schon mit der Theorie der Musik beschäftigte. Um 886 soll er einen gewissen Johannes ausdrücklich zum „Professor der Musik" ernannt haben. Bemerkenswerter erscheint, daß der mehrstimmige Gesang von Knaben und Männern frühzeitig als eine englische Eigentümlichkeit gerühmt wird.

Als 1159 Thomas Becket nach Paris ging, um eine Heirat zwischen dem Prinzen Heinrich und Ludwigs VII. Tochter Margareta zu vermitteln, zog er in großem Pompe durch die französischen Städte, „vor ihm her zu Fuß 250 Knaben, in Gruppen von 6, 10 oder mehr zusammen, welche englische Lieder sangen, wie es in ihrem Lande gebräuchlich ist". Gerald Barry, Bischof von St. David, der um 1185 schrieb, sagt über den Gesang in Wales und Nordengland: „Die Briten singen ihre Melodien nicht unisono ab, wie die Bewohner andrer Länder,

sondern mehrstimmig. So daß, wenn eine Gesellschaft von Sängern zusammen kommt, wie es in diesem Lande (Wales) gebräuchlich ist, so mancherlei verschiedene Stimmen gehört werden, als Sänger da sind, die aber schließlich alle in Konsonanz in dem sanften molleichen Tongeschlecht sich vereinigen. Diese Art zu singen, hat unter dem Volke so tiefe Wurzeln geschlagen, daß kaum irgend eine Melodie einfach bei ihnen gesungen wird oder anders als in mancherlei Stimmen bei den einen (in Wales) und in zwei Stimmen bei den andern (in Nordengland)."

Geschichtschreibung.

In der englischen Geschichtschreibung bildet die durch verschiedene Jahrhunderte fortgeführte „Angelsächsische Chronik" in der Landessprache die wichtigste Quelle für die ältere englische Geschichte. Aus ihr schöpften die meisten späteren Chronikenschreiber, wie der Mönch Florenz von Worcester, Eadmer von Canterbury und Ordericus Vitalis von Evreuil. Eine Reihe von Lebensbeschreibungen und Passionsgeschichten rief der Märtyrertod des Thomas Becket hervor, die sich meist in gereizter Sprache gegen den König ergingen. Dagegen zeigt sich Matheus von Paris, der Mönch von St. Albans, ein Freund Heinrichs III. und des Königs Hakon von Norwegen, als ein entschiedener Gegner des Papsttums. Die Briefe Johanns von Salisbury, der, in Paris unterrichtet und von Bernhard von Clairvaux empfohlen, nach England kam und als Staatsmann am Hofe Heinrichs II. eine bedeutende Rolle spielte, bilden ebenso wie sein Policraticus, den er Thomas Becket widmete, eine Hauptquelle für den Kirchenstreit.



111. Turm in Earls Barton. (11. Jahrh.)

Mathematik und Philosophie. Universitäten.

Aus arabischen Quellen soll der weitgereiste Mönch Adhelard die „Elemente" des Mathematikers Euklides zuerst durch Übersetzung dem Abendlande aufgeschlossen haben und Robert Marsh, der Bischof von Lincoln, zusammen mit seinem Bruder Adam in gleicher Richtung thätig gewesen sein. Wie bedeutend die Rolle gewesen ist, die Johann Scotus Erigena (gest. 877) durch Verschmelzung der Theologie mit der Philosophie Platos, Anselm, der geborene Piemontese, später Erzbischof von Canterbury (gest. 1109) auf dem Gebiete der Scholastik, der Franziskaner Roger Baco (gest. 1294) auf dem der verschiedensten realen Wissenschaften, Duns Scotus (gest. 1308) und sein Schüler Wilhelm von Occam (gest. 1347) in der Entwickelung des sogenannten Nominalismus gespielt haben, gehört als unvergängliches und unvergeßliches Eigentum der Geschichte der Philosophie an. — Fast zwei Jahrhunderte war Oxford geradezu der Hauptsitz der Scholastik — es soll 1264 nicht weniger als 15000 immatrikulierte Studenten gehabt haben — während Cambridge, das 1231 von Heinrich III. seine ersten Privilegien erhielt (seine eigentliche Universitätsstiftungsurkunde gab ihm erst Elisabeth), einer weniger beschränkten Richtung huldigte.

Der normannische Baustil.

Während die „angelsächsische" Bauweise, auch wo sie auf Basiliken und Kirchen romanischen Stils angewandt wurde, sich immer durch eine gewisse, ernste, nüchterne und bescheidene Einfachheit, Kleinheit der Verhältnisse und Derbheit auszeichnete, drang schon im Zeitalter Eduards des Bekenners (gest. 1066) von Frankreich aus ein anspruchsvollerer Sinn in England ein. Der „normannische" Stil, der seit König Wilhelms Eroberungszug herrschend wurde, zeigt neben den stolzen Formen der französischen Bauart, vielleicht nach dem Geschmack und der Bequemlichkeit der sächsischen Arbeiter, Steindeckungen von der Form der früheren Holzgiebelsparren, Steinwerk in Schnitzmanier, und die schwerfälligen altsächsischen Arkadensäulchen. Das beste Beispiel davon gibt der große viereckige Turm von Earls Barton (in Northamptonshire) aus dem 11. Jahrhundert.

112. Die Kathedrale zu York.

Ein Meisterwerk gotischer Baukunst. Der älteste Teil des Baues, die spätnormannische Krypta, ist aus dem 12. Jahrhundert, das Querschiff stammt aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Das Presbyterium wie die Lady Chapel wurden 1361—73, der übrige Chor (mit Statuen englischer Könige) 1373—1400 erbaut. Die beiden 60 m hohen Türme über der glanzenden Westfaçade sind 1402 vollendet. Geweiht wurde sie 1472. — Mit der Kathedrale ist durch einen Gang das Kapitelhaus verbunden.

Die englischen Kirchen sind mehr lang gestreckt als hoch, sie schließen im Chor nach altbritischer Überlieferung, anstatt mit der reichen Gliederung, wie in andern Ländern, durch eine mit einem großen Fenster versehene gerade Wand; das Querschiff liegt in der Mitte, über der Kreuzung erhebt sich ein vierkantiger Hauptturm, und in der zweiten Hälfte ist häufig ein zweites kleineres Querschiff angefügt, das gleich dem ersten keine Seitenschiffe oder nur ein östliches hat; auch das Mittelschiff erhält rechts und links nur ein Seitenschiff. Bei der geringen Höhe werden die Strebebogen überflüssig, und das Dach empfängt eine einfache Zinnenkrönung, die bald auch die Türme statt des achteckigen Helmes burgartig schmückt. Im Innern befinden sich statt der romanischen Pfeiler und der massenhaften französisch-germanischen Säulen leichte Säulenbündel, in denen die Säulen anfangs ganz frei nebeneinander stehen, oder sich um einen festen Kern reihen. Mit Spitzbogen verbunden, werden sie nur bis zur Höhe der Seitenschiffe emporgeführt; im Mittelschiff tragen sie durch lanzettförmige Spitzbogen gekrönte Arkaden, die wieder die horizontale Richtung hervortreten lassen; über ihnen öffnen sich die Fenster, zwischen welchen die auf Konsolen ruhenden Gewölbegurte emporsteigen, so daß kein ununterbrochenes Aufstreben und keine organische Entfaltung bemerklich wird. Der äußere Schmuck ist wenig befriedigend; die Portale bleiben klein, und es fehlt die schöne, dem inneren Systeme entsprechende französische Fassade; man fängt an, statt der Türme einen dekorativen Vorbau aufzuführen, der sich über die Höhe der Seitenschiffe bis zum Giebel des Mittelschiffes erhebt, Türmchen an seinen Seiten hat und willkürlichen Verzierungen Raum bietet, ähnlich jenen Scheinfassaden Italiens, ohne rechten Zusammenhang mit dem inneren Ausbau der Kirche. Die Kathedralen zu Salisbury, Beverley, Wells, Lincoln, Lichfield zeigen diesen früh-englischen Stil im dreizehnten Jahrhundert ausgebildet. Schottland reiht sich mit Elgin und Glasgow an.

Frühgotik.

Mit der Berufung des Baumeisters **Wilhelm von Sens** zum Neubau der niedergebrannten Kathedrale von **Canterbury** im Jahre 1174 hält die französische **Frühgotik** ihren Einzug, doch mehrfach beeinträchtigt, besonders in dem östlichen von einem Engländer (Wilhelm) weitergeführten Teile, durch die englisch-normannische Freude an etwas plumper Dekoration. Zugleich erscheint in jener Kathedrale als besondere Eigenheit der englischen Gotik der Anbau einer eignen Lady-chapel (Marienkapelle). Ein vollkommen französisches Gepräge trägt erst die berühmte **Westminsterabteikirche** zu London, deren Bau während der Regierungszeit Heinrichs III. ausgeführt wurde. Ihre Vollendung (1269) wurde zugleich durch die Überführung der Gebeine des heiligen Königs Eduard des Bekenners (gest. 1066) in einen mit Silber und Edelsteinen reichgeschmückten Schrein gefeiert.

Die reinste und edelste Form der Gotik in England zeigen aber das Langhaus und der Chor der **Kathedrale von York**, welche von 1291 bis 1400 erbaut wurden. Die Länge, Weite und Höhe des Mittelschiffs, die schöne Gliederung der Arkaden und Rosettenfenster, die dem Steingewölbe nachgemachte Netzkonstruktion der Holzdecke, die Lanzettbogen und Spitztürmchen bezeugen den vollkommenen Sieg des feinsten kontinentalen Stilgefühls.

Aufschwung des Handels.

Der **Handel** Englands, obwohl immer noch mehr passiver als aktiver Art, mehr Ausfuhr- als Einfuhrhandel, nahm doch seit der Thronbesteigung der Plantagenets einen kräftigen Aufschwung. Schon früher, etwa um 1000, hatte man die „Leute des Kaisers" — so bezeichnete man die deutschen Schiffer und Händler — „für würdig guter Gesetze" erklärt. Der Besitz eines eignen Kölnischen Gildehauses in London läßt sich bis 1157 aufwärts nachweisen, und der weltbekannte **Stahlhof** daneben war wohl ursprünglich eine Warenniederlage, für welche man ein regelmäßiges stallagium (englisch stallage) bezahlte. Heinrich II. gestattete den **Kölnern** ausdrücklich, in London ihre Weine zu verkaufen, und versprach ihnen, ohne Erhöhung der Abgabe seinen Schutz zu gewähren „wie seinen eignen Leuten". Desgleichen befreite er (1176) die Lübecker von dem grausamen Strandrecht und bestätigte ihnen ausdrücklich alle Privilegien und Freiheiten, die sie von seinen Vorfahren erhalten hatten. Heinrich III. gab ihnen 1237 dieselben Rechte, wie den Kölnern, und zwanzig Jahre später auf Bitten seines Bruders Richard nochmals ausdrückliche Schutzversicherungen. Mit der Bildung einer **Hanse**, d. h. zunächst einer Schutzverbindung fremder Kaufleute im Auslande, kam ihnen **Hamburg** um ein Jahr zuvor (die Hamburger Hanse in London ist 1266, die Lübecker 1267 gestiftet). So herrschte in London bereits im 12. Jahrhundert ein reges Verkehrsleben, und man hörte viel fremde Sprachen durcheinander. Für Wolle, Leder, Pelze, Metall, vor allem Zinn, tauschte man dort die

kostbaren Pelze Rußlands, die Heringe Norwegens, das Getreide Deutschlands, die Spezereien und Gewürze Indiens ein.

Während Cornwallis durch seinen Reichtum an Zinn längst bekannt war, entdeckte man unter Heinrich III. in Devonshire reiche Kupferminen und berief 1262 Bergleute aus dem Harz herbei, um sie auszubeuten. Sogar Steinkohlen werden bereits im 13. Jahrhundert erwähnt. Bergbau.

Auch die Gewerbethätigkeit wuchs, seitdem man durch die Kreuzzüge allerlei früher kaum gekannte Bequemlichkeiten und Bedürfnisse aus Asien kennen gelernt hatte. Kleider und Schuhe, Möbel und Betten, Essen und Trinken erforderten mehr Arbeit als je zuvor und brachten dem fleißigen und geschickten Handwerker reichen Lohn. Die Prachtliebe Heinrichs III., seine Freude an kostbaren Waffen, Kleidern und allerlei Schmuck, seine Leidenschaft für zierliches Hausgerät, für kunstvolle Metallarbeiten in Eisen und Stahl, in Silber und Gold, verhalfen wenigstens dem Handwerk vielfach zum Aufschwunge, wenn sie ihn selbst auch in immer neuen Zwist mit seinen steuerzahlenden Vasallen brachten. Gewerbe

Frankreich im 12. und 13. Jahrhundert.

Frankreich unter Philipp II. August (1180—1223).

Durch den frühzeitigen Tod Ludwigs VII., dessen Regierungsgeschichte bei Gelegenheit des zweiten Kreuzzuges ausführlich behandelt worden ist, gelangte sein ältester Sohn Philipp im Alter von fünfzehn Jahren auf den Thron. Schon der Vater erkannte die frühzeitige und ungewöhnliche Reife seines Geistes und Charakters, so daß er ihm bereits bei seinen Lebzeiten (am 2. November 1179) unter großen Feierlichkeiten zu Reims Salbung und Krönung zu teil werden ließ. Philipp II., schon von den Zeitgenossen wegen seiner Eroberungen Augustus, „Mehrer des Reichs", genannt, hat nicht einen Augenblick ein Zeichen von Jugendschwäche oder Jugendthorheit blicken lassen. Sowohl die Mutter, Konstanze von Kastilien, als deren Brüder wußte er von der Regierung zurückzudrängen, als sie Einfluß zu gewinnen suchten; nur dem Grafen Philipp von Flandern, dessen Rat sich schon zur Zeit der väterlichen Regierung bewährt hatte, lieh er häufig sein Ohr. Dennoch entfernte er auch ihn und zog den friedliebenden Erzbischof Wilhelm von Reims an seine Seite, weil jener ihn in einen unzeitigen Krieg mit Heinrich II. zu verwickeln drohte. Durch solche Kränkung erbittert, stellte sich der Graf von Flandern an die Spitze eines Bundes von unbotmäßigen Vasallen, welche, ebenso wie er, die Jugend des Königs unterschätzten. Dieser errang jedoch nach wenigen Waffengängen einen vollen Sieg, so daß alle fünf abtrünnigen Großen (1186), darunter der Herzog Hugo von Burgund, sich unterwarfen und der Graf von Flandern überdies die Hälfte von Vermandois an die Krone abtreten mußte. Philipps II. Thronbesteigung.

113. König Philipp II. August.

Statue in der Kirche der Abtei von Senlis.

Dies Bildwerk ist offenbar gemacht worden, als der König nach dem Siege bei Bouvines diese Abtei, die „Siegesabtei" (abbaye de la victoire), gründete.

Gebietserweiterung auf Kosten Englands.

Das Hauptziel seiner gesamten Regierung sah der junge König nicht nur in der inneren Befestigung seiner Macht, sondern vor allem in der Vergrößerung und Abrundung seines Reiches; zu diesem Zwecke hat er in den 43 Jahren seiner Regierung nicht weniger als 26 in den Waffen zubringen müssen. Es ist bereits erzählt worden, wie er jede Gelegenheit suchte, um die Engländer von dem Boden Frankreichs zu verdrängen. Mit Heinrichs II. Sohne, Gottfried von Bretagne, verband er sich gegen den Vater; nach Gottfrieds Tode (1186) fiel er in Aquitanien ein, um Richard daraus zu vertreiben. Trotzdem 1188 die Schreckensbotschaft aus Jerusalem ihn wie den König von England zum Frieden und zur Annahme des Kreuzes bewegte, zwang er noch in demselben Jahre, indem er die Aufständischen in Poitou gegen Richard unterstützte, den trotzigen Königssohn zur Anerkennung der französischen Lehnshoheit und versprach ihm dafür Hilfe gegen den eignen Vater.

114. Großschatzmeister zu Beginn des 13. Jahrhunderts.

Nach dem Grabmale des Barthelemy Sire de Roye im Chore der Abtei Joyenval bei S. Germain en Laye.

Die Kleidung besteht aus Tunika und langem Mantel; auf dem Haupte trägt er eine kleine, mit einem Zipfel versehene Mütze; die Geldkatze (escarcelle), die zugleich die Stelle unsrer Taschen vertrat, ist nach damaligem Gebrauch am Gurtel befestigt.

Kreuzzug.

Es ist ebenso bereits erzählt worden, wie er zehn Jahre nach seiner Thronbesteigung, dem Rufe der Kirche gehorsam, weniger aus dem Antriebe seines Herzens, in Gemeinschaft mit Richard Löwenherz den Zug nach dem heiligen Lande unternahm und gründlich verfeindet mit dem unberechenbaren Abenteurer, bald nach der Einnahme von Akkon den Heimweg antrat, durch Papst Cölestin III. von seinem Kreuzzugsgelübde befreit wurde, und bereits am 27. Dezember 1191 wieder seinen Einzug in Paris halten konnte.

Feindschaft mit Richard Löwenherz.

Obwohl er dem englischen Könige geschworen hatte, „seine Besitzungen zu hüten wie seine eignen", der Papst auch die erbetene Befreiung von diesem Eide ausdrücklich verweigert und die Verletzung desselben mit schweren Kirchenstrafen bedroht hatte, benutzte er unbedenklich die längere Abwesenheit und dann die Gefangenschaft Richards, um womöglich dessen Besitzungen in Frankreich an sich zu reißen. Zugleich unterstützte er dessen verräterischen Bruder Johann. Nur die Weigerung seiner eignen Ritterschaft und später die Heimkehr Richards aus langer Gefangenschaft vereitelten seine Hoffnungen, und endlich zwang der allmächtige Innocenz III. die streitenden Könige 1199 zu einem fünfjährigen Waffenstillstand, der in betreff der Besitzfrage alles unverändert ließ.

Streit mit der Königin Ingeborg und Papst Innocenz III.

Dieser war dem Könige Philipp um so notwendiger, als er inzwischen mit dem Papste selbst wegen eines unliebsamen Ehehandels in Streit geraten war. Schon bevor er den Kreuzzug antrat, war seine erste Gemahlin Isabella von Namur (oder Hennegau), die Mutter des Prinzen Ludwig, verschieden. Zwei Jahre nach seiner Rückkehr nahm er die dänische Prinzessin Ingeborg, die Tochter Waldemars I., zur Gemahlin, verstieß sie aber aus einem nie offenbar gewordenen Grunde — das Volk glaubte natürlich an Zauberei — schon am Tage nach der

Hochzeit und erlangte wenige Jahre später von dem Erzbischof von Reims die Trennung wegen zu naher Blutsverwandtschaft. Als man ihr die erdichtete Stammtafel vorlas, rief die Unglückliche empört aus: „Mala Francia! mala Francia! Roma!“ („Schlechtes Frankreich! Rom!“). Sie klagte ihre Not dem Papste Cölestin III. und verweigerte standhaft die Heimkehr in ihr Vaterland. Anfangs auf verschiedenen Schlössern in Haft gehalten, verbrachte sie mehrere Jahre unter Not und Entbehrung in dem Kloster Beaurepaire. Inzwischen erklärte der Papst eine Ehescheidung für unmöglich, da die Gründe, welche der König anführte, nicht stichhaltig seien. König Philipp aber kümmerte sich wenig darum, sondern vermählte sich im Juni 1196, nachdem zwei deutsche Prinzessinnen seine Hand ausgeschlagen hatten, mit der wunderbar schönen Prinzessin Agnes, der Tochter Bertholds von Meran. Allein kaum hatte der strenge Innocenz III. den päpstlichen Stuhl bestiegen, so ließ er auf Grund der Klagen des Königs Kanut VI. von Dänemark an Philipp die energische Aufforderung ergehen, Agnes aus seinem Reiche zu verweisen und Ingeborg wiederum als Gemahlin anzunehmen. Empört über solche Zumutung rief der König aus: „Eher wollte ich die Hälfte meiner Länder verlieren, als mich von Agnes trennen!“ Um die Androhung des Interdikts kümmerte er sich nicht, und als dasselbe auf den Kirchenversammlungen zu Dijon und Vienne thatsächlich ausgesprochen wurde, ließ er alle Bischöfe und Geistlichen, die diesem Beschlusse zugestimmt hatten, aus ihren Stellen vertreiben und ihrer Einkünfte berauben, Ingeborg aber wurde auf dem festen Schlosse Estampes noch strenger beaufsichtigt. Nicht nur in seiner Liebe, auch in seinem Stolze fühlte sich der König tief beleidigt; er pries Saladin glücklich, der keinen Papst über sich habe. Allein Innocenz war nicht minder geistesstark und geistesstarr; er kümmerte sich wenig um die Bittschrift der liebenswürdigen Königin Agnes, die ihm von ihrer Jugend, von ihrer Unkenntnis der Weltverhältnisse, von ihrer Aufrichtigkeit und von der Reinheit ihrer Liebe zum Könige sprach. Er erklärte zwar, sie habe ihn gerührt, allein das Recht und die Würde der Kirche gehe allem voran. Als nach vierjährigem Streit der Papst mit dem persönlichen Banne drohte, durch welchen der König und seine Gemahlin allein aus aller Kirchengemeinschaft ausgeschlossen würden, berief dieser eine Versammlung von Prälaten und Baronen, um ihren Rat zu hören. Obwohl gerührt durch den Anblick der jungen Königin, die blaß und abgehärmt vor sie hintrat, erklärten doch die Großen Frankreichs, befangen von dem religiösen Wahn des Jahrhunderts, daß „man allein den Geboten des heiligen Vaters zu gehorchen habe“. Da unterwarf sich der König dem allgemeinen Willen, versprach sich von Agnes zu trennen und Ingeborg wieder als rechtmäßige Gemahlin aufzunehmen. Freudig erregt über seinen Sieg, zeigte sich Innocenz III. nachsichtig genug, erklärte die beiden Kinder des Königs von Agnes für legitim und hob das Interdikt auf. Mit wahrer Begeisterung strömte seitdem das Volk in die wiedergeöffneten Kirchen. Allein des Menschen Herz läßt sich wenig verbieten, nichts gebieten: der König verkehrte mehr mit Agnes, die sich nach Poissy zurückzog, als mit Ingeborg, die sich in seiner Nähe unter strenger Aufsicht befand. Nochmals drang er im Jahre 1201 auf Scheidung von Ingeborg, die ihm aber von einer Kirchenversammlung von Soissons, auf der auch die Gesandten des dänischen Königs wieder erschienen waren, entschieden verweigert wurde. Übrigens starb Agnes bald nach der Geburt eines Sohnes, den sie Tristan nannte, von Kummer aufgerieben, in demselben Jahre. Ganz wider Erwarten nahm der König 1212, um für immer eine Aussöhnung mit der Kirche und mit seinem Volke herbeizuführen, die Königin Ingeborg, die er 17 Jahre gefangen gehalten, schließlich doch noch als rechtmäßige Königin in sein Schloß auf.

115. Französischer Ritter zu Beginn des 13. Jahrhunderts.

Philipps Verhalten gegen die Albigenser.

So begehrlich des Königs Sinn sonst war, den Verlockungen des Papstes zur Besitznahme von Toulouse hat er klug und energisch widerstanden. Als Innocenz III. ihn 1209 aufforderte, an dem Kreuzzuge teil zu nehmen, antwortete Philipp, er habe zu seinen Seiten zwei große und furchtbare Löwen, den Kaiser Otto und den König Johann, die mit allen Kräften an dem Verderben Frankreichs arbeiteten; er könne daher jetzt unter keinen Umständen Frankreich verlassen, selbst nicht seinen Sohn senden; er glaube genug zu thun, wenn er seinen Baronen gestatte, gegen die Friedensstörer in Narbonne zu Felde zu ziehen. Erst auf wiederholtes Drängen des Papstes gab er seinem Sohne Ludwig zuletzt doch die Erlaubnis, an dem Kreuzzuge teil zu nehmen. Dadurch brachte die Kreuzfahrt dem Lande doch einen Vorteil: die Nordfranzosen, aus denen zum großen Teil das Kreuzheer bestand, siedelten sich nach Vertilgung und Vertreibung der Albigenser in den südlichen Landstrichen an und bereiteten hierdurch deren unvermeidliche Einverleibung in die nordfranzösische Monarchie vor. Der König erkannte zwar Simon von Montfort, den grausamen Sendboten des Papstes, der sich der Grafschaft Toulouse bemächtigt hatte (s. S. 122), notgedrungen als seinen Vasallen an, weigerte sich aber entschieden, da inzwischen Raimund VII. den größten Teil seiner Besitzungen auf dem Schlachtfelde wiedergewonnen hatte, auch Simons Sohn Amalrich von Montfort mit des Vaters Besitz zu belehnen. Da Amalrich übrigens unkriegerisch war, bot er selbst dem Könige sein Erbrecht an, und Honorius III. fügte seinerseits eine sehr dringende Aufforderung hinzu, den Antrag anzunehmen; dennoch lehnte der König auf das entschiedenste ab und sah ruhig zu, daß Amalrich den Süden Frankreichs, aus Mangel an Kriegstalent, unfähig in offener Schlacht zu siegen, in ein Trümmer- und Leichenfeld verwandelte. Vielleicht brachte ihn die Vorstellung zum klugen Maßhalten, daß diese Frucht Frankreich doch einst zufallen müsse, sobald sie vollkommen gereift wäre.

Beständiger Kampf mit England.

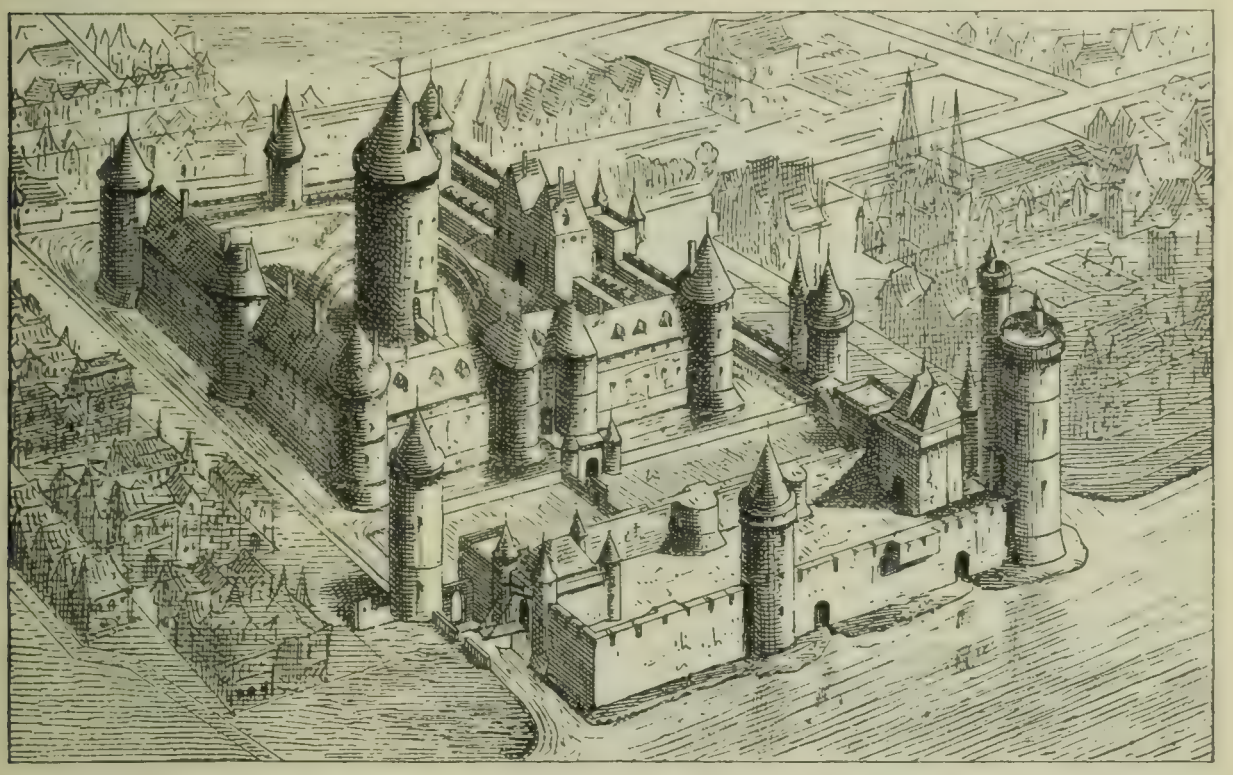
Des Königs Verhältnis zu Johann und Heinrich III. von England ist ausführlich in der Geschichte Englands erzählt worden. Der immerwährende Kampf mit Johann, den Philipp vom Jahre 1202 an, obwohl durch Waffenstillstände häufig unterbrochen, andauernd führte, hat einen merkwürdigen Charakter insbesondere dadurch erhalten, daß er die ideale Großmacht des Jahrhunderts, den Papst Innocenz III, abwechselnd zum Bundesgenossen oder zum Gegner hatte. Als der Kampf um die englische Krone die wunderbare Wendung nahm, daß Philipps Sohn Ludwig, dem Ruf der englischen Nation folgend, hinübersegelte, um dem Oheim seiner Gemahlin Blanca von Kastilien die Krone zu entreißen, hielt sich der König scheinbar teilnahmlos zurück und ertrug es wenigstens äußerlich mit Gleichmut, daß Ludwig nach Jahresfrist aller seiner Hoffnungen verlustig ging und wieder zurückkehrte. In der Hauptsache hatte er dennoch den größten Wunsch seines Herzens erfüllt gesehen, da nur ein geringer Teil von Südfrankreich noch in den Händen der Engländer zurückgeblieben war. Schon als Jüngling hatte er sich das Ziel gesteckt, wie Karl der Große, den ihm die Sage zum Ahnherrn gab, von den Spitzen der Pyrenäen wenigstens bis zum Kanal sich Frankreich zu eigen zu machen.

Am 14. Juli 1223 starb er im Alter von 58 Jahren, ein Fürst von hervorragender Staatsklugheit, der in dem exzentrischen Zeitalter der Kreuzzüge immer nur den Blick auf die nächsten und sichersten Erfolge wandte, wenn er auch einen Umweg, wo er notwendig war, nicht scheute.

Der Pairshof. Der Bürgerstand.

Die bedeutsamste Einrichtung, die Philipp II. seinen Nachfolgern hinterlassen hat, ist wohl die Versammlung oder, wie man anzunehmen pflegt, die Einsetzung eines Pairshofes. Als der junge Prinz Arthur von Bretagne aus dem Gefängnis verschwunden war und der Mund des Volkes allgemein seinen Oheim, Johann von England, des Mordes anklagte, als sogar die Stände der Bretagne (auf ihrer ersten geschichtlich nachweisbaren Versammlung) diese Beschuldigung offen aussprachen und vom französischen Könige Gerechtigkeit verlangten, erklärte wohl Johann, eine Anklage auf Mord trete seiner Königswürde zu nahe, Philipp aber antwortete, die Würde der französischen Krone dürfe dadurch nicht an ihren Rechten verlieren, daß einer ihrer

Vasallen an Macht gewonnen habe. Da ihm die Stimmung im Lande und besonders die seiner Magnaten günstig war, benutzte er diese Gelegenheit zur Einrichtung oder wenigstens Berufung eines Pairshofes von sechs geistlichen und sechs weltlichen Großen. Die Mitglieder derselben sollten an lehnsherrlichen Rechten einander gleich (pair, lat. par) sein und setzten sich aus dem Erzbischof von Reims, den Bischöfen von Laon, Langres, Beauvais, Chalons und Noyon, sowie den Herzögen von Bretagne, Guienne, Burgund und den Grafen von Flandern, Toulouse und Champagne zusammen, die den engeren Rat des Königs und zugleich einen obersten Lehnshof bildeten. Indem er den König von England vor diese Behörde berief, deren Mitglied er selbst als Herzog von Bretagne und Guienne war, und durch sie, da er nicht erschien, für schuldig und aller französischen Lehen verlustig erklären ließ, wälzte er die ganze Verantwortung für einen so epochemachenden Schritt von der Krone auf jene zwölf Magnaten ab.



116. Ansicht des Louvre zur Zeit Philipp Augusts. Rekonstruktion von M. Hoffbauer.

Dieser Palast, der zugleich eine Festung war, war viel kleiner als der Louvre der Gegenwart; er umfaßte alles in allem kaum mehr Raum als der Hof des heutigen Palastes. Erhalten ist von diesem ältesten Bau nichts als ein Stück Mauerwerk, das in Bauten des 16. Jahrhunderts eingeschachtelt ist. Trümmer der Kapelle und Teile des Unterbaues.

Er schwor „bei allen Heiligen Frankreichs", diesen Richterspruch seiner Barone zu vollstrecken, und hüllte dadurch geschickt seine Eroberungslust in die Robe des gerechten Richters. — Überhaupt trat der König, indem er die Klagen der kleineren Lehnsleute gegen ihre Herren annahm, untersuchte und erledigte, gern bei Gelegenheit als Vertreter der höchsten Gerechtigkeit auf und gewann dadurch Ansehen und Macht. Seine Fürsorge für den Bürgerstand hat er durch 22000 Verordnungen bezeugt, in denen entweder ältere Privilegien bestätigt oder neue gegeben, oder ganz neue Stadtgemeinden errichtet wurden. Sein Ansehen war so groß, daß er ganz eigenmächtig von allen Vasallen, die nicht mit an dem (dritten) Kreuzzuge teil nahmen, von allen Städten und Juden, einen hohen „Saladinszehnten" erheben und seinen Sohn Ludwig, ohne Anfrage bei den Ständen — wie es bisher immer Sitte gewesen war — zu seinem Nachfolger ernennen konnte.

Seitdem der König durch solche Unterstützung von seiten der Barone, der Städter, ja aller den großen Sieg bei Bouvines (1214) gewonnen hatte (s. S. 200), zeigen sich in Frankreich die ersten Spuren eines nationalen Gemeingefühls, das stolz auf seine Zusammengehörigkeit ist und herabsieht auf England und Deutschland.

Erste Spuren von Nationalgefühl.

Paris wird Residenz und Universität

Auch um die Hauptstadt Paris hatte König Philipp II. sich große Verdienste erworben. Zunächst ließ er sie 1185 pflastern, um ihren alten Namen „Lutetia" (Kotstadt) vergessen zu machen, und befahl den Bürgern, sie während seiner Abwesenheit auf dem Kreuzzuge (1189—91) mit Mauern und Türmen zu versehen. Allein zwanzig Jahre reichten kaum aus, diese Aufgabe zu vollbringen, da Paris seit der Thronbesteigung seines Vaters und wohl besonders seit dem Regimente des staatsklugen Abtes Suger von St. Denis, der das Wohl der Städte zumeist bedachte (s. S. 41), seinen Umfang bedeutend vergrößert hatte. Nun aber wurde die Stadt durch eine $2^1/_2$—3 m dicke Mauer, einen tiefen Graben und 500 Türme umschlossen und verteidigt. Selbst die Seine wurde nötigenfalls durch Ketten gesperrt, die auf Pfählen und Kähnen ruhten. Der Louvre, das alte Königsschloß, damals vor der Stadt gelegen, wurde zu einer Schutz- und Trutzfestung erweitert, in der Ferrand von Flandern nach seiner Gefangennahme bei Bouvines zwölf Jahre gefangen gehalten wurde. Auch die berühmte Notre-Damekirche, unter seinem Vater begonnen, wurde bedeutend weiter geführt und fing schon an, als ältestes, großartiges Vorbild für die französische Gotik zu dienen. Die bedeutendste Zunahme an Bevölkerung verdankt Paris jedoch der durch König Philipp II. erfolgten Erweiterung seiner längstbekannten Philosophen- und Theologenschule zu einer wirklichen Universität, deren Lehrer und deren Rektor er selbst sorgfältig auswählte und ernannte, während auf den italienischen (und schottischen) Universitäten die gesamte Leitung von der Studentenschaft ausging. Paris, das damals schon über 20000 Studenten zählte, wurde später das Muster für alle deutschen Hochschulen.

Frankreich unter Ludwig VIII. und Ludwig IX. (1223—1226—1270).

Ludwigs VIII. Kampf gegen die Albigenser und Tod.

Ludwig VIII. begann wie sein Vater. Er hatte bei seiner Rückkehr aus England (s. S. 207) geschworen, die Besitzungen des jungen Königs Heinrich III. unangetastet zu lassen, ja, die eroberten zurückzugeben; dennoch bemächtigte er sich sofort der Hafenstadt La Rochelle und unterwarf die Großen von Aquitanien. Nur der Wiederausbruch des Albigenserkrieges, der ihm noch lockendere Aussichten gewährte, bewog ihn, diesen Kampfplatz zu verlassen. Im Mai 1226 führte er nicht weniger als 50000 Ritter, die nach dem Gebrauche der Zeit sich mit dem Kreuze geziert hatten, und unzähliges Fußvolk nach dem Süden, eroberte Avignon, nahm alle Nachbarstädte in Provence und Languedoc und trat auf diese Art vollkommen in die Erbschaft des kriegsuntüchtigen Amalrich von Montfort. Da verließ ihn aus Laune und heimlicher Feindschaft der Graf Thibaut IV. von Champagne mit seiner nicht unbedeutenden Ritterschar, und zugleich verminderten heftige Krankheiten die Zahl seiner Streiter, so daß der König trotz aller jener Erfolge sich zu einem unrühmlichen Rückzuge entschließen mußte. Ehe er noch die Hauptstadt erreicht hatte, machte das zunehmende Fieber, welches er wohl aus dem Feldlager seiner erkrankten Ritter mitgebracht hatte, und die niedergedrückte Stimmung seines Gemütes — nicht das Gift des Grafen Thibaut, von dem man sofort sprach — seinem jugendlichen Leben zu Montpensier am 8. November 1226 ein Ende.

Regentschaft Blancas von Kastilien

Ludwig IX. (1226—70) war erst elf Jahre alt, als er dem Namen nach auf den Thron gelangte. Nach den Bestimmungen seines sterbenden Vaters, der allen Großen, die sein Krankenlager umstanden, den Eid der Treue gegen den königlichen Knaben abgenommen hatte, führte die Königin Blanca die vormundschaftliche Regierung. Diese erste Frau, welche mehrere Jahrzehnte die Zügel der Regierung Frankreichs in den Händen hielt, besaß eine vielseitige und wunderbare Begabung. Schon als jugendliche Gemahlin ausgezeichnet durch höchste Schönheit und strengste Frömmigkeit, hatte sie den größten Eifer für den Ruhm und die Größe ihres Ehegatten an den Tag gelegt. Als er die Hand nach der Krone Englands ausstreckte, hat sie vor allem Geld zusammengescharrt und Truppen geworben. Während Philipp II. das blutende Südfrankreich aus der Hand Amalrichs und des Papstes anzunehmen beharrlich verweigerte, trieb sie ihren Gemahl mit höchster Leidenschaft, ja mit Heftigkeit auf diesen Weg. Trotzdem fehlte es ihr nie an der nötigen kalten Klugheit, wenn es sich darum handelte,

Gefahren und Kämpfe zu vermeiden, denen sie sich nicht gewachsen fühlte. Um der Abneigung des ganzen Volkes gegen ein weibliches Regiment aus dem Wege zu gehen, ließ sie vom ersten Augenblick an unter alle Verordnungen und Verträge den königlichen Knaben seinen Namen schreiben. Als mehrere französische Barone, welche unter den beiden vorigen Königen zu strenger Unterthänigkeit gezwungen waren, ihre Zustimmung zu der Krönung versagten, wenn ihnen nicht ihre früheren Freiheiten zurückgegeben würden, ließ sie ihren Sohn trotzdem durch den Bischof von Soissons krönen und sprengte eine ganze Vereinigung von großen Vasallen, die sich an Heinrich III. von England gewandt hatten, indem sie die Grafen von Flandern und Thibaut IV. von Champagne geschickt zur Huldigung bewegte. Da diese bei weitem die mächtigsten waren und Heinrich III. sich als gänzlich wertloser Bundesgenosse erwies, unterwarfen sich auch die übrigen Empörer. Lange dauerte der Friede freilich nicht. Zunächst geriet Graf Thibaut von Champagne, ein glühender Verehrer der schönen Königin, mit dem ewig unruhigen Grafen Peter von Bretagne in Streit, der, seiner Lehen in Anjou beraubt, dem König die Lehnspflicht gekündigt hatte. In diesem wie in den andern noch weniger interessanten Kämpfen mit den Vasallen wechselte Gewinn und Verlust, Krieg und Waffenstillstand, je nach dem Schicksal und den Kämpfen, in welche Frankreich durch seine auswärtige Politik verwickelt wurde.

117. Ludwig IX. im jugendlichen Alter.
Nach einem Gemälde in der Sainte Chapelle zu Paris.

Eine Episode zeugt von der überraschenden Anhänglichkeit der Hauptstadt an den Königsthron. Als im Jahre 1228 die aufständischen Barone sich vorbereiteten, den König in Montlhéry zu umstellen und gefangen zu nehmen, wandte sich die Königin Blanca an die Bürger von Paris und der Umgegend, und sofort zogen diese in großen bewaffneten Scharen dorthin und führten in bester Ordnung den jungen Fürsten sicher nach der Hauptstadt, da sich die Empörer der Überzahl der bewaffneten Städter nicht gewachsen fühlten.

Es ist schon früher erzählt worden (s. S. 125), daß Raimund VII. von Toulouse, als sich die Regentin von Frankreich dem Wunsche des päpstlichen Legaten und dem eignen gemäß gegen ihn wandte, 1229 selbst den Frieden mit der Kirche nachsuchte und denselben teuer genug erkaufen mußte. Am 12. April trat er zu Paris das rechte Ufer der Rhone an den König, das linke an den Papst ab und ernannte seine Tochter Johanna, welche mit Alfons von Poitiers, dem dritten Bruder des jungen Königs, vermählt wurde, zur Erbin des Restes. Diese außerordentliche Vermehrung des französischen Königsbesitzes um einige der schönsten Landschaften Südfrankreichs wurde freilich durch die grausame Handhabung der Inquisition fast wertlos, seitdem die von Gregor IX. 1233 gesandten Dominikaner als Ketzerspürer ihre unheimliche Arbeit begannen.

Abschluß des Albigenserkrieges.

Auch als der König zu dem Alter der Mündigkeit gelangt war und sich mit der schönen und tugendhaften Margarete von Provence verheiratet hatte (1234), wies er den Rat seiner erfahrenen und energischen Mutter nie zurück und ließ sich sogar

Ludwigs IX. Großjährigkeit.

ihre eifersüchtige Sorge demütig gefallen, mit der sie seinen Verkehr mit der jungen Gemahlin beschränkte, um diese nicht Einfluß auf die Regierung gewinnen zu lassen. Eine Zeitlang fügte er sich sogar in die Beschränkung, mit dieser nur im Familienkreise in den Abendstunden, nicht aber bei Tage zu verkehren, bis die Zeit auch hierin eine Wandlung schuf.

Am liebsten wohnte der König in Pontoise, wo er Gelegenheit hatte, Margareta auch den Tag über zu sehen, indem er hier zwar im oberen und sie im unteren Stockwerk wohnte, beider Zimmer aber durch eine Wendeltreppe verbunden waren. Auf dieser stiegen sie dann zu ihren Zusammenkünften auf und nieder und konnten beim Herannahen der Mutter auf ein von aufgestellten Wächtern gegebenes Zeichen rasch in ihre Gemächer zurückgelangen. Eines Tages war Margareta schwer erkrankt und der König saß an ihrem Bette. Plötzlich erschien Blanca, nahm ihren Sohn bei der Hand und sagte: „Kommt, ihr habt hier nichts zu thun.“ „Ach“, rief Margareta schmerzlich aus, „wollt ihr denn, daß ich meinen Herrn weder im Leben noch im Tode sehe!“ Sie fiel in Ohnmacht und schien dem Tode nahe. Zum erstenmal widersetzte sich Ludwig seiner harten Mutter und eilte voll zärtlicher Besorgnis zu Margareten zurück, um sie wieder ins Leben zu rufen. Dennoch machte er seiner Mutter nicht den leisesten Vorwurf, sondern ertrug geduldig ihren Unwillen und tröstete seine Gemahlin mit den Worten: „In den edelsten Seelen und in den glücklichsten Lebensverhältnissen gibt es Wunden, die nicht zu heilen, und Schmerzen, die schweigsam hinzunehmen und zu ertragen sind.“

118. Ludwig IX.

Nach dem früher in der S. Chapelle aufbewahrten Kopf, der als Reliquienbehälter diente.

Letzter Kampf gegen abtrünnige Vasallen.

Endlich gelang es dem Könige auch, die abtrünnigen und aufrührerischen Großen zur Unterwerfung zu bringen, und zwar so vollkommen, daß er für die Dauer seiner ganzen Regierung allen Vasallenfehden ein Ende machte.

Als er sich 1241 nach Poitiers begab, wo sein Bruder Alfons in seiner Gegenwart die Huldigung aller Vasallen von Poitou entgegennehmen sollte, erfuhr er, daß mehrere von ihnen sich weigerten und offen ihren Abfall sogar vom Könige ausgesprochen hatten. An ihrer Spitze stand Hugo von Lusignan, Graf von La Marche und durch seine Gemahlin Erbe von Angoulême. Diese, Isabella von Angoulême, ihm einst gleich nach der Hochzeit durch König Johann von England entführt (s. S. 195), war nach dessen Tode zurückgekehrt und fand es unter ihrer Würde, daß sie, eine Königin von England und die Mutter Heinrichs III., jetzt Vasallin eines Vasalls des Königs von Frankreich werden solle. Von ihr aufgereizt und begleitet, erschien Graf Hugo auf dem angesagten Huldigungstage mit einer großen Schar Bewaffneter, aber nur, um mit trotzigen Schmähworten seinem Lehnsherrn offen die Fehde anzusagen; dann ritt er eiligst davon, um zu rüsten und Bundesgenossen zu sammeln. Den König von England gewann er durch die Rücksicht auf die Mutter, den Grafen Raimund VII. von Toulouse durch die Hoffnung, seine Länder wiederzuerlangen. Dennoch warf König Ludwig alle siegreich nieder, nötigte den englischen König zur Flucht nach Bordeaux, raubte dem Grafen La Marche einen Teil seiner Besitzungen und beendigte

den Kampf 1243 durch einen Waffenstillstand auf fünf Jahre und sechs Monate, zu dessen Bestätigung es keines weiteren Friedensvertrages bedurfte. In der richtigen Erkenntnis, daß der Hauptgrund der vielen Aufstände in der unerträglichen Doppelstellung vieler Großen zu suchen sei, die sowohl den König von England, als den von Frankreich ihren Oberlehnsherrn nannten, verlangte Ludwig 1244 auf einer Versammlung der Großen in Paris, daß jeder Vasall, der in dieser Lage war, nach freier Wahl einem von den beiden Lehnsverhältnissen für immer entsage. Wie zu erwarten war, entsagten bei weitem die meisten dem fremden Oberlehnsherrn und fingen an, sich mehr und mehr als Franzosen zu fühlen.

Zwei Jahre später wurde durch die Vermählung seines Bruders Karl von Anjou mit Beatrix von Provence, auch die Vereinigung dieser reichen und schönen Landschaft mit dem Besitze der königlichen Familie vorbereitet.

119 120 121

119—121. Französische Trachten um die Mitte des 13. Jahrhunderts.

119 Mann aus dem Volke. 120 Bürger. 121 Edelmann.

119 und 121 nach Miniaturen in Handschriften der Nationalbibliothek zu Paris, 120 nach einem Relief in der Kathedrale zu Reims.

Ludwigs Charakter und Lebensweise.

Mehr noch als durch die einträgliche Beendigung des Albigenserkrieges und durch die energische Demütigung trotziger Vasallen erhöhte und befestigte Ludwig IX. das königliche Ansehen durch den Adel seiner Gesinnung und seiner Lebensweise. Sein Geist und Wesen war von den kirchlich-religiösen Ideen der Zeit so tief durchdrungen, daß er sich allen Handlungen frommer Selbstzucht mit größter Gewissenhaftigkeit unterzog, eifrig betete und beichtete, fastete und seinen Leib geißelte, große Verehrung für Reliquien, rührende Sorgfalt für Arme und Kranke bekundete, den Geistlichen und besonders den Klosterinsassen die größte Ehrerbietung erwies. Die Schriften der Kirchenväter waren seine tägliche Lektüre; Minnesang und Minnespiel, Leichtfertigkeit der Rede und Possenreißerei war ihm zuwider. Trotz der Pracht des Hofes war er selbst einfach in seiner Kleidung, mäßig im Essen und Trinken.

Bei aller Milde und Herzensgüte aber fehlte es ihm keineswegs an Festigkeit und Entschlossenheit. Er vernachlässigte über der Sorge für sein Seelenheil in keiner

Weise die Forderungen der Staatskunst und wahrte seinem Reiche seine volle Machtstellung. Den Ruhm und die Ehre seiner Krone fest im Auge behaltend, wußte er die Herrschsucht des Klerus klugen Sinnes niederzuhalten und selbst dem Oberhaupte der Kirche gegenüber stets seine Würde zu wahren. Wohl hielt er es für seine erste Pflicht, alle Feinde der Kirche auszurotten; doch hat er seinen Glaubenseifer nie in barbarischer Weise bethätigt, sondern Milde und Menschlichkeit walten lassen. Ein Muster und Vorbild christlicher Ritterlichkeit, voll Anstand und Würde in Rede, Haltung und Benehmen, nicht ohne politischen Blick und staatsmännische Berechnung, der echte Sohn seines Volkes und seines Jahrhunderts, war Ludwig IX. ein Gegenstand der Liebe und Verehrung seiner Unterthanen, eine Zierde auf dem Throne der Capetinger.

Der sechste Kreuzzug (1248—54).

Vorläufer des Kreuzzuges.

Der Friede, welchen Friedrich II. im Februar 1229 mit Alkamil gemacht und der Papst zu San Germano ausdrücklich bestätigt hatte (s. S. 137), schuf vielen streitlustigen und frommen Rittern eine eigenartige Verlegenheit. Im Gefühl ihrer Sündenschuld, in der Hoffnung auf Beute und Landgewinn, aufgefordert durch drohende und verheißende Kreuzprediger, hatten sie das heilige Zeichen auf ihre Schulter genommen, erfuhren nun aber, daß man mit den Feinden Frieden halten solle. Es konnte nicht fehlen, daß der Strom dieser frommen und zügellosen Völkerwanderung, ohne Aussicht sein Ziel zu erreichen, überall auf Raub ausging und besonders in abscheulichster Weise die Juden heimsuchte. Allein auch im Königreiche Jerusalem hatte man kaum sich gerettet gefühlt, so schritt man zu Gewaltthat, Zwietracht und Sittenlosigkeit. Die Prälaten und die Barone lagen untereinander, die Tempelherren und die Johanniter miteinander in immerwährendem Streit. Die beiden Ritterorden vereinigten sich höchstens einmal zu einem übermütigen Einfall in das Gebiet der Sarazenen und erlitten dabei gewöhnlich eine schmachvolle Niederlage. Unter diesen Umständen war es als ein Glück für die Christen zu bezeichnen, daß nach dem Tode des energischen und klugen Sultans Alkamil (März 1238) die beiden Söhne einen blutigen und langwierigen Krieg um die Erbschaft begannen. Diesen Zeitpunkt hielt eine ansehnliche Schar von französischen Kreuzfahrern, welche sich im Frühling 1239 in Lyon zusammengefunden hatten, für geeignet, ihr Gelübde auszuführen, darunter König Thibaut von Navarra, Herzog Hugo von Burgund, die Grafen Peter von Bretagne, Johann von Bar und Amalrich von Montfort. Sie waren empört über den Ausspruch Gregors IX., der ihnen den Kreuzzug verbieten und ihre Waffen gegen die „Vipernbrut" der Hohenstaufen verwenden wollte. Im Herbste 1239 erschienen sie in ansehnlicher Zahl in Akkon und konnten hoffen, verbunden mit den Verteidigern des Königreichs, den Sarazenen mit Erfolg gegenübertreten zu können. Wäre nur ein einziger unter ihnen gewesen, der das ideale Ziel fest im Auge zu behalten und die andern mit sich fortzureißen vermocht hätte. Allein der Graf von Bretagne zog plündernd und raubend in das Gebiet von Damaskus; der Herzog von Burgund, die Grafen von Bar und Montfort wollten südwärts marschierend Askalon zurücknehmen und die Schätze Ägyptens an sich reißen. In der Gegend von Gaza stürzten sich die beiden letztgenannten Grafen tollkühn auf eine an Zahl ihnen weit überlegene Schar von Sarazenen (13. November); jener fiel, dieser geriet in Gefangenschaft, das Schicksal der übrigen war dasselbe. König Thibaut von Navarra, der ihnen mit Johannitern und Tempelrittern gefolgt war, hielt es für unmöglich, den Tod der Gefallenen zu rächen oder gar die Gefangenen zu befreien.

Zwietracht der Ritterorden.

Dieser bedeutende Erfolg und der jähe Schrecken, den er allen Christen einjagte, ermutigte einen ejubidischen Fürsten von Krak, Jerusalem zu überfallen, den Davidsturm und die Festungswerke zu zerstören, und von den unglücklichen Einwohnern, wen man ergreifen konnte, zu morden. Trotzdem fanden es die Templer und Johanniter für geraten, lieber von den zwieträchtigen Fürsten aus dem ejubidischen Stamme durch allerlei Versprechungen Bündnisse zu erkaufen, jene von Ismael in Damaskus, diese von Ejub in Ägypten. Über solcher Uneinigkeit verging den Kreuzfahrern jede Lust

Der königliche Palast in der Cité zu Paris zu Anfang des 14. Jahrhunderts. — Rekonstruktion.

In der Mitte ist die Sainte Chapelle, daneben eine kleine Kapelle, die als Sakristei und zur Aufbewahrung von Urkunden diente. Die Sainte Chapelle ist durch Galerien, die Philipp der Schöne erbauen ließ, verbunden mit dem von demselben Fürsten errichteten großen Saal, wo das Parlament seine Sitzungen abhielt. Rechts von diesem Saal, der durch zwei aneinanderstoßende Gebäude gebildet wird, waren die Küchen, davor ein viereckiger Turm, der sog. tour d'Horloge (Uhrturm), der noch heute vorhanden ist. Dahinter sieht man die Gebäude, die Ludwig IX. aufführen ließ: ein Hof von Säulenhallen und Wohngebäuden umgeben. Zwischen diesen Baulichkeiten und der Galerie war ein mächtiger Donjon. Den ersten Hof, worin sich ein großer Aufgang zu den Galerien befand, nannte man cour du mai, von dem Maienbaum, den dort im Frühjahr die „Mitglieder der Bäsoche" (des Pariser Parlaments) pflanzten. An der Spitze der Insel sind die Gärten des Königs, ausgezeichnet durch berühmte Weingelände; zur Linken öffentliche Gärten, und auf der Umwallung, die die Front des Palastes bildete, eine Kapelle, die den Namen des heiligen Michael trug. Der Palast lag an der Rue de la Barillerie, die mit der (rechts sichtbaren) Wechslerbrücke (pont aux changeurs) in Verbindung stand.

am heiligen Kampfe und jede Hoffnung auf Erfolg; der König von Navarra, der Graf von Bretagne und die Mehrzahl der übrigen segelten von Akkon in die Heimat zurück.

Richard von Cornwallis.

Nicht lange danach landete, im Oktober 1240, eine stattliche Schar von englischen Kreuzfahrern unter der Anführung des oftgenannten Grafen Richard von Cornwallis, und wurde mit Jubel empfangen, da schon der Name des Grafen an die Heldengestalt seines Oheims, Richard Löwenherz, erinnerte. Allein klüger als dieser, begnügte er sich damit, im Februar 1241 Askalon zu befestigen und einen Frieden mit Ejub abzuschließen, durch welchen dem Königreiche Jerusalem der frühere Umfang gesichert und den Gefangenen, dem Grafen von Montfort und vielen hundert andern, die Freiheit zu teil wurde. Als er in die Heimat zurückkehrte, erntete er überall reichen Dank für die Klugheit und Besonnenheit, mit welcher er die Lage der Christen im Orient gebessert und gesichert hatte.

Das Königreich Jerusalem im Besitze der Templer.

Dieser Friedensschluß, mit welchem sich Kaiser Friedrich II., dem Namen nach König von Jerusalem, vollständig einverstanden erklärte und der zugleich den lebhaften Handelsverkehr zwischen Syrien, Ägypten und Europa sicher stellte, wurde nur zu bald wertlos, weil sofort im Heerlager der Christen der frühere Zwiespalt von neuem erwachte. Schon im Oktober 1241 fielen die wilden Tempelherren in Akkon mit dem Schwerte in der Hand über die Johanniter und deutschen Ordensritter her und sprachen bald darauf die Forderung aus, statt des Kaisers Friedrich, den sie haßten, solle dessen Sohn Konrad persönlich von ihnen den Eid der Treue entgegennehmen. Da dieser zur Zeit unmöglich Deutschland verlassen konnte, wie sie selbst sehr gut wußten, erklärten sie sich offen für unabhängig von den Hohenstaufen und übertrugen die Regierung des Königreichs der Königin Alice von Cypern. Tyrus, der einzige feste Platz, den die hohenstaufische Partei noch besetzt hielt, öffnete ihnen nach kurzer Belagerung die Thore. Der kaiserliche Marschall Filangieri, der die Stadt eben verlassen hatte, um nach Apulien zu segeln, aber, vom Sturm zurückgeschlagen, an der Küste Syriens wieder landete, geriet ebenso in ihre Gefangenschaft wie sein Bruder, der lange noch die Citadelle von Tyrus verteidigt hatte.

Eroberung Jerusalems durch die Charismier.

Die Templer, jetzt zusammen mit den Cypriern nach der Vertreibung aller Anhänger des hohenstaufischen Hauses im Besitze der Alleinherrschaft, schlossen nun mit drei sarazenischen Fürsten Syriens ein Bündnis gegen Ejub von Ägypten. Um nun dem übermächtigen Angriffe widerstehen zu können, verbündete sich der ägyptische Sultan seinerseits mit dem rohesten, raublustigsten und tapfersten Türkenstamme am Aralsee, den Chowaresmiern oder Charismiern, welche sich bereits Mesopotamiens und Persiens bis an die Grenzen Indiens hin bemächtigt hatten. Mit der ihnen eignen Schnelligkeit brachen sie raubend, brennend, mordend im September 1244 in das geängstigte Königreich ein. Unfähig ihnen zu widerstehen, flüchteten die Christen der heiligen Stadt, geführt von dem Patriarchen Robert, dem leidenschaftlichen Anhänger der Templer, bei Nacht jammernd und klagend nach Joppe zu. Plötzlich aufgehalten durch die beglückende Kunde, daß auf den Zinnen von Jerusalem wieder christliche Feldzeichen gesehen seien, kehren sie um und bemerken nun erst, daß man sie durch eine Kriegslist getäuscht habe. Bei der zweiten Flucht werden sie von den Feinden ereilt, an siebentausend erschlagen und unzählige Jünglinge und Jungfrauen in die Sklaverei geführt. Dann erst stürzt sich die mörderische Schar durch die Gassen der Stadt; alle heiligen Stätten werden mit dem Blute der Christen gefärbt, die Kirchen verwüstet, die Gräber der Könige geschändet. Über Bethlehem, dem das gleiche Schicksal bereitet wird, ziehen die Barbaren nach Gaza, um sich mit Sultan Ejub zu vereinigen.

Niederlage der drei Ritterorden bei Gaza. Sultan Ejub erobert Damaskus und Askalon.

Das schreckliche Schicksal, durch welches für alle Zeiten Jerusalem den Christen entrissen war, brachte sofort in den übrigen Städten und Festungen, die ihnen noch angehörten, den Hader zum Schweigen. Einmütig, wie in den edelsten Zeiten, und im Bunde mit den syrischen Muselmännern, drang ein stattliches Heer, geführt von den drei Ritterorden, im Oktober 1244 bis in die Nähe von Gaza vor. Allein kaum ward man der vereinigten Charismier und Ägypter ansichtig, so gingen die

syrischen Mohammedaner angsterfüllt zu den Feinden über, und die Christen wandten sich zur Flucht. Auf dieser erreicht, umzingelt, wurden die tapferen Streiter trotz der heldenmütigsten Gegenwehr getötet oder gefangen, und die Blüte der drei Ritterorden vernichtet. Nur ein geringer Rest entkam dem ungeheuren Blutbade. Als die Templer und Johanniter, welche als Besatzung in Akkon zurückgeblieben waren, dem Sultan Ejub für die Befreiung der Gefangenen eine hohe Geldsumme anboten, verweigerte er ihnen die Annahme. Die geistlichen Ritter, sagte er, seien elende Christen, die, anstatt den Frieden mit ihren Glaubensgenossen zu wahren, in beständiger Zwietracht miteinander lebten und ihrem rechtmäßigen Herrn, dem Kaiser Friedrich, und dessen verehrungswürdigem Schwager Richard von Cornwallis nur Untreue bewiesen hätten. Als sie durch bestochene Emire erfuhren, daß der einzige Weg zur Befreiung der gefangenen Ritter durch die Fürsprache des Kaisers zu gewinnen sei, erklärten sie in ihrem Trotze, diesen nimmermehr beschreiten zu können. Bald darauf brachte Ejub auch Damaskus in seine Gewalt und entriß, nun der alleinige Herr von Ägypten und Syrien, den Christen 1247 die letzte, von Richard von Cornwallis stark befestigte Burg im Süden des christlichen Gebietes, Askalon. Ihre Mauern sanken in Trümmer, ihre Besatzung wurde bis auf wenige, die sich retteten, niedergemacht. In demselben Jahre 1247 verlangten wilde Mongolenscharen von Boëmund V., dem Fürsten von Antiochia, die Niederreißung aller Befestigungen, die Auslieferung von dreitausend Jungfrauen und die Abtretung aller seiner Einkünfte. Als er dies verweigerte, brach eine turkomanische Horde in das Fürstentum ein, verwüstete und mordete alles, was sie außerhalb der Mauern vorfand.

122. Ludwig der Heilige in Kriegsrüstung.
Nach dem Glasgemälde in der Kathedrale zu Chartres.

Gegenüber einem so maßlosen und so mannigfaltigen Unglück, das mit der verheerenden Gewalt eines tötenden Wüstenwindes allen Kulturstätten der Christen im Orient den Untergang drohte, erschien die Macht der Königin Alice, und seit ihrem Tode (1246) ihres Sohnes Heinrich von Cypern, ja aller drei Orden, unzureichend und hoffnungslos. Die ganze Schöpfung, an welche die fromme und abenteuernde Phantasie des christlichen Europa die großartigsten Hoffnungen geknüpft hatte, war dem sicheren Verderben geweiht, wenn nicht etwa in der Seele eines europäischen Fürsten ersten Ranges die Gefühle und Entschlüsse eines Gottfried von Bouillon und seiner Gesinnungsgenossen unerwarteterweise von neuem erwachten. Dieser Fürst war Ludwig IX. von Frankreich.

Ludwig IX. rüstet zum Kreuzzuge.

Schon zu Ende des Jahres 1244, als Ludwig IX. schwer erkrankt daniederlag, verlangte er beim ersten Erwachen aus tiefer Bewußtlosigkeit, daß man ihm das Kreuz auf die Schulter hefte und blieb nach seiner Genesung trotz der beharrlichen Abmahnung seiner Mutter und seiner Vasallen seinem Vorsatze treu. Bald darauf entschlossen sich auf einer Versammlung zu Paris, bewegt durch seine Rede und durch die Predigt eines päpstlichen Legaten, eine große Zahl französischer Barone, darunter drei Brüder des Königs, Robert von Artois, Alfons von Poitiers und Karl von Anjou, sodann Herzog Hugo von Burgund, Graf Wilhelm von Flandern, Graf Peter von Bretagne und der ebenso geistvolle als edeldenkende Seneschall der Champagne, Johann

von Joinville, der Geschichtschreiber dieser Zeit, seinem Beispiele zu folgen. Dennoch blieb die Zahl lange Zeit eine beschränkte, da die traurigen Erfahrungen, die man seit anderthalb Jahrhunderten im Orient gemacht hatte, die große Masse der kleineren Ritter von solchem Vorhaben abschreckten. Ging doch schon die sprichwörtliche Rede durch das Land: „Mohammed ist stärker als Christus.“ In solcher Not soll der fromme König seine Zuflucht zu einer sonderbaren List genommen haben. Als die Ritterschaft am Weihnachtsfeste an seinem Hof versammelt war, beschenkte er sie, wie es die Sitte mit sich brachte, am frühen Morgen mit neuen Winterkleidern, und sie bemerkten erst, als es Tag wurde, daß auf denselben bereits das Zeichen des Kreuzes angebracht war, wodurch ihnen die Teilnahme an seinem Unternehmen zur Ehrenpflicht wurde. Immerhin erschien aber ihre Zahl noch so gering, daß die Königin-Mutter mit vielen der Vornehmsten noch einmal in ihn drang, er möge dem Gelübde, das er einst in einer schwachen Stunde der Krankheit gethan, wenigstens nicht persönlich Folge geben. Allein der König blieb fest bei seinem Vorsatze. Um keinen Zweifel an seinem Entschlusse mehr aufkommen zu lassen, legte er scheinbar willfährig das Kreuz, welches er in einem unfreien Augenblicke verlangt haben sollte, in aller Gegenwart feierlich ab, erklärte aber sofort, daß er es jetzt als gesunder und geistig klarer Mann von neuem wieder annehme. So begannen dann im Jahre 1248 auf allen königlichen und Adelsburgen die eifrigsten Rüstungen. Der König selbst wallfahrtete nach St. Denis und empfing aus Priesterhand die Oriflamme (das Banner Frankreichs), Pilgerstab und Pilgertasche. Seinem frommen Beispiele folgten viele von den Großen, indem sie durch Beichte, Gebet und Wallfahrt sich zu dem großen Unternehmen würdig machten. Als man auszog, erschien der König in einfacher dunkler Kleidung auf schwarzem Pferde mit Sporen von Eisen. Nachdem die Kreuzfahrer sich mühsam den Weg durch das kampferfüllte Südfrankreich gebahnt hatten, verließen sie auf genuesischen Schiffen Ende August bei Aiguesmortes und bei Marseille ihr Heimatland.

123. Ein Bischof überreicht einem Kreuzfahrer die Oriflamme.

Glasmalerei in der Notredamekirche zu Chartres (13. Jahrhundert).

Der dargestellte Ritter ist Henri Seigneur d'Argenton et de Mez, Marschall von Frankreich, der zur Zeit des heiligen Ludwig lebte; mit dem Bischof ist St. Denis (der heilige Dionysius) gemeint. Die Oriflamme, das heilige Wahrzeichen Frankreichs, ist ein rotes, zur Hälfte in eine Anzahl Spitzen geteiltes Banner, das an einer Lanze flattert. Der Marschall ist gepanzert vom Kopf bis zur Fußsohle, auch an den Armen und Händen. Die Chaperon, die im Kampfe über das Haupt gezogen wird, ist hier über die Schultern zurückgeschlagen; als Oberkleid trägt er eine ärmellose Tunika, die sein blason (Wappen) bildet, blau mit silbernem Kreuz.

Zug nach Ägypten.

Auf der Insel Cypern, die der König im September erreichte, sah man sich genötigt, lange Zeit auf Nachzügler zu warten, und schon erlag eine beträchtliche Zahl der Ritter dem ungewohnten Klima, der unregelmäßigen Ernährung und zum Teil auch dem Wohlleben. Wie sehr die kühne Kriegsfahrt des Königs im Orient erwünscht war, zeigte sich darin, daß Gesandte Boëmunds V. von Antiochien, Balduins II von Konstantinopel und sogar der Mongolen in Cypern erschienen, um unter Bitten und Versprechungen seine Hilfe gegen ihre Feinde zu erlangen. Nur die Templer aus dem Überreste des Königreichs Jerusalem brachten die schwächliche Bitte vor, Ludwig möchte, wie sie, mit dem Sultan Ejub einen Frieden machen. Unter diesen Umständen reifte der Entschluß, allen diesen Verhältnissen aus dem Wege zu gehen und durch Bekämpfung Ägyptens, wie man hoffte, dem heiligen Lande für immer Frieden und Freiheit zu geben. Es war bereits das Ende des Mai herangekommen, als eine durch mannigfaltigen Zuzug verstärkte Schar von französischen, cyprischen, syrischen, englischen Pilgern auf 120 großen und 1600 kleineren Fahrzeugen dem Nildelta zusegelte. Sie waren kaum in der Nähe von Damiette angekommen, so sprang König Ludwig vom Bord seines Schiffes bis an die Achseln in das Meer und stürmte mit den wenigen, die ihm so schnell folgen konnten, mit solchem Ungestüm gegen die kriegsbereiten feindlichen Scharen, die den Strand besetzt hielten, daß sie erschreckt zurückwichen. Schon am folgenden Tage, als man noch beschäftigt war, was man von Kriegsgerät mit sich führte, an das Land zu schaffen, wurden die kühnen Streiter durch die Nachricht überrascht und beglückt, Damiette sei in der Nacht von allen Truppen und Einwohnern verlassen worden. Unter geistlichen Gesängen hielt man Einzug in die verödete Stadt, bemächtigte sich stürmisch der Beute, wandelte die Moscheen in Kirchen um und ernannte einen Bischof.

Des Königs Vordringen über Damiette hinaus. Ejubs Tod.

Indes bald hatten sich die Muselmänner von dem jähen Schrecken erholt, sich wieder gesammelt und begannen, zumal von ihrem Sultan mit schweren Strafen bedroht, von neuem den Kampf. Die Kreuzfahrer aber, durch die glühenden Strahlen der Sommersonne und noch mehr durch die Wasserfluten der Nilüberschwemmung gehindert, waren außer stande, den Feinden zum offenen Kampfe entgegenzuziehen. Indem die meisten von ihnen außerhalb der Stadt ein Lager bezogen, ergaben sich viele rohen Ausschweifungen oder haderten miteinander oder unternahmen räuberische Beutezüge. Erst Ende November beschloß der König, gedrängt durch seinen heißblütigen Bruder Robert von Artois, trotz aller Warnungen auf derselben Straße den Nil entlang, auf welcher gerade vor dreißig Jahren eine große Pilgerschar unter Leopold von Österreich und dem Kardinallegaten Pelagius zu Grunde gegangen war, den Zug nach Süden anzutreten. Ob wirklich Friedensverhandlungen die Ursache gewesen sind, daß man während eines Monats nur einen geringen Teil des Weges nach Kairo zurücklegte, ist nicht erwiesen. Als das Pilgerheer am 21. Dezember in Mansurah, kaum auf einem Drittel des Weges nach Kairo, anlangte, geriet es in die peinlichste Lage. Man befand sich mitten zwischen den besten Streitkräften der Ägypter, getrennt von ihnen durch einen Nilarm und durch einen tiefen Kanal. Der König erkannte, daß die Bewältigung des Feindes nur möglich wäre, wenn man durch den Kanal einen breiten Damm errichtete, und begab sich unverzüglich an diese mühevolle Arbeit. Unter unsäglichen Beschwerden und immerwährender Bedrängnis durch die Wurfmaschinen der Ägypter, die wiederholentlich ganz unerwartet auch vom Rücken her die arbeitenden Kreuzfahrer angriffen und nach und nach drei große Schutztürme in Brand steckten, schritt das Werk äußerst langsam vor und wurde ganz aussichtslos, als die Ägypter plötzlich das andre Ufer verließen und durch Zerstörung eines kleinen Dammes vor den Augen der erschreckten Christen ein neues Flutenmeer ausbreiteten. In dieser neuen Bedrängnis nahm der König das Anerbieten eines verräterischen Sarazenen an, ihm für 500 Goldbyzantiner eine Furt durch den Kanal zu zeigen. Am 8. Februar 1250 setzte sich auf diesem Wege der größte Teil des Heeres heimlich in Bewegung und vollbrachte den Übergang trotz der bedeutenden Tiefe mit geringem Verluste. Wenn je, so mußte und konnte jetzt der Angriff auf die Sarazenen von Erfolg sein. Was den Christen

124. Ansicht von Sidon. Nach einer Photographie.

noch nicht bekannt war und ihnen doch den höchsten Vorteil hätte bringen können, war der Tod des Sultans Ejub (21. November 1249) und die Unsicherheit der Thronfolge. Der Verstorbene, ein ebenso kluger als selbstloser Herrscher, hatte seinen einzigen Sohn Turanschah wegen seines Leichtsinnes von der Thronfolge ausgeschlossen und diese dem Gutdünken des Kalifen von Bagdad anheimgegeben. Allein seine Witwe erkannte sofort, daß eine Zwischenzeit bis zur Entschließung des religiösen Oberherrn leicht zu den schlimmsten inneren Zerwürfnissen führen könnte, nun gar, da der Feind im Lande war. Sie verschwieg den Tod ihres Gemahls, rief eilends Turanschah herbei und bewegte die Truppen, diesem als dem künftigen Nachfolger den Eid der Treue zu leisten, noch ehe sie wußten, daß der Vater gestorben sei.

Roberts von Artois Untergang.

Unter diesen veränderten Verhältnissen brach das Verhängnis über die Kreuzfahrer herein. Der immer tollkühne Robert von Artois, der von dem königlichen Bruder mühsam die Erlaubnis erbeten hatte, allen andern voranzuschreiten, verdarb alles durch sein wildes und ungezügeltes Ungestüm. Von den Templern gefolgt, trieb er die Sarazenen rastlos vor sich her bis durch die offenen Thore von Mansurah und jagte dann selbst hindurch bis an das Ufer des Nilstromes. Als er alles, was ihm begegnete, niedergeritten hatte und nach der eroberten Stadt zurückkehrte, fand er die Thore verschlossen, die Zinnen besetzt, sich selbst von versteckt gehaltenen Sarazenen umzingelt. Mit 300 Rittern und gegen 280 Templern wurde er in einem mörderischen Kampfe niedergemacht. Auch die übrigen Christen hatten anfangs gesiegt, wurden dann aber von den Ägyptern wieder bis an den Kanal zurückgedrängt. Von Mutlosigkeit ergriffen, suchten manche ihr Heil in der Flucht und hofften jene Furt wiederzugewinnen, durch die sie hermarschiert waren; anstatt dessen aber riß die wilde Strömung die Unglücklichen mit ihren Rossen und ihren Waffen als Leichen hinweg dem offenen Meere zu. Der König entkam mit Müh und Not auf einer schnell geschlagenen Brücke in sein Lager.

Des Königs Gefangenschaft.

125. Französischer Krieger des 13. Jahrhunderts.

Nach einem Flachrelief in der Kirche S. Nazaire zu Carcassonne, restauriert von Viollet-le-Duc.

Die Ausrüstung ist im allgemeinen dieselbe wie Fig. 113: Maschenpanzerwerk am ganzen Körper, auf dem Haupte der Topfhelm; dazu kommt hier die erst seit Ende des 12. Jahrhunderts nach den ersten Kreuzzügen von den Franzosen verwendete Streitart, im Handgemenge eine furchtbare Waffe, gegen die die Maschenpanzer nur eine sehr ungenügende Deckung boten.

Durch alle diese Vorgänge war wohl die Schar der französischen Pilger bedeutend verringert worden, aber der Mut und die Ausdauer der übrig gebliebenen nur gewachsen. Unter immerwährenden Angriffen vollendeten sie in verhältnismäßig kurzer Zeit neben jener hölzernen Notbrücke eine zweite bedeutend stärkere, sahen sich aber auch einer immer wachsenden Feindesschar gegenüber. Als noch gar ganze Karawanen mit Lebensmitteln ihnen abgefangen wurden und die Hungersnot mit ihrem Gefolge, einer pestartigen Lagerseuche, bei ihnen einzog, da — endlich entschloß sich der König nach vergeblichen Friedensverhandlungen mit Turanschah, die Stellung am Kanal zu räumen. In der Nacht vom 5. zum 6. April 1250 geschah dieses in solcher Eile, daß man versäumte, die Brücken abzubrechen. Zu spät erkannte man, daß man die stürmischen Verfolger mordend und brennend unmittelbar hinter sich hatte. Wer sich nicht retten konnte, suchte im letzten Kampfe die Märtyrerkrone; Tausende von Kranken und

Ermatteten fanden sie ohne Kampf. König Ludwig, selbst bereits von der Lagerseuche ergriffen, weigerte sich durchaus, den Seinigen voraneilend zu entfliehen, und schloß sich vielmehr der Nachhut an. So blieb es den übrigen verborgen, daß er tief erschöpft zu Boden gesunken war. Sein Haupt ruhte im Schoße einer niederen Frau, die gerade des Weges ging, und man konnte ihn für tot halten, als die Verfolger hereinbrachen. In diesem Zustande wurde er gleich seinen Brüdern Alfons von Poitiers und Karl von Anjou umzingelt und gefangen genommen, wie die meisten übrigen Kreuzfahrer. Nur Joinville rettete Leben und Freiheit in dem Augenblick, als der Säbel eines Sarazenen ihm schon den Tod drohte, weil einer von seinen Mannen in arabischer Sprache ihn für einen Vetter des Königs ausgab und dadurch einen edelgesinnten Führer dazu bewegte, ihn zu schützen.

126. Berittener Bogenschütze.

Aus einer mit zahlreichen farbigen Miniaturen ausgestatteten Handschrift des Britischen Museums zu London. (Hewitt.)

Verhandlungen über das Lösegeld.

Es war die nächste Sorge Turanschahs, von den Gefangenen, die er gebunden nach Mansurah bringen ließ, die ärmeren nach und nach hinschlachten zu lassen und den vornehmeren, vor allem dem König und seinen Brüdern, Zugeständnisse oder Geldsummen abzupressen. Da eine Einbuße auf Kosten der christlichen Besitzungen im Orient auf keine Weise zu erlangen war, so forderte er für die Befreiung der Gefangenen eine Million Byzantiner und die Räumung von Damiette, dessen Besatzung, ermutigt durch die junge Königin Margarete, beharrlich Widerstand leistete. Als der französische König die Riesensumme (nach heutigem Gelde über 8 Millionen Mark) ohne Zaudern bewilligte, meinte der Sultan, ihm an Edelsinn nacheifern zu müssen, und setzte sie freiwillig um 200000 Byzantiner herab.

Die Mamlukenherrschaft in Ägypten.

Kaum schien die Freilassung der letzten Pilgerscharen in dieser Art vollkommen gesichert zu sein, so stellte eine unerwartete Umwälzung in Ägypten wieder alles in Frage. Turanschah, der leichtfertige, unbesonnene, verschwenderische Jüngling, hatte nicht nur die Sultaninwitwe, der er den Thron verdankte, und neben ihr die bewährten und staatsklugen Emire aus Ejubs Zeit zurückgesetzt, beleidigt und beiseite gedrängt,

sondern vor allem die Garde der Mamluken durch stolze Verachtung erbittert. Diese aus turkomanischen Sklaven gebildete, von Jugend auf allein zum Kriegsdienste ausgebildete und seit dem großen Saladin immer vermehrte Truppenschar empörte sich nun und machte am 2. Mai 1250 durch ein wahres Mordfest dem Leben des jungen Sultans und aller seiner Anhänger ein Ende. Dann ernannte ihr Anführer Bibars die Sultanswitwe zur Regentin an der Seite eines Atabeks (Reichsverwesers). Unerwarteterweise bestätigte dieser jedoch den zwischen Ludwig und dem Sultan abgeschlossenen Vertrag und änderte ihn nur dahin ab, daß die erste Hälfte der bedungenen Summe gleich nach der Freilassung, die zweite nach der Ankunft in Syrien ausgezahlt werde. Am 6. Mai wurde Ludwig mit seinen Brüdern und den vornehmsten andern Gefangenen freigelassen, da er den größten Teil von der nötigen Summe aus eignen Mitteln sofort bezahlen konnte; nur die fehlenden 60000 Byzantiner erpreßte Joinville von den Templern, welche die Bitte des Königs um eine Anleihe abgeschlagen hatten. Bis dieser Rest aus Syrien eintraf und dadurch sein Bruder Alfons von Poitiers, der als Geisel zurückgeblieben war, ebenfalls die Freiheit erhielt, blieb der König noch in der Nähe von Damiette, das inzwischen ebenfalls von den Franzosen geräumt und bald darauf von den Moslemin gänzlich zerstört wurde, wie sie sagten, weil es binnen 50 Jahren zweimal von den Christen erobert worden sei.

Des Königs Aufenthalt in Palästina und Heimkehr.

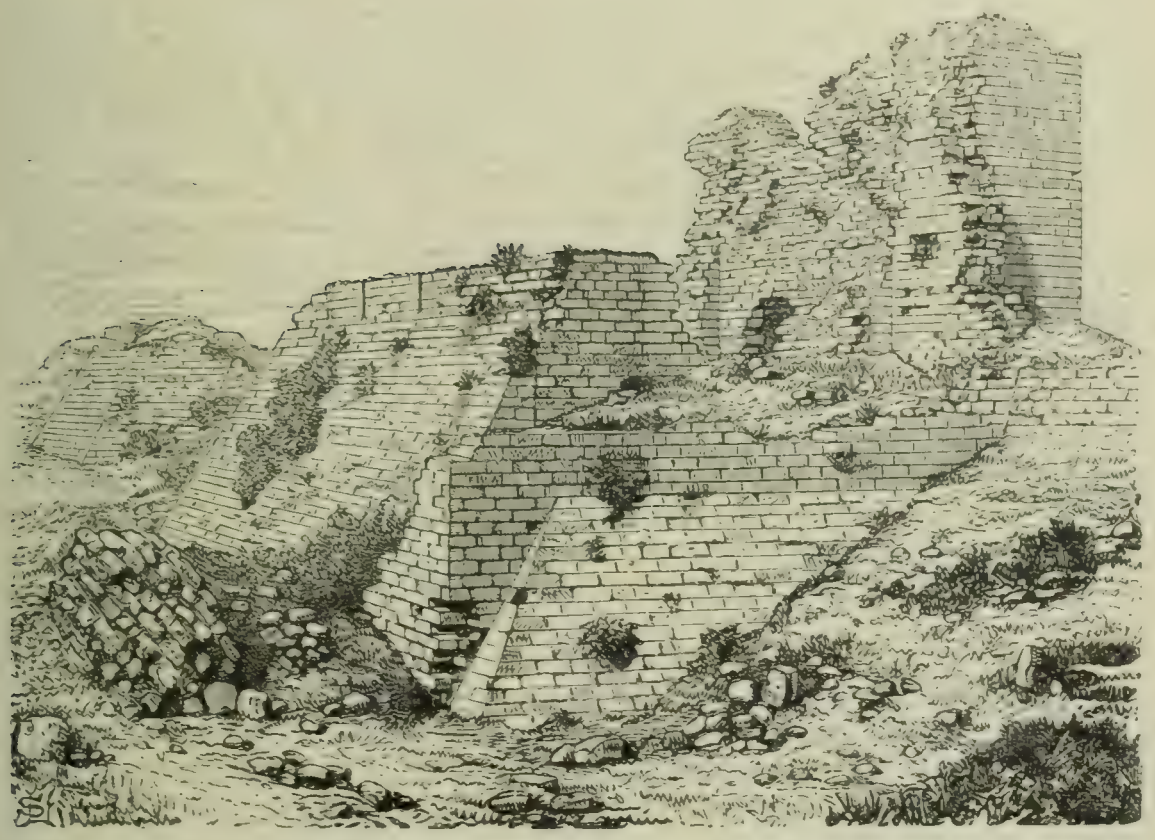
Als der König mit dem Reste der Seinigen in Akkon gelandet war, fand er daselbst bereits dringende Mahnbriefe seiner Mutter vor, er möge schleunigst heimkehren, da Frankreich durch den englischen König im höchsten Maße bedroht werde. Allein Ludwig widerstrebte der Gedanke vollkommen, Syrien ohne irgend einen Erfolg, ohne irgend eine Großthat wieder zu verlassen, und Joinville, der ihm durch seine frische und lebensfreudige Gesinnung täglich lieber wurde, pflichtete ihm lebhaft bei. Während man im mohammedanischen Syrien fortdauernd um die Herrschaft stritt, befestigte der König Cäsarea und suchte aus Frankreich neue Scharen herüberzuziehen. Mit Schreiben, die solche Aufforderungen im ganzen Lande verbreiten sollten, hatte er bereits im August 1250 seine beiden Brüder Karl und Alfons zurückgesandt. Allein nur sehr wenige Ritter fanden sich zu dem aussichtslosen Dienste im Orient bereit. Aus dem niederen Volke dagegen sammelte ein abenteuerlicher Cistercienserмönch Jakob, der „ungarische Meister" genannt, wilde Scharen von Hirten und zwar nicht bloß Männern, sondern auch Frauen, Knaben und Mädchen, welche sich durch den Wahn bethören ließen, daß Gott den Armen werde gelingen lassen, was er den Reichen versagt hatte. In ganz Frankreich verhaßt wegen der schlimmsten Ausschreitungen, die ihren Zug begleiteten, ja wegen ihrer Verachtung aller kirchlichen und päpstlichen Verordnungen, wurden diese „Pastorellen", an Zahl gegen 100000, nachdem ihr Führer Jakob in der Nähe von Bourges während einer Predigt auf offener Straße erschlagen war, zerstreut oder niedergemacht. Von jenem behauptete man später, er sei ein heimlicher Sendbote des ägyptischen Sultans gewesen. Da die Zahl von Ludwigs Rittern nicht über 1400 hinaus wuchs, mußte er sich auch jetzt damit begnügen, durch Bündnisse mit abtrünnigen Emirn die Zwietracht der Feinde zu nähren und die wichtigste Festung im heiligen Lande, Joppe, mit einer zweiten die ältere umschließenden festeren Mauer zu umgeben. Als gar jene streitenden Sultane und Emire miteinander Frieden gemacht hatten, und jedes Bündnis mit dem französischen Könige aufgehoben wurde, schwand ihm alle Hoffnung, bei längerem Bleiben irgend etwas Ersprießliches zu erreichen. Da traf ihn die Nachricht, daß seine Mutter Blanca, die solange an seiner Stelle regiert hatte, Ende 1252 gestorben und allerlei Unruhe in der Heimat ausgebrochen sei. Nachdem er noch die Befestigungen von Sidon wenigstens hergestellt hatte, die von Damaskus aus zerstört waren, bereitete er sich, immer noch zögernd, immer noch auf Zuzug aus der Heimat hoffend, endlich durch die Verhältnisse gedrängt, zur Abfahrt vor. Am 24. April 1254 stach er zu Akkon in See und landete nach einer stürmischen und angstvollen Fahrt Ende Juni in Südfrankreich, wo man den ungern entbehrten und trotz dieses vollkommen mißglückten Heerzuges aufrichtig geliebten und verehrten Monarchen mit wahrhafter Begeisterung begrüßte.

* * *

Friedensschlüsse mit Aragonien und England.

Marseille, das sich gegen den hochmütigen Bruder des Königs, den Grafen Karl von Anjou erhoben hatte, wurde zunächst mit bewaffneter Hand zum Gehorsam gebracht. Die auswärtigen Feinde jedoch suchte der Frieden und Gerechtigkeit liebende König möglichst durch Verträge zu besänftigen, die keinen Stachel im Gemüt zurückließen und doch auch die Ehre seines Landes nicht verletzten. Indem er zu Corbeil 1258 dem Könige Peter von Aragonien gegenüber der uralten Oberlehnsherrschaft über Katalonien, die ehemalige spanische Mark, entsagte, verpflichtete er ihn zugleich, auf die aragonischen Lehen in Südfrankreich zu verzichten, die zu dem an Frankreich abgetretenen Gebiete von Toulouse, Carcassonne u. a. m. gehörten.

Wichtiger noch war ihm der Frieden mit England. Ohne sich um den Widerspruch seiner Räte zu kümmern, die ihm dringend rieten, die schlimme Lage Heinrichs III. im eignen Lande auszunutzen (s. S. 210 f.), bemühte er sich, durch ein beide Teile



127. Reste der Mauern von Cäsarea. Nach Rey.

Der hier abgebildete Turm stammt gleich den übrigen Werken aus dem Jahre 1251, als Ludwig IX. die Befestigungen von Cäsarea wiederaufbauen ließ.

befriedigendes Übereinkommen dem Frieden eine sichere und feste Basis zu geben. So kam im Mai 1259 ein Vertrag zu Abbeville zustande, in welchem er jenem die entrissenen Städte und Landschaften in Aquitanien und Gascogne sowie das Gebiet an der Charente und Dordogne, Périgord, Limousin und Saintonge, zurückgab und dagegen eine formelle Verzichtleistung auf alle Rechte empfing, die Heinrich III. auf das Herzogtum Normandie sowie auf die Grafschaften Anjou, Maine, Touraine und Poitou erheben könnte. Außerdem sollte Heinrich für die ihm überlassenen Gebiete die Oberlehnsherrlichkeit Frankreichs anerkennen. Heinrich III. kam denn auch wirklich nach Paris, um den rektifizierten Vertrag zu überreichen und am 4. Dezember 1259 als Pair von Frankreich und Herzog von Aquitanien dem Könige den Huldigungseid zu leisten. Er verweilte volle sechs Monate in St. Denis und im Louvre und konnte sich mit eignen Augen überzeugen, welche Macht und Herrlichkeit schon damals den Hof des französischen Königs umgab.

Ludwigs patriarchalisches Königtum.

So hatte der König es durch die Würde und Offenheit seiner Person dahin gebracht, daß an die Stelle des leicht zerreißbaren und oft zerrissenen Lehnsbandes, das er deshalb noch keineswegs abschaffte, das festere der verwandtschaftlichen Treue trat. Bei der Belehnung des englischen Königs betonte er es ausdrücklich, daß derselbe mit der capetingischen Königsfamilie nahe verwandt sei, wie auch die Grafen und Herzöge von Artois, Toulouse, Poitou, Anjou, Bretagne und Burgund. Sein Königtum gewann dadurch einen patriarchalischen Charakter. Wenn noch im 12. Jahrhundert vielfach von einer Wahl des Königs gesprochen wurde, wenn noch sein Großvater Philipp II. nur als erster unter den Pairs (primus inter pares) erschien, so gerieten solche Vorstellungen mehr und mehr in Vergessenheit.

Die Rechtspflege

Über das Wohlergehen und die Interessen aller zu wachen und allen eine unparteiische und schnelle Justiz zu sichern, war seine beständige Sorge. So viel es in seiner Macht lag, kontrollierte er selbst seine Beamten und bereiste alljährlich mehrere Provinzen, um sich an Ort und Stelle von der Ausführung seiner Verordnungen zu überzeugen. Jede Beschwerde prüfte und entschied er in Person und gab im Sommer unter einer großen Eiche in Vincennes jedem Gehör, der ihm ein Anliegen oder eine Beschwerde persönlich vortragen wollte. Dem Adel verbot er (1257) die Privatfehden und wies die Beleidigten auf den Weg des Rechtes, das in letzter Instanz durch Appellation an den König erlangt werden konnte. Gewisse Rechtsfälle (cas royaux) sollten allein vor die königlichen Gerichte gebracht werden, in denen die Rechtsgelehrten die Mehrheit bildeten. Der Zweikampf durfte nicht mehr als Beweismittel gelten. In dem „Parlament von Paris", das durch ihn die oberste Instanz des Königreiches wurde (nicht mehr der Pairshof seines Großvaters), trat der Stand der Juristen, die des römischen Rechtes kundig waren, mehr und mehr in den Vordergrund. Unter den siebenundzwanzig Verordnungen seiner Regierungszeit befinden sich wenigstens sieben große Akte der Gesetzgebung und der inneren Verwaltung, welche weitgehende Verbesserungen im Interesse des Volkes anstrebten und gegen die Bedrückungen, Ausschreitungen und Unordnungen der feudalen Gesellschaft gerichtet waren. Nur in einer einzigen Hinsicht war der die Gerechtigkeit suchende Blick des vortrefflichen Königs getrübt, nämlich wo das Recht sich mit dem Christenglauben berührt. In der ziemlich verworrenen Gesetzsammlung, die den Namen „Satzungen des heiligen Ludwig" (Établissements de saint Louis) führt, sind zahlreiche Verordnungen enthalten, welche die Ketzer zum Tode verdammen und den weltlichen Richtern die Ausführung der bischöflichen Verurteilungen auferlegen. Zwar sollten die Bischöfe ihre Zustimmung geben, ehe die Ketzerrichter zur Verurteilung eines Abtrünnigen schreiten konnten, allein nur, damit den Rechten der gallikanischen Kirche Rechnung getragen werde, nicht dem Gefühl der Barmherzigkeit und einer wahrhaft frommen Duldsamkeit.

Die unerbittliche Härte des Königs zeigt sich am auffallendsten in der unmenschlichen Strenge gegen die Gotteslästerer, denen er ausnahmslos die Lippen mit einem glühenden Eisen verbrennen ließ. Als er eines Tages einen Pariser Bürger auf diese Weise hatte martern lassen, erhob sich heftiger Widerspruch in der Hauptstadt, der bis zu seinen Ohren drang. Ruhig antwortete er, er wünsche, ein ähnliches Brandmal entstellte seine Lippen für sein ganzes Leben, wenn damit die Gotteslästerung aus seinem Königreich verschwinden könnte. Daß dieses Wort seiner innersten Frömmigkeit entsprach, bezeugte er durch sein gesamtes Leben, das als ein immerwährender Gottesdienst erschien. Er begnügte sich nicht damit, Hospitäler, Asyle, Blindenanstalten zu gründen und reich auszustatten, er verabreichte Almosen mit eignen Händen und erachtete keinen Wohlthätigkeitsakt unter seiner königlichen Würde. Alle Tage, wo er sich auch befand, ließ er 120 Arme speisen und außerdem dreizehn in sein Schloß eintreten, wo sie gleich den Offizieren bewirtet wurden. „Oft", erzählt Joinville, „sah ich den König mit eigner Hand für sie das Brot zerlegen und ihnen zu trinken geben. Er fragte mich eines Tages, ob ich am Gründonnerstag den Armen die Füße wasche. „Sire", antwortete ich, „welcher Greuel! Die Füße dieser Schmutzigen! Nie würde ich sie berühren." „Wahrlich", sagte der König, „das ist nicht weise gesprochen, Ihr sollt nicht verachten, was Gott zu unserer Belehrung und zur Übung in der Mildthätigkeit geschaffen; wenn Ihr mich liebt, werdet Ihr euch daran gewöhnen, den Armen die Füße zu waschen."

Ungeachtet der kirchlichen Strenge des frommen Königs suchte er, wie einst sein Großvater Philipp II., jede Anmaßung des päpstlichen Stuhles, wie jeden Übergriff der französischen Geistlichkeit mit Energie abzuwehren. Als seine Beschwerden über die Erpressungen der päpstlichen Legaten erfolglos blieben, verbot er allen Geistlichen seines Landes, den einsammelnden Franziskanern und Dominikanern Geld zu geben. Endlich schuf er noch im März 1269 durch die sogenannte Pragmatische Sanktion eine volle Sicherheit für die Rechte und Freiheiten der gallikanischen Kirche. In sechs Artikeln erklärt er, daß allen Prälaten, allen Schutzherren und Austeilern kirchlicher Pfründen und Benefizien ihre Rechte und ihre Gerichtsbarkeit erhalten bleiben solle. Alle Beförderungen und Neubesetzungen sollten nach alten Gebräuchen und nach den Verordnungen des gemeinen Rechts und der heiligen Konzilien durch vollkommen freie Wahl zustande kommen, und das „Laster der Simonie" aus dem ganzen Reiche verbannt sein. Nachdem er im fünften Artikel den Kirchen und Klöstern, den Prälaten und den geistlichen Orden nochmals alle Rechte und Privilegien, die sie von früheren Königen Frankreichs erhalten, feierlichst bestätigt hat, schließt er die hochwichtige Urkunde mit der Erklärung: „Sechstens untersagen und verbieten wir hiermit ausdrücklich die unerträglichen Eintreibungen und Erhebungen der von dem römischen Hofe verordneten Geldauflagen der Kirche und des Reiches, wodurch besagtes unser Reich unglücklicherweise verarmt ist, wofern solches nicht aus rechtmäßigen und billigen Ursachen und bei sehr dringenden und unvermeidlichen Notfällen auch mit unsrer und der Kirche unsres Reiches freiwilligen und ausdrücklichen Bewilligung geschehen werde." Eine so energische Sprache gegenüber dem gottlosen Geldhunger der päpstlichen Hierarchen durfte sich nur ein König gestatten, der in seinem Privatleben ein Muster unantastbarer Frömmigkeit, ja Heiligkeit war, und in seinen Regierungshandlungen sowie in seinen größten kriegerischen Unternehmungen nur den einen Zweck verfolgte, das Reich Gottes auf Erden zu befestigen und zu erweitern.

Die Freiheiten und Rechte der gallikanischen Kirche.

Aus demselben Grunde waren ihm die Universitäten als die Pflanzstätten der geistigen und der geistlichen Gedankenwelt ein Gegenstand regster Fürsorge. Durch das theologische Kollegium, welches sein Kaplan Robert von Sorbon (1250) gründete, bekam diese Theologenschule von Paris einen so bedeutenden Ruf in ganz Europa, daß sehr bald der Name Sorbonne auf die ganze Universität übertragen wurde.

Die Sorbonne.

Der letzte Kreuzzug (1270).

In den letzten Resten des sogenannten Königreichs Jerusalem begannen mit jedem Friedensschluß neue Streitigkeiten im Innern und der günstige Umstand, daß seit dem Tode Ejubs von Ägypten die mohammedanischen Reiche in beständiger Verwirrung und Zwietracht an inneren und äußeren Wunden zu verbluten begannen, brachte ihnen nicht den geringsten Vorteil, während er ihnen den größten hätte bringen können. Überall haderten die Venezianer mit den Genuesen, die Templer mit den Johannitern, die Welschen mit den Deutschen. Man jubelte um so mehr über die Nachricht, daß Hulagu, der Bruder des wilden Mongolenchans Mangu, der Herrschaft und dem Leben der Assassinen (s. S. 34) 1256 ein Ende gemacht hatte, indem er alle ohne Ausnahme erwürgen ließ. Auch die Gefangennahme und den Tod des letzten Kalifen, die Plünderung und Zerstörung Bagdads 1258, endlich die Eroberung des ganzen mohammedanischen Syrien betrachtete man als eine Hilfe Gottes gegen die Sarazenen, da der schreckliche Hulagu aus der Ferne den Christen seinen Schutz verhieß, um sie von einem Bündnis mit den mohammedanischen Emirn zurückzuhalten; vielleicht auch, weil er, wie man sagte, durch eine christliche Gemahlin für sie eingenommen war.

Die Zustände im heiligen Lande.

Allein sehr bald änderte sich die gesamte Lage. Sein Unterfeldherr Kethboga, durch Übergriffe der Christen gereizt, war schon im Begriff, dem Königreich Jerusalem ein Ende zu machen, als er 1260 durch den ägyptischen Sultan geschlagen wurde. Nur der Umstand, daß Hulagu selbst 1265 starb, daß der Sultan von Ägypten, der schon den größten Teil von Syrien und Mesopotamien an sich gerissen hatte, in demselben Jahre durch den Mamlukenfürsten Bibars verdrängt und ermordet wurde,

Der Mamlukenfürst Bibars.

gewahrte der christlichen Herrschaft in Syrien noch eine kurze Lebensfrist. Dann aber rüstete der neue Herrscher insgeheim um so umfänglicher gegen Mongolen und Christen, zugleich. Als die Kunde nach Italien gelangte, daß er Cäsarea belagere, ließ Urban IV., der kurz zuvor nur an die Wiedereroberung Konstantinopels aus der Hand der Griechen gedacht und gemahnt hatte, von Stadt zu Stadt, von Land zu Land die Kreuzfahrt predigen, und sein Nachfolger Clemens IV. fuhr darin fort. Dennoch schien es, als ob für den Verlust von Akkon, dessen Umgegend bereits 1267 verwüstet, von dessen Bewohnern über hundert gefangen genommen und in die Sklaverei geschleppt worden waren, für die Wegnahme des Fürstentums Antiochia, dessen Fürst Bohemund allein von der Gnade des Bibars die Grafschaft Tripolis in Empfang nehmen durfte, keine Spur von Mitleid und Bedauern, kein thatkräftiges Rachegefühl in Europa vorhanden sei.

Ludwigs IX. Kreuzfahrt und Tod.

Vielleicht der einzige Fürst Europas, dessen innerste Seele ohne Unterbrechung insgeheim noch immer träumte von der Befreiung des heiligen Grabes, von dem Einzuge in Jerusalem, von dem endlichen und vollständigen Siege der Christen über den Islam, war Ludwig IX. Nicht eher fand sein Gewissen eine volle Beruhigung über das Scheitern seines ersten Kreuzzuges, als bis er wieder an der heiligen Stelle die Oriflamme, die Pilgertasche und den Pilgerstab an sich genommen und sich im Februar 1270 nach Aiguesmortes begeben hatte, wo sich alle Teilnehmer an dem Kreuzzuge versammeln sollten. Mühsam gewann man die nötigen Schiffe zur Überfahrt von den Genuesen, dann rastete man im Juli im sardinischen Cagliari, wo es der Bruder des Königs, Karl von Anjou, der von Neapel aus mit den Sarazenen von Tunis in Streit geraten war, durch Überredung zustande brachte, daß alle Teilnehmer an diesem Kreuzzuge, selbst König Thibaut von Navarra, die Grafen von Artois, Bretagne und Flandern, die englischen Prinzen Eduard und Edmund, sich mit der ungewöhnlichen Richtung desselben gegen Tunis einverstanden erklärten. Am 18. Juli landete man dort, bezog ein befestigtes Lager und wartete auf König Karl von Neapel, der von Sardinien zunächst heimgefahren war, um bedeutende Verstärkungen herbeizuholen. Obwohl König Ludwig den genuesischen Seeleuten und einigen Franzosen gestattete, sich der Burg Karthago zu bemächtigen, beschränkte er selbst sich darauf, die Angriffe der Feinde abzuwehren, und täuschte sich sogar mit der trügerischen Hoffnung, den Emir von Tunis zum Christentum zu bekehren. Während dieser thaten- und nutzlosen Zeit des Aufenthaltes erzeugten das ungewohnte Klima, die Sonnenglut und die veränderte Nahrung eine verheerende Krankheit. Schon war des Königs jüngster Sohn Tristan und vier Tage später der päpstliche Legat ihr zum Opfer gefallen, als sie auch den König selber ergriff und am 25. August 1270 in dem Augenblick hinriß, als Jubelrufe von der Meeresküste die Ankunft seines Bruders mit einem großartigen Geschwader verkündeten. Noch auf dem Sterbebette übergab er seinem Sohne Philipp (III.) sein Testament, in welchem neben der väterlichen Ermahnung zur Frömmigkeit in Wort und That die Anweisung gegeben war zu einer weisen und gottgefälligen, die wahren Bedürfnisse des Staates und des Volkes ins Auge fassenden Regierung. Die Kirche hat den edlen Herrscher schon 1295 in die Zahl der Heiligen aufgenommen.

Abfahrt der Könige von Frankreich, Neapel und Navarra.

Die Ankunft des Königs Karl von Neapel brachte trotz des Schmerzes über des Königs Tod neue Hoffnung in die Gemüter der Kreuzfahrer. Man verhinderte die Zufuhr von Lebensmitteln nach Tunis, man gewann einen Sieg vor den Mauern der Stadt und eroberte das sarazenische Feldlager, aber Tunis einzunehmen, was leicht hätte glücken können, zeigte keiner von den drei Königen Lust. Bereitwillig ging man auf die Friedensanträge des Emirs ein, der den Christen in Tunis ihren Gottesdienst, den beraubten Kauffahrern volle Entschädigung, die Zahlung der Kriegskosten und dem König von Neapel noch außerdem einen Tribut gewährte. Nachdem man am 20. November den Hafen von Tunis verlassen hatte, wollte man noch in Sizilien zu weiteren Beratungen zusammentreffen, ob man etwa zu andern Unternehmungen schreiten solle; allein die wilden Stürme des Mittelmeeres zerstörten einen großen Teil der Schiffe, brachte mehreren Tausend Pilgern einen unrühmlichen Tod, und als noch

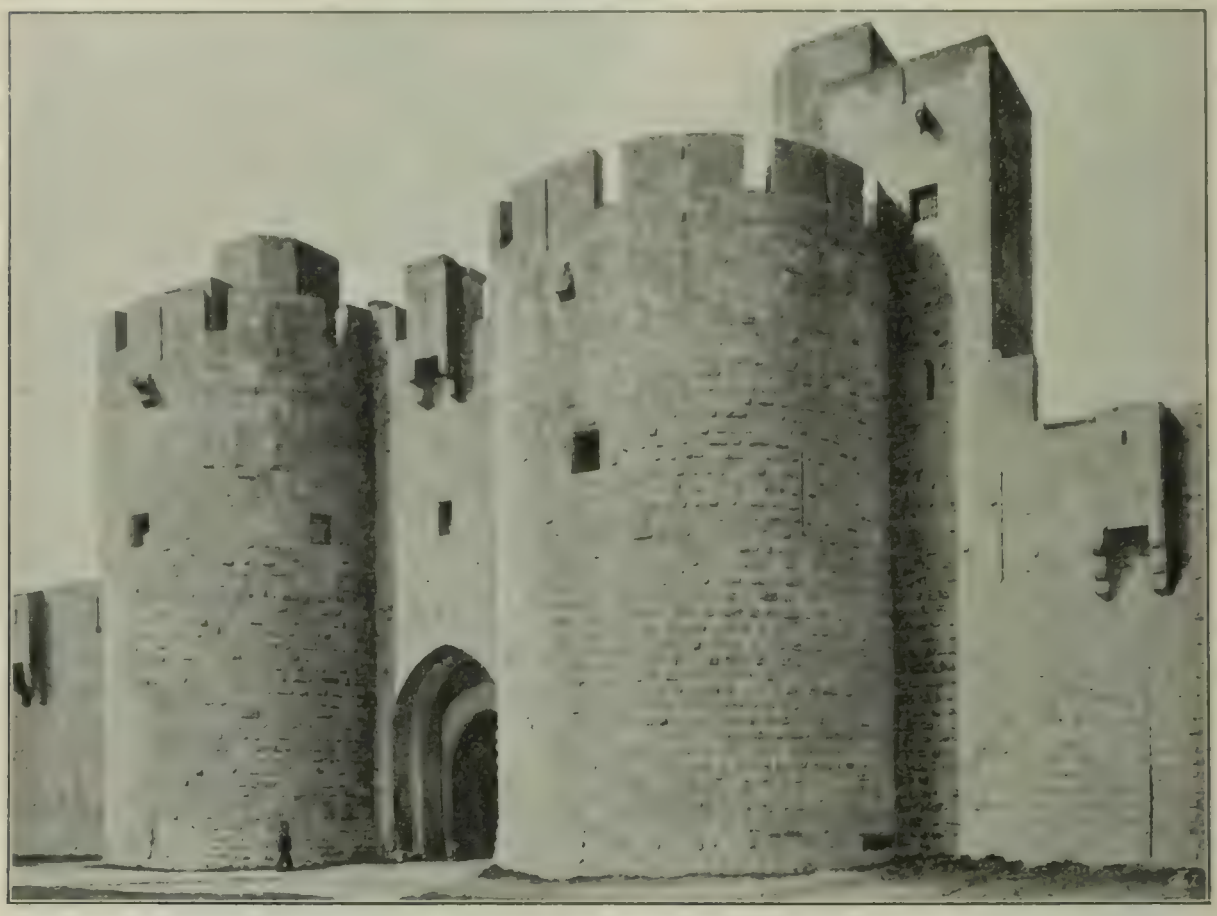
128. **Französischer Reiter aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Nach Viollet-le-Duc.**

Die Aufenthalte im Orient während des 12. und 13. Jahrhunderts bewirkten mehrfach Änderungen der Ausrüstung der Reiter; insbesondere auch der Gebrauch der hochgeschätzten arabischen Pferde bedingte einen Harnisch von geringerem Gewicht und größerer Bewegungsfreiheit. Unser Bild zeigt einen Bewaffneten aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Das Zaumzeug ist leicht, nach Art der Orientalen; ebenso das Gehänge an Brust und Hinterteil des Pferdes. Der Mann trägt über dem Panzer einen Waffenrock von Stoff; die Hals und Schultern bedeckende Kappe ist aus Fell, der leichte Helm mit einem Visier versehen, das, herabgelassen, das Gesicht ganz deckt. Außer dem Schwert, das er am Wehrgehänge trägt, ist noch ein zweites vorn am Sattel befestigt.

König Thibaut von Navarra in Trapani schwer erkrankte und starb, kehrte Philipp III., ohne weiter etwas zum Besten des Königreichs Jerusalem auszurichten, über Land in sein Königreich zurück.

Der englische Kronprinz in Akkon.

Der einzige Fürst, der seine Schiffe sofort von Sizilien aus nach Akkon gelenkt hatte, war der englische Prinz Eduard. Dem von Bibars schwer bedrängten Grafen Bohemund von Tripolis brachte er willkommene Hilfe und zwang den Angreifer zu einem Waffenstillstand. Allein schon wenige Wochen später drang der unermüdliche Mamlukenführer von Damaskus aus verwüstend bis unter die Mauern von Akkon vor und unternahm dann mit einer Flotte von Ägypten aus einen Feldzug gegen König Hugo von Cypern, der seit der Hinrichtung Konradins in den Überresten des



129. Thor von Aignesmortes. Nach einer photographischen Aufnahme.

Aiguesmortes bietet mit seinen von Philipp dem Kühnen angelegten Festungswerken ein vorzüglich erhaltenes Beispiel mittelalterlicher Bauweise dar. Die ein Viereck bildenden, etwa 11 m hohen Mauern sind oben kreneliert und tragen außer den Thortürmen 15 Türme. Zu der Zeit, da Ludwig IX. sich von hier nach Ägypten und Tunis einschiffte (1248 und 1270), führte vom Ort zur Reede ein Kanal, der jetzt vom Sande verschüttet ist.

Königreichs Jerusalem, die er längst regierte, nun auch den Königstitel angenommen hatte. Obwohl der Sturm dies Unternehmen verhinderte und viele seiner Schiffe an der felsigen Küste zerschellte, gab er die weiteren Angriffe auf Akkon deswegen nicht auf. Erst als ihn beständige Regengüsse aus der durch pestartige Seuchen berüchtigten Nähe der Stadt verscheuchten, machte er mit den Christen unter Vermittelung Karls von Neapel einen Frieden auf zehn Jahre, zehn Monate, zehn Tage, zehn Stunden für die Ebene von Akkon und die Straße nach Nazareth. Der englische Prinz Eduard, von dem Dolch eines fanatischen Assassinen — der verbrecherische Orden war von selbst wieder auferstanden — verwundet, aber glücklich genesen, kehrte im September 1272 nach England zurück, da ihn die Nachricht vom Tode seines Vaters heimrief.

Gregors X. Kreuzpredigt und Tod.

Während der Abschluß des Friedens den Christen eine Frist zur Sammlung, Rüstung und Erstarkung gewährte, war der greise Papst Gregor X. eifrigst bemüht, durch beredte Kreuzprediger, durch Bullen und Breves die längst erstorbene Begeisterung für die Eroberung des heiligen Grabes wiederzuerwecken und gleichzeitig durch

Anleihen und Steuern einem neuen und großen Unternehmen die nötige Geldunterlage zu verschaffen. Sein Bemühen brachte ihm in der That die Verheißung ein, daß sechs Könige, die von Deutschland, England, Frankreich, Aragonien, Sizilien und Armenien ihn auf seinem Zuge begleiten würden. Denn er selbst hatte trotz seines Alters den Wunsch, bei dieser Gelegenheit womöglich die geweihten Heimatsstätten des Christentums kennen zu lernen. Da entriß sein Tod (1276) und die Gleichgültigkeit seiner Nachfolger dem hinsiechenden Königreich Jerusalem jede Hoffnung.

Verlust von Markab und Tripolis.

Wenige Jahre später nahm der Frieden ein Ende, den der Sultan Bibars mit dem Prinzen Eduard vereinbart, und der thörichte Übermut der Johanniter oft schon gestört hatte. Der Sultan Malik al Mansur, der zweite Nachfolger von Bibars, nahm nun sofort, gereizt durch Überfälle und Vertragsverletzungen (1285), die letzte Festung der Johanniter in Syrien, die Burg Markab, durch Überfall. Zwei Jahre später kündigte er unter einem nichtigen Vorwande dem Grafen Boëmund VII. den Waffenstillstand und umlagerte im März 1289 Tripolis, während im Innern der Stadt sich über die Nachfolge des 1287 verstorbenen Grafen ein heftiger Streit erhob. Trotzdem nun von Akkon und Cypern, allen Hader vergessend, eine Masse Ritter zur Verteidigung herbeieilten, wurden die festen Steinmauern am 27. April 1289 durch die musterhaften Belagerungsmaschinen des Sultans niedergeworfen, das christliche Tripolis dem Erdboden gleichgemacht, und die Bevölkerung, soweit sie nicht auf den genuesischen Schiffen im Hafen Platz und Hilfe fand, getötet.

Der Fall von Akkon (1291).

Während diese Trauerkunde den Papst Nikolaus IV. zu neuen Ermahnungen, aber nur einen einzigen mächtigen Fürsten, den König Eduard von England, zu energischen Rüstungen antrieb, die freilich erst am Johannistag 1293 bis zur Abfahrt gedeihen sollten, fanden die Sarazenen Zeit und Gelegenheit, den Christen ihren letzten und festesten Besitz zu entreißen. Auch diesmal trugen abenteuernde Christen die Schuld, da sie mehrere Moslemin ermordet und die verlangte Genugthuung keck verweigert hatten. Nur der Tod des Sultans (im November 1290) schuf eine kurze Verzögerung, dann aber zog sein Sohn und Nachfolger, Malik al Aschraf, im März 1291 mit einem großen Heere vor Akkon und begann am 5. April die eigentliche Belagerung. Eine Zeitlang machten die Eingeschlossenen noch glückliche Ausfälle, allein, wie immer, wurde ihre Kraft durch kleinlichen Zwist geschwächt. König Heinrich von Cypern, der am 4. Mai in der bedrängten Stadt eingetroffen war, suchte vergeblich zwischen den Streitenden Frieden zu stiften und segelte dann in der Nacht vom 15. zum 16. Mai mit seinen Rittern, Truppen und mehreren Tausend Bewohnern heimlich nach Cypern zurück. Noch einmal glückte es den Ordensrittern, die eingedrungenen Sarazenen aus der Stadt wieder zu verjagen; am 18. Mai unternahm der Sultan nach ununterbrochener Beschießung der Stadt aus 92 Wurfmaschinen, zum Teil von Riesengröße, den eigentlichen Sturm. Wenige Stunden später war die ganze reiche und fest gebaute Hafenstadt in seiner Hand, alle Christen wurden niedergemacht, alles, was Wert hatte, fortgenommen oder zerstört. Die letzten kleineren Burgen der Ordensritter gerieten nach kurzer Gegenwehr ebenfalls durch Kapitulation oder Eroberung in die Gewalt der Sarazenen. Am 3. August 1291 besaßen die Christen keinen Fuß breit Landes mehr im Orient. Al Aschraf hielt einen prunkenden Einzug in Damaskus und später einen noch großartigeren in Kairo, wie ein siegreicher römischer Triumphator. In Europa begnügte man sich damit, die Schuld dieser unerhörten Niederlage bald auf den Papst und den Klerus, bald auf die Fürsten und Völker zu schieben; dann gerieten Anfang und Ende, Erfolg und Mißerfolg, ja das ganze Heer von romantischen Hoffnungen und Entwürfen, an welchen die Menschheit sich jahrhundertelang berauscht hatte, mehr und mehr in Vergessenheit.

Jerusalem wieder in der Hand der Mohammedaner, Konstantinopel in der der Griechen.

Das Traumbild eines Idealkönigreiches Jerusalem war für immer zerronnen. Das heilige Land blieb mit wenigen kurzen Unterbrechungen bis heute in den Händen der Andersgläubigen, nicht, weil das christliche Europa nicht die Macht hätte, es an sich zu reißen, sondern weil es von dem Irrwahn geheilt ist, daß es durch den Besitz desselben zeitliche oder ewige Vorteile erlangen könne. Selbst das Fortbestehen der

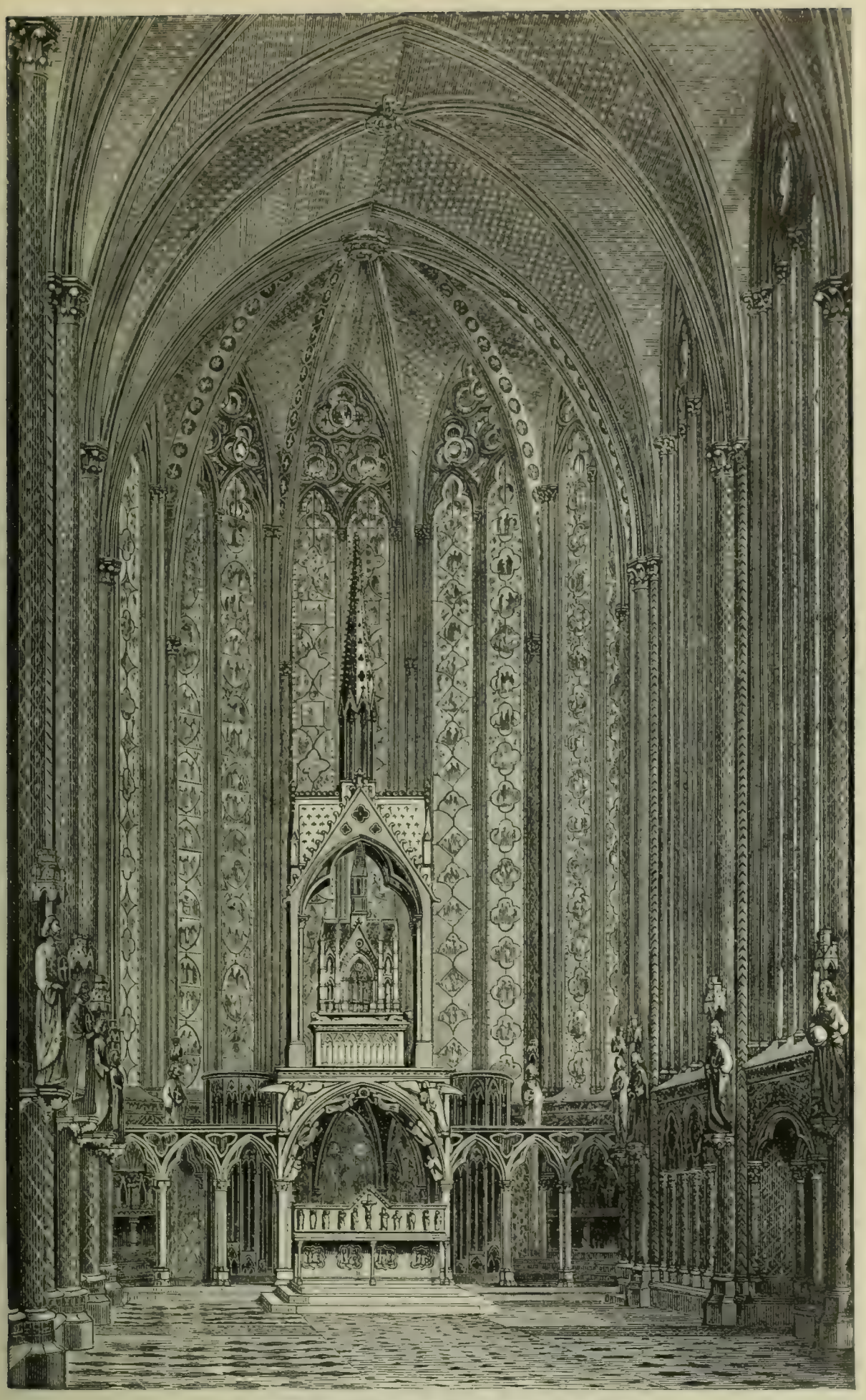
drei großen christlichen Ritterorden, in denen sich der Gedanke eines beständigen Kreuzzuges gewissermaßen verkörperte, war von sehr zweifelhaftem Werte. Auch die Hauptabsicht des Hierarchen am Tiberstrome, für die er viele Hunderttausende in den Tod getrieben hatte, war nicht erreicht. Konstantinopel, kaum 60 Jahre der Sitz eines lateinischen Kaisers, war längst wieder in den Händen der abtrünnigen griechischen Kirche und wurde anderthalb Jahrhunderte später die Residenz des mohammedanischen Kalifen. Über der herrlichen Kuppel der Hagia Sophia glänzt noch heute der mohammedanische Halbmond, und die Zwietracht zwischen der griechischen und römischen Kirche dauert bis heute fort. Die päpstliche Macht, als deren großartigster Ausdruck diese zwei Jahrhunderte während rückwärts gewandte Völkerwanderung anfangs erscheinen mußte, war vielmehr durch den vollkommenen Ruin aller Unternehmungen schwer erschüttert worden.

Erschütterung der päpstlichen Weltherrschaft im Westen durch die Mißerfolge im Osten.

Seitdem die Hoffnung der ersten jüdisch-christlichen Gemeinden auf die Wiederkehr Christi zur Wiederherstellung eines irdischen Gottesreiches in Vergessenheit geraten, und die zweite auf das himmlische Gottesreich des Heilands im Jenseits allein genährt war, hatte der römische Bischof sich bestrebt, den Eingang zu den Freuden des letzteren weniger von der thätigen Bewährung christlicher Nächsten- und Gottesliebe abhängig zu machen, als vielmehr von der demütigen Unterordnung unter die strengen Gebote des irdischen Stellvertreters Christi, dem allein durch das Amt der Schlüssel die Macht und der Beruf gegeben war, den Himmel zu öffnen oder zu verschließen. Bald aber fand er an dieser Gewalt nicht volle Genüge. In der Hauptstadt des römischen Cäsarenreiches war die christliche Theokratie allmählich vom Geiste der römischen Gesetzgebung und von dem hochmütigen Streben erfüllt worden, mit der Herrschaft über das Jenseits auch die Weltherrschaft in dem Diesseits zu vereinigen. Im größten Teile von Europa war es gelungen, das gesamte Leben mit kirchlichen Formen auszustatten und unter den Einfluß der Hierarchie zu stellen. Kaiser, Könige und Fürsten wurden allein in Kirchen und von Priesterhand gesalbt und gekrönt; der Degen des Ritters empfing auf dem Altar seine Weihe; die Bilder von Heiligen schmückten die Fahnen der unheiligsten Krieger; jeder Stand, jedes Geschlecht hatte einen Heiligen zum Schutzpatron. Selbst das Vermögen, die Güter aller Völker, die Kräfte aller einzelnen betrachtete man als der Kirche zugehörig und dienstbar. Der unermeßliche Landbesitz der Kirche und der Klöster an allen Enden Europas, fast losgelöst aus dem staatlichen Rechtsverbande, übertraf an Wert und Umfang den vieler weltlichen Fürsten samt ihren Vasallen und bildete eine gewaltige Kraftstation für die päpstliche Hierarchie.

Solange sich der Statthalter Christi auf die Weltherrschaft innerhalb der westeuropäischen und römischen Kirche beschränkt hatte, war es ihm geglückt, Kaiser und Könige vor sich auf die Kniee zu werfen oder nach Willkür ihrer Gewalt und ihres Besitzes zu berauben; als er jedoch unternahm, auch das griechische Kaiserreich zu bewältigen und einen unabsehbaren Kampf mit dem Islam aufzunehmen, geriet der stolze Bau der christlich-römischen Cäsarenherrschaft am Tiberfluß in bedenkliches Schwanken. Jeder Mißerfolg weckte in den Gemütern der bethörten Menschheit mehr und mehr den Zweifel an der göttlichen Kraft und Berechtigung dieser künstlich aus wenigen christlichen und vielen heidnischen Ideen erzeugten Weltherrschaft. Es ist bedeutsam, daß der edelste, gläubigste und sinnigste Italiener zu Ende des 13. Jahrhunderts, der Dichter Dante, in seiner begeisterten Schrift „über die Monarchie" die Überzeugung, daß die Weltherrschaft allein dem Könige von Deutschland zukomme, der Welt wie ein neues Evangelium verkündigen konnte.

So beginnt während der Kreuzzüge eine langsame, aber unaufhaltsame Wandlung der Vorstellungen vom Diesseits und Jenseits, von Weltherrschaft und Himmelreich, von dem weltlichen Rechte aller Klassen auf Freiheit und Lebensfreude und von dem unmittelbaren Anspruch aller Frommen und Gläubigen auf die himmlische Seligkeit. Das thaten- und poesiereiche Rittertum gelangt zu seiner höchsten Blüte, die fromme Baukunst zur schönheitsvollsten Vollendung, selbst die Wissenschaften erweitern ihr Gebiet und vertiefen ihr Streben nach Weisheit. Endlich erringt sich auch der dritte Stand seinen Anteil an Reichtum und Lebensgenuß, an Kunst- und Geistesbildung. (Näheres im siebenten Abschnitt.)



130. **Inneres der Heiligen Kapelle zu Paris.** (Zu S. 251.)

Die Sainte Chapelle, d. i. die Kapelle des königl. Palastes zu Paris, wurde 1243 von Ludwig IX. gestiftet und durch Peter von Monterau bis 1251 erbaut. Unser Bild stellt das Innere der oberen Kapelle dar. Die schlanken, edlen Dispositionen dieser, dazu die weiten Fensteröffnungen, in denen die ganze Wandfläche aufgelöst erscheint, und die zierlichen Blendarkaden unter denselben, endlich die prachtvolle Polychromie der Wände und die Glasgemälde der Fenster machen das kleine Gebäude zu einem Juwel mittelalterlicher Baukunst.

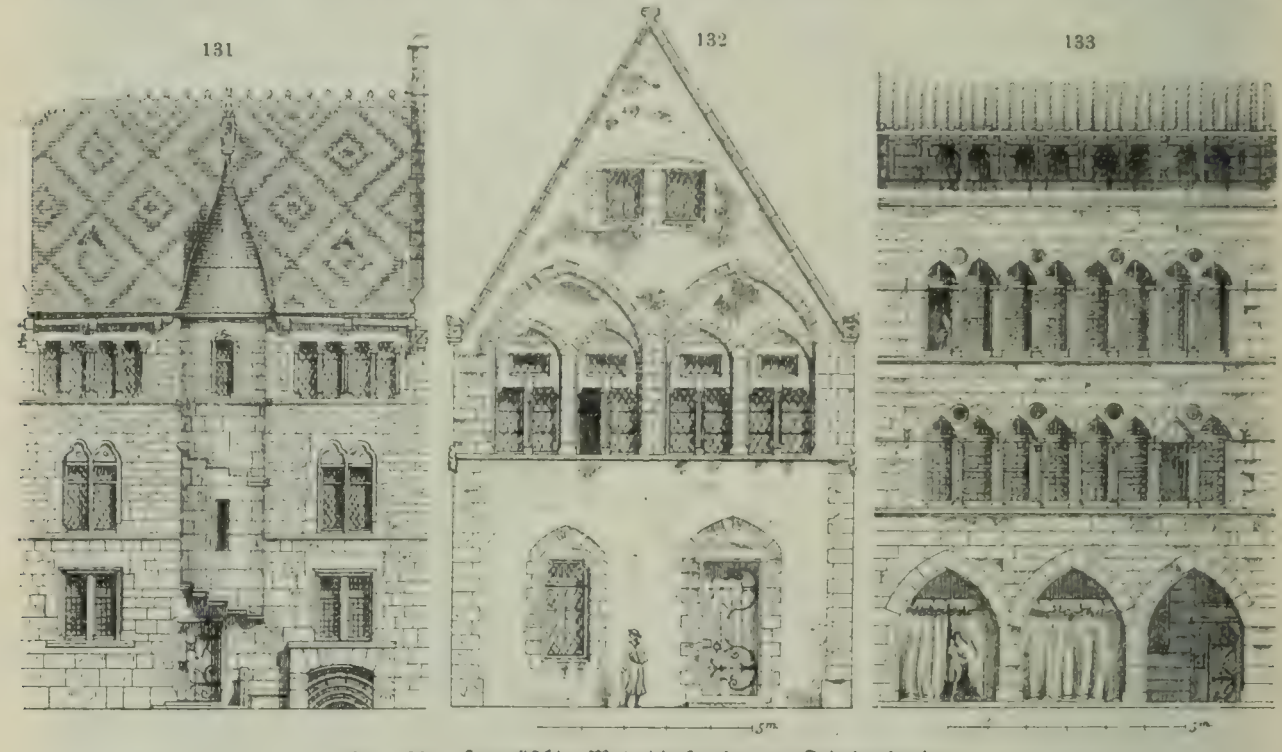
Das Kulturleben Frankreichs im 12. und 13. Jahrhundert.

Paris als Sitz der scholastischen Philosophie.

Frankreich hält in diesem Zeitabschnitt nicht nur Schritt mit der allgemeinen Bewegung des Bildungslebens in allen Kulturstaaten Europas, sondern es schreitet in mehreren Beziehungen derselben weit voran. Seitdem Paris die Pflanzstätte der scholastischen Philosophie und Theologie wurde, ging von diesem leuchtenden Mittelpunkte der gesamten Wissenschaft gemeinhin der Anstoß zu jeder neuen Erkenntnis aus. Aus diesem Grunde ist von französischen Gelehrten zum Teil dort schon die Rede gewesen, wo der Kampf verschiedener Geistesrichtungen auf die äußere Geschichte des französischen Volkes einen bemerkenswerten Einfluß gehabt hat; allein es wird noch mehr davon zu sagen sein bei der allgemeinen Darstellung der europäischen Bildung dieser Jahrhunderte (s. den siebenten Abschnitt).

Ritterspiele, Minnegesang, Universität in Paris.

Dasselbe gilt von der Entwickelung der ritterlichen Spiele sowie des Minnegesanges, die selbstverständlich in der täglich sich verschönernden und vergrößernden Hauptstadt einen anziehenden und strahlenden Mittelpunkt fanden. War schon die



131—133. Französische Wohnhäuser des 13. Jahrhunderts.

131 Burgundisches Bürgerhaus. 132 Haus eines Grundbesitzers in Provins (Seine-et-Marne). 133 Haus mit Läden in St. Antonin (Tarn-et-Garonne). Nach Viollet-le-Duc.

glänzende Hofhaltung unter Philipp II. August der Gegenstand allgemeiner Bewunderung, so zeichnete sich doch auch die Hauptstadt durch einige Einrichtungen aus, deren Vorteil man in den syrischen Handelsstädten kennen gelernt hatte. Entweder in dieser Zeit oder kurz zuvor versah man alle Straßen in der Mitte wenigstens mit einer Reihe genügend hervorragender Steine, auf welchen ein Fußgänger bequem Platz finden konnte. Es gehörte zu den ersten Privilegien der Studierenden, welche zu Tausenden aus weiter Ferne herbeigekommen waren, daß sie vor niemand außer vor dem Bürgermeister (Prévôt des marchands) diesen trockenen Steg zu räumen nötig hatten. War doch König und Stadtbevölkerung auf gleiche Art beflissen, diesen akademischen Bürgern, welche viel Geld von auswärts in das Land brachten, den Aufenthalt so angenehm wie möglich zu machen. Als sie einmal einen Aufruhr machten, weil der Wein in den von der Stadt angelegten Herbergen zu schlecht war und die Stadtbehörde mehrere Studenten verhaften ließ, befahl der König ihre sofortige Freilassung und die Zusicherung, künftig nur gute Weine zu liefern. Auch die Straßenbeleuchtung wird in der Zeit Philipps II. häufiger als je zuvor erwähnt.

Gotische Baukunst in St. Denis und Paris.

Ebenso muß von der gotischen Baukunst im Zusammenhange mit der von ganz Europa die Rede sein, da dieser herrliche Kirchenstil seinen ersten Anfang von der Abtei zu St. Denis genommen hat, in der das weltberühmte Kriegsbanner aufbewahrt wurde, welches die Könige Frankreichs zur Krönung und zum Siegeszuge begleitete, die Oriflamme aus rotem, fünfzipfeligem Tuche, angeblich dem Leichentuche des heiligen Dionysius, an den Spitzen mit grünseidenen Quasten und befestigt an einer goldenen Lanze. Wenn auch der Chor noch die früheren Formen der romanischen Geschmacksrichtung zeigt, so kommen doch schon an der Fassade Spitzbogen zu Tage. Auf den Glasgemälden, die der berühmte Abt Suger herstellen ließ, werden vielfach die Thaten der Kreuzfahrer (s. Abb. 6 und 8), auf späteren das Andenken Ludwigs IX. verherrlicht, der in diesem alten Heiligtume Grabstätten für alle seine Vorgänger seit Dagobert I. (gest. 638) herrichten ließ. Von der „heiligen Kapelle", welche derselbe König im frühgotischen Stile auf einer Insel neben seinem Schloß nach der Rückkehr von seinem ersten Kreuzzuge erbauen ließ, wird später die Rede sein. Die heilige Reliquie, die „Dornenkrone Christi", welche er von dem lateinischen Kaiser Balduin II. für 11000 Pfund Silber (1 Million Mark deutscher Münze) und reichliche Unterstützung durch Truppen erkauft hatte und in der Sainte Chapelle aufbewahrte, pflegte er selbst mit eigner Hand alljährlich in der Karwoche dem versammelten Volke zu zeigen.

134. Ein Kaufmann des 12. Jahrhunderts.
Aus dem „Hortus deliciarum" der Äbtissin Herrad von Landsperg.

Wachstum der Städte.

Durch die Kreuzzüge gewannen vor allem die Städte Frankreichs an Wohlstand und Freiheit. Da ein großer Teil der niederen und höheren Vasallen durch die Beteiligung an den Kreuzzügen genötigt war, Güter und Gerechtsame in Geld zu verwandeln, benutzten die benachbarten Städte gern diese Gelegenheit, um sich Freiheiten und Landbesitz zu erkaufen. Um sich aber diesen Gewinn für alle Zeit zu sichern, suchten sie eifrigst die Bestätigung durch den König nach, vor dessen Parlament zu Paris seit Ludwig dem Heiligen auch alle Streitigkeiten zwischen Adel und Bürgertum ausgetragen werden mußten. So entstand allmählich die Vorstellung von dem gemeinsamen Interesse der Krone und des Bürgertums gegenüber der Anmaßung der kecken geistlichen und weltlichen Vasallen. Die große Sorgfalt, welche die Könige Frankreichs der Sicherheit und Wohlfahrt der Städte widmeten, kam vornehmlich dem Handel und Gewerbe zu gute. Philipp II. stattete die Pariser Handelsinnung mit förderlichen Privilegien aus, Ludwig IX. erklärte sogar, daß alle Verordnungen in bezug auf Abgaben, Zölle, Münzen u. a. nur unter Beiziehung von städtischen Abgeordneten erlassen werden sollten; daß ein Ausschuß von rechtschaffenen und geachteten Bürgern zu wählen sei, um das städtische Vermögen zu verwalten und über die gerechte Verteilung der Steuern, besonders der unter dem Namen „Taille" bekannten Grund- und Personalsteuer, zu wachen. Insbesondere suchte Ludwig durch gute Rechtspflege und eifrige Handhabung der Polizei im Weichbilde von Paris die mangelnde Sicherheit zu verbessern. Ein großes Verdienst erwarb sich auch der umsichtige und sachkundige Prévôt Etienne Boileau, der mit Zustimmung jenes

Königs weitgehende Verbesserungen zustande brachte. Auf seine Anordnung wurden zum erstenmal alle Statuten und Bräuche der einzelnen Gewerbe in einem besonderen Zunftbuche (Livres des métiers d'Etienne Boileau, dem ältesten Dokumente industrieller Statistik in Frankreich, registriert. Auch begünstigte Ludwig die Freilassung von Leibeignen und ihre Übersiedelung nach den Städten.

Juden und Lombarden als Wechsler.

Durch Meß- und Marktgerechtigkeiten wurden viele Städte, wie Toulouse, Béziers, Reims, Beauvais, Rouen u. a., Verkehrsmittelpunkte, von denen fortan die gesuchtesten Handelsartikel nach den Hauptstapelplätzen geliefert wurden. Auch hier waren es die Juden und die Lombarden, welche die einträglichsten Geld- und Wechselgeschäfte betrieben. Wenn auch König Ludwig IX. mit den härtesten Strafen den Wucher zu bekämpfen suchte, so fanden sich doch die Söhne Israels immer von neuem ein. In Marseille, Avignon, Aix und Arles bewohnten sie ein eignes Stadtviertel.

Die Messen von Beaucaire und Troyes.

Unter den zur Zeit Ludwigs emporgekommenen Meßplätzen, die für längere Zeit der Anziehungspunkt für Handeltreibende aus aller Herren Ländern geblieben sind, verdienen Beaucaire und insbesondere Troyes Erwähnung, wo alljährlich zwei Messen abgehalten wurden. Die Tuche und Wollwaren der Champagne, von Artois, Flandern, Brabant, Hennegau, die Lederwaren der südlichen Provinzen Frankreichs, deutsche und lombardische Pferde, Lütticher und Brüsseler Waffen, Rüstungen, Schmiede-, Schlosser- und Metallarbeiten von Mecheln und Namur wurden bis ins 14. Jahrhundert hinein von Venezianern, Genuesen, Florentinern, Pisanern, Lombarden, Schweizern und Süddeutschen auf den beiden Hauptmessen zu Troyes eingekauft. Die Handelsgebräuche dieser Stadt, besonders ihr Handelsgewicht, fanden überall Eingang und haben sich bis in die neueste Zeit in Frankreich, Spanien, England u. s. w. in Geltung erhalten. — In Avignon gab es viele Florentiner, welche ihre italienischen Seidenwaren gegen französische Leinwand- und Wollstoffe austauschten.

135. Tuchmesse und Wollmarkt im 14. Jahrhundert.

Die Marktleute (marcheans = marchands) sind eben über die Schafe handelseins geworden und schlagen daher ein: der Handschlag schließt von altersher Kauf und Verkauf ab und machte das Geschäft perfekt. Die Tracht (Surcot, Überrock oder Reisekleid und Strumpfhosen) ist die des 14. Jahrhunderts. Nach einer Miniatur in einer Handschrift der Bibliothèque de Bourgogne zu Brüssel.

Marseilles Seehandel.

Ganz bedeutenden Aufschwung erfuhr zur Zeit Ludwigs IX. der Seehandel Frankreichs infolge des längeren Aufenthaltes des Königs im Morgenlande. Vor allem war es Marseille (das alte Massilia), das gleichzeitig mit den italienischen Städten zu hohem Ansehen gelangte, und die zeitweise unterbrochene Verbindung des Morgenlandes mit dem Abendlande immer wieder anknüpfte. Schon vor den Kreuzzügen bildete die Beförderung von Pilgern, die nach dem heiligen Grabe wallfahrteten, eine Hauptquelle ihres Wohlstandes. Die Reederei von Marseille gewann aber noch größeren Aufschwung, als ihr mit dem Beginn der Kreuzzüge die Überführung der französischen

Kreuzfahrer und Pilger nach dem heiligen Lande von selbst zufiel und diese Mittelmeerstadt nun ein Ausfuhrhafen ersten Ranges wurde. Viele Tausende schifften sich jährlich daselbst ein, und ebenso viele kehrten auf Marseiller Schiffen nach Frankreich zurück. Aus der urkundlich verbürgten Thatsache, daß dem Templer- und dem Johanniterorden 1234 gestattet wurde, jährlich zwei Schiffe im Hafen von Marseille zu befrachten und in jedem 1500 Pilger an Bord zu nehmen, läßt sich ein Schluß auf die Menge der jährlich über Marseille reisenden Wallfahrer und auf den Gewinn ziehen, welchen dieser Zweig ihrer Geschäftsthätigkeit den Reedern der Stadt abwarf. Außerdem benutzten sie die Gelegenheit zur Anknüpfung von Handelsverbindungen im Orient, zur Niederlassung in den syrischen Hafenplätzen, und vermittelten bald ausschließlich die Einfuhr von Gewürzen, Räucherwerk und Wohlgerüchen, ebenso von orientalischen Geweben in Seide, Wolle und Baumwolle nach dem südlichen wie nach dem mittleren Frankreich. — Zur Fahrt nach Tunis scheinen sie weniger geneigt gewesen zu sein. Ludwig IX. mußte 1270 genuesische Schiffe zu diesem Zwecke mieten (s. S. 244).

136. Handwerksleute des 14. Jahrhunderts.

Handwerksleute, franz. Gens de métier (vom lat. ministerium = Dienst, Verrichtung), mit Hammer, Schippe, Zange, Beil, in Arbeitskittel und Schurzfell. Nach einer Handschrift der Bibliothèque de Bourgogne zu Brüssel.

Handel und Gewerbe von Südfrankreich.

Später beteiligten sich auch andre Plätze, namentlich Montpellier, Narbonne und Aigues-mortes, an dem orientalischen Handelsverkehr, besonders dadurch, daß sie die Verbindung der Kreuzfahrer während ihres Aufenthaltes in Syrien und Ägypten mit der Heimat aufrecht erhielten. — Die Grundlage der Geschäftsthätigkeit dieser Plätze blieb jedoch der Handel mit Naturprodukten und Industrieerzeugnissen von Languedoc, der Provence und den nördlichen Provinzen. Languedoc erscheint als ein Hauptsitz der Wollwarenerzeugung im Süden; die Tuche von Narbonne, Béziers, Carcassonne, Perpignan, Toulouse und andern Orten wurden im ganzen Orient den italienischen gleichgestellt, vielfach sogar vorgezogen, so daß die Genuesen und Venezianer sie selbst in Konstantinopel, Syrien und Alexandrien einführten. Die hier sowie in Marseille, Arles, Grasse und andern Städten der Provence verarbeitete Wolle ward anfangs aus dem schafreichen Katalonien und den Barbareskenstaaten an der afrikanischen Küste bezogen, später auch aus England. Im Norden Frankreichs blühte ganz besonders die Tuchweberei in Troyes, Châlons, Reims, Sens, Vitry, St. Denis, Paris, Pontoise, Senlis, Rouen und andern Orten. In Burgund, der Franche Comté und in der Umgegend von Avignon gelangte die Leinwandfabrikation, deren Erzeugnisse unter den Industrieprodukten einen der wichtigsten Ausfuhrartikel nach dem Orient bildeten, zu immer größerer Blüte und Bedeutung.

In den Hafenplätzen am Atlantischen Meere herrschte freilich noch nicht ein so reges Treiben wie am Mittelländischen Meere; Gewerbthätigkeit und Handel kamen über die lokalen Grenzen nur langsam hinaus. Einiger Vorschub wurde ihnen aber durch den Umstand geleistet, daß die damaligen englischen Provinzen Normandie,

Die Hafenplätze am Atlantischen Meere.

Guienne und Aquitanien einen lebhafteren Verkehr mit Großbritannien unterhielten. Der Handel erspähte auch hier bald die günstige Gelegenheit, und der Austausch der Rohprodukte, französischer Weine und englischer Wolle, ist seitdem jahrhundertelang die Grundlage der Handelsbeziehungen beider Länder geblieben. Bordeaux scheint sich am frühesten mit diesem Handel befaßt zu haben. Als natürlicher Ausfuhrhafen für die Hauptweingegenden Frankreichs war es zugleich am leichtesten im stande, die gegen Wein eingetauschte Wolle zu verwerten, da die Garonne eine natürliche Handelsstraße zunächst bis Toulouse bildete. Mit Anfang des 14. Jahrhunderts verlor diese Straße jedoch infolge der direkten Schiffahrtsverbindung der Italiener mit England und den Niederlanden ihre ehemalige Bedeutung. Außer Bordeaux waren noch La Rochelle und Honfleur an der Ausfuhr von Wein nach England und den Niederlanden beteiligt. (Eine von den Engländern im Jahre 1388 angegriffene vlämische Kauffahrerflotte soll mit nicht weniger als 9000 Stück Wein aus La Rochelle beladen gewesen sein. Die gesamte Weinausfuhr dieses Platzes schätzte man damals schon auf 40000 Stück.)

Bedeutung des französischen Handels und Gewerbes.

Im allgemeinen haben freilich Handel und Industrie in Frankreich bis zum Ende des Mittelalters und noch darüber hinaus niemals dieselbe Höhe und Bedeutung wie in Italien erreicht und sind sogar hinter der jüngeren Entwickelung Deutschlands, z. B. in den großen Hansestädten, weit zurückgeblieben. Die Ursache dieser heutzutage befremdenden Thatsache lag in den furchtbaren Verwüstungen, unter welchen das ganze Land, namentlich in den südlichen Provinzen, während der Albigenserkriege und in späterer Zeit während der endlosen Kämpfe mit den Engländern und deren Verbündeten vom Beginne des 13. bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts zu leiden hatte. Erst im 17. Jahrhundert, als in Deutschland der unheilvolle Dreißigjährige Krieg alle Früchte der Arbeit vernichtete und alle Stätten des Fleißes verödete, erlangte die französische Industrie auf dem europäischen Kontinente ein entschiedenes Übergewicht.

Siebenter Abschnitt.

Die nordischen und die östlichen Reiche Europas im 12. und 13. Jahrhundert.

Die nordischen Reiche.

Aufhören der Wikingerfahrten.

Seitdem das Christentum in den drei skandinavischen Reichen tiefer eingedrungen und das Königtum mehr und mehr erstarkt war, hörten allmählich die althergebrachten Wikingerfahrten auf, zu welchen sich alljährlich große Scharen von den tapfersten Männern vereinigt hatten, um der Armut, zu welcher das rauhe Klima und der starre Boden des Gebirges sie verurteilten, durch reiche Beute aus gesegneteren Landstrichen zu Hilfe zu kommen. Schon längst waren jene Raubzüge auch deshalb lange nicht mehr so ergiebig, weil man an allen Küsten gelernt hatte, sie durch Wachsamkeit und geordnete Seewehr zurückzuschlagen. Man versuchte seitdem durch fleißigere Bebauung des wenigen Ackerlandes, durch emsigeren Betrieb der Viehzucht und des Fischfanges der zunehmenden Bevölkerung den notwendigsten Lebensunterhalt zu verschaffen. Allein der Wunsch, auch fernerhin bessere Hausgeräte, schneidigere Waffen, feinere Tuche aus dem Süden zu erhalten und die Lust an edleren Getränken, vor allem den südlichen Weinen, zu befriedigen, reizte doch hin und wieder zu neuen Eroberungszügen. Solange kräftige und kluge Könige die Gewalt in Händen hatten, konnten diese mit Erfolg ausgeführt werden. Jedoch der gänzliche Mangel an festen Vereinbarungen und unerschütterlichen Staatsgesetzen über die Unteilbarkeit des Königreiches, die Erbfolge in der männlichen Erstgeburt, ja sogar über die Notwendigkeit, daß der Thronfolger einer rechtmäßigen Ehe entsprossen sei, führte zu beständigen und mörderischen Kämpfen um die Krone, die jede gedeihliche Entwickelung der inneren Zustände und jede Verstärkung der äußeren Machtstellung in den einzelnen Staaten noch über ein Jahrhundert aufhielten und fast unmöglich machten.

Norwegen.

König Sigurds Fahrt nach Palästina.

Magnus III. (s. Bd. III, S. 594), der nach beständigen Kämpfen mit Schottland ein großes Inselreich auf den Orkaden, Hebriden, Anglesea und Man erworben hatte, ward 1103, als er tief in Irland eingedrungen war, mit seiner ganzen Mannschaft erschlagen. Da seine zweijährige Ehe mit Margareta Fridkulla (d. h. Friedensstifterin), der Tochter des Schwedenkönigs Ingo (s. Bd. III, S. 595), kinderlos geblieben war, nahm man in Norwegen keinen Anstand, seine drei Söhne, die vor der Ehe geboren waren, als Könige anzuerkennen. Eystein zählte kaum fünfzehn, Sigurd kaum vierzehn und Olaf vier Jahre; sie verwalteten das Reich gemeinsam, sie teilten friedlich den Besitz und hielten oft auch gemeinsam Hof. Da drang durch norwegische Reisige, welche im Dienste der Kaiser von Konstantinopel gestanden hatten, die Nachricht von den kostbaren Reichtümern in das Land, die dort zu finden seien, und erweckte bei ihnen die angeborene Lust an abenteuerlichen Wikingerfahrten. Man rüstete sechzig Schiffe aus und hieß sie unter Sigurds Anführung im Herbst 1107 die Südfahrt unternehmen. Sie ging nicht allzuschnell. Den ersten Winter verbrachte man in England, den zweiten in Sankt-Jakobsland (Galicien) und wütete in Lissabon gegen die halb heidnischen, halb christlichen Einwohner. Alle Gefangenen, die sich nicht taufen ließen, wurden getötet. Endlich segelte Sigurd bis zu dem gelobten Lande, half dem Könige Balduin II. bei der Eroberung von Sidon, dann dem Kaiser Alexius von Konstantinopel in dem Kampfe gegen die Seldschuken und gab dem Wunsche beider Teile nach, indem er seine Leute und seine Schiffe den Byzantinern überließ. Mit geringem Gefolge reiste er selbst zu Lande durch Bulgarien, Ungarn, Bayern, Schwaben bis nach Schleswig, wo ihm der König Niels von Dänemark, der zweite Gemahl der verwitweten Königin Fridkulla, bereitwillig ein Schiff zur Heimkehr nach Norwegen ausstattete. Von dem elfjährigen Unternehmen brachte er nichts mit als den Beinamen Jorsalafar (Jerusalemsfahrer) und einen Span vom heiligen Kreuze, von demselben Kreuze, wie der König Balduin und der Patriarch geschworen hatten, „an welchem Gott selber gepeinigt ward".

Sigurds Regierung und Tod

Inzwischen hatte Eystein Kirchen, Mönchsklöster, Strandhütten für arme Fischer, Herbergen auf den eisigen Fjelden gebaut, die Häfen erweitert und für den Schiffbau Sorge getragen. Da er 1122 starb und Olaf ihm schon im Tode vorangegangen war, beherrschte Sigurd wie sein Vater das gesamte Reich und weilte am liebsten im Süden in Kongehelle, wo er sich in einer festen Burg ein würdiges Königsschloß und eine stattliche, wenn auch nur hölzerne Kirche errichtet hatte. Allerdings litt er in den letzten Jahren seiner Regierung bisweilen an plötzlicher Verstandes- und Gefühlsverwirrung, die ihn zu Grausamkeiten hinriß; allein er dachte gerecht genug, um, wenn solch ein Anfall vorüber war, jeden zu belohnen, der ihn durch Zureden oder auch mit Gewalt von Grausamkeiten abgehalten hatte. Einmal kam er beinahe noch mit der Kirche in einen heftigen Streit, die er sonst auf alle Art begünstigt hatte. Als er seine rechtmäßige Gemahlin, eine russische Prinzessin, verstieß, um sich mit einer angesehenen Norwegerin, Cäcilie, zu vermählen, verweigerte ihm der Bischof Magnus von Bergen den kirchlichen Segen und gab auch nicht nach, als der König wütend das Schwert zog. Vorsichtiger dagegen verfuhr der Bischof von Stavanger, der seine heftige Strafpredigt mit den Worten schloß, mindestens werde der König seine Sünde doch vor Gott durch eine ansehnliche Schenkung abbüßen. So erreichte der König seinen Zweck dennoch, starb aber kurze Zeit darauf im Alter von 40 Jahren (1130).

Hundertjährige Anarchie.

Von nun an folgten elf Jahrzehnte (1130—1240) der grausamsten Anarchie, da es an einem Thronerben aus rechtmäßiger Ehe fehlte und man sich längst daran gewöhnt hatte, auch einen Bastard auf dem Throne sich gefallen zu lassen. War doch schon jener tapfere und wilde, aber in seiner Erscheinung wenig königliche Magnus III. ein solcher gewesen, den man „Barfuß" nannte, weil er mit Vorliebe wie ein Hochschotte im kurzen Gewande mit nackten Beinen einherging.

Magnus IV., Harald Gille und der schlimme Diakonus.

Gegen Magnus IV., den König Sigurd selbst als seinen Sohn anerkannt und zum Nachfolger bestimmt hatte, der aber hart, grausam und ein Trinker war, erhob sich Harald Gille (1130—36), der schon bei Lebzeiten Sigurds seine Abstammung von Magnus III. durch eine Feuerprobe bewiesen hatte. Von Priestern geführt, durch Fasten vorbereitet, war er unter Anrufung des heiligen Columban über neun glühende Pflugscharen hinweggeschritten und hatte sich, nachdem er drei Tage auf einem bereitgehaltenen Bette geruht, von zwei Bischöfen bezeugen lassen, daß seine Füße unverbrannt seien. Seitdem glaubte das Volk an seine königliche Abstammung. Drei Jahre regierte er neben Magnus IV., wurde dann verjagt, kehrte aber mit dänischer Hilfe zurück und ließ jenen blenden und verstümmeln (1135). Der Bischof von Stavanger, von dem er meinte, daß er die königlichen Schätze und den Span vom heiligen Kreuze versteckt halte, wurde, trotzdem er sich zu einem Reinigungseide erbot, aufgehängt. Ein Jahr später erhob sich gegen ihn Sigurd, „der schlimme Diakonus", dem seine Mutter gesagt hatte, daß er auch ein Sohn von König Magnus Barfuß sei. Als er gefangen genommen und auf einem Boote fortgeführt wurde, stürzte er sich kopfüber ins Meer und rettete sich schwimmend ans Land. Seitdem sann er auf Rache. Als König Harald Gille zu Bergen betrunken im tiefen Schlafe lag, überfiel er ihn mit seinen Verschworenen und ließ ihn töten (1136). Allein weder der Adel noch die Geistlichkeit erkannte ihn an, nur die Bauern im Norden begrüßten ihn als König. In ähnlicher Weise ging es fort, so daß im Laufe von vierzig Jahren nach dem Tode Sigurds I. (1130) nicht weniger als acht Prätendenten nach der Krone griffen, dann aber gestürzt und gemordet wurden.

Gründung des Erzbistums Drontheim.

Es konnte nicht fehlen, daß die römische Kirche auf diese grauenvollen Zustände aufmerksam wurde und die Gelegenheit ergriff, um Frieden zu stiften und Ordnung zu schaffen, natürlich nicht ohne auch für sich reichlichen Lohn zu ernten. Papst Eugen III. sandte 1152 den geschickten und gescheiten Kardinalbischof von Albano, Nikolaus Breakspear (den späteren Papst Hadrian IV., s. S. 64), nach Norwegen. Damals waren längst der blinde und einbeinige Magnus IV. durchbohrt und der schlimme Diakonus — das Volk nannte ihn nie anders — zu Tode gepeinigt worden. Die beiden Söhne von Harald Gille, die dies vollbracht hatten, lebten zwar noch in ziemlicher Eintracht, aber bald traten zwei neue Prätendenten auf, von denen niemand etwas gewußt hatte und die sich auch Harald Gilles Söhne nannten. Der schlaue Priester, dessen Worte eitel Wohlwollen, Güte und christliche Milde zu sein schienen, erkannte sofort, wen er anerkennen müsse und von wem er den erwarteten Lohn für die römische Kirche am sichersten erhalten werde. Indem er den verachteten Ingo (1136—61), der ein Krüppel war, aber einen treu ergebenen, außerordentlich tüchtigen Feldherrn Gregorius in seinem Dienste hatte, als seinen „lieben Sohn" bezeichnete, gewann er nicht nur ihn, sondern auch einen großen Teil des Volkes für die kirchlichen Einrichtungen und Forderungen, um die es sich ihm zumeist handelte. Nicht allein die Stimme des höchsten Herrn der Christenheit, sondern die Stimme Gottes selbst schien durch seinen Mund zu reden. So wurde Breakspear der Begründer der Hierarchie in Norwegen. Schon 1111 hatte Sigurd Jorsalafar in Jerusalem, als er den Span vom heiligen Kreuze empfing, das Versprechen gegeben, in Norwegen ein Erzbistum zu errichten und den Kirchenzehnten einzuführen. Beides war bisher noch nicht zur Ausführung gekommen. Nun aber ernannte der Kardinalbischof Nikolaus Jon Birgisson zum ersten Erzbischof von Nidaros (Drontheim) und bekleidete ihn im Namen des Papstes mit dem Pallium. Von jetzt an standen die vier Bischöfe von Oslo, Hamar, Bergen, Stavanger und alle Kirchen auf den Orkaden, Hebriden, Island und Grönland nicht mehr unter dem schwedischen Erzbischof in Lund, sondern unter dem norwegischen von Nidaros. Zugleich betrieb der kluge und immer freundliche Engländer die Durchführung des Zehnten, die ausnahmslose Durchführung des Cölibats und führte Norwegen einen gewaltigen Schritt vorwärts auf dem Wege der Sitte, indem er dem Gesetze Anerkennung verschaffte, daß in den Städten mit Ausnahme der zwölf Begleiter des Königs niemand Waffen tragen dürfe. Nachdem ihm zum Abschied noch der Peterspfennig für seinen Herrn in Rom bewilligt war, wandte er sich nach Schweden mit der Hoffnung, dort ähnliches zu erreichen.

Magnus VI. und die Birkenbeine.

Es zeigte sich sehr bald, daß durch seine Abreise dem König Ingo die kräftigste Stütze entzogen war. Nach wenigen Jahren traten schon die Thrönder (Drontheimer) für Harald Gilles ältesten Enkel Hakon Herdabreid, d. i. Breitschulter, in die Waffen. Im Kampfe gegen diesen fiel zuerst der getreue Gregorius und bald darauf, von vielen seiner Anhänger verlassen, in der Schlacht bei Oslo der König Ingo selbst (1161). Nun trat sofort dem jungen Hakon Herdabreid der Schwiegersohn Sigurd Jorsalafars, Erling Skake, d. h. der Schiefe, entgegen, um seinen fünfjährigen Sohn Magnus VI. (1161—84), als den rechtmäßigen Enkel jenes Sigurd, auf den norwegischen Thron zu erheben. Vom Dänenkönige Waldemar I., der durch seine russische Mutter mit Erlings Gemahlin verwandt war, kräftig unterstützt, trug er 1162 in einem Seekampfe den Sieg über Hakon und einige Jahre später über dessen Bruder Sigurd III. davon, den er gefangen nehmen und enthaupten ließ. So war Magnus VI. thatsächlich im ganzen Norwegen anerkannt; allein der Volksglaube hing doch mehr an der Vorstellung, der wahre König dürfe nur aus dem kräftigen Mannesstamme des unvergeßlichen Königs Harald Schönhaar sein, und kümmerte sich weniger darum, ob er einer gesetzlich und kirchlich begründeten Ehe entsprossen sei. Der Kirche dagegen war nur ein ehelich geborener Prinz willkommen, wenn er auch das königliche Blut in seinen Adern nicht seinem Vater,

sondern seiner Mutter verdankte. So kam Magnus' Vater, Erling, auf den Gedanken, dem Beispiele des Königs Waldemar von Dänemark zu folgen, der an die Stelle der zweifelhaften Volkswahl die Salbung durch den Erzbischof von Lund gesetzt hatte. Erling ließ seinen achtjährigen Sohn Magnus in Bergen vor einer großen Versammlung von Bischöfen und Vasallen feierlich durch den Erzbischof von Nidaros zum Könige salben und schwur dann selbst mit zwölf andern Großen seinem Knaben den herkömmlichen Eid der Treue. So war sein Sieg zugleich ein Sieg der Kirche gewesen. Allein der mächtige und kluge Erzbischof Eystein, der sich selbst Augustinus nannte, hatte zwar die Möglichkeit gefunden, 1164 auf einem Konzil zu Bergen in Gegenwart des päpstlichen Legaten durch ein neues Kirchenrecht, die „Goldfeder" genannt, den Einfluß der Bauern auf die Wahl ihres Priesters zu vernichten und zugleich ihre Abgaben an die Kirche zu verdoppeln, aber den Volksglauben zu vernichten und dem jungen Könige allgemeine Anerkennung zu verschaffen, war er außer stande. Es zeigte sich, daß die Thronbesteigung eines Cognaten (der nur durch die Mutter mit dem Königsgeschlechte verwandt war) die Zahl der Prätendenten nur vergrößert habe. Mehrere wurden schnell besiegt und abgethan. Für den einen, seinen Stiefbruder aus einer früheren Ehe seiner Mutter, bat der sechzehnjährige König selbst um Gnade. Allein sein Vater ermahnte ihn mit den für jene anarchische Zeit charakteristischen Worten: „Du wirst dein Land nicht lange im Frieden regieren, wenn du in allem nach gutem Gewissen handelst", und ließ den Gefangenen köpfen. Gefährlicher wurde die Erhebung Eystein Meylas, der sich für einen Enkel Harald Gilles ausgab. Arm und mittellos, fristete er mit wenigen Begleitern in waldigen Thälern sein Leben unter tausendfältigen Entbehrungen. Da sie keine Kleider hatten und die Beine mit Birkenrinde umhüllten, nannte man sie selbst die „Birkenbeine". Ihre Plünderungszüge gegen die reichen Bauern oder gar die noch reicheren Städter, oft mit dem Mute der Verzweiflung und des Hungers vollführt, wurden geadelt durch das vorgeblich königliche Blut ihres unermüdlichen Anführers. Trotz aller Niederlagen wuchs sein Anhang und gab ihm die Hoffnung ein, endlich doch noch Herr des ganzen Landes zu werden. Inzwischen war der König Magnus „von Gottes Gnaden" damit beschäftigt, durch eine Handfeste vom 24. März 1174 die Thronfolge für alle Zukunft in der Art zu sichern, daß dieselbe künftig nur dem ältesten ehelichen männlichen Erben zukomme, den nach dem Tode eines Königs eine Versammlung von vielen Geistlichen und nur zwölf durch sie bestimmten weltlichen Vertretern jeder Diözese als den rechtmäßigen Nachfolger bezeichnen werde. Die Krone des Verstorbenen sollte seitdem zum Heile seiner Seele der Kirche von Nidaros zufallen. Währenddessen versäumte man, sich rechtzeitig und kräftig gegen die Birkenbeine zu rüsten. So gelang ihnen, zwei Jahre später (1176) Nidaros zu überwältigen und Eystein durch die Bürger zum Könige ausrufen zu lassen. Allein schon im Januar 1177, als sie über 2000 Mann stark sich nach Wigen zurückwandten, nahm der junge König, obwohl seine Schar in der Minderzahl war, mutvoll den Kampf auf. Da die Birkenbeine überrascht wurden und im hohen Schnee sich nicht rechtzeitig zu ordnen vermochten, erlagen sie fast alle. Eystein flüchtete in eines Bauern Haus, um sich zu retten; der aber erschlug ihn und legte den Leichnam König Magnus zu Füßen. In diesem Augenblicke sprang einer von den Birkenbeinen, den man nicht bemerkt hatte, tollkühn herbei und hieb dem König Magnus eine so tiefe Wunde in die Schulter, daß er nur mühsam am Leben erhalten wurde. Dieser Sieg bei Re und der Tod Eysteins befestigten nicht nur den Thron des Königs Magnus, sondern auch die Macht des Erzbischofs.

Swerrir und die Bagler.

Die Birkenbeine, arm, elend, aber nimmer verzagend, sannen dennoch unablässig auf Rache und fanden den richtigen Anführer in dem Sohne eines armen Handwerkers, dem berühmten Swerrir (1177—1202). Durch seinen Oheim, den Bischof auf den Färöern, zum Geistlichen erzogen und zum Priester geweiht, erfuhr er plötzlich durch seine Mutter Gunhilde, er sei ein Sohn von König Sigurd II., also ein Enkel von Harald Gille. Sofort warf er das geistliche Gewand ab, das nie zu seiner ungeistlichen Gesinnung gestimmt hatte, und wandte sich den verkommenen und hungernden Birkenbeinen zu, deren Anführer und König er wurde (März 1177). An der Spitze von 70 Verzweifelten machte er zunächst erfolgreiche Raubzüge, nicht nur in Norwegen, sondern selbst in Schweden, aber wenn auch die Zahl seiner Anhänger stetig wuchs, so gelang es ihnen doch nur selten, in den armseligen Landschaften, zumal im Winter, bedeutenden Gewinn zu machen. Ihre Hauptkunst bestand immer noch darin, von wilden Beeren zu leben, Birkensaft zu trinken, Birkenrinde zu kauen und doch nimmer den Mut zu verlieren. Wohl ist es einmal dahin gekommen, daß seine Leute ernstlich Rat pflegten, ob es besser sei, sich von den Klippen herab ins Meer zu stürzen oder einander mit dem Schwert zu töten. Allein nun war ihre Not auch zu Ende. Swerrir nahm Nidaros ein und ließ sich den Königseid schwören. Dem greisen Erling, der 1179 in der Schlacht fiel, hielt er selbst eine Leichenrede, weil er aus seinem früheren Stande die Neigung zum Reden übrig behalten hatte. König Magnus mußte aus dem Lande fliehen, führte dann wieder mit dänischer Hilfe einen wechselvollen Krieg um die Krone, kam aber im Juni 1184, nicht älter als 28 Jahre, in einer Seeschlacht ums Leben. Auch hier konnte sich Swerrir nicht enthalten, ausführlich an dem Grabe seines Gegners zu sprechen und laut zu beten. Der Erzbischof, der anfangs geflohen war, söhnte sich nun mit ihm aus, nahm den Bannstrahl zurück, den er gegen ihn geschleudert hatte, und durfte zum Danke dafür nach Nidaros zurückkehren. Allein auch Swerrir hatte unablässig mit Prätendenten zu ringen. Nicht weniger als vier mußte er nacheinander bekämpfen, und eine ganze Partei der

Kirche, die Bagler (Krummstäbler) genannt, und mit ihnen im heimlichen Bunde der Erzbischof, verhalfen einem angeblichen Sprößling des alten Königshauses, mit Namen Ingo, in mehreren Gegenden Anerkennung. Selbst viele Birkenbeine hatten sich mit Sverrirs Gegnern verbunden, als er 1202 im Alter von 51 Jahren starb. Auf dem Throne sitzend, empfing er die letzte Ölung, und gebot, sein Antlitz nach dem Tode unbedeckt zu lassen, damit jeder sehen könne, ob etwas von dem Bannfluche daraus zu Tage trete, den seine Feinde auf ihn geschleudert hatten. Auch gab er vor vielen Zeugen die ausdrückliche Erklärung ab, daß er außer seinem Sohne Hakon (1202—1204) keinen einzigen männlichen Sprossen hinterlasse, damit sich niemand später für einen solchen ausgeben und Unfrieden erregen könne.

Hakon IV.

Hakon IV. stellte den Frieden mit der Kirche her, die ihn vom Banne lossprach, besiegte die Bagler, deren König Ingo im Kampfe fiel, vermochte aber nicht den Haß seiner Stiefmutter Margarete von Schweden zu versöhnen oder zu bekämpfen. Als sie endlich mit ihrer Tochter Christina seine Einladung annahm (1203), das Weihnachtsfest mit ihm in Bergen gemeinsam zu verleben, erkrankte er sofort und war am 1. Januar 1204 eine unförmliche, blau aufgetriebene Leiche. Da der Vorwurf, sie habe ihn vergiftet, immer lauter wurde und man den üblichen Unschuldsbeweis mit dem glühenden Eisen verlangte, stellte sie einen Eidmann, Peter mit Namen. Tapfer trug der Arme für ihre Unschuld das glühende Eisen; als man aber von seinen Händen nach drei Tagen den Verband abnahm und Brandwunden fand, warf man ihn ins Meer; die Königin selbst, von dem eignen Hofgesinde mit der gleichen Strafe bedroht, entkam glücklich nach Schweden. Nun trieben wieder alle streitenden Parteien, die Birkenbeine, die Bagler und der Tränenkönig, ihr unwürdiges Spiel mit der norwegischen Krone. Bis 1217 wurden nicht weniger als fünf Könige erhoben und gestürzt, zwei Enkel und ein Neffe Sverrirs, ein Neffe des Bischofs von Opslo und ein angeblicher Sohn Magnus' VI. Ihre Namen, wie ihre Thaten sind eher wert, der Vergessenheit als dem Gedächtnis überliefert zu werden.

Ende der Parteikämpfe.

Als im Jahre 1217 ein Neffe und ein Enkel Sverrirs, Ingo und Philipp, starben, die beide Könige gewesen waren, rief man den dreizehnjährigen Sohn Hakons IV., Hakon V. (1217—63), unmittelbar aus der Schule auf den Königsthron. Der geistig und körperlich hochbegabte und überaus anmutige Knabe, der nach dem Tode des Vaters geboren war, hatte bereitwillig im Hause des Königs Ingo Aufnahme gefunden und war bald auch im Volke beliebt geworden. Seiner Mutter, welche wiederholentlich sich zur Probe des glühenden Eisens erbot, um die königliche Abkunft ihres Sohnes zu beweisen, glaubte man auch ohne Beweis. Nur die hohe Geistlichkeit erklärte sich gegen ihn und bezeichnete einen Stiefbruder Ingos, weil er aus einer kirchlich eingesegneten Ehe stammte, als den rechtmäßigen Thronerben. Dennoch nötigte die Einmütigkeit der Birkenbeine und der Bagler auch sie zum Nachgeben. Auf einem großen Reichstage zu Bergen, dem ersten dieser Art, zu dem außer den Bischöfen, Geistlichen und Lehnsleuten auch die Bauern berufen waren, wurde 1223 der neunzehnjährige Hakon V. für den alleinigen König erklärt. Zugleich gab dieser den dritten Teil des Landes als ein Herzogtum mit der Residenz Trondhjem (Drontheim) jenem Halbbruder Ingos, Jarl Skule, zu Lehen und vermählte sich mit seiner Tochter Margareta (1225). Trotzdem mußten fünfzehn Jahre später doch die Waffen entscheiden, da Skule mehr verlangte, den Königstitel annahm und von einem großen Teile der Geistlichen die Huldigung empfing. Nachdem er einen kurzen Erfolg im Süden errungen hatte, erschien König Hakon in Trondhjem und erlangte daselbst nicht nur von neuem die Huldigung, sondern auch die Anerkennung seines achtjährigen Sohnes (Hakon VI.). Achtzehn Tage später siegte er über seinen Schwiegervater bei Opslo, obwohl sein Heer in der Minderzahl war (1240). Der Besiegte rettete sich auf der Flucht in ein Kloster, mußte es aber alsbald verlassen, weil die Truppen des Königs es anzündeten. Den Schild vor das Gesicht haltend, rief er den Gegnern zu, es zieme sich nicht, einen Fürsten in das Antlitz zu schlagen, und empfing den Todesstreich. Mit seinem Tode — auch sein einziger Sohn Peter war in diesem Kampfe erschlagen — endigten die blutigen Parteikämpfe, die seit Sigurd Jorsalafars Tode weit über hundert Jahre das unglückliche Land zu einer Stätte der Mordsucht und der allgemeinen Unsicherheit gemacht hatten.

Frieden und Ordnung unter Hakon V.

Hakon V. entfaltete nun ungehindert sein vielseitiges Herrschertalent und wurde mit seinem unermüdlichen Fleiße, seinem praktischen Blicke, seinem Gerechtigkeitsgefühle und seiner edlen männlichen Gesinnung einer der besten Könige Norwegens. Als man nach einer feierlichen Krönung durch Priesterhand verlangte, zog er es vor, statt durch den Erzbischof, dieselbe im direkten Auftrage des Papstes durch den Kardinallegaten Wilhelm ausführen zu lassen (1247). Zugleich benutzte er die Anwesenheit eines so mächtigen und hohen Geistlichen, um dem Aberglauben und der Übermacht der norwegischen Bischöfe eine Fessel anzulegen. Durch ein neues Erbfolgegesetz machte er die Thronbesteigung des Königs von der Bestätigung durch die Bischöfe unabhängig, ließ die Eisenprobe als „eine für Christen unanständige Versuchung Gottes" abschaffen und den Bischöfen für immer untersagen, den Zehnten sich selber anzueignen, den Bauern für geringe Feiertagsentheiligung schwere Geldbußen aufzuerlegen und den Laien durch Mißbrauch der Gastfreundschaft lästig zu werden. Übrigens

erlaubte er sich durchaus keinen Eingriff in die Gerichtsbarkeit oder die inneren Einrichtungen der Kirche.

Islands und Grönlands Huldigung.

Die endlich gewonnene Ruhe und gesetzliche Ordnung kam nicht nur der Entwickelung des Ackerbaues, sondern auch dem Handel zu gute. Es entstanden zahlreiche neue Dörfer, die Städte wurden durch Mauern befestigt und durch den Handel, vor allem mit den Hansestädten, bereichert, da auch nach außen hin der Friede gesichert erschien. Sogar das ferne Island und das noch fernere Grönland ließen sich durch die Mahnung des Kardinallegaten bestimmen, nachdem sie so lange keinen Herrscher über sich anerkannt hatten, diesem vortrefflichen Könige durch Sendung ihrer Bischöfe 1261 die Huldigung darzubringen.

Gesetzgebung und Rechtspflege Magnus' VI.

Ganz im Sinne des Vaters regierte Magnus VI. Lagabätter (Gesetzverbesserer). Indem er auf die entlegenen Inseln Man und die Hebriden für eine Geldentschädigung verzichtete, um nicht die Kraft des Königreichs an diese unhaltbaren und ziemlich wertlosen Besitzungen vergeuden zu müssen, gewann er die Möglichkeit, den inneren Ausbau seines Staates durch einheitliche Gesetzgebung und sorgfältige Rechtspflege nach dem Muster der entwickelteren Königreiche des übrigen Europa innerlich zu befestigen und zu kräftigen. Indem er die Überzahl der Geldbußen verminderte und häufiger als zuvor die Todesstrafe verordnete, aber das Begnadigungsrecht sich vorbehielt, schreckte er von vielen Vergehen ab und ließ mehr als zuvor die Krone als die einzige Quelle der strafenden und verzeihenden Gerechtigkeit erscheinen. Auch bestimmte er die Unteilbarkeit des Reiches und des Krongutes, den Vorzug der männlichen vor der weiblichen Linie, den des Alters und der ehelichen Geburt bei gleichem Grade der Verwandtschaft. Endlich ordnete er die Würde der höchsten Vasallen. Nächst dem „Herzoge", der stets aus königlichem Blute sein mußte, stand der „Jarl", auf diesen folgten die „Barone" als die obersten Ratgeber des Königs, endlich die „Ritter und Herren". Er starb 1280, noch nicht 42 Jahre alt, nach einer segensreichen Regierung von 17 Jahren.

Schweden.

Kampf des Christentums mit dem Heidentume.

Das Christentum und das einheitliche Königtum, die beiden mächtigsten Pfeiler, auf denen sich das Staats- und Bildungsleben im Mittelalter aufbaute, hatten in Schweden noch tief bis in das 12. Jahrhundert hinein die heftigsten Erschütterungen auszuhalten. Als unter den gotischen Bewohnern des Südens jenes längst den Sieg davongetragen hatte, wurden von den Upländern (Oberländern) oder eigentlichen Schweden noch immer zu Lichtmeß jedes Jahr die alten Pferdeopfer am Morastein zu Upsala vollzogen. Seit Olaf Schoßkönig war zwar das Christentum dem alten Glauben im ganzen Reiche gesetzlich gleichgestellt, aber seit Stenkils Tode traten im schwedischen Oberlande wieder die heidnischen Volks- oder Gaukönige auf, welche die Christen zwangen, sich von der allgemeinen Verpflichtung, die großen Opfer zu besuchen und zu vollziehen, mit schweren Steuern loszukaufen.

Gegensatz zwischen Goten und Schweden.

Als König Stenkils Geschlecht in männlicher Linie mit seinen Enkeln Philipp und Ingo II. ausgestorben war, hielten sich die Goten an die Nachkommenschaft seiner Enkelin Margareta Fridkulla und wählten deren Sohn aus zweiter Ehe mit König Niels von Dänemark, den Prinzen Magnus (1129—33), zum Könige, während die Schweden einem gewissen Ragwald Knaphöfde (Kurzkopf) huldigten, der noch in demselben Jahre von den Westgoten totgeschlagen wurde, weil er dreist und hochmütig gegen Gesetz und Gewohnheit zu ihrem Gerichtstage kam. Auch Magnus, der 1131 seinen Neffen Knut Laward, den tapferen und begabten „Herzog von Schleswig und König der Wenden", ermordete, fiel wenige Jahre später in den erbitterten Parteikämpfen, die darüber ausbrachen (1133).

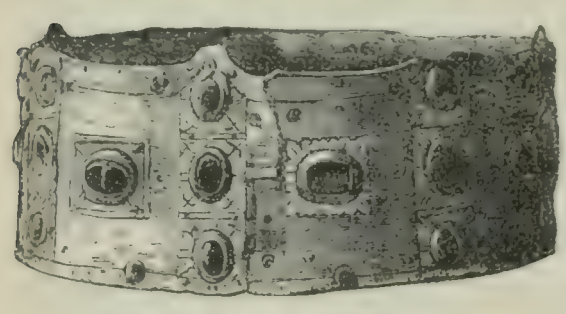
Stiftung von Klöstern unter Swerker I.

Seitdem regierten in einem großen Teile Schwedens der Landrichter und die Landeshäuptlinge ohne König, und der Chronist behauptet: „sie waren doch alle ihrem Lande getreu." Nur in Östgotland hob man Swerker I., den Enkel eines noch heidnischen Gegenkönigs, Swen, auf den Thron (1133—55). Er war unkriegerisch und vermochte so wenig wie seine Vorgänger einen dauernden Frieden im Innern

herzustellen. Nachdem sein sittenloser und streitsüchtiger Sohn Johann, der einen Krieg mit Dänemark erregt hatte, von dem erbitterten Volke getötet war, mordete auch ihn der eigne Stallknecht am Weihnachtstage 1155, als er zur Kirche ging. Aus seiner ganzen Regierungszeit ist am bemerkenswertesten der Einzug der Cisterciensermönche, welche der heilige Bernhard aus Clairvaux schickte, somit die Stiftung der ersten Mönchsklöster, und ein bedeutungsvoller Besuch jenes Kardinals Nikolaus von Albano (Hadrian IV.), der hier, wie in Norwegen, zur Bildung eines eignen Erzbistums anregte. Doch nötigte die Zwietracht der Schweden und Goten einstweilen noch zum Aufschub, und der römische Priester mußte zufrieden sein, das Verbot des ständigen Waffentragens zum Besten des staatlichen Friedens sowie die Einführung des Peterspfennigs zum Besten des päpstlichen Geldbeutels durchgesetzt zu haben.

Ausbreitung des Christentums im Norden Schwedens unter Erich dem Heiligen.

Inzwischen hatten sich auch die Upländer entschlossen, Erich IX., den man den Heiligen nennt, obwohl er niemals heilig gesprochen wurde, auf den verwaisten Königsstuhl von Upsala zu berufen (1150—60). Von nun an wurde das Christentum auch in den nördlicheren Landen weiter ausgebreitet, und bald hatte jede einzelne Landschaft ihren eignen Heiligen, gewöhnlich einen Märtyrer, der die Predigt des Evangeliums mit dem Leben gebüßt hatte. Christliche Kirchen erhoben sich überall auf den alten heidnischen Opferstätten, und christliche Feste verdrängten oft ohne Änderung des Namens und der Gebräuche die früheren heidnischen. So rührt von ihm die älteste Kirche in Upsala und die Einsetzung der ersten Priester und des Bischofs daselbst her. In Begleitung des letzteren, der dabei den Märtyrertod erlitt, führte er einen Kreuzzug gegen die heidnischen und räuberischen Finnen und legte den Grund zur Vereinigung Finnlands mit Schweden. Als er siegreich heimgekehrt war, überfiel ihn der dänische Prinz Magnus ohne Ankündigung der Fehde in Upsala während des Gottesdienstes. Nach beendigter Messe waffnete sich der König, eilte zum Kampfe und fiel, mit vielen Wunden bedeckt, am 18. Mai 1160. Das Andenken seiner Frömmigkeit, Bescheidenheit und tugendhaften Lebensweise dauerte noch lange fort, sein Todestag wurde gefeiert wie ein Heiligentag, die Stadt Stockholm führt noch heute sein Bild in ihrem Wappen, und seine Grabstätte im Dome zu Upsala wurde bald zu einer Heil- und Troststätte für fromme Wallfahrer. Die Frauen vor allem verehrten in ihm den edlen Gesetzgeber, der ihre Rechte in Haus und Hof „zu Schlössern und zu Schlüsseln“ gesetzlich geordnet hatte.



137. König Erichs Krone.

Gründung des Erzbistums Upsala.

Unter Karl, dem Sohne Swerkers, der eine kurze Zeit mit Recht den Titel eines „Königs der Schweden und Goten“ geführt hat, kam es 1164 zur Erhebung Upsalas zum Range eines Erzbistums, dem die übrigen Bistümer von Skara, Linköping, Strengnäs, Westeräs, bald auch Wexiö und Åbo untergeben waren, doch mußte der Erzbischof von Upsala auf Verlangen des Papstes Alexander III. den dänischen von Lund in Schonen (welches wie fast die ganze Süd- und Westküste des heutigen Schweden damals noch zu Dänemark gehörte) als den Primas der schwedischen Kirche anerkennen und empfing sein Pallium fortan nur von dessen Hand. Die vollkommene Ordnung der Kirche und ihrer Diener im christlichen Sinne ließ freilich noch lange auf sich warten. Wiederholentlich wird die Klage erhoben, daß man Geistliche vor weltliche Gerichte führe, zum Zweikampf oder zur Probe mit glühendem Eisen und siedendem Wasser nötige, daß man der Kirche den versprochenen Zehnten nicht leisten wolle, daß man ohne kirchliche Trauung Ehen schließe und „nach der barbarischen Art der Heiden“ schnell wieder auflöse, oder daß man gar die eignen Kinder aussetze. Anderseits rühmt man die ersten Klosterbrüder als geschickte Acker- und Gartenbauer, als Hersteller von Wassermühlen, Salzsiedereien, von Brücken und Wegen.

Neue Thronstreitigkeiten.

Trotzdem wurde König Karl 1167 zu Wisingsö durch Erichs des Heiligen Sohn Knut, der nach mehrjährigem Aufenthalte in Norwegen heimkehrte, geschlagen und verdrängt. Nach dem Tode Knuts (1195) ward dennoch keinem von seinen vier Söhnen der Thron zu teil, sondern Karls Sohn Swerker II., der, als Kind nach Dänemark entführt, zurückkehrte, drei von jenen Söhnen seines Vorgängers bei Eljaräs in Westgotland morden ließ, aber von dem vierten, Erich Knutsson, durch eine blutige Schlacht bei Lena, in welcher nach einer norwegischen Erzählung zum letztenmal Odins Geist mitgekämpft haben soll, (1208) verdrängt und 1210 bei einem neuen Versuche, seine Krone wiederzugewinnen, getötet wurde.

Das Erlöschen von Swerkers Stamm.

Erich Knutsson (1208—16) suchte seinen Thron durch die Geistlichkeit zu stützen, deren Freiheiten er vermehrte und von deren höchstem Vertreter er sich an heiliger Stelle im Dome zu Upsala salben und krönen ließ. Da er jedoch frühzeitig starb und sein gleichnamiger Sohn erst nach seinem Tode geboren wurde, wählten die Prälaten und weltlichen Großen den jugendlichen Sohn Swerkers II., Johann (1216—22), zum Könige, der die Güter der Kirche an seinem Krönungstage von allen Steuern befreite und der Geistlichkeit gestattete, sich durch hohe Strafgelder, die ihre Landbewohner zahlen mußten, zu bereichern. Als mit seinem Tode der Stamm Swerkers 1222 erlosch, erhob man einmütig den nachgeborenen Sohn seines Vorgängers, Erich XI. Läspe (d. h. der Hinkende und Lispelnde), auf den Königsthron, den er dem Namen nach bis 1250 inne gehabt hat.

138. Birger Jarls Standbild zu Stockholm.

Aufkommen der Folkunger.

Während in diesen beständigen Streitigkeiten der gotischen und der schwedischen Königshäuser, der Swerkers und der Nachkommen Erichs des Heiligen, die alte Stammesverschiedenheit im Volke allmählich ausgeglichen wurde, erhob sich auf Kosten der Königsgewalt aus den für ihre Dienste reich belohnten königlichen Lehnsmannen ein übermächtiger und hochmütiger Waffenadel, an dessen Spitze das Geschlecht der Folkunger hoch emporragte. Ihre Ahnenreihe ging zurück bis in die Zeiten des Heidentums, ihre Verwandtschaft reichte bis in alle drei skandinavischen Königshäuser. Schon unter Swerker II. hatte dessen Schwiegervater, der Folkunger Birger Brosa, das einflußreiche Amt eines Jarl der Schweden und Goten, ja eines Herzogs von Schweden „mit Gottes Gnaden" inne gehabt, und ein zweiter Folkunger, Knut Johannsson, genannt der Lange, der Gemahl einer Königstochter, entriß dem jungen Erich Läspe 1229 den Thron, verlor aber bereits fünf Jahre später, als dieser mit dänischer Heeresmacht zurückkehrte, die Schlacht und das Leben. Dennoch mußte sich Erich auch jetzt den Folkunger Ulf Fasi als Jarl des Königreichs gefallen lassen. Obwohl es ihm gelang, den jungen Sohn des Knut Johannsson, Holmgeir, der die Fahne der Empörung erhoben hatte, 1248 gefangen zu nehmen und enthaupten zu lassen, so führte doch sein Schwager, der Folkunger Birger, nach Ulf Fasis Tode die Regentschaft mit so kräftiger Hand, wie einst die fränkischen Hausmeier an der Seite des schwachen Merowingerkönigs.

Der Jarl Birger.

Da nun Birger, als König Erich 1250 ohne Erben starb, gerade auf einem Kreuzzuge gegen die heidnischen Finnen begriffen war, wählten die Großen seinen ältesten Sohn Waldemar, der noch ein Kind war, zum König (1250—74, bis 1279, stirbt 1302). Obwohl dem mächtigen Vater durch diese Erhebung seines Sohnes die Regierungsgewalt gesichert war, empfand er sie doch mit Unmut als eine Demütigung, da man von seiner eigenen Erhebung auf den Königsthron vollkommen abgesehen hatte, und sprach seinen Tadel aus. Bezeichnend für die mächtige und unabhängige

Stellung, welche der Adel auch dem gefürchtetsten Vertreter der höchsten Gewalt gegenüber damals einnahm, ist die ebenso rücksichtslose, wie wohlgemeinte Antwort des Herrn von Groneborg, Jwar Bla. Dieser rief dem zornigen Regenten Birger ruhig zu: „Ich habe die Wahl des Königs veranlaßt; bist du es nicht zufrieden, so wissen wir schon, wo ein andrer König zu haben ist.“ Der Jarl schwieg betroffen und fragte nach einer Weile: „Und wen wolltet ihr denn sonst zum König?“ „Unter diesem Mantel, den ich trage“, erwiderte Herr Jwar, „könnte man wohl auch einen König finden!“ Da fand es Birger für gut, einzulenken und sich für später mit der Würde eines Regenten ohne Krone zu begnügen.

Birgers Kämpfe mit seinen Verwandten.

Dennoch war mit dieser Gestaltung der Dinge die große Mehrheit der Geistlichen und Adligen einverstanden, nur Birgers eignes Geschlecht, die übrigen Folkunger, lehnte sich gegen ihn auf. Mit ihrem gewaltigen Anhange zogen sie plündernd und verheerend im Lande umher, „Räuber viel mehr als Edelleute“. Sie alle glaubten gleiches Recht und gleiche Ansprüche auf die Herrschaft wie ihr vom Glück begünstigter Vetter Birger zu haben. An ihrer Spitze standen Philipp, des ersten Folkungerführers Knut Johannsson Sohn, Knut, König Erichs Tochtersohn, ein andrer Philipp, und Karl Ulfsson, dessen Vater vor Birger Reichsjarl gewesen war. Aus Norwegen, Dänemark und Deutschland brachten sie Kriegsvolk nach dem nördlichen Schweden, wo sie bei den Upländern bereitwillige Unterstützung fanden. Aber Birger entledigte sich der gefährlichen Verwandten schnell durch List und Verrat. An der Herrewadsbrücke in Westmannland, wo beide Heere aufeinandertrafen, trat er mit den Empörern in Unterhandlung und bot ihnen heimtückischerweise die Hand zu gütlichem Vergleiche; die Gegner gingen in die Falle und kamen ohne Waffen an die Brücke, wo sie überfallen, gefangen und geköpft wurden. Nur Karl Ulfsson entkam ins Ausland, die überlebenden Folkunger unterwarfen sich, und niemand wagte mehr, sich gegen Birger aufzulehnen.

Teilung der Herrschaft, Gesetzgebung und Tod Birgers.

Um den Vorrang seiner Kinder vor allen andern Herren und den Frieden unter ihnen noch bei seinen Lebzeiten zu sichern, schritt Birger mit Einwilligung des Papstes zu der gefährlichen Maßregel, seinen drei jüngeren Söhnen Herzogtümer anzuweisen, wodurch er ihnen die Macht in die Hände gab, sich später gegen ihren königlichen Bruder erfolgreich zu empören. Große Verdienste dagegen erwarb er sich durch die Verbesserung der Gesetze, in welchen unverkennbar ein segensreicher Fortschritt gemacht wurde, vor allem durch die Herstellung eines allgemeinen Landfriedens oder, wie man damals sagte, des Heimfriedens, Weiberfriedens, Kirchenfriedens und Gerichtsfriedens. Auch das Verbot gewaltsamer und eigenmächtiger Rache, der zu den ungerechtesten Mißbräuchen führenden Eisenprobe und der Unsitte, sich freiwillig in Knechtschaft zu begeben (sich zum sogenannten „Ergebungssklaven“ zu machen), ist ihm zu danken. — Birger Jarl, einer der mächtigsten und besten Beherrscher der schwedischen Lande, starb am 1. Oktober 1266, allgemein betrauert, selbst von seinen früheren Feinden und Tadlern.

Waldemars Streit mit seinen Brüdern.

Nach ihm wurde sein bereits gekrönter Sohn Waldemar erst thatsächlich Herrscher. Allein kaum zehn Jahre durfte er in ungestörtem Frieden regieren und, wie er es allein liebte, seinem Vergnügen nachgehen. Als seine beiden älteren Brüder, Magnus und Erich, davon erfuhren, daß die übermütige Königin Sophie, eine dänische Prinzessin, jenen, weil er von dunkler Gesichtsfarbe und hager war, einen Kesselflicker, diesen wegen seiner Unbedeutendheit Erich Garnichts zu nennen pflege, hielten sie sich grollend von ihm fern und warteten nur auf einen Anlaß zum Abfall und Angriff. Seine Zügellosigkeit gab denselben bald genug. Als eine leidenschaftliche Liebe zu seiner Schwägerin Jutta, die „wie ein Engel vom Himmel“ aus dem Kloster zum Besuche der Schwester kam, ihm die Mißachtung des Volkes und den Zorn der Kirche zuzog und er sich zu einer Bußfahrt nach Rom begeben mußte, um den Skandal zu sühnen, riß sofort sein Bruder Magnus die königliche Gewalt an sich. Sobald nun König Waldemar nach seiner Heimkehr sie zurückverlangte, kam es zum Kampfe. Da Magnus von seinem Bruder Erich und von dem Dänenkönige unterstützt wurde, trieb

er durch einen Sieg bei Hofwa in Westgotland (1274) den König aus dem Schlafe, die Königin vom Schachspiele in die Flucht nach Norwegen und nahm beide gefangen, als sie wiederkehrten. Bis 1279 durfte Waldemar noch Gotland regieren, dann wurde ihm auch dies entrissen und Magnus II. (1274—1290) in Upsala durch den Erzbischof feierlich gekrönt.

Magnus II.

Alsbald zeigte sich, daß er klüger und kühner als sein Bruder sei, der sich sorglos im Lande umhertrieb, seine Gemahlin verstieß und nacheinander noch drei Frauen heiratete. Als er mit norwegischer Hilfe die Hand nach der verlorenen Krone ausstreckte, wurde er 1288 mit seinem Sohne Erich auf dem Schloß zu Nyköping gefangen gesetzt, wo er 1302 starb. Erich wurde später Ratsherr des letzten Folkungerkönigs, nie selber König.

Aufstände.

Gegen den hohen Adel und den größten Teil des Folkungergeschlechtes, die seinen Günstling, den dänischen Ritter Ingemar Nilsson totschlugen, mit dem vertriebenen Waldemar unterhandelten und Jönköping belagerten, nahm der schlaue König Magnus seine Zuflucht zur Hinterlist. Er heuchelte Nachgiebigkeit, lud die Häupter der Verschwörung auf den Königshof Gälaquist bei Skarra, wo sie kurz zuvor Nilsson getötet hatten, und ließ sie alle nach Stockholm führen, wo zuerst vier, dann noch mehr enthauptet oder wenigstens ihrer Güter beraubt wurden (1280). Seitdem war der Name der Folkunger nicht mehr der einer überreichen und mächtigen, mit dem König verwandten Familie, sondern der von Unzufriedenen, die sich gegen den König erhoben. Da sie immer entweder bei Norwegen oder bei Dänemark Unterstützung fanden, half es wenig, daß Magnus 1285 jeden, der sich durch Schrift, Eid oder auf andre Weise zu einem „geheimen Verein" bekannte oder die „Versammlung des Reiches" durch eine Fehde störte, für „friedlos auf ewige Zeiten" und seiner Güter verlustig erklärte.

Magnus Ladulås.

Mit besserem Erfolge als sich selbst gegen die Empörer, schützte er die armen Bauern gegen den Übermut des Adels. In diesem Sinne ist seine strenge Verordnung gegen die eingerissene Unsitte des „Gastens" zu verstehen, die darin bestand, „daß alle, die im Lande reisen, wie es in Magnus' Verordnung heißt, seien sie noch so reich, Kost ohne Bezahlung fordern und in einer kleinen Weile verzehren, was sich der Arme in geraumer Zeit hat erarbeiten müssen". Dafür erhielt Magnus I. auch den nach heutigen Begriffen geschmacklosen Beinamen Ladulås, d. h. „Scheunenschloß", weil er gleichsam ein sicheres Schloß vor des Bauern Scheune war. „Und dieser Name Ladulås", sagt Claus Petri, „ist ein ehrenhafter Name, der dem Könige Magnus zu größerem Ruhme gereicht hat, als wenn er römischer Kaiser geheißen hätte; denn deren gibt es in der Welt nicht viele, die Ladulås genannt werden können. Ladubrott (Scheunenbruch) ist immer in der Welt allgemeiner gewesen."

Als Magnus, von den Vornehmen gefürchtet, von den Armen verehrt und geliebt, 1290 starb, hinterließ er drei Söhne, von denen der älteste, Birger (II.), erst neun Jahre zählte.

Dänemark.

Streit des Königs Niels mit seinem Neffen Heinrich.

In demselben Jahre (1104), in welchem der Bischof von Lund vom Papste Paschalis II. das Pallium eines Erzbischofs erhielt und dadurch vollkommene Unabhängigkeit von dem deutschen Erzbistum Hamburg-Bremen erlangte, kam die erschütternde Kunde aus dem Osten, daß der edle und geliebte König Erich I. auf der Pilgerfahrt nach dem heiligen Lande zu Paphos auf Cypern am 10. Juli 1103 und wenige Wochen später seine fromme Gemahlin auf dem Ölberge bei Jerusalem einer Krankheit erlegen sei (s. Bd. III, S. 597). Durch diesen Trauerfall wurde das Königreich in äußerste Not versetzt. Der bisherige Regent Harald, der Sohn Erichs aus einer frühzeitigen und nicht ebenbürtigen Verbindung, hatte sich durch Habsucht und Gewaltthätigkeit im höchsten Maße verhaßt gemacht, und die beiden in der Ehe geborenen Söhne des Königs, Knut und Erich, waren noch minderjährig. So konnte der verwaiste Königsthron nur einem der drei Brüder des Verstorbenen anheimfallen. Da der älteste, der am meisten danach verlangte, noch vor der Wahl starb, der zweite

aber verzichtete, so erhob der Reichsting zu Jsora (im Norden der Insel Seeland) den jüngsten, Niels, d. h. Nikolaus (1104—34), auf den Thron. Leider war er einer so schwierigen Aufgabe in so bedenklichen Zeiten wenig gewachsen. Zunächst begehrte ein Sohn seiner älteren Schwester Sigrit, Heinrich, der Herr des Wendenlandes, sein mütterliches Erbteil, von dem bisher nie die Rede gewesen war, und verheerte alles Land von der Eider bis zur Schlei. Als König Niels, um ihn zu strafen, an der Küste von Wagrien landete und mit kleinen Schiffen und vielen Truppen die Trave aufwärts fuhr, wurde er von jenem, der die Hilfe der Holsteiner erlangt hatte, mehrmals geschlagen und mußte endlich damit zufrieden sein, seinem Neffen den Verzicht auf sein mütterliches Erbe mit Geld abzukaufen (etwa 1115).

Knut Lawards Macht in Schleswig und Holstein.

Der feindselige Herr des Wendenlandes verdankte aber seine Erfolge zum größten Teil seinem Neffen **Knut**, dem ältesten Sohne des verstorbenen Königs. Dieser begabte Jüngling hatte sich jahrelang an dem Hofe des Herzogs Lothar von Sachsen, des nachherigen Kaisers, aufgehalten und dort alle Künste der deutschen Kriegführung erlernt. Als er heimkehrte, bewarb er sich bei König Niels um die schwierige und von niemand begehrte Statthalterschaft in Schleswig und erhielt dieselbe für eine große Summe Geldes, die er aus dem Erlös seiner Erbgüter gewann. Nun kämpfte er als „Herzog von Südjütland", so pflegte man ihn zu nennen, ohne Ermüden gegen die Straßenräuber zwischen Eider und Schlei, wie gegen die seeräuberischen Wenden. Nachdem er die Schleimündung durch zwei Festungen gesichert hatte, soll er auch die Festung **Kiel** erbaut haben, um das Raubgesindel von der dortigen Waldbucht fern zu halten. Zugleich stand er in dem Kampfe Heinrichs gegen König Niels auf der Seite des ersteren, der ihm mehr Gunst und Vertrauen bewies als seinen eignen Söhnen. Als beide nach dem Tode des Vaters (1126) samt einem Enkel im Kampfe gegeneinander um das Leben kamen (1129), ließ Knut sich durch den ihm vertrauten Kaiser Lothar zum „König der Abotriten" krönen, doch nannte man ihn in Schleswig nur mit dem angelsächsischen Titel Hlaford (Lord), in dänischer Umgestaltung Laward, d. h. Herr. Um den Frieden in der Königsfamilie wiederherzustellen, versöhnte er seinen Stiefbruder Harald, den ehemaligen Regenten, und seinen jüngeren Bruder Erich miteinander, und verschaffte dem letzteren von König Niels die Statthalterschaft in Laaland und einigen kleineren Inseln.

Feindseligkeit des Prinzen Magnus.

Dennoch grollte ihm zumeist der jüngere Sohn des Königs, **Magnus**, der inzwischen als Erbe seiner Mutter, der schwedischen Königstochter Margareta Fridkulla, bereits König von Westgotland geworden war (s. S. 259). Mutter und Sohn betrachteten den durch Verdienst und Glück emporgekommenen König der Abotriten, der schon im Verkehr mit dem unthätigen König Niels bisweilen sein Unterthanenverhältnis zu vergessen schien, mit Argwohn als den künftigen Bewerber um die dänische Königskrone. Als sie den schwachen König mühsam dazu brachten, Knut vor einer Tagessatzung in Ripen auch als Landesverräter anzuklagen, verteidigte sich der an Geist und Kraft allen überlegene Herzog mit Erfolg.

„Laward, den Herrn", sprach er, „nennen mich die Meinen, nicht König. Wenn mich die Slawen König und Gebieter heißen, so ist diese meine Würde bei Fremden kein Bruch der Lehnspflicht, kein Angriff auf die Krone. Auch deinen Sohn Magnus sehen wir mit dem Namen eines Königs geschmückt. Bin ich König, so hast du zwei Könige zu deinem Dienste. Das Slawenland, bis vor kurzem ein Gegenstand eurer Furcht, dient jetzt dem dänischen Vaterlande. Ruhig kann der Däne an der Küste bauen, ruhig auf dem Meere fahren. Keine Wache ist am Danewirke (dem Dänenwalle bei Schleswig) mehr nötig. Die Schuld an allem trägt bloß böser Rat. Mein Trachten geht weder gegen den Thron des Vaters (so nannte er den König) noch gegen die Hoffnungen des Sohnes."

Knuts Ermordung

Da der König sich durch seine Worte für beruhigt erklärte und die Freundschaft mit dem Neffen erneuerte, sann Magnus auf Meuchelmord. Wenige Tage danach lud er den gehaßten und gefürchteten Vetter in den Wald beim Königsschlosse Roeskilde zu einer Unterredung ohne Zeugen ein. Arglos erschien Knut, allein begleitet von zwei sächsischen Rittern und zwei Knappen. Warnend sang der Bote, der ihn eingeladen hatte, ein sächsischer Sänger, der die Tücke kannte und haßte, auf dem Wege

ein Lied von der Untreue Kriemhildens gegen ihre Brüder und Verwandten. Wohl verstand Knut die deutschen Worte, aber nicht die Warnung. Als Magnus, der, auf einem Baumstumpfe sitzend, ihn erwartete, sofort sich erhob und ihn zärtlich umarmte, fühlte Knut den Panzer, den er unter dem Gewande trug, und fragte befremdet nach dem Grunde dieser Vorsicht. Allein in demselben Augenblicke, als jener noch verlegen Ausflüchte suchte, tauchten ringsumher aus dem Dickicht des Waldes Bewaffnete auf, und nun rief Magnus, sich sicher fühlend: „Es gilt die Nachfolge im Reiche!“ sprang auf den überraschten Gegner los und spaltete ihm den Schädel, ehe dieser das Schwert aus der Scheide zu ziehen vermochte. Knuts Begleiter entkamen (1131). Acht Tage nach dem Morde gebar seine russische Gemahlin Ingeborg einen Sohn, den sie nach ihrem Vater Wladimir, die Dänen aber Waldemar nannten.

139. Der Dom zu Lund, von Nordost gesehen.

Die Krypta soll um 1130, der Chor 1145 vollendet worden sein. Doch weist die elegante Durchbildung auf spätere Zeit, etwa Ende des 12. Jahrhunderts. Unser Bild zeigt das Äußere des Chores mit dem Rundbogenfries auf Saulchen im unteren Geschoß, den Blendarkaden im Fensterstockwerke und der offenen Säulengalerie darüber.

Erichs Rache und Sieg bei Fodvig.

Über den treulosen Mord des hochangesehenen Knut geriet ganz Dänemark in Empörung. Als seine Brüder vor dem Ringsteder Landestinge Klage erhoben, wagte sich der alte König nicht auf die Bergeshöhe hinauf, auf welcher Herzog Erich leidenschaftlich nach Rache rief, und konnte den gegen ihn losziehenden Sturm nur dadurch beschwichtigen, daß er sich durch einen Eid vom Verdachte der Teilnahme am Morde reinigte und eidlich versprach, seinen Sohn für immer aus seinem Angesichte und aus dem Lande zu verbannen, bis das Volk ihn zurückrufen werde. Auch Westgotland in Schweden fiel von Magnus ab und erkannte Swerker an. Als nun der wankelmütige König dennoch seinen Sohn zurückkommen ließ, fielen Seeland und Schonen von ihm ab, erklärten sich offen für Herzog Erich, und es entspann sich ein blutiger Bürgerkrieg. Anfangs war Erich mehrere Jahre hindurch in allen Unternehmungen unglücklich; Kaiser Lothar, der ihm beistehen und den Mord seines Lehnsmannes rächen wollte, mußte vor dem starkbesetzten Danewirke wieder umkehren und verzieh schließlich dem Mörder gegen Zahlung von 4000 Mark Silber und erneute Huldigung; endlich schlug sich gar sein Stiefbruder Harald zu seinen Gegnern. Nun wurde Seeland von ihnen erobert und Erich, der schon von den Holsteinern den Beinamen „Hasenfuß“

bekam, genötigt, nach Norwegen zu fliehen. Plötzlich aber wendete sich das Glück. Er kehrte nach Schonen zurück, rief seine Anhänger von neuem auf und schlug seine eben gelandeten Gegner in der Nähe von Lund bei Fodvig (1134). Magnus büßte hier sein Verbrechen mit dem Leben; neben ihm deckten unter Tausenden vier Bischöfe und sechzig Priester die Walstatt. Viele Schiffe sanken unter der Last der blindlings hineindrängenden Fliehenden; man hieb nach den Händen derer, die sich noch anklammerten und mitgenommen sein wollten. Im Volke aber erzählte man sich, Hirten auf Island hätten genau zur Stunde der Schlacht die Geister der im Bürgerkriege Erschlagenen scharenweise in Gestalt schwarzer Raben erblickt, die sich mit lautem Wehrufe in den Schlund des brennenden Hekla stürzten. — Auch König Niels, der glücklich entkommen war, fand zwölf Tage später den Tod im Schlosse der Stadt Schleswig, wo ihn die Bürger, deren Gilde Knut Lavard angehört hatte, aus Rache samt allen seinen Begleitern erschlugen. Das Wendenland mit Rügen machte sich unter eignen Stammesherzögen wieder unabhängig, und die heidnischen Opfer erhielten wieder überall Eingang.

Erich II und Erich III.

Erich II. (1134—37), der nun als König von ganz Dänemark anerkannt wurde, zeigte sich infolge seines jahrelang traurigen Schicksals verbittert, argwöhnisch und grausam. Zwei von den elf Söhnen seines Bruders Harald ließ er in der Schlei ertränken, Harald selber, der in Jütland eine Erhebung versuchte, überfallen und samt acht andern Söhnen hinrichten. Vergebens suchte er Rügen wieder zu erobern und den geblendeten Magnus von Norwegen, der sich zu ihm geflüchtet hatte, mit Waffengewalt wieder auf den Thron zu setzen. Seinem Volke verhaßt, unterdrückte er mühsam einige Aufstände und wurde schließlich auf dem Landesting von Ripen von einem angesehenen Jütländer ermordet. Derselbe trat nach Landessitte bewaffnet in den Kreis, als der König Gericht hielt, bat um Gehör und durchbohrte dann vor aller Augen den Nichtsahnenden, der, auf seinen Speer gestützt, eine Anklage erwartete. Des Königs Leute flohen, niemand rächte den Gefallenen. Ihm folgte sein Schwestersohn Erich III. Lamm (1137—47), damals das einzige erwachsene Mitglied des königlichen Hauses. Auch gegen ihn ward in Schonen der einzige überlebende Sohn Haralds, Olaf, zum Gegenkönig ausgerufen (1139), aber 1141 im Kampfe getötet. Erich starb früh, ohne für sein Land viel gethan zu haben. Er ließ seine Residenz zu Lund mit einer steinernen Mauer umgeben, der ersten Stadtmauer Dänemarks, war aber lässig in der Verteidigung der Küsten gegen die Seeräuber und in der Beschränkung seiner deutschen Gemahlin, die sich durch Leichtsinn und Verschwendung allgemein verhaßt machte. Bei dem Herannahen des Todes zog er eine Mönchskutte an, um der Sündenvergebung sicherer zu sein, und legte dann in Gegenwart des ganzen Hofes die Regierung nieder.

König Swend.

Sofort brach ein leidenschaftlicher Streit um den Thron aus, da der König keinen rechtmäßigen Erben hinterlassen hatte. Seeland und Schonen riefen Swend (1147 bis 1157), den Sohn Erichs II., die Jütländer Knut, den Sohn von Lavards Mörder Magnus zum Könige aus. Nach langem Blutvergießen forderte der junge Kaiser Friedrich I. die Bewerber vor seinen Thron auf dem Reichstage zu Merseburg (1152), da sie alle sich bereit erklärten, ihm den Lehnseid zu leisten. Indem er Knut zur Thronentsagung nötigte, erklärte er Swend als den rechtmäßigen König, machte ihm aber zur Pflicht, Knut mit Seeland und den ebenfalls erschienenen Waldemar, Knut Lavards Sohn, mit Südjütland oder Schleswig zu belehnen. Swend hielt sich nicht lange in der Königsherrschaft. Seine Charakterschwäche, seine Unüberlegtheit, seine Niederlagen, die er durch Wenden und Schweden erlitt, seine Begünstigung des jungen Adels, seine Verachtung des Bauernstandes machten, daß er, bald von allen verlassen, in das Ausland fliehen mußte. Selbst ein Kriegszug des wilden Herzogs Heinrich des Löwen, der für reichlichen Lohn ihn zurückzuführen versprach, brachte zwar dem Reichtum Schleswigs großen Schaden, blieb aber sonst ohne Erfolg. Als Swend es durch Tücke versuchte und seine beiden Gegner auf einem Friedensgelage zu Roeskilde durch Mordgesellen überfallen ließ, wurde Knut zwar erschlagen, Waldemar aber entkam schwer verwundet nach

Jütland. Kaum war er genesen, so erschien er mit Heeresmacht in der Nähe von Wiborg und siegte entscheidend auf Grathehaide (1157). Auf der Flucht blieb Swend mit seinem Pferde in einem Sumpfe stecken und entledigte sich der Rüstung, um zu Fuß davonzueilen. Verlassen von allen und von Mattigkeit überwältigt, fanden ihn plündernde Bauern auf einem Baumstumpfe sitzen. Einige wollten ihn seinem Wunsche gemäß zu Pferde dem Sieger Waldemar zuführen, aber ein alter Bauer sprang plötzlich hinzu und schlug ihm den Kopf mit einem Beile ab (23. Oktober 1157).

Waldemar der Große.

Waldemar I. der Große (1157—82) war der erste dänische König, der nicht auf der allgemeinen Volksversammlung zu Jsora, sondern nur von Bischöfen und Rittern auf einem Herrentage gewählt wurde. Auch war er der erste dänische König, der es sich gefallen ließ, durch den Erzbischof von Lund gesalbt, mit dem Purpur bekleidet und gekrönt auf den Thron geführt zu werden. Außerdem wurde die Bestätigung der Wahl durch Friedrich I. als den Oberlehnsherrn ausdrücklich eingeholt und die persönliche Huldigung für spätere Zeit zugesagt.

Kampf gegen wendische Seeräuber.

Die nächste Sorge dieses, wie jedes Dänenkönigs war die Verteidigung des an vielen Stellen bis zur Einöde verwüsteten Landes gegen die wendischen Seeräuber. Eine Kreuzergesellschaft unter dem Namen Roeskilder Brüder (ihr Gründer war ein Bürger aus Roeskilde) hatte wohl eine Flotte von zehn bis zwanzig Schiffen ausgerüstet, um ihnen beständig aufzulauern und sie zu überfallen. Allein es hatte sich gezeigt, daß diese Selbstwehr des Handelsstandes nicht ausreichte. Darum verband sich König Waldemar mit Heinrich dem Löwen von Sachsen, eroberte und zerstörte die Raubburgen Jlow, Mecklenburg, Schwerin, Dobin und andre, verbrannte ihre Schiffe, tötete den Wendenherzog Niklot und zwang seine Söhne zur Stellung von Geiseln (1160). Dennoch war keine Aussicht vorhanden, die Gefahr vor den Seeräubern endgültig zu bekämpfen, wenn nicht Rügen ihnen entrissen werden konnte. Durch seine Erfolge ermutigt, beschloß Waldemar, auch dieses in seine Gewalt zu bringen (1168).

Swantowit auf Arkona in Rügen.

Die Jnsel Rügen, die Ausfallspforte und den Schlupfwinkel der wendischen Seeräuber, hatte man bis jetzt noch nicht zu bezwingen vermocht; noch immer thronte dort der Nationalgott der slawischen Welt, Swantowit, in seinem Heiligtum Arkona, dem Mittelpunkte des heidnischen Priestertums, des nationalen Lebens und des fanatischen Widerstandes gegen alle Unterwerfungs- und Bekehrungsversuche von seiten der Sachsen und Dänen. Arkona, auf einem steilen Vorgebirge weit draußen im Meere, gewährte nur im Westen vom Lande her Zugang, und auch diesen sperrte ein 13 m hoher, mit Pfahlwerk versehener Erdwall. Eine Quelle innerhalb der Befestigungen lieferte frisches Trinkwasser. Auf der höchsten Höhe stand der Tempel des Gottes, den der Hohepriester Helmold mit 300 Mann stehender Besatzung schirmte. Nur ein einziges Thor führte durch eine mit geschnitzten und roh bemalten Figuren geschmückte Holzwand in einen offenen Hof, in dessen Hintergrund der Tempel lag. Auch dieser war nur ein Holzbau mit rotem Dach. Sein Jnneres zerfiel in ein Heiliges und Allerheiligstes. Letzteres bestand aus vier Säulen und war durch Vorhänge den profanen Blicken der Menge entzogen. Hier thronte das kolossale Holzbild Swantowits, mit vier nach allen vier Richtungen hingewendeten Häuptern, mit natürlichem Haupt- und Barthaar. Jn seiner rechten Hand hielt er ein riesiges, mit Wein gefülltes Trinkhorn, in seiner linken einen Bogen; sein Leib war mit einem Schwert umgürtet. Am höchsten Feiertag im Jahre, dem Erntedankfest, strömte das Volk zu Tausenden meilenweit von der Küste herbei, der Oberpriester mit wallendem Haar und riesigem Barte schlachtete zuerst dem Gotte Opfertiere und einen gefangenen Christen, dann zog er den Vorhang von dem Götzenbilde hinweg, trat in das Allerheiligste, das sein Fuß allein berühren durfte, nahm das Trinkhorn aus der Hand des Gottes und verkündete aus ihm, was das künftige Jahr bringen werde. Stand der Wein noch bis zum Rande, so deutete dies auf reichen Segen, erschien er vermindert, so machte man sich auf Mißernten, erfolglose Beutezüge und andre schwere Not gefaßt. Hierauf goß der Oberpriester den alten Wein vor Swantowit als Trankopfer aus, ließ das Horn von neuem füllen und leerte es, dem Gotte zutrinkend, auf einen Zug unter stillen Segenswünschen für das Wohl und die siegreichen Kämpfe seines Volkes. Schließlich übergab er wieder das gefüllte Horn der göttlichen Hand zur Aufbewahrung fürs nächste Jahr. An das große Opfer schlossen sich Schmausereien und wilde Lustbarkeiten aller Art.

Macht des hohen Priesters.

Der Einfluß des hohen Priesters reichte weit über die Macht des Fürsten und der Gemeinde, von ihm hing Krieg und Frieden ab, denn er allein konnte beobachten, ob das von ihm geführte heilige weiße Roß des Gottes über die kreuzweise auf den Boden gelegten Spieße zuerst mit dem rechten oder mit dem linken Fuße trat. Das ganze Wendenland zollte ihm seit alters jährlich einen Gottespfennig für den Kopf, und jeder glücklich heimkehrende Raub- und Kriegszug sandte ihm das Drittel seiner Beute. Auch die Erlaubnis zum Heringsfang an der Küste Rügens warf dem Tempel beträchtliche Geschenke ab.

Zerstörung des Tempels.

Als Waldemars Flotte von der Höhe des Swantowitstempels gesehen wurde, eilten die Umwohner des Heiligtums herbei, um der Besatzung zu helfen, und verrammelten das einzige feste Thor, über dem die heilige Standarte Stanitia flatterte, die sonst schon allein jeden Angriff abzuwehren vermocht hatte. Zunächst schritt Waldemar dazu, die Halbinsel Arkona, auf welcher der Tempel lag, durch starke Befestigung vom Lande abzuschneiden, und befahl erst, als es gelungen war, einen Teil des Pfahlwerkes und den Thorturm mit der Fahne in Brand zu stecken, den allgemeinen Sturmangriff, dem er auf einem Sessel in der Nähe zuschaute. Als die heilige Fahne, von den Flammen verzehrt, niedersank, ergriff die Wenden Verzagtheit und Entsetzen. Verzweifelt baten sie um Gnade und boten ihre Ergebung an. Nun wurden vor ihren Augen die heiligen Tempelvorhänge herabgerissen, so daß die mit moderndem Purpur, mit den Hornern und Köpfen fremdartiger Tiere und mit drohenden Götzen geschmückten Wände allgemein sichtbar wurden. Dann traten Knechte mit Äxten heran und zerhieben dem hölzernen Gotte Swantowit die dicken Beine, daß er krachend umsank und die Wand durchschlug. Abends nährte schon das zerstückelte Götzenbild die Wachtfeuer des Dänenkönigs, und der brennende Tempel schuf Tageshelle. An seiner Stelle wurde später eine Kirche erbaut. Unter der reichen Beute an goldenen und silbernen Weihgeschenken fand man zur Überraschung auch solche von christlichen Königen, die es doch für ratsam gehalten hatten, neben der Verehrung ihres Christengottes auch gute Freundschaft mit Swantowit zu halten, da ihre Mittel es ihnen gestatteten.

Rügens Unterwerfung und Verchristlichung.

Arkonas Fall veränderte mit einem Schlage den Zustand von ganz Rügen. Der Fürst Tezlaw leistete mit allen Großen der Insel die verlangte Huldigung, und der Götzendienst wie der Seeraub mußten nun für immer ein Ende nehmen. Der siebenköpfige, sieben Schwerter im Gürtel und ein Schwert in der Hand tragende Kriegsgott Radegast, der fünfköpfige, waffenlose Perevit und der vierköpfige Perkunos fielen der Vernichtung anheim. Alle unterworfenen Heiden wurden getauft und der christliche Gottesdienst geordnet. Eine dänische Besatzung sorgte für die Bestrafung der Abtrünnigen und Raublustigen.

Auch gegen den Herzog Bogislaw von Pommern drang der König siegreich vor und eroberte Stettin, aber die Rücksicht auf seinen Nebenbuhler, den mächtigen Herzog Heinrich den Löwen von Sachsen, nötigte ihn, diesem das Feld zu überlassen.

Waldemars Stellung zu Kaiser Friedrich I. und Heinrich dem Löwen.

Als Waldemar zunächst wohl wegen kirchlicher Angelegenheiten im Jahre 1162 auf einem Konzil in Burgund erschienen war, nahm er ohne Widerstreben die Gelegenheit wahr, dem ebendaselbst anwesenden Kaiser Friedrich Barbarossa den verlangten Huldigungseid zu leisten. Näher jedoch lag es ihm, die Verbindung mit dem benachbarten Herzog von Sachsen zu suchen. Schon 1164 verlobte er seinen einjährigen Sohn Knut (VI.) mit einer Tochter des mächtigen Welfen und drei Jahre später, da diese gestorben war, mit ihrer Schwester Gertrud, die der fünfzehnjährige Prinz 1177 wirklich heiratete. Allein auch dieses Verhältnis zu dem stolzen Rivalen verschob sich sehr zu gunsten Waldemars, als der übermütige Löwe von dem Kaiser in die Acht erklärt wurde. Nun war der Dänenkönig durch sein Lehnsverhältnis genötigt, 1180 dem Kaiser zum Kampfe gegen den Geächteten seine Flotte zu stellen und ihm zur Einnahme der Stadt Lübeck zu verhelfen. Wenn er aber gehofft hatte, daß die Niederwerfung seines Nebenbuhlers ihm jetzt die Unterwerfung des gesamten slawischen Küstenlandes gestatten werde, so mußte er diesen Wunsch aufgeben, weil Kaiser Friedrich den Herzog Bogislaw von Pommern in seinen besonderen Schutz nahm und zum deutschen Lehnsmann machte. — Auch zwei kostspielige Kriegszüge nach Norwegen, wo er seinen Schützling Erling Skake auf den Thron zu setzen hoffte, waren gänzlich ohne Erfolg.

Streit über die Nachfolge. Waldemars Tod.

Dennoch blieb ihm das unschätzbare doppelte Verdienst, Rügen gewonnen und dem Seeraube ein Ende gemacht zu haben. Trotzdem wurde auch ihm die Kränkung nicht erspart, daß Mitglieder seiner Familie und ganze Teile seines Reiches sich gegen ihn erhoben und selbst sein Leben bedrohten. Als er seinen achtjährigen Sohn Knut von dem Erzbischof salben und krönen und auf einem Reichstage zu Roeskilde zum Nachfolger erklären ließ, traten alle erwachsenen Prinzen des königlichen Hauses offen

gegen die Einführung der Erbmonarchie und die Beschränkung der Wahlfreiheit auf. Den keckſten unter ihnen, den Prinzen Buris, ließ er enthaupten, drei andre, Magnus, Knut und Karl, einkerkern, aber ganz Schonen erhob ſich zur Vertreibung des Erzbiſchofs von Lund, der den Sohn des Königs bereits geſalbt und gekrönt hatte, und nur durch einen blutigen Sieg über die Bauern vermochte Waldemar dieſen wieder einzuſetzen. Die Unzufriedenheit kam im ganzen Volke zum Ausbruch. Als die Flotte, welche er in Grönesunde (bei Falſtern) auf einem Kriegszuge gegen Pommern verſammelt hatte, die Heeresfolge verweigerte, ihre Führer verjagte und ſich vor den Augen des Königs zerſtreute, gab die unerhörte Schmach dem längſt ſchon kränklichen Könige den Todesſtoß. Er ſtarb am 12. Mai 1182 im Alter von 51 Jahren und empfing erſt lange nachher den Beinamen „des Großen“, den er durch die Sicherung des Staates nach außen hin, durch die Befeſtigung und Ausbreitung des Chriſtentums auf Rügen wie durch die Ordnung im Innern in vollem Maße verdient hatte.

Knut VI.

Knut VI. (1181—1202) erbte den Zwieſpalt zwiſchen dem Adel und der hohen Geiſtlichkeit einerſeits und den Bauern und Städtern anderſeits und gewann nur mühſam durch das Heer ſeiner Ritter den Sieg über Schonen und Jütland, die ſich unmittelbar nach ſeiner Krönung gegen ihn erhoben hatten. Ein trotziger und energiſcher Herr, verweigerte er dem hohenſtaufiſchen Kaiſer die wiederholentlich verlangte Huldigung, zwang die Herzöge von Pommern und Mecklenburg, ſtatt der deutſchen, die däniſche Oberhoheit anzuerkennen, und gab dieſem Siege einen ſtolzen und herausfordernden Ausdruck durch die Annahme des Titels „König der Dänen und Slawen“.

Seine Siege über die Herzöge von Pommern und Mecklenburg.

Die erſte Urkunde, in der er ſich dieſen Titel gibt, datiert vom 22. Januar 1193. — Was die Herzöge von Pommern und Mecklenburg anlangt, ſo hatte der erſtere, Bogislaw, im Vertrauen auf ſeine Machtſtärkung durch den Kaiſer, den Fürſten Jarimar von Rügen angegriffen. Kaum aber vernahm man auf ſeiner Flotte durch den dichten Nebel den gefürchteten Schlachtruf der Dänen, die dem Lehnsvaſallen ihres Königs zu Hilfe gekommen waren, ſo ſtiebte ſie auseinander wie vom Sturm zerſtreut, und dennoch fanden Tauſende von den Beſatzungstruppen durch die Verfolger oder in den Wellen den Tod. Als der ſiegesfrohe König Knut nun im Frühjahr 1185 den ſchon arg geſchwächten Gegner im eignen Lande angriff, bequemte ſich Bogislaw ſchnell zur Huldigung, Tributpflicht und Geiſelſtellung. — Herzog Borwin von Jlow und Mecklenburg gelangte in dieſelbe Lage, als er ebenfalls den Fürſten Jarimar überfallen hatte, aber von dieſem gefangen genommen und an den König ausgeliefert war; desgleichen Niklot, der Herzog von Roſtock, als er bei einem Einfalle in Pommern in Gefangenſchaft des Herzogs Bogislaw geraten war. — Der entſchiedene Bruch mit Kaiſer Friedrich I. kam 1187 zu Tage. Einſt hatte Waldemar (1181) vor Lübeck mit ihm die Verlobung einer von ſeinen fünf Töchtern mit dem bekannten Friedrich von Schwaben und zugleich die Mitgift verabredet. Als die Braut aber nach dem Tode des Königs durch eine Geſandtſchaft abgeholt wurde, lieferte der Bruder ſie „nur wegen der eidlichen Zuſage ſeines Vaters“, wie er offen erklärte, mit dürftiger Ausſtattung und einem Teile der Mitgift aus. Da er den letzten Termin zur Zahlung des Reſtes abſichtlich verſtreichen ließ, wurden ihm beide, die Schweſter und das Geld 1187 unberührt und mit allen Ehren zurückgeſchickt.

Unterwerfung der Dithmarſen und Holſten.

Als der hohenſtaufiſche Kaiſer an der Spitze eines Kreuzheeres auszog und nicht wiederkehrte, benutzte Waldemar die Schwäche des verwaiſten Kaiſerthrones, um die zum Erzbistum Bremen gehörenden Dithmarſen und Holſten anzugreifen und das ganze Land ſamt den Städten Rendsburg, Hamburg und Lübeck ſich zu unterwerfen. Ohne Scheu hielt er mit dem aus der Verbannung heimkehrenden Heinrich dem Löwen zuſammen und vermählte mit deſſen Sohne Wilhelm von Lüneburg ſeine Schweſter Helene. Jm vierzigſten Lebensjahre ſtarb er, ohne Erben zu hinterlaſſen.

Waldemar II. durch Friedrich II. Herr der Wendenlande.

Waldemar II. (1202—41), ein Bruder des Verſtorbenen, zeigte ſich nicht minder kühn und ſelbſtgewiß in der Behauptung ſeiner Macht innerhalb ſeines Staates wie über die Grenzen hinaus bis an den Thron des römiſchen Kaiſers und des römiſchen Biſchofs. Entgegen der Politik ſeines Vorgängers, wandte er ſich von dem ſtolzen welfiſchen Kaiſer Otto IV. mehr und mehr ab und benutzte die eigentümliche Weltlage zu ſeinem Vorteil. Als der jugendliche Hohenſtaufe Friedrich von Jnnocenz III. über die Alpen geſchickt wurde, um der Kaiſerherrſchaft Ottos IV. ein Ende zu bereiten, als Philipp II. von Frankreich die verſtoßene Schweſter Jngeborg (ſ. S. 224f.) wieder zu Ehren aufnahm und einen glänzenden Sieg bei Bouvines (1214) zu gunſten des

Hohenstaufen über den Engländer und den Welfen gewann (s. S. 199 f.), beeilte sich Waldemar, seine Boten an den Hof Friedrichs II. nach Metz zu schicken, von wo sie ihm 1215 jene wertvolle Urkunde heimbrachten, durch welche alle Deutschen- und Wendenlande im Norden der Elbe und der Elde für ewige Zeiten an ihn abgetreten wurden. Wenn seine Vorfahren noch genötigt waren, ihre Krone von Deutschland zu Lehen zu nehmen oder wenigstens über die Frage der Belehnung einen langwierigen Streit zu führen, so war in diesem bedeutungsvollen Schriftstück nur von einem Freundschaftsbunde die Rede. Freilich befand sich unter den geistlichen und weltlichen Großen, die es unterzeichnet hatten, kein einziger aus dem Norden, und so verstand es sich von selbst, daß der Dänenkönig mit seinen südlichen Nachbarn in einen Streit verwickelt wurde, der auch mit dem Tode Ottos IV. (1218) nicht erlosch.

Waldemars Kämpfe in Liv- und Esthland.

Anderseits war Waldemar bemüht, durch eine ganze Kette von Kreuzfahrten zu Schiff und dann an der Seite oder an der Spitze des Schwertbrüderordens in Livland und Esthland Besitzungen zu erwerben. Anfangs begünstigte ihn bei diesen Unternehmungen der Bischof Albert von Riga, und der Papst Honorius III. spendete reichlich seinen Segen; allein als der Dänenkönig die Insel Ösel und ganz Esthland behauptete, kam es 1219 zu heftigen Streitigkeiten zwischen ihm und dem Bischof. Wenn auch der Papst wie der Kaiser, an welche sich der letztere um Hilfe gewandt hatte, in gleicher Weise bemüht waren, den Frieden mit Dänemark zu erhalten und den empörten Bischof zur Nachgiebigkeit zu bewegen, so zeigte sich doch nur zu bald, daß die Erhaltung eines christlichen Besitzes im Heidenlande außerordentlich schwierig sei. Die heidnischen Letten, Liven und Esthen unternahmen im Bunde mit den Russen einen so energischen Kampf gegen alle christlichen Eindringlinge, daß die Besitzungen der Dänen schließlich auf einen schmalen Landstrich beschränkt wurden. Durch die Wiedereroberung aber, die vor allem von den deutschen Ordensrittern, Schwertbrüdern und Kolonisten ausging, bekamen nun doch diese Ostseeprovinzen dauernd einen deutschen Charakter.

Waldemars Machtstellung.

Immerhin gewann Dänemark unter König Waldemar II. eine nie zuvor erhörte Machtstellung, die allen Nachbarn, auch Schweden und Norwegen, fühlbar wurde. Man rühmte von ihm, daß er 1400 Schiffe, 2000 geharnischte Reiter, 2800 Bogenschützen und 150000 Landmilizen aufzubieten vermochte. Da plötzlich traf den stolzen Eroberer ein unerwartetes Schicksal, indem er durch einen kühnen Handstreich eines untergeordneten deutschen Vasallen gefangen genommen und fortgeführt wurde.

Seine Gefangennahme durch Heinrich von Schwerin.

Als Graf Heinrich von Schwerin 1222 von einem Kreuzzuge heimkehrte, fand er sein Schloß von königlichen Truppen besetzt, sein kleines Land von dänischen Beamten verwaltet. Da der König seine Bitte um Zurückgabe mit der trotzigen Bemerkung abwies, daß Verwandte des Königshauses den gleichen Anspruch auf die Schweriner Grafschaft hätten, sann er auf Hinterlist. Wohl wiederholte er bei einem Besuche am königlichen Hoflager freundlich seine Bitte, zeigte sich aber trotz der Abweisung gern bereit, an einer großen Jagd teilzunehmen, welche der König mit seinem vierzehnjährigen Sohne, dem bereits gekrönten Waldemar, auf Fünen und den benachbarten Inseln abhielt. Hier nahm er Gelegenheit, beide Könige, welche mit wenigen Dienern auf der kleinen Insel Lyö in einem Zelte abseits von den übrigen Jagdteilnehmern nächtigten, zu überfallen, sie knebeln und in ein bereitgehaltenes Schiff fortschleppen zu lassen (Mai 1223). Da dieses bereits auf der hohen See war, als die übrigen erwachten, gelang es, die Gefangenen sogar bis nach dem brandenburgischen Schlosse Lenzen zu bringen, welches der Markgraf dem Grafen Heinrich von Schwerin zu Lehen gegeben hatte. Von hier führte man sie nach dem noch entfernteren und festeren Schlosse Dannenberg und später nach dem wiedereingenommenen Schwerin. Noch heute zeigt man in einem der unheimlichen Gemächer, die sich tief unter dem zierlichen Schlosse von Schwerin befinden, den schweren, mit starken Klammern an die Wand geschmiedeten Ring, an den König Waldemar mit eisernen Ketten gefesselt wurde.

Vergeblicher Versuch zu seiner Befreiung.

Vergebens riefen die dänischen Großen den Kaiser und den Papst zu Hilfe. Der erstere gönnte dem stolzen Könige, dem er einst in der Not gar zu reichliche Zugeständnisse gewährt hatte, sein Mißgeschick von Herzen, doch verlangte er die Aus-

lieferung des Gefangenen an das Reich; der Drohbrief des letzteren schreckte den Grafen wenig, der wohl wußte, wie wenig sich beide um den Norden kümmerten und froh war, den deutschfeindlichen Willkürherrscher auch einmal glücklich durch die gleichrücksichtslose Selbsthilfe überwältigt zu haben. Ehe Waldemars Neffe, Graf Albert von Orlamünde, sein Statthalter in den schwedischen Landen, ein Heer zusammenbringen konnte, waren der vertriebene Erzbischof von Bremen und der junge Graf Adolf von Holstein wieder in ihr Land zurückgekehrt und schlugen im Bunde mit dem Grafen Heinrich von Schwerin bei Mölln im Lauenburgischen die Dänen im Januar 1225 vollständig. Ihr Anführer geriet mit vielen Großen ebenfalls in Gefangenschaft und teilte dieselbe mit seinem Oheim, den er hatte befreien wollen. Ein andrer Neffe, Otto von Lüneburg, entkam glücklich über die Elbe. Nun ergab sich Hamburg wieder dem Erzbischof von Bremen, Lübeck und die Dithmarsen erklärten sich für frei, und Deutschland reichte wieder, wie zu Karls des Großen Zeit, bis zur Eider.

Waldemars Vertrag mit Heinrich von Schwerin.

Jetzt blieb dem aller Aussicht auf Hilfe beraubten Waldemar nichts übrig, als in die schweren Bedingungen zu willigen, welche ihm sein vom Glück begünstigter, unerbittlicher Feind für seine Befreiung aufdrängte. Er mußte durch einen sicheren Vertrag auf alle deutschen Gebiete bis zur Eider (samt Rendsburg) und auf alle wendischen, mit Ausnahme Rügens, feierlich verzichten, den Handelsstädten Hamburg und Lübeck und allen Kaufleuten aus andern Orten des Reiches die ihnen verliehenen Gerechtsame und Handelsfreiheiten in Dänemark belassen, ein Lösegeld von 45000 Mark Silber (2 Mill. deutsche Mark) bezahlen, die Ausrüstung für 100 Ritter, 50 Streitrosse zu je 10 Mark, 50 Reitpferde zu je 5 Mark, außerdem 1000 Ellen flandrisches Tuch und 250 Ellen gflecktes Pelzwerk liefern, alle möglichen Bürgschaften geben, Geiseln stellen und sogar vier Söhne in der Haft zurücklassen. Dann erst durfte er nach einer Gefangenschaft von mehr als $2^1/_2$ Jahren zu Weihnachten 1225 wieder nach Dänemark zurückkehren.

Waldemars Niederlage bei Bornhöved.

Kaum hatte der König für die ersten Zahlungen (etwa 18000 Mark Silber) und wohl auch für die Lieferung des Tuches und der Pferde seinen ältesten Sohn, den jungen König, zurückerhalten, so ging er schon daran, seinen Eid zu brechen. Während er mit höchstem Eifer rüstete, um die Befreiung der Gefangenen ohne Lösegeld und die Zurückgabe aller abgetretenen Länder und Rechte mit dem Schwerte zu erzwingen, wandte er sich an den Papst Honorius III. mit der Klage, daß er durch den Grafen von Schwerin am gelobten Kreuzzuge verhindert und durch Verrat und Hinterlist zu einem Vertrage gezwungen worden sei, dessen Bedingungen, besonders die Zahlung des Lösegeldes, unmöglich zu erfüllen seien, und bat für sich, seine Söhne, die Bischöfe und adligen Herren um Entbindung von einem Eide, der, als einem eidbrüchigen Vasallen geschworen, keine Gültigkeit haben dürfte. Bereitwillig erklärte der Papst den geleisteten Eid für ungültig und nichtig. Er sei erpreßt worden und noch dazu von einem, der selbst die beschworene Treue nicht gehalten habe. Solchen Eid brauche man nie zu halten; überdies dürfe niemand gezwungen werden, Unmögliches zu leisten. Durch solche gefällige Gleisnerei entschuldigt, eröffnete Waldemar, obwohl sich noch drei seiner Söhne aus zweiter Ehe und Graf Albert von Orlamünde als Geiseln in der Gewalt des Feindes befanden, im Bunde mit seinem Neffen Otto von Lüneburg den Rachekrieg (1226) gegen die Deutschen und war auch anfangs gegen die Holsteiner und Dithmarsen im Vorteil; wenigstens behielt er im September 1226 in einer Schlacht an der Eider das Feld, wenn auch seine Verluste größer waren, als die der Deutschen. Als aber die bedrängten Grafen Heinrich von Schwerin und Adolf von Holstein um den Preis der Anerkennung der sächsischen Lehnshoheit ein Bündnis mit dem Herzog Albrecht von Sachsen zustande gebracht hatten, dem sich auch der Erzbischof Gerhard von Bremen, die Wendenfürsten und Lübeck anschlossen, wandte sich schnell das Kriegsglück. Bei dem Dorfe Bornhöved auf dem mittleren holsteinischen Landrücken, wo auf dem weiten sandigen Blachfelde fortan jahrhundertelang die holsteinischen Landstände tagten, kam es am 22. Juli 1227 zur Schlacht. In der Mitte der Schlachtordnung, dem alten König gegenüber, standen die Bremer und Holsteiner, auf dem linken Flügel die Sachsen unter Herzog Albrecht gegen den Herzog

von Lüneburg, auf dem rechten die Mecklenburger unter Heinrich und die Lübecker unter ihrem Bürgermeister Alexander von Soltwedel gegen König Waldemar den Jüngeren. Der Erzbischof warf sich zuerst auf die Feinde; man stritt mit großer Erbitterung bis zum Abend, als die neuerdings wieder zur dänischen Heeresfolge gezwungenen Dithmarsen zum Zeichen ihres Abfalles von Waldemar ihre unten zugespitzten Schilde umdrehten und auf die Seite ihrer deutschen Landsleute übertraten. Dadurch gerieten die Dänen in Verwirrung, der König Waldemar, dem ein Auge ausgeschlagen wurde, fiel besinnungslos zu Boden und wurde nur mit Mühe von einem lüneburgischen Ritter vor abermaliger Gefangenschaft gerettet, Herzog Otto dagegen gefangen genommen und zu den übrigen Geiseln nach Schwerin gebracht; 4000 Dänen bedeckten das Schlachtfeld.

Befreiung Norddeutschlands von der dänischen Herrschaft.

Albert von Orlamünde erlangte seine Freiheit nur gegen Verzicht auf Lauenburg wieder, welches Herzog Albrecht von Sachsen (nunmehr von Sachsen-Lauenburg) bekam. Otto von Lüneburg kaufte sich erst nach dem Tode des Grafen Heinrich von Schwerin von dessen Witwe mit Geld los, endlich söhnten sich 1229 auch der Erzbischof von Bremen und Adolf von Holstein zu Schleswig mit Waldemar aus, dem seine drei jüngeren Söhne Erich, Abel und Christoph nebst andern Geiseln für 7000 Mark Silber zurückgegeben wurden. Die bedeutsamste Folge der unerhörten Niederlage zu Bornhöved war doch die, daß sich der Norden Deutschlands auch ohne Hilfe des Kaisers, der im fernen Süden und selbst im heiligen Lande zu dieser Zeit mit dem gewaltigen Papste Gregor IX. im Kampfe lag, seine Unabhängigkeit von Dänemark und damit eine unanfechtbare Selbständigkeit errungen hatte. So schwer es Waldemar dem „Sieger" werden mußte, auf alle seine Pläne zur Herstellung einer Großmacht auf der ganzen West-, Süd- und Ostküste des Baltischen Meeres für immer zu verzichten, es ehrt ihn doch, daß er dies klar erkannte und mit allen ehemaligen Feinden einen offenen und ehrlichen Frieden verabredete.

Erwerbung von Reval.

Nur auf seine Eroberungen in Livland und Esthland mochte er nicht ganz und für immer verzichten. Hier hatten 1226, während er zum Kampfe gegen seine deutschen Gegner rüstete, die Schwertbrüder und die Lübecker das unheimliche Seeräubernest auf der Insel Ösel vernichtet und damit zugleich der dänischen Oberherrschaft entrissen. Kurze Zeit danach zwangen sie sogar die dänische Besatzung in Reval zur Kapitulation und erlangten 1228 vom Kaiser die Belehnung. Dennoch gedachte Waldemar diese Besitzung nicht für immer aufzugeben. Mit Hilfe des Papstes und der Kardinäle, welche ihm immer wohlgesinnt gewesen waren und einen Legaten zur Beilegung des Streites absandten, erreichte er es endlich im Juni 1231, daß ihm die Stadt und die Burg Reval nebst dem dazugehörigen Lande für immer zurückgegeben wurden.

Innere Erstarkung Dänemarks.

Von nun an widmete er seine ganze Thätigkeit der inneren Ordnung seines Reiches. Durch eine umfassende Gesetzgebung begründete er eine feste, nationale, wirtschaftliche, staatsrechtliche und soziale Ordnung in seinem Königreiche. Wenn ihn auch nicht mehr die Pracht und der Glanz der früheren Tage umgaben, da das Unglück die Reichtümer des Königreichs so sehr verzehrt hatte, daß er in seiner Not verschenkte Güter zurückforderte und selbst den Papst um Verzicht auf Versprechungen bat, die er in glücklicheren Tagen gemacht hatte, so hinterließ er doch ein Reich, dessen Selbständigkeit gerade nach der Aufgabe der unhaltbaren deutschen Besitzungen innerlich erstarkt war und sich später fähig zeigte, die gewaltigen Stürme zu ertragen, die ihm in den nächsten Jahrzehnten bevorstanden. Nach einer Regierung von 39 Jahren sank er im Alter von 71 Jahren ins Grab und hinterließ trotz seiner Niederlagen ein ruhmreiches Andenken (1241).

Der Danebrog.

Eine Erwähnung verdient der in den Kreuzzügen Waldemars gegen die heidnischen Esthen berühmt gewordene Danebrog, d. h. die Dänenfahne, das heilige, vom Papste übersandte Banner mit einem weißen Kreuze auf rotem Grunde. Das Mittelalter schrieb der göttlichen Kraft der Fahne den Hauptanteil an jedem Siege zu, und sie blieb das dänische Reichsbanner, bis sie später in die Hand der Dithmarsen fiel, denen sie erst 1559 wieder abgenommen wurde. Von Schleswig, wo man sie im Dome aufbewahrte, wanderte sie dann mit dem vertriebenen Fürstenhause nach Kiel, wo ihre Reste in der Nikolaikirche in Vergessenheit gerieten und zu Grunde gingen.

Erich Pflugpfennig

Da der hochbegabte, schon bei Lebzeiten des Königs anerkannte Waldemar, der die schwere Zeit der Gefangenschaft mit dem Vater geteilt hatte, bereits 1231 gestorben war, kam der nächste ältere Sohn Erich auf den Thron (1241—50), der sich den Spottnamen „Pflugpfennig" zuzog. Ihm gebrach es von vornherein an der nötigen Macht und Energie, da seine beiden Brüder bereits seit Jahren in den wichtigsten Provinzen des Landes die Herzogswürde besaßen. Abel war Herzog von Schleswig und Jütland und führte zugleich für die minderjährigen Söhne des Grafen Adolf von Holstein die Regentschaft. Christoph war Statthalter von Laaland und Falster. Abel verweigerte zuerst die Huldigung und dann seinen Beistand, als Erich unter dem Vorwande alter Ansprüche sich Holsteins bemächtigen wollte. Nun erpreßte der König von den Bischöfen, Klöstern und allen Kirchengütern das nötige Geld unter dem Vorwande, einen Kreuzzug gegen die Heiden in Esthland unternehmen zu wollen, und kümmerte sich wenig um den Einspruch des Papstes und des Erzbischofs und um ihre Androhung des Bannes. Obwohl er sich die Hilfe der Mecklenburger und Ottos von Lüneburg zu verschaffen wußte, so erlangte er doch nur mühsam und nach furchtbarer Verwüstung Schleswigs in einem unseligen Bruderkriege, in dem Kopenhagen von den Lübeckern eingenommen und das neuerbaute Königsschloß zerstört wurde, daß seine Brüder (1249) dem Wortlaute nach seine Lehnshoheit anerkannten, in Wirklichkeit aber den unbeschränkten Besitz ihrer Herrschaften behaupteten.

140. Der Dom zu Roeskilde.
Das bedeutendste Werk aus dieser Epoche in Dänemark.

Erichs Ermordung.

Unter dem erneuten Vorwande eines Kreuzzuges erlangte er auf der Tagessatzung zu Roeskilde eine Besteuerung des ganzen Volkes in der Art, daß von jedem Pfluge Ackerland einige Pfennige erhoben werden sollten. Der Ärger der Bauern über diese drückende Auflage, die auf jener Tagessatzung nur von Vertretern des Adels und der Geistlichkeit bewilligt war, die sie selbst nicht bezahlten, erfand damals für ihn den Spottnamen „Pflugpfennig". Seitdem war er dem Volke verhaßt, und es half wenig, daß er die Einwohner von Schonen, welche die Steuer verweigerten und ihn selbst verjagten, sein Gefolge aber totschlugen, als er an der Spitze eines Heeres zurückkehrte, mit einer außerordentlichen Buße von 15000 Mark Silber (über 700000 heutige Mark) belegte. Dieser Zwiespalt ermutigte seinen Bruder Abel zu dem Entschluß, sich des Thrones zu bemächtigen. Als der König ihn in Schleswig besuchte, ließ er ihn verräterisch festnehmen, mit Ketten belastet auf ein Boot bringen und übergab ihn einem gewissen Lauge Gudmundson, dessen Haß gegen den König er kannte, damit dieser mit ihm nach Gutdünken verfahre. Als Erich sich, von diesem begleitet, im Boote

befand, kam ihm eine Ahnung, daß es auf sein Leben abgesehen sei, und er rief erschrocken aus: „So lasset mich um Gottes willen einen Priester haben, damit ich vor meinem Tode beichten kann!“ Seinem Wunsche gemäß ließ Lange vom Lande einen Priester kommen, ließ ihn beichten, spaltete ihm dann aber den Kopf mit einem Beile und versenkte den Leichnam ins Meer. Abel, der nun König wurde (1250—52), leugnete zwar jede Mitschuld an dem Morde, belohnte aber den Mörder, anstatt ihn zu bestrafen.

König Abels Ermordung

Trotz dieses blutigen Anfanges, den er in einem Rundschreiben an den Adel als eine gerechte Strafe des Himmels bezeichnete, erlangte Abel auf einem Krönungsreichstage zu Roeskilde die allgemeine Anerkennung, weil er zum erstenmal die Bevollmächtigten der Städte hinzugezogen hatte. Durch kluge Nachgiebigkeit gegen Adel und Geistlichkeit setzte er sogar eine neue Steuer durch, um seinen Sohn Waldemar, den der Erzbischof von Köln auf der Reise festgenommen hatte, aus der Gefangenschaft loszukaufen. Als die Nordfriesen die Zahlung dieser Steuer verweigerten und der König ein Heer gegen sie führte, wurde er geschlagen. Auf der Flucht spaltete ihm einer der Verfolger den Kopf mit einer Axt. Der Leichnam blieb lange unbeerdigt liegen, wurde dann im Dome zu Schleswig beigesetzt, aber auf Befehl des Domherrn als der eines Brudermörders in einem Sumpfe bei Gottorp versenkt. Sein Sohn wurde erst zwei Jahre später aus der Gefangenschaft befreit.

Christophs I. Kampf mit den Bauern und Priestern.

Christoph I. (1251—59), der damit begann, den Erben seines Bruders Schleswig und Südjütland vorzuenthalten, wurde von den Holsteinern, Lübeckern und einer schwedisch-norwegischen Flotte genötigt, nachzugeben. In einen schlimmeren Streit geriet er mit dem Erzbischof von Lund, den man ohne seine Erlaubnis eingesetzt hatte. Da er nun mit Hilfe der Adligen ihn zu vertreiben suchte, führten die von den Priestern aufgehetzten Bauern einen dreijährigen Krieg gegen den verhaßten König und gewannen sogar den Papst dafür, daß er schließlich das ganze Land mit dem Interdikte belegte. Als der trotzige Monarch drohte, gegen jeden Bischof, der danach handeln werde, mit äußerster Strenge vorzugehen, ereilte ihn ein plötzlicher Tod, wie man glaubte und sagte, durch Gift, das ihm beim Abendmahle gereicht war.

Siebzehn Jahre des Interdiktes.

Sein zehnjähriger Sohn Erich VII., mit dem Beinamen „Glipping“, d. h. der Blinzler (1259—86), regierte anfangs unter der Regentschaft seiner Mutter Margareta von Pommern. Seine Minderjährigkeit und das auf dem Lande lastende Interdikt lockten den Lehnsfürsten Jaromar von Rügen zu einem kecken seeräuberischen Angriff und zur Eroberung von Kopenhagen. Als der kühne Wiking bald darauf in Bornholm im Kampfe den Tod fand, wurde Dänemark der Gefahr ledig, von wendischen Seeräubern beherrscht zu werden. Allein im Kampfe mit den Schleswiger und Holsteiner Herzögen, welche energisch den Lehnseid verweigerten, wurde Erich samt seiner Mutter nach der Niederlage auf der Lohheide (1261) gefangen genommen und mühsam durch den Herzog Albrecht von Lüneburg, den diese zum Reichsverweser ernannt hatte, befreit. Das Interdikt, welches siebzehn Jahre auf dem Königreiche gelastet hatte, wurde erst 1274 aufgehoben für das Versprechen, jeden Einfluß auf die Wahl des Erzbischofs aufzugeben.

Erichs VII. Abhängigkeit von Adel und Geistlichkeit.

Auch in seinen Unternehmungen gegen Norwegen, Schweden und Schleswig war Erich VII. unglücklich und geriet mehr und mehr in die Abhängigkeit des Adels und der Geistlichkeit, die jede Gelegenheit benutzten, um die königliche Gewalt zu schwächen. Schließlich zwang jene den König in offener Empörung (1282) auf dem Danehof (Dänenversammlung) zu Nyborg, ihm die Versicherung zuzugestehen, daß er ihn alljährlich berufen und nichts ohne ihn beschließen werde.

Erichs VII. Ermordung.

Wenige Jahre später (1286) wurde Erich bei einem Jagdausfluge in einer Scheune unweit Wiborg von verkappten Mördern getötet. Zwei vornehme Feinde, ein Prinz und ein Marschall, sollen jene gedungen haben, um an dem unsittlichen Monarchen ihre Hausehre zu rächen. Nach ihm bestieg sein Sohn Erich VIII. Menved (1286—1319) den Thron.

Kulturleben in den nordischen Reichen im Zeitalter der Kreuzzüge.

Blickt man zurück auf die unaufhörlichen Thronstreitigkeiten, Verwandtenmorde und Eroberungszüge, welche die Geschichte Skandinaviens während der beiden behandelten Jahrhunderte erfüllen, so wird man erkennen, daß von einem Fortschritte des gesamten Kulturlebens nur in einem sehr geringen Maße die Rede sein kann.

Wirtschaftsverhältnisse.

Noch immer dauerten die staatlichen, wirtschaftlichen und militärischen Verhältnisse fort, wie sie Bd. III, S. 597 ff. dargestellt sind. Noch immer wohnten der König und die Adligen, Bauern und Geistliche fast ohne Ausnahme in wenig geschmückten Holzhäusern, noch immer war der Ertrag des Fischfanges, der Jagd, der Viehzucht, des Acker- und Bergbaues nicht einträglich genug, um neben wenigen Gotteshäusern auch kunstschöne Steinbauten für den König oder seine Vasallen aufzuführen. Nur in den Seestädten, wo der Handel noch bisweilen eine auffallende Ähnlichkeit mit Seeraub zeigte, gab es Wohnstätten, deren Festigkeit und Schönheit von der Wohlhabenheit der Bewohner ein klares Zeugnis ablegte.

Lostrennung der skandinavischen von der deutschen Kirche.

Wenn auch die Kirche in allen drei Reichen im Laufe des 12. Jahrhunderts von Deutschland und insbesondere von dem Erzbistum Bremen-Hamburg unabhängig wurde, so war damit noch lange nicht ihr vollkommener Sieg über das Heidentum bis in die fernsten, versteckteften Gebirgsthäler Schwedens, Norwegens, Finnlands und Islands gesichert, und wo man selbst, dem Gebote der Priester gehorchend, fleißig die Kirche besuchte und an ihren Sakramenten teilnahm, da freute man sich doch zu andrer Zeit noch immer an der altheidnischen Skaldenpoesie. Wohl wurde auch sie von dem Zeitgeschmack, der im fernen Deutschland zu Tage trat, so weit beeinflußt, daß der Skalde Einar Skulason um die Mitte des 12. Jahrhunderts den Stabreim durch den Endreim ersetzte, allein die Freude an den alten Götter- und Heldensagen dauerte deshalb immer noch unverändert fort. Am längsten und am schönsten zeigt sich diese Dichtung bis in das 13. Jahrhundert in Island. Wenn auch der dänische Priester Saxo Grammaticus (d. h. der Sprachkundige), der 1204 starb, seine „Dänischen Geschichten" schon in eleganter lateinischer Prosa verfaßte, so hinterließ doch der erst 1241 in Island erschlagene Gelehrte und Staatsmann Snorri Sturluson seine berühmte „Geschichte der Könige von Norwegen", welche gewöhnlich nach den Anfangsworten „Heimskringla" (d. h. Weltkreis) genannt wird, in der urkräftigen Volkssprache. Demselben Verfasser schreibt man auch die jüngere „Edda" zu (Snorroëdda), welche in drei Hauptabschnitten eine Ergänzung der Götterlehre der älteren „Edda", eine Poetik und eine Rhetorik gibt, obwohl dem Dichter der hochpoetischen „Heimskringla" etwas weniger Nüchternheit zuzuschreiben wäre. Bald danach entstanden die „Jomswikingasaga", die „Geschichte des Seeräuberstaates auf Jomsburg", die „Volsungasaga", die „Geschichte der mythischen Wölsinge", zu denen Sigurd gehörte, die „Sage von König Ragnar Lodbrok" und endlich die in unserm Jahrhundert anmutig erneuerte „Frithjofssaga". Den Hauptschmuck in allen diesen prosaischen Erzählungen bilden doch die überall hindurchschimmernden und nur künstlich aufgelösten „Skaldenlieder", von denen die schönsten in Norwegen und Island, die wenigsten in Dänemark ihre Heimat haben. Übrigens nimmt man an, daß der größte Teil derselben noch jahrhundertelang Gemeingut von ganz Skandinavien blieb und wohl auch überall noch verstanden wurde.

Skaldenpoesie.

Sturlusons Heimskringla und Edda.

Die Sagas.

Finnlands Kalewala.

Dagegen hatte das wunderbar schöne, von zerklüfteten Felsen, von tiefblauen Seespiegeln und von dunklen Waldungen erfüllte Finnland seine eigne und vollkommen eigenartige Dichtung. Seine Lieder, welche neuerdings unter dem Gesamtnamen Kalewala (so genannt nach Kalewa, dem Ahnherrn der meisten Helden) veröffentlicht worden sind, erzählen von längst vergessenen Helden, Zauberern, personifizierten Naturkräften in einem edlen, aber schwermütigen Tone. Als Leitmotiv erkennt man doch in allen diesen wenig zusammenhängenden, nicht weniger als über 20000 Verse enthaltenden Gesängen eine überaus herzliche und innige Heimatsliebe.

Die östlichen Reiche Europas.

Fast noch weiter als der skandinavische Norden blieben während dieses Zeitraumes die Völker des europäischen Ostens in ihrer staatlichen und gesellschaftlichen Entwickelung zurück, obwohl fast zu derselben Zeit, also im 10. Jahrhundert, das Christentum sich auch bei ihnen Bahn gebrochen hatte. Allein die Slawen, Magyaren und Russen hatten ebensowenig wie die skandinavischen Völker einen Vollgenuß von der Selbständigkeit ihrer christlichen Kirche, da es auch ihnen an festen gesetzlichen Bestimmungen mangelte, durch welche die Einheit des gesamten Volksstammes unter einem einzigen Herrscher dauernd gesichert wäre. So sind auch die östlichen Reiche Europas in diesem Zeitalter nur die Schlachtfelder für unaufhörliche innere Streitigkeiten zwischen uneinigen Familienmitgliedern des Herrscherhauses, welche natürlich dann auch die Nachbarn zu räuberischen Einfällen und Eroberungszügen verlocken.

Böhmen.

Streit der Przemysliden mit den Nachbarn, mit Kaiser und Papst.

Es ist bereits darauf hingewiesen worden (s. Bd. III, S. 538 ff.), daß in dem schwer zugänglichen und leicht zu verteidigenden Gebirgskessel Böhmens die eingedrungenen Slawen, welche sich aller Höhen bemächtigt hatten und von diesen aus das platte Land beherrschten, frühzeitig eine nationale Einheit unter einem tschechischen Fürstenhause, den Przemysliden, erlangten. Allein der Anspruch auf das benachbarte Mähren und Schlesien verwickelte sie in immer neuen Streit mit Polen, der Wunsch, sich der Lausitz zu bemächtigen, mit dem Markgrafen von Meißen, die Zugehörigkeit zu Deutschland, dem sie ihr Christentum und ihre, wenn auch geringe, Bildung verdankten, mit dem Kaiser; endlich ließ es auch hier, wie überall in der Christenheit, der Papst nicht an Eingriffen fehlen, wenn sich ihm die Möglichkeit darbot, sein Machtgebiet zu erweitern. Da nun die seit 1055 gesetzlich gewordene Senioratserbfolge (s. Bd. III, S. 540) oft genug Anlaß zu Thronstreitigkeiten gab, so wurden diese durch den Parteihaß der „Deutschen" und der „Nationalen" (Tschechen), wie durch die Eingriffe jener fremden Machthaber dem Lande doppelt gefährlich.

Sieg der Tschechenpartei über Kaiser Lothar.

Unmittelbar nach dem Tode Herzog Wladislaws I. (1125) kam es zu solchem Kampfe. Noch auf dem Sterbebette hatte er sich entschlossen, die Krone nicht an Otto den Schwarzen, den Senior des Hauses, gelangen zu lassen, wie es längst ausgemacht war, sondern an seinen eignen vertriebenen Bruder Sobieslaw I., hinter dem die Mehrheit der Tschechen stand. Natürlich rief jener den König Lothar zu Hilfe. Da dieser jedoch bei Kulm geschlagen wurde und Otto gleich darauf starb, bestätigte der Friedensschluß nicht nur die Herrschaft Sobieslaws und seiner Tschechen, sondern auch die Niederlage der Deutschböhmen, des deutschen Königs und der Seniorsatserbfolge. Lothar mußte das Wahlrecht der böhmischen Großen anerkennen, die Belehnung des Erwählten versprechen, auf jeden Tribut verzichten und sich dafür mit der Stellung von 300 Mann zum Römerzuge begnügen. Nicht so glücklich war Sobieslaw I. in seinen Versuchen, die Teilfürsten von Mähren ihrer Selbständigkeit zu berauben und die Nachfolge seinem Sohne zu sichern. Vielmehr wählte der Adel im Einverständnis mit Konrad III. von Deutschland den jetzt erwachsenen Sohn seines verstorbenen Bruders,

Wladislaw II. durch Friedrich I. „König".

Wladislaw II. (1140—73). Dieser, ein Freund, Bündner und durch seine babenbergische Gemahlin Gertrud (eine Stiefschwester Konrads III.) naher Verwandter des hohenstaufischen Geschlechtes, bewältigte nach wenigen Jahren (1146) die Herzöge von Mähren und erhielt 1158 durch Kaiser Friedrich I. die erbliche Königswürde. Als er jedoch für Alexander III. Partei nahm und durch ihn seinem Sohne Adalbert das Erzbistum Salzburg verschaffte, geriet er mit dem Kaiser in offenen Streit. Vergebens legte er noch bei Lebzeiten 1173 die Königskrone in die Hand seines Sohnes Friedrich nieder, um auf diesem Wege die Erblichkeit zu sichern. Der Kaiser lud Vater und Sohn vor seinen Richterstuhl, weil er zu jenem Thronwechsel nicht um Erlaubnis

gefragt war, und belehnte den von den Nationalen vorgeschlagenen Sohn des Vorgängers, Sobieslaw II., als „Herzog". So war unerwartet der Königswürde ein Ende bereitet und die Erblichkeit wieder durch das Seniorat ersetzt. Sobieslaw II. „Herzog" von Böhmen.

Allein schon 1179 wurde der bei den Tschechen allgemein beliebte „Bauernfürst" durch jenen Friedrich (1180—89) und die mit ihm verbündeten Babenberger und mährischen Fürsten verdrängt. Nun trat wieder eine vollkommene Zersplitterung der monarchischen Gewalt ein. Konrad Otto von Brünn ward (1182) selbständiger Markgraf, Lehensträger des Kaisers und während seiner beiden letzten Lebensjahre sogar Nachfolger Friedrichs als Herzog von Böhmen (1189—91), der Bischof von Prag, ebenfalls aus dem Königsstamme, reichsunmittelbarer Kirchenfürst. Von nun an folgten in wildem Durcheinander, von der einen Partei erhoben, von der andern verjagt, von den Hohenstaufen unterstützt und von den Welfen vertrieben: Wenzel, ein Bruder Sobieslaws II. (bis 1192), Ottokar I., ein Bruder Friedrichs (bis 1193), jener Fürstbischof Brzetislaw (bis zu seinem Tode 1197), endlich wieder Ottokar I. (1197—1230), der durch die Belehnung seines Bruders Wladislaw Heinrich mit Mähren nicht nur den Teilherrschaften in diesem zerrissenen Lande, sondern auch seiner Lehensabhängigkeit von Deutschland ein Ende machte. Die Haupterrungenschaften aus jener kampf- und ränkevollen Zeit des immerwährenden Thronwechsels aber bleibt, daß die unselige Senioratserbfolge seitdem für immer in Vergessenheit geriet. Bunter Wechsel zwischen deutscher und tschechischer Herrschaft.

Der schlaue Tschechenherzog benutzte mit wunderbarem Geschick und Glück die unaufhörlichen Kämpfe der Welfen mit den Waiblingern, der Päpste mit den Kaisern, um sein innerlich geeintes und mühsam beruhigtes Land durch immerwährenden Parteiwechsel nicht nur vor Schaden zu bewahren, sondern auch zu heben, zu befestigen und zu vergrößern. Indem er mit Philipp von Schwaben Freundschaft machte, erlangte er zu Mainz im August 1198 die Königskrone. Indem er ihn 1202 verließ und zur Partei Innocenz' III. überging, wurde ihm nicht nur die Lösung seiner zwanzigjährigen Ehe mit Adela von Meißen, der Schwester Dietrichs des Bedrängten, die er schon 1198 verstoßen hatte, um Konstanze von Ungarn zu heiraten, sondern auch (1203) eine zweite Krönung (zu Merseburg in Gegenwart Ottos IV.) durch einen päpstlichen Legaten und die förmliche Anerkennung des „christlichen Königreichs Böhmen" durch Innocenz' III. zu teil. Trotzdem schloß er sich eiligst wieder an König Philipp an, als dieser mit einem Einfall in Böhmen drohte, und verlobte seinen eben geborenen Sohn Wenzel mit dessen Tochter Kunigunde. Wie die meisten Anhänger des edlen Hohenstaufen ging er nach der Ermordung desselben zu Otto IV. über, war aber der erste weltliche Fürst, der Friedrich II. 1211 seine Huldigung darbrachte und dafür die Baseler Gnadenbriefe (1212) erntete, durch welche Böhmen für ein erbliches Königreich erklärt und ihm sogar ein Einfluß auf die Belehnung der polnischen Herzöge zuerkannt wurde. Während dieses wiederholten Parteiwechsels hatten seine Gegner im eignen Lande in Verbindung mit den äußeren Feinden die energischsten Versuche gemacht, ihn zu stürzen, und der Anhang der verstoßenen Adela und ihres Sohnes Wratislaw reichte in der That bis in die nächste Umgebung des Königs, allein sowohl ihre Unternehmungen, wie die eines Seitenzweiges der Przemysliden, der Dipolticen, wurden immer nach kurzem Kampfe vereitelt, so daß jene endlich nach der Mark Meißen, diese nach Schlesien auswanderten. Nun erlangte Ottokar fast mühelos, daß 1216 sein ältester Sohn aus der zweiten Ehe, der 16jährige Wenzel, nicht nur durch den deutschen König, sondern, was schwerer zu erreichen war, durch die Reichsstände Böhmens als Thronfolger anerkannt wurde. Daß später eine Verlobung seiner Tochter Agnes mit dem Kaisersohne Heinrich (VII.) trotz der reichen Mitgift, die er anbot, durch die Intrigen am Babenberger Hofe in Wien verhindert wurde, gab den ersten Anlaß zu der feindseligen Gesinnung der Przemysliden gegen Österreich. Ottokar I. erhält neuerdings die Königskrone. Beständiger Parteiwechsel.

Bedeutungsvoll für die Entwickelungsgeschichte Böhmens erscheint es, daß König Ottokar I. die Ansiedelung der Deutschen in Böhmen und Mähren begünstigte und dadurch nicht nur dem Bürgerstande in den Städten zur Blüte verhalf, sondern auch deutsche Sitte und Bildung in Adels- und Hofkreisen herrschend werden ließ. Begünstigung der deutschen Ansiedler.

Wenzel I. im Kampfe mit dem Babenberger Friedrich, zeitweise auch mit Kaiser Friedrich II.

Wenzel I. (1230—53), der „Einäugige", soll sogar deutsche Minnelieder gedichtet haben. Weniger begabt und weniger willensstark als sein staatskluger Vater, ließ er sich durch seine erbitterte Schwester Agnes, die unverlobt aus Wien zurückgeschickt war, und durch seine ungarische Mutter Konstanze, deren nahe Verwandte Sophia von ihrem österreichischen Gemahl verstoßen war, zum beständigen Rachekampfe gegen den (letzten) Babenberger, den trotzigen Friedrich den Streitbaren, antreiben. Als dieser sogar des Königs Bruder Przchemysl von Mähren zum Abfall verleitet hatte, drang ein böhmisches Heer siegreich in Österreich ein und verheerte das schöne Marchland. Nur die Fürbitte seiner Mutter bewog den König, dem Bruder zu verzeihen und, wenigstens vorübergehend (1234), sich mit Friedrich von Österreich auszusöhnen. Kaum aber erklärte der Kaiser den streitbaren Herzog (1236) in die Reichsacht, weil er „in knabenhaftem Trotze" den Lehnseid verweigerte, so beeiferte sich Wenzel im Bunde mit Otto von Bayern, dieselbe zu vollstrecken. Während Friedrich, von seinen eignen Leuten verlassen, in Wiener Neustadt eine Zuflucht suchte, öffnete Wien dem Böhmen und dem Bayer die Thore und sah alsbald auch den Kaiser in seinen Mauern, in dessen Gegenwart elf Fürsten, voran der König von Böhmen, seinen Sohn Konrad (IV.) zum Könige von Deutschland wählten (1237). So erschien Wenzel, der übrigens eine Hohenstaufin (s. oben) zur Gemahlin hatte, als der mächtigste Bundesgenosse und Lehensvasall des großen Kaisers. Allein noch in demselben Jahre ließ er sich durch seine Schwester Agnes, die eine fromme Äbtissin geworden war, für die Partei Gregors IX. gewinnen und, gehorsam dem Gebote desselben, abermals mit Friedrich von Österreich aussöhnen. In einer Benediktinerabtei (zu Kumrowitz in Mähren) tauschten die beiden Fürsten, die einander sonst fast immer nur mit den Waffen in der Hand begegnet waren, Freundschaftsversicherungen und Verheißungen. Für die Abtretung des ganzen linken Donauufers und die Verlobung seiner Nichte Gertrud mit des Königs erstgeborenem Sohne Wladislaw erhielt Friedrich die Zusage, daß Wenzel ihm zur Wiedereroberung seiner verlorenen Länder verhelfen werde. Da der erneute Bannstrahl und die Aufforderung an Deutschlands Fürsten, den verhaßten Hohenstaufen abzusetzen und eine Neuwahl vorzunehmen, in der That die Flamme des Aufruhrs entzündete, gelangte Wenzel noch gar zu der zweifelhaften und seinen geringen Fähigkeiten wenig entsprechenden Ehre, das Haupt dieses Verräterbundes zu werden. Allein schon 1239 zerrann die ganze Herrlichkeit. König Konrad gewann auf dem Reichstage zu Eger die immer wankelmütigen Fürsten, den von Thüringen und den von Meißen, schnell durch Versprechungen für die Rückkehr zur Lehnspflicht und der Kaiser selbst sogar den trotzigen Babenberger durch Aufhebung der Reichsacht und seines Vertrages mit Wenzel über das rechte Donauufer, da er nicht als Oberlehnsherr um seine Einwilligung gebeten sei. So war der Bund fast gesprengt, und der Böhmenkönig hielt die Wahl eines neuen Kaisers, zu der sich die Abtrünnigen in Bautzen versammelten, für aussichtslos. Da der Kaiser ihm Friedensboten über die Alpen zuschickte, versprach auch er, künftig ihm Treue zu halten (1240). Nur gegen den wetterwendischen Babenberger brach er los, wurde aber plötzlich durch die Schreckenskunde vom Einfall der Mongolen zurückgehalten.

Einfall der Mongolen.

Sofort machte er einen abermaligen Vertrag mit dem Herzog, erneuerte die wiederholt versprochene Verlobung seines Sohnes Wladislaw mit Gertrud, der Nichte des Österreichers, und gewann ihn sogar für eine Hilfsleistung gegen die anstürmenden Mongolen, von deren entsetzlicher Grausamkeit bereits die ganze christliche Welt mit Schrecken erfüllt war. Rußland, Ungarn und das östliche Polen hatten sie schon kennen gelernt, diese kurzen, ungeschlachten Gestalten mit breiten Gesichtern, blitzenden Augen und kreischenden Stimmen, wie sie auf ihren ebenso unansehnlichen als windschnellen Pferden in riesigen Schwärmen über das Land hinsausten, die überraschten Feinde mit ihren nie fehlenden Geschossen niedermachten und mit teuflischer Lust plünderten, raubten, mordeten und brannten. Und dabei geschah dies alles mit Vorbedacht; denn überall, auch in Böhmen, waren ein Jahr zuvor einzelne Fremdlinge erschienen mit hohen Hüten, mit kurzem Rock, mit Socken an den Füßen ohne stärkere Fußbekleidung und mit langen Pilgerstöcken in den Händen. Sie hatten um Brot gebettelt und liegend

aus dem Bach das Wasser getrunken, wie arme, verkommene Fremdlinge, und waren doch nur Spione gewesen. Als die drohende Wetterwolke in die Nähe von Polen und Böhmen kam, schaute man wohl vergebens um Hilfe auf zu den beiden höchsten Herren der Christenheit, die sonst stets bereit gewesen waren, ihre Schutzherrschaft auch den fernsten Fürsten andrer Nationen anzubieten oder aufzudrängen. Papst und Kaiser lagen miteinander in einem jedes höhere Interesse, jeden ernsten Gedanken an die Rettung der heiligsten Güter verdrängenden Streit um die Weltherrschaft. Unter solchen Verhältnissen erscheint es im höchsten Grade verdienstlich, daß König Wenzel von Böhmen mit allem Eifer rüstete, um seinem Schwager, Heinrich I. von Breslau rechtzeitig zu Hilfe zu kommen. Es ist bekannt, daß dieser fromme Fürst den Zuzug nicht abwartete, sondern sich im April 1241 auf der Wahlstatt bei Liegnitz todesmutig und, fast mit allen Streitern der Übermacht erliegend, wie einst Leonidas, einen unsterblichen Ruhm und eine Märtyrerkrone erwarb. Vor Wenzel, der inzwischen Böhmen an allen seinen Eingängen durch Schanzen gesichert hatte und mit dem Zeichen des Kreuzes auf seiner Schulter an der Spitze einer bedeutenden Streitmacht über Zittau nach Schlesien eindrang, wichen die Mongolen nach Südosten hin aus, um über Glatz und Nachod in Böhmen einzudringen. Da ihnen dieses nicht glückte, begnügten sie sich mit der Verwüstung von Oberschlesien und Mähren. Überall sah man die Klöster, die Dörfer und die kleineren Städte in Flammen, was Leben hatte, geraubt oder vernichtet. Aber an die festen Mauern von Olmütz, Brünn und Mährisch-Neustadt, die nur von kleinen, aber todesmutigen Christenscharen verteidigt wurden, wagten sie sich nicht heran. Durch einen Ausfall der Besatzung von Olmütz energisch zurückgeschlagen, wandten sie sich dem Hauptheere in Ungarn zu und gaben auch den Einfall in Österreich auf, als ihre Späher von einem Berge aus die vereinigte Macht des Böhmenkönigs, der Herzöge von Österreich und Kärnten und andrer deutschen Fürsten bemerkt hatten.

Die Erzählung von einer großen Mongolenschlacht bei Olmütz und von dem Sieg eines löwenkühnen Helden Jaroslaw von Sternberg ist man neuerdings geneigt, auf die Rechnung des bekannten Geschichtsfälschers Hajek aus dem 16. Jahrhundert zu schreiben.

Wenzels Absichten auf die österreichische Erbschaft. Streit und Aussöhnung mit seinem Sohne Ottokar.

Wenige Monate nach der endlich gefeierten Hochzeit Wladislaws mit der längst versprochenen Gertrud (April 1246) fiel der letzte Babenberger, Friedrich der Streitbare, in einer Schlacht gegen die Ungarn an der Leitha. Da der junge Wladislaw von Böhmen, der als Gemahl der Nichte mit einigem Rechte Anspruch auf sein Erbe erhob, bereits ein halbes Jahr später (1247) ebenfalls aus dem Leben schied, wurde das Herzogtum Österreich eine Zeitlang Gegenstand eines gewaltsamen Erbstreites. In der Hoffnung, durch die Bundesgenossenschaft mit dem mächtigen Papste Innocenz IV., der eben zu Lyon den hohenstaufischen Kaiser (1245) von neuem gebannt und für abgesetzt erklärt hatte, allerlei Vorteile und sogar den Besitz von Österreich zu erlangen, wandte Wenzel sich ausschließlich der kirchlichen Partei zu und kümmerte sich wenig darum, daß sie ihm zeitweise die Zügel der Regierung aus der Hand spielte, sondern freute sich der bequemen Muße auf entlegenen Schlössern bei den Vergnügungen der Jagd und des Wohllebens. Da er zu gleicher Zeit Krongüter und sogar einzelne Gauburgen an persönliche Günstlinge verschenkte, erzeugte der Unwille darüber wie über seine Willfährigkeit gegen den Papst eine hochverräterische Vereinigung des hohenstaufisch gesinnten Adels und erweckte in seinem einzigen, zwanzigjährigen Sohne Ottokar den sündhaften Gedanken, den erst 43 Jahre alten und doch scheinbar schon alternden Vater vom Throne zu verdrängen. Obwohl der Abtrünnige durch ein deutsches Heer, das Wilhelm von Holland auf das Geheiß des Papstes Wenzel zu Hilfe geschickt hatte, bei Brüx mit seinen Böhmen und Mähren besiegt wurde, erlangte er doch, unterstützt von dem mächtigen Adel, im November 1248 zu Prag durch einen Vertrag nicht nur Verzeihung, sondern auch Mitregierung. Allein den kaum geschlossenen Frieden zerriß Innocenz IV. in der Besorgnis, in Böhmen könnte von nun an die staufische Partei an Macht gewinnen. Als er gegen Ottokar den Bann geschleudert und den Vater aller Verpflichtungen entbunden hatte, die er eingegangen war, unternahm dieser wie mit erneutem Jugendmute, unterstützt durch den Bischof von Olmütz und durch viele öster-

reichische Ritter, einen schnellen Angriff gegen seinen Sohn. Erst überwältigte er einen großen Teil von Mähren und eroberte dann (im August 1248) mit Hilfe der Iglauer Bergleute und nach dem Übertritt des Bischofs, der sich bisher zum Sohne gehalten hatte, die böhmische Hauptstadt. Ottokar, erschreckt durch die unerwartete Schnelligkeit, gab seine Sache verloren und faßte, auf einer einsamen Burg gefangen gehalten, den klugen Gedanken, sich nicht nur mit dem Vater ernstlich auszusöhnen, sondern auch mit dem allmächtigen Herrscher in Rom, weil dieser am ehesten die Mittel besäße, ihm zu dem erwünschten Gewinn des Herzogtums Österreich zu verhelfen.

Da Hermann von Baden, der zweite Gemahl der jungen Witwe Gertrud, schon im Oktober 1250 unerwartet starb und sich keine Hand erhob, um seinem ganz jungen Sohne Friedrich das Herzogtum Österreich zu sichern, schickte Kaiser Friedrich II. wohl einen Statthalter in das Land, starb aber selbst schon im Dezember 1250. Wie Ottokar jeden Widerstand, der von König Konrad IV. und Otto von Bayern ausging, mit Gewalt, Glück und Geschick überwand, so daß er im Dezember 1251 seinen Einzug in Wien halten konnte, wird im nächsten Abschnitte im Zusammenhange erzählt werden.

Wenzels Tod.

Im September 1253 starb König Wenzel I. auf der Jagd, die er leidenschaftlich liebte, und wurde in der Kirche des heiligen Franziskus zu Prag beigesetzt, wo seine Schwester Agnes Äbtissin war.

Thätig und tapfer, wenn auch nicht so klug wie sein Vater, fand er immer noch Zeit, den Lustbarkeiten des Lebens nachzugehen, wie der Jagd, den Turnieren und andren Hoffestlichkeiten, die sein Vertrauter, der deutsche Ritter Oger von Friedberg leitete, oder sich an dichterischen, künstlerischen und wissenschaftlichen Werken zu freuen. An seinem Hofe sang Reinmar von Zweter seine sinnigen Weisen, und gebildete deutsche Ritter waren gern gesehene Gäste. Die Ansiedelung deutscher Ordensleute und die Einwanderung deutscher Bürger und Bauern begünstigte er in jeder Art; Böhmen sollte durchaus eine Heimat deutscher Bildung werden.

Den „Einäugigen" nannte man ihn, seitdem er auf der Jagd durch einen spitzigen Ast ein Auge verloren hatte. Der Klang von Kirchenglocken war ihm sonderbarerweise so zuwider, daß er überall, wo er sich aufhielt, das Läuten verbot.

Polen.

Beginn der rein slawischen Adelsherrschaft.

In der zweiten Hälfte des Mittelalters vollzog sich in dem größten slawischen Reiche, das sich von dem Höhenzuge der Sudeten bis zu den Sümpfen an dem Bug und von der Ostseeküste zwischen Oder- und Weichselmündung bis zur Quelle des letzteren Flusses in den Karpathen erstreckte, die verhängnisvollste Umwandlung der staatlichen Verhältnisse, durch die in diesen volkreichen Stamm bereits die Keime des politischen Todes gelegt wurden. Während bisher die Einheit der Macht allein in der unumschränkten königlichen Gewalt lag, gelangte sie in die Hand des fast souveränen Adels, und während bisher die reiche und einzige Bildung von Westen her aus Deutschland ungehindert ihren Einzug hielt, verschloß man sich mehr und mehr gegen dieselbe mit jenem ängstlichen Haß und jener hochmütigen Verachtung, mit welcher der ungebildete Slawe bis in unser Jahrhundert dem gebildeten Deutschen zu begegnen pflegt.

Vierteilung des Reiches durch das Testament Boleslaws III. Boleslaw IV. zu Magdeburg vor Friedrich Barbarossa.

Es ist im vorigen Bande erzählt worden, wie der ungemein thätige Boleslaw III. durch die Entsendung des deutschen Missionars Otto von Bamberg nach Pommern nicht nur der Herrschaft des Christentums, sondern auch der polnischen Oberhoheit bis zu den Mündungen der Oder und Weichsel Verehrung und Anerkennung verschafft hatte. Zu gleicher Zeit war von ihm selbst die Oberlehnsherrlichkeit Kaiser Lothars III. und dadurch wenigstens eine scheinbare Abhängigkeit von Deutschland anerkannt worden (1135). Allein kurz vor seinem Tode hatte er, wie man sagt, nach einer „alten slawischen Sitte", die nur durch Gewaltherrschaft in Vergessenheit gebracht worden war, sein großes Reich unter seine vier mündigen Söhne verteilt, zugleich mit der Bestimmung, daß der älteste als Großherzog von Krakau, also im Besitze von Kleinpolen und Schlesien, eine Oberherrschaft über die Brüder ausüben solle. Lag schon in der scheinbaren Herabsetzung von Großpolen, in dem sich der Sitz des Erzbistums (Gnesen)

befand, und in der Übergehung des jüngsten zur Zeit unmündigen Sohnes Kasimir ein Anstoß zu künftigem Streit, so fand dieser noch reichlichere Nahrung in der Abneigung der jüngeren, von kräftigem Ehrgeiz erfüllten Brüder, dem ältesten sich unterzuordnen, wie in der gewohnheitsmäßigen Neigung dieses, mit List und Gewalt die Alleinherrschaft zu erringen. Als Wladislaw 1142 seinen Bruder Boleslaw in Posen einschloß, wurde er von dem Adel Großpolens unter der Führung des Erzbischofs von Gnesen geschlagen, gleich darauf aus seiner eignen Hauptstadt Krakau vertrieben und Boleslaw IV. (1142—73) als Großherzog anerkannt. Wladislaw flüchtete mit seiner deutschen Gemahlin Agnes, die ihn zu dem kecken Wagnis getrieben haben soll, zu ihrem Bruder, dem Könige Konrad III. Als dieser jedoch mit einem Heere bis an die Oder vordrang (1146), um jenem die Krone Polens wiederzuverschaffen, erschien König Boleslaw mit seinen jüngeren Brüdern in seinem Feldlager und versprach, dem Rate Albrechts des Bären und Konrads von Meißen folgend, auf dem nächsten Hoftage die Lehnsherrschaft des deutschen Königs anzuerkennen, bedeutende Summen zu zahlen und sich seiner Entscheidung zu unterwerfen. Konrad III. erklärte sich durch dieses Versprechen zufrieden gestellt, nahm um Weihnachten das Kreuz und kümmerte sich nicht weiter um Polen. So blieb jenes Versprechen unerfüllt, und die Pflicht, auf seine Erfüllung zu dringen, eine Aufgabe seines Nachfolgers, des Kaisers Friedrich Barbarossa. Als dieser von Halle aus im Jahre 1157 bis Posen vordrang, trat ihm Boleslaw zwar mit einem wohlgerüsteten Heere, in dem sich auch große Scharen von Preußen, Pommern, Russen und Polowzern befanden, kühn entgegen, entschloß sich aber bald, dem Rate des Königs Wladislaw von Böhmen zu folgen, den Widerstand aufzugeben und einen erträglichen Frieden zu suchen. Mit nackten Füßen, ein Schwert an dem Halse tragend, erschien er vor dem großen Hohenstaufen und versprach, um die Weihnachtszeit auf dem nächsten Hoftage zu Magdeburg ein bedeutendes Strafgeld zu zahlen (2000 Mark Silber an den Kaiser, 1000 Mark Silber an die Fürsten, 20 Mark Gold an die Kaiserin), 300 Reisige zu dem Zuge nach Italien zu stellen und sich gegen die Klage seines vertriebenen Bruders zu verantworten. Allein auch dazu kam es nicht, weil Friedrich Barbarossa durch den Kampf mit Italien zu sehr in Anspruch genommen wurde, um für die Ehre des deutschen Königtums und des römischen Kaisertums in diesen entfernten slawischen Gegenden eine energische Thätigkeit ausüben zu können. So starb der vertriebene Wladislaw, übrigens durch die hohenstaufischen Verwandten reichlich versorgt, 1162 in der Verbannung. Als seine drei Söhne nach dem Tode des Vaters sich nach der Heimat zurückwendeten, gab ihnen Boleslaw um des Friedens willen die drei schlesischen Herzogtümer Breslau, Ratibor und Glogau unter der Bedingung, daß sie seine Oberherrschaft anerkennten.

Mieczyslaw im Streite mit seinem Bruder Kasimir.

Da Boleslaw 1173 mit Hinterlassung eines minderjährigen Sohnes starb, wurde sein Bruder Mieczyslaw (1173—77), der bisherige Herzog von Großpolen, zum Großherzog erhoben. Dieser erregte schon nach wenigen Jahren durch lästige Bedrückungen und Ungerechtigkeiten in Kleinpolen einen Aufstand, durch den sein jüngster Bruder Kasimir, der 1161 von dem älteren Bruder Heinrich Sandomir geerbt hatte, nach einigem Widerstreben auf den Thron gehoben wurde. Als Mieczyslaw in der Reihe der Empörer sogar seinen eignen Sohn Otto fand, entschloß er sich zur Flucht nach Deutschland und bot Kaiser Friedrich 10000 Mark Silber, wenn er ihn wieder zurückführe. Allein der war zur Zeit in den Kampf mit Heinrich dem Löwen verwickelt und daher ohne Neigung, für ihn etwas zu thun.

Kasimirs Gerechtigkeit und Ansehen.

Kasimir „der Gerechte" (1177—94) gab um des Friedens willen an seinen Neffen Otto Großpolen mit Ausnahme von Gnesen, an seinen Neffen Leszek, den Sohn Boleslaws, Masovien und Kujavien, ermäßigte die Abgaben und schützte sogar die Bauern gegen die Habsucht und Willkür der Kastellane und andrer Beamten, die ihr Recht auf Lieferungen und Vorspann in übermütiger Art ausgedehnt hatten. Während er es ruhig geschehen ließ, daß sein Vasall Boguslaw von Pommern (1185) die Oberherrschaft des Königs Knut von Dänemark anerkennen mußte, suchte er Einfluß zu gewinnen auf die Verhältnisse Rußlands, brach mit einem Heere in Wolhynien ein und

gab an Roman unter polnischer Oberhoheit das Fürstentum Breſz und 1187 die Herrschaft über Galizien. Endlich gewann er sogar 1192 über die wilden Jaczwigen (zwischen Narew und Niemen) einen großen Sieg und zwang sie zu dem Versprechen, ihm einen Tribut zu entrichten, den sie jedoch nie zahlten.

Kasimirs Tod. Kampf um die Krone.

Kasimir sank plötzlich bei einem Festmahle, als er eben von der Erlösung der Seele gesprochen hatte, tot nieder, wie man sagte und immer zu sagen pflegte, an Gift. Da er nur zwei unmündige Söhne, Leszek und Konrad, denen er Krakau und Masovien bestimmt hatte, hinterließ, so brachen Thronstreitigkeiten aus, die fast ein Jahrhundert Polen zu einer Stätte des beständigen inneren Kampfes und der Verwüstung machten. Als der Bischof von Krakau das Gesetz Boleslaws III. über die Erbfolge des Ältesten als längst außer Kraft erklärte und den unmündigen Sohn Kasimirs, Leszek, zum rechtmäßigen Großfürsten ernannte, um selbst für den Knaben zu regieren, kehrte Mieczyslaw zurück, wurde aber von Roman von Breſz geschlagen und starb, nachdem er sich trotzdem Krakaus bemächtigt hatte, 1202. Da Leszek sich mit Sandomir begnügte, erhob man Mieczyslaws Sohn Wladislaw III. Laskonogi (Dünnbein) zum Großfürsten, doch geriet dieser alsbald in einen Streit mit der Geistlichkeit, die nun den gehorsamen und willfährigen Leszek (1206—27) wieder auf den Thron erhob. Der neue Großfürst stellte sein Land unter den Schutz des Papstes, versprach die Verteidigung der Kirche, zahlte sogar an den Bischof von Rom einen jährlichen Zins von 4 Mark Silber (180 deutsche Mark) und traf die Bestimmung, daß Krakau stets dem ältesten von seinen Söhnen zukommen solle. Seinem jüngeren Bruder Konrad trat er Masovien und Kujavien als selbständiges Herzogtum ab und kümmerte sich wenig um die übrigen Fürsten in Polen, die ihrerseits auch von ihm keine Notiz nahmen. Auch in Wolhynien und Galizien, wo nach dem Tode Romans (1205) außer ihm die Russen und Ungarn um die Herrschaft stritten, vermochte er keinen Einfluß zu gewinnen. Als er den Kampf gegen den Herzog Svantopolk von Pommerellen aufnahm, wurde er auf der Flucht eingeholt und nach tapferer Gegenwehr niedergehauen (1227).

Allgemeine Zersplitterung.

Sein Sohn Boleslaw I. „der Schamhafte" (1227—79) kam in Krakau und Sandomir unter der Vormundschaft seines Oheims Konrad von Masovien auf den Thron, während sich in Großpolen, das wieder in Gnesen und Kalisch zersplittert war, Nachkommen des Großfürsten Mieczyslaw festgesetzt hatten. Da auch Schlesien vielfach zersplittert war, so gab es am Ende des 13. Jahrhunderts nicht weniger als dreizehn polnische Fürsten, die bald hier, bald dort, selbst in den Kämpfen der Ungarn und der Böhmen auf beiden Seiten verteilt ihre Rolle spielten.

Nur zwei von den vielen Gewalthabern verdienen eine Erwähnung, weil sie auf die Entwickelung der gesamten Verhältnisse des Ostens einen andauernden Einfluß ausgeübt haben.

Konrad von Masovien.

Als Konrad von Masovien (gest. 1247) außer stande war, die Einfälle der heidnischen Preußen, welche sich die Zersplitterung der piastischen Fürstentümer in Polen zu nutze machten, dauernd abzuwehren, sandte er einen Hilferuf an den Hochmeister des Deutschen Ritterordens, Hermann von Salza, nach Italien und verlieh ihm das Kulmer Land mit allem, was der Orden künftig erobern werde (1226). Wenn er freilich die Hoffnung hegte, daß ihm die Landeshoheit über die gemachten Eroberungen zu teil werden solle, so sah er sich bald darin bitter getäuscht. Hermann von Salza nahm vielmehr das zu erobernde Land als ein Lehen von dem ihm befreundeten Kaiser Friedrich II. an und errichtete, wie später erzählt werden wird, in dem fernen Ostpreußen einen eigenartigen Ordensstaat mit deutscher Bildung und deutschen Interessen, der zunächst freilich auch für Masovien einen starken Schutz gewährte, aber bald ein gefährlicher Gegner, endlich eine willkommene Beute Polens wurde.

Heinrich der Bärtige von Breslau.

Wenn Konrad gleichzeitig für seinen unmündigen Neffen, den Großfürsten Boleslaw (seit 1227) in Krakau die Regentschaft führte, so machte ihm diese sehr bald der Enkel des 1142 abgesetzten Wladislaw II., Heinrich der Bärtige von Breslau, streitig. Er wurde zwar nach einem ersten Siege unerwartet überfallen, verwundet und in Plock (1228) gefangen genommen, aber durch einen Vertrag, den seine fromme

Gemahlin, Hedwig von Meran (die heilige Hedwig), vermittelte, schon nach Jahresfrist freigelassen. Wenige Jahre später gab Konrad zu neuem Kampfe Veranlassung. Als der junge Boleslaw herangewachsen war und selbst die Regierung begehrte, ließ er ihn einsperren und nahm selbst den Titel Großfürst an. Indes Boleslaw entkam, fand einen bedeutenden Anhang und rief Heinrich von Breslau zu Hilfe. Bereitwillig eilte dieser herbei, vertrieb Konrad aus Krakau, nötigte ihn zum Verzicht auf einen Teil von Sandomir und nannte sich seitdem „Herzog von Schlesien und Krakau" (1232). Der mächtige Einfluß der Geistlichkeit brachte es wohl dahin, daß alle bisherigen Gegner im nächsten Jahre sich gemeinsam an einem Zuge gegen die heidnischen Preußen zusammenfanden, allein schon 1235 war Heinrich der Bärtige wieder mit Konrad und mit einem andern Vetter, Wladislaw von Großpolen, in Streit und Kampf, und scheute selbst den Bannstrahl nicht, wenn er Aussicht hatte, die Grenzen seines Landes zu erweitern. Als er 1238 starb, hinterließ er seinem gleichnamigen Sohne ein Landgebiet, das an Umfang das aller andern Herzöge übertraf: Mittel- und Niederschlesien mit Lebus (auf dem linken Oderufer), Krakau und einen Teil von Großpolen.

Heinrichs des Frommen Tod in der Mongolenschlacht.

Heinrich II., der Fromme (1238—41), hatte sich kaum mit dem Gedanken vertraut gemacht, auf dem Wege des Vaters zum Besitze des ganzen Landes zu gelangen, als ihn das Herannahen der Mongolen zu einer edleren Aufgabe abrief. Während seine fromme Mutter Hedwig und seine böhmische Gemahlin Anna in die Festung Krossen flüchteten, stellte er sich mit seiner kleinen Schar am 9. April 1241 auf der Wahlstatt bei Liegnitz den Tataren entgegen und fiel fast mit all den Seinen als ein wahrer Gottesstreiter (s. S. 147). Den Tataren hatte er einen solchen Schrecken eingejagt, daß sie nicht weiter nach Westen vordrangen, sondern nach schrecklicher Verwüstung Schlesiens und Mährens sich nach Ungarn wandten.

Neue Erbstreitigkeiten. Lebus wird deutsch.

Eines solchen Vaters unwürdig erschienen seine vier Söhne mit ihrem unablässigen Hader über die Teilung des Besitzes; nur Mieczyslaw weniger als die andern, weil er am frühesten starb (1248) und dadurch sein Land Lebus an den ältesten Bruder Boleslaw II. (1241—78), den Wilden kam. Dieser gewaltthätige Fürst, der gleich nach dem Tode des Vaters wegen seiner Leidenschaftlichkeit und wohl auch wegen seiner Vorliebe für deutsches Wesen aus Groß- und Kleinpolen durch den Adel vertrieben wurde, verkaufte Lebus 1252, weil er ewig geldbedürftig war, an den Erzbischof von Magdeburg und den Markgrafen Otto III. von Brandenburg-Salzwedel, so daß dieses Land seitdem vollkommen germanisiert wurde.

Die endlosen Streitigkeiten zwischen ihm und seinen Brüdern, Heinrich III. von Breslau (gest. 1266) und Konrad II. von Glogau (gest. 1274), in welche sich wiederholentlich auch einige von den neun Teilfürsten im östlichen Polen einmischten, geben nur ein trauriges Bild menschlicher Verkommenheit. Vergebens schleuderte der Erzbischof oder gar der Papst seinen Bannstrahl, und erlangte dadurch eine demütige Abbitte und Versprechungen, die nicht gehalten wurden. Hinterlist, Meineid, Gift und Dolch regierten weiter und schoben die Grenzen hin und her. Nur durch den Tod andrer, nicht durch eigne Kraft gelangte 1257 der oben genannte Boleslaw I. „der Schamhafte" für kurze Zeit zum Alleinbesitz von Großpolen, mußte aber bald wieder den größten Teil herausgeben. Nirgends läßt sich eine Idee, ein nationales oder wirtschaftliches Ziel entdecken, vielmehr scheuten sich die streitsüchtigen Piasten nicht einmal, ihre Zwietracht als Bundesgenossen des Habsburgers Rudolf oder des Przemysliden Ottokar auf den Schlachtfeldern in Österreich weiter durchzufechten.

Przemysls II. Königswürde.

Als Przemysl II. von Gnesen durch Erbschaft den Besitz von ganz Großpolen und Kleinpolen erlangt und den von Pommerellen in sicherer Aussicht hatte, ließ er sich durch die Bischöfe bestimmen, die Königswürde anzunehmen und am 26. Juli 1295 mit Einwilligung des Papstes zu Gnesen die Krönung und Salbung als König von ganz Polen und Herzog von Pommern zu empfangen, obwohl uns von der Zustimmung der andern polnischen Fürsten nichts bekannt ist. Kaum ein halbes Jahr später wurde er (6. Januar 1296) von einem wilden Volkshaufen umzingelt und getötet. Es ist bezeichnend für das Elend Polens, daß über die nächsten Jahre keine Mitteilung vorhanden ist.

Ganzlicher Mangel einer festen Staatsordnung.

Von staatlichen oder kirchlichen Neubildungen oder gar von einer eigenartigen polnischen Bildung kann in diesen Jahrhunderten kaum gesprochen werden. Noch immer war der König der unbeschränkte Gebieter über alle Freien wie über alle Leibeigenen. Er allein übte durch seinen Woiwoden und seine Kastellane unbeschränkt die landesherrliche Gerichtsbarkeit und die Polizei aus. Seine reichen Einkünfte flossen aus zahlreichen Domänen und vielfachen Regalien (s. Bd. III, S. 543). Aber auch die ganze Nation, wenn man von einer solchen sprechen kann, mußte auf Verlangen ihm Naturalabgaben oder Dienste leisten. Kein Lehnsverhältnis verpflichtete zu einer notwendigen Einschränkung, keine Versammlung der Reichsstände schuf Klarheit über Rechte der Unterthanen. Wenn mehrere Könige auch die ferne Macht des römischen Kaisers oder deutschen Königs über sich anerkannten, so wußten sie doch nur zu gut, daß kein Kaisermantel ihre Unterthanen vor den Ausschreitungen der königlichen Gewalt schützen werde. Da die Freien allein zur Heeresfolge in den unaufhörlichen Kriegen verpflichtet waren, verzichteten Tausende von den ärmeren auf das zu kostbare Gut der Freiheit und traten entweder in den halbfreien Stand der Kmeten über oder wurden Hörige. Anderseits gewannen die erblichen Besitzer größerer Liegenschaften (die sogenannte Szlachta, d. i. Geschlecht) mehr und mehr den ihnen anfangs fremden Charakter eines Adels und lebten fast ausschließlich der Jagd und dem Kriege, entweder zur Unterstützung oder zur Unterdrückung eines Nachbars, zur Vertreibung oder zur Zurückführung eines Prätendenten, immer aber angetrieben von Beute- und Raufluft. Die einzigen Freien von geringerem Besitz waren im 12. und 13. Jahrhundert die Dorfschulzen der deutschen Ansiedelungen in Großpolen, denen ein vollkommen freies Gut und bedeutende andre Einkünfte reichliche Nahrung gewährten; aber auch sie sanken bereits in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts zum Range von herrschaftlichen Dienern oder Knechten herab.

Geringer Einfluß der römischen Kirche auf Sitte und Recht.

Die christliche Kirche, welche im übrigen Europa so oft strafend und verhetzend, seltener auch wohl versöhnend und Bildung schaffend zu wirken pflegte, scheint in Polen von geringerer Macht gewesen zu sein. Paschalis II. klagt zu Anfang des 12. Jahrhunderts, daß die Bischöfe Polens nach dem Willen der Fürsten, nicht nach einem apostolischen Gebote, bald hierhin bald dorthin versetzt würden. Aber Innocenz II. verwirrte die Lage der polnischen Kirche selbst, indem er 1133 dem Erzbischof Norbert von Magdeburg urkundlich seine Metropolitanrechte über die polnischen Bistümer bestätigte, während dieselben doch längst dem Erzbischof von Gnesen zukamen. Überdies übte auch über die polnische Kirche, die neben dem Adel als freie und sehr reiche Grundbesitzerin auftrat, der König eine ausgiebige und unbeschränkte richterliche Gewalt. Bis in diese fernen sumpf- und waldreichen Ebenen drang weder die organisierende noch die sittlich reformierende Macht der großen Hierarchen. Noch im Anfange des 13. Jahrhunderts waren die meisten Priester verheiratet und ließen sich in ihrem Amte von Söhnen oder andern Verwandten helfen oder vertreten. Das Bemühen Innocenz' II., diesem Unwesen ein Ende und die polnische Kirche von der weltlichen Gewalt unabhängig zu machen, hatte einen viel geringeren Erfolg als im übrigen Europa. Am Ende des 13. Jahrhunderts war die kirchliche Einsegnung der Ehen noch nicht in ganz Polen durchgesetzt worden.

Ungarn.

Stephans Kämpfe mit Venedig und Dalmatien.

Das Reich der Arpaden, welches unter dem klugen, ja verschlagenen König Koloman (s. Bd. III, S. 547) den vielfachen Anfechtungen, denen es nicht nur durch die Kreuzfahrer, sondern auch durch die mächtig aufstrebenden Venezianer ausgesetzt war, glücklich Widerstand geleistet hatte, geriet in größere Bedrängnis unter seinem Sohne Stephan II. (1114—31), der im Alter von 13 Jahren unter der Vormundschaft von Bischöfen und Magnaten die Herrschaft antrat. Sofort stürmten die Venezianer auf Dalmatien los und bemächtigten sich der wichtigen Hafenstadt Zara. Wohl gelang es zehn Jahre später dem jungen Könige, Spalato, Trau, Biograd und Sebenico zurückzunehmen, aber schon 1125 bemächtigte sich der Doge Michieli der ganzen dalmatischen Küste, da Ungarn zugleich mit dem byzantinischen Kaiser Johannes Komnenus in Streit geraten war, zu

dem sich der abtrünnige Herzog Almus geflüchtet hatte. Als der tapfere König Stephan mit böhmischen Hilfstruppen und einem starken Söldnerheere den Kampf versuchte, wurde er vollkommen geschlagen.

Kumaneneinfälle.

Während seiner Regierung erscheinen wiederum Scharen von Kumanen in Ungarn, heidnische Nomaden türkischen Stammes, die später auf den Verlauf der ungarischen Geschichte einen verhängnisvollen Einfluß übten. Vom Flusse Kuma in Kaukasien und aus der nach ihm benannten Steppe am Kaspischen Meere verdrängt, waren sie bereits im 11. Jahrhundert lästige Nachbarn der Ungarn und Byzantiner geworden, mehrmals in Ungarn eingefallen, aber wieder hinausgetrieben worden. König Ladislaus hatte diejenigen Gefangenen, die zum Christentume übertraten, als freie Leute in der Moldau angesiedelt (1089). Der Kumanenfürst Tatar bat jetzt mit einer zweiten Schar um Aufnahme, nachdem er im Kampfe gegen den Kaiser Johannes Komnenus unterlegen war. Stephan nahm ihn freundlich auf, wies seiner Horde die fruchtbaren Fluren und fetten Weideplätze in dem nach ihr benannten Klein-Kumanien zwischen Theiß und Donau im Pester Komitat an, behielt den Fürsten Tatar und andre Kumanen ständig an seinem Hoflager und bevorzugte die schönen, aber sittenlosen kumanischen Weiber in einer für die Ungarn höchst anstößigen Weise.

Da seine Ehe kinderlos war, hegte er anfangs die Absicht, den Thron seinem unebenbürtigen Halbbruder Boris zu hinterlassen, fügte sich dann aber dem Willen der Magnaten und ernannte den mit seinem Vater zugleich geblendeten Sohn des (1129) verstorbenen Almus, seinen Vetter Bela, zum Nachfolger. Nach der Sitte der Zeit starb er im Gewande eines Benediktinermönchs, körperlich und geistig erschöpft, und wurde neben seinem bereits als selig verehrten Großoheim Ladislaus zu Großwardein beigesetzt.

Belas II. Rache. Teilung des Reiches.

Bela II. (1131—41) war als hilfloser Blinder auf die Oberleitung seiner herrsch- und rachsüchtigen Gemahlin, des serbischen Großzupans Urosch Tochter Helena, angewiesen, welche sofort einen Landtag nach Arad berief und dort durch eine leidenschaftliche Ansprache die Prälaten und adligen Herren gegen die früheren Feinde Belas, die seine Blendung verursacht hatten, dermaßen zu erregen wußte, daß sie auf der Stelle achtundsechzig mit Recht oder Unrecht beschuldigte Standesgenossen niedermetzelten und viele andre gefangen nahmen, um sie als Verbannte über die Landesgrenze zu schaffen. Man entzog den Familien der Unglücklichen, die als Stephans Freunde zum großen Teil nur dem Hasse der Ungarn gegen den verstorbenen König zum Opfer fielen, alle Güter und schenkte dieselben zur Sühne für den ungerechten Mord an die Bischöfe. Ein von den Polen und den verbannten ungarischen Herren unterstützter Einfall des Thronprätendenten Boris, jenes im Volke für unecht geltenden Sprößlings des königlichen Hauses, wurde durch Helenas rücksichtslose Energie erfolgreich zurückgeschlagen. Vor seinem frühen Tode teilte Bela seine Länder unter seine drei minderjährigen Söhne. Der älteste, Geisa, bekam Ungarn nebst Kroatien und Dalmatien, Ladislaus das Gebiet zwischen Bosna- und Drinafluß als Herzogtum Bosnien, welches der alte Großzupan Urosch zu gunsten seines Enkels abgetreten hatte; der jüngste, Stephan, wurde mit der Provinz Syrmien (Slawonien) abgefunden.

Geisas II. Streit mit seinen Brüdern.

Geisa II. (1141—61) war beim Tode seines Vaters erst zehn Jahre alt. Daher führten der Erzbischof von Gran und der serbische Bojar Belusch, der Königin Schwager und Palatin von Ungarn, die Regentschaft. Die Bayern und Österreicher, mit deren Hilfe jetzt der oben erwähnte Boris sich des Thrones zu bemächtigen suchte, wurden geschlagen und das verloren gegangene Preßburg wiedergenommen. Bald darauf aber kam eine neue und viel schwerere Plage über Ungarn. — Wegen der Oberhoheit über Serbien geriet Geisa mit dem byzantinischen Kaiser Manuel in Streit und kämpfte so unglücklich, daß Bosnien und Syrmien in die Hände der Feinde gerieten und die ihrer Herrschaften beraubten Brüder des Königs, Stephan und Ladislaus, zu ihrer Entschädigung eine neue Teilung Ungarns forderten. Als Geisa nicht darauf einging, flohen sie zu Kaiser Manuel, um mit dessen Hilfe ihre Ansprüche geltend zu machen, und gaben durch ihre hochverräterischen Umtriebe dem ländergierigen Nachbar direkte Veranlassung und schicklichen Vorwand, sich in die inneren Angelegenheiten des ungarischen Landes und Herrscherhauses einzumischen und dadurch die Verwirrung nur noch zu vermehren. — Geisa starb schon in einem Alter von 30 Jahren und hinterließ, wie sein Vater, drei unmündige Söhne, Stephan, Bela und Geisa.

Die Deutschen in Siebenbürgen

Die denkwürdigste und nachhaltigste Thätigkeit Geisas II. ist zweifellos in der Herbeiziehung deutscher Ansiedler zu suchen. Flandrische und niederrheinische Kolonisten wanderten zunächst in die Thalebene am Flüßchen Zibin ein und fanden in der Zibinburg, davon der Name Siebenbürgen, dem heutigen Hermannstadt, einen günstigen Anhaltspunkt. Später dehnten sie ihre Ansiedelungen bis in das Alttathal und bis zum Hartbach aus und gründeten die drei ältesten „Sachsenstühle" in Hermannstadt, Groß Schenk und Leschkirch. Dreißig Jahre später soll Bela III. von den „fremden Gästen Ultrasilvaniens" bereits 15000 Mark (a 45 heutige Mark) Steuern bezogen haben. Durch Zuzug aus dem Harz, selbst aus Bayern und Schwaben, entstanden allmählich sieben sogenannte „Stühle", d. h. Bezirke, auf dem nach Geisa benannten „Königsboden", aber die Sprache blieb doch immer dem Niedersächsischen verwandter als jedem andern deutschen Dialekt. Daher blieb ihnen wohl der gemeinsame Name Sachsen, der dann auch auf die Deutschen in Zips übertragen, also gleichbedeutend mit „Westdeutsch" wurde.

Ob auch die Einwanderung oberrheinischer Ansiedler in den Norden Ungarns, in das heutige Zips, unter „einem Grafen Raynald", auf eine Anregung des Königs Geisa zurückzuführen sei, läßt sich nicht erweisen. Nicht nur gleichzeitig, sondern auch in betreff ihrer Stammesart und Bildung ein wahres Seitenstück zu der Besiedelung Siebenbürgens ist sie jedenfalls.

Endlich scheint in der Zeit des deutschfreundlichen Monarchen auch die erste deutsche Bevölkerung sich bei der alten Propstei Buda niedergelassen und den magyarischen Namen Pest mit „Ofen" wiedergegeben zu haben, weil dieser Name ihr wohl für die sonnige Lage und die Sommerhitze passend erschien.

Stephan III. im beständigen Kampfe mit seinen Oheimen und Kaiser Manuel von Byzanz.

Stephan III. (1161—73) wurde zum König gekrönt und unter die Vormundschaft des Graner Erzbischofs, Lukas Bánfy, gestellt. Alsbald hielt Kaiser Manuel die Gelegenheit für günstig, Ungarn von sich abhängig zu machen, führte den Herzog Ladislaus mit Waffengewalt zurück und ließ ihn von einem mit Geld und Versprechungen gewonnenen Anhang als rechtmäßigen König ausrufen. Aber schon wenige Monate nach seiner Krönung wurde Ladislaus II. vom Tode überrascht, und sein Bruder Stephan IV. trat für kurze Zeit an seine Stelle (1163). Von den Anhängern des jungen Königs geschlagen, gefangen und verbannt, versuchte er noch mehrmals mit byzantinischer Hilfe den Thron zu erringen, starb aber schon ein Jahr später an Gift (1164). Seitdem fand der junge König Stephan III. wenigstens soviel Bundesgenossen gegen Kaiser Manuel von Byzanz, in Heinrich Jasomirgott von Österreich, dessen Tochter er heiratete, in König Wladislaw II. von Böhmen und selbst in Kaiser Friedrich I. für die Zusage eines Jahreszinses, daß der selten unterbrochene Kampf bis zu seinem Tode zwar abwechselnd Niederlagen und Siege, Eroberungen und Verluste eintrug, aber die Grenzen Ungarns im ganzen unverändert ließ. Da der 23jährige König keine Nachkommen hatte, folgte ihm sein jüngerer Bruder.

Belas III. Kampf mit Byzanz und Venedig um Dalmatien.

Bela III. (1173—96) war am Hofe Manuels als zukünftiger Schwiegersohn und mutmaßlicher Erbe des oströmischen Kaiserthrones erzogen, durch die nachträgliche Geburt eines byzantinischen Prinzen aber aller Aussichten beraubt worden. Jetzt kehrte er mit Manuels Hilfe nach Ungarn zurück, nachdem er ihm hatte den Lehenseid schwören und die Abtretung von Dalmatien und Syrmien versprechen müssen. Nach Manuels Tode (1182) nahm er aber diese Länder den Byzantinern wieder ab und behauptete auch Dalmatien in einem achtjährigen Kriege gegen Venedig. Galizien (Halitsch), dessen er sich bemächtigt hatte, mußte er später an Kasimir von Polen abtreten und konnte nur durchsetzen, daß seine Ansprüche auf das Land für spätere Zeiten im Friedensschlusse anerkannt wurden. — Auf ihn folgte sein ältester Sohn

Emerich im Kampfe mit seinem Bruder Andreas.

Emerich (1196—1204), dessen kurze Regierung infolge der Ansprüche, Intrigen und gewaltsamen Angriffe seines jüngeren Bruders Andreas für König und Volk gleich unerfreulich wurde. Der herrschsüchtige Prinz bestand auf einer Teilung des Reiches, setzte sich in den Besitz von Dalmatien und Kroatien und konnte auch durch die Vermittelung des Erzbischofs von Mainz, der beiden Brüdern das Gelübde einer Kreuzfahrt abnahm, nur für kurze Zeit zu einem Waffenstillstand bewogen werden. Schließlich gelang es dem Könige, den Empörer in seine Gewalt zu bringen (1203); als er aber bald darauf in eine schwere Krankheit verfiel, entließ er ihn aus der Haft und ernannte ihn sogar zum Vormund seines sechsjährigen Sohnes Ladislaus.

Letzterer wurde nach Emerichs Tode als Ladislaus III. König, starb aber schon nach sechs Monaten, und so gelangte nach Jahresfrist nun doch der bisherige Reichsverweser als

Andreas II. (1205—35) auf den längst erstrebten Thron. Da er noch weniger Thatkraft und Herrschertalent als sein verstorbener Bruder besaß, handelte er fast nur nach der Eingebung und dem Befehle seiner stolzen und willensstarken Gemahlin Gertrud von Meran und seit 1208 wohl auch ihrer drei Brüder, welche, der Mitschuld an König Philipps Ermordung bezichtigt, am ungarischen Hofe eine Zufluchtsstätte suchten. Als er soweit ging, den jüngsten, Berthold, mit Erlaubnis des Papstes Innocenz III. trotz seiner Jugend und seiner schlechten Sitten zum Erzbischof von Kalocsa, dann zum Obergespan mehrerer Komitate, zum Banus von Slawonien und endlich zum Mitgliede des Regentschaftsrates zu erheben, kam die lange genährte Wut des geistlichen und weltlichen Adels auf die deutsche Mißwirtschaft der Königin und der Günstlinge blutig zum Ausbruch. Kaum hatte sich der König zu einer Heerfahrt über die Karpathen nach Halitsch (Galizien) aufgemacht und die Regierung dem verhaßten Regentschaftsrate übergeben, so mordete man die Königin und verjagte ihre Brüder (1213). Andreas' II. Schwäche. Verjagung seiner Schwäger.

Zwei Jahre zuvor hatte die verschwenderische Ausstattung, mit welcher die vierjährige Tochter des Königs, Elisabeth (die heilige), nach Thüringen entsandt wurde (1211), einen großen Teil der Magnaten erbittert. Als sich nun gar der allgemein gehaßte Erzbischof Berthold, dem man alle bösen Ratschläge schuldgab, sich an der Gattin des Palatins von Ungarn vergriff, stürmten die Verschworenen unter dem Grafen Peter von Wardein und dem Banus Simon eines Tages in das Schloß und hieben die Königin Gertrud in Stücke (28. September 1213). Der Hauptübelthäter Berthold aber war nach Kalocsa geflüchtet und kam mit einer Mißhandlung davon. Später begab er sich mit dem Vermögen seiner Schwester nach Deutschland und wurde schließlich durch die Gunst Honorius' III. Patriarch von Aquileja. Ermordung der Königin.

Inzwischen war es Andreas geglückt, in Halitsch (Galizien) den Sohn des 1205 verstorbenen Roman (s. S. 282) sowie den Einfluß des Großfürsten von Nowgorod zurückzudrängen und seinen zweiten Sohn Koloman samt seiner jungen polnischen Gemahlin Salome mit der Königskrone schmücken zu lassen, da dem Erzbischof von Gran und dem Papste sehr daran gelegen war, die nordkarpathischen Länder sich unterzuordnen. Allein schon 1218 mußte der junge Arpade vor den vereinten Russen und Polen aus dem Lande weichen. Vorübergehender Gewinn von Galizien.

Seit dem Tode seiner willens- und thatkräftigen Gemahlin suchte Andreas II. gegen den erbitterten Adel, der ihn abzusetzen und seinen jungen Sohn Bela (IV.) auf den Thron zu erheben wünschte, die einzige Hilfe in der strengsten Unterwerfung unter den Willen des Papstes und der Geistlichkeit. Verschwenderisch beschenkte er Kirchen und Klöster und bereitete sich durch fromme Werke und Bußübungen auf den schon von seinem Vater gelobten Kreuzzug vor. Im August 1217 fuhr er von Spalato mit dem Herzog Leopold von Österreich über Cypern nach Akkon und belagerte dann den Berg Tabor, der von den Sarazenen stark befestigt und besetzt war, um von ihm aus die Küstengegenden zu beunruhigen. Als indes ein Sturm gegen den Berg den überaus zahlreichen, aber uneinigen Kreuzfahrern mißlungen war, zog Andreas weiter bis Tyrus, mußte jedoch nach erfolglosen Kämpfen mit seinem starkgelichteten Heere bald wieder nach Akkon zurückgehen und kehrte schon im Januar des nächsten Jahres mißmutig nach Ungarn zurück. Andreas' II. Kreuzzug.

Hier war in seiner Abwesenheit Ordnung und Recht fast gänzlich verschwunden, die Magnaten und Prälaten führten ein wahres Raub- und Schreckensregiment; alle Einnahmen der Krone waren teils in unrechtmäßige Hände geflossen, teils verpfändet, der König sah sich aller Mittel und alles Ansehens beraubt. In solcher Not verlieh er königliche Burgen und andre Krongüter, ja ganze Gespanschaften als erbliche Lehen an reiche Magnaten, um damit ihre Hilfe zu erkaufen. Alle Kammergefälle und sonstige Einkünfte verpachtete er an Juden und Bulgaren, die ihm Geld schafften, aber auch ihre eignen Säckel füllten und das Volk in unbarmherziger Weise aussogen. Des Königs Geldnot.

Überdies zerfiel der Kronprinz Bela mit seinem Vater, der sich durch die Ränke seiner zweiten Gemahlin, Jolantha von Courtenay, zu ungerechten Maßregeln gegen ihn und seine Gemahlin Marie, die Tochter des tapferen Kaisers Theodorus Laskaris von Nicäa, verleiten ließ. Nach heftigen Parteikämpfen, die das Land in neue Verwirrung stürzten, kamen auf Betrieb des Papstes und der Bischöfe beide Die „Goldene Bulle".

Parteien zu einem großen Landtage zusammen (1222), auf dem der hohe Adel, angeführt von dem Thronfolger Bela, den bedrängten König zwang, die alten Adelsvorrechte nicht nur zu bestätigen, sondern auch in ausgedehntem Maße zu erweitern. Einunddreißig Artikel wurden aufgesetzt und unter dem Namen der „Goldenen Bulle" zum Landesgrundgesetz erhoben. Darin wurde unter anderm dem Adel völlige Steuerfreiheit zugesprochen, der unbesoldete Kriegsdienst auf Verteidigung der Landesgrenzen beschränkt, jenseit deren der König den gesamten Heerbann besolden mußte, dem Könige das Recht entzogen, königliche Grafschaften und hohe Reichswürden erblich zu verleihen, endlich die persönliche Freiheit durch die Rechtsbestimmung gesichert, daß niemand ohne förmliche Vorladung und richterliches Verhör verhaftet und bestraft werden dürfe. Außerdem mußte der König noch urkundlich hinzufügen, daß für den Fall, daß er oder einer seiner Nachkommen die Bestimmungen seiner Handfeste verletzen würde, Prälaten, Magnaten, Hofbeamte und alle gewöhnlichen Ritter das Recht haben sollten, gemeinsam oder einzeln Widerstand zu leisten, ohne dadurch zu Hochverrätern zu werden. Hiermit waren der Ungehorsam und die Empörung gesetzlich zu einem Privilegium des Adels gemacht worden, welches der Krone, dem Volke und dem Adel selbst gleich verhängnisvoll und verderblich wurde. Wenn es auch dem Klerus gelang, 1231 eine „verbesserte" Goldene Bulle durchzusetzen, in welcher das Aufstandsrecht der Magnaten zum Schutze der Verfassung durch den Bannfluch des Erzbischofs von Gran ersetzt war, so hielt doch der ungarische Großadel standhaft an dem Privilegium von 1222 fest als an dem Palladium der ungarischen Freiheit und Größe.

Freibrief der Deutschen in Siebenbürgen.

In ähnlicher Weise erlangten auch die Deutschen in Siebenbürgen 1224 einen großen Freiheitsbrief, durch den Andreas II. alte und neue Vorrechte auf alle „Völker" ausdehnte, die sich seit den Tagen seines Großvaters Geisa in Transsylvanien angesiedelt hatten. Seitdem gelangte Hermannstadt (der Name erscheint 1223 zum erstenmal) am Fuße der Zibinburg nicht nur als Sitz des Sachsengrafen und Königsrichters, sondern auch als Mittelpunkt des Handels zu immer größerer Bedeutung.

Vertreibung der Königin Beatrix.

Als der 60jährige König sich nach dem Tode seiner zweiten Gemahlin zu einer dritten Ehe entschloß und die Italienerin Beatrix, eine Tochter Azzos von Este, heimführte, zerfiel er mit seiner ganzen Familie. Vor dem Haß der Stiefsöhne mußte die nach Jahresfrist (1235) verwitwete Königin in ihre Heimat entfliehen, und gebar dort einen Prinzen, Stephan, dessen Sohn lange nachher unter dem Namen Andreas III. als der letzte Arpade (1290—1301) den ungarischen Thron erbte.

Wiederherstellung der Königsgewalt.

Bela IV. (1235—70) stellte mit grausamer Strenge die Ordnung im Lande wieder her und drückte die Anmaßungen der Magnaten auf ein erträgliches Maß herab. Man erzählt sogar, er habe ihnen auf den Hoftagen keine Stühle geben lassen, damit sie seine Befehle stehend anhören müßten. Auch zog er die verschleuderten Krongüter, soweit es ihm möglich war, rücksichtslos wieder ein.

Aufnahme der Kumanen. Die Mongolenschlacht auf dem Mohifelde.

Inzwischen brauste jener verheerende Mongoleneinfall über das östliche Europa herein, von welchem wiederholentlich gesprochen ist. Die Kumanen, welche von der unteren Donau bis zum Asowschen Meere im heutigen Südrußland ihre Herden weideten, waren unter ihrem Oberkönige Kuthen nach zwei siegreichen Kämpfen in einer dritten Schlacht vom Mongolenchan Batu geschlagen und zum großen Teil vernichtet worden (1235). Gegen 40000 Familien hatten sich mit Kuthen in die Gebirge der Moldau gerettet und waren von da nach Ungarn übergetreten. Bela nahm sie freundlich auf und wies ihnen zwischen den Flüssen Temes, Maros und Körös ein Gebiet von mehreren Meilen in die Länge und Breite zum Aufenthalt an, das sogenannte Groß-Kumanien. Allein thörichte Magnaten schlugen aus nationalem Hasse und Argwohn den Kumanenkönig samt seinem Familienanhange tot und beraubten sich dadurch im Augenblicke der höchsten Gefahr des Beistandes der Kumanen, als der schreckliche Batu im März 1241 mit mehreren hunderttausend Mongolen vor Pest erschien. Dennoch soll Bela hunderttausend Mann ihnen zur Entscheidungsschlacht entgegengeführt haben. Auf dem Mohifelde zwischen Sajo und Theiß traf er mit den Feinden zusammen, ließ sich aber in seiner Wagenburg im Morgengrauen überraschen und umzingeln, so

daß die Niederlage unvermeidlich war. Sein Bruder Koloman wurde tödlich verwundet; der Erzbischof von Kalocsa, sämtliche Tempelritter mit ihrem Heermeister und unzählige andre hohe Herren, viele ungarische Bischöfe und unzähliges Volk deckten die Walstatt. Bela entkam nur mit Mühe nach dem festen Bergschlosse Thurocz. Pest und viele andre Städte, vor allen Großwardein samt dem Dome, wurden verbrannt, nicht nur alle Kriegsgefangenen ohne Unterschied niedergemetzelt, sondern auch alle Flüchtigen, die sich allmählich wieder in ihre verlassenen Ortschaften zurückgewagt hatten, im Hauptorte eines jeden Bezirkes gefangen eingebracht und getötet.

Belas Flucht und Rückkehr.

Bela floh nach Österreich zu Friedrich dem Streitbaren, der ihn aller geretteten Schätze und Kleinodien beraubte, und von da nach Dalmatien, bis wohin ihn der Chan Kajuk verfolgte, ohne seiner habhaft zu werden. Endlich veranlaßte der Tod des Großchans Oktai den Abzug der Barbaren, so daß Bela 1242 in sein verödetes Land zurückkehren konnte, um seine segensvollste Thätigkeit und Weisheit in der Heilung der geschlagenen Wunden zu bezeugen.

Verödung Ungarns.

Der Zustand, in den ein großer Teil des ungarischen Landes durch die Mongolenhorden versetzt worden war, spottete aller Beschreibung. Ganze Tagereisen weit war das Land in eine Wüste verwandelt, auf der keine menschliche Seele mehr zu finden war. Nur Wölfe und andre Raubtiere trieben sich zwischen verwesenden Leichnamen in den Ortschaften umher. Und als die Überlebenden aus Wäldern und Höhlen, in denen sie sich verkrochen hatten, wieder hervorkamen, setzten Hungersnot und Seuchen das Werk der Vernichtung unter ihnen in grausiger Weise fort; die Verzweiflung trieb sogar zum Kannibalismus, es war öffentliches Geheimnis, daß Menschenfleisch zum Verkauf gebracht wurde. Endlich gelang es dem Könige mit großen Kosten, Getreide und Vieh aus den Nachbarländern herbeizuschaffen und in den verödeten Distrikten durch Herbeiziehung neuer Ansiedler aus Deutschland den Ackerbau und die Industrie mit frischem Leben zu beseelen.

Deutsche Ansiedler.

Die hauptsächlichsten Stützen des Staates und Träger der Kultur in jener Zeit, die Bischofssitze, Domkapitel und Abteien, wurden, soweit sie verwaist waren, mit tüchtigen Männern besetzt und mit großer Anstrengung aus den Ruinen heraus so schnell als möglich wieder in die alte Ordnung gebracht. Um die menschenleere Wüste im Norden Ungarns von neuem zu bevölkern, lud der König deutsche „Gäste“ zur Ansiedelung ein und stattete sie mit reichlichen Privilegien aus für Neu-Ofen, Schemnitz, Karpfen, Alt- und Neusohl, Schmögen und Käsmark. So erlangte er durch beharrliche Arbeit wieder eine Herstellung des Wohlstandes und der Macht, daß er es wagen konnte, dieselbe über die Grenzen Ungarns hinaus wirksam werden zu lassen.

Vergeblicher Versuch, Steiermark zu gewinnen. Streit mit dem ältesten Sohne.

Nach dem Tode Friedrichs des Streitbaren von Österreich (1246) erzwang er mit Waffengewalt von dem zudringlichen Böhmenkönige Ottokar die Herausgabe von Steiermark und gab das neuerworbene Land seinem ältesten Sohne Stephan (1254), den er zugleich zu seinem Mitregenten ernannte. Allein nach wenigen Jahren trieb der Prschemyslide diesen wieder hinaus und riß Steiermark an sich (1260). Trotzdem der König zum Ersatz an Stephan die Verwaltung Siebenbürgens, Groß- und Kleinkumaniens überließ, erhob dieser wiederholentlich die Waffen gegen den Vater (1264—67), weil ihn die Zärtlichkeit desselben für den jüngeren Bruder Bela ängstigte und erbitterte. Aus diesem unseligen Streite zwischen Vater und Sohn zog nur der Adel Ungarns seinen Gewinn, indem er sich abwechselnd von dem einen oder dem andern Zugeständnisse machen ließ. Tief gebeugt durch den frühen Tod seines Lieblingssohnes Bela schied der König 1270 aus dem Leben und empfahl sterbend seine Gattin, seine Tochter und alle seine Getreuen dem Schutze Ottokars, weil er dem gewaltthätigen Sinne seines eignen Sohnes mißtraute.

Stephans V. Niederlage durch Ottokar von Böhmen.

So wurde Stephan V. (1270—72) sofort, nachdem er feierlich gekrönt war und alle Privilegien des Klerus und des Adels eidlich bestätigt hatte, in einen Kampf mit dem Böhmenkönig verwickelt, bei welchem seine Schwester nicht nur sich selbst, sondern auch einen beträchtlichen Teil des Kronschatzes in Sicherheit gebracht hatte. Da er dem mächtigen Gegner nicht gewachsen war, mußte er nach grausamer Verheerung der Grenz-

länder allen Ansprüchen auf die entwendeten Kleinodien, wie auf Steiermark, Kärnten, Krain und die wendische Mark entsagen. Als ihm sein Lieblingssohn Andreas durch einen Vertrauten, den Ban von Slawonien, heimlich entführt wurde, jagte er dem Räuber in angstvoller Verzweiflung nach und erlag infolge der glühenden Hitze dem Herzschlag.

Ladislaus, der Kumane. Begünstigung, Besiegung und Bekehrung der Kumanen.

Sein ältester Sohn, Ladislaus IV. (1272—90), genannt „der Kumane", erbte den Thron unter der Vormundschaft seiner noch jugendlichen Mutter Elisabeth, der Tochter des kumanischen Fürsten Kuthen, und einiger Magnaten. Da sich der Böhmenkönig Ottokar von Österreich aus Preßburgs zu bemächtigen suchte, wurde Ladislaus der natürliche Bundesgenosse des deutschen Königs Rudolf und half mit in der denkwürdigen Schlacht auf dem Marchfelde, erntete aber nichts mehr als einen beträchtlichen Teil der Beute. Bald nachher geriet er durch seine wilde, sinnliche Kumanennatur in bedenkliche Streitigkeiten sowohl mit der Familie wie mit dem Lande. Obwohl er sich mit der sizilischen Prinzessin Isabella vermählt hatte, ergriff ihn eine Leidenschaft zu der kumanischen Fürstentochter Edua und verführte ihn zu einer so maßlosen Bevorzugung der heidnischen Kumanen, daß Adel und Klerus sich wider ihn erhoben. Der erstere hielt ihn eine Zeitlang an seinem Hofe gefangen, und der letztere nötigte ihm auf einer Synode zu Ofen eine erniedrigende Kirchenbuße und das Versprechen ab, die nomadischen Kumanen zur Annahme des Christentums und zur festen Ansiedelung zu zwingen. Infolgedessen empörten sich diese bevorzugten Lieblinge des Königs selbst. Sie verweigerten standhaft, die Taufe anzunehmen, ihren heidnischen Gebräuchen zu entsagen, die christlichen Gefangenen herauszugeben und statt ihrer Filzzelte Häuser zu erbauen. Tausende von ihnen verließen das Land und gingen nach Siebenbürgen, andre Tausende warf der König mit Waffengewalt nieder, machte die Gefangenen zu Knechten und ließ nur die wenigen, welche sich seinem Gebote fügten, im Süden Ungarns zwischen Donau und Theiß im ruhigen Besitze ihrer Habe (1282). Da die Nogaitataren in der Moldau Einfälle nach Ungarn unternahmen, bekämpfte er sie und beraubte sie ihrer Habe, nahm aber einen großen Teil von ihnen in Frieden auf und siedelte sie in Ungarn an, um in ihnen eine Hilfe gegen die Magnaten zu haben.

Des Königs wüstes Leben und Ermordung.

Bald darauf gab ihm seine angeborene Zügellosigkeit die Lust ein, seine Gemahlin Isabella in ein Kloster zu sperren und sich mit der Kumanin Edua öffentlich nicht nach christlicher, sondern nach mohammedanisch-tatarischer Sitte zu vermählen, obwohl er noch zwei andern kumanischen Fürstentöchtern seine Gunst zuwandte. Den Zorn der Magnaten und des Volkes suchte er zu beruhigen, indem er wenigstens durch Herbeirufung seines Vetters Andreas, jenes oben genannten nachgeborenen Sohnes von König Stephan V., die gesetzliche Thronfolge ordnete, dennoch sah er sich durch die Klagen der Ungarn und durch die Drohungen des Papstes, der sogar einen Kreuzzug gegen ihn predigen ließ, zur Befreiung der Königin Isabella genötigt, änderte aber deshalb in seinem wüsten Leben nichts. Schließlich ging er soweit, daß er, von den Ungarn zu einem Feldzuge gegen Serbien und Dalmatien gedrängt, an die Spitze des Heeres als Palatin Ungarns einen getauften Tataren stellte. Darüber wurden die früher allein begünstigten Kumanen wütend und unternahmen, vielleicht durch ungarisches Geld, vielleicht sogar durch die eifersüchtige Edua aufgehetzt, eine Verschwörung, welcher der König im Alter von 29 Jahren zum Opfer fiel. Durch zahllose Dolchstiche wurde er in seinem Zelte getötet. Die Rache übernahm der tatarische Palatin, indem er Edua erdrosseln, die Anführer der Verschwörer vierteilen, und alle, die er nur sonst ergreifen konnte, töten ließ.

Andreas der Venezianer.

Andreas III. (1290—1301), „der Venezianer" genannt, weil seine Mutter Thomasina Morosini aus Venedig stammte, war durch seinen Vorgänger bereits zum Herzog von Slawonien ernannt und wurde nun als der einzige und letzte legitime Sproß des arpadischen Stammes von allen vaterländisch gesinnten Magnaten auf den Thron berufen. Wohl fehlte es dem edelgesinnten und hochbegabten Fürsten weder an Geist noch an gutem Willen, die Macht und Würde Ungarns nach allen Beziehungen hin zu erhöhen, allein der zerrüttete Staat krankte zu tief an inneren und äußeren Übeln, um in einem flüchtigen Jahrzehnt vollkommen hergestellt zu werden.

Schon an der Grenze lauerten auf ihn die immer streit- und raubsüchtigen Grafen von Güssing, die schrecklichsten Raubnachbarn von Österreich, Steiermark und Ungarn. Nur gegen das Versprechen eines hohen Lösegeldes und Stellung von Geiseln ließen sie ihn durch nach Stuhlweißenburg, wo ihm trotz des Widerspruchs einer sehr bedeutenden Minderheit, die seinen Verstand und seine Willenskraft witterte und fürchtete, die Krone des heiligen Stephan und die Reichsinsignien übergeben wurden. Allein sofort meldeten sich von auswärts der König Rudolf von Habsburg und Papst Nikolaus IV., um als Oberlehnsherren die Thronfolge in Ungarn zu ordnen. Jener wünschte seinen Sohn Albrecht (I.) einzusetzen und hatte schon mit seinem Schwiegersohne, dem jugendlichen Könige Wenzel von Böhmen, der als Enkel einer Schwester Stephans V. den gleichen Anspruch erheben durfte, einen Teilungsplan verabredet. Demnach sollte das rechte Donauufer dem Habsburger, das linke den Przemysliden zufallen. Mit beiden Gegnern wurde Andreas III. in wenigen Monaten fertig. Da Rudolf starb und Albrecht in Deutschland selbst in Streit verwickelt wurde, Wenzel allein nichts ausrichten konnte, wurden ihre Truppen schnell vertrieben. Bedenklicher war das Auftreten des Papstes für Karl Martell von Neapel, den ältesten Sohn der dortigen Königin Maria, einer Schwester Ladislaus' IV. Wirklich gelang es diesem angiovinischen Prätendenten bis 1292 in Dalmatien und Kroatien einen bedeutenden Anhang zu gewinnen, dann aber mußte auch er aus dem Lande weichen, weil Andreas III. jetzt nicht nur seine ganze Macht gegen ihn zu wenden vermochte, sondern auch der neue Palatin von Ungarn, Nikolaus von Güssing, energisch für den König eintrat. Die volle Versöhnung mit Albrecht I. erlangte der König, als er 1296 dessen Tochter Agnes zur Gemahlin nahm. Zu gleicher Zeit aber erklärte der gewaltige Papst Bonifacius VIII. den Sohn des (1295) verstorbenen Karl Martell, den Knaben Karl Robert, seinen Schützling, für den eigentlichen Erben Ungarns, nicht durch väterliches Recht, sondern „durch päpstliche Verleihung". Auch dieser Prätendent landete zweimal in Dalmatien, 1298 und 1300, und der wilde Erzbischof von Gran versuchte mit allen geistlichen Waffen für ihn einzutreten, allein Andreas III. blieb dennoch Sieger und gewann auf seinem vielumstrittenen Throne Sicherheit und Macht genug zur energischen Bestrafung seiner Gegner und zur Herstellung der öffentlichen Sicherheit und Ordnung. Durch Milde und Güte, wie durch Energie und Strenge, durch Gerechtigkeit und Sparsamkeit gewann er die Herzen des Volkes. Nachdem er mehrfach sein Land bereist hatte, um sich selbst von den Zuständen und Bedürfnissen des Volkes zu unterrichten, bemühte er sich, die Wunden zu heilen, die ihm unter der wilden und ungerechten Herrschaft seiner Vorgänger geschlagen waren. Nachdem er den ursprünglichen Kronbesitz wieder zurückgefordert und die Finanzen des Landes geordnet hatte, unterzog er die Ansprüche und Besitztitel der stolzen Magnaten einer strengen Prüfung. Alle Güter und Einkünfte, die nicht genügend beglaubigt waren, zog er mit starker Hand wieder ein und vergab sie von neuem an verdienstvolle und ihm ergebene Männer oder verlieh sie an deutsche Ansiedler zur Hebung der Landeskultur. Trotzdem die habgierigen Grafen von Güssing mit ihrer zahlreichen Verwandtschaft im Namen des ungarischen Adels beim Papste Klage erhoben, wurde die segensreiche Neugestaltung und Befestigung gerechter Zustände unentwegt fortgesetzt, bis ein früher Tod, durch Krankheit oder Gift, am 14. Januar 1301 der Herrscherthätigkeit des letzten Arpaden ein Ziel setzte. Da des Königs zweite Ehe kinderlos geblieben war und die einzige Tochter aus der ersten Ehe, Elisabeth, den Schleier genommen hatte, wurde das große Magyarenreich von neuem die Stätte wilder Verwirrungen. Auch die königliche Witwe Agnes, von je her in strengster Frömmigkeit jedem weltlichen Leben und weltlicher Liebe abhold, zog sich in das schweizerische Kloster Königsfelden zurück, um nur einmal noch durch die wilde Rache an den Mördern ihres Vaters Albrecht in der Welt genannt und bekannt zu werden.

Mangel eines Erbfolgegesetzes.

Das innere Staatsleben in diesen beiden Jahrhunderten zeigt sich tief erschüttert durch den Mangel einer gesetzlichen Feststellung der Erbfolge. Die Anerkennung der Primogenitur, wiederholentlich behauptet und bestritten, erscheint oft unterbrochen durch Zuweisungen eines Reichsdrittels an Seitenverwandte und durch Bevorzugung eines erwachsenen Bruders vor einem minderjährigen Sohne. Wiederholentlich wird in den Rechtsverhältnissen des Landes auf die

Staatsordnung Stephans I. hingewiesen oder auf die Ergänzungen derselben durch König Koloman. Die einzige bedeutende Rechtsurkunde, auf die immer wieder von neuem hingewiesen wurde, blieb die Goldene Bulle Andreas' II. vom Jahre 1222 und die Revision derselben vom Jahre 1231. Während die Regierungszeit des wilden Ladislaus IV. kein einziges Reichsgesetz aufweist, sind uns zwei Reichsgesetze Andreas' III. vom Jahre 1291 und 1298, die zur Bekämpfung der Anarchie und zur Wiederherstellung verfassungsmäßiger Zustände dienen sollten, nur in der Form erhalten, die ihnen der Neapolitaner Karl Robert gegeben hat.

Bildung der Deutschen in Siebenbürgen und in der Zips

Von einem wirklichen Bildungsleben in Stadt und Land zeigen sich geringe Spuren nur in den deutschen Ansiedelungen in Siebenbürgen und in der Zips, die allein auf ihren Zusammenhang mit der Heimat zurückzuführen sind. Freilich genossen diese durch den großen Freiheitsbrief vom Jahre 1224 Rechte, die den übrigen Ungarn unbekannt waren. Nicht nur ihre Pfarrer, sondern auch ihren Königsrichter, den „Sachsengrafen", durften sie frei wählen, bezahlten nur 500 (später freilich 1200) Mark an die königliche Kammer als Jahreszins, durften nur 500 Mann zum Heerbann innerhalb des Reiches stellen und genossen das Nutzungsrecht auf Wald, Wasser und Salz.

Magyarischer, slawischer und königlicher Dienstadel.

Im übrigen Ungarn gab es im allgemeinen dieselbe Scheidung der Stände, die im Mittelalter überall zu Tage tritt. In jedem Komitat (Gespanschaft) befand sich der Grundbesitz entweder in der Hand des Königs oder der Kirche oder des Adels. Der letztere umfaßte nicht allein die sogenannten Magnaten, die von alters her seit der großen Eroberung durch die Magyaren ausgedehnte Liegenschaften zu eigen erhalten hatten, sondern auch den königlichen Dienstadel, bestehend zum Teil aus armen Rittersleuten, die Grundbesitz und Burgländereien vom Könige empfangen hatten für das Versprechen, in Kriegszeiten uneingeschränkte Dienste zu leisten. Mitten unter und neben den magyarischen Magnaten gab es aber auch slawische Adlige, die sich bei der Besitznahme des Landes geschickt unter die Herren zu mischen verstanden hatten, anstatt wie die große Mehrzahl mit den Tausenden von Kriegsgefangenen in die Leibeigenschaft hinabgedrückt zu werden. Denn auch der gewöhnlichen Bauern Geschick war doch immer dieses, daß sie aus einem halbfreien Zustand allmählich in den vollkommener Unterthänigkeit verfielen. Von besonderer Wichtigkeit erscheint es aber, daß zwischen diesen beiden Ständen, den Adligen und Hörigen in Ungarn, wie niemals in Polen, eine Mittelklasse von bedingt oder unbedingt freien Leuten zustande kam. Dahin gehörten vor allem die „königlichen Fremdlinge oder Gäste", die Ansiedler ausländischer Kultur, die bald durch ihren Reichtum den Neid manches Adligen erregten; sodann die zahlreichen Ministerialen, Beamte, wie sie in den kleinsten Gemeinden gewählt waren und bis zu den Stufen des Thrones durchdrangen. Die höchsten waren der Palatin, der Banus und der Hofrichter des Königs; die meisten von ihnen trugen vom Palatin abwärts bis zum Dorfrichter den Titel „Graf" (comes). Eine dritte Gattung vollkommen freier, nicht adliger Staatsbürger gab es in den königlichen Freistädten und Freidörfern. Da sie meistens auf deutscher Grundlage beruhten, so galt bei ihnen entweder süddeutsches oder sächsisches oder flandrisches Recht. Auch die Juden spielten schon in diesen beiden Jahrhunderten als Händler und Mäkler, nicht wie in Polen als Handwerker, im „hunnischen" Lande eine bedeutende Rolle. Wohl scheinen sie im 11. Jahrhundert sogar als Ackerbauer aufgetreten zu sein, da ein Gesetz Kolomans ihnen verbietet, den Acker von heidnischen Sklaven und am Sonntage bearbeiten zu lassen. Allein unter dem schlechtesten Wirtschafter in der langen Königsreihe, unter Andreas II., traten sie schon neben den „Ismaeliten" als Gläubiger des Königs und Pächter aller Regalien auf. Vergebens drang der Adel in der Goldenen Bulle dem Könige die Versicherung ab, daß er die jüdischen Wucherer aus seiner Nähe verbannen werde. Bis zu seinem Tode fand man sie hier und dort in einflußreichen Stellungen nicht nur als Münzmeister, sondern auch als reiche Grundbesitzer und vielfach sogar als „Grafen".

Mittelklasse von Ansiedlern, Beamten und freien Städtern.

Jüdische Händler und Ackerbauer.

Klöster und Kommenden geistlicher Ritterorden.

Wie in der übrigen Welt die Klöster die ersten Mittelpunkte agrarischer und geistlicher Bildung waren, so auch in Ungarn. Nicht nur der Benediktinerorden als der älteste besaß nach den Angaben des gemütlich schreibenden Prager Dechanten Cosmas (gest. 1125) und ebenso des späteren ungarischen Chronisten Keza gegen 92 Klöster, sondern nacheinander folgten ihm der Prämonstratenserorden mit 33 und der Augustiner-Eremitenorden mit 21 Klöstern. Auch die geistlichen Ritterorden besaßen eine große Anzahl von Kommenden, die Johanniter 19, die Templer 13. Die bei weitem bedeutendste Rolle aber spielte eine kurze Zeit der Deutsche Ritterorden, der von 1211—24 das Burzenland von König Andreas II. zu Lehen besaß.

Sitten und Unsitten.

Die Sitten der Magyaren erscheinen nach Ottokars Reimchronik als halb asiatisch. Die Krieger zogen mit Geschrei in den Kampf und siegten am liebsten durch Hinterlist und Überfall. Während man im Gegensatz zu der deutschen Genußsucht und Völlerei ihre Genügsamkeit rühmte, blieb doch ihre Neigung zu buntfarbiger Pracht, zum Prunken mit Perlenschnüren und Edelsteinen, die von den Reichen sogar in die Bärte geflochten wurden, ein Zeichen kindischer Wildheit. Schlimmer wurde es in allen Kreisen, die dem Hofe näher traten, als das wilde kumanische Blut sich in den Adern der königlichen Sprossen bemerkbar machte. Am Ende des 13. Jahrhunderts hielt es der Papst Nikolaus III., dem man von Prag aus die Besorgnis erweckt hatte, die Ungarn könnten zum Heidentum zurückkehren, doch für geraten, einen Legaten dorthin zu schicken, „um sie, die den christlichen Glauben fast vergessen hatten und nach Art der Heiden mit aufgelösten herabhängenden Haaren und in weiblicher Kleidung verkehrten, zu ihrem Heile wieder zurechtzubringen".

Von einer magyarischen Litteratur, von volkstümlicher oder höfischer Dichtung gibt es in diesen Jahrhunderten keine Spur.

141. Großfürst Wladimir Monomach von Kiew. Darstellung auf einer alten Kirchenfahne. Nach „Antiquités de l'empire de Russie". (Zu Seite 294.)

Rußland.

Kiews Vorrang unter den russischen Fürstentümern als Sitz des Metropoliten. Wladimirs patriarchalische Herrschaft.

Unter den vielen kleinen Reichen, in die Rußland seit der von Jaroslaw unternommenen Teilung (s. Bd. III, S. 551) zersplittert war, behauptete das Großfürstentum Kiew allein eine hervorragende und herrschende Stellung, nicht nur durch seinen Handel und Reichtum, sondern auch als Sitz des russischen Kirchenoberhauptes, des Metropoliten. Allein erst Wladimir Monomach (1113—25) als Sieger über die wilden Polowzer, Tschuden, Petschenegen und Bulgaren errang soviel Ansehen und Verehrung, daß er den Frieden zwischen den vielen Verwandten zu erhalten vermochte. Wenn er zugleich dem dringenden Hilferuf des Volkes nachkommend, den Befehl ausgehen ließ, daß alle Juden, die den gesamten Handel an sich gerissen und durch Wucher Tausende ins Elend gestürzt hatten, sofort für immer sein Reich verlassen sollten, so findet sich doch von der Ausführung dieses Befehls keine sichere Kunde; in Kiew bezichtigte man zehn Jahre später, als ein großer Teil der Stadt niederbrannte, die Juden der Brandstiftung. Jedenfalls war das Ansehen Wladimirs auch im Auslande so außerordentlich, daß er durch verschiedene Eheschließungen in nächste verwandtschaftliche Beziehung mit den Fürstenhäusern von England, Norwegen, Dänemark und Byzanz treten durfte.

Kaiser Alexius ehrt ihn durch Geschenke.

Als einer von seinen Schwiegersöhnen, der byzantinische Prinz Leo, als Aufrührer aufgetreten und dann durch gedungene Meuchelmörder umgebracht war, hielt der kluge Kaiser Alexius, der bekannte Zeitgenosse des ersten Kreuzzuges, es doch für geraten, den Rachezug Wladimirs, zu dem sich einer von seinen Söhnen bereits rüstete, nicht erst abzuwarten, sondern den Großfürsten durch die Insignien der Kaiserwürde und andre kostbare Geschenke zu versöhnen. Der Metropolit von Ephesus brachte in Begleitung von mehreren andern Bischöfen ein Kruzifix aus dem Holze des Kreuzes Christi, eine Trinkschale von Karneol aus der Zeit Cäsars, die Krone, die goldene Kette und den Krönungsmantel, die Wladimirs Großvater von mütterlicher Seite, Kaiser Konstantin Monomachos, bei seiner Krönung getragen hatte. Daß Wladimir mit diesen Insignien gekrönt sei, ist nicht wahrscheinlich; er blieb Großfürst.

Wladimir teilt das Großfürstentum unter seine fünf Söhne.

Eine vortreffliche Hilfe im Kampfe gegen Empörer und auswärtige Feinde boten ihm zu allen Zeiten seine fünf tapferen und ihm treu ergebenen Söhne. Als ein entfernter Verwandter, Jaroslaw, sich gegen den Großfürsten erhob und von Ungarn, Polen und Böhmen unterstützt wurde, fand er mit allen seinen Verbündeten den heftigsten Widerstand. Jaroslaw endete durch Meuchelmord, die Herrscher der drei Reiche suchten eiligst den Frieden zu erlangen. — Übrigens war der kluge und energische Großfürst von so weichem Gemüte, daß er bei der geringsten Erschütterung seines Herzens Thränen vergoß. Seine Zärtlichkeit für die vortrefflichen Söhne bewegte ihn leider, wie einst Jaroslaw, zu dem bedenklichen Schritt, das Großfürstentum, das sich nicht einmal über ganz Rußland erstreckte, unter sie zu teilen. Da nun auch diese Söhne wieder Nachkommen hatten und keiner von diesen für sich allein die Macht des Stammvaters besaß, so erhoben auch wieder die Vertreter von mehreren Seitenlinien stolz ihr Haupt. Der unselige Kampf um die Würde des Großfürsten, geführt mit allen Mitteln menschlicher Schlechtigkeit und mit Unterstützung der beutesüchtigen Nachbarn, schuf eine Verwirrung, der jedes geschichtliche Interesse abgeht. In dem Jahrhundert vom Tode Monomachs bis zu dem Schreckenstage, an dem die Mongolen an der Kalka siegten (1125—1224), gab es nicht weniger als 17 Machthaber, die für kurze Frist den Titel eines Großfürsten führten. Nachdem zwei Söhne Wladimirs ihn geführt hatten, brach ein lange dauernder Krieg zwischen seiner Linie und der Linie Oleg aus. Dann rangen wieder die Enkel Wladimirs mit seinem jüngsten Sohne, dem tapferen und allgemein gefürchteten Georg I. von Susdal, genannt Dolgoruki, d. h. Langhand, weil er seine Herrscherhand über weite Lande ausstreckte (1155—57).

Spaltung der russischen Kirche.

Aus dieser ganzen Zeit erscheinen nur wenige Thatsachen für die geschichtliche Entwickelung Rußlands von Bedeutung. So berief Isäslaw, der Enkel Wladimirs, 1147 die russischen Bischöfe zusammen, damit sie selbst einen von Konstantinopel

unabhängigen Metropoliten erwählen möchten. Sechs von ihnen wählten den frommen und gelehrten Mönch Clemens aus Smolensk, riefen damit aber nur eine tiefe Spaltung in der russischen Kirche herbei, die dem genannten Fürsten Georg Dolgoruki die erwünschte Gelegenheit gab, durch Anerkennung eines andern, durch den Patriarchen von Konstantinopel erwählten Metropoliten (1156), sein Ansehen bei der Geistlichkeit zu stärken.

Gründung von Moskau durch Georg I.

Demselben Großfürsten wird auch die Gründung der Stadt Moskau zugeschrieben, und zwar in einem Landgebiete, dessen Eigentümer, Stephan Kuschko, er umgebracht hatte, um die schöne Witwe heiraten zu können. Bemerkenswert möchte auch erscheinen, daß Isäslaw III., aus einer Seitenlinie, der sich nach Dolgorukis Tode der Großfürstenwürde bemächtigte, das immer widerspenstige und zum Aufruhr geneigte Kiew verließ und seinen Sitz (1157) in der Stadt Wladimir aufschlug, wohin er auch das nationale Heiligtum, das sogenannte ephesische Marienbild, entführte.

Georgs II. Gründung von Nishnij Nowgorod.

Nach einem schrecklichen Interregnum, in welchem elf kleinere Fürsten gegeneinander standen, Kiew erstürmt, geplündert und verbrannt wurde, gelangte Georg II., der Enkel des oft genannten Georg I., erst (1212—16) vorübergehend, und dann von 1219—38) dauernd zur Großfürstenwürde. Er erweiterte die russischen Grenzen nach Osten, indem er die Bulgaren zurückdrängte, und gründete die Stadt Nishnij Nowgorod (1225), scheiterte aber bei dem Versuche, die Dänen und die Schwertbrüder in Esthland zu bekämpfen, und wurde Zeuge der schrecklichen Verheerung Rußlands, welche die Mongolen herbeiführten.

142. Helm des Großfürsten Alexander Newski.

Nach „Antiquités de l'empire de Russie".

Der mit Ohrlappen und Halsband versehene Helm, der im Kreml zu Moskau aufbewahrt wird, ist aus Kupfer geschmiedet und mit Gold damasziert. Der Stil der Arbeit und die arabische Inschrift weisen auf den Orient; vielleicht stammt der Helm aus der Zeit der Kreuzzüge.

Die Mongolenherrschaft nach der Schlacht an der Kalka. Alexander Newski.

Da man ihre Gesandten ermordet hatte, schienen sie einen Grund der Rache zu haben, als sie 1223 aus Asien mit jener alles verheerenden, oft geschilderten Wildheit hereinbrachen. An der Kalka, einem kleinen Flüßchen, welches in das Asowsche Meer mündet, vernichteten sie am 31. Mai 1224 das große Heer der jetzt durch die Not vereinigten Fürsten, von denen sechs im Kampfe fielen. Mstislaw von Tschernigow hielt sich noch drei Tage lang auf einer Anhöhe in seinem befestigten Lager, erhielt dann freien Abzug und wurde doch gegen das Abkommen mit zwei andern Fürsten unter Brettern erstickt. Wohl kehrten die schrecklichen Feinde aus unbekanntem Grunde am Dnjepr wieder um, kamen aber, geführt von dem bekannten Chan Batu, 1237 wieder, eroberten Rjäsan und Moskau, deren Verteidiger mit Frauen und Kindern niedergemacht wurden, hieben den gefangenen Sohn des Großfürsten, Wladimir, vor der Stadt gleichen Namens in Stücke und besiegten den Großfürsten Georg 1238 am

Flusse Sit (nordöstlich von Twer), wo er selber den Tod fand. Sein Bruder Jaroslaw II., bisher Fürst von Nowgorod (1238—46), suchte vergebens die immer wieder mit einander streitenden Fürsten zum gemeinsamen Kampfe zu vereinigen, wurde nochmals bei Kolomna, südlich von Moskau an der Moskwa, vollkommen geschlagen und mußte es, ohne helfen zu können, miterleben, daß Mangu-chan Kiew 1240 nach kurzer Belagerung zerstörte, und zwei Jahre später Batu an der unteren Wolga das Reich der „goldenen Horde" von Kaptschak gründete. Indem Jaroslaw 1243 von Batu mit der „Herrschaft über ganz Rußland" belehnt wurde, gelangte das verwüstete Reich zwar zu vollkommener Einheit, verlor aber zugleich für mehrere Jahrhunderte seine Freiheit und Selbständigkeit. Bis in das Amurland mußte Jaroslaw reisen, um die gebotene Huldigung zu leisten und, da er auf der Rückreise 1246 starb, ebenso sein Bruder Swätoslaw (1246—50), und dann der Sohn des vorigen, Andreas (1250—52). Da dieser sich aber ungehorsam zeigte, wurde er verjagt und sein Bruder Alexander Newski (1252—63) eingesetzt. Seinem diplomatischen und Herrschergeschick gelang es, wie keinem zuvor, den Chan der goldenen Horde durch Unterwürfigkeit und rechtzeitige Tributzahlung fern zu halten, und nach Besiegung der wilden Litauer und Finnen im Lande Ruhe und Ordnung herzustellen. Als nicht nur in dem reichen, fast demokratisch verwalteten Nowgorod, sondern auch in Wladimir, Susdal und andern Orten die habgierigen tatarischen Kaufleute, welche die Abgaben gepachtet hatten, durch ihre grausame Härte und ihren Übermut den Widerstand der Russen und die hoffnungslose Sehnsucht nach Befreiung von der Knechtschaft erregt hatten, reiste der Großfürst selbst zum Tatarenchan Berkai, um ihn zu besänftigen. Nachdem er dort ein Jahr lang mit Auszeichnung empfangen und mit Ehren festgehalten war, weil der Chan durch den Abfall seines Heerführers Nogai in eine bedenkliche Lage geraten war, kehrte er 1263 zurück, starb aber auf dem Heimwege, erst 45 Jahre alt, am 14. November 1263. Sterbend hatte er die Tonsur und ein Mönchsgewand angenommen. Seine Leiche wurde in Wladimir beigesetzt, aber (1715) auf Peters des Großen Befehl nach St. Petersburg in das ihm zu Ehren gestiftete Kloster übergeführt, da die russische Kirche ihn längst in die Zahl der Heiligen aufgenommen hatte. Katharina I. stiftete ihm zu Ehren den Alexander-Newskiorden, alle späteren Kaiser feierten jährlich sein Fest mit unerhörter Pracht.

Das republikanische Nowgorod.

Eine eigentümliche Sonderstellung behauptete in diesen beiden Jahrhunderten Nowgorod, das zum Schluß doch die Knechtschaft mit dem übrigen Rußland gemein hatte. Seine Verfassung war fast republikanisch. Die Volksversammlung entschied über Krieg und Frieden, wählte ihren Fürsten und die andern hohen Beamten und setzte sie nach Belieben wieder ab, machte Gesetze und Verordnungen, empfing oder schickte Gesandte und schloß Verträge mit den Nachbarn. Eigentlich war der Streit mit dem Fürsten das gewöhnliche. Er genoß wohl gewisse Ehrenrechte und Vorzüge, durfte Jagd und Fischerei treiben und die Gerichtsbarkeit gemeinsam mit dem Possadnik ausüben, durfte aber einen Einwohner von Nowgorod nicht einmal in persönlicher Haft halten und mußte ohnedies jeden Augenblick auf die Einrede der Volksversammlung oder gar auf seine Absetzung gefaßt sein. Binnen 100 Jahren hat es einmal 30 Fürsten in Nowgorod gegeben. Selbst ihrem Erzbischof, der doch das Oberhaupt der russischen Kirche war, beschränkten sie zuweilen die geistliche Rechtsentscheidung.

Der Großfürst in Kiew.

Der Großfürst in Kiew, und später in Wladimir, hatte als solcher das Recht, Fürstentümer nach Belieben zu verleihen, den Heerbann aufzurufen und zu befehligen, Krieg anzusagen und Frieden zu schließen; auch die gesetzgebende Gewalt scheint ihm zugestanden zu haben. Eine Krönungsfeierlichkeit fand nur ausnahmsweise statt, und eine Krone trug er nie, wohl aber eine reich mit Edelsteinen und großen Perlen verbrämte Kappe, deren Mitte spitz zuging und auf einem Knopfe ein Kreuz trug. Seine Jahreseinnahme war sehr bedeutend, sowohl aus dem königlichen Grundbesitz und den dazu gehörigen Viehherden, wie aus Strafgeldern, Tributzahlungen, Anteil an der Beute und Geschenken der Teilfürsten. Da es an einer Erbfolgeordnung fehlte, kam es bisweilen vor, daß der Großfürst, ebenso wie die Teilfürsten, den erstgeborenen Sohn überging und einem jüngeren die Herrschaft vermachte. In der Wahl ihrer Gemahlin durften die Fürsten nach Belieben ihrem Herzen oder häufiger wohl ihrem Interesse folgen. Wladimir Monomachs zweite Gattin war die Tochter eines Possadnik von Nowgorod.

Der zweite im Range nach dem Fürsten war stets ein Possadnik, nicht bloß in Nowgorod, wo es 1282 sogar fünf dieses Titels gab, sondern auch in den übrigen Fürstentümern. Da er gewissermaßen Vertreter des Volkes war, so stand ihm die Berufung desselben und die Besprechung der übrigen Vorschläge und Anträge zu. Auch verwaltete er die Staatskasse. Der dritte, genannt „Tausendmann", vielleicht weil er im Felde eine Schar von soviel zu führen hatte, übte im Frieden die Polizei aus und schlichtete die geringeren Rechtsstreitigkeiten. Doch wurden in vielen Fürstentümern auch die angesehensten Grundbesitzer, die Bojaren, häufig sogar vornehme Bürger und Kaufleute, zu Rate gezogen. Merkwürdigerweise geschah der Eintritt eines Bojarensohnes in das bürgerliche Leben, die sogenannte „Bescherung", bereits im vierten oder fünften Lebensjahre. Es war der größte Familienfesttag, wenn dem Knaben in Gegenwart des Fürsten, der Bojaren und der hohen Geistlichkeit feierlich die Haare beschnitten wurden.

Der Possadnik, der „Tausendmann" und die Bojaren.

143. Rußland um die Mitte des 13. Jahrhunderts.

Städtewesen.

Unter den freien Städtebewohnern standen allen voran die fremden Gäste, die man als willkommene Käufer und Verkäufer aus der Ferne um so mehr zu schätzen vermochte, als der traurige Zustand der Landstraßen und die ewigen Bürgerkriege den inneren Handel fast unmöglich machten. Nur in den Städten, welche Handel mit dem Auslande trieben, gab es bisweilen schon steinerne Gebäude, wie sonst nur die Hauptkirchen und die Wohnungen der Fürsten waren. Im übrigen wohnte man nur in Holzhäusern und schützte die Städte durch Erdwälle, Gräben und Bollwerk, so daß sie schnell genug eine Beute des Feindes oder auch einer Feuersbrunst wurden.

Die Staatseinnahmen.

Weder die Staatseinnahmen noch die Staatsausgaben waren einheitlich geregelt. Beide waren auch nur gering, da es fast keinen besoldeten Beamten gab, sondern fürstliche Boten, die zu einem einzelnen Geschäft gebraucht und abgesandt wurden, überall von den Unterthanen die nötige Unterstützung und reichliche Kost erhalten mußten.

Dürftiges Familien- und Strafrecht.

Auch von irgend einem Familienrecht ist wenig zu spüren. Über eine Ehe bestimmten allein die Väter des Bräutigams und der Braut, oft schon in ganz unmündigem Lebensalter. Vergebens suchte die Geistlichkeit die kirchliche Einsegnung durchzusetzen und nähere Verwandtschaftsgrade für ein Hindernis der Verbindung zu erklären. Sogar die Volljährigkeit war nicht gesetzlich geregelt, sondern erscheint gestattet im zwölften, bisweilen im fünfzehnten, spätestens im zwanzigsten Lebensjahre. In bezug auf das Strafrecht tritt neben der Bestimmung eines Wergeldes für jede Sorte der Verletzung und Mißhandlung, ähnlich wie in Deutschland, die

wunderbare Bestimmung auf, daß bei einem Meuchelmord auch der gesamte Gemeindebezirk in Strafe gezogen wurde.

Die Geistlichkeit.

Neben den Bischöfen, den Archimandriten, Igumanen und Weltgeistlichen erlangten schon frühzeitig die Mönche und Nonnen in den zahlreichen Klöstern durch ihren Einfluß auf die Bildung, aber auch auf die Unterstützung der Armen und die Pflege der Kranken einen wohlthätigen Einfluß. Vollkommen fremd ist der russischen Kirche irgend eine Reibung zwischen Laien und Geistlichkeit, irgend ein Streben der letzteren nach Überschreitung ihrer geistlichen Gewalt. Die Fürsten und Bojaren beugten sich demütig vor den Bischöfen und Mönchen, deren Segen und Gebet sie mit Eifer verlangten, erhoben aber nie eine Klage über Eingriffe in ihre Gerechtsame.

Handel.

Die Haupthandelsplätze waren im Norden Nowgorod, Pskow und Polotzk, im Süden Kiew. Von Nowgorod fuhren die Schiffe auf dem tiefen Wolchow nach Wisby, wo sich eine russische Kirche befand, nach Vineta, Dänemark, Schleswig und Lübeck. Bis zur Odermündung brauchten sie 43 Tage. Überall kaufte man gern das Pelzwerk, welches die russischen Handelsleute im fernen Sibirien von Wilden durch wortlosen Tausch erlangt hatten. Der Dnjeprstrom bildete die „Griechenstraße", und hier war Kiew der Mittelpunkt, in dem sich Armenier, Juden, Deutsche, Österreicher, Venezianer, Ungarn und Bulgaren einfanden, und wo die Griechen für Seidenstoffe, scharlachene Tücher, Perlen, Gewürze, Wein, Öl, Gold, Silber und Edelsteine, die sie aus Asien einführten, Sklaven, Leder, Honig, Wachs, Fische, Kaviar, Walroßzähne und edle Pelze eintauschten.

Wissenschaft und Kunst.

Von einer Pflege der Wissenschaften hört man wenig, trotz des Eifers, den Wladimir Monomachos an den Tag legte, und trotz mancher Schulen, in denen Griechisch und Lateinisch gelehrt wurde. Von Künsten pflegte man die Vokalmusik in den Kirchen; im geselligen Verkehr, der schon durch die vollkommene Trennung der Geschlechter nur ein halber war, herrschte allein die Leier und der Dudelsack. Die bildende Kunst trat nur zum Schmuck der Kirchen zu Tage, in denen das Gold und die Farben der Heiligenbilder nach byzantinischen Mustern aus dem heiligen Dunkel hervorleuchteten.

Achter Abschnitt.

Die Entwickelung des Bildungslebens im 12. und 13. Jahrhundert.

Geistiges Bildungsleben.

Internationaler Charakter der Bildung zur Zeit der Kreuzzüge.

Wie die Kreuzzüge das erste großartige Unternehmen in der Weltgeschichte sind, welches von Grund aus einen internationalen Charakter an sich trägt, so ist auch das gesamte geistige und weltliche Bildungsleben, welches mit ihnen im inneren Zusammenhange steht, von internationaler Art. Nicht nur das Rittertum des Geistes wie das der Kirche, sondern in diesem Zeitalter auch das weltliche Rittertum im gebildeten Süd- und Westeuropa, welches der Aventiure und der Minne dient, kennt kein Vaterland.

Die Pflege der Philosophie in Westeuropa und bei den Bettelmönchen.

Während in dem Zeitalter der Hierarchie die Benediktinerklöster in Italien mehr und mehr den alten Ruhm einbüßten, Stätten des edelsten Geistes, der sinnigsten Kunst, der weitesten Gelehrsamkeit zu sein, fand die vertriebene Philosophie, noch immer die vornehmste von allen Wissenschaften, eine Zufluchtsstätte in der Normandie, in Paris, in der Bretagne und in Canterbury. Der Wunsch und die Hoffnung, die Glaubenssätze der christlichen Kirche mit Hilfe der philosophischen Methode eines Aristoteles zu beweisen oder gar zu vertiefen, trieb die Scholastik (s. Bd. III, S. 567) zu immer neuen Bestrebungen an, zumal gerade im Zeitalter der Kreuzzüge immer mehr Schriften des wunderbar vielseitigen athenischen Philosophen durch Vermittelung arabischer und jüdischer Übersetzer bekannt wurden. Es konnte nicht fehlen, daß die beiden bedeutendsten Orden, die in einem religiös so aufgeregten Zeitalter ihre Gründung und ihre weite Verbreitung von Hause aus nur dem Bestreben verdankten, neben der kirchlichen und befohlenen Form der Frömmigkeit dem Übermaß des eigensten religiösen Bedürfnisses einen neuen Ausdruck zu geben, daß die Bettelorden der Dominikaner und Franziskaner sich auch dieser neben der Kirche einhergehenden Geistesströmung annahmen.

Furcht vor der Bibel.

Von dem Studium der Bibel, nun gar in den beiden Ursprachen, der hebräischen und der griechischen, denen man auf den Kreuzzügen als zum Teil noch lebenden begegnet war, wollten die Geistlichen und sollten die Laien nichts hören. Es war und blieb das Zeichen des verrufenen Ketzertums. Für immer schien es festzustehen, daß die Schriften der Apostel nur für Priester geschrieben seien, denen selbst erst die Weihe das nötige Verständnis eröffne, und daß allein durch den Mund des Papstes und seiner Priester der Laie die noch beständig fortgehende Offenbarung des göttlichen Willens und der göttlichen Wahrheit empfangen dürfe. Die Bettelmönche eiferten zuzeiten sogar: „Da haben sie eine neue Sprache erfunden, welche sie

die griechische nennen; traut ihr nicht, sie ist die Quelle aller Ketzereien. In sehr vielen Händen haben wir ein Buch gesehen, das in dieser Sprache geschrieben war: sie nannten es das „Neue Testament"; das ist ein Buch, das von Dolchen wimmelt und lauter Gift. Was das Hebräische betrifft, geliebte Brüder, so ist es außer Zweifel, daß die, so es lernen, auf der Stelle zu Juden werden."

Hauptvertreter der Scholastik.

Nach dem doctor irrefragabilis (dem unwiderleglichen), dem Franziskaner Alexander von Hales, und dem doctor universalis, dem Dominikaner Albert dem Großen (gest. 1280), der lange Zeit in Paris und Köln durch die Vielseitigkeit seines Denkens, Wissens und Könnens glänzte, ragte vor allen empor der Schüler des letzteren, der doctor angelicus, Thomas von Aquino (1226—74), der, erzogen von einem Oheim, dem Abt von Montecassino, frühzeitig in den Dominikanerorden eintrat und später an den verschiedensten Stätten der Wissenschaft, in Paris, in Rom und in Köln erst lernte, dann lehrte. Indem er einige Glaubenslehren, wie die von der Dreieinigkeit, von der Erbsünde, von der Fleischwerdung Christi und andre als unergründbar durch die menschliche Vernunft von der Philosophie ausschloß und allein der göttlichen Erleuchtung im Glauben überließ, bemühte er sich zugleich, die Notwendigkeit der kirchlichen Lehre von dem Schatz der guten Werke, von dem Ablaß, vom Fegefeuer und den Seelenmessen, von der Ohrenbeichte und der Absolution mit Hilfe der philosophischen Methode, die er dem Aristoteles entnahm, zu beweisen und zu befestigen. Ihm trat mit Eifer und oft mit Härte der berühmte Franziskaner Duns Scotus (gest. 1308), der doctor subtilis, entgegen, der in Oxford, Paris und Köln lehrte. Indem er mit strengster Kritik nicht nur die von Thomas bezeichneten Glaubenslehren von der Dreieinigkeit und der Fleischwerdung Christi, sondern auch die meisten übrigen, zum Beispiel die von der Schöpfung aus dem Nichts, von der Unsterblichkeit der Seele, von der Verwandlung im Abendmahl als vollkommen unerweislich hinstellte, gab er einerseits Veranlassung zu einer skeptischen Richtung in der Philosophie, betonte aber noch bestimmter als sein frommer und tief denkender Gegner die Notwendigkeit des Glaubens und Gehorsams, weil „Gott es so wolle und die Kirche es so lehre". Gegenüber diesem philosophischen und theologischen Wettkampfe, in welchem die ritterliche Streitlust des Zeitalters einen wissenschaftlichen Ausdruck fand, versuchte der englische Franziskaner Roger Baco (gest. 1294), der doctor mirabilis, die neu gewonnene philosophische Methode für die Erkenntnis der Natur und ihrer wunderbaren Geheimnisse nutzbar zu machen.

Albertus Magnus.

Den Anfang zu dieser realistischen Richtung hatte eigentlich der oben genannte Albertus Magnus gemacht, so genannt wegen seines ausgebreiteten Wissens. Er war aus dem Geschlecht der Grafen von Bollstädt 1193 zu Lauingen an der Donau geboren, hatte in Padua studiert, gehörte seit 1223 dem Orden der Dominikaner an und lehrte in Deutschland an verschiedenen Schulen. Seit 1254 war er Provinzial der deutschen Dominikanerklöster und wurde 1260 Bischof von Regensburg, legte jedoch schon nach zwei Jahren diese Würde nieder, um ganz den Wissenschaften zu leben, und zog sich in ein Kloster zu Köln zurück, wo er im November 1280 starb. Albertus Magnus, „die wandelnde Universität des 13. Jahrhunderts", war der erste, der die Lehren des Aristoteles in die deutsche Wissenschaft einführte und erläuterte, aber auch, wo jener ihn im Stiche ließ, wie in der Mineralogie, Botanik und Metaphysik, seine eignen Wege ging. Dadurch trat er gegen den herrschenden Autoritätsglauben auf und setzte sogar seine eignen Arbeiten denjenigen der berühmtesten Männer der Vorzeit mit Erfolg an die Seite. So stand Albertus Magnus durch Freisinn hoch über jener finsteren Zeit. „Dem Augustinus", sagt er, „muß man bei abweichenden Ansichten in allem, was den Glauben und die Moral betrifft, mehr vertrauen als den Philosophen; aber wenn von Medizin die Rede ist, würde ich dem Galen und Hippokrates mehr vertrauen, und in bezug auf Naturgeschichte vertraue ich dem Aristoteles mehr als jedem andern." Das Volk nannte ihn einen Zauberer, doch blieb er sein Lebenlang unbehelligt. — Nicht so glücklich erging es Roger Baco. Als er die Kühnheit hatte, die Unwissenheit und den schlechten Wandel der Mönche und der Kleriker in einem offenen Schreiben an den Papst zu enthüllen und eine Reform des geistlichen Standes zu verlangen, bewirkte die Gegenpartei seine Entfernung aus Oxford und seine Verhaftung als Zauberer und Schwarzkünstler. Obwohl er von Clemens IV., seinem Verehrer, sofort wieder freigelassen wurde und ihm dafür sein Hauptwerk (opus maius) 1267 widmete, so zog ihm sein Kampf gegen die mittelalterliche Scholastik und ihren unfruchtbaren Formelkram durch Nikolaus III. eine neue und diesmal zehnjährige Haft zu. Die mühsam durch einflußreiche Freunde wiedergewonnene Freiheit genoß er nur kurze Zeit: am 11. Juni 1294 starb er. Die Chemie und die Optik verdankt ihm die ersten bedeutenden Anregungen; er erfand die Vergrößerungsgläser und verbesserte den Kalender.

Roger Baco.

Die Mystiker.

Neben diesen Vertretern der Scholastik machte sich vor allem im Franziskanerorden eine Richtung geltend, welche, ohne viel nach der philosophischen Begründung des Dogmas zu fragen, nach der Reinigung des Herzens durch Buße und gute Werke, nach der Erleuchtung des Geistes durch die Gnade Gottes, nach der Einigung mit Gott durch die unermüdliche Liebe strebte. Der erste große Vertreter dieser Mystik ist der Franziskaner Bonaventura (gest. 1274), welcher aus den Erzählungen der Schüler und Freunde das Leben und die Wunderthaten des heiligen Franziskus schrieb, den er persönlich nicht mehr gekannt hat.

Die fromme Sage erzählt, er sei als Kind durch Anrufung des heiligen Franziskus von schwerer Krankheit genesen, und dieser habe ihm den Namen zugerufen: Buonaventura. Jedenfalls wurde dies sein Klostername, den er als Franziskaner und als Ordensgeneral führte. Als er — nicht länger als sieben Jahre — in Paris lehrte und Thomas von Aquino bei ihm erschien, um seine Bibliothek kennen zu lernen, führte er ihn zum Bilde des Gekreuzigten und sprach: „Sieh hier das Buch und die Bibliothek, den einzigen Quell, aus dem ich alles schöpfe." Dennoch hatte auch er sich zum Teil nach Plato gebildet, blieb aber sein Lebenlang ein demütiger Bettelmönch. Die Abgesandten Gregors IX., die ihm, dem Ordensgeneral der Franziskaner, den Kardinalshut überbrachten, fanden ihn beim Waschen des Küchengeschirres. Obwohl er die Fähigkeit besaß, wie ein echter Scholastiker die subtilsten Fragen des Glaubens zu behandeln, so strahlt aus seinen Liedern und Traktaten die lauterste und wärmste Frömmigkeit eines mit Gott vertrauten Herzens entgegen. Da sein ganzes Wesen Versöhnung und Liebe war, hat er auch den Wettstreit der beiden Bettelorden, so lange er lebte, niederzuhalten vermocht.

David von Augsburg und Berthold von Regensburg.

Geistes- und gemütsverwandt sowohl mit diesem frommen Italiener, wie mit dem schwäbischen Dominikaner Albert dem Großen (s. oben), der ja um 1260 zwei Jahre lang Bischof von Regensburg war, erscheinen die beiden deutschen Franziskaner David von Augsburg (gest. 1271) und sein Schüler Berthold von Regensburg (gest. 1272). Beide standen mit ihren Traktaten und Predigten dem Volke, dessen Sprache sie verstanden und redeten, näher als irgend ein Geistlicher früherer Zeit. Von Berthold, der am Rhein, in der Schweiz, später auch in Österreich, Böhmen und Schlesien auf freiem Felde, von einem Baum oder einem vorspringenden Felsen herab durch die Glut seiner Begeisterung, durch die Wärme seines frommen Herzens und durch die Kraft seiner Ermahnung Tausende zu Thränen rührte oder gar zur Besserung ihres Lebens bewegte, besitzen wir noch elf Predigten. Darin erscheint er als strenger Sittenprediger und heftiger Eiferer gegen Ketzer, Juden und Ablaß. Gelehrsamkeit besaß er nicht; sie zu erwerben fehlte dem immer „predigend reisenden" die Zeit.

Universitäten.

Es liegt im Wesen der Wissenschaften, daß sie im Gegensatze zum Rittertum eine Heimat suchen. Wenn auch viele von den bedeutendsten Scholastikern im stande waren, eine große Zahl von begeisterten Verehrern und Schülern an sich zu fesseln und um sich zu versammeln, wo sie auch weilten — hat doch Abälard nicht nur in Paris, sondern auch in der Einsamkeit, in seinem Paraklet, stets eine große Zahl von Schülern um sich gesehen (s. S. 44) — so wurden doch frühzeitig in Italien, Frankreich, England und Spanien, wie man es später nannte, Universitäten errichtet. Wenn auch die erste eigentliche universitas studiorum erst durch Friedrich II. 1224 in Neapel gegründet wurde, so bezeichnet man doch mit dem Namen einer Universität (das Wort bedeutet dann „Gesamtheit der Lehrenden und Lernenden") bereits die 1088 eröffnete Rechtsschule zu Bologna, auf welcher das nie ganz unterbrochene Studium des römischen Rechts neben dem des kirchlichen eine Heimat fand. Während hier wie in allen späteren Hochschulen Italiens und Schottlands die Anstellung und Besoldung der Lehrer in fast republikanischer Weise von den lernbegierigen Studenten, bisweilen über 10000, ausging, die aus ihrer Mitte einen rector wählten, so wurde Paris unter Philipp II. (1180; s. S. 228) das Muster einer Hochschule, deren rector und Professoren von dem Landesherrn berufen und ernannt wurden.

Es ist oben erzählt worden (s. S. 243), daß unter Ludwig dem Heiligen auf dem Berge der heiligen Genoveva von Robert von Sorbon ein Konvikthaus (auch „Börse" genannt) gegründet wurde, in dem Lehrer und Lernende wie in einem Kloster zusammenlebten. Da sich die ersteren allmählich bis zu einer theologischen Akademie emporbildeten, die selbst von Päpsten zur Entscheidung von Streitfragen angerufen wurde, ging der Name Sorbonne zunächst auf die theologische Fakultät, später auch wohl auf die ganze Universität von Paris über.

Außer diesen gab es berühmte medizinisch-philosophische Hochschulen in Salerno und Montpellier, eine durch ausgewanderte Lehrer und Schüler aus Bologna gegründete Rechtsschule in Padua, die Theologenschulen in Oxford (1201) und Cambridge (1231). Die ältesten spanischen Hochschulen waren Valencia (1209) und Salamanca (1250). Die 1290 in Lissabon gegründete Universität wurde schon 1309 nach Coimbra verlegt. — Man studierte lange. In Paris rechnete man die ersten fünf Jahre allein auf die Philosophie, die nächsten vier auf die Theologie.

Die deutschen Rechtsbücher.

Obwohl es in Deutschland noch keine Hochschulen gab, entstanden im 13. Jahrhundert die ersten wissenschaftlichen Arbeiten über deutsches Recht. In dem Bestreben, durch Zusammenstellung der Rechtsgrundsätze, die sich in den Hof- und Landgerichten Niederdeutschlands von Jahrhundert zu Jahrhundert weiter fortgeerbt hatten, eine feste vaterländische Norm für alle künftigen Rechtsentscheidungen zu schaffen, trug der wettinische Gerichtsschöffe Eike von Repgow 1230 den Sachsenspiegel zusammen, der im südlichen Deutschland, vielleicht durch den Franziskaner David von Augsburg, unter dem Namen Schwabenspiegel (vor 1271) in das Oberdeutsche übertragen, sich ebenfalls die weiteste Anerkennung erwarb. Obwohl begreiflich, erscheint es doch überraschend, daß der Geist der hierarchischen Zeit auch dieses älteste, sonst ganz dem Volksbewußtsein entsprossene Rechtsbuch so weit beeinflußt hat, daß in der Einleitung alles weltliche Recht nur als Unterstützung des geistlichen erscheint. Es beginnt in der nieder-, wie in der oberdeutschen Form, mit der wunderbaren Sage, Christus habe bei seiner Himmelfahrt zwei Schwerter hinterlassen, ein geistliches dem Papst, ein weltliches dem Kaiser, damit dieser jenem zu Hilfe komme, falls er mit dem geistlichen Rechte nicht durchdringe. Zum Beweise dafür wird angeführt, daß der Kaiser ja auch verpflichtet sei, dem Papste, wenn er auf einem weißen Pferde reite, den Steigbügel zu halten, „damit sich der Sattel nicht umwende."

144. Ein Doktor im 13. Jahrhundert.
Nach Viollet-le-Duc.
Seine „Robe" ist ein langer Kappenmantel, mit Öffnungen an der Seite für die Arme.

Die Geschichtschreibung.

Die Geschichtschreibung war nach wie vor in geistlichen Händen. Wohl bediente sich Friedrich II. schon der ausgezeichneten Beredsamkeit und der ausgebreiteten Rechtskenntnis eines Peter von Vinea und Thomas von Capua, deren Briefe und Staatsschriften die Zeitgenossen mit Bewunderung erfüllten, in seinem Kampfe gegen das Papsttum wie bei der Staatseinrichtung im Königreich Sizilien, aber noch fiel es keinem dieser Juristen, noch weniger einem deutschen Ritter ein, die Zeitgeschichte darzustellen und das Urteil der Nachwelt wachzurufen, wie Villehardouin und Joinville in Frankreich es thaten. Um so wertvoller erscheint es, daß drei Geistliche, Otto von Freisingen, sein Schüler Ragewin und Otto von St. Blasien mit möglichster Unparteilichkeit, mit sorgfältigem Fleiß und bisweilen mit Geist die Geschichte Friedrichs I. und seiner Nachfolger bis 1209 dargestellt haben. Ihr Latein erinnert absichtlich an die berühmten Muster des Altertums, dessen Cäsarenbilder sie gern den großen Hohenstaufenkaisern gegenüber stellen, denen sie persönlich bekannt und ergeben waren.

Otto von Freisingen.

Otto war der Sohn Leopolds des Frommen von Österreich und der Kaiserstochter Agnes, die in erster Ehe mit Friedrich von Hohenstaufen die Mutter Friedrichs von Schwaben, Konrads III. und zweier Prinzessinnen geworden war, dem zweiten Gemahl aber noch achtzehn Kinder gebar. Der Vater schickte ihn für mehrere Jahre auf die schon damals berühmte Theologen- und Philosophenschule zu Paris, von wo er die Neigung und Gewohnheit zurück-

brachte, scholastische Disputationen zu veranstalten. Anfangs Cisterciensermönch, dann Abt in Morimund, wurde er 1137 als Bischof nach Freisingen berufen. Er begleitete seinen Halbbruder Konrad III nach Jerusalem, seinen Neffen Friedrich I. nach Italien, starb aber auf der Rückreise 1158 im Kloster Morimund noch nicht fünfzigjährig. Die Stimmung in seiner „Chronik" oder wie er sie nennt „Von den zwei Reichen" ist philosophisch melancholisch. Er findet in der Geschichte von Anbeginn der Welt die Vermischung des Teufels- und des Gottesreiches, er ahnt den nahe bevorstehenden Weltuntergang und die Auferstehung des Lichtreiches. Zu den „Thaten Friedrichs" hat der Kaiser selbst in einem noch erhaltenen Briefe einen zusammenfassenden Abriß geliefert. Übrigens war Otto selbst vielfach an der Seite seines Neffen thätig als Ratgeber und Vermittler, so vor allem 1156 in Regensburg.

Otto von St Blasien.

Ragewin erscheint als vollkommen würdiger Fortsetzer, der übrigens wohl vom Hofe des Kaisers die nötige Auskunft erhalten hat. — Otto von St. Blasien, weniger ausführlich, als seine Vorgänger, faßt mit ungewöhnlichem Geschick die Ereignisse von 1171—1209 in knapper Form zusammen, zeigt sich wohlunterrichtet, den Staufern wohlgesinnt und läßt wie jene beiden seine Vorstellung von der Nichtigkeit alles Irdischen, wie von der Nähe des Weltunterganges hindurchschimmern, ohne dadurch der Genauigkeit und Klarheit der Erzählung Eintrag zu thun. Warum er sein Werk von der allgemeinen Anerkennung und der Krönung Ottos IV. an nicht weitergeführt hat, ist unbekannt. Er starb erst 1223.

Gottfried von Viterbo.

Gegen diese wirklich begabten und kenntnisreichen Geschichtschreiber fallen alle andern Geschichtsdarsteller bedeutend ab. Gottfried von Viterbo, wohl aus sächsischer Familie und dem Erzbischof Wichmann von Magdeburg besonders ergeben, schrieb außer andern Fabeleien und Verseleien ein Gedicht über die Thaten Friedrichs I. in gereimten Hexametern und Pentametern, das nur über den Feldzug von 1167 neues enthält, den er mitgemacht hat.

Chroniken, Annalen und Heiligengeschichten.

Im übrigen gebar die Geschichtschreibung eine Menge Weltchroniken mit immer wiederholten Fabeln, Kloster- und Bistumsannalen, Legenden und Heiligengeschichten. Unter den letzteren ragt als besonders schön geschrieben das „Leben Ludwigs des Heiligen von Thüringen" hervor, dessen Verfasser wir nicht kennen. Aus den übrigen tönt auf Kosten der Wahrheit und Glaubwürdigkeit der Parteiruf entgegen: „Hie Welf, hie Waibling." Wohl konnte es auch nicht anders sein, da die meisten Äbte und Mönche mit irgend einem Wohlthäter und Schützer oder gar Gründer des Klosters in naher Beziehung standen, dem sie seine Freigebigkeit durch guten Rat und treue Dienste als Gesandte, Notare oder Schreiber lohnten. Zwei Chroniken aber ragen doch durch Anmut der Darstellung, Reichhaltigkeit der Berichte, die zum Teil auf eigner Anschauung beruhen, und edle Gesinnung hervor: die Wendenchronik Helmolds, der mit Heinrichs des Löwen Kaplan Gerold im Augustinerkloster zu Faldera (jetzt Neumünster) zusammenlebte und später Pfarrer zu Bosau am Plöner See war, und die auf sorgfältiger Sammlung beruhende Reichsgeschichte des staufisch gesinnten Propstes Burchard im schwäbischen Prämonstratenserkloster Ursperg (gest. 1229). — Bemerkenswert erscheint, daß alle vaterlandsliebenden und zugleich wahrhaft frommen Chronisten des 13. Jahrhunderts mit den edelsten Sängern übereinstimmen im bitteren Tadel der päpstlichen Willkürherrschaft. (Nach Wattenbach.)

Das weltliche Rittertum.

Das Rittertum und seine Veredelung.

Es konnte nicht fehlen, daß die religiöse Vertiefung, welche sich in den verschiedensten Bildungskreisen bemerken läßt, und vor allem das edle Vorbild der jedem Reichtum, Lebensgenuß und Eigenwillen entsagenden geistlichen Ritter (s. S. 34 ff.) auch auf die weltlichen zurückwirkte, die bisher nur gewöhnt waren, im Waffendienste irgend eines Königs, Grafen, Bischofs oder Abtes zu stehen und bisweilen gar ohne festen Treueid als „fahrende Ritter" von einem zum andern zu ziehen. Da sie zu dem niederen, wenig besitzenden Adel gehörten, lag die Versuchung nahe, über den waffenlosen Bauer oder über den ungeschützten Kaufmann herzufallen. Ein Friedensgesetz Friedrichs I. vom Jahre 1156 hatte sogar bestimmt, daß der Bauer keine Waffen besitzen, der Kaufmann sie nicht selbst tragen, sondern höchstens auf seinem Wagen mit sich führen solle, und die Fehden waren dadurch bedeutend vermehrt. Nun aber hatten die Kreuzzüge mit ihrem idealen und fernen Ziele doch den Ritterstand in einer Weise geadelt, daß auch die Reichsten und Vornehmsten, Fürsten und Könige, nach der

Ritterehre als nach der höchsten und wertvollsten strebten, die irdischen Ruhm und ewiges Leben verbürge. Hier gab es keinen Unterschied der Nationen mehr, und selbst dem Sarazenen vergaß man zuweilen den Makel seiner Religion, wenn er durch Rittersitte glänzte. König Artus weigert sich keinen Augenblick, den heidnischen Halbbruder Parzivals, den schwarz- und weißgefleckten Feirefis, in seine Tafelrunde aufzunehmen; sogar in die Gralsburg darf dieser seinen königlichen Bruder begleiten, sieht freilich den Gral nicht eher, als bis er sich taufen läßt. Wenn auch im ganzen Mittelalter als die Hauptziele des weltlichen Rittertums fast immer nur das Abenteuer und der Minnesold erscheinen, so hat man doch nie aufgehört, auf die höheren Pflichten und die fast geistliche Würde desselben hinzuweisen. Noch 1247 wurde dem Grafen Wilhelm von Holland von dem Kardinale, der ihn weihte, zur Pflicht gemacht: täglich die Messe zu hören, für den Glauben das Leben zu wagen, die Kirche und ihre Diener sowie alle Witwen und Waisen zu beschützen, zur Befreiung eines Unschuldigen den Zweikampf anzunehmen, ungerechten Krieg zu vermeiden, Turniere nur der kriegerischen Übung wegen zu besuchen, dem römischen Kaiser in zeitlichen Dingen zu gehorchen, vor Gott und Menschen unsträflich zu leben. Auch die Erziehung und die Ritterweihe zielten wenigstens zum Teil auf solchen höheren Beruf des Ritters, führten aber doch mehr noch zur Erlernung der höfischen Sitte.

145. Lehnseid.

Der Lehnsmann kniet vor seinem Lehnsherrn (der in diesem Fall ein Bischof ist) nieder und streckt ihm die Hand entgegen, die jener in die seine schließt: so erfolgt die Leistung des Lehnseides.

Erziehung des Edelknaben.

Schon in jungen Jahren kam der Knabe zu einem Ritter von gutem Rufe und tapferer Gesinnung, um bei Tafel aufzuwarten, auf der Jagd, auf Reisen und Botschaften dem Ritter, vorzüglich aber der Gemahlin desselben, zur Hand zu sein. Öfters wurde ihm Gelegenheit zur Erlernung fremder Sprachen geboten, vornehmlich aber zur Übung des Saitenspieles, des Schachzabelspieles und aller Jagdgebräuche. Die Kunst des Lesens und Schreibens blieb ihm unbekannt. Wolfram sagt naiv: „ich kenne keinen Buchstaben“ (Parz. 115, 27) und noch Ulrich von Lichtenstein (gest. 1275) verwahrt einige Zeilen von der Hand seiner „Herrin“ zehn Tage und zehn Nächte ungelesen auf dem Herzen“, weil er seinem Schreiber Urlaub gegeben hat, um dann erst durch ihre grobe Absage in schweres Leid zu geraten. Auf der Manessischen Handschrift ist der notwendige Schreiber sogar neben Blicker von Steinach dargestellt. Daß Hartmann von der Aue einen guten Unterricht im Kloster Zwifalten bis zum 16. Lebensjahre erhielt, war eine seltene Ausnahme.

Schwertleite und Ritterschlag.

Im 14. Lebensjahre ward der Jüngling wehrhaft gemacht und in den Stand des Knappen erhoben, als welcher er seinem Herrn das Roß zuführte, die Waffen trug und in den Kampf folgte. Damit begann die Zeit ernster Kraft- und Waffenübungen, das Ringen, Bogenschießen, Schleudern mit Steinen u. s. w. Selbst im Panzer zu tanzen, sich auf das Pferd zu schwingen, über Baumstämme und Gräben zu springen wurde der Knappe geübt. Denn er sollte einst ein Mann von Stahl und Eisen werden. Hatte er sein 21. Lebensjahr erreicht, so erhielt er die „Schwertleite“ und den „Ritterschlag“. Seine Waffen waren: der Ring- oder Schuppenpanzer (Brünne, Halsberge, Harnas), der Helm mit dem Visier, der dreieckige Schild, die Lanze und das Schwert; über dem Panzer trug er den Wappenrock. Gewöhnlich fand die Aufnahme in den Ritterstand an Höfen und auf Schlössern bei Gelegenheit eines Festes statt. Der Knappe brachte die Nacht zuvor in einer Kirche oder Kapelle unter inbrünstigem Gebete zu. Nachdem er am Morgen, zum Zeichen der inneren Reinigung, ein Bad genommen hatte, ruhte er einige Stunden, ehe er mit roten und weißen Gewändern bekleidet ward. Die Ruhe in dem schönen Bette deutete auf den Frieden und die Ruhe des Paradieses hin, das dem tapferen Ritter bestimmt sei, das weiße Gewand auf einen reinen Lebenswandel, das rote auf sein Blut, das für erhabene Zwecke zu vergießen er jederzeit bereit sein solle. Vor dem Altare knieend empfing er aus den Händen des Priesters das Ritterschwert und legte sein Rittergelübde ab. Dann erst folgte die sogenannte Gürtung, die darin

bestand, daß man dem Geweihten die Arm- und Beinschienen, den Panzer und die Sporen anlegte und endlich die Hüfte mit dem Wehrgehenk umgürtete. Zuletzt erteilte irgend ein vornehmer Zeuge der ganzen Handlung, ein Fürst, Graf oder Ritter, dem Knieenden unter nochmaliger Ermahnung zu allen Rittertugenden mit der bloßen Hand (nicht mit dem Schwerte) den Ritterschlag auf Schulter oder Hals, als Zeichen der Aufnahme in den Kreis der Erwachsenen. In England verschor man dem eingekleideten Ritter statt dessen die Stirnhaare. — In Kriegszeiten wurden oft vor einer Schlacht Hunderte von Knappen ohne weiteres Zeremoniell zu Rittern geschlagen, um sie zu ritterlichen Thaten anzuspornen.

Internationaler Charakter des Rittertums.

Im ganzen verbanden die gleichen Begriffe und Gesetze der Ehre den gesamten europäischen Adel zu einer einzigen großen Körperschaft. Derjenige Ritter aber, der diese Gesetze außer acht gelassen und sich gemeiner Verbrechen schuldig gemacht, büßte Namen und Rang, Stellung und Zukunft, ja nicht selten das Leben ein. Sein Wappen, Schwert und Waffen wurden durch den Scharfrichter zerbrochen und ihm vom Schafott aus vor die Füße geworfen, sein Wappenschild an den Schweif eines Pferdes gebunden

146. Gürtung und Ritterschlag.

Miniatur in der schönen Handschrift über Lancelot vom See der Nationalbibliothek zu Paris. Der Text ist französisch, die Miniaturen scheinen das Werk eines italienischen Künstlers des 13. Jahrhunderts zu sein.

und von dem dahinjagenden Tiere völlig zertrümmert. Der Herold gab mit lauter Stimme den Schuldigen der Schande und Verachtung preis, und die priesterliche Verwünschung beschloß den Akt in der Kirche.

Raubrittertum.

Allein schon am Ende des 13. Jahrhunderts entartete das Rittertum durch Armut und Raubsucht derart, daß man Totschlag, Plünderung und jede Art der Gewaltthat nicht mehr als „gemeine" Verbrechen bezeichnete, weil sie allgemein waren. Die alte Gastfreundschaft hatte aufgehört, selbst die am Anfange des Jahrhunderts so oft gepriesene Freigebigkeit der Herren (die milte) nahm ein Ende. Im Sommer durfte wenigstens von Baum, Feld und Wiese soviel genommen werden, als sich vom Roß und Wege aus erreichen ließ — so erlaubte es das Gesetz im 12. Jahrhundert — im Winter aber blieb dem fahrenden Ritter oft kein andrer Rat, als in Hohl- und Waldwegen dem reichen Kaufmanne aufzulauern oder die vollen Ställe und Scheunen der Abteien und Stifter auszuräumen. So ward z. B. das Stift Chur 1274 zweimal beraubt; beim erstenmal verlor es 53 Stück Rindvieh, 13 Pferde, 3 Esel und 37 Schweine, beim zweiten 37 Stück Rindvieh und 170 Schafe. Die Klostervögte machten, anstatt zu bewachen und zu schützen, oft gemeinsame Sache mit den Räubern (nach Lippert).

Während die Verzerrung der höfischen Sitte und des Frauendienstes, hinter denen sich nur zu oft Roheit und Unsittlichkeit verbarg, schon am Ende des 13. Jahrhunderts

den wohlhabenden Ritter als Narren erscheinen ließ, wurde der arme zum zügellosen Brandstifter und Raubgesellen. Es konnte nicht fehlen, daß diese Lebensweise selbst Bauern zur Nachahmung reizte, wie Werner der Gärtner — vielleicht ein Pater im Kloster Ranshofen in Oberösterreich — um 1250 im Meier Helmbrecht anschaulich und erschütternd zugleich darstellt.

Turniere. Auch die Turniere bekamen erst seit der Mitte des 12. Jahrhunderts eine reichere Ausbildung. Wenn es bis dahin noch häufig geschah, daß der Rittersmann beim Beginn des Kampfes vom Pferde sprang, um bequemer zu Fuß zu kämpfen, so

147. Turnier und Verteilung von Turnierpreisen.
Elfenbeinschnitzerei Ende des 13. Jahrhunderts.

erfahren wir, daß in den ersten beiden Kreuzzügen diese Sitte mehr und mehr abkam, weil man in der Beherrschung und Verwendung des Pferdes entschieden Fortschritte gemacht hatte und den Kampf zu Fuß in fremdem Lande für bedenklicher hielt. Scheinkriege und Reitergefechte mit stumpfen Waffen, in welchen man die Behandlung des Pferdes, den Gebrauch der Waffen und allerlei Kriegslist erlernen konnte, waren längst in Frankreich, England, Spanien und Deutschland üblich, allein die Erfindung des eigentlichen Turniers gehörte dem französischen Ritter Godefroy de Preuilly an. Man darf sie nicht verwechseln mit den in allen mittelalterlichen Gedichten und Erzählungen häufig erwähnten Massen- und Einzelkämpfen (Buhurds und Tiosten), in welchen gemeinhin nichts weiter zu suchen und zu finden war, als ein prachtvolles Spektakelstück, mit

glänzenden, aber stumpfen Waffen, zur Ehre und zum Vergnügen eines Königs oder einer Dame, etwa wie heute eine Kaiserparade. Die Fahnen waren bandartige, am Ende befranzte Tuchstreifen, bisweilen auch vierkantige Tücher mit Ein- und Ausschnitten, mit Goldgeweben, aber in diesem Zeitraume noch ohne Wappen. Zu dem echten ritterlichen Turniere kam man nur infolge einer Einladung oder eines Aufgebotes, welches durch Turnierherolde überbracht oder offen verkündigt wurde. Man erschien auf dem geschmückten Kampfplatze, der rings mit Sitzen für die zuschauenden älteren Ritter und vor allem für die Damen bestimmt war, von Kopf bis Fuß in Stahl gekleidet, mit wehenden Federbüschen auf dem Helme, mit prunkvollen Schärpen umgürtet, voraus eine Schar von Trompetern, um einen oder mehrere von den ausgesetzten Preisen zu erringen. Solche Preise, „Danke" genannt, waren kostbare Waffen, goldene

148. Eine deutsche Ritterburg des 12. Jahrhunderts: Burg Landeck bei Klingenmünster in der ursprünglichen Gestalt.

Die innere, mit schönen Buckelquadern bekleidete Mauer bildet ein unregelmäßiges Oval, das ohne Türme angelegt ist. Der Hauptturm steht nicht wie ursprünglich in der Mitte der Umfassung, sondern ist dicht an die Mauer angerückt. Eine zweite äußere Mauer mit Türmen umschließt die erste; in ihr befindet sich auch der Thorturm. Hinter diesem, als an der Hauptangriffsseite, befindet sich noch eine dritte, eine Zwischenmauer, die einen Vorhof bildet, durch den hindurch man erst in die eigentliche Burgumfassung gelangte. Von den Wohngebäuden, die darin (wohl an die Mauern angelehnt) standen, sind nur ganz geringe Reste erhalten, so daß eine Rekonstruktion nicht möglich ist.

Arm- und Halsketten, Ringe, geharnischte Rosse, wohl auch ein Sperber oder Windhund, bisweilen nur ein Kranz, ein Gürtel, eine Tasche, oder „die Küsse von achtzig Mädchen" (nach A. Schultz). Da die Ritter häufig ihre Knappen, ja selbst Reisige mitführten, wurde die Zahl der Kämpfenden oft so groß und der Eifer so heftig, zumal die Anwesenheit der Frauen und die Hoffnung, von schöner Hand einen jener Preise zu erlangen, zu doppeltem Eifer anstachelte, daß diese mittelalterlichen Manöver bisweilen in förmliche Schlachten ausarteten und Leichen vom Platze getragen werden mußten. Man erzählt von Turnieren in Frankreich, an denen 2000, 3000, ja 30000 Bewaffnete teilnahmen. Aus einem Turnier zu Köln trug man 42 tote Ritter und fast ebensoviel tote Knappen fort. Vergebens eiferten drei Konzile dagegen und verboten sogar, die bei einem Turnier Gefallenen in geweihter Erde zu bestatten. Übrigens verlangte das Hauptturniergesetz durchaus, daß auch hier nur mit stumpfen Waffen gekämpft werde und durch die Herabwerfung des Gegners vom Pferde der Sieg entschieden sei. Weniger romantisch, aber ungefährlicher erscheint es, daß im späteren Mittelalter um die Person des Unterliegenden turniert wurde. In diesem Falle geriet

der Besiegte mit Waffen und Roß in die Hand des Siegers oder es war bereits vor Beginn des Kampfes ein reichliches Lösegeld ausgesetzt. So wurde das Turnier zum Hasardspiel und half oft nur den jüdischen Wucherer bereichern, der für unmäßige Zinsen die verwettete Summe vorschießen mußte. Wie sehr bei allen Gattungen des Turniers der Gewinn den Hauptreiz bildete, geht schon daraus hervor, daß das Wort Abenteuer (adventura) ursprünglich nichts andres bedeutet, als die zu erwartende Belohnung.

Entstehung der Wappen.

Obwohl bei den meisten Turnieren die herbeiströmenden Ritter vor dem Beginne sich über ihre adlige Geburt ausweisen sollten, so lag es doch im Wesen der Bewaffnung, daß die Kämpfer sich durch irgend ein äußeres Zeichen kenntlich machten, um leichter voneinander unterschieden zu werden. Im 13. Jahrhundert befestigte man an dem Helme Federn, Flügel oder ganze Figuren, wie Adler, Drachen, Löwen, Leoparden, als sogenannte Helmzier und suchte häufig auch die Stickerei des Waffenrockes, vor allem aber den Schild damit in Einklang zu setzen. Diese äußeren Kennzeichen scheinen oft Wiederholungen uralter Hausmarken gewesen zu sein und wurden selbstverständlich vom Vater auf den Sohn als *Wappen* weiter vererbt. Dennoch war auch im Mittelalter von einem ausschließlichen Vorrecht des Adels auf eine Wappenführung keine Rede; ebensowenig von einer Verschiedenheit der bei Adligen und bei Bürgerlichen üblichen *Namen*. Nur auf einen Geschlechtsnamen, hergenommen bisweilen von seinem Geburtsort, meistens von seiner Besitzung, seinem Amte oder einer Haupteigenschaft, hatte in diesem Zeitraume der Adlige allein Anspruch.

Ausbreitung des Turnierwesens.

Von Frankreich aus verbreitete sich das gesamte Turnierwesen mit seinem Glanze und seinen Ausartungen zunächst nach England, Deutschland und andern Ländern, am spätesten wohl nach Italien.

Ritterburgen.

Sogenannte *Ritterburgen*, wie sie seit dem Ende des Mittelalters und mehr noch aus dem 1. Jahrhundert der neueren Zeit in herrlichen Ruinen bis heute emporragen und unseren Mittelgebirgen wie unseren Riesenströmen einen eignen romantischen Reiz verleihen, sind in diesem Zeitraume noch äußerst selten. Wohl gab es längst feste *Türme*, in welchen man die aufbewahrten Früchte und wertvolle Güter barg, um sie gegen Tiere und Räuber zu schützen. Vorsorglich war der Eingang so hoch über der Straße angebracht, daß man ihn nur mit Hilfe einer Leiter erreichen konnte. Bewohnt wurden solche „*Bergfriede*" aber höchstens von einem Wächter, der von der Plattform, dem Söller (solarium, Sonnenplatz), aus eine drohende Gefahr durch irgend ein Zeichen ankündigte. Gern fügte man in einiger Entfernung von einem solchen Turme eine feste Ringmauer hinzu, um nötigenfalls das ausgetriebene Vieh darin aufnehmen zu können.

Nur Könige, Fürsten und reiche Vasallen, aber wohl nie eigentliche Ritter, ummauerten ihren Gutshof, fügten Wall und Graben hinzu und sorgten über dem gewöhnlich festverschlossenen Thore durch einen hohen turmartigen Söller, von dem aus fast ununterbrochen ein Wächter ausschaute, für die nötige Sicherheit. Mit Vorliebe erbaute man solche Herrenhäuser in der Mitte zwischen Sümpfen, Wassergräben oder auf schroffen Felsen. Auch sorgte man dann dafür, daß nur ein einziger steiler, gewundener Bergpfad bis an das festverrammelte Thor führte. Da oft auch im Innern dieser Burg Graben, Wall und Turm wiederholt und die Dächer so eingerichtet wurden, daß hinter den Zinnen Bewaffnete Platz finden konnten, blieb für Wohngebäude nur ein äußerst beschränkter Raum übrig. Der sogenannte *Palas*, das Hauptgebäude, enthielt vor allem einen geräumigen Saal mit dem Kochherde darin, rings umgeben von einer umlaufenden gemauerten Bank, die man mit Decken oder auch wohl mit Polstern belegte. Der Stuhl, anfangs nichts mehr als eine würfelförmige Lade, diente immer nur zur Auszeichnung. Er kam (wie der Richterstuhl vor der Schöffenbank im Gericht) nur dem Fürsten oder der Braut oder einer Witwe zu. In demselben großen Mittelsaale wurden zur Mahlzeit Tafeln auf Böcke gelegt, damit die Speisenden, gewöhnlich je zwei aus einer thönernen Schüssel, die fertig zugeschnittenen Fleischstücke mit der Hand und die Flüssigkeiten mit einem hölzernen, bisweilen wohl auch silbernen oder goldenen Löffel entnehmen konnten. Messer und Gabel gab es im Mittelalter nur für den Zerleger des Fleisches. Dann hob man buchstäblich die Tafel auf, um Platz zum Tanze zu gewinnen. Endlich wurden die große Wandbank oder auch der Fußboden mit Leinlaken und Pelzdecken zum Nachtlager für die Gäste eingerichtet. Die Familie des Hausherrn begab sich auf größeren Burgen in besondere Kammern. Man pflegte noch vollkommen entkleidet zu schlafen — nur die Frauen schützten das Haar durch eine Haube — und, nachdem man sich niedergelegt, den Schlaf durch einen letzten Trunk zu befördern.

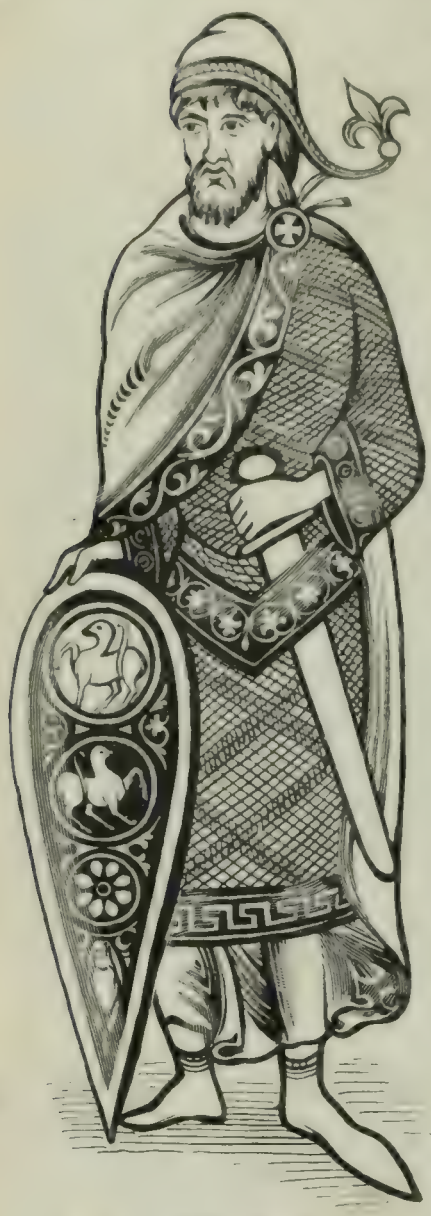
Essen und Trinken.

Die *Mahlzeit* bestand nur ausnahmsweise aus frischem Fleisch, wenn die Jagd einträglich gewesen war oder abhängige Bauern zahmes Geflügel geliefert hatten. Sonst begnügte man sich mit Brot, gedörrtem oder eingesalzenem Fleische, mit Rüben, Kohl, Kraut oder anderm Gemüse, sodaß die Ernährung des Burgherrn sich wenig von der des Bauern, aber sehr von der des

Stadters unterschied, der sich aus seinen Fleischbanken fast immer reichlich und bequem versorgen konnte. Das Getränk, welches in diesem Zeitraume fast immer je zwei aus einem Becher genossen, einem kerbzahnlichen Napf, war anfangs nur der aus Wasser und Honig bereitete, bisweilen gewürzte Met, später sehr leichtes Bier aus Hafer, Gerste oder Weizen; doch scheint es schon im 12. Jahrhundert ein Hopfenbier gegeben zu haben. Die geistlichen Stifter und die reichen Stadter sorgten am eifrigsten für die Anlage von Weinbergen, und seit den Kreuzzügen wurden auch aus sonnigeren Gegenden fremde Weine eingeführt. Für Kranke und für Ehrengaste hielt man den mit Honig und Pfeffer gewürzten Klaret bereit.

Stellung der Frau.

Die bedeutendste Umwandlung des ganzen gesellschaftlichen Lebens in diesem Zeitraume wurde durch die wunderbar erhöhte Stellung der Frau in allen europäischen Staaten herbeigeführt. Hatte man in den Kreuzzügen bei Sarazenen und Mauren eine ganz außerordentliche Hochschätzung der Frauenschönheit kennen gelernt, so trachtete man seitdem danach, der Frau im eignen Hause, im Rittersaale, eine Stellung zu gewähren, die fast an göttliche Verehrung streifte, setzte aber auch alles daran, durch eine sorgfältigere Erziehung ihren inneren Wert zu erhöhen. Das französische Edelfräulein lernte schon frühzeitig von der Mutter lesen und schreiben, dann in einem Kloster etwas Latein und biblische Geschichte. In der Blütezeit der höfischen Dichtung lehrte diese Dinge wohl auch der Hauskaplan, und ein fahrender Sänger fügte noch zum Schmuck des Lebens Musik und Anstandslehre hinzu. So erbietet sich Tristan in Irland zum Unterricht der jungen Königstochter Isolde in „Schulliſt und Handspiel". In Deutschland war der Unterricht derselbe, doch gab es bereits im 12. Jahrhundert in fürstlichen Familien einen französischen Hofmeister. Oft genug rühmt man von den Frauen auch ihr Geschick in weiblichen Handarbeiten, in der Bereitung von Arzeneien und Zaubertränken, aber wohl nie in der Kochkunst. Von ihrer Fertigkeit im Lesen und im Schreiben, von ihrem Geschick im Ausdruck, wenn es galt, dem Sieger im Turnier den Preis zu überreichen, von ihrer Anmut und Schönheit geben die Epen und die Lieder des 12. und 13. Jahrhunderts reichlich Auskunft.



149. Französischer Edelmann des 12. Jahrhunderts.

Miniatur in einer Handschrift der Nationalbibliothek zu Paris.

Höfische Sitte und Minnedienst.

Ihnen zuliebe mußten sich auch die Jünglinge bequemen, neben dem rauhen Kriegshandwerk die feine Zucht der höfischen Sitte (höveschheit, courtoisie) zu erlernen, um nicht etwa im feinen gesellschaftlichen Verkehre anzustoßen und den Ruf eines „Dörpels" (Tölpels) davonzutragen. Denn bald gehörte zunächst in Frankreich und Spanien, dann aber auch in England und Deutschland, zum Wesen eines wahren Ritters nicht nur der Waffen-, sondern auch der Minnedienst. In dem sonnenbeglänzten Südfrankreich, in dem landschaftlich reizenden Gebiete der Sprache von „oc" (Languedoc), wie in den benachbarten Provinzen des heutigen Spanien, in dem alten Heimatssitze der Goten, wo der Geist längst in den tieferen christlichen Anschauungen der Albigenser und Waldenser einen höheren Schwung genommen hatte, entwickelte sich das wunderbarste Liebesleben und gewann in wenigen Jahrzehnten eine festgeordnete, nach Gesetzesparagraphen gegliederte Form. An sogenannten Liebeshöfen (cors d'amor) urteilten vornehme Damen, Gräfinnen, Herzoginnen, ja Königinnen über Liebesfragen. Bekannt ist jener Urteilsspruch der Gräfin von Champagne, die für das Muster einer

Edeldame galt (1174), nach welchem die Ehe die wahre Liebe ausschließe, und eine Herzogin von Narbonne erklärte, daß keine gegenseitige Neigung, welche sich den Gesetzen der Kirche und des Staates unterwerfe, etwas mit wahrer Liebe gemein habe. So war bereits im Ursprunge der Minnedienst in Frankreich in offenem Widerspruche mit Christentum und Sitte, trat aber äußerlich in den feinsten und festesten Formen auf, fast wie eine neue Religion neben der alten. Ein förmlicher Liebeskatechismus bezeichnete, in Paragraphen geordnet, die einzelnen Formen und Stadien der Minne und führte sehr bald zu einer so lächerlichen Verzerrung wahrer menschlicher Empfindung, daß man darin nur ein umfangreiches Kapitel aus der Geschichte menschlicher Narrheit und Verblendung finden kann.

Liebeskatechismus.

In einem solchen Liebeskatechismus heißt es: Der wahrhaft Verliebte ist stets von Furcht, Schlaflosigkeit, Appetitmangel geplagt und muß beim Anblick der Geliebten erbleichen. — Das Verliebtsein ist mit Sparsamkeit unvereinbar. — In Liebesproben und Liebesaufgaben waren die Edeldamen und auch die Edelleute wahrhaft erfinderisch. Ein verliebter Ritter schwor, stets eines von den beiden Augen bedeckt zu halten, bis die Geliebte das Band lösen werde; aus England kam einmal ein Gesandter mit einem ganzen Gefolge von jungen Rittern, die aus solchem Grunde alle auf einem Auge eine Binde trugen. — Andre blieben stumm, bis die Geliebte ihre Zunge gelöst hatte. — Übrigens war es durchaus nicht erforderlich, die Dame des Herzens, die der Ritter niemals nennen durfte, mit Augen gesehen oder gar gesprochen zu haben. In einem Bergpaß Frankreichs zwang ein Ritter jeden zum Kampf, der nicht zugeben wollte, daß seine Herrin die schönste sei, obwohl er selbst sie niemals gesehen hatte. Weil Damen die Liebesvorschriften zusammengestellt hatten, war es jedem Ritter verboten, in zwei Damen zugleich verliebt zu sein, wohl aber durften diese zu gleicher Zeit der Gegenstand der Liebessehnsucht von mehreren Rittern sein und sich mehreren günstig erweisen. So ist es leicht erklärlich, daß vornehme und sehr reiche Damen, wie z. B. die Königin Eleonore (von Aquitanien), einen ganzen Schwarm von verliebten Rittern um sich hatten. Als Zeichen der Erhörung oder gar der Gegenliebe erhielt der Ritter von der Dame seines Herzens Geschenke, am liebsten wohl, wenn er in den Kampf hinausging, ein getragenes Hemde, das er über seinen Harnisch zog. War es von feindlichen Lanzen und Schwertern durchstochen und zerfetzt, dann nahm sie es mit Stolz zurück und legte es wieder an. Die Königin Herzeleide (Parz. 101, 14) besaß aus dem einzigen Jahre, in welchem sie mit Gamuret verheiratet war, nicht weniger als 18 weißseidene Hemden, die auf diese Weise zerfetzt waren.

150. Jungfrauentracht um 1280.

Nach einem Glasgemälde im Münster zu Freiburg im Breisgau.

Sie trägt ein langes, die Taille knapp umschließendes Gewand mit engen Ärmeln, darüber ein ärmelloses Oberkleid ohne Gurtel, mit weiten, tierherabgehenden Ausschnitten für die Arme. Das Unterkleid ist violett, das Obergewand gelb, dessen Futter purpurrot, die Schube gelb. Schwert und Rad sind die Attribute der heiligen Katharina, die das Bild darstellen soll. (Hefner-Alteneck.)

Ulrich von Lichtensteins Frauendienst.

Das auffallendste Zerrbild des Minnedienstes findet sich in Ulrich von Lichtensteins Frauendienst, einer Art von poetischer Selbstbiographie, in welcher der Verfasser (um 1255) eine umfängliche Darstellung seines Minne- und Ritterlebens gibt. Von der Voraussetzung ausgehend, daß niemand in der Welt „Würdigkeit erlangen“ könne, der nicht ohne Wank „guten Weiben zu Dienst bereit“ sei, wählt er schon im Kindesalter die Dame seines Herzens dient ihr dreizehn Jahre lang (bis sie ihm „etwas Böses“ anthut). Schon als Knabe bringt und er ihr Blumensträuße und trinkt das Wasser aus, in dem sie „ihre weißen Händlein gewaschen“. Als er durch Vermittelung einer Tante erfährt, daß sie an seinem „ungefüge stehenden Munde“ Anstoß nehme, läßt er sich zu Graz in einer lebensgefährlichen Operation eine von seinen „drei Lippen“ abschneiden und erlangt damit wenigstens die Erlaubnis, vor ihr zu erscheinen, hat aber bei einem fünffachen Zusammentreffen nie den Mut, sie anzureden und läßt sich geduldig von ihr eine Locke ausreißen, während er sie mit einem „Hebreisen“ aus dem Sattel hebt. Daß

sie trotz der Übersendung seiner sommerlichen Minnelieder seinen Dienst fortdauernd verschmäht, macht ihn nicht irre. In einem Turnier zu Bozen wird ihm ein Finger zerstochen, als sie seiner Klage darüber keinen Glauben schenkt, läßt er sich den Finger abschneiden und übersendet ihn der Herrin wohlverpackt in einer buchförmigen Attrappe. Ein wenig wird dadurch ihr Herz erweicht. Sie erklärt freilich, sie habe nicht erwartet, daß ein vernünftiger Mann so thöricht handeln könne, allein sie verspricht ihm, den Finger täglich einmal anzusehen, sendet ihm eine weiche Weste, die er deutsch singen solle, und später zum Dank für seine deutschen Lieder sogar ein „Hündlein". Dennoch will sie von seiner Liebe nichts hören, „nicht in tausend Jahren". Trotzdem unternimmt er, um das Minnewesen durchaus wieder in Fluß zu bringen, am Himmelfahrtstage 1228 schneeweiß als Frau Venus gekleidet, mit einem Gefolge von zwölf Knappen, dazu einem Marschall, einem Koch und drei Musikern mit Pauke, Flöte und Fiedel, von Venedig aus eine abenteuerliche Fahrt, auf der er jedem Ritter, der ihn besiegt, ein goldenes Ringlein verspricht, und von jedem, den er vom Pferde stößt, verlangt, daß er sich zu Ehren einer Dame nach allen vier Himmelsgegenden verneige. Der reiche Herr erzählt uns, daß er 271 Ringlein ausgeteilt und 307 Speere verstochen habe. Auch prahlt er mit seiner großen Garderobe, da er nicht weniger als zwölf Frauenröcke, dreißig Frauenärmel, drei Mäntel und zwei mit Perlen durchwundene Zöpfe als Ausstattung der Frau Venus für nötig gehalten hatte. Den wunderbarsten Gegensatz zu dieser einem späteren Zeitalter kaum begreiflichen Thorheit bildet die treuherzige Erwähnung, daß er auf seiner abenteuerlichen Reise zur Erholung einen Tag lang in Glocknitz bei seinem „lieben Gemahl" verweilt, die ihm „so lieb ist, daß ihm lieber niemand sein kann". Anderseits erscheinen unter den Liedern, die er dem umfangreichen Gedichte eingewoben hat, viele scheinbar von einem so innigen, zarten und sinnigen Gefühl beherrscht, daß man geneigt wäre, darin eine viel wärmere Empfindung wahrzunehmen, als der Dichter wirklich gehabt haben kann (einige hat F. Mendelssohn in Musik gesetzt).

Der Dichter selbst hat zwei Jahre später ein Büchlein unter dem Titel „Itwitz" (Vorwurf, Spott) oder der „Frauen Buch" folgen lassen, in dem er einen Ritter und eine Dame einander anklagen läßt, daß sie an der Entartung des Frauendienstes schuld seien.

In der Manesseschen Handschrift ist er dargestellt auf einem mit Decken und Wappen behangenen Pferde, auf dem Helm einen Amor führend mit Pfeil und Flammen in den Händen. So sprengt er über die Meereswogen hin, in denen abenteuerliche Geschöpfe mit Bogen aufeinander schießen, während die Fische erstaunt nach dem Ritter oben hinschauen.

Die schöne Litteratur des Ritterzeitalters.

Die Troubadours, Trouvères und Jongleurs.

Die großartigste Frucht dieses wunderbaren und bis zur äußersten Verzerrung entwickelten Frauendienstes ist die wahrhaft üppige Litteratur der südfranzösischen Troubadours (trobadors, ist Akkusativ von dem provençalischen trobaire) und der nordfranzösischen Trouvères (s. Bd. III, S. 568), die fast an allen romanischen Höfen von Aragonien über Frankreich bis nach Piemont und England hin, wo ja ebenfalls die französische Sprache herrschend war, eine ebenso eifrige Pflege fand, wie wenige Jahrzehnte später die zum Teil dieselben Stoffe behandelnden Epen und die auffallend andersartigen Lieder der deutschen Minnesänger an den Höfen in Braunschweig, auf der Wartburg, in Wien, bei den hohenstaufischen Kaisern und zuletzt wohl in Prag. Die Troubadours, d. h. die Erfinder, die Dichter, waren meistens, aber durchaus nicht immer, von ritterlichem, sogar von fürstlichem Geblüt. Daher bedienten sie sich, um ihre Lieder an die richtige Adresse oder überhaupt an die Öffentlichkeit gelangen zu lassen, gemeinhin der längst vorhandenen fahrenden Volkssänger, der sogenannten Jongleurs (Joglars, ioculatores), die zu gleicher Zeit Seiltänzer, Gaukler und Lustigmacher waren. Diese pflegten den Vortrag des Gedichtes mit der Viole, der Harfe oder der Zither zu begleiten und zogen von Ort zu Ort. Unter den 359 Troubadours (nach Raynouard) befanden sich nicht bloß 14 Damen, wie Maria von Ventadour aus dem edlen Hause Turenne, sondern auch ein armseliger Schneider, wie Figueiras, der aus Erbitterung über den Albigenserkrieg seinem glühenden Haß gegen die Geistlichkeit in seinen Liedern (sirventes) Ausdruck gab, und Bernard von Ventadour, der Sohn eines armen Schloßknechtes in Limousin. Der erste bedeutende Troubadour — es ist derselbe, der das hohe Talent des vorigen erkannte und ausbildete — war der wilde und abenteuerlich lebende Graf Wilhelm von Poitiers (gest. 1127), der Großvater der oftgenannten Königin Eleonore, dessen Liebeslieder und Tenzonen (d. h. Streitgedichte zur Entscheidung einer Liebesfrage) trotz ihrer geschickten und regelrechten Form in ihrem Inhalte durchaus der feinen höfischen Sitte spotten. Als den genialsten und vielseitigsten muß man Bertrand de Born, den Grafen von Hautefort, bezeichnen, der in seinen Liebesliedern (Chansons) Mathilde, die Tochter eines Viscont von Turenne

und Gemahlin des Talagrand, des Herrn von Perigord, und später eine andre Mathilde, die Schwester von Richard Löwenherz und Gemahlin Heinrichs des Löwen, besang. Eine viel größere Bedeutung erlangte er durch seine Parteinahme für die drei älteren Söhne des englischen Königs Heinrich II. im Kampfe gegen ihren Vater.

Bertrand de Born.

Als der älteste von jenen Prinzen (Heinrich, den er in seinen „Sirventes" Marimir, d. i. Seemann, nennt) gestorben war, wurde der Dichter in seinem Schlosse Hautefort gefangen genommen und zog sich bald nach seiner Freilassung, wie man sagt, in ein Cistercienserkloster zurück, in dem er um 1195 gestorben sein muß. Dante versetzt den „Sänger der Waffen" zwar als den Stifter von Zwiespalt und Aufruhr tief in die Hölle (Gesang 28), aber zugleich in den feinsten Dichterkreis, der sich dort findet.

Thibaut von Champagne und die Trouvères von Nordfrankreich. Epische Stoffe.

Nordfrankreich hat nur wenige lyrische Dichter aufzuweisen, wie den Grafen Thibaut IV. von Champagne, der 1253 als König von Navarra starb und nach provençalischen Vorbildern Frühlings- und Liebeslieder dichtete, um so mehr Trouvères, welche die Litteratur mit einer großen Zahl von langatmigen „Romanen" in Versen bereichert haben. Während dieser beiden Jahrhunderte war jeder Stoff von fern und nah, aus heidnischer und christlicher Zeit willkommen, der nach irgend einer Seite hin einen Vergleich mit den Kreuzzügen zuließ. Anfangs begnügte man sich mit den Legenden von der Reise des heiligen Brandanus nach dem irdischen Paradies, einer Art mönchischer Odyssee, oder dem Leben der heiligen Elisabeth von Ungarn, der Maria von Ägypten, und nahm wohl gar an der Geschichte des Judas Makkabäus oder Alexanders des Großen (dessen erste Behandlung im Jahre 1184 durch Alexander de Paris dem bekannten sechsfüßigen Verse seinen Namen verschafft hat) dasselbe Interesse, wie an der von christlichen Kreuzfahrern. Später gewann man eine Vorliebe für die näherliegenden Sagenkreise, den karolingischen, dem man den Roman de Roncevaux, die vier Haimonskinder, Huon de Bordeaux und Wilhelm von Orange entnahm, den bretonischen, dem Merlin, der heilige Gral, Perceval, Lancelot und Tristan angehören, endlich den normannischen, von Brutus, dem ersten Könige Englands, einem Sohne des Äneas, und von Rollon, dem Herzog der Normandie. Während die beiden letzteren in Richard Wace (gest. 1184 in England) einen gewandten Darsteller fanden, dichtete der bei weitem fruchtbarste und bedeutendste Trouvère, Chrestien de Troyes (um 1200), umfangreiche Epen über die Helden aus dem Gral- und Artussagenkreise. Das unersättliche Unterhaltungsbedürfnis der vornehmen Welt führte dazu, daß man die Kreise immer weiter zog und nicht nur den Trojanischen Krieg und die römische Kaiserzeit samt der Geschichte vom Erzzauberer Virgilius und dem Roman von den sieben Weisen, sondern auch die Sage von Robert dem Teufel und von dem klugen Fuchs Rénard hinzunahm. Als die letzte bedeutende Erscheinung auf dem Gebiete des Epos schätzte man den berühmten Roman de la Rose, in dem zwei verschiedene Verfasser (um 1250 und um 1300) mit allem Aufwand von Allegorie, Moral, Satire und Esprit die Priester und die Frauen verspotten. Er blieb jahrhundertelang die Lieblingslektüre der eleganten Gesellschaftskreise neben dem ernsteren allegorischen Roman „Le chevalier errant" („Der irrende Ritter"), in dem der Markgraf Thomas während seiner Gefangenschaft in Turin die Bekehrung des Helden durch die Dame Cognoissance (Gewissen) darstellte, die aus ihm selbst einen reumütigen Pilger gemacht hatte. So vollendet sich im gewissen Sinne das Doppelbild der Zeit. Denn hier in Piemont war seit Bonifaz von Montferrat, dem Eroberer von Kon-

151. Jongleur.

Darstellung in einem deutschen Manuskripte des 13. Jahrhunderts in der Nationalbibliothek zu Paris.

stantinopel, nicht nur eine Stätte der pomphaftesten Turniere und der ausgelassensten Abenteuer, sondern dazwischen durchzogen weißgekleidete Büßerscharen klagend und singend die Städte und mahnten an Frieden und Reue, an Tod und Weltgericht.

Die ersten Dramen.

Auch die ersten Anfänge von dramatischen Aufführungen zum Schmuck der hohen Festtage, anfangs nur in den Gotteshäusern, später auch auf öffentlichen Plätzen, gehören diesem Zeitraum an, die Mystères (über biblische Stoffe), die Miracles (Wundergeschichten) und die Moralités (allgemeine sittliche Stoffe). Daneben tauchen im 13. Jahrhundert die ganz weltlichen Jeux auf.

Geschichtschreibung.

Auf dem Gebiete der Prosa zeitigte das 12. und 13. Jahrhundert zwei hochbedeutende Geschichtswerke in französischer Sprache, die Darstellung des vierten Kreuzzuges durch Villehardouin (gest. bald nach 1212) und die Geschichte Ludwigs des Heiligen von Joinville (gest. um 1318), beides Werke von anmutiger Form und unbefangener Wahrheitsliebe.

Weltliche Bildung und nationale Sprache.

In dieser vielseitigen Litteratur zeigt sich der gewaltige Fortschritt, zu dem die Kreuzzüge die Veranlassung gegeben hatten. Während in früheren Jahrhunderten das gesamte Geistesleben in der nur wenigen verständlichen lateinischen Sprache seinen Ausdruck fand und an die eisernen Fesseln des kirchlichen Dogmas geschmiedet schien, erwacht in diesem Zeitraum die nationale Sprache und Denkart, und eine ganze, vielnamige Schriftstellerwelt erzeugt unabhängig von den Priestern und ihren beängstigenden Vorurteilen eine allgemeine weltliche Bildung.

Das deutsche Kunstepos und seine Stoffe.

Auch Deutschland bleibt nicht länger zurück. Auch hier sind die Dichter meistens nicht mehr Geistliche oder wenig geachtete fahrende Sänger, sondern fast ausschließlich Männer von ritterlichem Stande, die zwar der Schulweisheit entbehren und sich eines Schreibers bedienen müssen — dichten bedeutet soviel als diktieren — allein ihr Gemüts- und Phantasieleben erhebt sich weit über die Schranken der früheren kirchlichen Bildung und sucht einen gefälligen Ausdruck in der melodischen Sprache des sogenannten Mittelhochdeutsch, das sich durch den Mund der hohenstaufischen Fürsten die Alleinherrschaft erworben hat. Denn auch in Niederdeutschland reicht der heimatliche Dialekt nicht bis in die oberen Gesellschaftskreise. Wohl haben unsre deutschen Epiker ihre Stoffe zumeist denselben Sagenkreisen entnommen, geistliche und weltliche, wie die französischen, allein überall zeigt sich eine eigenartige nationale Behandlung derselben sowohl in der Schilderung wie in der Empfindung. Dies gilt sowohl von den Darstellungen der Wanderungen des Herzogs Ernst im 12. und 13. Jahrhundert, wie von der Behandlung der Tiersage durch den Elsässer Heinrich den Glichesäre (um 1170) und dem Rolandsliede vom Pfaffen Konrad (um 1137). Auch die bretonische Sage von Tristan, in ältester Gestalt von einem hildesheimischen Dichter Einhard von Oberge behandelt, wie die „Eneit", die der ebenfalls niederdeutsche Dichter Heinrich von Veldecke um 1200 verfaßte, und das Alexanderlied des niederrheinischen Pfaffen Lamprecht sind ausschließlich in mittelhochdeutscher Sprache abgefaßt. Wenn Gottfried von Straßburg Heinrich von Veldecke rühmt als den Dichter, der „das erste Reis in deutscher Zunge geimpft" habe, so kann er damit nur meinen, daß er durch Einführung der Minne als der alles Heldentum belebenden und durchdringenden Naturgewalt selbst einem antiken Stoff die Eigenart des Jahrhunderts aufgeprägt habe, die dem deutschen Epos seitdem erhalten blieb. Der eigentliche Meister des höfischen Epos bleibt doch der schwäbische Ritter Hartmann von der Aue, der nach französischen Quellen, wahrscheinlich nach Chrestien de Troyes, die Thaten zweier Ritter aus König Artus' Tafelrunde, Erec und Iwein, verherrlicht, indem er zugleich den naturgemäßen Widerstreit darstellt, in den Minne und Heldentum den mittelalterlichen Helden mit sich selbst und mit der Gattin brachte, da jene ihn an das Haus fesselte und dieses ihn hinaustrieb, da die Edelfrau nur den Tapferen lieben konnte, aber ihn ungern zu weiteren Thaten entlassen wollte. In den beiden Legenden vom „Armen Heinrich" und „Gregorius auf dem Steine" gibt er eine erbauliche, fast erschütternde Darstellung von Schuld, Buße und Erlösung. Der letztere, ein christlicher Ödipus, ist nach einem französischen Original gedichtet, der „Arme Heinrich" aber der Familiensage des

Dichters entnommen, ragt durch Tiefe der Auffassung von Menschenwert und Frömmigkeit weit über das Jahrhundert hinaus, wenn er auch durch ermüdende Breite dem Zeitgeschmack huldigt. Der sinnigste und vielseitigste von allen, Wolfram von Eschenbach, ein Ritter aus Mittelfranken, befreundet mit den benachbarten Grafen von Abensberg und lange Zeit (1203—15) am thüringischen Hofe auf der Wartburg, verfaßte auf Wunsch des Landgrafen Hermann nach französischer Quelle den Willehalm, der die Entführung, Taufe und Heirat der schönen Heidin Arabele und die siegreiche Bekämpfung der rächenden Heiden darstellt. Dann aber unternahm er nach Guiot de Provins (dessen Werk verloren ist) und Chrestien de Troyes im Parzival die großartigste und umfänglichste Vorführung der beiden höchsten Gattungen des Rittertums, indem er den weltlichen Thaten des Artusritters Gawan das durch Irrtum und Zweifel sich mühsam zur Klarheit und Seligkeit durchringende Gralsrittertum seines Vetters Parzival gegenüberstellt. Während er in jenen durch Mannigfaltigkeit und Humor die ermüdende Aufzählung von Abenteuern zu verkürzen weiß, führt er in diesem oft tief in mystisches und mythisches Dunkel, oft zur Klarheit innerster Erkenntnis und wahrhaft reformatorischer Rechtfertigung durch den Glauben. In zwei Bruchstücken, die Jugendliebe von Sigune und Schionatulander behandelnd, nach dem ersten ausgemalten Namen der Handschrift „Titurel" genannt, erreicht er den höchsten Grad anmutiger Formvollendung und erhöht den Reiz der mittelhochdeutschen Dichtersprache noch durch eingeflochtene französische Brocken. In solcher sprachlichen Anmut kommt ihm nur der „Meister", nicht Ritter, Gottfried von Straßburg gleich, der seine wunderbare Dichtergabe einem tiefunsittlichen Stoffe lieh, indem er die durch einen Liebestrank entfachte Leidenschaft Tristans für Isolde von Irland, die Gattin seines Oheims Marke, in den glühendsten Farben schilderte. Als er selbst, wie man meint, reuig abbrach, um nur noch fromme Lieder zu dichten, führten zwei mittelmäßige Sänger das Epos zu Ende. Wie hier ein Bürgerlicher die sittliche Entartung der Minne der Welt vor Augen führte, zeigte der Pater Werner im „Meier Helmbrecht" (s. oben) die Entartung der Abenteuerlust, die einen Bauer erst zum Raubritter und endlich zum bettelnden Krüppel werden läßt.

Nibelungen.

Unzweifelhaft ist die Bekanntschaft unsrer deutschen Epiker mit jenen französischen, bretonischen und normannischen Stoffen geschichtlich vermittelt worden durch die Verheiratung Kaiser Friedrichs I. mit der Gräfin Beatrix von Burgund (1156) und Herzog Heinrichs des Löwen mit Mathilde von England aus dem Hause Anjou (1168), sowie durch den Verkehr während der Kreuzzüge. Allein trotz der eigenartigen Behandlung und Vertiefung, welche dieselben in dem Herzen und dem Munde der deutschen Sänger gewannen, war es doch eine fremde Welt und eine fremde Lebensanschauung, die der deutschen Dichtung gewissermaßen aufgedrängt wurde. Daneben erscheint es wunderbar und rührend, daß die alten deutschen Sagenstoffe aus den Zeiten der Völkerwanderung, obwohl sie ganz andrer Art waren, im sächsischen Norden und im österreichischen Süden in wahrer Treue unvergessen blieben. Das Nibelungenlied, in ältester Gestalt zur Zeit der Ottonen mit einem lateinischen Gewand umkleidet, gewann im 12. Jahrhundert eine immer lebendigere Gestalt, bis es um 1200 wahrscheinlich von drei verschiedenen Bearbeitern die zur Zeit allgemein beliebte Form annahm, die wir als gereimte Nibelungenstrophe kennen, dieselbe, deren sich einer der ältesten Minnesänger, der Kürenberger, in seinen Liebesliedern zu bedienen pflegte. Einen Verfasser kennen wir nicht. Wenn auch einzelne Teile dieses umfangreichen Heldengedichtes durch ungeschickte Form und durch ermüdende Breite in der Schilderung von Festlichkeiten von dem Bemühen Zeugnis geben, den altdeutschen Stoff in das Kostüm des 12. Jahrhunderts zu kleiden, so ist doch der Kern des Ganzen national-deutsch und altertümlich geblieben. Obwohl diese bewunderungswürdigen Heldengestalten keine Spur von der Einwirkung des Christentums zeigen, erscheinen sie doch in Schuld und Buße, in Liebe und Rache, in Treue und Geduld gleichartig den unvergeßlichen Helden der homerischen Dichtung. Während in der ersten Hälfte unsres Nationalepos Siegfried, der deutsche Achill, mit all seinem Mut, Edelmut und Übermut durch die Hinterlist der rach-

süchtigen Brunhilde und des erbitterten Rivalen Hagen ein tragisches Ende findet, so wächst im zweiten Teile, der Kriemhildens Rache darstellt, der dämonische, aber bis zum Tode getreue Mörder Hagen von Tronje, der allein das Ende voraussieht, wie Hektor, fast zu titanischer Größe empor. Hier ist alles heidnisch: Christus wird nur einmal erwähnt, öfter „der allmächtige Gott", am häufigsten der Teufel; die Kirche findet nur Erwähnung, wenn es zum Streit kommt. Die französische Litteratur dieses Zeitraums hat kein einziges Epos aufzuweisen von einer so naturwüchsigen Heldenkraft, von einer so energischen Tiefe, einer so rein menschlichen, süßen und grausamen Seelenstärke.

Andre Volksepen.

Weniger beliebt — wir besitzen nur eine einzige Handschrift — scheint der nordsächsische Sagenkreis gewesen zu sein, der uns in der deutschen Odyssee, in „Kudrun", das holde Bild vorführt von jener dänischen Königstochter, die 13 Jahre als Sklavin in dem Hause des Normannenkönigs, der sie mit Gewalt entführt hat, dem fernen Bräutigam die Treue bewahrt, dem sie einst ihr Wort gegeben. Im Ausgange des 13. Jahrhunderts wurde Dietrich von Bern (Theoderich von Verona) der Lieblingsheld der Nation. In seinen Kämpfen gegen die Riesen Ecke und Sigenot, gegen den Zwergkönig Laurin (im Kleinen Rosengarten), wie im Zweikampf mit Siegfried von Worms (im Großen Rosengarten), erscheint er als der wahre Vertreter des deutschen Heldentums, das den Kampf nicht mag, aber wenn er ihm aufgedrungen wird, alles vor sich niederwirft. Auch die eigenartige Gestalt eines Mönchs (Ilsan), der seine kriegerische Raufluft unter dem frommen Gewande nicht ganz verbergen kann, tritt im Großen Rosengarten mit humoristischem Reiz in die Litteratur ein. Mehrere von diesen Epen, als sogenanntes Heldenbuch in der Dresdener Handschrift des Kaspar von der Roen zusammengefügt, waren im Volke so beliebt, daß die neuerfundene Buchdruckerkunst sie unter ihre ersten deutschen Drucke aufnahm.

Minnelieder.

Gleichzeitig entwickelte sich eine reiche lyrische Poesie. Anfangs rein volksmäßig und herzlich, dann vielfach beeinflußt von französischen Vorbildern, wurde sie bald ein Eigentum des Ritterstandes, ja sogar die Freude einiger Fürsten, Könige und Kaiser. Unter den 140 Minnesängern, deren Lieder die Manessesche Handschrift enthält, befinden sich Heinrich VI. und Friedrich II. von Hohenstaufen. Wenn auch Wolfram von Eschenbach die provençalische Gattung der unzüchtigen Alben, die „Tageweisen" oder „Wächterlieder", in Deutschland einführte, so hat er doch selbst von diesen mit den edlen Worten Abschied genommen: „Nur ein offenkundig süß' Gemahl kann wahre Minne geben." Unter den treuherzigen Sängern der Gottesminne, Herrenminne und Frauenminne ragt Friedrich von Hausen hervor, der wenige Tage vor Friedrich Barbarossa in Kleinasien sein Ende fand und in edlen Liedern dem Schmerze Ausdruck gibt, daß ihn die Erinnerung an die Geliebte selbst im Gebete störe. Aus der Tiefe eines frommen Herzens seufzt er: „Wenn ich's als Sünde büßen soll, warum schuf er sie so von Schönheit voll." Auch Hartmann von der Aue, Heinrich von Veldecke und Heinrich von Morungen erscheinen in dieser Reihe, aber für die „Leitefraue des Nachtigallenheeres" erklärt Gottfried von Straßburg die „Hagenauerin" und bezeichnet damit zweifellos Reinmar den Alten, der am Hofe der Babenberger, besonders Leopolds V. (gest. 1195) lebte und dort der Lehrmeister Walthers von der Vogelweide wurde. Dieser ausgezeichnete Sänger, der alle andern germanischen und romanischen Minnedichter weit überragt, war aller Wahrscheinlichkeit nach ein Südtiroler, vielleicht aus der Gegend von Sterzing. Aufgewachsen in der Nähe der großen Straße, auf welcher die mächtigsten Wanderzüge aus Deutschland nach dem sonnigen Italien seit den Tagen der Römer erschienen waren und neuerdings die meisten von jenen Pilgern nach dem heiligen Lande den Weg zum nächsten Seehafen suchten, hatte er frühzeitig gelernt, sein gutes und mannhaftes Herz nicht nur mit den Idealen des deutschen Ritters, mit Waffenkampf und Frauenliebe, sondern auch mit tiefster Gottesliebe und glühender, stolzer Vaterlandsliebe zu erfüllen. Allein die Not bewegte ihn zu einem unsteten Wanderleben. Eine Zeitlang weilte er an dem „wonnigen Hofe" zu Wien, dann erschien er im Gefolge König Philipps von Schwaben, Kaiser Ottos IV., dessen Kargheit gegen deutsche Sänger er besonders tadelt, und wiederholentlich auf der

Wartburg bei Hermann von Thüringen, bis der junge Friedrich II. von Hohenstaufen ihn durch ein kleines Lehen im höchsten Maße beglückte; 1230 starb er in Würzburg. Die Welt seines lyrischen Gesanges ist bei weitem die reichste; immer weiß er in dem Bekannten das Neue oder das Schöne herauszufinden und in die wärmste Sprache des Herzens und der Phantasie zu kleiden. Mag er nun den Blumenflor und den Vogelgesang des Maien oder die Tugend und Anmut der Frauen besingen, so läßt er uns doch auf jeder Zeile durchblicken und spricht es oft unzweideutig aus, daß er nur den deutschen Mai, daß er nur die deutschen Frauen so hoch stelle. Eine mannhafte und stolze Vaterlandsliebe bewegt ihn zur treuesten Verehrung der hohenstaufischen Könige, des lieblichen Philipp von Schwaben und des genialen Friedrich II., anderseits zur bittersten Klage über die Zwietracht im Lande, über den Kampf der Parteien, zumal nach dem Tode Heinrichs VI. Mit unerhörter Kühnheit und mit echt patriotischem Grimm wendet er sich, als ein Vorläufer des großen Protestanten Luther, gegen die Doppelzüngigkeit, Habsucht und Herrschgier des gewaltigsten Hierarchen, Innocenz III., und bezeugt zu gleicher Zeit sein volles Recht zu solchem Hohn auf die Verweltlichung des Priestertums durch mehrere Lieder und Leiche, in denen er die tiefe und innige Frömmigkeit eines wahrhaft christlichen Herzens kundgibt. Auch seine Liebeslieder erscheinen im Scherz wie im Ernst so keusch, und doch so warm und natürlich, daß er alle Chansons, wie in seinen politischen Liedern alle Sirventes der Troubadours weit überragt. Wohl überschleicht ihn oft die Ahnung, daß nicht nur die Kunst des Gesanges, sondern auch edle Liebe, edle Sitte und wahre Frömmigkeit dem Verfalle nahe seien; darum gibt er in einer reichen Fülle von sinnigen Sprüchen über Kindererziehung, Lebenseinrichtung, erlaubte und unerlaubte Freuden, über die Gefahren der großen Welt und ihre Bekämpfung die sinnigsten, ja weisheitsvollsten Ratschläge.

Didaktische Dichtungen.

Viele von diesen treffen überraschend zusammen mit drei rein didaktischen Dichtungen, die fast gleichzeitig entstanden sind, mit dem um 1216 von Thomasin von Circlaria verfaßten „Welschen Gast", in welchem die Stäte (Beharrlichkeit, Charakter) als Quelle aller Tugenden gepriesen wird, mit dem „weltlichen Rat", in dem ein bayrischer oder fränkischer Ritter Winsbeke seinem Sohn diu mâze (die Mäßigung) als Endziel der höfischen Sitte bezeichnet, am meisten aber mit der überaus feinsinnigen Spruchdichtung Freidanks, der (um 1229) der Bescheidenheit, d. h. der wahren Klugheit und Weisheit, den höchsten Preis zuerkennt.

Die dörfische Hofpoesie.

Eine wunderbare Richtung des deutschen Minnegesangs brachte der bayrische Ritter Neidhart von Reuenthal auf (gest. 1240 und liegt im Stephansdom zu Wien begraben), welcher in vielen — er selbst sagt 409 — Weisen die Freuden, Lustbarkeiten, Schlägereien und andre Roheiten der Bauernwelt darstellte und dadurch die „dörperliche" Hofpoesie, oder, wie man gewöhnlich zu sagen pflegt, „höfische Dorfpoesie", begründete. Der bekannteste Anhänger dieser Richtung wurde der Ritter Tannhäuser, aus einem salzburgischen Geschlechte, der in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts in Österreich, Bayern und Böhmen erschien und neben einigen frommen Bußliedern mehrere Tanzlieder oder Reihen verfaßte, deren derbe Sinnlichkeit zu der bekannten Sage Veranlassung gab, daß er nach vorübergehender Reue in den Venusberg gegangen sei. Die letzten nennenswerten Sänger, welche in Schlesien, Thüringen und Böhmen auftraten, waren Herzog Heinrich von Breslau, Heinrich von Meißen und Reinmar von Zweter, während der steirische Ritter Ulrich von Lichtenstein (s. oben) in seinen Liedern zwar noch einmal den reinsten unschuldsvollsten Ton echt ritterlichen Minnegesangs ausklingen läßt, aber zugleich in seinem Frauendienst ein Zerrbild jenes Frauenkultus zur Darstellung bringt.

Der Sängerkrieg auf der Wartburg.

Die Gewohnheit, an Höfen, besonders an dem Hermanns von Thüringen, ähnlich den ritterlichen Turnieren poetische Wettkämpfe in Streitgedichten zur Darstellung zu bringen, gab Veranlassung zu jenem umfangreichen Gedichte über den Sängerkrieg auf der Wartburg (angeblich 1206), welches man bisweilen als die älteste weltlich-dramatische deutsche Dichtung bezeichnet hat. In derselben beschreibt ein unbekannter Verfasser aus dem Ende des 13. Jahrhunderts den Kampf zwischen Walther von der Vogelweide und einem sonst nur dem Namen nach bekannten österreichischen Dichter

152. Der Fest- und Waffensaal der Wartburg.

Heinrich von Osterdingen, der durch das Erscheinen der Landgräfin Sophie gestört und nach Jahresfrist von Klingsor von Ungarland und Wolfram von Eschenbach nochmals aufgenommen wird. Der Gegenstand des ersten Streites über die Vorzüge des Herzogs Leopold von Österreich und des Landgrafen Hermann von Thüringen ist ebenso geschmacklos, wie das Rätselspiel im zweiten, bei welchem Klingsor den Teufel zu Hilfe ruft, dunkel und langweilig. Überall zeigte sich, daß der deutsche Ritterstand den Adel seines Geschmacks und seiner Sitten zugleich eingebüßt hatte, und die letzten Vertreter der deutschen Dichtung es vorzogen, das Wohlgefallen des dritten Standes zu suchen, wie schon um 1235 der Österreicher Stricker (die Handschriften nennen ihn Streicher, d. i. Umherstreifer) gethan hatte, indem er eine Sammlung von „Beispielen" und Fabeln, genannt „die Welt", und im Pfaffen Amis eine muntere Darstellung von Gaunerstreichen verfaßte.

Die ersten wirklichen Anfänge der dramatischen Dichtung blieben einstweilen noch an die Kirche gefesselt und erschienen zu Weihnachten und Ostern, von Geistlichen aufgeführt, ausschließlich in lateinischer Sprache in Deutschland wie in Frankreich.

Die lateinische Vagantendichtung.

Einen wunderbaren Auswuchs der geistlichen lateinischen Dichtung zeigt die Poesie der sogenannten Vaganten oder Goliarden. Herumziehende Kleriker, fahrende Schüler bettelten sich bei geistlichen und weltlichen Höfen, in Städten und auf Ritterburgen den nötigen Lebensunterhalt zusammen und gaben dafür in munteren lateinischen Reimen allerlei tolle Satire auf den eignen gelehrten Stand oder Loblieder auf den Wein, die Liebe und das Spiel manchmal mit genialer Ausgelassenheit zum besten. In der Zeit Friedrichs I. und Alexanders III. war ganz Deutschland und Italien von diesen fahrenden, bettelnden, singenden, stehlenden und immer durstigen Vaganten, Schulfüchsen oder „Spervögeln" (Sperlingen) erfüllt, die den Winter mühsam in der Klosterschule aushielten, aber mit dem ersten Frühlingssonnenstrahl nach allen Winden auseinanderflogen, um von ihrer Dichtung und ihrer guten Laune zu leben. Der genialste von ihnen, er nannte sich selbst Archipoëta (Erzdichter), eiferte mit eleganten lateinischen Reimversen für Kaiser Friedrich gegen das „tobende, goldverschlingende Rom" mit der „charybdischen Papstkanzlei, den scyllaartigen Advokaten der Kurie und den Kardinalpiraten". Ihm schreibt man auch die noch bekannten Studentenlieder zu: „Mihi est propositum", „Ergo bibamus" und die ältesten Stücke des „Gaudeamus".

Die Künste.

Die Musik

Diejenige Kunst, welche der Dichtung am verwandtesten ist, die Musik, machte in diesem Zeitraume nur geringe Fortschritte. Wenn es auch schon an den meisten großen Kathedralen Frankreichs und Deutschlands Sängerchöre gab, und in den Klosterschulen die Musik mehrfach gelehrt und gepflegt wurde, so kam doch erst durch Franco von Köln (um 1200) eine bedeutende Neuerung zustande, indem er durch die sogenannten franconischen Noten die verschiedene Zeitdauer bezeichnete und für den kurz zuvor aufgekommenen Zwiegesang den Biscantus oder Discantus, die bisher verpönte Terz als „unvollkommene Konsonanz" empfahl und dadurch zur Mensuralmusik wie zur harmonischen den ersten Grund legte. Die Verwendung von Instrumentalmusik, insbesondere von Streich- und Blasinstrumenten, wie von Harfen und Glocken, zur Verschönerung des Gottesdienstes beweist ein Basrelief an der Kathedrale zu Amiens, in welchem mehrere gekrönte Musiker dargestellt sind, zwischen denen ein begeisterter Kunstenthusiast sich vor Entzücken auf den Kopf stellt. Daß bei allen weltlichen Festlichkeiten Gesang und Spiel eine Rolle spielten, und ihre Vertreter oft sogar als Gesandte von Hof zu Hof geschickt wurden, bezeugen die Ritter- und Volksepen des Mittelalters, ebenso wie die lyrischen Dichtungen der Troubadours und der Minnesänger oft die Erwähnung enthalten, daß sie entweder mit der drei-, vier- oder sechssaitigen Vielle oder der dreisaitigen Gigue (Geige) begleitet seien. Allein über den künstlerischen Wert solcher Musik wissen wir fast nichts. Auch die wenigen erhaltenen Melodien (wie z. B. von Tannhäusers Bußliedern) machen einen wenig erfreulichen Eindruck.

Die Baukunst.

Den bedeutendsten Aufschwung im Zeitalter der Kreuzzüge nahm die stumme und starre Baukunst. Mehr als irgend eine andre bezeugt sie jene gewaltige Vertiefung, welche das christliche Gefühl in diesem Zeitalter gewonnen hatte, trotzdem oder vielleicht,

weil es sich mehr und mehr von den Fesseln des hierarchischen Kirchentums freigemacht hatte. Je mehr man sich überzeugte, daß es nicht die Aufgabe der Christen sei, mit Strömen von Blut den irdischen Boden zu erringen, auf welchem die Füße des Heilands einst gewandelt waren, um so mehr beeiferte man sich, an allen Enden Europas, aber am meisten doch immer in Deutschland, durch eine Masse von Kirchenbauten, zum Teil von unerhörter Größe und Pracht, dem Christentum im eignen Lande eine Stätte zu bereiten. Wohl gingen an den meisten Stellen die Erzbischöfe, die Bischöfe, die Domkapitel, ja selbst die Klöster in solchem Streben voran — sie waren ja auch bei weitem die reichsten — allein kaum hatten die industriellen und Handelsstädte die ersten goldenen Früchte aus den Kreuzzügen davongetragen, so wetteiferten sie miteinander in der Herstellung monumentaler Kirchenbauten. Anfangs war wohl immer noch derjenige, welcher den Bauplan entworfen hatte, ein Mönch oder ein Priester, und selbst die Ausführenden dienende Brüder, allein schon während der Kreuzzüge erschien es als wünschenswert und als fördernd zur Seligkeit, wenn auch Laien sich nicht nur mit ihrem Gelde, sondern auch mit persönlichen Kraftanstrengungen an solchem Gottesdienste beteiligten. Bisweilen sah man Frauen in seidenen Schleppgewändern oder auch Ritter und Fürsten Bausteine und Pfahlwerk zusammentragen. Im 11. Jahrhundert findet sich bereits die Erwähnung, daß man nach dem Norden von Deutschland süditalische Meister und Handwerker habe kommen lassen, dagegen wurden am Anfange des zwölften deutsche Bauleute nach Saint-Denis berufen. So war es denn bald das Gewöhnliche, daß der geistliche Bauherr sich einen oder mehrere weltliche Architekten wählte, welche zusammen mit den Gesellen und Burschen bei schlechtem Wetter in der „Bauhütte" Platz fanden und hier, wo auch die Pläne waren, alle Einzelheiten miteinander berieten. Da die Bauten des Mittelalters meistens über ein Jahrhundert währten und die Vollendung oft durch den Mangel an den nötigen Geldern unterbrochen wurde, bis neue Ablaß- und Bußpredigten wieder Ersatz geschafft hatten, so war eine solche Bauhütte in der Nähe der Kathedrale zugleich möglichst dauerhaft und geräumig eingerichtet. Wegen häufiger Streitigkeiten mit den Unternehmern des Baues traten auch die Dombaumeister, wie die Steinmetzen und die andern Handwerker miteinander in Verbindung und gewannen, da auch sie eine religiöse Richtung behaupteten und die „vier gekrönten Märtyrer" zu ihren Schutzpatronen gewählt hatten, eine entscheidende Gewalt, wenn es sich um Streitigkeiten innerhalb der Genossenschaft oder mit den Bauunternehmern handelte. Der ersten solcher Baubrüderschaften, den „Hüttenjungen des lieben Herrgotts", begegnet man schon im 12. Jahrhundert im südlichen Frankreich. Bald verbreitete sich diese Einrichtung in ganz Deutschland, wo Straßburg, Köln, Wien und Bern für die Hauptbauhütten galten und die erstgenannte die oberste Leitung aller Angelegenheiten in die Hand nahm. Wenn auch von hier aus zweifellos die Verpflichtung ausging, die Geheimnisse ihrer Kunst zu bewahren und, um sicher zu gehen, für den Verkehr mit Mitgliedern gewisse geheimnisvolle Zeichen verabredet waren, an denen man die Wissenden erkennen konnte, so ist doch von einem Zusammenhang mit den späteren Freimaurern keine Spur vorhanden.

Übergangsstil.

Dem Stile nach zeigt dieses Zeitalter das höchst anmutige Bild des Übergangs vom Romanischen (s. Bd. III, S. 408) zum Gotischen. Überall erkennt man, von Sizilien bis nach Holstein hin, das liebenswürdige Bedürfnis, die einfachen, klaren, nach außen hin schmucklosen Formen des bisherigen Kirchenstils mit freierem Lebensgefühl, innigerer Empfindung, kräftigerer Gliederung und reicherer Pracht umzugestalten. Daher wird wohl am frühesten in Sizilien aus den arabischen Bauten der Spitzbogen herübergenommen sein, um die Decke des Mittelschiffes kräftiger und bequemer zu stützen, bis am Anfange des 13. Jahrhunderts dieser Bogen, der bisher nur zum Schmuck oder zur Hilfe angewandt ist, dem gotischen Baustile zur konstruktiven Grundlage dient.

Die bekanntesten Bauten aus dieser Zeit des Überganges sind die sechstürmige Klosterkirche zu Laach mit ihren Arkadengängen, der Dom zu Trier, dessen halbkreisförmige Apsis polygon umgestaltet und durch Strebepfeiler gestützt wurde, der zu Speier mit schmuckvollen Fensterrahmen und Kranzgesimsen, der Westchor sowohl des

153. Die Kathedrale zu Reims.

Die alte Krönungskirche der französischen Könige, eine der schönsten Kirchen Frankreichs, mit Skulpturen u. s. w. reich geschmückt (1212—1430). An der (hier vorzüglich sichtbaren) Fassade allein sind 530 Statuen! Die Rosette hat über 12 m im Durchmesser. Die beiden Türme haben 1480 durch Brand ihre Spitzen verloren.

Domes von Worms wie des von Mainz und vor allem der Dom zu Bamberg, die alle durch zierliche Turm- und Erkerbauten wie durch schmuckvollere Durchbildung des Äußeren das Bedürfnis zeigen, über die alte Einfachheit hinauszugehen. Dasselbe Streben gab auch in Mitteldeutschland Anlaß zu den wunderbar schönen Holzschnitzereien in der kleinen Kirche zu Wechselburg und zu der mit reichen und poesievollen Skulpturen geschmückten Goldenen Pforte am Dom zu Freiberg. Denn die Skulptur steht in dieser Zeit noch vollkommen im Dienste der Architektur. Außerdem gehören zu den interessantesten Bauten aus dieser Zeit des Übergangsstils die Dome zu Naumburg, Halberstadt, Magdeburg und Braunschweig, doch breitete sich dieselbe Bauweise auch über Österreich, wo sie in der Westseite der Stephanskirche zu Tage kommt, bis nach Ungarn aus, wo die Kirche von St. Jak ein sechsfach vertieftes und kunstvoll gegliedertes Portal zeigt, das, vom inneren Rundbogen ausgehend, sich bis zu einem großen Spitzbogen nach außen erweitert.

Von weltlichen Bauten verdient nur etwa die berühmte Wartburg eine Erwähnung, in deren Säulengalereien und verhältnismäßig kleinen Sälen der Landgraf Hermann (gest. 1216) die berühmtesten Sänger seiner Zeit versammelte und bewirtete.

Gotik. „Wie die Blüte aus der Knospe", so entwickelte sich gegen Ende dieses Zeitraums aus der romanischen die gotische Baukunst. Warum und wann sie diesen Namen bekommen hat, ist nicht mehr vollkommen festzustellen. Am wahrscheinlichsten stammt er aus dem Zeitalter der Renaissance, in dem man nicht nur in Italien, sondern auch in Deutschland (sogar bis zu Lessings Zeit) alles Altmodische, Veraltete und Unschöne als gotisch zu bezeichnen pflegte. Wenn Goethe den Vorschlag machte, ihr den Namen deutsche Baukunst beizulegen, so kommt ihr derselbe nur in dem Sinne zu, daß sie in Deutschland ihre vollkommenste Ausbildung erhalten und ihre längste Dauer gehabt hat. Allein als die wahre Heimat der gotischen Architektur ist zweifellos Frankreich zu bezeichnen. Hier hatte der große Minister Ludwigs VI., der Abt Suger von Saint-Denis, seit dem ersten Viertel des 12. Jahrhunderts eine eifrige Bauthätigkeit entwickelt. Mit der Gründung der altehrwürdigen Notredame-Kirche zu Paris (1163) erscheint in dem Aufbau die horizontale Richtung des romanischen Stils durch die vertikale des gotischen mehr und mehr überwunden. Von nun an entwickelt sich dieser prachtvollste und großartigste Kirchenbaustil aller Zeiten zu immer größerer Vollendung in der Sainte Chapelle, die Ludwig IX. errichten ließ, und in den Kathedralen von Chartres, Amiens und Reims. Die „Heilige Kapelle" (s. S. 249); obwohl von geringerer Größe, aber im Innern farbenprächtig ausgeschmückt, ließ Ludwig 1245—48 durch Peter von Montereau erbauen, damit sie die Dornenkrone Christi aufnehme, die ihm der lateinische Kaiser Balduin II. für die Zusendung von Truppen und Hilfsgeldern (wie man behauptete, bis zu 11000 Pfund Silber, d. i. fast eine Million deutscher Mark) überlassen hatte. In der Karwoche pflegte der fromme König die kostbare Reliquie dem gläubigen Volke mit eigner Hand zu zeigen.

Statt der öden Einfachheit der altromanischen Bauten zeigte die gotische Kirche schon in ihrem Äußern eine wunderbare Gliederung, eine stilvolle Vernichtung der Flächen durch aufstrebende Pfeiler, zwischen denen spitzbogig gekrönte Fenster mit eignen kleinen Giebeln (Wimpergen) zwischen reichlichem Steinwerk (Maßwerk), durch bunte Glasscheiben oder farbenprächtige Glasgemälde reichliches, aber gedämpftes Licht in die drei-, meistens fünfschiffige Kirche gelangen ließen. Denn auch das Mittelschiff konnte mit Fenstern versehen werden, weil seine Seitenwände von außen her durch mächtige Strebepfeiler gestützt wurden, die bogenförmig oder gar baumartig geästelt über die Seitenschiffe hinweg bis zur Dachhöhe emporstiegen. Der Eingang auf der Westseite unter dem großen Sternfenster war durch ein, später meistens durch drei, vielfach gegliederte und vertiefte Portale bezeichnet, zwischen denen oder neben denen erkerartige Türmchen mit laubförmigen Spitzen an den beiden Haupttürmen von einem Stockwerk zum andern emporstiegen. In den ältesten Bauten dieses Stiles findet sich wohl noch die später fast ganz aufgegebene horizontale Abteilung durch Simse, so in der Kathedrale von Reims und in der Notredame-Kirche zu Paris. Allein im allgemeinen zeigt

154. Kapitelsaal des Klosters Maulbronn. Nach Paulus.

Das ehemalige Cisterzienserkloster Maulbronn in Württemberg ist eine der umfangreichsten und besterhaltenen Klosteranlagen in Deutschland. Besonders bemerkenswert dort ist das Kapitelhaus, mit den Kreuzgängen durch breite Fenster verbunden, die herrliche Durchblicke gewahren.

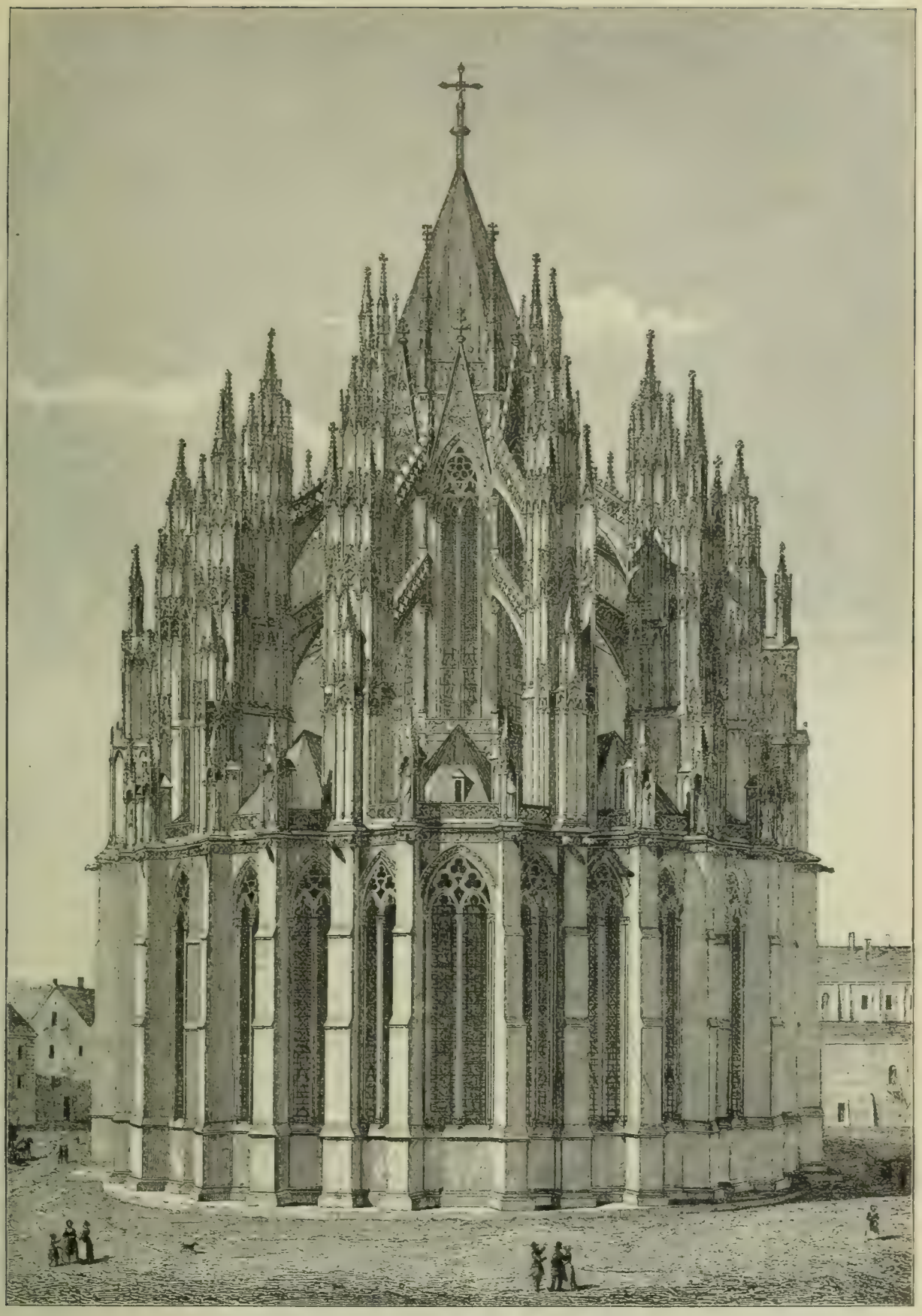
sich schon vom ersten Anfange an das Streben nach der Höhe und die Neigung, auch die Wandflächen, besonders an der ganzen Westseite, durch erkerartige Ausbauten zu gliedern, in welchen die Statuen von Heiligen und Märtyrern Platz fanden. Im Innern verschwand der erhöhte Chor mit der darunterliegenden Krypta, der bisher eine abgegrenzte Kirche für den Klerus gebildet hatte. So wurde der Chor auf den Boden der ganzen Kirche herabgezogen, von den Seitenschiffen mit umgeben und gewöhnlich durch einen Kranz von fünf oder sieben Kapellen erweitert. Auch diese zeigten nach außen hin nicht mehr eine halbkreisförmige, sondern eine polygone Gestaltung. Breiter

als früher gestaltete man auch das Querschiff, welches bald zu einem dreischiffigen Querhause wurde und über der Vierung einen schlanken, vielfach gegliederten oder mit durchbrochenem Steinwerk verzierten Turm trug. Der ganze gewaltige Oberbau mit seinen hohen Kreuzgewölben ruhte auf mächtigen Pfeilern, deren Kern von stärkeren oder schwächeren Halbsäulen, sogenannten Diensten, umgeben war, allein er hatte den Charakter der Schwere verloren und schien emporgehoben, ja emporgewachsen aus den vielen Rippen, die von diesen Säulenbündeln leicht und anmutig wie jugendfrische Baumäste emporstrebten, bis sie in äußerster Höhe ihre Zweige kreuzten. Nur mit Blättern verzierte Knäufe, kein eigentliches Kapitäl, bezeichnete die Stelle, an welcher der Pfeiler anfing den Bogen zu bilden. Die Säule schien zum Baume, die Kirche zu einem heiligen Haine geworden zu sein, und die ganze fromme Gefühlstiefe dieses Zeitalters spiegelte sich mit ihrer Sehnsucht nach dem Jenseits in solchen mächtigen Kathedralen, deren Anblick nicht mehr die Arbeit des Baumeisters, sondern fast nur die des Bildhauers zeigte. Der Stein wurde zur Pflanze und bekam sprossendes Leben, selbst die steinernen Ranken waren mit Blättern besetzt, sogenannten „Krabben", und die Hunderte von Spitzen und Türmchen bis zum höchsten Turm, der weit in den Himmel ragte, endigten in einer Kreuzblume. Einen sinnigeren, frömmeren, poesievolleren Baustil hat es nie gegeben.

Es ist bereits bei der Geschichte Englands ausgeführt worden (s. S. 224), daß diese neue und reizvolle Bauweise durch Wilhelm von Sens 1174 in der Weiterführung des Domes zu Canterbury in Anwendung kam und daß doch die frühzeitige Gotik des 13. Jahrhunderts einerseits sich näher an die ältere englisch-normannische Art anlehnt, z. B. die Holzdecke statt des Steingewölbes beibehält, anderseits durch frühzeitige Anwendung des Sterngewölbes eine Pracht im Innern entfaltet, die fortan den englischen Kirchenbauten bis in das 16. Jahrhundert eigen bleibt.

Deutsche Gotik.

Der erste deutsche Bau, welcher urkundlich nach dem neuen französischen Muster als opus francigenum (1264) bezeichnet wird, ist die Stiftskirche zu Wimpfen, welche selbst an unpassender Stelle Neuheiten enthält, die zweifellos der eben (1262) vollendeten Kathedrale von Amiens entnommen sind. Derselbe Baumeister scheint dann an dem Münster zu Freiburg und endlich wohl auch an dem zu Straßburg gearbeitet zu haben. Doch findet sich der Einfluß der französischen Gotik bereits früher im Chor des Magdeburger Domes, in der Liebfrauenkirche zu Trier und vor allem in der Elisabethkirche zu Marburg (1235—83), welche mit ihren drei gleichhohen Schiffen das erste Beispiel einer sogenannten Hallenkirche in Deutschland gibt. Das erste Kunstwerk im großartigsten Stile, wie ihn keine Kirche Frankreichs aufweist, ist das Straßburger Münster, welches nach mehrfachen Bränden seit 1176 fast vollkommen umgebaut wurde. Während der Chor mit der darunter befindlichen Krypta und die ganze Südseite mit dem großen Portale noch dem romanischen Stile treu bleibt, ist das dreischiffige Langhaus bereits gotisch gegliedert und die wunderbare Fassade das erhabenste Denkmal des Künstlergenies Erwin von Steinbachs geworden (gest. 1318). Das über die ganze Baufläche fein ausgespannte Maßwerk von Steinrippen, darunter die drei mächtigen tiefgegliederten Portale mit mannigfaltigen Skulpturen, darüber das großartige Rosenfenster von 10 m Durchmesser erinnern zwar an französische Bauten und mehr noch an das Münster zu Freiburg, überragen aber solche Vorbilder an Schönheit ebensoweit wie der eine allein ausgeführte Turm mit seinem graziösen Steinwerk alle früher erbauten Türme. Nur der durchbrochene Turmhelm gehört zum großen Teile einer späteren Zeit an. Der großartigste Sieg der gotischen Bauart trat im Kölner Dome zu Tage, der 1248 durch Gerhard von Riele begonnen und dessen herrlicher Chor mit seinem Kapellenkranze im Jahre 1322 geweiht wurde. Allein nur zu bald zeigte sich die Zeitstimmung und die Gesinnung des deutschen Volkes unfähig und unlustig zur Ausführung eines so riesenhaften Kunstwerkes, wie es sich notwendigerweise mit einem fünfschiffigen Langhause und zwei Türmen von bisher noch nicht erreichter Höhe an jene wunderbare Choranlage anschließen mußte. Wie das Münster zu Ulm, dessen Grund 1277 gelegt wurde, und viele andre, ja die meisten himmelanstrebenden Kathedralen des gotischen Baustiles blieb er, ein Babelsturm, unvollendet, bis das 19. Jahrhundert sich seiner annahm.



155. **Chor des Domes zu Köln. Nach Gailhabaud.**

Der Chor des Domes zu Köln wurde im Jahre 1248 gegründet, jedoch erst 1322 geweiht. Mit seinem siebenseitig polygonen Schluß, Umgang und Kranz von 7 polygonalen Kapellen folgt er genau dem bereits an mehreren französischen Kathedralen gewonnenen System; aber es ist zu großer Lauterkeit, Folgerichtigkeit und Klarheit durchgeführt.

Gotik in Italien.

Der einzige italienische Bau dieses Zeitalters, in dem sich die gotische Bauweise angewandt findet, ist die Doppelkirche, d. h. die Ober- und Unterkirche des heiligen Franziskus von Assisi; allein der deutsche Meister Jakob, der den neuen Stil eingeführt haben soll, wagte ebensowenig wie seine späteren Nachfolger, ihn bis auf prachtvoll gegliederte Fassaden und hochragende Türme auszudehnen. Die Fremdartigkeit des gotischen Baustiles, der doch immerhin eine Verwandtschaft mit norddeutscher Waldlandschaft zu Tage treten läßt, ließ ihn in der Gartenlandschaft des sonnigen Italien nie zur vollen Ausbildung gelangen.

Bildhauerkunst und Malerei.

Die Bildhauerkunst und die Malerei stehen in diesem Zeitalter in engster Verbindung mit der Baukunst und sind ihr gemeinhin unterthan. Wie die schon genannten Holzschnitzereien zu Wechselburg und die Steinarbeiten zu Freiberg bezeugen, schuf die romanische Kunst sich eine eigne symbolische Sprache, um durch Anlehnung an biblische Erzählungen oder an die christliche Mythologie fromme Gedanken und Empfindungen zu wecken. Wenn in den Portalen oder auf den Grabmälern aus dieser und ebenso aus den Anfängen der gotischen Zeit Formen sichtbar werden, die wahrhaft schön genannt zu werden verdienen, so rühren dieselben in jedem einzelnen Falle von Steinmetzen her, die zufällig mit einem glücklichen Blicke für die Natur des Menschen und mit edlem Geschmacke begabt waren. Von einer stilgemäßen Ausbildung und Anlehnung an berühmte Muster finden sich nur seltene Spuren. Um so auffallender und großartiger zeigt sich der mächtige Einfluß der antiken Kunst bei dem italienischen Meister Niccolo Pisano, dem Vater der sogenannten Vorrenaissance. An der Kanzel des Baptisteriums von Pisa, die er 1260 vollendete, sind die Propheten und Evangelisten, die allegorischen Gestalten über den Säulen und die heiligen Personen auf den Reliefs, welche Christi Geburt, die Anbetung der Könige, die Darstellung im Tempel, die Kreuzigung und das Jüngste Gericht darstellen, von wahrhaft griechischer Formenschönheit in der Behandlung sowohl des Nackten als der Haare und der Gewänder. Gegen Ende des Zeitraumes begann auch ein florentinischer Maler Giovanni Cimabue sowohl in seinen Tafelbildern als in den Wandmalereien der Oberkirche des San Francesco von Assisi sich von den Fesseln der starren byzantinischen Überlieferung, wie sie noch in den vielen Mosaikbildern der Markuskirche zu Venedig oder des Domes von Parenzo zu Tage tritt, mehr und mehr loszureißen, um in kindlich-frommer Weise der Natur zu folgen. Von größeren Wandmalereien aus der Zeit des romanischen Stiles ist wenig erhalten, und der gotische bot selbstverständlich nicht die nötigen Flächen dar. Auch hier zeigen erst am Ende des 13. Jahrhunderts die Darstellung des Weltgerichtes und der Krönung Mariä an den Gewölben der Deutsch-Ordenskapelle zu Ramersdorf bei Bonn den Übergang von starrer Überlieferung zu natürlicher Anmut und Schönheit (die Kopien befinden sich im Königl. Museum zu Berlin). Die zahlreichen Glasbilder auf gotischen Kirchenfenstern und die Miniaturen in den Handschriften der Minnesänger, vor allem in der Manesseschen und Weingartner, zeugen von vollkommener Unkenntnis der menschlichen Gestalt, zumal in der Bewegung, und von der ausgesprochenen Neigung, durch weit ausgestreckte übergroße Hände und schiefe Kopfhaltung allerlei süßen und aufgeregten Empfindungen einen möglichst lebhaften und klaren Ausdruck zu geben.

Handel und Gewerbe. Münzwesen.

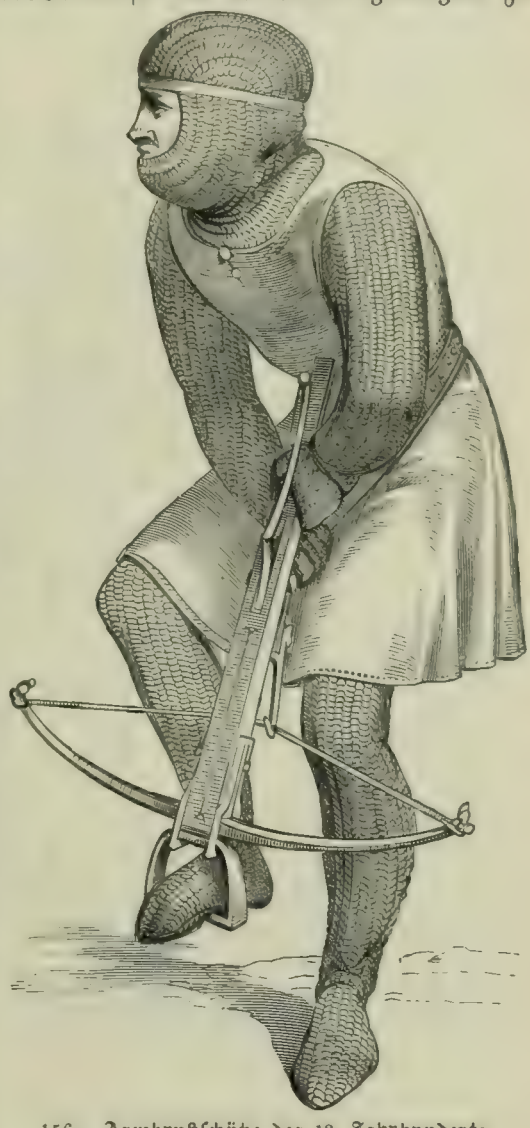
Wachstum der Städte.

Es ist wiederholentlich erwähnt worden, daß der trübselige Ausgang der Kreuzzüge, welcher die beiden einzigen gebildeten Stände, die Geistlichkeit und den Adel, mehr und mehr ihrer bisherigen Geltung beraubte, dem dritten Stande, dem der Städter, zum höchsten Vorteile gereichte. Indem ein großer Teil der adligen Herren seinen Grundbesitz verschleuderte, um die Mittel zu einer Kreuzfahrt zu erlangen, gewannen viele Leibeigene ihre Freiheit und zogen in die nächste Stadt, wo das Handwerk und das Gewerbe dem freien Arbeiter reichen Gewinn versprach. Zahlreiche Bauern hatten wohl auch die Hörigkeit abgestreift, indem sie als Kreuzfahrer neben ihrem bisherigen Herrn in das heilige Land zogen; kehrten sie zurück — was selten der Fall war — so fehlte ihnen die Lust, als Freie oder gar als Unfreie hinter dem Pfluge einherzugehen. Viele zogen es vor, Räuber und Söldner zu werden, andre wanderten in

die Städte oder gaben sich als sogenannte Pfahlbürger, indem sie außerhalb des städtischen Pfahlgrabens Wohnung nahmen, für eine Geldabgabe in deren Schutz. Der Mangel an ländlichen Arbeitern wurde in manchen Gegenden so arg, daß man solche aus den oft von Fluten heimgesuchten Niederungen Westdeutschlands herbeizog und ihnen natürlich bessere Bedingungen gewähren mußte, als den früheren Leibeigenen. Man sprach seitdem von diesen Bessergestellten als von „Holländern" und behandelte sie nach „holländischem oder flämischem" Rechte.

Vermehrung der Gewerbe, Ausbreitung des Handels.

Durch die Kenntnis der verfeinerten Lebensformen und Lebensbedürfnisse im Morgenlande ward ein Teil derselben auch nach dem Abendlande verpflanzt und bewirkte vielfach eine Änderung der europäischen Lebensweise. So entstanden neue Industrien und eine erhöhte Gewerbthätigkeit. Waffenschmiedekunst und Weberei gelangten zu hohem Aufschwung; die feinen Klingen und Dolche der Sarazenen fanden Nachahmung, und die von den Mauren nach Europa gebrachte Armbrust ward als Hauptwaffe der Bürger in Deutschland vervollkommnet, vielfach verbessert und kräftig gehandhabt. Durch die zunehmende Verbindung mit dem Morgenlande gelangte der Handel zu einer vorher nicht geahnten Blüte, und die Geldströmung in letzterem gereichte dem gesamten Bürgerstande zum Vorteile, dessen steigender Reichtum nicht nur in starken Stadtmauern, Thoren und Türmen, sondern auch bald in stattlichen Kirchen und in einer Menge von Verbrauchsgegenständen des Lebens sichtbar wurde. Selbst Ritter und Grafen, die durch den Kreuzzug ihrer Habe verlustig gegangen waren, benutzten ihre Erfahrungen und Verbindungen, gingen unter die Kaufleute und wurden oft zu reichen Patriziern in den großen Handelsstädten. In diesen Städtern aber, die täglich wohlhabender wurden, wuchs auch das Selbstbewußtsein mächtig empor. Fortan wollten sie keinem weltlichen oder geistlichen Herrn unterthan sein, sondern unter kaiserlichem Schutze ihre Angelegenheiten selbst verwalten, die Gerichtsbarkeit selbst ausüben; sie begehrten das Selbstverteidigungs- und das Fehderecht, ja „Reichsfreiheit" oder „Reichsunmittelbarkeit".



156. Armbrustschütze des 13. Jahrhunderts, seine Armbrust spannend. Miniatur in einer französischen Handschrift. Nach Viollet-le-Duc.

Anfang des eigentlichen deutschen Lebens in den Städten.

„Es bildete sich", sagt Gustav Freytag, „in den Städten die Grundlage aus, auf der das heutige deutsche Leben ruht. Wohl war die Arbeit der Bürger eine bescheidene im Vergleiche mit den stolzen Thaten des Rittertums; aber auch hier erkennt man die Innigkeit des deutschen Gemütes in der Freude am Schaffen und in der behaglichen Sorgfalt, womit der Handwerker die überlieferten Formen seines Gewerbes sich künstlerisch auszubilden bemühte. Betrachtet man dazu die Ehrbarkeit, die fromme Sitte und die Mannhaftigkeit der Zünfte, so darf man wohl sagen, daß die Mauern der Städte während der allgemeinen Trübsal und Verwirrung die echten Keime des deutschen Lebens für die folgenden Jahrhunderte gerettet haben."

Urquellen des Welthandels.

Die Urquellen des Welthandels waren wie zu den Zeiten der Phöniker, Griechen und Römer China, Indien und das gesamte Morgenland. Ihr unerschöpflicher Reichtum an Natur- und Industrieerzeugnissen, die dem Abendlande fehlten, aber doch reizend und unentbehrlich erschienen, ließ den gewaltigen Handelsstrom trotz aller

Hemmungen und Störungen nie versiegen, und wenn er auch an dieser oder jener Stelle zeitweilig ganz unterbrochen wurde, immer wieder neue Bahnen finden, die, wenn auch auf Umwegen, doch schließlich zum Ziele führten. Die feinen Seidengewänder Chinas und Babyloniens, das Elfenbein, die Edelsteine, der Stahl, die Gewürze Indiens, der Weihrauch, die Salben und andre Spezereien Arabiens*), die Teppiche und wollenen Zeuge Persiens, die prächtiggefärbten Tuche Phöniziens wanderten auch in den ersten Jahrhunderten des Mittelalters nach Westen, obwohl nicht in dem Maße, wie zu den Zeiten, da die Phönizier, Karthager und Griechen den Verkehr auf dem Mittelmeere vermittelten. Zum Glück hatten die Römer ihren einstigen Provinzen ein zu Wasser und zu Lande großartig und praktisch angelegtes Straßennetz und hunderte fester Häfen und Städte als Handelsstationen hinterlassen, auf denen man vom Schwarzen Meere und vom Nil noch immer bis zur Elbe und Weichsel gelangen konnte.

Konstantinopel als Knotenpunkt des Welthandels.

157. Bürgerliche Tracht im 13. Jahrhundert.

Miniatur aus einem lateinischen Evangelienbuche dieser Zeit.

Die Abbildung ist um so interessanter, als man aus dieser Zeit die Männer meist nur in Kriegstracht oder im geistlichen Ornat dargestellt findet. Man beachte auch den Kopfputz der Frau. Jungfrauen trugen meist offene Haare und Reifen oder Blumenkranze darauf (vergl. Abb. 150). (Hefner-Alteneck.)

Nach dem Untergange des Weströmischen Reiches bewahrte Konstantinopel, die Hauptstadt des Oströmischen, noch immer die alten Handelsverbindungen mit dem Orient und wurde als die natürliche Brücke zwischen Asien und Europa der Hauptstapelplatz des Welthandels. Hier flossen die Erzeugnisse Chinas, Indiens, Arabiens und der byzantinischen Provinzen Ägypten, Syrien und Kleinasien — von der andern Seite die Donau abwärts die Rohprodukte der ungarischen und deutschen, den Don, Dnjepr und die Wolga abwärts die der russisch-polnischen Länder zusammen, zunächst allerdings, um dem ungeheuren Verbrauche des Hofes und des gewaltigen Beamtenheeres zu dienen, dann aber auch, um gegeneinander auf den Bazaren ausgetauscht und in alle Weltgegenden verschickt zu werden. Zu Wasser und zu Lande strömten die Kaufleute aller Nationen hierher, errichteten Warenhäuser und Faktoreien, und die Kaiser verliehen ihnen Schutz und Rechte, Zollbefreiungen und andre Erleichterungen. — Zudem entstand in Konstantinopel selber eine bedeutende Industrie, die bald durch ihre Seiden- und Brokatzeuge, Gold- und Silberstickereien, Samt und ähnliche Artikel berühmt war.

*) Peschel gibt im „Buche berühmter Kaufleute" (Bd. 2, S. 45) folgende Übersicht über die orientalischen Naturprodukte. Gewürze: Pfeffer, Ingwer, Zimt, Kardamomen, Gewürznelken, Muskatnüsse und Muskatblüten; Arzneimittel: Tamarinden, Zittwerwurzeln, Myrobalanen, Kampfer, Kassia, Rhabarber; Räucherwerk: Benzoin, Adlerholz, Weihrauch, Myrrhen, Moschus und Ambra; Farbstoff: Brasilienholz.

Allein schon mit dem 8. Jahrhundert erwuchsen den Oströmern in den Arabern nicht nur auf politischem Gebiete, sondern auch auf dem des Handels und der Industrie gefährliche Nebenbuhler. Ihr Reich erstreckte sich, wie wir gesehen haben, schließlich über die gesamten Mittelmeerküsten Asiens und Afrikas bis nach Spanien, über Persien, Mesopotamien bis zum Kaukasus im Norden, bis Bochara und bis zum Indus im Osten und Südosten, endlich bis tief in die Negerländer Innerafrikas nach Südwesten. Mit dem gläubigen Gehorsam gegen ihren großen Propheten, der ihnen die Ausbreitung seiner Lehre über die ganze Erde als oberstes Gebot hinterlassen hatte, verbanden sie das Geschick, jenes Vermächtnis, an welches die höchste Seligkeit im jenseitigen Leben als Verheißung geknüpft war, schon in diesem Leben zu einer Quelle reichen irdischen Genusses und Wohllebens zu machen. Überall vertauschten sie schnell das blutige Schwert des Eroberers mit dem Stabe des Handelsmannes und mit den Werkzeugen des Gewerbetreibenden. Von ihrem Unternehmungsgeiste und ihrem Wissensdrange in bezug auf Menschen und Länder zeugen ihre großen Reisenden Makdisy, der im 10. Jahrhundert Asien und Afrika durchforschte, Edrisi im 12. Jahrhundert, welcher bis England kam und den Norden Europas bereits bis zu den Färöerinseln besuchte, und Ibn Batuta, der im 14. Jahrhundert ein größeres Stück Erde als Marco Polo und Livingstone zusammen durchwanderte, indem er bis Peking, Java, Sumatra, Delhi im Osten, bis Granada im Westen, bis an die Wolga im Reiche Kiptschak und bis Timbuktu in Afrika gelangte (s. Bd. III, S. 286). Die Handelsverbindungen der Araber reichten bis Kasan und die Wolga aufwärts bis zur Ostsee, durch die Steppen der Kirgisen bis nach Sibirien, durch Innerasien bis Kambalu oder Peking. Ebendahin drangen sie aber auch zur See vor. Indien, Ceylon, die Malediven und Lakediven, Sumatra, Java, die Straße von Malakka, die Molukken und die chinesische Küste bildeten hier ihr Handelsgebiet. In Hang-tscheu-fu oder Kansu (Quin-sai bei Marco Polo) besaßen sie bereits seit dem 9. Jahrhundert ein volkreiches Fremdenquartier. Auf zwei Straßen schafften sie die indisch-chinesischen Waren nach Westen. Entweder auf dem Roten Meere nach Kairo und Alexandrien, oder, da die Gluthitze und wütende Nordstürme die Schiffahrt ungemein erschwerten, nur bis zur halben Höhe des Roten Meeres, bis nach Dschidda, dem Hafenplatze Mekkas, bis wohin während der Hälfte des Jahres kühlende Südwinde wehen. Von Dschidda gelangten dann die Waren durch Karawanen nach Damaskus und Aleppo oder ebenfalls nach Alexandrien. Später benutzten die Araber mit Vorliebe den umständlicheren, aber sichereren Weg über den Persischen Golf durch Mesopotamien, wohin auch die Kalifen ihre Hauptstadt (Bagdad) verlegten. Am Eingange des Golfes wurden Ormuz und am inneren Ende desselben Bassora (Basra) zu großen Stapelplätzen. Von hier aus gingen die Waren teils den Tigris aufwärts über Täbris, Erzerum nach Trapezunt, wo sie in den Bereich des byzantinischen Handels kamen, teils folgten sie dem Euphrat aufwärts und erreichten von da aus die syrischen Häfen. Die europäischen Kaufleute durften über gewisse Grenzstädte nicht hinausgehen, und so beherrschten die Araber jahrhundertelang den orientalischen Handel als ausschließliche Vermittler, bis sie den Seldschuken erlagen. Weit drangen sie auch ins Innere Afrikas ein und verbreiteten den Islam bis nach Bornu und zum Senegal. An der Ostküste besaßen sie die Handelsstädte Kiloa und Makdischu. Sansibar (ehemals Azania) besuchten sie regelmäßig. Der südlichste Punkt, den sie erreichten, war das heutige Inhambane unter dem Wendekreise des Steinbocks. Seltener wagten sie sich bis zur atlantischen Küste; doch scheint auch hier ihnen das Kap Nun (unter 28° nördl. Br.) bekannt gewesen zu sein.

Der arabische Handel.

Neben dem Handel der Araber erhob sich auch ihre industrielle Thätigkeit zu einer staunenswerten Höhe und Vollkommenheit. Ihrem Scharfblicke entging nicht leicht eine zweckmäßige Thätigkeit und vorteilhafte Einrichtung andrer Völker. Sie lernten von den Chinesen die Bereitung des Papieres und des Schießpulvers sowie den Gebrauch des Kompasses. Sie betrieben, vielleicht ebenfalls nach chinesischem Vorbilde, die Fabrikation des Alkohols, um ihn als Arzneimittel zu verwenden, sie verstanden die Zubereitung des indischen Zuckerrohres und der Baumwolle, die beide von ihnen im Westen durch

Die arabische Industrie.

Anpflanzung verbreitet wurden (Kandia und Sizilien), besonders großartig aber war ihre Seidenraupenzucht und Seidenindustrie. Ferner bauten sie Windmühlen und legten Wasserleitungen oder Pumpwerke zur Bewässerung der Felder und Garten an. Sie kauften in Bassora für schweres Geld den Guano, der zu ihnen über den Persischen Golf von den Guanoklippen bei den Bahreininseln gebracht wurde. Um das reine Gold aus den Erzen zu gewinnen, wandten sie bereits die Quecksilberwäsche an. In Bagdad, Aleppo, Damaskus, Marokko, Algier, Tunis, Tripolis und andern Städten wurden in großem Maßstabe Prachtgewänder aus Gold und Seide, aus gemustertem Samt und Damast (Damaskus), ferner bunte Baumwollzeuge und Teppiche gewebt, bunte Maroquins (Marokko) und dergleichen mehr gefertigt. Auch in Spanien blühte die arabische Industrie. Spanische Färbemittel und Arzneimittel (Quecksilbersalben, Weingeist, Branntwein, Naphtha, Sirupe und Lebenselixire) wurden im Abendlande sehr gesucht; das unübertrefflich feine Corduanleder (von Cordova), die Seidenstoffe von Granada und Malaga, die Baumwollpapiere von Xativa, die Schwert- und Messerklingen von Toledo hatten Weltruf. Die uns erhaltenen Proben von dem Porzellan, von der Porzellanmalerei und Goldschmiedekunst erregen durch ihre solide und geschmackvolle Ausführung noch heute unsre Bewunderung.

Reichtum Italiens.

Der Löwenanteil des unermeßlichen Gewinnes, den der Handel mit dem Orient seit den Kreuzzügen Europa zuführte, fiel zunächst natürlich Italien zu. Venedig, das lange vorher schon mit der reichen Kaiserhauptstadt Konstantinopel in engster Handelsbeziehung gestanden hatte und von dort die Gewürze Asiens und die feinsten Seidenstoffe und vor allem das seltenste Pelzwerk bezog, erkaufte sich von den durch Schlauheit und Mut emporgekommenen Komnenen für seine Unterstützung mit Geld und Seeschiffen Handelsfreiheit im ganzen Oströmischen Reiche, von dem jämmerlichen Isaak Angelos eine Art Handelsmonopol. Dafür versprach es, 100 Galeeren mit 14000 Mann zum Schutze der Stadt im Hafen bereit zu halten, die ihm zugleich einen mächtigen Einfluß auf die Regierung verbürgten. Desgleichen erhielt es für die kräftige Unterstützung der Kreuzfahrer vor Antiochia, Sidon und Jerusalem freien Handel im ganzen Königreich Jerusalem und Quartiere in den Hauptstädten, sah sich aber alsbald durch die Freiheiten, die den Genuesen und Pisanern, ja seit Balduin I. (1117) auch den Kaufleuten von Marseille erteilt waren, vielfach eingeengt. Wie oft dieses Gedränge der Habsüchtigen und Geldgierigen, zumal wenn sie sich der Waffen der Ordensritter bedienten, in dem heiligen Lande zu den unheiligsten Kämpfen führte, ist oben erzählt worden.

Gewöhnlich erhielten die in solcher Art bevorzugten fremden Kaufleute einen eignen Platz mit einer Kirche, einem Waren- und meist auch einem Logierhause, wenn nicht gar eine ganze Straße oder ein Stadtviertel, dazu das Recht, sich in allen Streitigkeiten ihres eignen Richters zu bedienen.

Das ehemals so reiche Amalfi, welches schon frühzeitig mit den ägyptischen Fatimiden Verträge machte, bereits 1048 ein Kloster und Hospital in Jerusalem besaß (s. S. 36) und Kaufleute aus allen Gegenden Asiens mit ihren bunten Trachten die Straßen beleben sah, wurde mehr und mehr verdrängt (s. Bd. III, S. 695), Mailand aber, durch seinen Landhandel allein bedeutend, stand mit allen Seestädten in Verkehr und gewann durch seine großartigen Warenzüge, die es über die Alpen sandte, bald den dauerhaftesten Reichtum.

Rivalität von Venedig und Genua.

Um die Seeherrschaft rangen in diesem Zeitraume am heftigsten Venedig und Genua. Als es dem ersteren geglückt war, den griechischen Kaiserthron 1204 umzustoßen und ein lateinisches Schattenkaisertum an die Stelle zu setzen, gehörten ihm nicht nur „drei Achtel“ des Byzantinischen Reiches, darunter die Küste von der Hauptstadt bis zum Jonischen Meere, Negroponte (Euböa), Kandia, Morea und Korfu, sondern es öffnete sich ihm auch der hoffnungsreiche Handelsweg nach dem Schwarzen Meere bis nach Kaffa und Tana (Asow). Durch Verträge mit dem Kaiser von Trapezunt wurden nach den beiden letztgenannten Stapelplätzen auch der persische und armenische Handel geleitet, der einen großen Teil der chinesischen und indischen Waren in die Hand der venezianischen Nobili gelangen ließ. Allein die Eifersucht der Genuesen verhalf

1261 den Paläologen zum Besitze Konstantinopels und schloß die Kaufleute der stolzen Lagunenstadt sofort von Pera, das sie bisher allein bewohnt hatten, und von dem Schwarzen Meere aus. Statt Kaffa wurde jetzt Feodosia der Stapelplatz, von welchem aus die Genuesen die Alleinherrschaft im Schwarzen Meere gewannen. Das ganze nördliche Handelsgebiet mußten die Venezianer räumen, aber um so eifriger waren sie bestrebt, durch Verträge mit den Mamlukensultanen Ägyptens sich den doppelt einträglichen Handel mit Alexandrien, Damiette, Kairo zu sichern und bis Tunis und Tripolis hin alle Waren, welche von Karawanen aus dem Innern Afrikas dorthin gebracht wurden, in ihre Schiffe umzuladen.

Erstes Seerecht.

Während dieser großartigen Unternehmungen entstand eine Art von internationalem Seerecht, zuerst in Pisa das „Meereskonsulat" genannt. Um 1200 gab es ein solches Finanzamt desselben Namens in Genua, welches alle Geldangelegenheiten von fern und nah verwaltete. Selbst Zahlungsbriefe wurden 1291 im Verkehr zwischen Florenz, Rom, England, ja selbst der Champagne bei privaten Handels- und Bankhäusern gewöhnlich. Das Leihgeschäft besorgten vereidigte Notare, und die immer wiederholten Verbote des Zinsnehmens gaben nur zu oft in allen diesen Handelsstädten die bedürftigen Christen der Ausbeutung durch wucherische Juden preis. Vergebens eiferte schon der heilige Bernhard gegen die überhandnehmende Geldwirtschaft, und nur wenig half die Gründung der sogenannten Monte de Pietà (Leihhäuser), für die der Franziskanerorden mit Eifer eintrat.

Ackerbau, Viehzucht und Lebensweise bei Deutschen und Slawen.

Die germanischen und slawischen Staaten waren bis dahin fast ausschließlich auf Ackerbau und Viehzucht angewiesen und besaßen in der ersten Hälfte des Mittelalters verhältnismäßig wenig Tauschmittel, die sie als Äquivalent für eingebrachte Waren bieten konnten. Geld war nur in geringen Mengen im Umlauf. Die Steuern an Herren und Fürsten bestanden in Naturallieferungen und persönlichen Dienstleistungen. Die Hörigen gaben ihren Gutsherren das Besthaupt, d. h. das schönste Stück Vieh, und ein bestimmtes Quantum Getreide. Auch die Könige waren mit ihrem Lebensunterhalt auf den Ertrag der Krongüter angewiesen. Die niedrige Kulturstufe, auf der Fürsten und Völker standen, kannte überhaupt nur wenig Bedürfnisse. Ihre Lebensweise stellte an Wohnung, Kleidung und Nahrung nur geringe Anforderungen. An eine Verfeinerung der Genüsse dachte man nicht. Man aß, was Acker und Herde zu bieten vermochten, man trug selbst an den Höfen Leinwand und Tuch, wie sie von den Frauen und Mägden verfertigt wurden. Bier und Met waren die gewöhnlichen Hausgetränke, selbst der Fürsten; ausländischer Wein war nur ein außergewöhnlicher Luxusartikel. Waffen und Gerätschaften wurden in denkbar einfachster Gestalt von den hörigen Leuten auf jedem Hofe angefertigt. Eine Art von Industrie bestand nur in einzelnen Gegenden, der Handel ruhte zwar nie gänzlich, war aber nur auf den alten großen Heerstraßen merkbar und zum überwiegenden Teile in den Händen fremder Kaufleute.

Wirkung der Kreuzzüge auf Bergbau, Industrie und Handel.

Erst die Kreuzzüge brachten in diese Zustände eine vollständige Umwälzung. Auch die deutschen und slawischen Kreuzfahrer lernten in Italien, Griechenland, Kleinasien und Syrien den Reichtum, die Pracht und die Genüsse der hier noch fortlebenden uralten Kultur kennen und glaubten sich in eine märchenhafte Zauberwelt versetzt. Mit Hast und Gier berauschten sie sich an allen diesen früher kaum geahnten Freuden, und die bisher so anspruchslosen Gemüter kehrten nach vollbrachtem Zuge mit mannigfaltigen Bedürfnissen auf ihre Burgen und Güter zurück, auf denen von nun an der fremde Kaufmann mit seinen Waren verständnisvolleres und freundlicheres Entgegenkommen fand. Die vermehrten Bedürfnisse trieben zur Vermehrung der Barmittel und zur Herstellung andrer geeigneter Tauschmittel. Der Bergbau hob sich zusehends, nach Edelmetallen, Kupfer, Zinn, Blei, Eisen, Quecksilber suchte man in England und Norwegen mit gleichem Eifer wie in Deutschland und Ungarn. Man brachte ferner Getreide, Bauholz, Teer, Salz, Talg, Felle und sonstige Rohprodukte an die großen Wasserstraßen und warf sich auf Leinwand- und Tuchweberei, auf Lederfabrikation, Holz- und Metallarbeiten mit immer erfreulicherem Erfolge. Den Ausgangspunkt dieser emporblühenden Handels- und Gewerbthätigkeit bildeten naturgemäß für die einzelnen Glieder der

kontinentalen Hinterländer die großen Seeplätze, welche die anstoßenden Flußgebiete beherrschten, für den Westen Marseille, für Deutschland zunächst Konstantinopel, dann Venedig und noch später Brügge. Dieselben Flüsse und Thäler, die schon seit alters die natürlichen Handelsstraßen gebildet hatten, wurden in der Hauptsache auch jetzt wieder die Träger des Verkehrs im Binnenlande und führten hier zu neuen Handels- und Industriestätten, deren Entwickelung wir näher verfolgen wollen.

Neues Leben auf den alten Handelsstraßen Deutschlands.

In Deutschland kommen besonders die alten Straßen des Bernstein- und Pelzhandels in Betracht, die vielleicht niemals gänzlich verödeten. Nur richtet sich das Leben auf ihnen nach den politischen Verhältnissen und verschwindet bisweilen dem Anschein nach auf dieser, um desto kräftiger auf jener hervorzutreten. Die östlichste derselben lief von der Ostsee durch das heutige Rußland auf Don und Wolga ins Schwarze Meer, eine andre zog sich durch Schlesien und Mähren nach Carnuntum an der Donau im alten Pannonien (Niederösterreich), auf dessen Stätte später Hainburg erstand, von hier entweder über die Alpen nach Aquileja und Italien, oder die Donau abwärts durch Ungarn und Bulgarien nach Konstantinopel. Letztere Straße längs der Donau war die wichtigste, da Konstantinopel noch immer der Hauptstapelplatz für den slawisch-deutschen Handel blieb. Schon Karl der Große hatte den Verkehr nach dieser Richtung zu lenken und durch einsichtige Maßregeln zu heben versucht, aber die endlosen Wirren, welche durch die Schwäche seiner Nachfolger in Deutschland einrissen, und das Eindringen der wilden Ungarn verhinderten lange Zeit die Erweiterung des Donauhandels. Um so lebhafter entwickelte sich der slawische Handel mit Konstantinopel über Rußland auf der östlichen oben erwähnten alten Handelsstraße. Die fast fabelhaft geschilderten Handelsstädte der Wenden, Vineta, Wollin und andre, verdankten zumeist der Verwilderung und Schwäche der germanischen Staaten ihren Reichtum. Erst nachdem Ungarn christianisiert und einigermaßen kultiviert, das deutsche Reich aber besonders unter Heinrich III. durch innere Ordnung erstarkt war, zeigte sich an der Donau wieder neues Leben, das sich im ersten Jahrhundert der Kreuzzüge vom einfachen Binnenhandel schnell zur Höhe eines großartigen Weltverkehrs erhob. Anfangs bildete Lorch, in der Nähe der Ennsmündung an der Donau, den Mittelpunkt des Handels, von dem die unentbehrlichen Erzeugnisse Asiens entweder nach Straßburg und den Rhein abwärts, oder die Donau aufwärts über Regensburg nach Erfurt, Magdeburg und Bardewik gingen. Daneben waren Salzburg, Passau und Amberg ebenfalls häufig besuchte Sammelplätze.

Alpenstraßen.

Erst seitdem die Kreuzfahrer wiederholentlich statt des weiteren Landweges über Konstantinopel und Kleinasien den bequemeren und näheren Weg über Italien und das Meer wählten, wandte sich auch der deutsche Kaufmann mehr und mehr den Alpenstraßen zu. Überdies hatten sich die italienischen Kaufleute, zunächst die Venezianer, dann die Genuesen, dem Stapelrechte von Konstantinopel entzogen und direkte Verbindung mit den Tataren angeknüpft, welche in ihrem ungeheueren Reiche vom Don bis Peking einerseits und Delhi anderseits große Karawanenstraßen hergestellt, Samarkand und Bochara zu Mittelpunkten des Weltverkehrs gemacht hatten und den fremden Kaufleuten ohne Ansehen der Religion und Nationalität Schutz und Sicherheit gewährten. (Kublai-Chan nahm Marco Polo in seine Dienste und ließ christliche Missionare in seinem Lande predigen; s. Bd. V, S. 29). Zu gleicher Zeit aber lenkten die Venezianer durch Verträge mit den Mamlukensultanen Ägyptens den Handel wieder auf die alte Straße, nur daß jetzt nicht Alexandrien, sondern Venedig (und teilweise auch Genua) der Mittelpunkt wurde. Seit 1268 gab es daselbst schon eine Vereinigung deutscher Kaufleute (Fondaco dei tedeschi), welche den Warenzug zunächst über Ulm, Memmingen, Kempten, Kaufbeuren nach Augsburg und Nürnberg leitete, von wo er über Erfurt nach Osten und Norden, über Mainz und Köln nach Westen weiter geführt wurde, während Regensburg mehr und mehr zurückging.

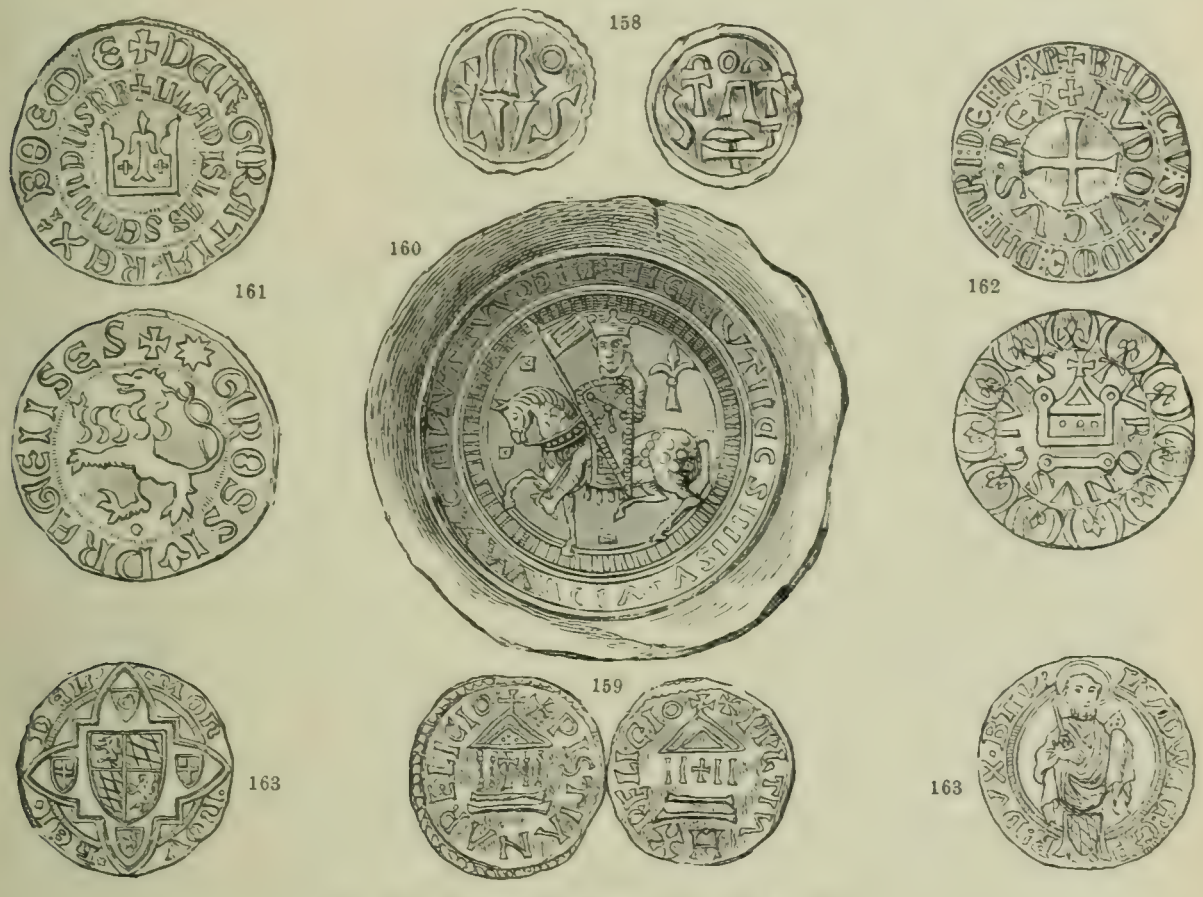
Handel der schwäbischen, ober- und mittelrheinischen Städte.

Auch die kleineren Städte des oberen Rheingebietes, wie Lindau, Konstanz, Biberach, Eßlingen, Heilbronn, Reutlingen, Hall, Rottenburg und andre beteiligten sich durch Zwischenhandel, sowie mit den Produkten ihres eignen Gewerbfleißes an diesem

oberdeutschen Verkehr. Basel und Straßburg erblühten durch ihre Verbindung mit der Westschweiz, mit Burgund und Marseille, Köln dagegen beherrschte neben Mainz und Frankfurt das Gebiet des mittleren Rheines und zum Teil die Nord- und Ostsee und stand sowohl gleich den oberdeutschen Städten schon früh mit den italienischen Häfen (die Kölner Mark hatte in Venedig bereits 1123 gesetzliche Geltung als Münzgewicht) als auch mit England und Wisby (auf Gotland) in direkter Beziehung.

Reichtum Flanderns.

Einen ganz eigenartigen Aufschwung nahm in diesem Zeitraume Flandern, das frühzeitig durch seine Schafherden zur Käsebereitung, zur Gerberei und zur Weberei gelangt war, als man begann die Messen Frankreichs aufzusuchen und zur Erweiterung der Industrie Rohwolle aus England herüberzuholen. Seitdem wuchs der Handel so



158—163. Münzen des Mittelalters. (Zu S. 332.)

158 Silberdenar aus der Zeit Karls des Großen. 159 Zwei Silberdenare aus der Zeit Ludwigs des Frommen. 160 Deutscher Silberbrakteat zu Ende des 12. Jahrhunderts. 161 Böhmischer Groschen anfangs des 12. Jahrhunderts (König Wladislaw II.). 162 Französischer Tournosgroschen aus dem 13. Jahrhundert. 163 Pfälzer Goldgulden.

außerordentlich, daß bald (im 12. Jahrhundert) Italiener, Engländer, Franzosen, Spanier und Portugiesen auf der Messe zu Ypern erschienen und anderseits Flandern sich von Brügge aus den Handel im Kanal vorbehielt. Gegen Ende des 12. Jahrhunderts sicherten die Grafen selbst die vollkommenste Handelsfreiheit und gewannen dadurch den Vorteil, daß auch die Flanderer in andern Gauen ohne Beschränkung verkehren durften. So wurde Damme (jetzt ein ödes Dorf) der Hafen von Brügge, die Stätte, an der sich Schiffe von allen Enden der Welt zusammendrängten und die Gold- und Silberwaren des Ostens, selbst Webstoffe aus China, ebenso wie Rohstoffe aus dem Innern Rußlands, die über Nowgorod, Wisby und Lübeck dahin gelangten, gegen die Weine des Südens, die Metallwaren und Tuche des Westens umgetauscht wurden. Von dem Reichtum Yperns zeugt noch heute das großartige mehrstöckige Rathaus mit seinem Glockenturm, dessen Bau bald nach 1200, aber nur als Tuchhalle, begonnen wurde.

Das Talent der Holländer für Ackerbau u. d. Ansiedelung.

Der Handel Hollands gestaltete sich erst über ein Jahrhundert später gewinnbringend und aussichtsreich. Wenn auch Leiden, Haarlem, Delft und Amsterdam am Ende dieses Zeitraums zu einer gewissen Bedeutung gelangten, so blieb im ganzen Lande doch die Naturalwirtschaft die einzige, das Leben des Holländers beherrschende und gestaltende Thätigkeit. Ihretwegen entwässerte man Moore und Seen, um dem unfruchtbaren Elemente den fruchtbaren Boden zu entreißen, und gewann dadurch jenes hervorragende Ansiedlertalent, das die Holländer nicht nur auf dem ehemals slawischen Gebiete an dem Ufer der Oder und Weichsel, sondern in späteren Jahrhunderten in allen Erdteilen bewährt haben.

Das Münzwesen.

Das Münzwesen gehört im ganzen Mittelalter zu den verwickeltsten Teilen der Kulturgeschichte. Dabei muß im allgemeinen hervorgehoben werden, daß der Wert des Geldes als Tauschmittel natürlich ein weit höherer war, als in unserm Jahrhundert. Einen unveränderlichen Maßstab bieten selbstverständlich nur die notwendigsten Lebensmittel: Fleisch, Brot u. dgl. m. Um das Jahr 1300 wurde am Mittelrhein eine gemästete Gans mit $1-1^1/_4$ Mark, ein Hase im Fell mit 80 Pfennigen bis 1 Mark, 100 kg Roggen (jetzt 21 Mark wert) mit 4 bis $4^3/_4$ Mark bezahlt. Dagegen hatte eine vollständige Rüstung gewöhnlicher Art (Helm, Panzer, Beinschienen, Schild, Schwert und Lanze) einen Preis, für welchen man damals etwa 30 Stück Großvieh erstehen konnte.

Silbermünzen.

Durch Karl den Großen waren für die gesamten zur karolingischen Monarchie gehörigen Länder neue und zwar nur Silbermünzen eingeführt worden, die nach denen der Römer ebenfalls Denare oder späterhin von den Deutschen Pfennige genannt wurden. Letzterer Name kommt her von dem keltischen Worte „penn", d. i. Kopf, weil die römischen Denare von den Galliern „Kopfstücke" genannt wurden. Diese Denare waren dann bis tief in das Mittelalter hinein die einzigen geprägten Münzen; es gingen 240 Stück auf ein Pfund feinen Silbers, und 12 Stück bildeten einen Solidus (Schilling). Bei größeren Zahlungen wurden sie der Bequemlichkeit wegen gewogen, und man rechnete dann nach Pfunden Denare. Es waren gleich den römischen zweiseitig geprägte Münzen und enthielten in früheren Zeiten auf der Vorderseite den Namen des Königs oder Kaisers, auf der Rückseite den Namen des Prägeortes und kirchenartige Gebäude. Von Mitte des 12. Jahrhunderts an kamen in Nord- und Mitteldeutschland, in Schwaben und in Skandinavien die aus Blech gefertigten Brakteaten auf, die, weil sie sehr dünn waren, nur einseitiges Gepräge trugen. Als sie vom 14. Jahrhundert an neben zweiseitigen Münzen geprägt wurden, hießen sie „hohle Pfennige". Im Laufe der Zeit verminderte sich der Feingehalt und das Gewicht der Denare beträchtlich, besonders seitdem eine Menge geistlicher und weltlicher Fürsten und Herren das Münzrecht für eigne Rechnung und meist willkürlich ausübte. So hatten sich z. B. in Frankreich die Denare (deniers) bereits so verschlechtert, daß man nach der Mitte des 13. Jahrhunderts dort es für besser hielt, auch größere Silbermünzen, Stücke zu zwölf Denaren, auszuprägen. Im Gegensatze zu den sehr dünn gewordenen Denaren gab man diesen neuen Münzen den Namen „Dickmünzen", nummi grossi, und da sie zuerst in der Stadt Tours geprägt waren, grossi Turonenses, gros tournois, woraus die Deutschen Tournosgroschen oder „Turnosen" machten.

Goldmünzen.

Ungefähr gleichzeitig mit dieser ersten Ausprägung einer größeren Silbermünze begann man in Florenz im Jahre 1252, das Pfund durch ein einzelnes Münzstück und zwar durch eine Goldmünze darzustellen. Diese erhielt von ihrem auf der Vorderseite angebrachten Typus, dem Wappenbilde von Florenz, einer Blume (flora), den Namen florenus (daher florin, florino). In Deutschland und Polen nannte man diese Florentiner Goldmünzen nach ihrem Metalle „Gülden" und „Zlaty", in Frankreich aurei franci (Frank). Späterhin benannte man die vielfachen Sorten, die nach und nach in den einzelnen europäischen Staaten auftauchten, meist nach ihren Typen sehr mannigfaltig, da bei der unendlichen Verschiedenheit der Groschen oder Solidi (Schillinge) und der Denare oder Pfennige und deren fortwährenden Verschlechterungen, daher auch Verschiedenheiten der Pfunde, das Goldstück nicht überall den Wert eines Pfundes, d. h. von 240 Denaren, behaupten konnte. Die Goldmünze „Ducatus" ward zuerst in Sizilien geprägt und nach dem Schlußworte der Umschrift auf einigen der ältesten, Zecchina, nach einem Hause in Venedig la zecca, in welchem sich das Münzatelier befand, benannt; die seit dem 13. Jahrhundert in Umlauf gebrachten Zechinen waren den Dukaten gleichwertig. In Italien sowie in Ungarn erlitt die Goldmünze in ihrem Gehalte und Gewichte keine Verschlechterung; daher verbreiteten sich namentlich die ungarischen Goldmünzen (Dukaten) in Deutschland und Holland und von hier aus nach den skandinavischen Ländern, Polen und Rußland. In Deutschland ließen dann noch die vier rheinischen Kurfürsten Goldmünzen schlagen, die unter dem Namen „rheinische Gulden" allgemein kursierten.

Goldwährung. Spanisch-maurische Münzen.

Das neue Goldstück, der Gulden, bildete nach der Mitte des 14. Jahrhunderts die Einheit des deutschen Münzsystems, die allgemeine Rechnungsmünze, und an die Stelle der seit Karl dem Großen bestandenen Silberwährung trat die Goldwährung. Schillinge oder Groschen und Pfennige waren fortan nur Scheidemünze, die in jedem Lande, ja in jeder Stadt verschieden waren. Thaler gab es erst kurz vor 1500. In Spanien bestand die von Kaiser Karl dem Großen eingeführte Rechnungsart nach Pfunden zu 12 Solidi, zu 240 Denaren, nur in

der zur karolingischen Monarchie gehörenden Provinz Catalonien. Das übrige Spanien entlehnte sein Münzsystem von den Arabern. Die Münzeinheit bildete hier die silberne Königsmünze (nummus regalis, Real), welche in 34 Kupfermünzen zerfiel. Da zuerst die maurischen Könige aus der Dynastie der Morabiten derartige Münzen hatten prägen lassen, wurden sie später auch Maravedi genannt. Übrigens wurde auch in Spanien der italienische Goldgulden, der Florenus, eingeführt, erfuhr aber, wie fast überall, eine allmählich fortschreitende Verringerung seines Gehaltes. Am längsten scheint der spanische Piaster (Peso duro) sich vollwertig erhalten zu haben, welcher im Werte von etwa 4 Mark und 26 Pfennigen fast Weltmünze wurde.

Die Gewichtsmark.

In Deutschland versuchte man dem allgemeinen Übel der Münzverschlechterung durch Einführung der Gewichtsmark zu steuern. Solange den ursprünglichen Bestimmungen gemäß die Pfennige aus reinem Silber geschlagen wurden, entsprach das Zählpfund dem Gewichtspfund, oder 240 Pfennige wogen nicht nur ein Pfund, sondern enthielten auch wirklich ein Pfund reines Silber. Später aber, infolge der Berechtigung vieler Reichsstände, Münzen zu schlagen, wog das Zählpfund von 240 Pfennigen zwar noch ein Pfund, enthielt aber nur $^3/_4$ oder $^1/_2$ Pfund Silber. Das Verhältnis des aufgeprägten und des wirklichen Wertes wurde ein immer schlechteres, bis es schließlich auf ein Viertel herabsank. Hierzu kam, daß fast an allen Münzstätten die neu ausgeprägten Pfennige für das laufende Jahr einen willkürlich hohen Zwangskurs hatten. Da nun alle Abgaben und Gefälle in neuen Pfennigen bezahlt werden mußten, die nur beim Landesherrn oder den Münzpächtern zu haben waren, so erwuchs aus dieser Münzwirtschaft eine wahrhaft drückende, dem Handel und Verkehr höchst nachteilige Auflage. Deshalb trachteten die durch Handel und Gewerbthätigkeit aufblühenden Städte eifrig danach, diesem Unwesen zu steuern, indem sie teils mit großen Opfern das Münzrecht für immer oder wenigstens pachtweise zu erwerben suchten, teils zur Regelung der Münzverhältnisse sich mit einander vereinigten. Unter den deutschen Städten war Köln durch Größe, günstige Lage, regen Gewerbfleiß und durch seine politische Bedeutung im Anfange dieses Zeitraumes der weitaus vornehmste Handelsplatz. Von ihm ging die Berechnung aller Münzwerte nach der „Kölnischen Mark“ aus, die ein halbes Pfund (oder 16 Lot) reines Silber darstellte und als Gewicht zum erstenmal 1042 erwähnt wird. Seit dem Anfange des 13. Jahrhunderts, d. h. seit dem Beginne der anarchischen Zustände, die schon Friedrich II. zur Verschleuderung aller Königs- und Reichsrechte zwangen, bildete diese von den Kaufleuten erzwungene Prüfung aller Münzwerte die einzige Rettung vor fürstlichem Betrug.

Gesetzliche Prüfung von Gehalt und Gewicht.

Natürlich entschloß man sich an vielen Stellen doch auch zu festen gesetzlichen Bestimmungen über die Währung, d. h. den Silbergehalt, und über das Verhältnis des Silbers zum Kupfer, über „Schrot und Korn“ (d. h. Schnitt und Kern). Man richtete an vielen Orten eine amtliche und genaue Prüfung ein über die „Witte“ (d. h. Weiße, den Silber- und Feingehalt), wie über die „Wichte“ (d. h. Gewichte) der einzelnen Geldstücke. Seitdem bedang man im Verkehr die Zahlungen nicht selten nach Witte und Wichte einer bestimmten Stadt, z. B. 10 Mark Braunschweigische Witte und Wichte. Damit trat neben die „feine Mark“ (oder 16 Lot reines Silber) eine „rauhe Mark“ oder 16 Lot derjenigen Mischung, aus welcher die Pfennige geschlagen wurden. — In Beziehung auf die Mischungsverhältnisse der rauhen Mark, wie auf den Kurswert der geschlagenen Münzen herrschte in fast allen Ländern, also auch in Deutschland, eine unübersehbare Verschiedenheit. Festere Sätze begannen erst möglich zu werden, als größere Münzen, zuerst „Groschen“, dann „Gulden“ und endlich „Thaler“ in Umlauf kamen, deren Herstellung für die kleineren Münzherren sowohl als für die meisten Städte zu kostspielig und deren jährliche Widerrufung zu unvorteilhaft war.

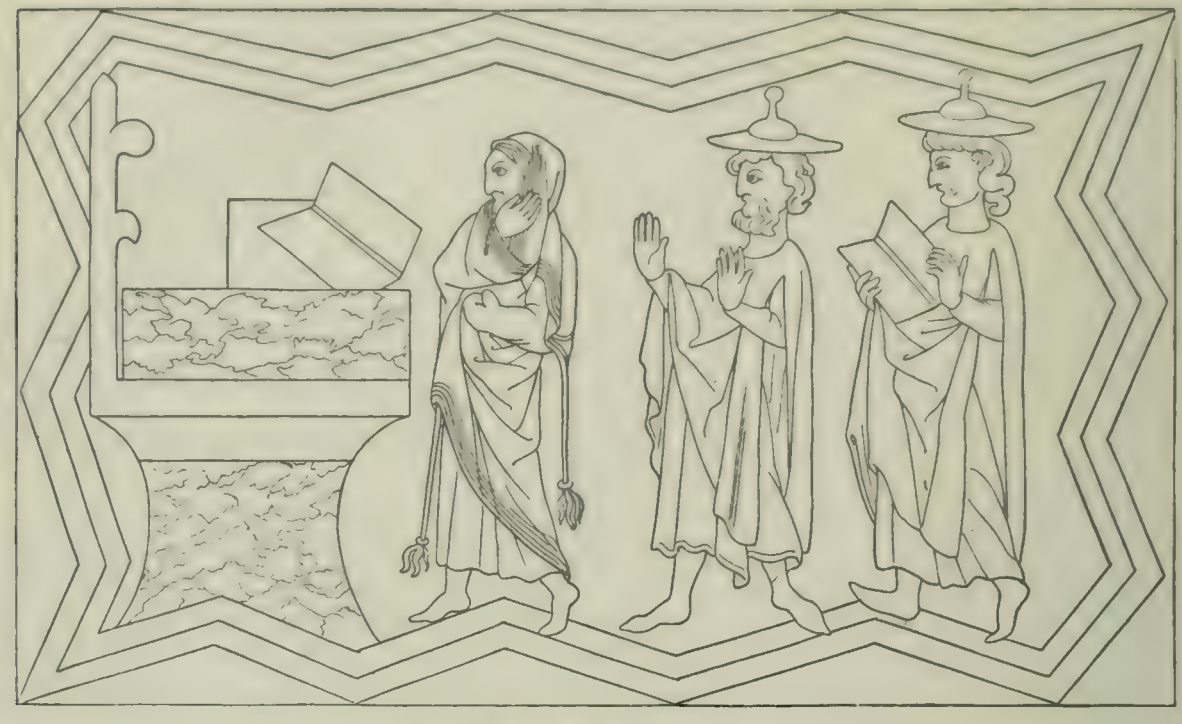
Französische und englische Münzen.

Das französische Livre ist wohl auf den auch bei den Römern schon vorkommenden und von ihnen nach Gallien übertragenen Handelsgebrauch zurückzuführen, die Münzen (denare oder Schillinge) zu wiegen (libra heißt die Münzwage). Auf die libra gallica rechnete man 20 solidi, in Deutschland Schillinge, und auf eine Kölnische Mark 54 Livres Tournois. Als Richard Löwenherz deutsche Münzmeister zur Ordnung des Münzwesens nach England kommen ließ, wurde auch hier der Name Livre üblich. Doch hatte dieses 12 Unzen zu 20 Easterlings (d. h. Ostländer oder hanseatische Heller), und zwar „schwere“ Unzen, im Gegensatz zu den 16 leichten Unzen, welche auf ein Handelspfund gingen (also gleich zwei deutschen Lot waren).

Die Juden als Wechsler und Kapitalisten.

Durch das Emporkommen der Städte und eines gewerbthätigen Bürgertums wurden die Juden, welche in der ersten Hälfte des Mittelalters fast ausschließlich den Welthandel zwischen Orient und Occident vermittelt hatten, immer mehr vom Schauplatze des öffentlichen großen Verkehrs verdrängt und entweder zu Kleinkrämern herabgedrückt, welche auf dem Lande im Hausierhandel den Austausch der ländlichen Rohprodukte gegen die städtischen Fabrikate vermittelten, oder, soweit sie sich in den Städten zu halten vermochten, auf das Wechslergeschäft beschränkt, in welchem sie vermöge ihrer langen Geschäftserfahrung, abgesehen von den ebenfalls im Geldverkehr sehr gewandten Lombarden, allen christlichen Kaufleuten überlegen blieben. Bei dem lebhaft aufblühenden Welthandel und den zahllosen Münzsorten jener Zeit konnte kein Handels-

mann auf irgend einem Markte des Wechslers entbehren, der ihm gegen ein Aufgeld Prager Groschen gegen Regensburger Pfennige, deutsche Goldgulden gegen italienische Florene oder byzantinische Denare u. s. w. austauschte. Diese jüdischen Geldhändler dienten also einem lebhaft empfundenen Bedürfnis und machten dabei gute Geschäfte. Trotz ihrer schwankenden rechtlichen Stellung bildeten sie ein im allgemeinen, wenn auch ungern geduldetes, doch schwer zu ersetzendes Glied der damaligen Gesellschaft. Im Laufe der Zeit aber änderte sich dieses Verhältnis zur christlichen Bevölkerung, jemehr alle Produkte der Landwirtschaft, auf die man früher allein Wert gelegt hatte, weit in der Schätzung zurücksanken gegen das bare blanke Geld, mit dem man Söldner, Prunkkleider und asiatische Genüsse bezahlen konnte. Überdies hinderte den Christen das geistliche Verbot des Zinsnehmens daran, einen Reiz im Sammeln und Sparen



164. Juden des 13. Jahrhunderts.

Nach Miniaturgemälden eines Machsor (d. i. eines jüdischen Gebet- und Gesetzbuches) auf der Universitätsbibliothek zu Leipzig.

Die Abbildung zeigt einen jüdischen Priester und zwei Juden, die betend am Altare stehen. Die letzteren tragen den (gelben) Judenhut, mit dem die Juden schon auf den frühesten Darstellungen bezeichnet erscheinen. (Vergl. Abb. 28. Hefner-Alteneck.)

zu finden. Für die wenigen, welche doch darauf bedacht waren, ihren Geldbesitz zu vermehren, war der Jude die unentbehrliche Mittelsperson, von der auch der Christ ohne Schaden für seine Seele Zinsen nehmen durfte. So wanderte nach und nach in diesem Zeitalter, das überall das Emporkommen der Geldwirtschaft über die Landwirtschaft vor Augen bringt, der größte Teil des gesamten Geldes in die Hand der Juden, während Fürsten und Adel, Erzbischof und Klosterabt, ja Kaiser und Päpste sich in steter Geldverlegenheit befanden. Zu ihren prunkenden Hoffesten, Turnieren, Reichstagen, Reisen, Kriegen u. s. w. mußten sie wiederholt Anlehen auftreiben und die Einkünfte von Gütern, Dörfern und ganzen Herrschaften, ja ihre Kostbarkeiten bis zu Krone und Zepter versetzen und verpfänden. Der dunkle Schatten des Geldmangels und der Schulden haftete unzertrennlich an dem Glanze der Majestät, des adligen Wappens und der kirchlichen Würde. Auch der Gewerbestand in den Städten bedurfte zum Einkauf der Rohprodukte notwendig der Geldarlehne. Dazu kam, daß auch der sparsamste Mann in den oft wiederkehrenden Zeiten des Mißwachses und des Krieges, der Teuerung und Hungersnot in kurzer Zeit seinen geringen Barvorrat erschöpft sah.

Je ausschließlicher nun die Juden die Barvorräte und flüssigen Kapitalien all- Wucher.
mählich in ihren Händen vereinigten und je mächtiger sie den Geldmarkt beherrschten, desto mehr wurden sie aus anfänglichen Geldwechslern zu Geldverleihern und zu unbarmherzigen Wucherern. Der gewöhnliche Zinsfuß selbst in den Zeiten des Mittelalters war so hoch, daß er in den meisten Fällen den Schuldner zu Grunde richten mußte. In Italien beispielsweise wurde er durch ein Edikt Kaiser Friedrichs II. auf 10 Prozent herabgesetzt, aber in Frankreich wiederholt gesetzlich auf 40 Prozent festgestellt, in Österreich im 14. Jahrhundert auf 65 Prozent „beschränkt", in Regensburg (1392) für Darlehne „unter einem Pfunde" gar auf 75 Prozent. So seufzten fast alle Stände gleichmäßig unter dem Joche jüdischer Bedränger und griffen oft und gern zum Rachеschwert, wenn christlicher Fanatismus oder irgend ein andrer Irrwahn einen Vorwand darbot. Begünstigt wurden solche Verfolgungen und Massenmorde durch die untergeordnete und rechtlose Stellung der Juden, die als heimatlose Fremde nur auf Duldung Anspruch machen konnten. Es ergab sich dieses Verhältnis notwendigerweise aus der Natur des mittelalterlichen Lehns- oder Feudalstaates, der, ausschließlich auf Christentum und unveräußerlichen Grundbesitz basiert, einem Angehörigen fremder Nation und fremden Glaubens nur widerwillig einen Platz einräumte. Daher blieben die Juden nur Schutzbefohlene des Staatsoberhauptes, das ihnen gegen ein willkürlich auferlegtes Schutzgeld gestattete, sich niederzulassen und zu bleiben, bis man es vorzog, sie zu vertreiben und zu berauben, wie Philipp August und Richard Löwenherz es thaten, um Mittel zum Kreuzzuge zu erhalten. In der meisten großen Städten, vor allem in Italien und Deutschland, bewohnten sie, wie einst schon im heidnischen Rom, ein eignes Judenviertel (ital. ghetto), ausgezeichnet durch Reichtum und Schmutz; auch wurden sie lange Zeit gezwungen, sich durch eine besondere Kleidung und einen spitzen gelben Hut äußerlich kenntlich zu machen.

Rückblick.

Fassen wir zum Schluß noch einmal das Gesamtbild dieses Zeitraumes ins Auge, so zeigt sich uns eine der großartigsten weltgeschichtlichen Umwandlungen teils fertig, teils in Vorbereitung. Neben der geistlichen Bildung wird eine weltliche immer allgemeiner und tiefer, neben die beiden Großmächte des Mittelalters, das Königtum oder Kaisertum einerseits und das Papsttum anderseits, drängt sich als dritte Großmacht das Bürgertum. Wohl sind die Städte Frankreichs und Englands noch immer abhängig von weltlichen oder geistlichen Territorialherren, aber in Italien streben sie bereits, immer kämpfend, oft unterliegend, bisweilen siegend, niemals ermattend, zwischen Papst und Kaiser eine eigenartige Machtstellung und vollkommene Unabhängigkeit zu erringen. Von der inneren Umgestaltung der reichen Kommunen Oberitaliens, von der Waffengewalt des lombardischen Städtebundes ist in der Geschichte der großen Hohenstaufen, Friedrichs I. und Friedrichs II., vielfach die Rede gewesen. Von dem inneren Ausbau des deutschen Städtewesens, von seiner eigenartigen Gestaltung und Vertiefung, von den Kämpfen innerhalb und außerhalb der Mauern, von der Selbsthilfe der Städte in der „kaiserlosen, der schrecklichen Zeit", von der politischen Machtstellung der Städtebünde wird erst im letzten Zeitraume berichtet werden. Allein schon ist das Kapital gesammelt, das Wucherzinsen zu bringen vermag in deutscher Art und Kunst, ja das einmal schon, am Ende dieses Zeitraumes, 1273, den rheinischen Städten die Kraft gibt, die Wahl eines wahrhaft deutschen Königs zu erzwingen und dem bösen Interregnum und seinen anarchistischen Zuständen ein Ende zu machen.

Sechster Zeitraum.

Sieg der territorialen und nationalen Mächte.

Vom Interregnum in Deutschland bis zum Zeitalter der Renaissance (1256—1500).

Einleitung.

Der letzte Zeitraum des Mittelalters bildet ohne Zweifel die erfreulichste Periode desselben; denn er vergegenwärtigt den Übergang aus einer Zeit wilder und oft barbarischer Kämpfe um Güter und Ideen, die uns heute wenig mehr gelten, zu einer solchen, in der selbst die Kriegführung zur Kunst zu werden beginnt und neben den Waffen von Stahl und Eisen die des Geistes mit immer größerem Geschick geführt werden. Auf den Trümmern einer zerschlagenen Welt, in welcher Hierarchie und Feudalismus um die Herrschaft rangen, erwächst die wunderbare Blume der Renaissance und keimt bereits die Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern. Während der Osten Europas dem wildesten Barbarenstamme zur Beute wird, den das völkergebärende Asien aus seinen Steppen und Wüsten entsendet, entwickelt sich im Westen die Freiheit des Geistes in Kunst und Wissenschaft, und ein Geist bürgerlicher Freiheit durchweht die Strömungen des Völkerverkehrs. Während Gelehrte und Künstler die ewig junge Welt des Altertums von dem Schutte der Jahrhunderte befreien, dringen kühne Seefahrer und Handelsleute bis zu nie besuchten Ufern einer neuen Welt vor.

Das römische Kaisertum deutscher Nation, einst der Inbegriff der höchsten Macht und Herrlichkeit auf Erden, verliert gänzlich seine innere Kraft und seinen Vorrang vor andern Staaten. Alle einzelnen Territorien und Territorialbesitzer erringen sich nach und nach fast vollständige Unabhängigkeit von dem Reichsoberhaupte; die Königreiche Italien und Burgund, die Schweiz und das Ordensland Preußen fallen sogar wie welke Blätter von dem Hauptstamme der deutschen Lande ab und geraten entweder unter fremde Hoheit oder bilden sich zu unabhängigen Staaten um. Die Schweiz erstarkt durch immerwährende Kämpfe mit den österreichischen Habsburgern und dem Gebieter von Burgund zu einem freien Bunde von Eidgenossen.

In Italien dauern die früheren Verhältnisse zum Teil fort, aber während im Süden der Besitz von Neapel dem aragonischen Hause in Sizilien zufällt, bleibt der Norden zersplittert in eine große Zahl republikanisch oder despotisch regierter Gemeinwesen, aus denen schließlich die mächtigsten, Genua und Venedig, Florenz und Mailand hervorragen.

Frankreich, in welchem nach dem Aussterben des älteren capetingischen Mannsstammes eine Nebenlinie desselben, das Haus Valois, auf den Thron kommt, gerät in Gefahr, eine Beute Englands und Burgunds zu werden, rettet sich aber plötzlich durch einen nationalen Aufschwung und erstarkt unter klugen und despotischen Herrschern zu fester staatlicher Einheit. — England, unter dem Hause Plantagenet, im Besitze von fast ganz Frankreich, verliert beinahe alle festländischen Eroberungen und ermattet innerlich während des Kampfes der Dynastien York und Lancaster, bis endlich unter dem Hause Tudor Einheit und bessere Zustände wiederkehren. — Schottland, mehrere Jahrzehnte hindurch in Abhängigkeit von England, ringt sich endlich los und erlangt volle Selbständigkeit unter dem Hause Stuart. — Auf der Pyrenäischen Halbinsel nimmt der jahrhundertelange Kampf zwischen Christentum und Islam mit der Eroberung Granadas ein Ende, und neben dem Hauptkörper des christlichen Spanien, welches unter den Herrschern Aragoniens vereinigt erscheint, behält nur noch das kleine Königreich Portugal seine Sonderexistenz und wird durch seine Entdeckungsfahrten für eine kurze Zeit der erste Handelsstaat der Welt. — Die nordischen Reiche, Dänemark, Schweden und Norwegen, werden gegen Ende des 14. Jahrhunderts unter dem Zepter der „Semiramis des Nordens", der klugen Margareta, vereinigt; doch ringt sich Schweden unter einer eignen und erblichen Reichsstatthalterschaft mehr und mehr von der Gemeinschaft los. — Rußland verkommt unter der über zweiundeinhalb Jahrhunderte andauernden Herrschaft der Mongolen, bis es sich zu Ende des 15. Jahrhunderts aufrafft und das fremde Joch abwirft, um es mit einer einheimischen Despotie zu vertauschen. — Von den Ostseereichen wird Litauen zuletzt mit Polen vereinigt; Livland besteht als besonderes Landmeistertum des Deutschen Ordens zwar fort, zerfällt aber zuletzt in Stücke, um die sich die benachbarten Mächte streiten; Preußen endlich, unter den Hochmeistern des Deutschen Ordens, erliegt den Angriffen der Polen und büßt an diese die größere westliche Hälfte seines Gebietes ein, während die östliche polnisches Lehen wird. — Polen ragt infolge der erlangten Machtfülle und Vergrößerung unter dem Zepter der litauischen Jagellonen als das mächtigste der östlichen Reiche hervor. — Ungarn, seit dem Aussterben der arpädischen Dynastie Wahlkönigreich, gelangt für einige Zeit zu großem Glanz, erleidet aber alsdann eine bedeutende Verringerung seines Ansehens durch die osmanischen Türken. — Das Byzantinische Reich erlebt unter den Paläologen das Ende der gegenwärtigen Geschichtsperiode nicht, sondern wird noch vor dem Schlusse derselben eine Beute der osmanischen Türken. — Das Mongolische Reich wird zwar durch die Kraft eines einzelnen Mannes zur asiatischen Weltmacht, bleibt aber auf die weitere Gestaltung der weltgeschichtlichen Ereignisse ohne Einfluß und sinkt mit dem Tode Timurs in seine frühere Bedeutungslosigkeit zurück. Selbst die einzelnen Teile des gewaltigen Reiches verschwinden in dem geschichtlichen Dunkel, welches sich seitdem über Asien lagert. Nur das Osmanische Reich, von einem kleinen Kerne schnell zur gefürchteten Weltmacht anschwellend, bringt alle mittel- und kleinasiatischen Länder unter seine Botmäßigkeit, schreitet nach Europa vor, stürzt das morsche Gebäude des Byzantinischen Reiches und erbaut auf dessen Trümmern jene mohammedanische Macht, die lange Zeit hindurch der Schrecken der Christenheit bleibt und noch heute Asien an Europa klammert.

Die Kulturgeschichte dieser Geschichtsperiode zeigt einen besonders lebhaften Aufschwung. Während die Industrie in Italien, Mitteldeutschland, Frankreich und den Niederlanden an Ausdehnung und Kunstwert zunimmt, erweitert sich der Binnenhandel sowie der Seeverkehr, und beide empfangen sogar den Schutz internationaler Gesetze. Mit Hilfe der Magnetnadel, deren Anwendung immer allgemeiner wird, steuert man jetzt in die südlichen und westlichen Meere, wohin sich vorher noch kein

europäischer Kiel gewagt hatte. Die Wissenschaft macht bedeutende Fortschritte seit der Wiedererweckung des klassischen Altertums, besonders der griechischen Litteratur, durch Flüchtlinge aus dem Byzantinischen Reiche. Die Vermehrung der Universitäten, die Verbesserung des Jugendunterrichtes, endlich die Erfindung der Buchdruckerkunst helfen wissenschaftliche Bildung und freies Denken in immer weitere Kreise der Gesellschaft tragen. Die Poesie gelangt, allerdings vorerst nur in Italien, zu klassischer Reife, und in England zeigen sich die ersten Keime nationaler Entwickelung. In Deutschland und Italien blüht die erhabene Kunst der gotischen Architektur weiter in Kirchen und selbst in Profanbauten, bis sie in dem letzteren Lande allmählich der Renaissance zu weichen beginnt. Die Bildnerei findet ebenso in deutschen Reichsstädten wie in den italienischen Republiken eine Stätte, und die Malerei empfängt im Süden natürliche und anmutigere Formen, sowie Wärme der Empfindung, in den Niederlanden erblüht eine neue Technik. Von hier aus verbreiten sich bis nach Italien hin auch die Gesetze der musikalischen Harmonie und der Gesangeskunst.

Erster Abschnitt.

Zerfall des römisch-deutschen Kaiserreiches unter Herrschern aus verschiedenen Häusern.

Entstehung der Friedrichssage.

In dem welthistorischen Kampfe mit den Päpsten und mit allen deutschen und italienischen Vasallen, die zur Fahne derselben schwuren, war das römische Kaisertum deutscher Nation, vor dessen Macht und Glanz sich einst das halbe Europa gebeugt hatte, zu Grunde gegangen. Jene höchste richterliche Gewalt, welche noch Kaiser Heinrich III. zu Sutri und zu Rom selbst über den römischen Bischof ausübte, nahm am Tage von Canossa ein Ende. Auch der kampfbereiteste Staufer, Friedrich Barbarossa, wiederholte hundert Jahre später dieselbe peinliche Szene zu Venedig, indem er vor Alexander III. auf die Kniee niederfiel und dadurch die Verehrung und Liebe des deutschen Volkes für immer einbüßte. Nur Friedrich II. hat nie nachgegeben in dem Kampfe mit den gewaltigsten Päpsten, mit Bann und Interdikt, mit Aufruhr und Verleumdung, mit Verschwörung und Bestechung. Er allein hat unverrückt die Staatsidee der Hierarchie gegenüber festgehalten, und der beste Teil der deutschen Nation, das rührige Volk der Städter, hat stets auf seiner Seite gestanden, obwohl er es selbst wenig schonte. Als er am 13. Dezember 1250 zusammenbrach, ohne Frieden oder Sieg erlangt zu haben, verbreitete sich diesseit und jenseit der Alpen der Glaube, er sei nicht tot, er werde plötzlich hervortreten und den Kampf weiter führen. Während italienische Minoriten ihn als den Antichrist bezeichneten, nahm im ganzen Deutschland diese sogenannte „Friedrichssage“ eine freundlichere Gestalt an. Man glaubte fest, er werde wiederkehren, gegen Pfaffen und Mönche zu Felde ziehen, das Reich aufrichten und der Welt den Frieden geben. Fanden doch noch unter der Herrschaft des Königs Rudolf von Habsburg vier Betrüger nacheinander bei vielen Tausenden Anerkennung, als sie sich für Kaiser Friedrich ausgaben.

Erweiterung der Sage.

Erst seit dem 15. Jahrhundert (in der thüringischen Chronik des Johann Rothe um 1440) erzählte man von ihm, wie einst vom heidnischen Gotte Wodan, er sitze in der Tiefe eines Berges; später fügte man hinzu, sein weißer Bart sei um oder durch den steinernen Tisch gewachsen, und er schlummere, bis seine Zeit gekommen, um aufzustehen, das Kaisertum herzustellen, Konstantinopel, Jerusalem und das heilige Grab zu erobern. So dachte das Volk ihn sich, entweder in Trifels oder in der Felsenhöhle bei Kaiserslautern, oder am liebsten im Kyffhäuser auf der Goldenen Aue, wo er allein den Schäfer bisweilen herabruft, um ihn zu fragen, ob die Raben noch um den Berg flögen.

Wesenlosigkeit des deutschen Königtums.

Jahrhundertelang ist diese Friedrichssage ein Zeugnis der Sehnsucht gewesen nach dem Glanze des römischen Kaisertums, nach der Macht und Einheit des deutschen Königtums. Denn mit jenem war auch dieses vernichtet, das herrlichste, eigenste Werk Karls des Großen. Ein eigentliches Reichsheer gab es lange nicht mehr, die Reichsgerichte auf den Pfalzen fanden keine Anerkennung, und gerade jener Friedrich II. hat im Kampfe mit seinem Sohne Heinrich den deutschen Fürsten die weitgehendsten

Zugeständnisse machen müssen. Er verzichtete auf alle neuen Zölle und Münzstätten, auf den Bau neuer Heerstraßen und Festungen, auf die Bestätigung der städtischen Gemeinwesen, auf Erteilung von Geleits- und Niederlassungsbriefen, ja, er mußte es offen aussprechen, daß das Landrecht über das Gemein- oder Reichsrecht gehe. Thatsächlich galt schon längst im ganzen Deutschland kein einziges Reichsgesetz allgemein und unbestritten. Es blieb dem letzten Zeitraume des Mittelalters vorbehalten, den Grund zu einer Neugestaltung Deutschlands zu legen, indem zahlreiche einzelne Territorialgewalten sich immer selbständiger machten und strenge Dynasten wenigstens auf den eignen Gebieten ihrem Willen gesetzliche Geltung verschafften. So entstanden im Kampfe aller gegen alle durch Klugheit und Tapferkeit einige größere Staaten, deren Vertreter nach und nach eine mächtige Oligarchie im Reiche bildeten und sich zuzeiten auch über gemeinsame Einrichtungen und Gesetze, häufiger über gemeinsamen Angriff oder gemeinsame Abwehr vereinigten. Am erbaulichsten aber erscheint der Blick auf das deutsche Bürgertum. Von dem Reiche im Stiche gelassen, von Fürsten, Rittern und Prälaten zertreten und beraubt, errang es sich durch Eigenhilfe einen mächtigen Anteil am Welthandel, einen hohen Stand aller Gewerbe, eine nie geahnte Blüte der Kunst und brachte endlich den Mönch hervor, der an die Stelle der römischen Papstkirche eine deutsche Volkskirche setzte und durch seine Erfindung einer deutschen Schriftsprache wieder das erste einheitliche Band um alle Gaue des Reiches schlang.

Das Interregnum (1256—73).

Die böhmisch-österreichischen Lande unter Ottokar.

Ottokar von Böhmen auf Seite der Hohenstaufen.

Kein deutscher Fürst hat die Abwesenheit der beiden letzten staufischen Kaiser und ihren Zwiespalt mit Innocenz IV. schlauer benutzt, als König Ottokar von Böhmen. Kaum war sein älterer Bruder Wladislaw am 3. Januar 1247 unerwartet gestorben, so suchte er sich die Gunst des böhmischen Adels zu erwerben, der damals so deutsch gesinnt war, daß er die tschechischen Namen mit deutschen zu vertauschen anfing, indem er offen für die hohenstaufische Partei eintrat.

Schon Ottokars Eltern — seine Mutter Kunigunde war eine Tochter Philipps von Schwaben — begünstigten die Einwanderung der Deutschen in Böhmen, die den Wein- und Bergbau in Angriff nahmen und nicht nur deutsche Sitte, Sprache und Dichtkunst, sondern auch vielfach deutsches Recht einheimisch machten.

Kampf mit dem Vater.

Noch nicht zwanzig Jahre alt, ergriff er (1248) an der Spitze seiner Gesinnungsgenossen die Waffen gegen den eignen Vater Wenzel und nötigte ihn durch einen Sieg bei Brüx zu einem Vertrage, nach welchem künftig beide die Regierung gemeinsam führen sollten. Allein der alte König betrog ihn, ließ sich durch den Papst von allen Eiden, die er dem Sohne geleistet, entbinden, fiel unerwartet über ihn her, und Ottokar, der durch dieses energische Auftreten vollkommen überrascht war, blieb nichts andres übrig, als sich blindlings zu unterwerfen und zugleich zur Partei des Papstes überzugehen, von welcher er mehr für seinen persönlichen Vorteil zu hoffen hatte, als von den überall unterliegenden Staufern. Zumeist lockte ihn die Erbschaft des benachbarten Österreich, mit welchem seit 1192 Steiermark, seit 1232 Krain verbunden war.

Die Erbschaft der Babenberger.

Als am 15. Juni 1246 der jugendliche Herzog Friedrich der Streitbare in der Schlacht an der Leitha gegen die Ungarn fiel, erlosch mit ihm der Mannesstamm der in der Geschichte wie in der Litteratur Deutschlands hochberühmten Babenberger. Sofort meldeten sich die beiden einzigen noch lebenden weiblichen Verwandten, Margarete, die Schwester, und Gertrud, die Nichte des Verstorbenen, mit ihren Ansprüchen und verlangten, gestützt auf dunkle Privilegien aus der Zeit Kaiser Friedrichs I., eine päpstliche Entscheidung. Innocenz, dem es weniger auf die Untersuchung ihrer Berechtigung, als auf eine Stärkung seiner Partei ankam, beeilte sich, Gertrud mit „seinem geliebten Sohne", dem Markgrafen Hermann von Baden, zu vermählen, diesen selbst zum förmlichen Herzoge der österreichischen Lande zu ernennen und als solchen durch den devoten Kaiser Wilhelm von Holland bestätigen zu lassen. Hermann besaß zwar den Mut, einige Schlösser und selbst Klöster zu plündern, fand

aber im Lande selbst so wenig Anerkennung, daß alle Chronisten von ihm mit Verachtung sprechen. Ebensowenig vermochten aber die beiden Statthalter, welche Kaiser Friedrich II. von Italien aus ernannte, der bayrische Herzog Otto der Erlauchte in Österreich und der Graf Meinhart von Görz in Steiermark. Der letztere geriet vielmehr in einen mehrjährigen Krieg mit dem wilden und genußsüchtigen Erzbischof Philipp von Salzburg, welcher an der Spitze von gedungenen Raubrittern — darunter der bekannte Dichter des „Frauendienstes", Ulrich von Lichtenstein — einen Teil von Steiermark zu erobern suchte, während sein eignes Land der grausamsten Verwüstung durch die staufische Partei anheimfiel.

Ottokars Einzug in Wien und Vermählung mit Margarete von Österreich.

Als Markgraf Hermann in jugendlichem Alter am 4. Oktober 1250 starb, schien die Stunde für den böhmischen Prinzen Ottokar gekommen. Er trieb zuvörderst den Herzog Otto von Bayern und dessen Sohn Ludwig aus Österreich hinaus, wo sie sich schon der Städte Linz und Enns bemächtigt hatten, gewann die Erzbischöfe von Salzburg, Passau und Freisingen für sich und erreichte zunächst so viel, daß eine Wahlversammlung zu Trübensee bei Tuln die Erklärung abgab, der Besitz der österreichischen Lande solle entweder einem der hinterlassenen Söhne der Markgräfin Konstanze von Meißen, der jüngsten Schwester Friedrichs des Streitbaren, oder dem jungen Přschemysliden Ottokar zufallen. Gegenüber diesem so mächtigen Bewerber hielt nun der Markgraf Heinrich der Erlauchte von Meißen das Erbrecht seiner Söhne für vollkommen aussichtslos und war schnell bereit, darauf zu verzichten, als ihm der alte König Wenzel, mit dessen Tochter er sich nach Konstanzens Tode vermählt hatte, die Abtretung der kleinen Gebiete Sayda und Purschenstein anbot. Schon am 9. Dezember 1251 hielt Ottokar, geführt von drei Bischöfen, seinen Einzug in Wien, und bald gehorchte ihm ganz Österreich; nur Steiermark huldigte Herzog Ottos von Bayern zweitem Sohne, Heinrich, der auf die Hilfe seines Schwiegervaters Bela von Ungarn, rechnete. Zu diesem war auch Gertrud nach dem Tode ihres Gemahls geflohen und hatte auf ihn alle ihre Ansprüche übertragen. Um so notwendiger erschien es Ottokar, seine Herrschaft auf irgend ein Erbrecht zu gründen. Deswegen entschloß sich der Einundzwanzigjährige im Februar 1252, Margarete, die mehr als vierzigjährige Schwester des letzten Babenbergers, die Witwe des abtrünnigen Hohenstaufen Heinrich, zur Ehe zu nehmen und dadurch in den Besitz der babenbergischen Allodien und jener Urkunden zu gelangen, auf welche sie ihre Ansprüche gründete.

Vertrag zu Ofen.

Dennoch war ein Zusammenstoß mit dem Könige Bela IV. von Ungarn nicht zu vermeiden. Freilich trat dieser nicht für seinen bayrischen Schwiegersohn auf, sondern dem Namen nach für Gertrud, die sich mit einem seiner Enkel, Roman von Reußen, verheiratet hatte, in Wirklichkeit allein für sich. Denn auch er war „des Papstes geliebter Sohn", und Innocenz IV. beabsichtigte, das Erbe der Babenberger zwischen den beiden ergebenen Dienern der Kurie zu teilen. An der Spitze von schlesischen, polnischen und russischen Söldnern durchzog Bela verwüstend die steirischen Lande, bis der Bischof von Olmütz im Frühjahr 1254 zu Ofen einen Vertrag vermittelte, in welchem Gertrud auf Österreich, Margarete auf Steiermark Verzicht leistete. So gerieten schon damals zwei deutsche Herzogtümer in die Gefahr, unter magyarischen und slawischen Herrschern dem deutschen Wesen und Leben völlig entfremdet zu werden.

Beschränkung des slawischen Adels.

Ottokar hatte inzwischen nach dem Tode seines altersschwachen und unthätigen Vaters am 22. September 1253 den Thron von Böhmen bestiegen und hier sofort die Macht des slawischen Adels, vor allem seiner Burggrafen und Kastellane, der sogenannten „Zupane", beschränkt. Indem er alle Kreisgerichte (Cuden) der Prager Cuda unterordnete, auf dem Lande besondere Rechtspfleger (justitiarii) einsetzte und in jedem Kreise die Überwachung der gesetzlichen Ordnung und Sicherheit einer „Landtafel" von sechs Mitgliedern übertrug, schuf er eine feste Einheit der Justiz und machte der Willkür und Gewaltthat ein Ende. Zugleich zog er in viele Städte seines Königreiches deutsche Ansiedler aus dem Sächsischen und den burgundischen Niederlanden herbei und gestattete ihnen entweder, sich des „Magdeburger Rechtes" zu bedienen, oder er gab ihnen ein eignes, aus slawischen, deutschen und römischen Rechts-

bestimmungen zusammengesetztes Stadtrecht. Unabhängig von den benachbarten Zupanen, erblühten diese königlichen Städte, wie Budweis, Pilsen, Prag, Außig, Leitmeritz, Kolin, Königgrätz und Kuttenberg durch Industrie und Bergbau, so daß ihre Deputierten auf den Landtagen bald ein bedeutendes Gegengewicht gegen den tschechischen Adel bildeten.

Ottokars Kreuzzüge gegen die Preußen.

Um sich die Gesinnung und den Beistand des Papstes dauernd zu sichern, unternahm Ottokar im Winter von 1254 bis 1255 einen Kreuzzug gegen die heidnischen Preußen. Wenn aber ein Chronist des Deutschen Ritterordens (Peter von Dusburg) siebzig Jahre später erzählt, daß „sein Heer das Eis bedeckt habe, wie Heuschrecken die Felder", daß er ganz Samland erobert, Tausende von Geiseln empfangen und den Grund zur Stadt Königsberg gelegt habe, so ist inzwischen urkundlich nachgewiesen, daß Ottokar sich höchstens zehn Tage im Januar 1255 in der Nähe der Weichsel in Preußen aufgehalten, dort der Taufe einiger Häuptlinge beigewohnt, endlich Rat und Hilfe zur Erbauung jener Burg gegeben habe, welche später in ihrem Siegel das Bild eines sitzenden Königs führte und noch bis heute nach ihm Königsberg heißt. Ein zweiter Kreuzzug, den Ottokar auf Antrieb des Papstes 1267 unternahm, kostete vielen seiner Krieger auf dem schwachen Eise der Weichsel das Leben und führte nur einen Vergleich des Ordens mit dem Herzog von Pommern herbei.

Der Salzburger Kirchenstreit.

Daß der junge König von Böhmen dem Papste nicht blind ergeben war, bewies er bei Gelegenheit des Salzburger Kirchenstreites. Der wilde Erzbischof Philipp, welcher sich allerdings mehr „um Ritter und Pferde als um Predigt und Kirche" kümmerte, die Gelder unterschlagen hatte, die seine Diözese für sein Pallium nach Rom schickte, und nur an Vergrößerung seiner weltlichen Herrschaft dachte, war nach dem Tode seines Gönners Innocenz IV. durch sein eignes Kapitel für abgesetzt erklärt und an seiner Stelle Bischof Ulrich von Seckau erwählt worden. Allein die teuer bezahlte Anerkennung des letzteren durch den Papst Alexander IV., das Interdikt über Salzburg, welches sogar von Mönchen und Geistlichen mißachtet wurde, vermochten Philipp nicht zu vertreiben. Vielmehr ließ Ottokar den Bischof Ulrich im Frühjahr 1259 gefangen nach dem Schlosse Wolkenstein bringen und blieb trotzdem mit dem Papste Alexander IV., der jenen eingesetzt hatte, im besten Verkehr.

Eroberung von Steiermark. Margaretens Verstoßung.

Bei Gelegenheit dieses Kampfes verbanden sich alle Unzufriedenen im Lande Steiermark mit Ottokar, um die Ungarn aus dem deutschen Herzogtume zu vertreiben. Obwohl der Böhme sein Ungeschick in der Leitung von Schlachten bewies, so gelang es ihm doch im Vereine mit salzburgischen, kärntnischen, selbst schlesischen und brandenburgischen Truppen, ein zahlreiches ungarisches Heer am 12. Juli 1260 in der Gegend von Kroissenbrunn auf dem Marchfelde vollkommen zu schlagen. Der Verfasser der steierischen Reimchronik erklärt diesen Sieg dadurch, daß die Deutschen, welche „unersättlich viel Proviant von Ottokar begehrt", auch dreimal soviel in der Schlacht geleistet hätten als die Ungarn, die bereits wochenlang im Lager auf dem Marchfelde standen und sich nur „vergnügt bei ihrem Knoblauch" befanden. Jedenfalls mußte Bela im Wiener Frieden, der 1261 ratifiziert wurde, Steiermark an Ottokar abtreten, wogegen dieser versprach, Gertrud daselbst wohnen zu lassen und sie mit einem Jahrgehalt von 400 Mark zu entschädigen. Auch Papst Urban IV. erklärte sich mit allem einverstanden, was die Machtstellung des Přschemyśliden erhöhen konnte. Er trennte im Oktober 1261 bereitwillig Ottokars Ehe mit Margarete, weil dieselbe vor vielen Jahren in Trier ein Gelübde abgelegt und das Gewand einer Nonne getragen habe, und gestattete, daß Ottokar nicht nur einen Monat darauf sich zu Preßburg mit Kunigunde, einer Enkelin Belas, vermählte, sondern auch am 25. Dezember durch den Erzbischof Werner von Mainz in Gegenwart vieler Bischöfe und Äbte zu Prag mit der neuen Gemahlin gekrönt wurde.

Ottokars Einfluß auf die Besetzung der Bistümer.

Selbst die Entscheidung im Salzburger Kirchenstreit wurde dem Könige fast ganz allein überlassen. Ulrich von Seckau, der, aus seiner Gefangenschaft entlassen, sich zu Herzog Heinrich von Bayern begeben hatte, wurde sogar von Papst Urban IV. gebannt, und als er vorübergehend mit Hilfe des Bayern und der Gegner

Philipps in Salzburg 1264 seinen Einzug gehalten hatte, schon nach vier Monaten so sehr von seiner Unzulänglichkeit überzeugt, daß er freiwillig abdankte. Da jedoch auch Philipp auf eine dauernde Anerkennung nicht zu rechnen hatte, erbat und erlangte Ottokar von Papst Clemens IV. die Besetzung Salzburgs, ebenso wie die des erledigten Passau ohne Kapitelwahl durch zwei seiner treuesten Anhänger.

Besitznahme von Kärnten und Krain.

Auch am Adriatischen Meere verschaffte der Böhmenkönig sich Einfluß und Macht. Als der wilde Graf Albert von Görz, dem die erbliche Vogtei über das Gebiet von Aquileja zustand, den Patriarchen selbst wegen eines Streites halbnackt aus dem Bette in die Gefangenschaft, oder, wie andre erzählten, verkehrt auf einen Esel gebunden, nach Görz führen ließ, eilte Ottokar herbei, zwang den Grafen, dem gefangenen Kirchenfürsten Genugthuung zu leisten, und erlangte nicht nur, daß die Städte von Friaul seinem Freunde Ulrich von Kärnten das Kapitaneat übertrugen, sondern auch, daß das Domkapitel von Aquileja sofort nach dem Tode des Patriarchen den vertriebenen Philipp von Salzburg wählte. Ottokar betrieb diese Angelegenheit mit um so größerem Eifer, da der Bruder Philipps, der kinderlose Herzog Ulrich von Kärnten und Krain, mit welchem er von Jugend auf befreundet war, mit Umgehung jenes ihm selbst am 4. Dezember 1268 seine Länder testamentarisch vermacht hatte und bald darauf, am 27. Oktober 1269, in Cividale verstarb. Vergebens protestierte Philipp nun doch gegen die Besitznahme des Landes durch den Böhmenkönig, vergebens rief er die Hilfe des Königs Stephan von Ungarn an: er verlor darüber sogar das Patriarchat von Aquileja, da Gregor X. die geschehene Wahl annullierte, und mußte sich mit einem bescheidenen Leibgedinge zufrieden geben, das ihm Ottokar in Krems anwies.

So hatte der schlaue und eigennützige Przemysliде durch beständigen Anschluß an die Politik der Päpste seine Herrschaft von den Höhen des Erzgebirges bis zu dem Gestade des Adriatischen Meeres ausgedehnt, obwohl weder „ein nationales, noch ein großes staatliches Prinzip auf den Fahnen seiner Monarchie geschrieben“ stand.

Ottokars Stellung zum Reiche.

Da es ihm einzig auf die Erhebung der eignen territorialen Machtstellung ankam, war Ottokar der Zwiespalt und die Anarchie, welche in Deutschland herrschten, viel willkommener, als etwa die Herstellung der alten einheitlichen Verfassung. Von König Wilhelm hat er eine Belehnung mit den neu erlangten deutschen Ländern weder erhalten noch auch erbeten. Als jener im Januar 1256 von friesischen Bauern erschlagen wurde und zwei ausländische Bewerber, Richard von Cornwallis und Alfons X. von Kastilien, unter schweren Geldopfern nach dem Glanze der machtlosen deutschen Krone strebten, da hat er ruhig zugeschaut. Den Erzbischof von Köln, der im August bei ihm in Prag war, um seine Stimme für den englischen Prinzen zu gewinnen, hat er reich beschenkt, aber ohne Entscheidung entlassen. Daß er selbst nach der Krone gestrebt, oder daß er die angebotene ausgeschlagen — beides hat man später behauptet — ist weder sicher verbürgt, noch auch wahrscheinlich. Im Januar 1257 versprach er dem Könige Richard, wenn er nach Deutschland käme und ihn belehnte, Anerkennung und Beistand; im April beförderte er durch seine Boten eifrig die Wahl des Königs Alfons. Da dieser sich aber begnügte, seinen Gegner beim Papste zu verklagen, und Richard die Krone auch nur als einen „Luxusbesitz erachtete, mit der er von Zeit zu Zeit Schaugepränge trieb“, so erschien es Ottokar nicht nur ungefährlich, sondern auch zweckmäßig, sich 1262 endlich offen an den letzteren anzuschließen. Nicht, daß er persönlich in Aachen erschienen wäre, um den Lehnseid zu leisten; er begnügte sich vielmehr, für das schriftliche Versprechen der Treue und Anhänglichkeit eine Belehnungsurkunde, obwohl ohne Zeugenunterschriften, ohne Zustimmung andrer Reichsfürsten, in brieflicher Form in Empfang zu nehmen, durch welche ihm nicht nur seine Erbländer Böhmen und Mähren, sondern auch die dem Reiche heimgefallenen Länder Österreich und Steiermark rechtlich zugesprochen wurden. Rühmend erwähnen noch die Berichterstatter, daß er sich zu diesem Schritte entschlossen habe, ohne durch Geld bestochen zu sein. Seitdem kümmerte sich Ottokar nicht mehr um Kaiser und Reich, bis die nationale Partei nach dem Tode Richards die Wahl eines Königs von deutschem Stamme durchsetzte.

Die übrigen deutschen Fürsten während des Interregnums.

Die Wittelsbacher und Zähringer.

Bald nach dem Tode Ottos des Erlauchten (1253), der das ganze Herzogtum Bayern und die Pfalz am Rhein besaß, hatten seine beiden Söhne sich in das reiche Erbe geteilt. Der ältere, Ludwig, „der Strenge“ — so genannt, weil er seine schöne Gemahlin, Marie von Brabant, eine Enkelin König Philipps, auf ungegründeten Verdacht hin 1256 hinrichten ließ — nahm Oberbayern und die Pfalz, der jüngere, Heinrich, Niederbayern in Besitz. Trotzdem lebten sie in beständigem Streite miteinander, besonders seitdem jener nach dem Tode ihres unglücklichen Neffen Konradin — ihre Schwester Elisabeth war die Gemahlin König Konrads IV. gewesen — einen großen Teil der staufischen Besitzungen an sich gerissen hatte. Die Herzogswürde von Schwaben und Franken erlosch mit dem Ende der Hohenstaufen, und kleinere Herren, wie der Graf von Württemberg und der Markgraf von Baden, wußten diesen Umstand zu benutzen, indem sie Reichsstädte und Reichslehen an sich rissen. Vor allem glückte es Rudolf, der nach dem Tode des unglücklichen Friedrich von Baden und Österreich (s. S. 165) der einzige Erbe des zähringischen Markgrafenstammes war, eine bedeutende territoriale Macht zu erwerben.

Die Welfen, Askanier und Wettiner. Thüringer Erbfolgekrieg.

Der welfische Stamm in dem Herzogtum Braunschweig war in viele Zweige zersplittert und machtlos, nicht anders der askanische, dem die Herzogswürde von Sachsen zugehörte. Um so bedeutsamer erschien die jugendlich aufstrebende Macht der askanischen Markgrafen in Brandenburg. Obwohl geteilt in die Linien Salzwedel und Stendal (seit 1267), verfolgten sie beständig und einträchtig dasselbe politische Ziel, auf Kosten der deutschen und slawischen Nachbarn ihren Besitz zu erweitern und durch Anbau wüster Landstrecken, durch Gründung von Städten und Herbeiziehung von Kolonisten, endlich durch gerechte und strenge Regierung innerlich stark und wertvoll zu machen. Eine noch größere Machtstellung wäre den Wettinern zu teil geworden, wenn nicht innerer Unfriede ihre Kraft verzehrt hätte. Markgraf Heinrich von Meißen (1221—88) hatte schon als treuer Anhänger des staufischen Kaisers Friedrich II. für die Verlobung seines Sohnes Albrecht mit dessen sechsjähriger Tochter Margarete, als Unterpfand der Mitgift, das ganze Pleißener Land geerntet und die Herren von Colditz und Crimmitschau, die Burggrafen von Altenburg und Leisnig zur Ergebung gezwungen. Einen reicheren Gewinn versprach ihm 1247 der Tod seines Oheims von Mutterseite, des viel genannten Gegenkönigs Heinrich Raspe, mit dem zugleich der Mannsstamm der Thüringischen Landgrafen erlosch. Schon 1242 hatte er von Kaiser Friedrich die Eventualbelehnung mit diesen Ländern erhalten, und niemals galt überhaupt in Deutschland ein Erbrecht der Frauen auf Lehen des Reiches. Aber gerade dies charakterisiert die Rechtlosigkeit der Zeit, daß trotzdem Sophie von Brabant, die Tochter Ludwigs des Heiligen, in einem großen Teile des Landes als rechtmäßige Erbin anerkannt wurde, daß auch die Nachbarn, der Herzog von Braunschweig, der Graf von Anhalt und der Erzbischof von Mainz Ansprüche erhoben und sofort zugriffen. Der letzte, Siegfried III., begann den Kampf zugleich mit dem Bannstrahl, seine Nachfolger, Christian und Gerhard, wiederholten ihn und fügten noch das Interdikt hinzu, aber beide Maßregeln wurden wirkungslos, als der Papst durch einen Legaten den Erzbischof selbst in den Bann that. Sophie hoffte sich, da ein gerechter Richter fehlte, durch ein Gottesurteil zu helfen. Sie forderte Heinrich den Erlauchten 1254 auf, in der Kirche mit zwanzig Eideshelfern aus seinem Gefolge sein vermeintliches Erbrecht auf Thüringen und die sächsische Pfalzgrafschaft durch einen Eid auf eine Rippe ihrer heiligen Mutter Elisabeth zu bezeugen. Als er zu ihrem Schrecken mit lachendem Antlitz sein gutes Recht beschwor und die Zwanzig ihm folgten, wandte sie sich an den mächtigen Albrecht von Braunschweig, dem sie eine Tochter verlobte, und dieser begann nun einen Erbfolgekrieg (1256—64), der erst nach neun Jahren mit seiner Gefangennahme zu Besenstädt bei Wettin endigte. Er selbst mußte seine Freiheit mit 8000 Mark Lösegeld

erkaufen und Sophiens junger Sohn Heinrich auf alles Lehen- und Stammgut in Thüringen verzichten, wofür ihm Hessen und der Landgrafentitel zu teil wurde. Nach der Sitte der Zeit besiegelte den Frieden ein großes Turnier zu Nordhausen, in welchem ein silberner Baum mit silbernen und goldenen Blättern und goldenen Früchten die Preise bot.

Familienzwist der Wettiner.

Der Länderbesitz des wettinischen Hauses wuchs durch die Erwerbung der sächsischen Pfalz und der thüringischen Landgrafschaft zu einem so ansehnlichen Gebiete, daß er an Volkszahl keinem, an Ausdehnung nur dem österreichischen Territorium (Kärnten, Krain und Steiermark mit eingerechnet) nachstand. Der Reichtum des Markgrafen Heinrich galt für unermeßlich, und die stolze Pracht, mit welcher er sich zu umgeben liebte, verschaffte ihm den Beinamen des „Erlauchten" (illustris, also richtiger: des „Glänzenden"). Alles Land von der Werra bis zur Oder, vom Erzgebirge bis zum Harz gehorchte seinem Zepter, und die Zeit schien gekommen, in der sich an dieses ausgedehnte und fast rein deutsche Landgebiet am füglichsten das ganze übrige Deutschland anlehnen, dem Wettiner Stamme am passendsten zu Schirm und Schutz gegen romanische, nordische und slawische Nachbarn die Königskrone auf das Haupt gesetzt würde. Allein der günstige Augenblick ging schnell vorüber, da Teilungen und Familienzwist das reichste und schönste Gebiet im Herzen Deutschlands zu Grunde richteten. Schon während des Erbfolgekrieges scheint Heinrich der Erlauchte seinem ältesten Sohne Albrecht („dem Unartigen", d. h. dem Entarteten) die Verwaltung von Thüringen und der Pfalzgrafschaft Sachsen, dem zweiten Sohne, Dietrich, die des Osterlandes (zwischen Mulde und Saale) überlassen zu haben. Im Jahre 1265 bestätigte er ihnen diesen Besitz und gab später an einen Sohn aus dritter Ehe, Friedrich den Kleinen, noch Dresden und die Umgegend ab, so daß ihm selbst nur die Verwaltung der Marken Meißen und Lausitz, sowie des Pleißener Landes verblieb. Aber bald fing sein ältester Sohn Albrecht aus unbekannter Ursache Streit mit dem jüngeren Bruder, und, als er sich kaum mit ihm versöhnt, 1270 sogar mit dem Vater an. Nachdem in diesen unseligen Verwandtenkriegen Tausende gefallen, Städte, Burgen und Dörfer niedergebrannt waren, sah sich Albrecht genötigt, zu Tharand in einer feierlichen Urkunde zu versprechen, daß er weder den Vater noch dessen Räte verfolgen oder gefangen nehmen, weder Städte noch Schlösser erobern, auch nicht mit einem Bruder sich gegen ihn verbinden werde.

Verstoßung und Tod der Hohenstaufin Margarete.

In demselben Jahre 1270 verließ in Unfrieden mit ihm seine Gemahlin Margarete, die Tochter des staufischen Kaisers Friedrich II., die Wartburg nach einer fünfzehnjährigen ungetrübten Ehe, die mit drei Söhnen gesegnet war. Sie begab sich über Fulda nach Frankfurt, wo sie nach wenigen Monaten starb und durch die Verehrung der Bürgerschaft eine kostbare Ruhestatt im Dome fand. Ob das Benehmen ihres Gemahls, der doch auch mit Vater und Bruder im Kampfe lag, sie zu diesem Schritte getrieben? Ob die gewaltige Hand des Papstes im Spiele war? Hatte doch schon Innocenz IV. 1247 den Markgrafen Heinrich zur Auflösung des Verlöbnisses ermahnt, „damit er nicht sein Haus mit dem verruchten Blute der Hohenstaufen vermische und beflecke"; hatte doch Alexander IV. 1256 in einer Bulle an die Geistlichkeit der wettinischen Lande erklärt, daß „nichts zu hoffen sei, solange noch irgend ein Überbleibsel von diesem verworfenen Geschlechte vorhanden sei."

Anderseits steht es fest, daß die Ghibellinen Italiens auf eine Heerfahrt ihres zweiten Sohnes, des „Königs Friedrich III.", wie man ihn schon nannte, lange Zeit hofften und noch bis 1281 durch Gesandtschaften ihre Einladung wiederholten. Dennoch gibt kein Zeitgenosse den Grund an. Erst im 15. Jahrhundert entstand jene bekannte Sage, die dem Gemahl der unglücklichen Hohenstaufin den Beinamen des „Entarteten" und ihrem Sohne Friedrich den „mit der gebissenen Wange" eintrug. Aus Liebe zu einem Hoffräulein, Kunigunde von Eisenberg, so erzählte man, habe Albrecht einen Eseltreiber gedungen, um die edle Frau zu ermorden, dieser aber ihr den Plan aus Mitleid verraten. Nachdem sie von ihren beiden Söhnen (den ältesten, Heinrich, kennt die Sage nicht) Friedrich und Diezmann Abschied genommen und dabei den älteren vor Schmerz in die Wange gebissen, ließ sie sich am 24. Juni 1270 an Stricken von der Wartburg hinab und flüchtete nach Frankfurt, wo man im dankbaren Andenken an ihren großen Vater der unglücklichen Kaiserstochter eine ehrenvolle Freistätte sicherte. Ihre Söhne aber nahm 1272 der Oheim, Dietrich von Landsberg, zu sich, um sie vor dem Hasse der neuen Stiefmutter und der unnatürlichen Grausamkeit des Vaters zu schützen. — Die Geschichte weiß von allen diesen Dingen nichts zu berichten, als ihre Flucht nach Frankfurt.

Die Gegenkaiser Alfons und Richard.

Die Gegenkaiser Alfons und Richard.

Während aller dieser Kämpfe der deutschen Fürsten gegeneinander war im Anfange des Jahres 1257 jene unheilvolle Doppelwahl zustande gekommen, die dem Namen nach zwei Kaiser an die Spitze Deutschlands stellte, in Wirklichkeit die „kaiserlose, die schreckliche Zeit" herbeiführte. Während der eigentliche Leiter einer solchen Wahl, der Erzbischof Gerhard von Mainz, infolge eines Streites in die Gefangenschaft des Herzogs von Braunschweig geraten war, suchten der König Alfons X. von Kastilien, durch seine Mutter ein Enkel König Philipps von Schwaben, und Richard von Cornwallis, der Bruder des englischen Königs Heinrich III., durch offen geübte Bestechung die Kaiserkrone zu erlangen. Der Geschäftsführer des letzteren, der Erzbischof von Köln, erhielt 12000 Mark, der gefangene Gerhard von Mainz 8000 Mark, wovon 5000 als Lösegeld an den Herzog von Braunschweig bezahlt wurden; den bayrischen Herzögen bot Richard 12000, jedem weiteren Fürsten, der ihn wählen würde, 8000 Mark an. Vor allem aber wies er seinem Geschäftsträger in Rom eine Summe von 24000 Mark an und ließ weitere 135000 Mark hoffen. So war er wenigstens der Freundschaft des Papstes gewiß und empfing im Januar 1257 die Nachricht, daß er auf dem Frankenfelde bei Frankfurt „einstimmig" gewählt sei. Nun zauderten auch die Anhänger des Spaniers, die in der Stadt selbst versammelt waren, nicht und ernannten am 1. April unter Führung des Erzbischofs von Trier Alfons X. zum deutschen König, jedoch unter der Bedingung, daß er 20000 Mark zu „Handsalben" für seine Wähler sende. Während dieser Deutschland nie mit Augen gesehen hat, ließ sich Richard am 17. Mai 1257 in Köln mit seiner Gemahlin krönen und erteilte weitere Geschenke. Sein kaum vierjähriger Aufenthalt in Deutschland soll ihn 8150000 Mark (d. i. über 360 Millionen heutige Mark*) gekostet haben, die er zum großen Teil durch Niederreißung der herrlichen Wälder von Cornwallis gewonnen hatte. Er empfing nur Huldigung und Anerkennung, die er bezahlte, und wenn er je ernstere Absichten auf die Herrschaft in Deutschland gehabt hat, so wurde er auch durch die inneren Verhältnisse Englands daran gehindert, sie durchzusetzen;

165. Siegel Alfons' (X) von Kastilien (des „Weisen").
Sogenanntes Majestäts- oder großes Siegel; mit der Umschrift: Alphonsus Dei gratia Romanorum rex semper augustus.

*) Diese Angabe ist auf Matthäus Parisiensis, den Abt von St. Albans, zurückzuführen, der als Zeitgenosse berichtet hat und für sehr zuverlässig gilt, da er auch die rotuli (Staatsrechnungen) eingesehen hat. Die englische Mark galt seit 1194 gleich 160 Pence, der damalige Silber-Pence wog etwa 1,47 g, also die feine Mark (= 42 heutige Mark) betrug 235,20 g Silber, aber feineres als das unsrige (gewöhnlich 13—14lötiges), wovon 250 g auf 48 Mark heutiger Währung gehen. Bei solchen Münzberechnungen wird nebenbei die Thatsache klar hervortreten, daß im Mittelalter an manchen Orten — besonders in England — zeitweise Anhäufungen von barem geprägten Silber und Gold sich fanden, die man in unsrer Zeit des Papier- und Wechselverkehrs kaum für möglich halten sollte.

saß er doch eine Zeitlang in der Gefangenschaft seines eignen Schwagers. Als er zum letztenmal den deutschen Boden betrat, geschah dies 1269, um in Kaiserslautern seine Hochzeit mit der jungen Gräfin Beatrix von Falkenstein zu feiern, für die er trotz seiner Jahre in jugendlicher Leidenschaft erglüht war, und um zahlreiche Reichsvogteien an ihre Verwandten zu verleihen. Bald darauf wurde er durch einen Schlagfluß geistig und körperlich gelähmt und starb am 2. April 1272 in England.

Nach Richards Tode und Rudolfs von Habsburg Wahl gewann Alfons zwar an Ottokar von Böhmen einen mächtigen Verfechter seiner Ansprüche, aber auch mit diesem Bundesgenossen und trotz der Zerrüttung seiner Staatseinkünfte konnte er nichts erreichen, und der Papst Gregor ermahnte ihn bei einer persönlichen Zusammenkunft väterlich, von seiner eitlen Bewerbung abzustehen. Als er trotzdem fortfuhr, durch den Gebrauch des kaiserlichen Siegels und Titels den Kaiser zu spielen, wurde er in den Bann gethan. Sein Siegel, von dem wir S. 345 einen Abdruck geben, trug die Umschrift: Alfonsus Dei Gratia Romanorum Rex Semper Augustus, d. h. (nach damaliger Übersetzung) Alfons von Gottes Gnaden Römischer König, allezeit Mehrer des Reichs.

Raubritter. Wenn bisher unter den staufischen Kaisern und ihren Gegenkaisern der einheimische Krieg um Hab' und Gut noch unter dem Scheine der Partei geführt worden war, so nahm und raubte nun jeder, der es vermochte und was er vermochte. Das heilige Band der Lehnstreue, welches einst vom Könige herab bis zum geringsten Knecht alle vom Unrecht schied, war längst zerrissen, und kein kirchliches Gesetz gebot Frieden und Waffenruhe bei der Strafe des Bannes. Raubten doch die geistlichen Fürsten nicht weniger als die weltlichen. Überall griffen sie nach Reichsgütern, nach königlichen Rechten und Zöllen oder entrissen dem Schwächeren das Gut, welches ihnen bequem lag. Jenen thaten es die Grafen, die Edlen und vor allem die zahllosen Ritter nach. Ihr Gelübde verpflichtete sie wohl, die Frauen zu ehren, Kirchen, Witwen und Waisen zu schirmen, aber nicht, den reichen Bauer und Kaufmann zu schonen. Wie die alten Germanen, verachteten sie friedliche Arbeit und hielten es für edler, von der Stärke ihres Armes zu leben. Wer es erschwingen konnte, erbaute sich eine feste Burg auf der Höhe an einer Land- oder Wasserstraße und entriß, ohne jede Rücksicht auf die Gerichte, dem Vorbeiziehenden seine Habe. Alle Spitzen des deutschen Mittelgebirges, alle Uferberge an deutschen Strömen trugen solche ritterliche Raubnester und Diebeshöhlen. Andre lebten vom „Stegreif", durchjagten die Dörfer, trieben das Vieh vor sich her und schleppten mit ihren Knechten das Getreide aus den Scheuern fort. Schon um 1200 galten sie für die schlimmste Landplage.

Bauern und Städte. Am übelsten waren die Bauern daran. Freilich, wo sie eng bei einander saßen, wie in den Thälern der Schweiz oder auf dem fetten Marschboden der Nordseeküste, da scharten sie sich leicht zusammen und erwarben unvergeßlichen Ruhm durch den Sieg über gepanzerte Edelleute und Ritter; allein in den weiten Ebenen Deutschlands wurden ihre Höfe und Dörfer in den Fehden der Fürsten und Edlen verwüstet oder niedergebrannt, ihre Saaten durch das Wild zertreten und ihre Vorräte von den Raubrittern fortgenommen. Nur auf der „roten Erde" Westfalens gab es noch, wie zur Zeit Karls des Großen, Freigerichte, die späteren Femgerichte*), mit Freigrafen und Freischöffen, bei welchen eine Klage Aussicht auf Erfolg hatte; im ganzen übrigen Deutschland hatten längst die Landesfürsten und Edlen das Gericht an sich gerissen und urteilten nach Gunst oder Interesse. Nur als Ausnahme galt es, daß man um die Häuser des Dorfes Mauern und Graben zog oder hinter der hohen Kirchhofsmauer und ihren Türmen den Kampf mit dem Stegreifritter ausfocht. Viele Bauern zogen mit Pflug und Sichel in das ferne Ostpreußen, dessen Land der tapfere Ordensritter gegen die heidnischen Litauer verteidigte, oder sie gingen selbst unter die Raubritter, oder endlich — sie begaben sich in die Städte. Diese allein besaßen Reichtum, Kraft und Energie genug, um in der allgemeinen Bedrängnis sich selbst

*) Näheres wird die Kulturgeschichte am Schlusse des Zeitraums darüber bringen.

zu helfen. Zuerst traten, wie schon früher erwähnt, 1241 Hamburg und Lübeck zusammen, um die Handelsstraße von der Elbe- zur Travemündung zu sichern. Dann vereinigte sich jenes mit Braunschweig, Lüneburg, Bremen und den reichen Harzstädten, dieses mit den wendischen Städten Wismar, Rostock, Wolgast, Stralsund und Greifswald zu gemeinsamem Schutze gegen See- und Straßenräuber (1281), so daß schon jetzt der Grund zu jenem später so selbständigen und mächtigen Bunde gelegt wurde, den man seit der ersten allgemeinen Versammlung (1358) den „hansischen Städtebund" benannte. Bedeutenden Einfluß auf die Zustände des Reichs gewannen zunächst die rheinischen Städte. Schon im Juli 1254 beschworen Mainz, Köln, Worms, Speier, Straßburg, Basel und viele andre, deren Zahl bald bis über sechzig stieg, ein Bündnis, um der Unsicherheit der Straßen, der Unterdrückung der Unschuldigen, dem allgemeinen Ruin zu wehren, und bestimmten im Oktober auf einem Bundestage zu Worms sowohl die Rechte und Pflichten der Mitglieder, wie die Strafen der Landfriedensstörer. „Der Reichsgewalt wurde schon nicht mehr gedacht; niemand wagte zu hoffen, daß das kaiserliche Gericht je wieder eine exekutive Macht haben könnte." Rüstig griff man zu den Waffen. So schlugen die Straßburger ihren Bischof 1262 bei Hausbergen, die Würzburger die Grafen von Henneberg und Castell 1266 bei Kitzingen, die Kölner 1271 ihren Erzbischof Engelbrecht, den sie dann lange Zeit gefangen hielten. Manche Raubburg auf den Uferbergen des Mittelrheines, manche Zollstätte in irgend einer Enge lag seitdem in Trümmern. Bald versuchten jene Städte auch eine politische Rolle zu spielen. Sechs Wochen nach dem Tode Wilhelms von Holland beschlossen sie in Mainz nicht nur „vieles Nützliche für den Landfrieden", sondern gelobten auch, die Reichsgüter, solange kein König gewählt wäre, unter ihren Schutz zu nehmen. Endlich ward festgesetzt, „daß, wenn die Fürsten, denen die Wahl zukomme, mehr als einen König durch Uneinigkeit auf den Thron erheben sollten, die Städte keinem von beiden beistehen, keinem Abgaben und Dienste leisten, keinem die Thore öffnen oder Treue schwören wollten". Vergebens aber blieben alle Gesandtschaften, welche die deutschen Wahlfürsten zur Einigkeit ermahnten. Erst der Tod König Richards am 2. April 1272 gab neue Aussichten, und schon verhandelte Köln am Ende des Jahres 1272 mit Böhmen, Mainz mit Pfalz, als der Anlaß zur Königswahl von ganz andrer Seite kam.

Rudolf I. von Habsburg (1273—91).

Das Kurfürstenkollegium. Die Wahl Rudolfs von Habsburg.

Zwei Umstände bewirkten, daß mit unvermuteter Schnelligkeit und Einstimmigkeit ein deutscher Mann auf den Königsthron erhoben wurde. Kaum war die Nachricht von Richards Tode bekannt geworden, so bewarb sich Alfons von Kastilien bei dem neuen Papste Gregor X. um die Kaiserkrönung, wurde aber sofort, da er ein Enkel König Philipps von Schwaben und das Haupt der italienischen Ghibellinen war, abgewiesen. Freundlicher und doch vorsichtig zögernd benahm sich der kluge Kirchenfürst gegenüber den Gesandten Philipps III. von Frankreich und seines energischen Oheims, Karls von Neapel, welche ihn durch das Versprechen eines Kreuzzuges und durch die Abtretung der Grafschaft Venaissin für sich geneigt zu machen suchten. Bedrängt durch die wachsende und immer höher strebende Macht des französischen Königshauses, erließ er deshalb eine energische Aufforderung an die deutschen Kurfürsten, in kurzer Frist ein Oberhaupt zu wählen, sonst werde er selbst für die Besetzung ihres Königsthrones sorgen. In Deutschland war man bereits auf dem besten Wege dazu. Das Recht, einen König zu wählen, welches ursprünglich der ganzen Nation zukam und im 12. Jahrhundert noch von allen deutschen Fürsten ohne Unterschied ausgeübt wurde, war im Laufe des Interregnums durch Verhandlungen mit dem Papste Urban IV. auf die drei Erzbischöfe und auf die vier weltlichen Fürsten beschränkt worden, welche sich im Besitze der Erzämter (Truchseß, Marschall, Kämmerer und Mundschenk) befanden. Es bestand also ein Kurfürstenkollegium, wie es bereits der Verfasser des Sachsenspiegels (um 1230) als notwendig bezeichnet hatte. Da in letzterem jedoch erklärt wurde, der König von Böhmen, als Reichsmundschenk, dürfe nicht mitwählen, wenn

er von slawischer Abkunft sei, so hatten die übrigen sechs Kurfürsten beschlossen, als siebente Stimme die der Herzöge von Bayern gelten zu lassen, auf deren Nachgiebigkeit sie um so sicherer hoffen konnten. Überdies war im Februar 1273 zwischen den rheinischen Städten und dem Mainzer Erzbischof Werner von Eppenstein eine Vereinigung „auf ewige Zeiten" zustande gekommen, nach welcher jene sich verpflichteten, nur denjenigen als König anzuerkennen, welchen die Kurfürsten nach einmütiger Wahl ihnen vorstellen würden. — So fand jene dringende Aufforderung des Papstes die Wähler schon in voller Thätigkeit und konnte den Wahlakt selbst nur beschleunigen. Da der Pfalzgraf Ludwig zu mächtig erschien, der Graf Siegfried von Anhalt nur von Sachsen und Brandenburg genannt wurde, so gelang es dem diplomatischen Geschick und der vaterländischen Gesinnung des Burggrafen Friedrich III. von Nürnberg, der unermüdlich von einem zum andern reiste, in wenigen Wochen, noch ehe König Ottokars Boten verzögernden oder störenden Einfluß üben konnten, alle Kurfürsten für seinen Verwandten, den Grafen **Rudolf von Habsburg**, zu gewinnen, der durch „Willebriefe" ihnen einen Anteil an der Regierung zugestehen würde*). Es ist bezeichnend für die oligarchische Umgestaltung des Reiches, daß Pfalz, Sachsen und Brandenburg erst nach dem Versprechen verwandtschaftlicher Verbindungen mit dem töchterreichen Hause des neuen Oberhauptes der Wahl ganz geneigt wurden, die nun am 1. Oktober 1273 in Frankfurt stattfand.

Die Grafen von Habsburg.

Das schwäbische Geschlecht der **Habsburger** wohnte seit Ottos des Großen Zeiten an der Reuß und Aar, wo noch heute in der Nähe von Brugg auf dem Wülpelsberge die Trümmer der Habsburg oder Habichtsburg ragen, die 1027 ein Glied der Familie, der Erzbischof Werner von Straßburg, erbauen ließ. Sie waren alle fromm und habsüchtig, die meisten auch tüchtig und wirtschaftlich. So erlangten sie durch Heirat und Gunst, durch Glück und Geschick allmählich bedeutende Ländereien in der Schweiz, im Sundgau und Elsaß. Schon um 1170 hießen sie Landgrafen, und alle vier Linien, in die sie gespalten waren, durften für reich gelten. **Rudolf** war unzweifelhaft der reichste und mächtigste unter allen Grafen und Herren Schwabens, und seine Nachbarn fühlten sein Übergewicht; den „armen Grafen" hat ihn nur Ottokar einmal genannt. Als Anhänger der Staufer war er eine Zeitlang im Bann, aber für Ideen zu kämpfen, war doch nicht seine Sache: er liebte den Gewinn. Bald nahm er den Toggenburgern eine Burg ab, bald nötigte er einen Bischof zur Bezahlung irgend einer Summe; endlich trotzte er dem Bischof von Straßburg die reiche Kiburgsche Erbschaft ab und rundete seine Besitzungen mehr und mehr zu. Eben lag er wieder einmal vor Basel, da zeigte ihm sein Vetter, der Burggraf Friedrich von Nürnberg, die sicher bevorstehende Wahl zum Könige an, brachte den Frieden mit dem Bischof zustande und nahm ihn mit nach Frankfurt, wo seine erste Regierungshandlung darin bestand, daß er dem Erzbischof von Trier „für die Wahlunkosten" 1555 Mark zusicherte. Bald darauf versprach er auch den übrigen Kurfürsten vollen „Ersatz" und ließ seine beiden Töchter Mathilde und Agnes kommen, damit sie gleich, wie er zugesagt hatte, mit dem Pfalzgrafen Ludwig und dem Herzog Albrecht von Sachsen vermählt würden. In Aachen empfing er am 24. Oktober 1273 aus der Hand des Erzbischofs Engelbrecht von Köln die **deutsche Königskrone** Karls des Großen und feierte noch am Abend desselben Tages die Hochzeit jener beiden Töchter.

Rudolfs Charakter.

Die Zeitgenossen schildern ihn als einen Mann von ungewöhnlicher Größe, von hagerer Gestalt, mit blitzendem Auge und einer großen Adlernase. An Karl den Großen erinnerte sein graues Wams, das er mit Vorliebe trug, und seine sparsame Einfachheit. Dennoch wußte er schon bei seinem Krönungsfeste königliche Pracht zu entfalten. Mehr noch rühmte man seine große Geistesgegenwart, daß er in Ermangelung des Zepters, welches nicht mit den übrigen Reichsinsignien aus Mainz herbeigeholt war, das Kruzifix ergriff und die Fürsten auf dieses den Eid der Treue schwören ließ. Auch den widerlichen Rangstreit, den die Erzbischöfe von Köln und Mainz um den Platz an seiner Rechten bei dem Krönungsmahle erhoben, vermochte er geschickt zu schlichten, so daß das Fest in ungetrübter Harmonie verlief. Vor allem bewilligte er verschiedenen Städten neue Privilegien oder bestätigte ihnen die alten, so daß ihm bald alle Bürgerschaften bis nach Lübeck hin in hoffnungsvollster Treue ergeben waren; dann zog er aus, „um durch das Reich wandernd die Verwaltung desselben auszuüben".

*) Daß der Erzbischof von Köln im August 1272, wie nur Prager Quellen mitteilen, dem Könige Ottokar die deutsche Krone angeboten, oder daß dieser sie entschieden begehrt, ist ebenso unnachweisbar, wie unwahrscheinlich. Ihm lag eher daran, dem zwiespältigen Reiche ein Land nach dem andern zu entreißen, als eine zweifelhafte Herrschaft zu führen. Der Erzbischof von Mainz war gleich für Rudolf eingenommen, der ihm einst das Geleite über die Alpen gegeben hatte, als er sich das Pallium aus Rom holte. Spätere Sagen des 15. und 16. Jahrhunderts erzählen von dem Einfluß seines Hauskapellans, der als Priester in der Schweiz die Frömmigkeit und Güte Rudolfs erfahren hatte. Der Schweizer Tschudi nahm sie in seine helvetische Chronik auf, und Schiller dichtete danach seinen „Grafen von Habsburg".

Rudolf und der Papst.

Bald fühlte ganz Deutschland, daß es wieder einen König habe. „Die Fürsten und Edlen ergriff Furcht und Zittern", so schreibt ein Zeitgenosse, „das Volk Freude und Hoffnung; Ackerleute und Kaufleute gingen wieder vertrauensvoll an ihre Arbeit, die Räuber verbargen sich in ihre Schlupfwinkel." Um sichere Schritte thun zu können, galt es für Rudolf als erste Aufgabe, sich der Gunst des Papstes zu versichern. Schon von Frankfurt aus hatte er ihm seine Erhebung angezeigt und demütig um das kaiserliche Diadem gebeten. Im April 1274 brachte eine eigne Gesandtschaft die Nachricht von seiner Erwählung nach Rom und gab zugleich die eidliche Versicherung, daß der König den Befehlen des Papstes in allen Stücken gehorchen und dessen Feinde mit aller Macht bekämpfen werde; sein Kanzler fügte in Lyon, wohin sich Gregor zur Abhaltung eines Konzils begeben hatte, noch die urkundliche Beglaubigung hinzu, daß Rudolf alle Zugeständnisse früherer Kaiser an den Papst bestätige und jeder Herrschaft in Italien entsage. Nachdem er damit vollkommen die Politik nicht nur der Staufer, sondern auch der meisten ihrer Vorgänger seit Karl dem Großen thatsächlich verlassen hatte, wechselte auch Gregor X. den Standpunkt der päpstlichen Politik. Er sprach nicht mehr von „Sonne und Mond" und von der Unterordnung aller weltlichen unter die geistliche Macht, sondern nannte Rudolf einen „römischen König", wies die Gesandten Ottokars fort, welche über die Unrechtmäßigkeit der Wahl des „wenig geeigneten Grafen" und über den Ausschluß der böhmischen Stimme klagten, und bewog Alfons X. auf einer persönlichen Zusammenkunft im Juni 1275 zu Beaucaire, seine Ansprüche auf das Kaisertum nicht weiter geltend zu machen. Im Oktober desselben Jahres kam es zu einer feierlichen Begegnung in Lausanne, wo der Papst, umgeben von vielen geistlichen Würdenträgern, Rudolf begleitet vom Pfalzgrafen Ludwig, vielen Reichsfürsten, Grafen, Rittern und Herren, erschien. Das gewinnende Wesen des Königs, der hier zum erstenmal im vollen Festesglanze seiner Würde auftrat, verwandelte das kontraktliche in ein freundschaftliches Verhältnis. Höchst befriedigt kehrte Gregor über die Alpen zurück. Rudolf hatte ihm versprochen, einen Kreuzzug zu unternehmen und zur Kaiserkrönung nach Rom zu kommen. Vor der Enttäuschung bewahrte jenen ein baldiger Tod (10. Januar 1276). Der König, ohnehin ein Siebenundfünfziger — er war am 1. Mai 1218 geboren — spürte wenig Neigung, einen zweifelhaften Ruhm im Orient zu suchen, und nannte Italien eine Löwenhöhle, zu welcher viele, aus welcher keine Spuren führten. Römischer Kaiser ist er nie geworden.

166. Reiterstandbild Rudolfs von Habsburg an der Fassade des Münsters zu Straßburg (1291).

Zeichnung von Leonh. Geyer.

Anfang des Kampfes gegen Ottokar.

Inzwischen hatte Rudolf schon die ersten Schritte gegen den einzigen vorbereitet, der ihm offen die Anerkennung versagte, den mächtigen Böhmenkönig Ottokar. Nachdem er im Sommer 1274 in Hagenau mit dem Erzbischof von Salzburg, sowie den Bischöfen von Regensburg und Passau ein Bündnis abgeschlossen hatte, ließ er

auf dem ersten Reichstage zu Nürnberg im November 1274 durch den Pfalzgrafen Ludwig die Drohung aussprechen, daß jeder deutsche Fürst seiner Besitzung verlustig gehen sollte, wenn er versäume, sie in bestimmter Frist vom Reichsoberhaupte zu Lehen zu nehmen. Als Ottokar nicht, wie ihm geboten, in Würzburg nach neun Wochen vor dem Pfalzgrafen erschien, forderte Rudolf jene geistlichen Fürsten zum Kampfe gegen ihn auf und erhob den ehemaligen Erzbischof Philipp von Salzburg zum Herzog von Kärnten, Krain und Steiermark. Freilich war dem stolzen Přschemyśliden damit noch kein Leid geschehen.

Rudolfs Bundesgenossen.

Ottokar ließ auf dem Reichstage zu Augsburg (im Mai 1275) die Rechtmäßigkeit der geschehenen Königswahl bestreiten und widerstand ebenso den Versuchen des Papstes, wie denen des Burggrafen Friedrich, welche ihn zur Unterordnung ermahnten. Nur unter der Bedingung, daß ihm alle seine Besitzungen gelassen würden, wollte er nachgeben. Er rechnete zugleich auf die Verbindung mit Herzog Heinrich von Niederbayern, der mit seinem Bruder Ludwig im Streite lag, sowie mit den schwäbischen Grafen und Herren, welche Reichsgüter an sich gerissen hatten. Allein im Mai 1276 gelang dem Bischof von Regensburg die Aussöhnung jener feindlichen Brüder, und Rudolf gewann schnell auch den Herzog Heinrich, indem er dessen Sohn Otto mit seiner Tochter Katharina verlobte und dieser Oberösterreich als Mitgift verhieß. Dann schreckte er durch raschen Überfall die kleinen Herren in Schwaben, schützte und kräftigte hier wie am Rhein die Reichsstädte und gewann auch die Bundesgenossenschaft des tapferen Hermann von Baden, der zum Danke für seinen Parteiwechsel stattliche Ländereien erhielt und dadurch der eigentliche Gründer der Markgrafschaft Baden wurde.

167. Spießträger mit Faustschild um 1294.

Nach einer Handschrift in der Nationalbibliothek zu Paris.

Die Stangenwaffe erhielt im Verlaufe des 12. Jahrhunderts im Fußvolke eine wesentliche Veränderung. Der alte Spieß erwies sich für den Fußkrecht als zu gebrechlich und wegen seiner Länge unhandlich: man verstärkte darum den Schaft auf 4,75 bis 5 cm und verkürzte ihn so bedeutend, daß er nur wenig Mannshöhe überragte. Damit bildete sich die Urform des sogenannten „gemeinen Spießes", der mit unwesentlichen Änderungen bis ins 17. Jahrhundert herein im Gebrauch geblieben ist.

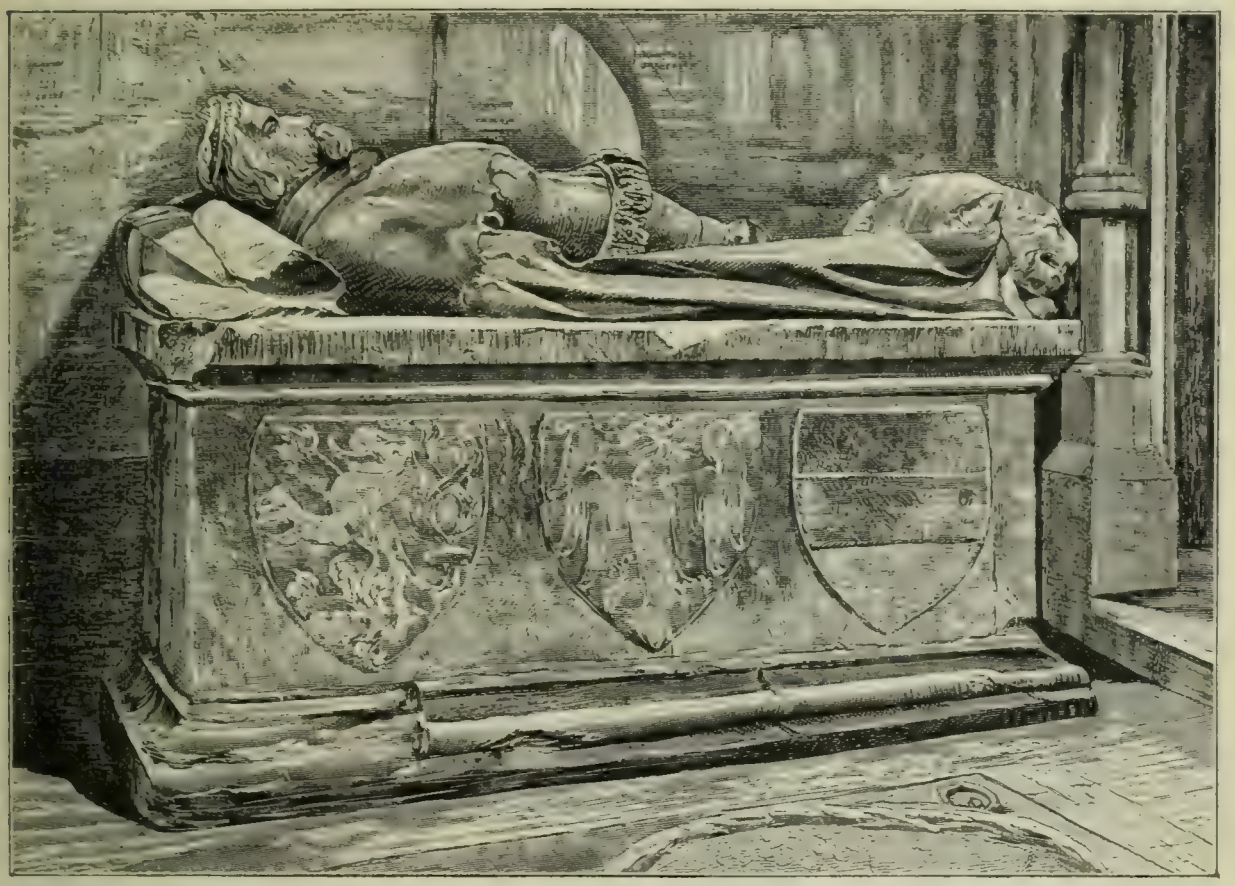
Ottokars Unterwerfung.

Nun erst fühlte sich König Rudolf stark genug, am 24. Juni 1276, die Reichsacht über Ottokar auszusprechen und ihm den Krieg zu erklären. Der Erzbischof von Salzburg fügte den Bann hinzu, und die Minoriten predigten den Aufruhr. Alsbald erhoben sich die deutschen Grafen, an ihrer Spitze Meinhard von Tirol und Görz, mit dessen Tochter Elisabeth Rudolfs ältester Sohn Albrecht vermählt war, so daß nach wenigen Wochen Kärnten und Steiermark sich befreit hatten. Rudolf marschierte inzwischen die Donau entlang und zwang nach sechswöchiger Belagerung Wien zur Kapitulation und Ottokar zur Unterwerfung. Dieser nahm Böhmen und Mähren zu Lehen, verzichtete aber auf Österreich, Steiermark, Kärnten, Krain und das Land Eger. Am 25. November erschien er in glänzendem Aufzuge vor dem deutschen Könige, der in seinem einfachen grauen Wams vor ihm stand, und leistete knieend den Lehnseid. Der Friede schien um so mehr befestigt, als — dem Sinne der Zeit und des Habsburgers gemäß — Ottokars Thronerbe Wenzel mit Rudolfs Tochter Jutta und Rudolfs zweiter Sohn Hartmann mit Ottokars Tochter Kunigunde verlobt wurden. Von Wien aus, wo er die Verhältnisse für seinen ältesten Sohn Albrecht ordnete, dachte der siegreiche König nun doch an die Kaiserkrone in Rom und an einen Kreuzzug über Venedig; allein neue Gefahren fesselten ihn an die Heimat.

Ottokars Abfall und Ende.

Bald bereute Ottokar seine Nachgiebigkeit. Er fand es unerträglich, Lehnsmann des Grafen von Habsburg zu sein, und seine polnische Gemahlin schürte durch Spott die Flamme seines Unmutes. Daß Rudolf gerade jetzt ohne Geld, ohne Truppen, ja fast ohne Freunde war, wußte er wohl. Die Kurfürsten hielten sich von dem

römischen Könige fern, der ihnen die Mitregierung verheißen, aber nicht gewährt hatte. Mit Neid und Furcht blickten sie auf den kühnen Sieger, der die schnellgewonnenen österreichischen Lande nicht aus den Händen gab. So gelang es dem Böhmenkönige, die Fürsten von Niederbayern, Köln, Meißen, Brandenburg, Schlesien und Polen zu einem Bunde zu vereinigen, ja selbst den Adel Österreichs zum Aufruhr zu bewegen. Nun brach er den beschworenen Frieden, war aber zugleich so unklug, sich mit Ladislaus IV. von Ungarn in einen Streit einzulassen, mit dessen Bruder Andreas König Rudolf soeben seine Tochter Clementia verlobt hatte. Schon war er mit jenem in Kampf geraten, als der deutsche König, allein unterstützt von seinem Vetter Friedrich von Nürnberg, dem Grafen Meinhard von Tirol und dem Bischof von Basel, im Sommer 1278 herbeieilte, bei Hainburg die Donau überschritt und im Bunde mit



168. Grabdenkmal Przemysl Ottokars II. in der St. Veitskirche zu Prag.
Zeichnung von Leonh. Geyer.

Ladislaus von Ungarn bei Dürnkrut auf dem Marchfelde ihm gegenüberstand. Am 26. August kam es zu jener verhängnisvollen Schlacht, in welcher von früh bis zum Sonnenuntergange gerungen wurde, Rudolf selbst eine Zeitlang neben seinem getöteten Pferde lag und doch endlich der stolze Böhme Sieg, Reich und Leben einbüßte. Da man die blutige Leiche verstümmelt und des königlichen Schmuckes beraubt fand, hieß es später, einer von den Seinigen habe ihn im letzten Getümmel aus Privatrache getötet. Rudolf ließ im Franziskanerkloster in Wien den nackten Leichnam öffentlich aufbahren, damit jeder Zweifel an dem Tode des Königs ausgeschlossen sei, dann sorgte die Gemahlin des Siegers selbst für die Umhüllung mit kostbaren Stoffen; endlich holten, einige Monate später, die Böhmen die Überreste ihres mächtigsten Königs nach Znaim, wo er ohne priesterlichen Segen und ohne Glockengeläute beigesetzt wurde, weil er noch im Kirchenbanne war.

Verteilung der Erbschaft.

Durch diesen einen gewaltigen Schwertschlag war der ganze Bund vernichtet, und die Mitglieder desselben bemühten sich, die Verzeihung oder gar die Freundschaft des gewaltigen Siegers zu erhalten. Durch Ehebündnisse wurden Brandenburg und Bayern

an das Interesse des habsburgischen Hauses gefesselt, und auch der achtjährige Wenzel II. erhielt im Oktober 1278 mit dem Königreiche seines Vaters Ottokar zugleich Rudolfs Tochter Jutta zur Gemahlin, ebenso der dritte Sohn König Rudolfs, der den Namen des Vaters trug, Wenzels jüngere Schwester Agnes. Kärnten gab der König dem tapferen und treuen Grafen Meinhard zunächst zur Verwaltung und seit 1286 als Herzogtum zu Lehen, die übrigen österreichischen Länder mit Bewilligung der Kurfürsten, die er diesmal befragte, 1282 an seine beiden ältesten Söhne — Hartmann war im Dezember 1281 bei Breisach im Rhein ertrunken — Albrecht und Rudolf, im folgenden Jahre (1283) auf den Rat der Fürsten an Albrecht allein.

Rudolfs Bund mit dem Papst und Karl II. von Neapel.

Inzwischen hatte der König auch den Papst und den König Karl von Neapel für sich gewonnen. Dem schlauen Nikolaus III., den Dante für seinen Nepotismus, seine Hab- und Ländersucht in der Hölle die schwersten Strafen erdulden läßt, bestätigte er im Februar 1279 zu Wien unter goldenem Siegel die wörtlich vorgeschriebene Verzichtleistung auf den Kirchenstaat, obwohl in diesem Schriftstücke die deutsche Königsgewalt, ja sogar die Berechtigung der Kurfürsten zur Wahl als von der römischen Kirche abhängig dargestellt war. Durch gleichlautende Willebriefe mußten nicht nur die Kurfürsten, sondern auch 28 andre deutsche Fürsten ihr Einverständnis erklären. Die Freundschaft mit Karl von Neapel erlangte der König, indem er dessen Enkel Karl Martell seine sechste Tochter Clementia, deren ungarischer Bräutigam (s. oben) früh gestorben war, zur Ehe gab. (Die siebente Tochter Euphemia wurde Nonne.)

Um die Grafen von Burgund und Savoyen im Schach zu halten, vermählte er sich selbst im Alter von 66 Jahren (1284) mit der 14jährigen blendend schönen Elisabeth aus dem herzoglichen Hause Burgund.

Landfrieden.

Die allgemeine Ruhe, welche das Reich seitdem genoß, benutzte der König mit höchstem Eifer zur Regelung der inneren Verhältnisse; und hierbei zeigte er sich als ein wahrhaft großer Regent. Er verlangte nicht bloß die Ordnung und den Frieden, indem er auf mehreren Hof- und Reichstagen Landfriedensgesetze verkünden ließ, sondern er sorgte auch in Person für die Befolgung derselben, indem er im Lande umherzog, eine Menge Burgen — 66 im Jahre 1290 — zerstörte, viele Raubritter enthaupten ließ — in Erfurt an einem Tage 29 — und die mächtigsten Fürsten zu Schirmherren des Friedens einsetzte. Nur in Schwaben, wo er die herzogliche Gewalt herzustellen beabsichtigte, erkämpften sich die Grafen und an ihrer Spitze Eberhard von Württemberg in der „Eßlinger Sühne" 1287 die Reichsfreiheit, und das ferne Königreich Burgund schien trotz harter Kämpfe und einiger Siege der deutschen Truppen (1289 und 1290) immer mehr sich den französischen Nachbarn zuzuwenden.

Phantom Friedrichs II. Ablehnung des erblichen Königtums. Rudolfs Tod.

Trotz aller dieser achtungswerten Thätigkeit vermochte Rudolf wegen seines nüchternen und praktischen Sinnes weder im Volke noch bei den Fürsten Verehrung und Liebe zu erwerben. Erst die Nachwelt umkränzte seine Person mit allerlei lieblichen Sagen. Während seiner Regierung stieg mehrmals das Phantom Friedrichs II. aus dem Grabe auf. Den bedeutendsten Anhang fand Tile Kolup oder Dietrich Holzschuh — nachweislich bezeichnen beide Namen dieselbe Person — am Rhein. Obwohl in Köln verspottet, gewann er bei vielen andern Städten die thätigste und aufopferndste Unterstützung, bis er von Wetzlar dem Könige Rudolf ausgeliefert und auf dessen Befehl wegen Betrugs und Ketzerei 1285 verbrannt wurde. Ein andrer „Kaiser Friedrich" wurde 1287 in Lübeck in einen Sack genäht und ertränkt, ein dritter erst 1295 in Eßlingen verbrannt. Vergebens bemühte sich Rudolf, die Erblichkeit der Königskrone durchzusetzen. Zunächst dachte er daran, seinen gleichnamigen Sohn zum Nachfolger wählen zu lassen, und suchte auf einem glänzenden Fürstentage in Erfurt (im Dezember 1289 und Januar 1290) die Kurfürsten und Fürsten dafür zu gewinnen, allein der 20jährige Rudolf starb wenige Monate später in Prag, wo er bei Schwager und Schwester weilte. Seine junge böhmische Gemahlin Agnes, die zur Zeit auf einem Schlosse in Schwaben wohnte, gebar kurze Zeit danach ihr einziges Kind, Johann (Parricida), dessen Erbschaft in Schwaben, Elsaß und Burgund zunächst von seinem Oheim Albrecht, dem jetzt einzigen und am wenigsten geliebten Sohne des

Königs, verwaltet wurde. Alle Bemühungen Rudolfs, diesem auch die Nachfolge im Reiche zu verschaffen, blieben vergeblich. Die Fürsten erklärten sich auf dem letzten Hoftage in Frankfurt entschieden dagegen, weil sie die Kraft fürchteten, welche das habsburgische Haus in seinem Gründer an den Tag gelegt hatte. Von Germersheim, wo der Dreiundsiebzigjährige zum letztenmal die ältesten und treuesten Freunde um sich versammelt hatte, begab er sich schon ernstlich krank nach Speier und verschied dort am 15. Juli 1291. Seinem Wunsche gemäß wurde seine Leiche neben der Philipps von Schwaben beigesetzt.

Adolf von Nassau und Albrecht I. (1292—98—1308).

Nach Rudolfs Tode blieb fast zwei Jahrhunderte hindurch das Deutsche Reich ohne Kaiserdynastie, indem Kaiser aus verschiedenen Häusern den Thron bestiegen. Die drei geistlichen Kurfürsten dachten nur daran, aus ihrem Stimmrechte möglichst viel materiellen Vorteil zu ziehen, und entblödeten sich nicht, die deutsche Königswürde für Versprechungen oder gar für bares Geld zu verkaufen. Während noch der Herzog Albrecht von Österreich sicher auf die Königskrone hoffte, brachten der „überkluge" Erzbischof Gerhard von Mainz und der intrigante Erzbischof Siegfried von Köln, dem die reichlichsten „Handsalben" zugesichert wurden, die Stimmen der übrigen Kurfürsten handelsweise an sich und erhoben den Grafen Adolf von Nassau auf den deutschen Königsthron, weil sie in ihm ein geschicktes Werkzeug für ihre eigne Herrschaft zu finden hofften. Adolf von Nassau (1292—98), ein junger kriegslustiger und kriegskundiger Ritter, der oft schon im Solde der rheinischen Erzbischöfe gefochten hatte, war von körperlicher Schönheit und nicht ohne Bildung. Er verstand zu lesen und zu schreiben, selbst Französisch und Lateinisch. Nachdem er durch Verpfändung seines gesamten

Adolf von Nassau.

169. Rudolf von Habsburg.

Nach der Grabplatte im Dome zu Speier.

Das Bildwerk ist, wie das häufig geschah, schon zu Lebzeiten des Königs angefertigt worden, und es wird uns ausdrücklich berichtet, daß der Künstler, dessen Name unbekannt ist, die Züge des Gesichts getreu dem Leben nachgebildet hat.

Familienbesitzes und verschwenderische Hingabe von Reichsrechten und Reichslehen am 24. Juni 1292 die Krönung zu Aachen erlangt hatte, verschaffte er sich die Freundschaft des böhmischen Königs Wenzel durch Verlobung seines Sohnes mit dessen Tochter und die nötigen Geldmittel zum Kampfe gegen den mächtigen Habsburger durch Verpfändung von Reichsgütern und Reichseinnahmen. Herzog Albrecht, der schon vor der Königswahl zum Kriege bereit im Elsaß lagerte, sah sich plötzlich von so vielen Feinden im eignen Lande, ja in der nächsten Verwandtschaft umringt, daß er sich zu Hagenau im Dezember 1292 zur Auslieferung der Königsinsignien und zur Leistung des Lehnseides entschloß. Da auch der Pfalzgraf Rudolf, Ludwigs des Strengen Sohn, auf seine Seite trat, glaubte sich der junge König stark genug, seine eignen Wege gehen und sich um die geistlichen Kurfürsten nicht mehr kümmern zu dürfen.

Der Thüringer Handel.

Um Landbesitz für seine Nachkommen zu gewinnen, richtete er sein Augenmerk zunächst auf das reiche Thüringen und Meißen, über deren Besitz Landgraf Albrecht der Unartige mit seinen eignen Söhnen Friedrich und Diezmann im Streite lag. Da man allgemein annahm, Meißen sei ein seit 1291 erledigtes Reichslehen, so folgten dem Könige mehrere Reichsfürsten; aber sein Plünderungs- und Verwüstungszug brachte ihm 1294 zunächst nur Thüringen ein, das er dem ewig geldbedürftigen Vater im April 1293 für 12 000 Mark abgekauft hatte, obwohl es Diezmann gehörte. Um diese Summe und die Kosten des Kriegs zusammenzubringen, gab er das Reichsvikariat in Oberitalien an den reichen Matteo Visconti und schloß 1294 für schweres Geld ein Bündnis mit dem Könige Eduard I. von England, dem er gegen Philipp IV. von Frankreich Beistand zu leisten versprach. Allein der gewaltige Papst Bonifacius VIII. drängte sich vermittelnd und drohend zwischen die kampfbereiten Könige und benutzte — wie immer — die Abneigung der geistlichen Kurfürsten gegen jedes thatkräftige Auftreten des deutschen Königs, um das Band ihrer Treue zu lockern. Er befahl ihnen ausdrücklich, ohne Rücksicht auf ihren Lehnseid dem Könige keinerlei Hilfe gegen Frankreich zu leisten oder durch ihre Unterthanen leisten zu lassen. Dem Könige selbst, der es an Ergebenheitsversicherungen nicht fehlen ließ, untersagte er jede feindselige Handlung gegen Frankreich, da dem Papste allein das Recht zustehe, den Frieden zwischen den streitenden Königen zustande zu bringen. So ward der stolze Plan zu schanden. Nun benutzte Adolf das reichlich angesammelte Geld und seine wohlgerüsteten Truppen, um über die Wettiner, Friedrich den „Freidigen“ (d. h. den Kühnen, Verwegenen) und Diezmann, herzufallen. Nach langem Kampfe zwang er im Winter 1295/96 die rechtmäßigen Erben des unnatürlichen Vaters, Meißen und das Osterland (zwischen der oberen Saale und Mulde) in seinen Händen zu lassen.

Adolfs Absetzung und Ende.

Dieser wie jeder Erfolg und Machtgewinn des deutschen Königs erregte den Neid und den Mißmut der deutschen Fürsten und machte sie Herzog Albrecht von Österreich geneigter, der trotz seiner Unterwerfung keinen Augenblick Auge und Herz von der Königskrone abgewandt hatte. Kaum war die junge böhmische Prinzessin gestorben, welche mit König Adolfs Sohne vermählt war, so brachte ihre Mutter Jutta eine Versöhnung zwischen ihrem Gemahl Wenzel II., dem mächtigsten weltlichen Kurfürsten, der einst Adolf seine Stimme gegeben hatte, und ihrem Bruder Albrecht zustande, der dem wetterwendischen Schwager das Pleißener und Egerland zu verpfänden versprach. Auch an Verleumdungen ließ man es nicht fehlen. Als Albrecht schwer erkrankte, dachte man sofort an Gift, das nur von Adolf herrühren konnte. Nach beliebter Methode hängte man den kranken Herzog an den Beinen auf, damit das Gift durch den Mund wieder hinauslaufe. Da er von dem Blutandrange für den Augenblick die Besinnung und für immer die Sehkraft eines Auges verlor, glaubte man nicht mehr zweifeln zu dürfen. In Prag erschienen bald auch der vertriebene Friedrich von Meißen, der Herzog von Sachsen, der Markgraf von Brandenburg und vor allem Gerhard von Mainz, der einst vergebens gegen den Verkauf von Thüringen protestiert hatte, da es ihn selbst nach dem kostbaren Raube gelüstete. Erst nachdem im Februar 1298 in Wien mit den zahlreich erschienenen Kur- und Reichsfürsten die zu zahlenden Preise

verabredet waren, beschied Gerhard als Erzkanzler des Reiches „nach altem Rechte“ den König, die Kur- und andern Reichsfürsten auf einen Tag nach Mainz am 15. Juni, um „den heiligen Frieden herzustellen und die Eintracht zurückzubringen“. Die streitenden Fürsten kamen nicht ungerüstet. Der Habsburger erschien rechtzeitig an der Spitze eines stattlichen Heeres, das ihm die eignen reichen Lande und verbündete Fürsten gestellt, in der Nähe von Mainz und gab dem kühnen Erzbischof dadurch die Möglichkeit, im Verein mit fünf andern Kurfürsten die Absetzung des Königs Adolf zu verlangen, der für einen Feind der Kirche und des Reichsfriedens erklärt wurde. Zu spät eilte dieser herbei, durch nichtige Kämpfe im Elsaß und in Oberschwaben aufgehalten. Als er mit seinen Kampfgenossen, die vor allem der kleine Adel und die Städte gestellt hatten, in die Nähe von Mainz kam, hatte sich bereits Herzog Albrecht von Sachsen mit drei andern Kurfürsten für die Wahl des österreichischen Herzogs ausgesprochen. Nur das Schwert konnte noch die Entscheidung geben. Am Hasenbühl bei Göllheim in der Rheinpfalz trafen die Heere am 2. Juli 1298 aufeinander. Bei glühender Hitze wurde den Tag über gestritten; mancher erstickte in der Eisenrüstung. Der König Adolf kämpfte allen voran, aber sein Pferd stürzte, und er mußte den Helm lüften oder abnehmen. Als er schnell in den Kampf zurückkehrte, empfing er mitten im Getümmel einen schweren Schlag auf die Stirn, vielleicht von Herzog Albrecht selbst, und kurze Zeit danach die Todeswunde. Sein junger Sohn Ruprecht geriet in Gefangenschaft. Im nahen Kloster Rosenthal setzte man die Leiche des toten Königs nieder; erst zehn Jahre später öffnete sich ihr die Kaisergruft zu Speier. Dem Sieger fiel die Königskrone nun unbedenklich zu: noch im Juli wurde er zu Frankfurt einstimmig gewählt, „da das Römische Reich durch den Tod des Herrn Adolf, ehemals römischen Königs gottseligen Andenkens, erledigt sei“, im August zu Aachen vom kölnischen Erzbischof gekrönt.

170. König Adolf im Handgemenge.

Elfenbeinschnitzerei vom Ende des 13. Jahrhunderts, jetzt im germanischen Museum zu Nürnberg. Nach Essenwein.

Albrecht I.

Im November 1298 hielt der neue König mit allem Glanze seines Reichtums den ersten Hoftag zu Nürnberg ab und ließ sich nach Art der alten Frankenkönige bei der Tafel von den Kurfürsten bedienen, welche er durch reichliche „Handsalben“ geschmeidig gemacht hatte. Dann belehnte er seine drei Söhne, Rudolf, Friedrich und Leopold, mit seinen Erbländern und erneuerte den Landfrieden seines Vaters Rudolf.

Judenverfolgung in Franken.

Auf dem Wege nach Nürnberg sah er sich genötigt, mit kräftiger Hand die Juden zu beschützen. Der alte Unsinn von geschlachteten Christenkindern, von Christenbluttrinken am Passahfeste und von geschändeten Hostien reizte immer von neuem zu einer plötzlichen Judenhetze, obwohl Innocenz IV. schon 1247 alle jene Anklagen auf das bestimmteste für „unsinnig“ erklärt hatte. Außer dem Kaiser hatten nur wenige Landesherren und Städte das Recht, „Juden zu halten“ und dafür ein hohes Schutzgeld zu beziehen. Um so mehr fühlten sich andre Fürsten und vor allem das gemeine Volk in den Städten angetrieben, den Juden unter religiösen Vorwänden Leben und Habe zu rauben. Im Sommer 1298 hieß es, in Rotenburg an der Tauber habe ein Jude im Mörser eine Hostie zerstampft, aus der eine Masse Blutes geflossen sei, was man noch sehen könne. Diese Nachricht genügte, um eine wilde Pöbelschar,

geführt von einem Adligen, zur Plünderung, Niedermetzelung und Verbrennung aller Juden in Franken zu reizen, die sie erreichen konnten. König Albrecht, der mit strengen Maßregeln dem Unwesen ein Ende machte, so daß selbst französische Juden sich unter seinen Schutz begaben erntete dafür wenig Dank bei seinen christlichen Unterthanen.

Albrechts Bund mit Frankreich gegen Bonifacius VIII.

Bald genug gab es Streit mit den vier mächtigsten deutschen Kurfürsten — den Böhmenkönig hatte Albrecht von seinen Pflichten gegen das Reich losgesprochen und für immer zufrieden gestellt — mit dem pfälzischen und den drei geistlichen. Schon seine ersten politischen Schritte mißfielen ihnen. Da der Papst Bonifacius VIII. geschworen hatte, „den Mord des Königs Adolf" zu rächen, trat Albrecht mit dessen Gegner, dem Könige Philipp IV. von Frankreich, in nähere Verbindung, verabredete in Gegenwart von fünf Kurfürsten persönlich in der Nähe der Reichsstadt Toul (im Dezember 1299) gemeinsame Schritte und besiegelte den neuen Bund durch eine Verlobung. Als er jedoch die Kurfürsten aufforderte, zur Sicherung des Reiches während seiner Fahrt nach Rom seinen Sohn Rudolf zum römischen Könige zu wählen, erklärte der Erzbischof von Mainz, „niemals werde er dulden, daß die Regierung auf die Erben eines noch Lebenden übergehe". Bald prahlte er keck, in seiner Tasche habe er noch viele Könige, und schloß einen geheimen Bund gegen Albrecht mit Trier, Köln und der Pfalz. Als die drei Erzbischöfe nun gar 1301 den Pfalzgrafen aufforderten, den König selbst wegen der „Ermordung des Königs Adolf" zur Rechenschaft zu ziehen, antwortete er alsbald mit der Zurückforderung aller Rheinzölle und rief die Städte zum Widerstande gegen die Zollerheber auf. Durch einen verheerenden Feldzug zwang er 1302 die rheinischen Kurfürsten, den Frieden zu suchen und den Handel der Städte freizugeben. Selbst der Papst Bonifacius VIII. ließ sich nun mit Albrecht in Verhandlungen ein und erkannte ihn für das Versprechen, „der Kirche ehrerbietige Folge zu leisten und ihre Feinde zu bekämpfen", im April 1303 „als römischen König und künftigen Kaiser" an.

171. Bulle Papst Bonifacius' VIII.

Albrecht im Bunde mit dem Papste.

Um ihn sicher gegen Frankreich gebrauchen zu können, hob er sogar alle früheren Bündnisse Albrechts mit Königen und Fürsten als ungültig auf und bot ihm das Königreich Frankreich zum Eigentum. Vorsichtig erklärte der König, „Deutschland und Frankreich seien seit der Teilung weislich getrennt erhalten", er wolle aber den Kampf gegen Philipp aufnehmen, wenn man ihm und seinen Erben das deutsche Königreich und das Kaisertum zusichere. Nach der Art des Vaters suchte er den nächsten Gewinn.

Der Kampf um Böhmen und Thüringen.

Seine Aufmerksamkeit galt zunächst seinem wüsten und habsüchtigen Schwager Wenzel II. von Böhmen, der bereits 1300, durch eine Adelspartei herbeigerufen, in Gnesen sich die polnische Königskrone aufgesetzt hatte und nach dem Tode des letzten Arpaden, Andreas III., 1302 zu Stuhlweißenburg seinen Sohn (Wenzel III.) als Ladislaus V. von Ungarn krönen ließ. Im eignen Interesse und auf den Wunsch des Papstes fiel Albrecht 1304 in Böhmen ein, war aber schon im Begriff, einen schmählichen Rückzug anzutreten, als Wenzel II. im Alter von 34 Jahren an der Schwindsucht starb und sein kaum 16jähriger Sohn Wenzel III. (1305) durch Karl Robert von Neapel aus Ungarn vertrieben wurde.

Albrechts Absicht auf Thüringen und Niederlage bei Lucka. Prinz Rudolf wird König von Böhmen und stirbt.

Als der letzte Przemyslide, Wenzel III. von Böhmen, der Enkel Ottokars und König Rudolfs, im Jahre 1306 ermordet wurde, erklärte Albrecht das Königreich für ein erledigtes Lehen des Reiches, verjagte Herzog Heinrich von Kärnten, den eine Partei der Stände gewählt hatte, und erhob seinen ältesten Sohn Rudolf auf den Thron, der ein Jahr zuvor seine französische Gemahlin Blanca verloren und sich nun mit der Witwe Wenzels II. vermählte. Nach so großen Erfolgen fühlte er sich stark

genug, „als Rechtsnachfolger König Rudolfs“ den Plan auf Thüringen und Meißen wieder aufzunehmen. Aber schon war der Wendepunkt seines Glückes gekommen. Am 31. Mai 1307 wurde sein Feldhauptmann Heinrich von Nortenberg von Friedrich dem Freidigen bei Lucka unweit Altenburg so vollständig geschlagen, daß das Thüringer Volk noch lange des Königs spottete und der Spruch aufkam: „Es wird ihm glücken, wie den Schwaben bei Lücken.“ Als jener vom Rheine mit neuen Truppen herbeieilte, um das Verlorene wiederzugewinnen, traf ihn eine viel schlimmere Nachricht. Am 4. Juli war unerwartet sein 26jähriger Sohn Rudolf in Böhmen gestorben, und Heinrich von Kärnten hatte schnell den erledigten Thron wieder eingenommen. Wohl

172. **Ein Eilbote des Erzbischofs von Mainz überbringt dem aus Rom zurückkehrenden Erzbischof von Trier, Balduin von Lützelburg, die Nachricht von Albrechts Ermordung und die Einladung zur Königswahl nach Frankfurt.**

In dem Balduineum im Provinzialarchiv zu Koblenz.*) Nach Irmer.

Knieend, den Botenspieß in der Linken, im kurzen Rock, bei welchem durch braune Querlinien die Wappenfarben angedeutet sind, die Botentasche mit einem schwarzen Kreuze verziert (Erzstift Köln?), überreicht der Bote den die Erhebung des luxemburgischen Hauses auf den Kaiserthron bergenden, rotgesiegelten Brief einer neben dem Erzbischofe reitenden Person, wohl dem Grafen Heinrich, während Balduin, das Roß anhaltend, mit erhobener Hand sein Entsetzen über die ruchlose That ausdrückt, die ihm der Bote auch mündlich mitzuteilen scheint. Der Kopf Balduins ist mit einem roten Kappchen (calotte) bedeckt. Sein Gewand, ein mantelartiger Überwurf (pluviale, cappa), ist mit Pelz ausgeschlagen. In ähnlicher Tracht reitet hinter ihm barhäuptig vornehmes Gefolge und eine gewappnete Schar mit runden Kuppelhelmen und aus Panzerringen zusammengesetzten Halsbergen.

gedachte Albrecht im folgenden Jahre mit erneuter Kraft in beiden Ländern das Verlorene für seinen zweiten Sohn Friedrich wiederzugewinnen, aber ein grausames Verhängnis machte allen seinen Plänen ein jähes Ende.

Albrechts I. Ermordung

Der nachgeborene, jetzt erst 18jährige Sohn seines frühverstorbenen Bruders, Johann, den man später „Parricida“ beigenannt hat (s. S. 352), war wohl schon in Prag von seiner böhmischen Mutter Agnes, einer Tochter Ottokars, mit der Hoffnung erfüllt, daß er Böhmen einmal erben könne; trotzdem empfing er weder dieses noch Schwaben noch ein andres Land zu

*) Balduin von Lützelburg, der Bruder Heinrichs VII., war 1307—54 Erzbischof und Kurfürst von Trier. Er erwarb sich vielfache Verdienste um sein Erzstift; das bleibendste Andenken hat aber wohl seine große Trierische Urkundensammlung erlangt (Codex Balduini Trevirensis). Er ließ drei Exemplare derselben anfertigen; zwei sind mit prachtvollen Initialen verziert, das dritte aber enthält 37 Pergamentblätter mit 75 Bildern, Darstellungen seiner eignen Wahl zum Erzbischof, sowie der Wahl seines Bruders zum deutschen Könige und zahlreiche Szenen aus der Romfahrt des letzteren bis zu dessen Tode. Diese Bilder sind, obwohl in künstlerischer Beziehung Erzeugnisse einer noch sehr primitiven Entwickelungsstufe, von hohem Interesse sowohl für die deutsche Kunstgeschichte, als vor allem für die Kulturgeschichte des 14. Jahrhunderts, sowie für die historische Kenntnis des Römerzuges selbst.

Leben, während seine Vettern, die Söhne des Königs, bereits ihren Anteil bekommen hatten. Nicht unmöglich ist es, daß Peter Aichspalter, einst Leibarzt des Königs Rudolf, jetzt als Erzbischof von Mainz der erbittertste Gegner des Sohnes, in Baden den Groll des heftig gesinnten und unberechenbaren Jünglings noch aufgestachelt habe. Vergebens suchte Albrecht diesen durch Aussichten und Geschenke zu besänftigen. Am Morgen des 1. März 1308 verlangte Johann nochmals stürmisch die Auslieferung seiner „Erbgüter", obwohl nicht einmal feststand, welche er als solche betrachte. Da Albrecht ihn wieder nur durch Aussichten und Geschenke zu besänftigen suchte, sann er auf blutige Rache. Als der König am Nachmittag seiner Gemahlin Elisabeth nach Rheinfelden entgegenritt, drängte er sich mit den Verschworenen, Eichenbach, Wart und Balm, in den Kahn, welchen der König bestieg, um über die Reuß zu setzen. Kaum hatte man am andern Ufer in den Hohlweg eingelenkt, der nach Brugg führt, so fielen sie über ihn her und mordeten ihn. Ahnungslos soll er nach dem ersten Schlage Balms noch gerufen haben: „Lieber Vetter, hilf mir!" Sein Sohn Leopold, seine Gattin Elisabeth, seine Tochter Agnes, die verwitwete Königin von Ungarn, verfolgten eine Zeitlang die Verwandten der Mörder; dann gründeten sie an der Unglücksstätte das Kloster Königsfelden, in dem Agnes bis zu ihrem späten Tode (sie starb 1364) den Schleier trug. Als Wart in Avignon beim Papste Verzeihung suchte, wurde er von einem französischen Ritter ergriffen, an Albrechts Söhne ausgeliefert und auf der Stätte des Mordes gerädert. Eichenbach starb 1343 als Viehhirt in Schwaben. Johann Parricida suchte den Frieden als Mönch in Pisa, warf sich 1312 flehend dem Kaiser Heinrich VII. zu Füßen, blieb aber gefangen und starb 1313 im Alter von 23 Jahren.

Albrechts Charakter.

Mit Unrecht hat man Albrecht später lange Zeit als den finsteren einäugigen Tyrannen dargestellt, dessen früher Tod als ein Glück für Deutschland zu betrachten gewesen sei. Einzig und allein die mönchischen Berichterstatter aus dem Heerlager des Mainzer Erzbischofs und die phantasievollen Erfinder der Sagen von der Befreiung der Schweiz haben sein Bild in solcher Art verzerrt. Anmut hatte die Natur allerdings seiner Seele wie seinem Antlitz versagt. Selten war er fröhlich unter den Fröhlichen, und wenn er es war, geschah es aus Berechnung. Er war wohl sparsam, ja bisweilen karg, denn er liebte das Geld als ein Machtmittel — seine jugendliche Stiefmutter ließ er trotz der Fürbitte des Papstes derartig darben, daß sie nach Burgund zurückkehren mußte — aber er verschwendete und trat mit dem höchsten Glanze auf, wenn es galt, Freunde zu gewinnen oder Gegner zu überstrahlen. Wahrhafte Treue und gemütvolle Zärtlichkeit bezeugte er sowohl seiner Schwester, der Böhmenkönigin, wie vor allem seiner Gemahlin, Elisabeth von Kärnten, und seinen 21 Kindern. War er auch nach dem Muster seines klugen Vaters zu unterwürfig gegen die Ansprüche des Papstes und zu sehr bedacht auf Mehrung der eignen Hausmacht, so hat er doch zweifellos mit kraftvoller Hand Recht und Gesetz zu schirmen gesucht und vor allem den Städtern zu erhöhter Selbständigkeit verholfen: Gründe genug, um die Kurfürsten mit Mißtrauen gegen die Wahl seines Sohnes zu erfüllen.

Heinrich VII. (1308—13).

König Heinrich VII. von Luxemburg.

Fast ein Jahr lang dauerte der unselige Streit um die Königswürde, für die sich diesmal mehr Bewerber als je fanden, außer den deutschen sogar Philipp IV. von Frankreich für seinen Bruder Karl von Valois. Allein der Papst Clemens V., auf dessen Beistand und Fürsprache der französische König am meisten gehofft hatte, wünschte nicht dessen Macht noch mehr zu vergrößern und drängte die Kurfürsten heimlich zur Beschleunigung der Wahl. Nun rief der Erzbischof von Mainz alle Wähler (mit Ausnahme des Böhmenkönigs) nach Rense, und hier wurde am 22. November 1308 einstimmig Graf Heinrich von Luxemburg gewählt. Dann folgte am 27. die feierliche Bestätigung der Vorwahl in Frankfurt und am 6. Januar 1309 die Krönung in Aachen.

Das Dorf Rense liegt nicht weit von der Burg Stolzenfels am linken Ufer des Rheins, wo die Länder der drei Erzbischöfe und des Pfalzgrafen so nahe aneinander grenzen, daß man von alters her behauptete, eine in Rense geblasene Trompete sei in aller vier Herren Ländern vernehmbar. Erst jetzt, aber nicht früher, wie man wohl behauptet hat, wurde zum erstenmal und dann ein Jahrhundert hindurch hier die Königswahl „unter Obstbäumen" abgehalten. Der sogenannte Königsstuhl (Abb. 179), erst gegen Ende des 14. Jahrhunderts zwischen Nußbäumen erbaut, diente nur einmal (1400) zur Wahl, wurde zu Ende des 18. Jahrhunderts von Franzosen zerstört und erst 1843 hergestellt.

Heinrich verdankte sein Glück einzig dem Umstande, daß, während Pfalz, Bayern, Brandenburg selbst nach der Krone strebten, später aber zwischen Albrecht von Anhalt

und Friedrich von Österreich schwankten, über seine Person sich zwei Wähler, nämlich sein Bruder, der junge Erzbischof Balduin von Trier, und der Erzbischof Peter von Mainz, vorher geeinigt hatten.

Heinrichs Wesen.

Er war damals vierzig Jahre alt und stand in voller Blüte der Manneskraft, eine stattliche Erscheinung von mittlerer Größe, hatte rötlich blondes Haar und schielte mit dem linken Auge etwas. Man kannte ihn als streng gerecht, leutselig und tapfer. Das Ardennengebirge, auf dessen Höhe seine Stammburg lag, hatte er vollständig von Räubern und Diebsgesindel gereinigt, so daß „die Saumtiere der Kaufleute, mit kostbaren Gütern beladen, ohne Begleitung ungefährdet durch die Heiden und die Einöden zogen". Seine Bildung hatte er am französischen Hofe empfangen, da Luxemburg längst dem Einflusse des Nachbarlandes verfallen war und den französischen König häufig als Schiedsrichter anrief. Doch sprach er auch lateinisch und deutsch.

Hoftag zu Speier.

Nachdem Heinrich die geistlichen Wähler mit Rheinzöllen belohnt, zog er den Rhein aufwärts bis Konstanz und schickte von hier eine Gesandtschaft nach Avignon, die ihm die Bestätigung durch Clemens V. und die Aussicht auf die Kaiserkrone zurückbrachte. Dann wandte er sich unter beständiger Sorge für die Sicherung des Landfriedens durch Schwaben nach Franken und eröffnete am 21. August einen glänzenden Hoftag in Speier (1309). Im Einverständnis mit den zahlreich anwesenden Fürsten ächtete er die Mörder Albrechts, befahl die Gebeine seiner beiden Vorgänger feierlich in der Königsgruft beizusetzen und entzog dem trotzigen Grafen Eberhard von Württemberg, Albrechts erbittertstem Gegner, die schwäbische Landvogtei. Dann gab er alle habsburgischen Länder den Herzögen Friedrich und Leopold von Österreich zu Lehen, die ihm dafür nicht nur die Heeresfolge nach Rom, sondern auch Hilfe gegen Heinrich von Kärnten und Böhmen zusagten.

Heinrichs Sohn Johann wird König von Böhmen.

Unerwartet that sich hier seinem Hause eine glänzende Aussicht auf. Nach dem frühen Tode des jungen Habsburgers Rudolf (3. Juli 1307) hatte sich Böhmens der Herzog Heinrich von Kärnten wieder bemächtigt, weil seine Gemahlin Anna eine Schwester des letzten Przemysliden, Wenzels III., war. Allein trotzdem er mit meißnischen und bayrischen Söldnern verheerend das Land durchzog, vermochte er doch nicht, sich selbst oder irgend einem Gesetze Anerkennung zu verschaffen. Vielmehr nahm die Gesetzlosigkeit derart überhand, daß mächtige Adlige im Juni 1310 sich Prags bemächtigten und den Beschluß faßten, den vierzehnjährigen Sohn des deutschen Königs auf ihren Thron zu berufen. Im Juli erschien in Frankfurt, wo Heinrich VII. eben den Landfrieden neugeordnet und seinen Sohn Johann mit der Grafschaft Luxemburg belehnt hatte, eine Gesandtschaft von Adligen, Äbten und Bürgern, die schwere Klage über Heinrich von Kärnten führten und jenem mit der Hand der achtzehnjährigen Prinzessin Elisabeth, der jüngeren Schwester Wenzels III., zugleich die Königskrone anboten. Unbedenklich vollzog der König diesen vorteilhaften Ehebund am 1. September 1310 zu Speier und erteilte dem jungen Böhmenkönige zugleich das Reichsvikariat in Deutschland für die nächsten fünf Jahre. Denn eben dort erschienen auch Gesandte aus der Lombardei, die ihn aufforderten, den Zug nach Italien anzutreten. Die Wiederherstellung des Kaisertums, das mit Friedrich II. zu Grabe getragen war, die Wiedererwerbung der italienischen Krone lag dem romantischen Könige längst im Sinne. Da Eberhard von Württemberg zwar geächtet, aber noch nicht besiegt, Johann in Böhmen noch nicht gesichert war, beeilte er sich, den Sohn Philipps IV. von Frankreich mit der Grafschaft Burgund zu belehnen und Friedrich dem Freidigen Thüringen und Meißen zu bestätigen, damit er wenigstens vor diesen Gegnern sicher sei. Dann verpfändete er reichlich Güter und Rechte des Reiches, um Geld zur Kaiserreise zu gewinnen, und trat den verhängnisvollen Zug über die Alpen an.

Zustände Italiens.

Seit dem tragischen Ende des kraft- und poesievollen Hohenstaufengeschlechtes war das schöne Italien eine grauenvolle Stätte der Parteikämpfe und wilden Blutvergießens geworden. Nur in Neapel, dessen Thron der kluge und gelehrte König Robert von Anjou inne hatte, herrschte Ruhe und Ordnung; aber in Rom wurde der Adel seit 1305, da Clemens V. in Frankreich blieb, zügelloser denn je. Die Colonna und die Orsini setzten ihre Familienkriege innerhalb und außerhalb der

173. Kampf der Ritter Heinrichs VII. gegen die Welfen in Rom am 26. Mai 1312.

Nach dem Balduineum im Provinzialarchiv zu Koblenz. (Vergl. die Anm. S. 357.)

Am 26. Mai machten die deutschen Ritter einen allgemeinen Angriff auf das Viertel der Orsini, um dem Könige mit Waffengewalt den Weg zu St. Peter zu bahnen. Ein besonders sorgfältiges, in allen Farben ausgemaltes Bild gibt die Darstellung des blutigen Kampfes. Im dichtesten Kampfgewühle sehen wir den Erzbischof Balduin im Stechhelm mit geschlossenem Visiere, auf Schild, Wappenrock und der blau gefutterten Pferdedecke das rote trierische Kreuz auf weißkarriertem Grunde, fechten und einem Italiener, der nach seinem redenden Wappen, dem schwarzen Baren in goldenem Felde, dem Geschlechte der Orsini angehört, mit gewaltigem Hiebe den Helm spalten. Neben ihm kämpft ein vollkommen rot gekleideter Ritter in einer Sturmhaube mit einem Schilde von gleicher Farbe. Dahinter sprengt der Marschall Heinrich von Flandern mit geschwungenem Schwerte heran, gefolgt von dem Abte Heinrich von Fulda mit dem schwarzen Kreuz in Silber und dem Delphin von Vienne mit dem blauen gekrümmten Fische auf goldenem Grunde. Über dem Kampfgewühle flattern die Banner von Bayern, Flandern, Trier, des Reiches, die drei silbernen Hammer in Rot der Burggrafen von Hammerstein u. a. Sehr charakteristisch sind auch die Figuren der guelfischen Ritter gehalten. Einer von ihnen, dessen Augen unter einem Helme mit Bügelvisier hervorblitzen, führt einen gewaltigen Hieb gegen Balduin; ein zweiter mit mächtiger Sturmhaube und einem Schilde mit vier oder fünf Rosen in Silber, dessen dunkle Augen erschreckt dem Kampfe zuschauen, wendet sich halb zur Flucht. Im Hintergrunde deutet die rote Lilie von Florenz die lebhafte Beteiligung der toscanischen Hilfstruppen am Kampfe an. (Nach Irmer.)

Stadt fort, und ihre Söldner plünderten auf allen Wegen. Die Klagen des Volkes und seines Rates „der Dreizehn" über die Untauglichkeit der beiden Senatoren, die dem Rechtswesen vorstanden, hatten allein zur Folge, daß der französische Papst ihnen die Absetzung der bisherigen und die Neuwahl überließ. Schlimmer noch stand es in den Städten des übrigen Italien, vor allem in Oberitalien, wo ein großer Bund guelfischer Städte sich um Mailand gebildet hatte und den ghibellinischen Trotz bot. In allen gab es eine herrschende Partei und eine verbannte, jede geführt von irgend einem stolzen und mächtigen Adelsgeschlecht, jede lauernd auf die Schwäche der andern, gerüstet zum Überfall, zu Raub und Mord. Unter diesen Verhältnissen gab es für italienische Patrioten nur eine einzige Hoffnung, die auf einen legitimen Kaiser deutscher Nation. Ihr edelster Repräsentant, der von seiner Heimat verbannte Dichter Dante, bewies damals in einer Schrift „Über die Monarchie", daß die Autorität des Kaisers unmittelbar von Gott und nicht vom Papste stamme, sonst wäre Christus nicht unter dem Schatzungsbefehl des Kaisers Augustus zur Welt gekommen; er hielt es für die heilige Pflicht der „legitim gewordenen Könige der Römer aus deutscher

174. Heinrich VII. empfängt nach der Krönung eine Deputation der Juden.

Nach dem Balduineum im Provinzialarchiv zu Koblenz.

Nach einer Verordnung des Papstes Calixtus vom Jahre 1119 mußten die römischen Juden jeden neugewählten Papst und jeden neugekrönten Kaiser um die Erlaubnis bitten, ferner in der Stadt wohnen und ihre Religion ausuben zu dürfen. Die Szene ist hier dargestellt. Der Kaiser ist in pelzverbrämtem Purpurmantel, mit der Kaiserkrone auf dem Haupte und dem Lilienzepter in der Hand, zwei hohe Würdenträger geleiten mit Stäben in den Händen sein Roß. Das Gefolge bilden die drei Kardinäle, Erzbischof Balduin (sein Bruder), Ritter und Geistliche. Die Juden tragen den charakteristischen Judenhut mit dem in der Mitte desselben aufrecht stehenden Knopf. (Nach Irmer.)

Nation", das zertrümmerte Reich in Italien wiederherzustellen. In seiner „Göttlichen Komödie" (Fegefeuer: VI, 94 ff.) nennt er Italien „ein wildes Untier, das sich tückisch bäumt, seit niemand es die Sporen fühlen läßt", und fährt klagend fort:

„O deutscher Albrecht, der dies Tier verlassen,
Das drum nun tobt in ungezähmter Wut,
Statt mit den Schenkeln kräftig es zu fassen,
Gerechtes Strafgericht fall' auf dein Blut.
Schuld bist du samt dem Vater (Rudolf I.) an dem harten
Geschick Italiens, die ihr, deutsche Gau'n
Nur pflegend, ganz versäumt des Reiches Garten."

An Heinrich aber richtet er (Fegefeuer: VI, 112 ff.) die flehenden Worte:

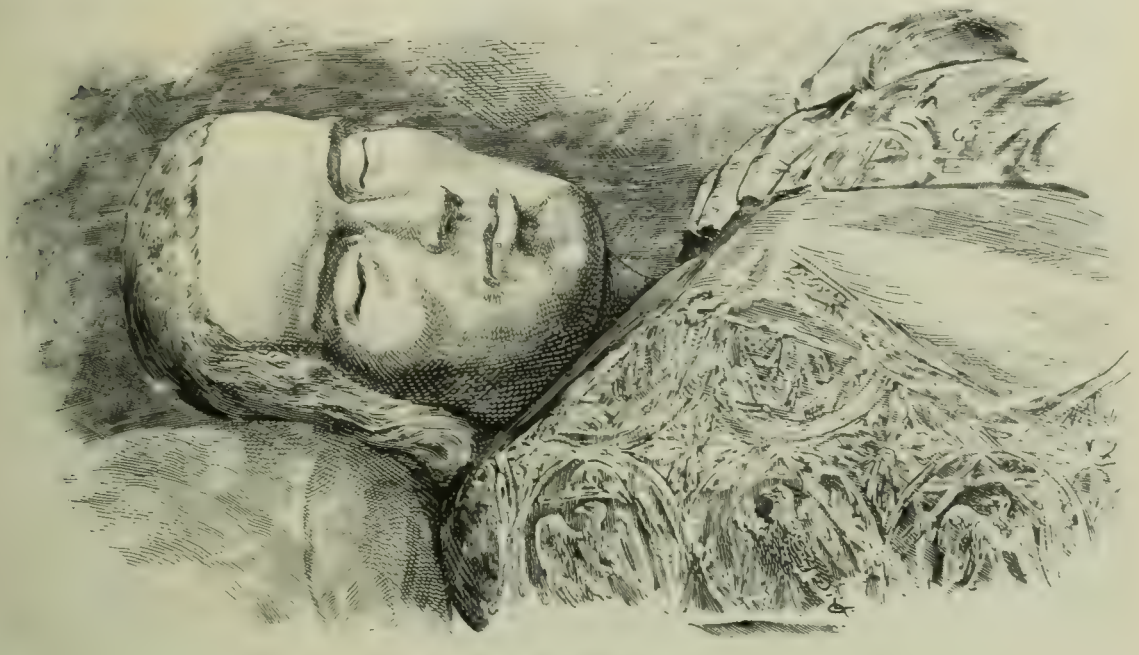
„Komm her und sieh, wie deine Roma weint,
Und höre Tag und Nacht die Witwe rufen:
Mein Cäsar, warum bleibst du mir so fern?"

Heinrichs Römerzug und Tod.

Während so die Ghibellinen Italiens in ihm einen weltlichen Messias erwarteten und seine Sendboten und Herren meldeten, daß er komme, „der Welt den Frieden wieder zu geben", gelobte Heinrich VII. den Legaten des Papstes im Herbst 1310 zu Lausanne nicht nur die Schirmvogtei der Kirche, die Erhaltung des Kirchenstaates, sondern versprach auch in dem letzteren keinerlei Jurisdiktion auszuüben. Unter solchen Umständen wünschte selbst der Papst seine Romfahrt und kündigte sie mit so

überschwenglichen Worten den Völkern Italiens an, wie noch nie die Romfahrt eines deutschen Königs von der Kirche begrüßt war. Mit etwa 5000 Reisigen — zwei größere Reichsheere waren nach Württemberg und Böhmen unterwegs — überstieg Heinrich im Oktober 1310 den Mont Cenis, geführt von dem ihm verschwägerten Grafen Amadeus V. von Savoyen. Wie er erwartet hatte, sammelten sich in Turin in einigen Tagen nicht weniger als 12 000 Reiter unter seinen Fahnen. Die Guelfen und Ghibellinen kamen ihm zu huldigen, die einen aus Furcht, die andern in Hoffnung. Auch Dante mag wohl unter ihnen gewesen sein. Nur die Häupter von Mailand und von Florenz hielten sich zurück, aber selbst die Orsini und Colonna aus Rom erschienen mit stattlichem Gefolge, ihn zur Kaiserkrönung einzuladen. Die Städte der Lombardei, durch die er zog, huldigten ihm, die Parteien versöhnten sich auf seinen Befehl und gehorchten seinen Vikaren. Selbst in Mailand wagte er am 23. Dezember seinen Einzug zu halten und am 6. Januar 1311 die lombardische Krone in der Kirche des heiligen Ambrosius auf sein Haupt zu setzen, nicht die berühmte „eiserne", da die Torres sie verpfändet hatten, sondern eine eiligst aus blankem Stahl angefertigte von der Form eines Lorbeerkranzes. Auch die Königin Margarete zeigte sich zu Roß, das langwallende Haar mit einem goldenen Diadem geschmückt. Allein schon nach sechs Tagen erzeugte seine Forderung einer Beisteuer zu den Kosten der Kaiserkrönung und das Verlangen, daß ihm 50 Geiseln aus beiden Parteien mitgegeben würden, einen blutigen Aufstand in den Straßen der Stadt. Sein strenges Strafgericht vor allem über die Guelfen, während er bisher über allen Parteien zu stehen schien, erbitterte die unterthänigen Städte, und wenn er auch Lodi, Crema, Cremona schnell bezwang, so hielt ihn doch die Belagerung Brescias mehrere Monate auf. Erst am 24. September 1311 hielt er über die geebneten Gräben und den Schutt der zertrümmerten Mauern seinen Einzug. Nachdem er in Genua, wo ihm seine Gemahlin Margarete starb, die Spinola und die Doria miteinander versöhnt hatte, trat er seinen Weg nach Rom an, wo inzwischen die Orsini den alten Streit wieder begonnen hatten und im Vertrauen auf die Hilfe Roberts von Neapel die Kaiserkrönung zu hindern hofften. Denn während dieser mit Heinrich über eine Familienverschwägerung unterhandelte und durch Boten seine Freundschaft versichern ließ, schickte er 400 Reiter nach Rom, um den Vatikan und die Engelsburg zu besetzen. Über See fuhr der deutsche König nach dem ghibellinischen Pisa, das ihn reichlich unterstützte; aber er wagte schon nicht, die Guelfen des benachbarten Florenz anzugreifen. Unbehelligt zog er mit seinem jetzt wieder verkleinerten Heere in der Nähe des Meeres nach Süden zu und erfuhr erst anfangs Mai 1312 in dem Kastell Isola auf den Trümmern des alten Veji, daß der Bruder des Königs Robert, der Fürst Johann von Achaja, seinen Einzug bekämpfen werde. Nur auf einer einzigen Brücke, der milvischen, welche die Ghibellinen lange zuvor schon besetzt hatten, gewann er mit deren Hilfe den Zugang zur Stadt und konnte vom Hügel des Lateran auf die große Trümmerstätte niederschauen, in welche die streitenden Parteien das einst weltgebietende Rom verwandelt hatten. Da er nach vierzehntägigem Straßenkampfe weder das Kapitol, noch die Peterskirche den Guelfen zu entreißen vermochte, ließ er durch eine Volksversammlung den Beschluß fassen, daß die Krönung in der Laterankirche stattfinden solle. Erst durch einen Aufruhr wurden auch die Kardinäle, die der Papst aus Avignon geschickt hatte, dazu gezwungen, dem Willen des Königs und des Volkes Folge zu leisten. Eine Krönungssteuer, die von diesem verlangt wurde, wies es jedoch zurück; nur die Juden bezahlten sie. Unter dem Protest, daß sie nur zur Krönung in St. Peter vom Papste ermächtigt seien, vollzogen die Kardinäle am 29. Juni 1312 die feierliche Zeremonie in dem trümmerhaften Lateran, an dessen Wiederaufbau noch gearbeitet wurde. Selbst das Festmahl auf dem Aventin wurde durch Wurfgeschosse der Feinde gestört, deren Zahl durch die Ankunft der florentinischen Guelfen täglich wuchs. Da er sie ebensowenig wie den König Robert zu bekämpfen vermochte, so begnügte er sich damit, den König Friedrich II. von Sizilien, das Haupt der Ghibellinen, zum Admiral der italienischen Meere zu

ernennen, wochenlang verwüstend Toscana zu durchziehen und Florenz zu belagern, das er doch nicht einnehmen konnte. Durch Mangel und Krankheiten zum Abzug genötigt, errichtete er auf dem Monte Imperiale, wo die Wege von Siena, Pisa und Florenz zusammentreffen, eine kaiserliche Pfalz und schleuderte von dort und von Pisa aus Achtserklärungen gegen seine Feinde in Mittel- und Unteritalien, vor allem gegen Robert von Neapel, für den sich alle seine böhmischen und lombardischen Gegner, ja sogar Ferrara, Parma und Florenz offen erklärten. Endlich trat, gedrängt von König Philipp IV. von Frankreich, selbst der Papst für seinen Lehnsmann ein und untersagte dem Kaiser durch eine Bulle ausdrücklich den Kampf gegen ihn. Dennoch hoffte Heinrich zu siegen. Im Sommer 1313 stand König Friedrich bereit, in das Königreich Roberts einzufallen, der kaiserliche Statthalter in der Lombardei, Graf Werner, und sein getreuer Genosse, der alte Matteo Visconti, waren wieder siegreich, deutsche Hilfsvölker aus Böhmen und Österreich waren zu erwarten, selbst aus dem fernen



175. Kaiser Heinrich VII.

Von seinem Marmorsarkophag im Camposanto zu Pisa. Gleichzeitige Arbeit des Bildhauers Niccolo Pisano.

Gez. von Leonh. Gever.

Ostpreußen kamen Deutsche Ritter herbei. Noch ehe des Kaisers junge Braut Katharina, die Tochter König Albrechts, und seine Tochter Beatrix, die den sizilischen Prinzen Pedro heiraten sollte, angekommen waren, gedachte er die Kaiserstadt wiederzugewinnen. Aber schon vor Siena lagerte er vergebens und fühlte überdies das Fieber in seinen Adern. In einer Sänfte trug man ihn bis zu dem Flecken Buonconvento. Nachdem er das Abendmahl aus der Hand eines Dominikaners empfangen, starb er am 24. August 1313.

Heinrichs VII. Ende.

Es konnte nicht fehlen, daß man seinen jähen Tod einem Gifte zuschrieb, das ihm der Mönch mit der geweihten Hostie dargereicht haben sollte. Ein dem Namen nach unbekannter Autor (in einer Brevis historia ordinis praedicatorum) gibt 50 Jahre später die sehr glaubwürdige Notiz, ein Kaplan des Kaisers, der Cisterciensermönch Johannes, habe jene Beschuldigung des Dominikaners Bernhardino zuerst ausgesprochen, weil er diesen um seine Stellung als Beichtvater beneidete. Die glaubwürdigsten Zeitgenossen sprechen nur von der Anstrengung der Feldzüge, von dem Gifte der Maremmenluft und von einem krebsartigen Geschwür am Knie. Zu Pisa bestatteten ihn seine Begleiter und trugen zugleich alle jene Hoffnungen zu Grabe, die man an die Wiedererweckung des römischen Kaisertums knüpfen konnte. (Sein marmorner Sarkophag wurde 1829 aus dem Dom in den Campo Santo hinübergeführt.)

Die deutschen Krieger kehrten heim; König Johann von Böhmen, der eben dem Vater ein Hilfsheer zuführen wollte, stieg gar nicht über die Alpen herab; König Friedrich von Sizilien eilte auf seine Insel zurück; die ihm bestimmte Braut, die acht-

jährige Kaiserstochter Beatrix, heiratete Karl Robert von Ungarn, den Neffen des Königs Robert von Neapel, des Kaisers Braut Katharina den Sohn seines erbittertsten Gegners, Karl von Kalabrien. Der Papst Clemens ernannte denselben sogar, wenn auch ohne Erfolg, zum Vikar aller italienischen Reichsländer und schmähte öffentlich das Andenken des Verstorbenen; aber hüben und drüben beklagten die Besten den jähen Tod des edlen Kaisers, der gedacht, gehofft, gewagt und geendigt hatte, wie ein Hohenstaufe. Im Paradiese seiner „göttlichen Komödie" läßt Dante sich von Beatrice den Thron mit der Krone zeigen, der für die Seele des hohen Heinrich bestimmt ist.

Ludwig IV. der Bayer (1314—47) und Friedrich III. der Schöne (1314—30).

Doppelwahl in Deutschland.

Eben hatte der schwäbische Reichsvogt die Acht an dem widerspenstigen Grafen Eberhard von Württemberg vollstreckt und ihn mit Hilfe der Städte aus seinem Lande getrieben, als die Nachricht vom Tode des Kaisers über die Alpen kam. Johann von Böhmen, damals erst 17 Jahre alt, war noch zu jung und uner-

176. Kampfszene aus der Zeit der Schlacht bei Mühldorf.

Miniatur aus einer 1334 im Auftrage des Landgrafen Heinrich von Hessen angefertigten Prachthandschrift in der Landesbibliothek zu Kassel. Photographie nach dem Original.

fahren; auch wollte man nicht, daß die Krone als erblich erscheine. Dagegen hatte der 27jährige Friedrich der Schöne von Österreich, der Sohn König Albrechts, nicht nur die Pfalz, Köln und Sachsen, sondern vor allem Clemens V. für sich, der von ihm die Beruhigung Italiens und einen Kreuzzug erwartete. Allein der Erzbischof von Mainz, Peter von Aspelt, wußte Trier, Brandenburg und Böhmen, also die Mehrheit, für den damals 31jährigen Herzog Ludwig von Oberbayern aus dem Hause Wittelsbach zu gewinnen. Beide Parteien lagerten in Waffen vor Frankfurt zu beiden Seiten des Mains. Am 19. Oktober 1314 wurde der Österreicher, am 20. der Bayer von seinen Anhängern als König ausgerufen. Da Frankfurt drei Tage darauf ihm die Thore öffnete, wurde Ludwig nach alter Sitte auf den Altar des heiligen Bartholomäus gesetzt. Auch die Krönung wurde ihm (25. November) in der alten Königsstadt Aachen zu teil, aber an demselben Tage schmückte der Erzbischof von Köln Friedrich den Schönen mit den eigentlichen alten Reichsinsignien, an denen das Volk den rechten König erkannte. So konnte nur das Schwert entscheiden.

Friedrich der Schöne und Ludwig der Bayer.

Einer Königs- und Kaiserkrone erschienen beide Fürsten würdig. Der 27jährige Friedrich, später der Schöne genannt, hatte wenig von dem Wesen seines Vaters. Er war ein tapferer Ritter, der den Kampf um des Kampfes, nicht um des Kampfpreises willen liebte und ein warmes Herz, aber auch die Neigung zu Schwermut und Träumerei von der Mutter geerbt hatte. Desgleichen war der 31jährige Ludwig eine stattliche Erscheinung, schlank und muskelkräftig, von lebhaftem, elastischem Schritt, mit rotbraunen Locken und glänzenden Rehaugen. Er liebte Jagd und Tanz, ja er hüpfte wohl, seine kleine, zierliche Frau auf dem Arm, lustig im Zimmer umher. Dabei war er fromm und freigebig gegen Kirchen und Klöster. Allein, wenn es sich um Vorteil oder Macht handelte, dann folgte er allein dem berechnenden Verstande, wie einst sein habsburgischer Großvater. Ludwig war durch seine Mutter, Friedrich der Schöne durch seinen Vater Rudolfs I. Enkel. Ersterer hatte eine Zeit seiner Jugend am Wiener Hofe verlebt und den habsburgischen Vetter innigst liebgewonnen. Allein als Friedrich sich von dem übermütigen niederbayrischen Adel bestimmen ließ, die Vormundschaft über den Sohn seines Vetters Otto an sich zu reißen, die rechtlich dem Herzoge Ludwig zukam, fiel dieser über ihn her, siegte bei Gammelsdorf am 9. November 1313, zwang ihn zur Entsagung und den Adel mit Hilfe der Städte zur Unterwerfung. Noch war die Freundschaft nicht wieder hergestellt, als zum zweitenmal das Schwert über den höchsten Preis zwischen ihnen entscheiden sollte.

177. Peter von Aspelt,
Erzbischof von Mainz, mit den drei von ihm gekrönten Königen (Heinrich VII., Ludwig der Bayer und Johann von Böhmen) auf seinem Grabmal im Dome zu Mainz.

Die Gestalten der Könige sind bedeutend verkleinert dargestellt, um ihre Unterordnung gegen den Erzbischof zum Ausdruck zu bringen. Auch sonst sticht ihre ausdruckslose Haltung sehr von der stattlichen Figur des Erzbischofs ab.

Schlacht bei Mühldorf.

Während für Friedrich zumeist Fürsten und Ritter stritten, verbanden sich mit Ludwig die Truppen der Städter; selbst die Mönche in den Klöstern nahmen für ihn Partei gegen den Schützling des Papstes. Als es am 28. September 1322 zu Mühldorf am Inn zur Entscheidung kam, gewann König Johann von Böhmen für König Ludwig einen glänzenden Sieg, und Friedrich selbst, dessen Boten an seinen Bruder Leopold unterwegs überfallen und ihrer Pferde beraubt waren, wurde im Rücken von dem Burggrafen von Nürnberg angegriffen, umzingelt und gefangen vor seinen Gegner gebracht. „Herr Vetter", sprach Ludwig höhnend, „ich sah Euch noch nie so gern." „Ich Euch", antwortete Friedrich, „noch nie so ungern." Dann wurde er in die Feste Trausnitz an der Nab abgeführt.

Friedrichs Gefangennahme.

Friedrich, in prachtvoller Rüstung, mit den Zeichen des Königtums, hatte wie ein Löwe gekämpft und wohl an fünfzig Feinde getötet, als sein Pferd erstochen unter ihm zusammenbrach (man strebte, wie bei Gollheim, vor allem die Pferde zu töten) und er zugleich erkannte, daß die Reiter in seinem Rücken nicht seinem Bruder Leopold angehörten, sondern dem Nürnberger Burggrafen, vor den man ihn jetzt als Gefangenen führte. Ludwig hatte sich vorsichtig zurückgehalten zwischen elf vollkommen ihm gleich gekleideten Rittern. König Johann stürzte auch mit dem Pferde, aber ein österreichischer Ritter half ihm verräterischerweise auf, und die tapferen Bayern, denen meistens die Pferde getötet waren, kämpften zu Fuß weiter und nahmen wohl an 1400 Ritter gefangen.

Die Sage von Schweppermann.

Später erzählte man, die Schlacht bei Mühldorf sei vorzüglich durch die Anstrengung eines tapferen Nürnberger Ritters, des Seyfried Schweppermann, dessen Name von den Zeitgenossen nur in der Schlacht bei Gammelsdorf genannt wird, gewonnen, der mit größter Mühe die bereits flüchtigen Bayern wieder zum Stehen gebracht und an ihrer Spitze einen neuen entscheidenden Angriff unternommen habe. Als nun am Abend nach dem Siege wegen Mangels an Lebensmitteln nur eine kleine Schüssel gesottener Eier auf die kaiserliche Feldtafel gekommen sei, habe Ludwig diese mit den Worten verteilt: „Jedem ein Ei, dem treuen kühnen Schweppermann zwei!" Diese Worte habe sich Seyfried Schweppermann auf sein Grabdenkmal setzen lassen als bleibendes Zeugnis der kaiserlichen Gunst, die er genossen hatte. Allein sowohl die Sage selbst (zuerst in Platterbergers Weltchronik um 1460 erwähnt) wie die Inschrift stammen aus dem Ende des 15. Jahrhunderts, als das Geschlecht bereits erloschen war.

Ludwigs Lage.

Ludwig versammelte nun 1323 einen Reichstag zu Nürnberg, verkündete auf demselben einen allgemeinen Landfrieden und belehnte zugleich seinen achtjährigen Sohn Ludwig mit der seit 1320 erledigten Mark Brandenburg. — Dennoch war seine Macht noch keineswegs befestigt, solange nicht der Bruder des Gefangenen, der gewandte, trotz seiner Niederlage (am Morgarten 1315) immer siegesgewisse Herzog Leopold, und der heilige Vater in Avignon — das war seit 1316 Johann XXII. — sich mit ihm aussöhnten.

Papst Johann XXII.

Johann XXII., aus einer wohlhabenden Bürgerfamilie in Cahors stammend, verdankte seine Wahl der Gunst des Königs von Neapel, den er einst erzogen hatte, und der Energie des französischen Königs Philipp V., der die Kardinäle, welche sich zwei Jahre lang — Clemens V. war bereits 1314 gestorben — stritten, in ein Dominikanerkloster zu Lyon einsperrte, bis sie sich einigten. Der kleine häßliche 72jährige Kahlkopf mit dünner hoher Stimme und unermüdlichen Lippen hatte den Italienern versprechen müssen, ein Pferd oder Maultier nur zur Reise nach Rom zu besteigen. Daher fuhr er zu Schiff nach Avignon und verließ seinen Palast trotz der fieberhaften Lebhaftigkeit seines Wesens nur, um zu Fuß die nächste Kirche zu erreichen. Er lebte wie ein Mönch, scharrte aber ein Riesenvermögen zusammen und hinterließ 25 Millionen Goldgulden, als er im Alter von 90 Jahren starb. Von seiner unheimlichen Thätigkeit zeugt eine Unzahl von Bullen und Breves, die bald langatmige gelehrte Abhandlungen, bald wütende Bannsprüche in die Welt schleuderten, um Geistliche oder Laien zu erschrecken und zu verhetzen.

Ludwigs Aussöhnung mit Friedrich dem Schönen.

Der Papst forderte Ludwig von Bayern vor seinen Stuhl, weil er sich ohne seine Erlaubnis die Königsgewalt angemaßt habe, und schleuderte, als er mit einer von Minoriten verfaßten Anklageschrift antwortete, Bann und Interdikt über König und Reich, indem er zugleich die Fürsten aufforderte, sich gegen den Gebannten zu erheben. Dies benutzte Herzog Leopold der Glorreiche von Österreich, um wegen der Gefangenschaft seines Bruders, Friedrichs des Schönen, Rache zu nehmen. Er versprach dem Könige von Frankreich Unterstützung bei der Königswahl und fand auch bei deutschen Fürsten einen so bedeutenden Anhang, daß sich Ludwig IV. entschloß, mit seinem Gefangenen auf der Burg Trausnitz 1325 persönlich einen Vergleich zu schließen. Friedrich der Schöne entsagte der Königskrone, versprach die Reichsgüter herauszugeben und erhielt dafür seine Freiheit wieder, verpflichtete sich aber, wieder in die Gefangenschaft zurückzukehren, wenn seine Brüder und der Papst, diesen Vertrag verwerfend, die Feindseligkeiten fortsetzen sollten. Als dies wirklich geschah, als Johann XXII. ihn sogar mit dem Banne bedrohte, wenn er seinem Eide treu bleiben werde, verließ der edler denkende Friedrich die Verwandten, die Heimat, die Parteigänger und den Papst und stellte sich wieder in München als Gefangener ein. Aber der König behielt ihn nicht mehr als solchen, sondern machte ihn durch ausdrücklichen Vertrag (5. September 1325 zu München) zum Mitinhaber aller königlichen Würden, Ehren, Rechte und Güter. Seitdem schliefen sie, wie in der Zeit ihrer Jugend, in demselben Gemach und speisten an derselben Tafel; ja, als Ludwig gleich darauf nach Brandenburg gehen mußte, übertrug er Friedrich öffentlich die

Verwaltung seines Herzogtums Bayern, und dieser unterzog sich derselben bis zu seiner Rückkehr mit dem wärmsten Eifer, ohne je daran zu denken, wie er die anvertraute Macht etwa zur Vernichtung seines ehemaligen Feindes anwenden könne. Als Ludwig (im Vertrage von Ulm, 7. Januar 1326) sogar auf das Königtum zu verzichten versprach, wenn Friedrich bis zu einer gewissen Zeit die päpstliche Bestätigung erhalten sollte, gab Leopold der Glorreiche sich vollkommen zufrieden, die Kurfürsten aber waren mit jener Teilung der obersten Gewalt um so weniger einverstanden, als sie darin einen eigenmächtigen Eingriff in ihre Befugnisse sahen. Allein der Tod machte bald allen Streitigkeiten ein Ende; denn schon 1326 starb Leopold im Alter von 34 Jahren, und vier Jahre später, am 13. Januar 1330, sank auch sein edelgesinnter Bruder, der König Friedrich, in das Grab.

Inzwischen hatte der Papst in Italien fortwährend mit dem Bannstrahl und mit den wirksameren Waffen Roberts von Neapel gegen die Anhänger der Reichsidee gekämpft. Matteo Visconti zwar wehrte sich tapfer, aber sein Sohn Galeazzo schickte schon 1322 seine Boten an Ludwig, damit er komme, die Rechte des Reiches gegen die päpstliche und neapolitanische

Ludwigs Römerzug.

178. Kaiser Ludwig der Bayer.

Lebensgroßes Relief aus rotem Sandstein, das einst mit vielen andern die Zinnen des herrlichen, 1313 vollendeten, im Jahre 1812 durch die damalige französische Regierung zerstörten Kaufhauses in Mainz schmückte. Es wurde gerettet und befindet sich jetzt im städtischen Museum zu Mainz.

Partei zu verteidigen. Schon im Juni 1323 befreite Ludwig Mailand von der Belagerung durch einen Kardinallegaten, empfing die Huldigung als römischer König und schloß Bündnisse mit den Estes in Ferrara, den della Scalas in Verona und Vicenza, mit Mantua und Modena. Als nun drei Jahre später die Ghibellinen Toscanas, bedrängt von den Florentinern unter dem Prinzen Karl von Kalabrien, abzufallen drohten, entschloß sich Ludwig, der jetzt weder Friedrich noch Leopold zu fürchten hatte, zum Zuge nach Rom. Ein lebhafter Streit über die Rechte des Papstes ging voran. Der gelehrte Engländer Wilhelm von Ockam, der Leibarzt des Königs, Marsilius von Padua, der hochangesehene Benediktinerabt Engelbert von Admont, schrieben, die Minoriten aber predigten von allen Kanzeln gegen „die angemaßte Gerichtsbarkeit des römischen Bischofs", und König Ludwig ließ von Trient aus durch

179. Der wiederhergestellte Königsstuhl in Rense.

eine glänzende Versammlung von ghibellinischen Herren, abtrünnigen Bischöfen, Minoriten und Theologen im Februar 1327 Johann XXII. als einen Irrgläubigen für unwürdig des Apostolischen Stuhles erklären. Dann zog er mit nur 600 Reitern nach Mailand, wo er zu Pfingsten die eiserne Krone empfing, und nach Rom. Hier erhielt er im Januar 1328 von dem alten Sciarra Colonna, dem damaligen Haupte des römischen Volkes, die Kaiserkrone, und zwei gebannte Bischöfe salbten ihn. Als er jedoch wegen der Ernennung eines unfähigen Minoriten (Nikolaus V.) zum Papste mit seinen eignen Anhängern zerfiel, mußte er eilends Rom verlassen, wo man ihm mit Schimpfreden und Steinwürfen den Abschied gab, und kehrte, nachdem auch sein Reichsvikar Galeazzo Visconti sich von ihm abgewendet hatte, im Frühjahr 1330 nach Deutschland zurück, das nach dem Tode des Königs Friedrich um so mehr seiner Anwesenheit bedurfte. Nikolaus aber warf sich alsbald in Avignon jammernd dem Papste zu Füßen und starb in der Gefangenschaft.

In Deutschland gelang es ihm wenigstens zum Teil das päpstliche Ansehen in weltlichen Angelegenheiten zu vernichten. Als alle Versuche, mit Johann von Böhmen, mit seinem Vetter Heinrich von Niederbayern und mit Frankreich in Frieden zu leben, gescheitert waren, und auch der milde Papst Benedikt XII. von jenen dreien angestiftet wurde, durch unmäßige Forderungen Ludwigs Aussöhnung mit der Kurie unmöglich zu machen, schloß er für reichliche Hilfsgelder mit Eduard III. einen Waffenbund gegen Frankreich und berief die Kurfürsten nach Rense, wo diese am 16. Juli 1338 den sogenannten Kurverein schlossen. Durch diesen, sowie durch einen Beschluß des Reichstags zu Frankfurt am 6. August wurde die deutsche Kaiserwahl als unabhängig von der päpstlichen Bestätigung und zugleich der auf dem Kaiser haftende Bann für aufgehoben erklärt, da „der Papst den Kaiser nicht richten könne, wohl aber verbunden sei, ein allgemeines Konzil als Richter über sich anzuerkennen". Nach dem Vorgange Dantes stellte man den Grundsatz auf, daß „die kaiserliche Würde unmittelbar von Gott komme und der von den Kurfürsten Erwählte ohne weiteres König und Kaiser sei".

Kurverein zu Rense.

Ludwigs Gegner und Tod.

180. König Johann von Böhmen.

Sogenanntes Reitersiegel, das den König in vollem Waffenschmucke zu Pferde darstellt. Im Schilde führt er den weißen polnischen Adler, auf dem Fähnchen den doppelschwanzigen böhmischen Löwen. Auf der langherabwallenden Pferdedecke sieht man außerdem den luxemburgischen Löwen. Als Helmzier trägt der König den sogenannten Adlerflug.

Zeichnung von Leonh. Geyer.

Aber damit hörten die Angriffe des päpstlichen Stuhles nicht auf. Vergebens bot der Kaiser dem Papste Clemens VI. bei dessen Thronbesteigung 1342 demutsvolle Unterwerfung an, wenn er seine bisherigen Regierungshandlungen anerkennen und dem Reiche keinen Schaden zufügen wolle. Allein der übermütige Papst stellte solche Bedingungen, daß die Fürsten und die von Ludwig mit Vorliebe befragten Städte auf dem Reichstage zu Frankfurt 1344 erklärten, jene zielten „auf das Verderben und die Vernichtung des Reiches" ab. Trotzdem wußte Clemens VI. gegen die Person des Kaisers einige von den mächtigsten deutschen Fürsten einzunehmen. Längst grollte Johann von Böhmen, daß Ludwig mit der erledigten Mark Brandenburg, die er ihm einst (vor der Schlacht bei Mühldorf) versprochen hatte, seinen eignen ältesten Sohn Ludwig belehnt hatte. Mehr noch erbitterte ihn, daß nach dem Tode Heinrichs von Kärnten und Tirol (1335) der Kaiser fast die ganze Erbschaft an die beiden Habsburger Albrecht und Otto gab und nur einen kleinen Rest von Tirol der Tochter des Verstorbenen, Margarete, überließ, welche nach ihrem Residenzschlosse „Maultasch" beigenannt wurde und mit Johann Heinrich, dem Sohne des Böhmenkönigs, vermählt war. Zwar erstritten sich diese selbst mit Waffengewalt das ganze Tirol, aber wenige Jahre darauf verschloß plötzlich die leidenschaftliche Margarete ihrem luxemburgischen

Gemahl, als er von der Jagd kam, die Thore ihrer Burg und bot 1342 ihre Hand dem jungen Markgrafen Ludwig von Brandenburg an. Der Kaiser, welchen der glänzende Ländererwerb reizte, willigte ein und erklärte die Ehe, ohne daß die Braut zuvor vom ersten Gemahl geschieden oder mit dem zweiten kirchlich getraut war, nicht nur für gültig, sondern verlangte nun auch Kärnten für seinen Sohn von den Habsburgern zurück. König Johann war nur durch seine Kämpfe in Preußen, Polen und Schlesien aufgehalten, Rache zu nehmen. Kaum hatte jedoch der Kaiser 1346 die Grafschaft Holland nach dem Tode des kinderlosen Grafen Wilhelm IV. auf seine Gemahlin Margarete, die älteste Schwester des Verstorbenen, übertragen, so schleuderte der Papst in einem Konsistorium nochmals den Bann auf ihn und gebot den Kurfürsten, einen andern König zu wählen. Wenige Wochen später empfahl er selbst ihnen den böhmischen Markgrafen Karl, der mit seinem Vater Johann in Avignon gewesen war und das schmähliche Versprechen gegeben hatte, alle Verhältnisse Italiens und Deutschlands nach dem Wunsche des Papstes zu ordnen. Da er eben zuvor den bayrisch gesinnten Erzbischof Heinrich von Mainz mit Bann und Interdikt aus seiner Stellung vertrieben und durch Gerlach von Nassau ersetzt hatte, welcher zur luxemburgischen Partei gehörte, so beeiferte sich dieser, die Stimmen von Köln, Trier und Sachsen zu

181. Die Goldene Bulle Ludwigs des Bayern. Nach Heffner.

Die Vorderseite zeigt den Kaiser mit Krone, Zepter und Reichsapfel auf einem von zwei Löwen getragenen Throne. Auf der Rückseite ist eine interessante Darstellung von Rom: in der Mitte ragt das Kolosseum empor; links davon sieht man den Lateran und hinter diesem die Porta S. Giovanni, rechts den Titusbogen, hinter dem die Pyramide des Cestius erscheint; links neben dieser ist die Porta S. Paolo. Im Vordergrunde sieht man das Kapitol, die Kuppel des Pantheons, dann weiter das Mausoleum des Augustus (mit der Porta del Populo davor) und die Trajanssäule; an der andern Seite des Tiber das Mausoleum des Hadrian, dahinter die Peterskirche und oben die kleine Cäcilienkirche.

gewinnen, so daß — mit Einschluß der böhmischen — Karl von fünf Kurfürsten am 11. Juli 1346 in Rense zum römischen Könige gewählt wurde. Allein die übrigen Fürsten und vor allem die Städte standen Ludwig in Treue zur Seite, und die Minoriten und Augustiner versahen den Kirchendienst, wo das Interdikt des Papstes es den Priestern untersagte. Vergebens ließ Karl, der im August 1346 mit seinem Vater noch bei Crecy für Philipp VI. von Frankreich gegen Eduard III. kämpfte, sich im November durch den Erzbischof von Köln in Bonn krönen, da Aachen ihm die Thore verschloß; vergebens suchte er sich Tirols zu bemächtigen: erst, als Ludwig am 11. Oktober 1347 bei München auf der Bärenjagd einem Schlagfluß erlegen war, gelang es jenem, nach Regensburg und Nürnberg vorzudringen, wo er für Gnadenbriefe und Gunstbezeugungen Anerkennung fand.

Karl IV. von Böhmen (1346—78).

Karl IV. von Böhmen.

Karl IV., der älteste Sohn des Königs Johann und der böhmischen Fürstentochter Elisabeth, war bei seiner Thronbesteigung 31 Jahre alt (geb. am 14. Mai 1316). Er hieß ursprünglich Wenzel, hatte aber in Paris, wo er am Hofe seines Oheims, des Königs Karl IV., erzogen wurde, bei der Firmung dessen Namen angenommen. Er

besaß eine umfassende Bildung. In die theologische Wissenschaft führte ihn der gelehrte und fromme Abt Peter von Fécamp (der spätere Clemens VI.) ein; zugleich wurde er des Lateinischen, Italienischen, Französischen bald mächtiger als der böhmischen Sprache seiner Mutter und der deutschen seines Vaters. Dennoch blieb sein Herz allein seinem böhmisch-deutschen Vaterlande zugewandt. Nie hat ein Kaiser auf dem Throne gesessen, der weniger nach dem Scheine der Macht und mehr nach der Macht selbst gestrebt hat, nie einer, der mit so wenig Ehrgeiz so viel Herrschbegier verband. Da er sein Erbland Böhmen zur Grundlage seiner Kaiserherrschaft zu machen suchte, that er alles Mögliche zur Verbesserung der Zustände in demselben. Er versprach nach dem Tode seines Vaters nicht nur die alten Freiheiten, sondern auch „Frieden und Überfluß" durch Gerechtigkeit zu sichern. Nicht durch den Erzbischof von Mainz, wie es früher Sitte war, sondern durch den von Prag ließ er sich die böhmische Krone aufsetzen und gewann durch allerlei Freiheiten die Anerkennung als deutscher König von den Städten im Elsaß, in Franken und Schwaben.

Indessen war auch die wittelsbachische Partei und an ihrer Spitze die Witwe des verstorbenen Kaisers nicht unthätig. König Eduard III. schlug die ihm angebotene und anfangs auch angenommene Krone nach wenigen Monaten wieder aus, Markgraf Friedrich der Ernsthafte von Meißen, welchen sein Schwager Ludwig von Brandenburg 1348 persönlich in Dresden zur Annahme der Kaiserwürde bewegen wollte, schloß vielmehr im Dezember mit Karl, der sich eben dort unerwartet einfand, ein freundschaftliches Bündnis; aber der ebenso tapfere und

Gegenkönig Günther von Schwarzburg.

182. Günther von Schwarzburg.
Nach seinem Grabmal im Dome zu Frankfurt a. M.*)

*) Der Fürst trägt den damals üblichen ärmellosen Waffenrock, mit seinem Wappenbilde, dem Löwen, „blasonniert"; die Arme sind durch Panzerärmel geschützt, darüber sind am Ober- und Unterarme Schirme aus gepreßtem und gesteppten Leder befestigt, die Ellbogen mit eisernen, bauchig geschmiedeten Kacheln versehen. Die sorgfältig gearbeiteten eisernen, mit geschienten Fingern ausgestatteten Handschuhe zeugen von den Fortschritten der Plattnerkunst jener Zeit. Die Beine sind mit den nämlichen ledernen Schirmen bekleidet wie die Arme. Um die Kniee sind lederne Binden, auf denen die ausgebogenen eisernen Platten befestigt sind. Auf dem Kopfe trägt er eine Beckenhaube mit Ringkragen; der mit einem Ohr versehene Nasenschirm hängt herunter; man sieht deutlich, wie der Ringkragen durch Ohre und durchgesteckte Spangen an der Haube befestigt ist. In der Rechten hält Günther den Schwarzburgischen Stechhelm, die Linke ruht auf dem Schwert und auf dem Schild. (Nach Hefner-Alteneck.)

183. Kaiser Karl IV.

Standbild, etwa Ende des 14. Jahrhunderts angefertigt, das von einem alten Nürnberger Hause stammt und sich jetzt im Berliner Museum befindet. Der sehr lebensvoll dargestellte Kaiser trägt bereits einen Plattenharnisch, in der Linken hat er einen kleinen Schild („Tartsche"), in der Rechten hielt er ursprünglich wohl eine Lanze.

Aussöhnung mit Ludwig von Brandenburg.

edeldenkende, als machtlose Graf Günther von Schwarzburg ließ sich von dem trügerischen Glanze der Krone verblenden und versprach, „sein Leben für Gott und das Reich allen Gefahren auszusetzen". Und so geschah es auch. Kaum hatte er sich von einigen Wählern, unter denen allein der Kurfürst von Brandenburg ein zweifelloses Stimmrecht besaß, in Frankfurt ausrufen lassen, so verließ ihn die eigne Partei. Karl wußte den Frieden mit den Wittelsbachern zu gewinnen, vermählte sich mit Anna, der Tochter des Kurfürsten Rudolf von der Pfalz, knüpfte Verhandlungen mit Ludwig von Brandenburg an und bewog sogar den durch „Kummer und Schreck" bis zum Tode erkrankten Gegenkaiser, für 20000 Mark seiner nur einem Titel gleichenden Würde zu entsagen. Als dieser am 14. Juni 1349 starb, folgte zur Verwunderung aller Beteiligten sein früherer Gegner Karl dem Leichenzuge mit allen anwesenden Fürsten. Darauf erhielt der einst als „Pfaffenkönig" verspottete Karl IV. auch die Stimmen der übrigen Kurfürsten und ließ sich nun nochmals zusammen mit seiner wittelsbachischen Gemahlin Anna am 25. Juli 1349 zu Aachen krönen.

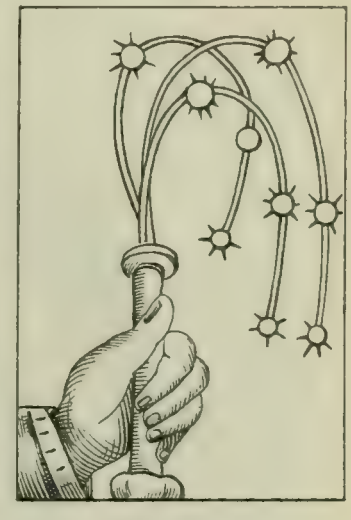
Später erzählte man, der Frankfurter Arzt Freidank habe Günther, bestochen von Karl IV., den Gifttrank gereicht. Kein Zeitgenosse hat gewagt, gegen diesen eine solche Anklage zu erheben.

Markgraf Ludwig von Brandenburg lieferte jetzt endlich die Reichsinsignien aus, die er so lange zurückgehalten hatte, und erhielt im Februar 1350 für das Versprechen, auf den Besitz der Oberlausitz zu verzichten, die Belehnung mit den Marken, der Niederlausitz und Tirol; der falsche Waldemar, von welchem in der Geschichte Brandenburgs die Rede sein wird, noch im Oktober 1348 vom Kaiser selbst anerkannt und belehnt, wurde jetzt

(April 1350) auf dem Fürstentage zu Nürnberg für einen Betrüger erklärt und verlor allmählich allen Anhang.

Der Schwarze Tod.

Ein europäisches Unglück half den Frieden zwischen den Wittelsbachern und Luxemburgern beschleunigen. Während Mißwachs, Teuerung und (im Januar 1348) ein heftiges Erdbeben viele deutsche Lande in Schreck und Bekümmernis versetzte, zog, aus dem Orient nach Italien verschleppt, von Süden nach Westen und Norden, ja bis über den Ozean nach Island und Grönland die asiatische Beulenpest, welche man den „Schwarzen Tod" oder „das große Sterben" nannte. Wohin sie kam, da starben die Menschen ohne Unterschied des Geschlechtes, Standes oder Alters in wenigen Tagen. Bald bemächtigte sich der gesamten Bevölkerung eines Landes, in dem die grausame Krankheit auftrat, eine grenzenlose Angst. Man floh, so weit man konnte, bis etwa die Krankheit selbst die Schritte hemmte. Freundschafts-, Liebes- und Familienbande wurden in demselben Augenblicke zerrissen, in welchem das geängstete Auge irgendwo den Tod verheißenden Pestfleck bemerkte, der sich in wenigen Stunden zur ansteckenden Beule zu entwickeln pflegte. Der Unglückliche blieb allein zurück oder lief, von Hunger, Durst und Wahnsinn getrieben, durch die Gassen, indem er den Giftstoff nur noch weiter verbreitete. Selbst die Haustiere wurden mit ergriffen, wenn sie die Kleider der unbegraben auf den Straßen Liegenden berührt hatten. Da die Ärzte nicht zu helfen vermochten, flüchteten sie ebenfalls. Nur in Marseille sollen zwei zurückgeblieben sein und einzelne Kranke gerettet haben, indem sie jede Beule beim Entstehen mit Fackeln oder glühendem Eisen ausbrannten. In London, in Venedig starben über 100000, in Florenz, in Avignon über 60000, in Straßburg, in Erfurt je 16000, in Lübeck 9000. Rußland, Polen, Schlesien und Böhmen blieben verschont. Die Beschränktheit suchte die Ursache wie die Hilfe an falscher Stelle. In manchen Teilen Deutschlands und Frankreichs beschuldigte man die Juden, daß sie die Brunnen vergiftet hätten, in andern hoffte man durch Selbstpeinigung die Wiederkehr der schrecklichen Krankheit zu verhindern, und mit nacktem Oberleib und verhülltem Kopfe zogen ganze Scharen von Flagellanten oder Geißelbrüdern, Psalmen singend und einander geißelnd, unter der Führung von fanatischen Geistlichen durch Stadt und Land.



184. Geißel.

Nach der Kosmographie von Münster.

Die Geißel hatte im Mittelalter, weil die Geißelung an Christus und den Aposteln vollzogen worden war, einen heiligen Charakter; sie diente nicht nur als gerichtliches Strafwerkzeug, sondern auch in Klöstern zur Askese und galt überhaupt als vorzügliches Buß- u. Gnadenmittel. Sie bestand aus drei ledernen Riemen, die an einem kurzen Stiele, dem Geißelstocke, befestigt und mit stachligen Bleikugeln, den sogenannten Skorpionen, versehen waren.

Folgen der Krankheit.

Im allgemeinen war weder eine Vermehrung der Frömmigkeit noch der Mißbräuche und Laster zu bemerken, obwohl beides früher oft behauptet worden ist. Die erhebliche Wertsteigerung der Menschenarbeit sowie der Lebensmittel verhinderte nicht das außerordentliche Aufblühen der Handelsstädte Straßburg, Bremen, Danzig u. a. sowie der neugegründeten Universitäten Prag, Wien und Krakau. Die Verminderung der Menschenzahl wurde sehr bald durch eine merkwürdige Zunahme der Geburten ausgeglichen. Den größten Gewinn machte die Kirche, der die Angst vor dem Tode überreiche Vermächtnisse eintrug, so daß unmittelbar nach dem ersten Auftreten der Pest die großartigste Bauthätigkeit beginnen konnte.

Judenmord.

Zwei schlimmere Krankheiten, der Judenmord und das Flagellantentum, nahmen von jener — wenn auch nur zum Teil — den Anlaß und wirkten viel mächtiger auf alle gesellschaftlichen Verhältnisse. Schon im Mai 1348 kam von der Südküste Frankreichs, wo die Pest zuerst den europäischen Boden betrat und der Aberglaube den Juden die Vergiftung der Brunnen nachsagte, durch Beispiel und Wort die Aufforderung zur allgemeinen Ermordung der Juden, und eilte der Pest selbst weit voraus bis in Gegenden, wohin sie nie gelangt ist. Seit der gänzlichen Ausrottung einer ganzen jüdischen Gemeinde in der Provence im Mai 1348 dauerte die „Judenschlächterei" oder der „Judenbrand" im arelatischen Königreiche bis in den November. Es genügte, daß in Chillon am Genfer See einigen Juden durch die Folter das Geständnis ihrer Schuld abgepreßt war, um in Bern, Zürich, Basel, Solothurn, Freiburg, Stuttgart, Augsburg, Ulm und Speier die Juden zu Hunderten niederzumachen, zu verbrennen oder wenigstens zu verjagen. In Straßburg gab der Bischof selbst die Losung, und nachdem der

Rat der Stadt wegen seines Widerstandes abgesetzt war, ließ der neuerwählte 14. Februar 1348 alle Juden (gegen 2000) auf ihrem Kirchhofe „einäschern". Einige Männer retteten ihr Leben durch Annahme der Taufe, einige Mädchen durch ihre Schönheit. Im März 1348 legte sich die Mordlust, dagegen begann sie im Juli von neuem in Frankfurt, Mainz, Köln, in ganz Österreich und in Schlesien, weniger in Norddeutschland, in dessen Städten ihre Zahl damals geringer war. Überall kämpften der Rassenhaß, der religiöse Fanatismus, vor allem aber Habgier, Neid und Rachsucht mit gegen die reichen jüdischen Kapitalisten, welche von Einheimischen $21^2/_3$ bis $86^2/_3$ Prozent Zinsen nahmen, ja nehmen durften, während die christliche Kirche ihren Bekennern das Zinsnehmen als ein „Gott mißfälliges Laster" verbot, welche die schönsten Häuser besaßen und sich christliche Dienstboten und Ammen hielten. Als der Mord vorüber war, mußten sich die zurückkehrenden Flüchtlinge mindestens Herabsetzung des Zinsfußes und Verbannung in ein besonderes Judenviertel gefallen lassen; aus manchen blieben sie für immer verbannt. Karl IV. und die andern Fürsten Deutschlands thaten wenig zum Schutze der „Kammerknechte des Reiches", teils um der öffentlichen Meinung nicht entgegenzutreten, teils weil sie selbst ihrer Verbindlichkeiten gern ledig wurden. Doch versäumte Karl nicht, in Schlesien auf die Mörder zu fahnden und die Erbschaft der Juden, ja sogar ihrer Schuldforderungen mit aller Strenge für sich einmordern zu lassen. Die Schuldbriefe ließ er zwar meistens vernichten, aber das Judengut mußten ihm die Städte teuer abkaufen.

185. Hofgerichtssiegel Kaiser Karls IV.

Im Königlichen Geheimen Staatsarchiv zu Berlin. Nach Heffner.

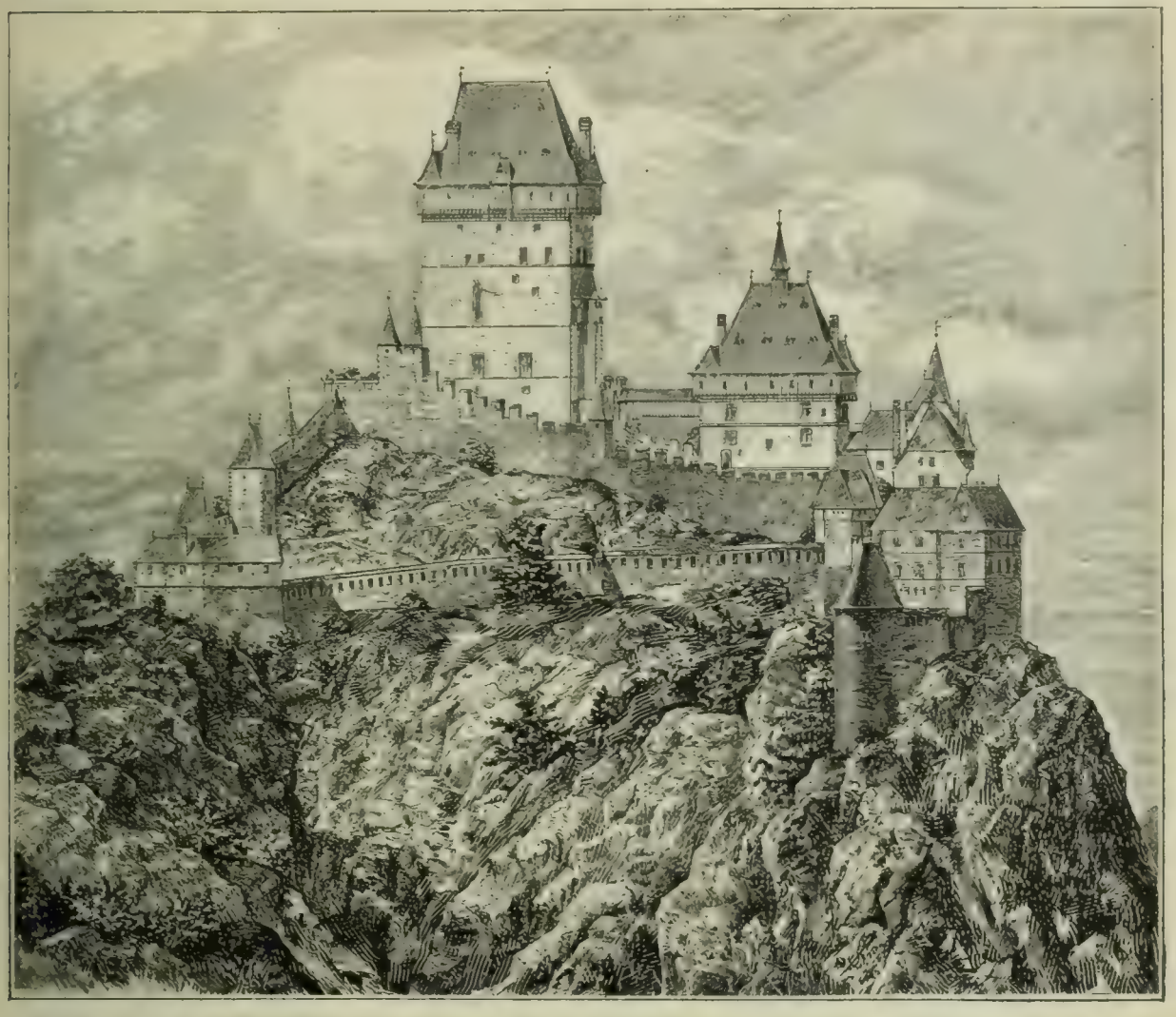
Der Kaiser ist im Krönungsornat dargestellt, mit der Bügelkrone auf dem Haupte. In der Linken hat er den Reichsapfel, mit der Rechten hält er das blanke Schwert vor sich hin.

Die Flagellanten.

Die Selbstgeißelung, schon durch Petrus Damiani im 11. Jahrhundert den frommen Büßern empfohlen, hatte bereits im 13. und im Anfange des 14. Jahrhunderts zu vereinzelten Geißlerprozessionen geführt. Als man jedoch Ende 1348 in Ungarn die Selbstgeißelung für ein Schutzmittel gegen die Pest erklärte, ergriff die Raserei ganz Deutschland, ja einzelne Gebiete von Polen, Schweden, England und Frankreich. Um die Strafe Gottes für die Sünden der Menschheit abzubüßen, zogen diese Flagellanten in großen Scharen paarweise durch das Stadtthor ein, warfen sich in der Kirche im Kreise nieder und sangen liegend ihre Bußlieder, von denen die Limburger und Elsaßer Chroniken einige der abgeschmacktesten mitteilen. Früh und abends fand, bei trockenem Wetter auf einem öffentlichen Platze, bei nassem in der Kirche, die Geißelung statt. Das Marterinstrument bestand in einem kurzen Stabe mit drei Strängen, deren jeder drei Knoten mit Eisenstacheln hatte. Wenn alle Geißler, bis auf die Lenden entblößt, im Kreise auf dem Antlitze lagen, erhob sich zuerst der „Meister" und gab zunächst einem durch einen Geißelschlag das Zeichen aufzustehen und ihm zu folgen. Dann schritten sie so lange über die Leiber der Liegenden hin fort, bis sich alle erhoben hatten. Nun erst folgte unter Gesang die dreimalige Selbstgeißelung, bis alle von Blut überströmt waren, und, nachdem sie sich angekleidet hatten, die Vorlesung der „Geißlerpredigt". Wer $33^1/_2$ Tage mit ihnen pilgerte und büßte, sollte der göttlichen Gnade teilhaftig werden, die des Heilands 33jähriges Leben und Leiden der Menschheit errungen hat. In mancher rheinischen Stadt folgten ihnen Hunderte, in Straßburg über Tausend. Da sie Laien zu Predigern annahmen, die Kirchenbußen, die Ohrenbeichte und die priesterliche Absolution verwarfen, in ihren Predigten gegen das Wohlleben der Geistlichen eiferten, schleuderte Clemens VI. auf Karls IV. Mahnung im Oktober 1349 eine drohende Bulle. Seitdem wurde die Teilnahme geringer, zumal ihr Treiben durch den Zutritt von Vagabunden und Frauen zügellos zu werden begann. Nur geheime Gesellschaften setzten noch bis in das 18. Jahrhundert unter dem Scheine von Bußübungen ihren Kampf gegen die Kirche fort und verfolgten sogar oft sozialpolitische Bestrebungen.

Karls Walten in Böhmen.

Kaiser Maximilian hat Karl IV. wohl einmal „Böhmens Erzvater und des heiligen Römischen Reiches Erzstiefvater" genannt, das erstere gewiß mit vollem, das andre nur mit halbem Rechte. — Zunächst war er eifrig bemüht, die Grenzen seines Königreiches zu erweitern. Durch Kauf erwarb er von dem Nachfolger seines Schwiegervaters, des Kurfürsten Rudolf, so bedeutende Teile der Oberpfalz, daß seine Herrschaft sich bis zu den Thoren von Nürnberg ausdehnte; durch vorteilhaften Tausch rundete er sein Gebiet besser ab und erstreckte seinen Einfluß, indem er norddeutsche Allodien als Lehen in seinen königlichen Schutz nahm, bis nach Mecklenburg hin. Auch auf die letzten schlesischen Herzogtümer, welche noch nicht zu Böhmen gehörten, auf



186. Der Karlstein, Kaiser Karls IV. Lieblingssitz, in seiner ursprünglichen Gestalt.
Zeichnung von Leonh. Geyer.

Schweidnitz und Jauer, erwarb er eine Anwartschaft, indem er nach dem Tode seiner pfälzischen Gemahlin Anna (1353) die erst 14jährige Erbin Anna heimführte. Vor allem sollte Prag nicht nur Böhmens, sondern auch des Deutschen Reiches Hauptstadt sein und bleiben; darum übertrug er in festlicher Prozession die Reichsinsignien zuerst auf den Wyschehrad, dann in die St. Wenzelskapelle und später auf die Feste Karlstein, gründete die Neustadt und zog viele deutsche Ansiedler herbei. Bald erhoben sich prachtvolle Kirchen in gotischem Stile, wie die Kirche der Augustiner Chorherren, der Dom zu St. Veit und die reichgeschmückte Wenzelskapelle mit der Steinfigur des heiligen Wenzel und 21 Porträtbüsten berühmter Zeitgenossen. Über die Moldau wurde eine steinerne Brücke gebaut, die Burg auf dem Hradschin nach dem Muster des Pariser Louvre umgestaltet und als Sommerresidenz, Festung und Aufbewahrungsort für kostbare Dinge die Bergfeste Karlstein nach dem Muster des päpstlichen Palastes

in Avignon in Halbmondform errichtet. Nicht böhmische, sondern einige französische und vor allem deutsche Meister — der berühmteste war Peter Arler aus Schwäbisch Gmünd — waren es, denen dieser Schmuck der deutschen Reichshauptstadt übertragen wurde.

Gesetz und Recht.

Sein Versuch, das ungeschriebene Gewohnheitsrecht mit zweckmäßigen Ergänzungen zu einem allgemein gültigen böhmischen Gesetzbuche zu gestalten, das in zwei Teilen, der „Majestas Carolina" und der „Landesordnung", das gesamte Recht umfaßte, scheiterte zwar für den Augenblick an dem Widerstande des böhmischen Adels, der seine Unabhängigkeit und Willkür dadurch gefährdet sah; dennoch wurde in späteren Zeiten immer wieder auf diese Rechtsordnung zurückgegangen, als ob sie von den Ständen genehmigt wäre. Auch den vielgeplagten Juden, denen noch sein Vater Johann einen in der Synagoge vergrabenen Schatz von 2000 Mark Goldes entreißen

187. Die böhmischen Krönungsinsignien zur Zeit Karls IV.

ließ, stellte er die Freiheiten und Gerechtsame her, welche ihnen König Ottokar einst gegeben hatte, und führte sie in die eigens errichtete Judenstadt hinüber, um sie besser vor Verfolgung schützen zu können.

Die Universität Prag.

Durch keine Einrichtung aber bewährte Karl so sehr sein Streben, deutschen Sinn und deutsches Wesen in seiner Hauptstadt zur Herrschaft zu bringen, als durch die Gründung der ersten deutschen Universität in Prag (1348). Der freundlichen Stellung zu Clemens VI. verdankte er es, daß ihm durch eine Bulle die Erlaubnis erteilt wurde, in Prag ein sogenanntes „Generalstudium" zu eröffnen, das in gleicher Weise wie Paris und Bologna mit allen Rechten und Privilegien ausgestattet sein sollte, vor allem mit dem, die akademischen Grade des Baccalaureus, Magister und Doktor gültig für alle Länder der Christenheit zu erteilen. Nach dem Muster von Paris, wo Karl selbst studiert hatte, bildeten die sämtlichen Studierenden eine einzige große Gemeinschaft (Universitas) mit eigner Gerichtsbarkeit und Verwaltung. Nach den Studien zerfiel sie in vier Fakultäten, die theologische, juristische, medizinische und artistische (philosophische), welche unter eignen Dekanen standen und später zum Teil sogar — die juristische und medizinische seit 1372 — in eignen Häusern unter eignen Rektoren ihren Sitz hatten. Die Wahl des Rektors geschah durch die Vertreter der vier „Nationen", der bayrischen, die West-Süddeutschland und die Schweiz umfaßte,

Der Marktplatz zu Bremen im 17. Jahrhundert.

Nach Merian.

der sächsischen, zu welcher die Studierenden aus Norddeutschland und Skandinavien gehörten, der polnischen, zugleich für die Schlesier, Meißener und Thüringer, und der böhmischen, mit welcher aber auch die Ungarn stimmten. Doch waren Lehrer und Lernende der Hauptzahl nach vollkommen deutsch. Das neue Werk gelang in so überraschender Weise, daß schon in den siebziger Jahren über 10000 Studenten, darunter viele bereits in reiferem Alter, zu gleicher Zeit die Universität besuchten.

Die Kaiserkrönung.

Es entsprach vollkommen dem praktischen Sinne Karls IV., daß er der glühenden Beredsamkeit des „römischen Tribunen" Cola di Rienzo widerstand, als dieser 1350 vor dem römischen Adel zu ihm flüchtete und ihn im Namen des „römischen Volkes" mit begeisterten Worten aufforderte, die alte Herrlichkeit des kaiserlichen Roms herzustellen. Obwohl er Mahnbriefe desselben Inhaltes von dem größten Manne der Wissenschaft und der Dichtkunst mitbrachte, von Petrarca, den Karl überaus hochschätzte, ließ dieser ihn als einen Wahnwitzigen gefangen setzen und lieferte ihn nach zweijähriger Haft an den Papst in Avignon aus. Die lombardische und die Kaiserkrone zu empfangen, lag allerdings in seiner Absicht, aber eher auf Kosten als aus den Händen des römischen Volkes. Nachdem er seinen Bruder Johann Heinrich durch die Abtretung der Markgrafschaft Mähren bewogen, für immer der Grafschaft Tirol zu entsagen, die inzwischen an Ludwig von Brandenburg gekommen war, und seinem Stiefbruder Wenzel die Grafschaft Luxemburg als Herzogtum übergeben hatte, trat er ohne Heer, aber mit zahlreichem Gefolge die Reise über die Alpen an. Am 6. Januar 1355 empfing er, geschützt durch einen Vertrag mit der Familie Visconti, in Mailand die eiserne und am 5. April zusammen mit seiner Gemahlin durch einen Kardinal des Papstes in Rom die Kaiserkrone. Noch einmal drangen nun die Römer in ihn, er möchte die Oberherrschaft dauernd an sich nehmen und von Rom aus die Welt regieren; er versprach, es sich zu überlegen, und verließ noch am Tage der Kaiserkrönung unter einem Vorwande die Stadt, weil er dem Papste versprochen hatte, nicht über 24 Stunden darin zu weilen. Schon in Pisa bedrohte ihn die Bevölkerung auf den unsinnigen Verdacht hin, daß er das Rathaus angezündet habe, in dem er selbst wohnte, und die Stadt den Florentinern ausliefern wolle, mit dem Tode. Der größte italienische Zeitgenosse, Petrarca, rief ihm, getäuscht in allen seinen Hoffnungen wie Dante zur Zeit Heinrichs VII., bittere Worte des Spottes nach, weil er den Besitz des schönen Italien geringschätze und in sein „barbarisches" Vaterland zurückkehre. Karl aber war anders gesinnt. Er eilte mit Freuden in sein geliebtes Böhmen zurück, wo man ihn als Inhaber von vier Kronen und höchsten Herrn der Christenheit mit endlosem Jubel empfing.

188. Dukaten Karls IV., für Böhmen geprägt.

Auf der Vorderseite das Brustbild des Königs, der einen weiten faltigen Mantel trägt; auf dem Revers der gekrönte böhmische Löwe mit dem doppelten Schwanze.

Die Goldene Bulle.

Noch in demselben Jahre, in welchem Karl IV. aus Italien heimkehrte, berief er einen Reichstag nach Nürnberg und erklärte seine Absicht, mit den Kurfürsten die Kaiserwahl und das Reichsvikariat, zugleich aber auch unter dem Beirat aller Stände den Landfrieden festzustellen. Da aber am 9. Januar 1356 nur die ersten 23 Abschnitte fertig waren, so versammelte der Kaiser den Reichstag nochmals, und zwar zu Metz, und hier wurde das ganze Reichsgrundgesetz am 25. Dezember 1356 feierlich verkündigt. Das umfangreiche Aktenstück — das einzige von den vier vorhandenen Originalen, das sich noch an alter Stelle, in Frankfurt, befindet, datiert aus dem Jahre 1366 — trägt den Namen „Goldene Bulle" von der Kapsel aus Goldblech, die das große Reichssiegel umschließt. Auf 43 Pergament-Quartblättern werden nach den Klagen über alle Übel, die solange das Reich verstört hätten, die Rechte der Kurfürsten bei der Wahl, der Krönung und bei Hoftagen sowie ihre sonstigen Vorrechte in peinlichster, wenn auch ungeordneter Weise bestimmt. Scheinbar eine feste Grundlage des Rechtes und des Friedens, mußte sie später eine Quelle beständiger Streitigkeiten

werden, um so mehr, als die Erhebung des halbslawischen Böhmens über alle andern Kurfürstentümer selbst das schwache Nationalgefühl der Deutschen beleidigte.

Das Reichsvikariat sollte nach jedesmaliger Erledigung des Kaiserthrones in Norddeutschland dem sächsischen, in Süddeutschland dem pfälzischen Kurfürsten zufallen und der Kurfürst von Mainz gehalten sein, die Wähler, deren Siebenzahl als selbstverständlich angenommen wurde, innerhalb dreier Monate nach Frankfurt zu berufen. Eine frühere Wahl des Nachfolgers, etwa zu Lebzeiten des Vorgängers, wurde ausdrücklich untersagt. Den Kurfürsten wurde auf ihrer Reise nach Frankfurt, die aber mit höchstens 200 Pferden geschehen dürfe, freies Geleit selbst durch Feindesland zugesichert und den Bürgern jener Stadt aufgegeben, niemand sonst, „wes Standes oder Amtes er auch sei", einzulassen. Wäre nach dreißig Tagen noch keine Wahl zu stande gekommen, so sollten die Wähler nur Wasser und Brot erhalten. Als erste Handlung des Gewählten wird die Bestätigung der **kurfürstlichen Privilegien** genannt, „zuvörderst unter dem königlichen und danach unter dem kaiserlichen Titul". Das Wahlrecht wurde außer den Erzbischöfen von Mainz, Trier, Köln, dem Könige von Böhmen, der wittenbergischen Linie Sachsen, dem Pfalzgrafen und dem Markgrafen von Brandenburg verliehen, doch sollte der böhmische König die erste Stimme abgeben, den Vortritt haben und allein das Recht besitzen, eigne Münzen zu schlagen. Allen Kurfürsten aber wurden die Zölle, die Bergwerke, die oberste Gerichtsbarkeit und die Erlaubnis zuerkannt, „Juden zu halten". Fortan sollten sie jährlich nach Ostern zusammen kommen, um über das Wohl des Reiches zu beraten, aber während der Beratungszeit „keine Gastereien halten". Auch die Unteilbarkeit der Kurländer, die Erbfolge in der männlichen Erstgeburt mit Ausschluß der Töchter, die Großjährigkeit der Prinzen nach dem vollendeten achtzehnten Lebensjahre wurde durch die Goldene Bulle angeordnet und zugleich seltsamerweise bestimmt, daß die Söhne der vier weltlichen Kurfürsten vom siebenten Lebensjahre an in der italienischen — d. h. wohl lateinischen — und „slawischen Sprache" (ytalica et slavica lingua) unterrichtet werden sollten. Fast die wortreichsten von den 30 Abschnitten des großen Reichsgesetzes behandelten die Reihenfolge der Kurfürsten bei der Abholung und Begleitung des Kaisers, ihre Sitze bei Hoftagen und an der Tafel sowie die Ausübung der vier Erzämter. So wurde z. B. ausdrücklich festgesetzt, daß alle Geräte, die der Erzmundschenk, der König von Böhmen, der Erzmarschall, der Kurfürst von Sachsen, der Erzkämmerer, der Kurfürst von Brandenburg, und der Erztruchseß, der Pfalzgraf, gebrauchten, je 12 Mark (also etwa 540 heutige Mark) Silber an Gewicht haben sollten. Geringfügig erscheinen dagegen die Bestimmungen über den Landfrieden. Eine Fehde, die nicht drei Tage zuvor angekündigt war, verfiel als ehrloser Verrat einer schweren Strafe; so stand es wenigstens geschrieben. Alle Innungen und Zünfte, alle „Einungen" der Städte ohne Wissen und Willen des Landesherrn wurden verboten und das Pfahlbürgerrecht aufgehoben, welches bisher in vielen Städten die Adligen, ja ganze Dörfer und Flecken der Nachbarschaft für Geld erwarben, um besseren Schutz zu genießen. Nur wer Haus und Hof in der Stadt besitze, sollte als Bürger gelten.

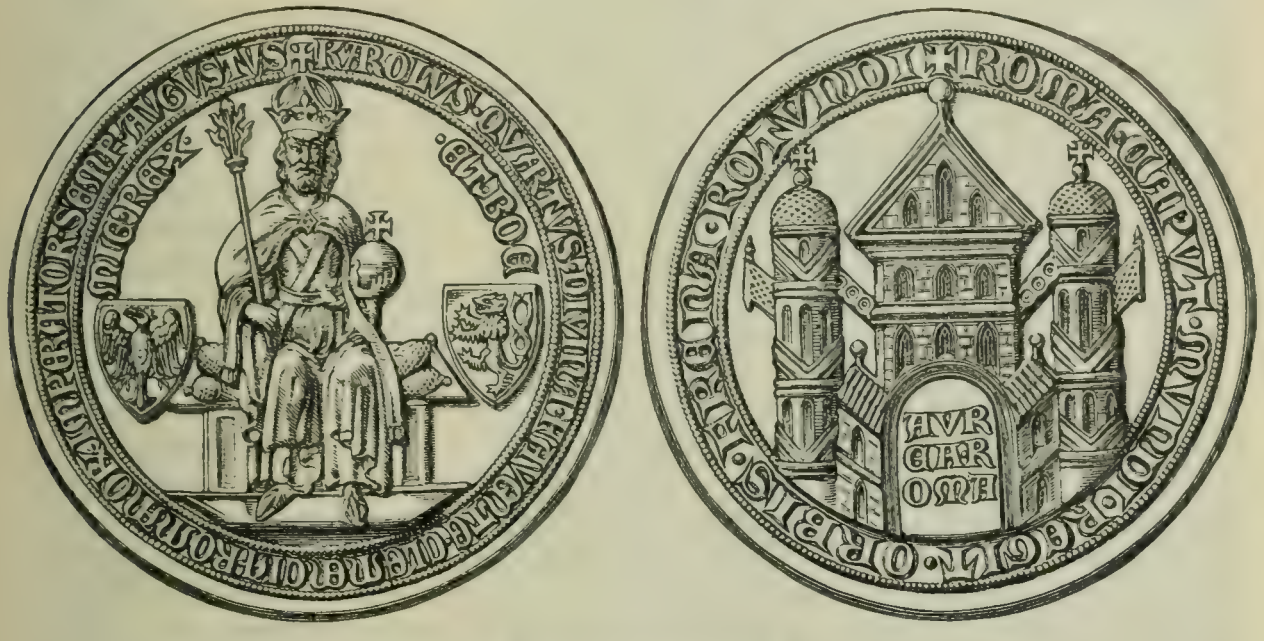
189. Erzmarschall und Erzkämmerer des Reiches.

Der Herzog von Sachsen-Wittenberg, der dem König sein Schwert trägt, und der Markgraf von Brandenburg mit dem Kammerherrenschlüssel: Zwei weltliche Fürsten in vollem Ornat, wie er bei feierlichen Gelegenheiten vorgeschrieben war, in dem weiten, langherabwallenden Kurmantel von rotem Samt mit Hermelinkragen, auf dem Haupte den Kurhut, eine rote Mütze mit breitem Hermelinbesatz.

Nach dem Theatrum orbis Terrarum (16. Jahrh.) gez. v. L. Geyer.

Karls diplomatisches Geschick im Verkehr mit den Fürsten und Päpsten.

Befriedigt wurden durch diese neue und viel gerühmte Reichsordnung nur einige Kurfürsten. Dagegen grollten Österreich, Bayern und Sachsen-Lauenburg über die Zurücksetzung, die ihnen zu teil geworden war, und der schlaue Kaiser mußte den Herzog von Österreich erst durch Vermählung seiner Tochter Katharina mit dessen Sohn Rudolf, den von Bayern durch einen plötzlichen Einfall in sein Land zur Ruhe bringen. Allen erschien der Vorrang des luxemburgischen Hauses in Böhmen, das sich schon damals um den Besitz einer zweiten Kurwürde, der von Brandenburg, bemühte, für ihre Selbständigkeit gefährlich. Der Papst, dessen Einfluß auf die Königswahl schon durch den Kurverein zu Rense bekämpft war, zeigte sich höchst ungehalten, daß seiner in der Goldenen Bulle nicht einmal Erwähnung geschehen war. Von seinen Verhandlungen mit Karl IV. ist nur wenig in die Öffentlichkeit gedrungen, allein soviel ist gewiß, daß der Kaiser sich auch diesem Gegner durch Zähigkeit und Energie vollkommen gewachsen zeigte. Als Innocenz VI. von allen geistlichen Einkünften im Deutschen Reiche den Zehnten beanspruchte, wurde diese neue und unerhörte



190. Die Goldene Bulle Karls IV.

Die „Bulle" ist die goldene Kapsel, die das kaiserliche Siegel und zwar das sogenannte Majestätssiegel oder große Siegel ist, und besteht in einer doppelten Kapsel aus Goldblech, in welche zwei Stempel getrieben sind und durch dessen mit Wachs ausgefülltes Innere das Ende der die Urkunde zusammenhaltenden Seidenfaden hindurchgeht.

Forderung nicht nur durch den Reichstag zu Mainz 1359 zurückgewiesen, sondern zugleich von der Notwendigkeit einer Kirchenreform gesprochen. Karl warf dem Abgesandten des Papstes vor, daß dieser zwar viel Geld von der Geistlichkeit fordere, aber nicht danach strebe, ihre Sitten zu verbessern. Er drohte sogar, er wolle den weltlichen Fürsten gestatten, die Einkünfte der Prälaten solange zurückzubehalten, bis der Papst energische Maßregeln ergriffe, damit dieselben mehr zum Nutzen als zum Schaden des Christentums verwendet würden. Innocenz sprach wohl seine Mißbilligung eines solchen Verfahrens aus und verlangte, daß die Reformation ihm überlassen bleibe, aber er belobte zugleich den Kaiser wegen seines Eifers für die Verbesserung der Sitten der Geistlichkeit und scheute sich wohl, den Streit auf die Spitze zu treiben, da er in seinen weltlichen Besitzungen zu dringend der Hilfe jenes bedurfte. Auch mit den beiden Nachfolgern Innocenz' VI. wußte Karl sich zu stellen. Als Urban V., obwohl von Geburt ein Franzose, sich aus Avignon hinwegsehnte, das durch den Schwarzen Tod zur Einöde und durch die Anmaßungen der französischen Söldnerbanden zum Gefängnis geworden war, bot er ihm sein kaiserliches Geleit an; allein jener machte 1367 seinen Weg ohne ihn, und Karl, der wenig Neigung und Kraft fühlte, den mächtigen Bernabo Visconti, den bedeutendsten Gegner des Papstes, zu

bekämpfen, nahm lieber dessen reiche Geldspenden an und traf erst im Oktober 1368 in Viterbo mit dem Papste zusammen. Zu Fuß und den Zügel des Zelters haltend, geleitete er Urban V. bis nach St. Peter, wo seine vierte Gemahlin, Elisabeth von Pommern, mit der Kaiserkrone geschmückt wurde. Dem Volke machte er sich dadurch verächtlich. In Siena wurde er im Januar 1369 erst belagert und dann entlassen. Von Pisa, Florenz und andern Städten ließ er sich mit vielen Tausend Gulden seine Einmischung abkaufen und kehrte, von den Italienern geschmäht, aber mit gefülltem Beutel, nach Böhmen zurück.

So hatte er weder die Kräftigung der nach Italien zurückverlegten Kurie, noch die Bekämpfung der Visconti, noch die Vernichtung der Söldnerbanden zustande, wohl aber die kaiserliche Oberhoheit in vielen Kommunen Italiens, wenn auch nur äußerlich, zur Anerkennung gebracht und die Taschen mit Geld gefüllt. Auch Urban sah ihm enttäuscht nach und segelte plötzlich nach Avignon ab, wo er nach wenigen Monaten starb.

Weitere Sorge für Böhmen.

Vergebens forderte im Jahre 1370 eine Gesandtschaft der Fürsten und Reichsstädte den heimgekehrten Kaiser auf, **Böhmen** seinem erwachsenen Sohne Wenzel zu überlassen und seinen Sitz im Reiche zu nehmen. Er zeigte ihr die Schatzkammer in Prag, welche aus den Erträgen der böhmischen Bergwerke und der wohlgeordneten Landessteuern gefüllt war, und erklärte, nicht das ganze Römische Reich sei im stande, soviel Gold und Silber aufzubringen, als er aus den Einkünften Böhmens zur Verteidigung Deutschlands verwende. So blieb er vorherrschend für sein Erbland thätig. Um den Weinbau zu heben, verbot er die Einfuhr ausländischer Weine außer den italienischen, suchte den Handelsweg von Italien zu den Hansestädten über **Prag** zu leiten, und räumte selbst morgenländischen Händlern und Gewerbetreibenden Wohnsitze ein. Dem neugegründeten Badeort Karlshaus — später **Karlsbad** genannt — der zuerst im Jahre 1364 erwähnt wird, stellte er einen Gnadenbrief aus.

Erwerb Brandenburgs.

Kaum hatte Karl nach dem Tode seines Schwiegervaters (1369) dessen Fürstentümer Schweidnitz, Jauer und die Niederlausitz mit der Krone Böhmens vereinigt, so streckte er schon die Hand nach den Marken **Brandenburgs** aus, in welchem nach dem Tode Ludwigs des Römers (1366) der jüngste Sohn Kaiser Ludwigs des Bayern, der neunzehnjährige **Otto** IV., die alleinige Regierung führte. Schon drei Jahre früher hatte er die unablässigen Familienstreitigkeiten im wittelsbachischen Hause benutzt, um durch einen Erbvertrag mit den Brandenburgern die Nachfolge der bayrischen Brüder zu verhindern und den Anfall der Marken an das luxemburgische Haus vorzubereiten. Jetzt vermählte er den jungen Markgrafen, dessen Vormund er gewesen war, mit seiner fünf Jahre älteren Tochter Katharina, der kinderlosen Witwe Rudolfs von Österreich, und verleitete den leichtsinnigen und verschwenderischen Schwiegersohn geflissentlich zu den ärgsten Ausschweifungen, damit seine Herrschaft in Brandenburg von Tage zu Tage unerträglicher werde. Dennoch erhob sich der schlaffe Jüngling unerwartet aus seiner Thatenlosigkeit. Er versöhnte sich mit seinem Bruder **Stephan** von **Bayern** und suchte im Bunde mit den eifersüchtigen Königen **Ludwig** von **Ungarn** und **Kasimir** von **Polen** dem Sohne jenes die Nachfolge in seinem Kurstaate zu sichern. Allein auch diesmal führten glückliche Umstände und die diplomatische Klugheit des Kaisers schnell eine Sprengung des Bundes herbei, der es auf Schwächung des Hauses Luxemburg abgesehen hatte. Der Tod des Jagellonen Kasimir in Polen (1370) bewegte seinen Nachfolger, Ludwig den Großen von Ungarn, lieber den Frieden mit dem mächtigen Nachbar zu suchen. Durch die Vermählung seines Sohnes **Wenzel** mit einer Tochter des bayrischen Herzogs Albrecht wußte Karl in Bayern selbst einen Verbündeten gegen Stephan zu gewinnen, und der neue Papst Gregor XI., sein „besonderer Freund", befahl den Priestern, gegen jenen Bund seiner Feinde von allen Kanzeln herab zu predigen. Im Einverständnis mit dem Erzbischof von Magdeburg, dem Markgrafen von Meißen, den Herzögen von Sachsen und Pommern, rückte er in Brandenburg ein, belagerte seinen von den eignen Unterthanen verlassenen Schwiegersohn in Frankfurt und zwang ihn zur Annahme des **Vertrages** von **Fürstenwalde** (15. August 1373). Otto trat mit Vorbehalt der Kur- und Erz-

kämmererwürde die ganze Mark Brandenburg an den Kaiser und seine Söhne für ein Kapital von etwa 400 000 Gulden und ein Jahrgehalt von 3000 Schock Prager Groschen ab und zog sich auf das bayrische Schloß Wolfstein an der Isar zurück, wo er, kinderlos, bis zu seinem frühen Tode im Jahre 1379 zechte, spielte und verschwendete wie zuvor. Dem Namen nach fiel die Mark Brandenburg dem jungen Könige Wenzel zu, aber Karl selbst schlug als dessen Vormund oft sein Hoflager in Tangermünde auf und waltete mit eben derselben Sorgfalt in dem neuerworbenen Kurfürstentume wie in seinem Stammlande Böhmen, mit dem jenes nach seiner ausdrücklichen Bestimmung ewig vereinigt bleiben sollte. Vor allem gelangten, soweit sein eigner Besitz reichte, die Städte zu Wohlstand und Blüte. In Brandenburg wie in seinen Erblanden war Karl beflissen, ihre Freiheiten und Privilegien, ihren Handel und ihre Gewerbe zu mehren und vor der rohen Hand des raubsüchtigen Adels zu schützen. Nicht ebenso im Reiche, dessen Kaiser er war.

191. Der Altstädter Brückenturm zu Prag.

Nach einer Photographie (Verlag von H. Dominicus in Prag).

Der durch eleganten Aufbau und reichen plastischen Schmuck ausgezeichnete Altstädter Brückenturm, ist ein Werk des großen schwäbischen Meisters Peter Parler, dem Karl IV. den 1357 begonnenen Bau der Moldaubrücke übertragen hatte. Das in großen Bogenöffnungen den Fluß überspannende Werk erhielt durch die Befestigungstürme an beiden Enden entsprechenden Abschluß.

Die deutschen Reichsstädte.

Während und infolge der Kreuzzüge waren die deutschen Reichsstädte an der großen Wasserstraße des Rheins und in Schwaben durch die Überführung orientalischer und italienischer Waren nach dem Norden zu unerhörtem Wohlstande gelangt. Mit ihren Reichtümern hatten sie zur rechten Zeit von geldbedürftigen Fürsten und Kaisern Freiheiten erkauft, und wieder durch ihre Freiheiten einträgliche Vorteile errungen. Handel und Handwerk gediehen in lebensfreudigem Schaffen und gaben nicht nur in stattlichen Rathäusern, Remtern und Junkerhöfen, in künstlerisch geschmückten Privathäusern und Vorhallen, sondern auch in hochragenden gotischen Domen und Münstern davon Zeugnis. Schon zu den Zeiten des Interregnums bewiesen die großen rheinischen Städte, daß sie fähig und gewillt waren, wenn es galt, auch einen hervorragenden politischen Einfluß auszuüben (s. S. 347). Kaiser Ludwig brachte selbst einen Bund aller schwäbischen Reichsstädte mit einigen schweizerischen, wie Zürich und St. Gallen, 1331 zustande, der ihm zum Siege über den Habsburger verhalf. Je mehr im Laufe des

Jahrhunderts der innere Zwist der Geschlechter und der Zünfte ein Ende nahm und durch die Ausdehnung des Pfahlbürgertums die Macht der Städte über die engen Grenzen ihrer Mauern hinauswuchs, desto mehr mußten sie den Neid, die Eifersucht und Eroberungslust der benachbarten Raubritter und der Landesfürsten herausfordern. Als sie bei der Thronbesteigung Karls IV. ihren Bund erneuerten, erhielten sie noch vom Kaiser selbst das Versprechen, daß er sie nie verpfänden und ihr Recht stets anerkennen werde, sich gegen jeden Feind ihrer Freiheiten gemeinsam zu verteidigen. Um so bedenklicher wurde die Lage der Städte, seitdem durch die Goldene Bulle nicht nur das einträgliche Pfahlbürgertum aufgehoben, sondern auch alle „Einungen" untersagt wurden.

Der schwäbische Landfriedensbund.

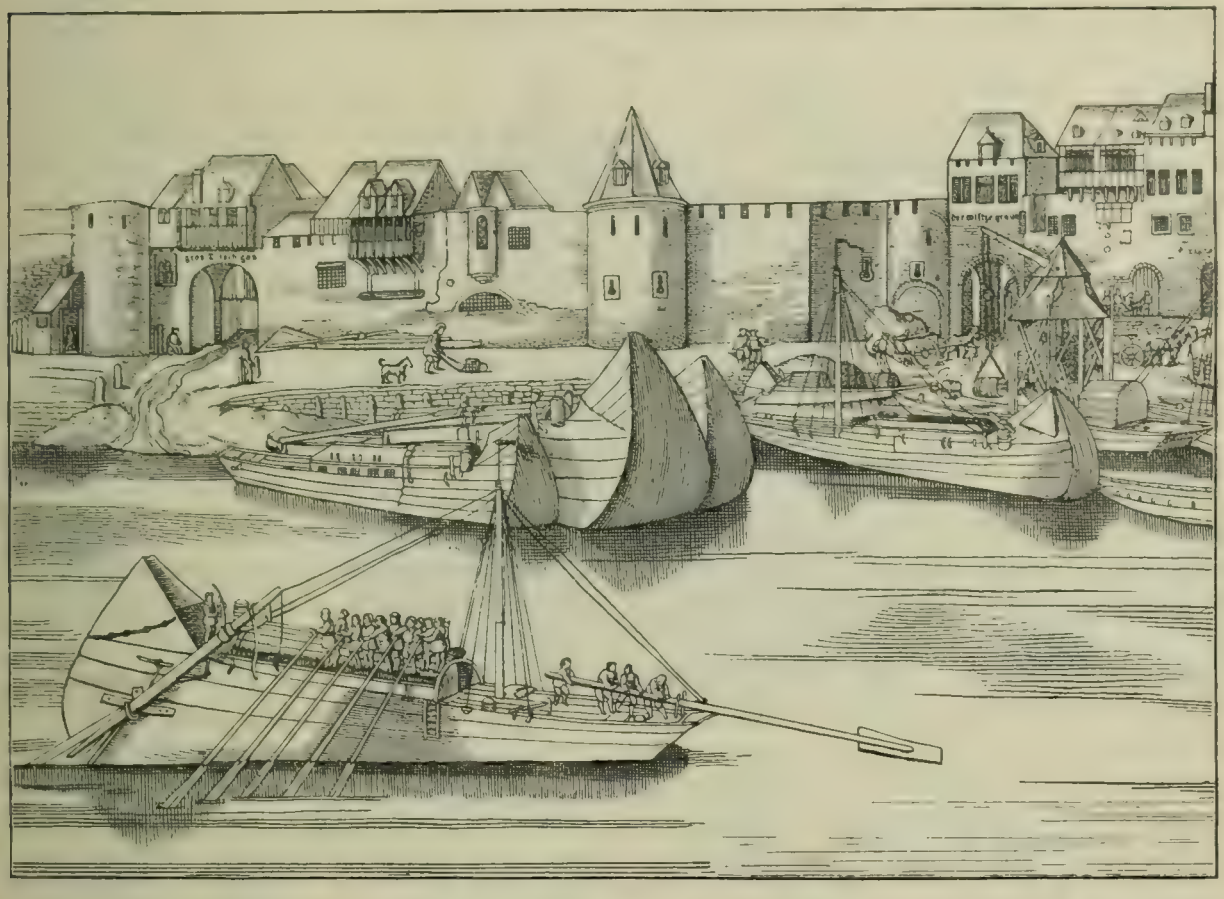
192. Eberhard der Greiner.
Nach seinem Grabdenkmal in der Stiftskirche zu Stuttgart.

Die schwäbischen Reichsstädte empfanden dies um so schwerer, als nur wenige unter ihnen, etwa Augsburg und Ulm, groß und mächtig genug waren, um allein eine stattliche Kriegerschar in das Feld schicken zu können, und die kühn und konsequent emporstrebenden Grafen von Württemberg ihre Freiheit zumeist bedrohten. Diese, seit Albrecht I. fast immer im Besitze der Landvogtei in Schwaben, trachteten ebenso eifrig, wie die Habsburger in der Schweiz, danach, ihre richterliche in wirkliche Herrschergewalt zu verwandeln. Der wilde Graf Eberhard (1344—92), der „Greiner" (d. i. der Mürrische) oder der „Rauschebart" (Rotbart) genannt, war bereits im Jahre 1360 durch Karl IV. zur Nachgiebigkeit gezwungen, als er die Städte bedrängte, und hatte überdies oft mit den Ritterbünden der „Schlegler" — so genannt, weil sie einen Schlegel (eine Keule) als Bundeszeichen führten — der „Martinsvögel" (weil ihr Stiftungstag der 10. November war), der „mit der Krone", „mit dem Schwerte" zu kämpfen; allein oft stand er auch an der Spitze aller dieser und führte sie zu gemeinsamem Sieg und Raub gegen die reichen Städte. Der Kaiser selbst vermittelte deshalb 1370 gegen das Verbot der Goldenen Bulle unter dem beschönigenden Namen „Landfriedensbund" eine Verbindung von 31 Städten unter der Führung von Ulm und Eßlingen und gab ihnen den tapferen Grafen Ulrich von Helfenstein zum Bundeshauptmann. Allein schon nach kurzer Zeit nahm der Friede ein Ende. Als

der Graf von Helfenstein plötzlich von Edelleuten überfallen und gefangen fortgeführt wurde, rüsteten die Städte selbst gegen Eberhard, weil sie diesen für den Anstifter der That erklärten, wurden aber bei Altheim (nicht fern von Ulm) 1372 vollkommen geschlagen. Bereitwillig vermittelte nun Kaiser Karl ihren Frieden mit dem Grafen und strich dafür nach seiner Gewohnheit und Neigung große Summen Geldes ein.

Der schwäbische Städtebund.

Daß die Städte in ihm nie einen unparteiischen Schützer haben würden, zeigte sich schon im folgenden Jahre, als er vier schwäbische Reichsstädte an Herzog Otto von Bayern verpfändete. Die Furcht vor neuen Kürzungen ihrer Macht und Freiheit erfüllte sie bald noch mehr, da er die Zustimmung zur Königswahl seines Sohnes Wenzel selbst von Eberhard durch Geld und Versprechungen erkaufte. Nun verbanden sich vierzehn schwäbische Städte, mit Ulm an der Spitze — Augsburg war nicht



193. Rheinschiffe unter den Mauern von Köln.
Nach dem „Rheinpanorama" des Anton von Worms (1531).

dabei — am 4. Juli 1376 zur gemeinsamen Abwehr eines jeden, der sie angreifen, bedrängen, schatzen oder verpfänden werde, und schlugen mutig darauf los, als eine von ihnen, die Stadt Weil, dem Grafen Eberhard verschrieben ward. Der Kaiser selbst zog vergebens vor Ulm und überließ den weiteren Kampf dem Württemberger, der sich unverdrossen mit seinen wilden Nachbarn herumstritt. Im Jahre 1376 noch hatte er tapfer die Grafen von Eberstein und Wolf von Stein zu Wunnenstein, die ihn im Wildbade überfielen, besiegt und die „drei Könige zu Heimsen" gefangen genommen — Szenen, die Ludwig Uhlands Balladen in ganz Deutschland bekannt gemacht haben — da widerfuhr ihm dennoch eine gewaltige Niederlage bei Reutlingen. Der Bund, seit dem Anfange des Jahres 1377 durch den Zutritt von vier Städten, insbesondere von Eßlingen, erheblich vergrößert, war vortrefflich gerüstet. Neben den Söldnern, die zum Teil schon aus großen zu Augsburg gegossenen Büchsen schossen, standen die Bürger selbst, da es Recht, Freiheit und Selbständigkeit galt. Als Eberhards Sohn, Ulrich, am 21. Mai 1377 von seiner Feste Achalm über die Be-

wohner von Reutlingen herfiel, verlor er die tapfersten seiner Mitstreiter, wie die Grafen von Tübingen, Zollern und Schwarzenberg, und flüchtete, selbst schwer verwundet, zurück hinter die starken Mauern seiner Burg. Damals, erzählt man, habe der grimme Vater das Tafeltuch zwischen sich und ihm zerschnitten. Wiederum beeilte sich Kaiser Karl, zu Rothenburg den Frieden herzustellen, um von den Städten wenigstens die Huldigung für seinen Sohn Wenzel zu erlangen. Er entließ sie aus der Reichsacht, bestätigte ihnen ihre Freiheiten und Rechte, sogar das der bewaffneten Verteidigung, und versicherte, daß Eßlingen, Rottweil, Reutlingen und Weil nimmermehr unter die Landvogtei von Württemberg kommen sollten. Als dennoch der Kampf fortdauerte, siegten die Städte wieder und nötigten Eberhard, sich der im August 1378 vom Kaiser befohlenen „Richtung" zu fügen, nach der Friedrich von Bayern als Landvogt in Niederschwaben und das Recht der Städte, sich zu vereinigen, ausdrücklich — gegen den Wortlaut der Goldenen Bulle — anerkannt wurde.

Freilich bewies Karl auch bei andrer Gelegenheit, daß jenes berühmte Reichsgesetz vor allem dazu dienen sollte, die Macht seines Hauses zu erhöhen, und daß er selbst sofort bereit sei, es zu verletzen, wenn dies mehr in seinem Interesse läge. Überdies entging es dem ebenso gebildeten als klugen Fürsten nicht, daß gerade in diesen reichen und nach Selbständigkeit strebenden Städten die edelsten Künste eine Heimat fanden. In Ulm legte man sofort nach dem Rothenburger Frieden (1377) den Grund zu dem herrlichen Münster, und in Nürnberg, welches bereitwillig seine Truppen unter den Befehl des Kaisers stellte, weil er seine arg patrizische Verfassung bestätigt hatte, erbaute man (1355—61) die Liebfrauenkirche, errichtete den „schönen Brunnen", vollendete den Chor der Sebalduskirche, und ein frommer Privatmann, Ulrich der Schreiber, ließ die Nordseite derselben mit jenen Reliefs schmücken, deren Kunstwert noch heute das Auge von Tausenden fesselt, mag das Herz fromm oder gottlos sein.

Die Hansen.

Ähnlich stand es im Norden und Nordwesten Deutschlands. Aus dem Bedürfnisse, im fremden Lande, vor allem in England und seiner Hauptstadt, nicht schutzlos dazustehen, hatten die Kölner, Flandrer, Hamburger, Lübecker Kaufleute, jede Stadt für sich und höchstens in Verbindung mit kleineren Städten ihrer Nachbarschaft, sogenannte „Hansen" gebildet. Allein wie es im Wesen der Zeit lag, erkannten sie bald den Vorteil einer gemeinsamen Handelspolitik und vollzogen 1367 zu Köln eine Vereinigung aller Städte an der Ost-, West- (Nord-) und Südersee, mit welcher der Bund den Höhepunkt seiner Macht erreichte. Waldemar III. von Dänemark, der gewaltthätigste Seeräuber, der bisher ihren Handel beeinträchtigt hatte, wurde durch die Krieger und Flotten von über 200 deutschen Städten besiegt und mußte sich bequemen, zu Stralsund 1370 einen Frieden zu machen, durch den sich Dänemark verpflichtete, keinen König anzuerkennen, als mit dem Rate der Hansestädte und erst, nachdem er ihre Freiheiten gesichert und beschworen habe. So rettete das Bürgertum der Städte von Nord- und Mitteldeutschland durch seine Tüchtigkeit und seinen Gemeinsinn ohne Kaiser und Reich nicht nur seinen Wohlstand, sein Gewerbe und seine Kunst, sondern es errang für die nächsten 150 Jahre eine Machtstellung zur See und im ganzen Norden Europas, wie die Geschichte sie zu keiner andern Zeit kennt.

Karl IV. in Lübeck.

Auch hier suchte Karl, wie in Italien, seine Herrschaft wenigstens durch Anerkennung und mehr noch durch seinen Besuch ins Gedächtnis zu rufen. Nachdem er 1374 den Bürgermeister von Lübeck zum Statthalter des Reiches ernannt hatte, mit dem Rechte, alle Friedensbrecher zu Wasser und zu Lande in aller Herren Ländern zu bestrafen, erschien er 1375 selbst. Unter goldenem Baldachin, geleitet vom Herzoge von Sachsen, der das Reichsschwert, von Markgraf Otto, der das Zepter, und vom Erzbischof von Köln, der den Apfel trug, hielt er seinen festlichen Einzug in „die schönste Stadt" des Deutschen Reiches; denn so pflegte man sie zu nennen zum Unterschiede von Nürnberg, als „der reichsten" und Prag als „der fröhlichsten". Vor ihm her trug man die Schlüssel der Stadt, Frauen und Jungfrauen, festlich geschmückt, bildeten eine Reihe von Thor zu Thor. Abends war die Stadt hell erleuchtet. Es fehlte nicht an Höflichkeiten von beiden Seiten. Als Karl den Bürgermeister als „Herrn" anredete, erklärte dieser, nur der Kaiser sei hier der Herr; aber jener berief sich auf alte Urkunden, nach welchen die

Bürgermeister der fünf größten Städte des Reiches — er nannte als solche Rom, Venedig, Florenz, Pisa und Lübeck — in den kaiserlichen Rat gesandt werden dürften. Zehn Tage dauerten die Festlichkeiten, aber was Karl eigentlich gewollt — er wünschte das Haupt der Hansa zu werden und ihren Weltverkehr durch seine Staaten Brandenburg und Böhmen zu leiten — das schien man nicht zu verstehen und wich jeder Andeutung mit kluger Bescheidenheit aus. Nicht einmal seine Fürsprache für Braunschweig, das wegen eines Aufstandes „verhanst" war, berücksichtigte der Rat von Lübeck. Als der Kaiser fort war, erwies man seinem Andenken eine seltsame Ehre; man befahl, das Thor, durch welches er eingezogen war, zu vermauern, damit, wie man sagte, kein Unwürdiger diesen Weg betrete. Kein Kaiser hat sich seitdem in Lübeck sehen lassen.

Wenzels Wahl und Krönung.

Lange blieb dem Kaiser ein Thronerbe versagt, bis ihm endlich von seiner dritten Gemahlin 1361 ein Sohn geboren wurde, den er den Böhmen zuliebe Wenzel nannte. Trotzdem nun die Goldene Bulle jede Vorwahl des Nachfolgers zu Lebzeiten eines Kaisers untersagte, war Karl schon nach sechs Jahren eifrig bemüht, die Anerkennung für jenen von den Reichsstädten zu erkaufen, die nicht einmal ein Wahl-

194. König Wenzel.

Miniatur einer Bilderhandschrift König Wenzels, in der Hofbibliothek zu Wien. Die Ornamentation, große, in leuchtenden Farben gehaltene Ranken, ist der Malerschule König Wenzels eigentümlich und von hoher künstlerischer Bedeutung.

recht besaßen. Mit mehr als einer halben Million Gulden bezahlte er dann die Mehrheit der Kurfürsten. Damit man die Übermacht des jungen Herrschers nicht fürchte, hatte der Kaiser zuvor Brandenburg und die Lausitz (als „Herzogtum Görlitz") für seine beiden jüngeren Söhne, Sigmund und Johann, bestimmt. Auf einem Reichstage im Anfange des Jahres 1376 erklärte er den Versammelten, wenn die Krone bei seinem Hause bleibe, könne dasselbe durch seine Macht den Feinden des Deutschen Reiches Widerstand leisten, die bürgerlichen Kriege dämpfen und die Fürsten sowohl als die Reichsstädte bei ihren Gerechtsamen erhalten. Wenzels Jugend könne der Nachfolge nicht im Wege stehen, da „die Kinder der Regenten im siebzehnten Jahre mehr, als andre Menschen in einem höheren Alter wissen könnten". Insgeheim suchte Karl auch den Papst zu gewinnen, ohne dessen Approbation ihm der junge König nicht sicher zu sein schien, trotzdem die Goldene Bulle ausdrücklich jede Einmischung der Kurie in die Königwahl untersagte. Er versprach selbst mit Wenzel nach Avignon

zu kommen und schützte wieder Kränklichkeit vor, um die Stimmen der Kurfürsten nicht zu verscherzen. Dann verhieß er, zwischen Wahl und Krönung erst die Zustimmung Gregors XI. einzuholen, wenn dieser sich verpflichte, bis dahin über seine Zusage zu schweigen. Als dennoch die Kurfürsten von seinen Verhandlungen mit dem Papste erfuhren, gerieten sie in höchste Aufregung. Allein durch neue Zugeständnisse gewann er in Rense am 1. Juni die opponierenden Wähler Pfalz, Köln und Trier, so daß am 10. Juni 1376 zu Frankfurt Wenzel einstimmig zum römischen Könige gewählt und am 9. Juli zu Aachen gekrönt wurde. Allerdings hatte sich Karl durch das Drängen des päpstlichen Nuntius dazu bewegen lassen, zwei Boten zuvor nach Avignon zu schicken, aber ihre beschwerliche Hin- und Rückreise wurde — wohl nicht ohne Absicht — so vielfach unterbrochen und verzögert, daß die Krönung ohne die päpstliche Approbation vollzogen werden mußte. So war, wenn auch nur scheinbar, sowohl der Kurie, wie den Kurfürsten Genüge geschehen. Gregor XI. starb darüber, und Urban VI. sandte von Rom aus 1378 die angeblich „erbetene" Bestätigung und bewirkte dadurch, daß Kaiser Karl an alle Fürsten des römisch-katholischen Europa die Mahnung ergehen ließ, nur jenen, nicht den zu Avignon gleichzeitig gewählten Clemens VII. als Papst anzuerkennen.

Karl IV. in Frankreich.

Gewiß hängt es mit den Verhältnissen der Kirche zusammen, daß Karl, schon gebrechlich an Körper und Geist, sich gegen das Ende des Jahres 1377 entschloß, nochmals nach Frankreich zu reisen, um, wie man wohl sagte, die Stätten alle wieder zu sehen, an denen er eine fröhliche Jugendzeit verlebt hatte. Noch 1365 war er in Avignon gewesen, um Urban V. zur Rückkehr nach Rom zu bewegen und zugleich in Arles die Krone des Königreichs Burgund auf sein Haupt zu setzen, deren Macht thatsächlich bereits auf die französischen Könige übergegangen war. Jetzt war er bemüht, dem klugen Karl V. seinen Sohn Wenzel zu empfehlen und womöglich Clemens VII. die Anerkennung zu entziehen. Um die Gunst des französischen Monarchen zu gewinnen, gab er auch den letzten Schein von Macht über das Königreich Burgund hin. Er übertrug auf den Dauphin das Reichsvikariat in jenem Lande mit dem Rechte, Münzen zu schlagen, Zölle zu erheben und Gesetze zu geben, wie er schon 1349 zu gunsten des französischen Kronprinzen auf alle Reichsrechte in der Dauphinee verzichtet hatte. Er erkannte richtig die Unmöglichkeit, jenes romanische Königreich länger zu behaupten, und gab es ohne Schmerz auf, da er die Alpenpässe nicht mehr bedurfte, auf denen Heinrich IV. einst nach Canossa gewallfahrtet war. Auch Italien war ihm wertlos: beide Kronen, nie fest mit der deutschen verbunden, fielen ab wie welke Blätter.

Karls Tod.

In Prag, wo sein Schatz lag, den er mühsam gesammelt, und wo zugleich stets sein Herz heimisch war, ergriff ihn ein Fieber. Seinem praktischen Wesen gemäß beschäftigte er sich noch in den letzten Lebenstagen mit Maßregeln gegen die Verschlechterung der Münze. Am 29. November 1378 starb er. Seine Leiche wurde in dem von ihm gegründeten Dom auf dem Hradschin beigesetzt. — Karl IV. war ein Verstandesmensch und hat daher wenig Bewunderung gefunden; daß er aber Deutschlands Macht und Ehre mit Eifer zu befördern bemüht gewesen ist, dafür legen nicht nur die Universität Prag, die Carolina, und die Goldene Bulle, das erste eigentliche deutsche Staatsgesetz, sondern auch die vielen Anordnungen Zeugnis ab, durch die er sein Erbland Böhmen zu einem wahrhaft deutschen Mittelpunkt des großen Reiches zu machen bestrebt war.

Seine Gestalt und sein Wesen.

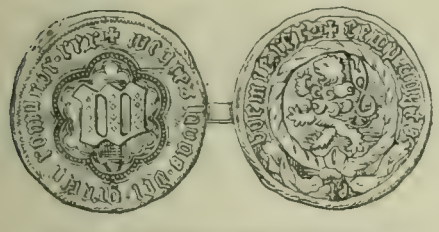
Nach der interessanten Beschreibung des Florentiners Villani war er von mittler, gedrungener Gestalt mit etwas gebogenem Rücken und vorgebeugtem Kopfe. Aus dem schwarzen Auge und dem breiten Antlitz leuchtete freundliche Milde. Der frühzeitig kahle Vorderkopf erhöhte die völlig flache Stirn. Die dicke Unterlippe und der Gesamteindruck erinnerten mehr an die slawische Mutter als an den deutschen Vater. In seinen Sitten und seiner Kleidung war er einfach, wie Karl der Große; nur bei Festen ahmte er den Luxus Frankreichs nach, weil er dies Land nächst Böhmen am meisten liebte. Er besaß die eigentümliche Gewohnheit, stets Holz mit den Händen zu schnitzeln, selbst während der Audienzen. Überhaupt schien er oft zerstreut zu sein und schaute niemand gerade ins Antlitz; aber er hörte doch alles und gab danach Antwort. Noch überraschender erscheint bei einem Manne seiner Art die peinlichste Kirchlichkeit und

ein fast kindlicher Aberglauben. Er versäumte die Kirche an keinem Festtage und sammelte mit wahrer Leidenschaft Reliquien, deren Echtheit er meistens selbst bescheinigte. Trotz seiner Sparsamkeit verschwendete er Edelmetalle und Edelsteine, um die heiligen Knochen würdig einfassen oder beherbergen zu lassen — den Hussiten später eine willkommene Beute. Auch für Klöster und andre fromme Stiftungen spendete er überreichlich. Daß Gott ihn durch Träume und Wundererscheinungen persönlich wärne, schütze und leite, glaubte nicht er allein, sondern auch der Prager Erzbischof, der ihm die Leichenrede hielt.

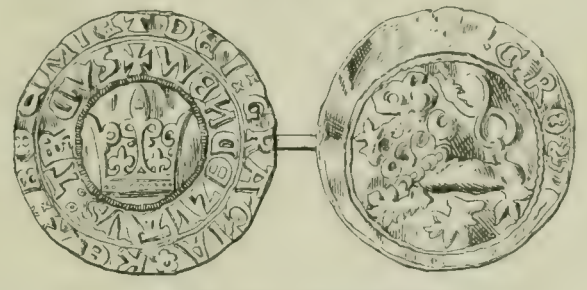
Wenzel (1378—1400, gest. 1419).

Wenzel.

Obwohl erst siebzehnjährig, war Wenzel doch wohl unterrichtet, voll Thätigkeit, dazu milde, offenherzig, sparsam und gerecht. Seine Neigung zu Jagd, Trunk, sinnlichen Ausschweifungen, seinen Jähzorn verzieh das Volk ihm gern; denn er galt für einen Anwalt der Bürgerlichen, der oft in Verkleidung sich unter sie mischte, um an ihren Leiden und Freuden teilzunehmen. Zuerst entwickelte er den lebhaftesten Eifer, um das Schisma der Kirche zu bekämpfen. Allein weder die Stiftung eines großen Fürstenbundes mit König Ludwig von Ungarn und Polen an der Spitze, noch seine Auseinandersetzungen auf dem Frankfurter Reichstage (1379) verhalfen dem Papste Urban zu allgemeiner Anerkennung. Des Königs Vetter, der Markgraf Jost von Mähren, der zu demselben Zwecke nach Paris geschickt wurde, brachte von König Karl V. die besten Versicherungen guter Freundschaft mit; aber nach wie vor hielt sich Frankreich seinen eignen Papst, bis 1394 Clemens VII., dann Benedikt XIII. Gegen das unheilvolle Schisma blieben Wenzels Bemühungen gänzlich machtlos.



195. Goldmünze König Wenzels.



196. Groschen König Wenzels.

Bei der Goldmünze ist das gotische W inmitten der lateinischen Inschrift auffallend. Auf der Rückseite beider Münzen der böhmische Löwe.

Kampf des Adels mit den Städten.

Nicht besser glückte es ihm mit der Beilegung des Ständekampfes der Fürsten, des Adels und der Städte. Als der große Ritterbund „mit dem Löwen" sich von Schwaben bis nach Rheinland erstreckte und Frankfurt umlagerte, vereinigten sich zu Speier 1381 die oberrheinischen Städte mit den schwäbischen, und durch Schwaben, Franken und Rheinland zog Brand und Verwüstung. Vergebens brachte Leopold von Österreich, der die sogenannten vorderen Lande, nämlich die schwäbischen Besitzungen, regierte, 1382 zu Ehingen ein Bündnis mit beiden hadernden Parteien zustande; vergebens stiftete der König selbst 1383 in Nürnberg einen Landfriedensbund, der alle Stände umfassen sollte: die bestehenden Bünde lösten sich deshalb doch nicht auf. Da aus dem gebietenden Richter in Deutschland ein freundlicher Unterhändler geworden war, so begnügten sich die großen Bünde, ihn 1384 zu Heidelberg als Haupt des Ganzen anzuerkennen. Dazu aber verbanden sich 1385 auf dem Konstanzer Tag mit dem schwäbischen Städtebunde, dessen Mitgliederzahl seit dem Eintritt von Nürnberg und Basel und dreizehn rheinischen Städten auf 38 gewachsen war, noch fünf Schweizer Städte: Zürich, Bern, Solothurn, Luzern und Zug. Schon rüstete diese Vereinigung gegen den übermütigen und allen verhaßten Leopold von Österreich, der früher selbst mit einigen von ihnen im Bunde war; doch kam es diesmal noch zu einem Vergleich, und in demselben Jahre (1386) verlor der Herzog durch die Schweizer Eidgenossen bei Sempach Sieg und Leben, wovon später. Es war ein immerwährendes Sichtrennen und Wiedervereinigen ohne höheres Ziel, dem Namen nach für den Landfrieden, in Wirklichkeit für den Unfrieden. Wenzel selbst fürchtete zum Schluß mehr den Übermut der Fürsten als der Städte.

Im März 1387 gab er diesen zu Nürnberg einen Freibrief und verhieß, ihren Bund niemals aufzuheben, wogegen sie ihm Hilfe zusagten, wenn man ihn etwa verdrängen wolle. Noch einmal suchte er in Mergentheim Fürsten und Städte miteinander zu versöhnen: vergebens, das Ungewitter brach los.

Niederlage der schwäbischen Städte bei Döffingen.

Zuerst gerieten die bayrischen Herzöge Stephan von Ingolstadt und Friedrich von Landshut miteinander in Streit, dann nahmen sie gemeinsam den Erzbischof Pilgrim von Salzburg gefangen, der ein Bündner der Städte war, und endlich zogen sie raubend und plündernd gegen diese selbst zu Felde. Vergebens war der Richterspruch des Pfalzgrafen Ruprecht, vergebens der Fehdebrief des Kaisers an Herzog Friedrich als den eigentlichen Friedensbrecher; erst die gewaltigen Scharen städtischer Krieger, welche sich in Augsburg zusammenfanden, schreckten die Herzöge so weit, daß sie sich auf Verhandlungen einließen und den gefangenen Erzbischof ohne Lösegeld freigaben. Aber bald wuchs ihnen wieder der Mut, als viele Fürsten und Herren in Mitteldeutschland die Waffen ergriffen, um mit ihnen zusammen die Städte zu bekämpfen. So kam es am 24. August 1388 zu einer blutigen Entscheidung bei Döffingen (zwischen Stuttgart und Wildbad). Als die Städter den Kirchhof des Ortes stürmten, weil sich dort Bauern verschanzt hatten, zogen plötzlich der alte Graf Eberhard von Württemberg mit seinem Sohne Ulrich, der Pfalzgraf Ruprecht, der Burggraf Friedrich von Nürnberg, der Markgraf Rudolf von Baden, der Bischof von Würzburg und andre Grafen und Herren herbei, um jenen zu helfen. Die Städter, welche diesem starken Bunde gegenüber immer noch in der Überzahl blieben, faßten sich schnell, und ein heißes Ringen begann. Mancher tapfere und vornehme Ritter sank blutend in den Staub; fast als erster Ulrich von Württemberg, der an der Seite seines jungen Sohnes Eberhard den Tod fand. Schon wollten die Reihen der Fürsten und Herren ins Wanken geraten, aber der alte Graf Eberhard selbst rief ihnen zu: „Niemand acht' auf meinen Sohn! fechtet mannlich, da die Städter alle dahinten fliehen!" Und bald flohen sie wirklich, und zwar zuerst, wie man später behauptete, die Nürnberger, denen man wegen ihrer Eifersucht auf den schwäbischen Bund nie ganz traute.

Niederlage der rheinischen Städte bei Worms.

Ähnliches geschah am Rhein. Bei Worms warf am 6. November 1388 der Pfalzgraf Ruprecht der Jüngere den rheinischen Städtebund nieder, und, ermutigt durch solche Erfolge, siegten seitdem auch an vielen andern Stellen die Herren über die Städter. Weit und breit lag das Land verwüstet und verödet, vor allem das Schwabenland. Die stolze Kraft des Bürgertums war gelähmt, wenn auch nicht gebrochen. Der Kaiser Wenzel, längst verzagt, da ihm die Zügel entfallen waren, sprach die Absicht aus, seine Krone niederzulegen; dann gebot er doch noch einmal zu Eger 1389 einen allgemeinen Landfrieden. Die Städte mußten das Pfahlbürgertum aufgeben, alle Einungen wurden abermals verboten und jedermann angewiesen, sich allein an den Kaiser und den von ihm gebotenen Frieden zu halten. Die allgemeine Ermattung bewirkte mehr als das Gesetz, doch legte der über Schwaben und Rheinland weit verbreitete Bund der Schlegler erst die Waffen nieder, als Graf Eberhard der Milde, welcher seinem Großvater gefolgt war, im Bunde mit andern Fürsten drei ihrer „Könige" bei Heimsheim 1395 gefangen genommen hatte.

Wenzels Unthätigkeit und Wankelmut.

Der Landfrieden von Eger war die letzte Regierungsmaßregel Wenzels im Reiche gewesen. Verbittert durch die Resultatlosigkeit aller seiner Mühen, zog er sich in sein Prager Schloß zurück und kümmerte sich selbst um seine Erbländer so wenig, daß man ihm seitdem den Beinamen „der Faule" gab. Durch seine Ratlosigkeit, sein unbeständiges Schwanken bei allen wichtigen Entschlüssen, durch leidenschaftliche Ausbrüche seiner Wut geriet er mit seinen streitsüchtigen Verwandten, mit der böhmischen Geistlichkeit, mit dem Adel, mit der ganzen Welt in Streit.

Schon mehrfach war der Unterkämmerer Wenzels, Sigmund Huler, von dem sittenreinen, aber stolzen und herrschsüchtigen Erzbischof von Prag, Johann von Jenzenstein, bei der Ausübung seines Richteramtes behindert worden, einmal, als er zwei noch nicht geweihte Geistliche wegen grober Verbrechen verurteilen und hinrichten ließ,

und ein zweites Mal, als er zwei schon getaufte Juden, die zu ihrer Religion zurückgekehrt waren, den Knechten des Erzbischofs, die sie gefangen setzen wollten, entriß. Das dritte Mal gab es einen ernsten Konflikt mit dem Kaiser selbst. Dieser beabsichtigte, nach dem Tode des Abtes von Kladrau das dortige Benediktinerkloster in ein Bistum zu verwandeln und es seinem bisherigen Kanzler zu übergeben. Um nun eine solche Verkleinerung seiner Diöcese zu verhindern, beeilte sich der Erzbischof, in der Abwesenheit Wenzels für die erledigte Abtei unverzüglich einen Nachfolger zu ernennen und diesen durch seinen Generalvikar, Johann von Pomuk, bestätigen zu lassen. Bei der ersten Zusammenkunft geriet Wenzel darüber in solche Wut, daß er den Erzbischof mit seinem gesamten Gefolge gefangen nehmen ließ. Dieser selbst entkam zwar, und seine Genossen schworen, durch Mißhandlungen und Foltern dahin gebracht, die Partei des Erzbischofs für immer zu verlassen, aber Pomuk widerstand solchem Ansinnen mit unerschütterlicher Festigkeit. Dadurch aufgebracht, ließ der Kaiser ihn halbtot martern, wobei er selber half, und dann nachts mit gefesselten Händen, den Mund mit einem Holzpflock aufgesperrt, die Füße an den Kopf gebunden, von der Brücke in die Moldau werfen (20. März 1393).

Der heilige Nepomuk.

Spätere Chronisten fügten hinzu, daß zum Andenken des ertränkten „Doktors" in demselben Jahre große Dürre und der Fluß so seicht geworden sei, daß man hindurchwaten konnte. Erst im 15. Jahrhundert berichtete man dieselben Dinge vom Ertränken in der Moldau und von jenen Folgen zum Jahre 1383, also gerade zehn Jahre früher, und nannte als die leidende Person einen Magister Johannek, der sich entschieden geweigert habe, das Beichtgeheimnis der Kaiserin Johanna an ihren Gemahl zu verraten. Im 17. Jahrhundert wurde zu dem Namen des Magisters Johann der Zuname Nepomuk gefügt und 1729 durch den Nachweis der Wunder an seinem Grabe mühsam die Heiligsprechung durch Papst Benedikt XIII. erlangt. Die Geschichte aber weiß von einem Beichtvater und Beichtgeheimnis der Kaiserin Johanna, die übrigens schon 1386 starb, nichts zu erzählen; 1393 war Wenzel bereits mit einer andern bayrischen Prinzessin, mit Sophia, vermählt.

Der Herrenbund gegen Wenzel.

Die tyrannische Behandlung des Johann Pomuk und mehr noch die unverdrossene Keckheit jener Prälaten lockte alle Gegner Wenzels zum Widerstande. Da dieser mit Vorliebe seine Vertrauten und Ratgeber nicht aus den Vornehmsten und Reichsten, sondern aus dem niedrigen Adel und der Bürgerschaft wählte, so bildeten jene, wie sie vorgaben, „um Ordnung und Gerechtigkeit im Lande aufrecht zu erhalten", unter Heinrich von Rosenberg einen „Herrenbund". Schwächung der Krongewalt, Alleinbesitz aller höchsten und einträglichsten Ämter war das eigentliche Ziel der kecken Adelsherren. Um dieses sicherer und mit einem Scheine des Rechtes zu erreichen, setzten sie sich noch mit den ebenfalls habsüchtigen Verwandten Wenzels in Verbindung.

Wenzels Bedrängnis durch seine Verwandten.

Der jüngere Sohn Karls IV., Sigmund (geb. 1368), welcher die Mark Brandenburg geerbt hatte, war schon als Knabe (1372 und 1379) zum Gemahl von Ludwigs des Großen ältester Tochter Maria und zum Erben der Königreiche Ungarn und Polen bestimmt. Allein kaum war Ludwig 1382 gestorben, so trennte sich Polen los, um statt des deutschen Knaben den Heiden Jagello von Litauen auf den Thron zu bringen, und in Ungarn selbst war die verwitwete Königin Elisabeth und ihr Anhang ebenfalls bemüht, den Luxemburger fernzuhalten. Als sie sich endlich entschlossen hatte, dem Schiedsspruche Wenzels gemäß ihren Schwiegersohn zum Generalkapitän des Königreiches zu ernennen und wenige Monate später ermordet war, gelangte Sigmund 1387 wirklich in den Besitz des ungarischen Thrones und wurde zu Stuhlweißenburg gekrönt. Allein auch dieser späte Erfolg wäre ihm nicht zu teil geworden, hätte er nicht mit deutschem Gelde eine Partei des ungarischen Adels für sich gewonnen. Darum hatte er 1388 die Marken für die geringe Summe von 20000 Goldgulden an seine Vettern Jost und Prokop verpfändet, die Söhne jenes Johann Heinrich von Mähren, der durch seine erste Gemahlin Margarete Maultasch (s. S. 369) so schnöde um den Besitz von Tirol gebracht war. Trotzdem war Sigmund in beständiger Geldverlegenheit und schnell bereit, mit den habsüchtigen Verwandten und mit dem böhmischen Adel im Bunde seinen älteren Bruder zu beseitigen und zu berauben. Am 13. Dezember 1393 schloß er zu diesem

Zwecke in Znaim einen Vertrag mit Jost, mit Herzog Albrecht von Österreich und dem Markgrafen Wilhelm von Meißen; Jost verhandelte zugleich mit dem böhmischen Herrenbunde. Eine kecke Schar von Aristokraten, geführt von Heinrich von Rosenberg und jenem Vetter des Königs, überfiel Wenzel im Mai 1394 in Beraun, führte ihn gefangen nach Prag und ernannte Jost zum Hauptmann des Landes. Allein die deutschen Bürger in Böhmen und im Reiche zogen unter Führung Johanns von Görlitz, eines jüngeren Bruders, der Wenzel die Treue bewahrt hatte, zur Befreiung des Gefangenen heran. Von Burg zu Burg, bis nach Österreich hinein, hatten die Aristokraten ihren König geschleppt, dann mußten sie ihn dennoch — wenn auch nicht ohne Bedingungen — an Johann ausliefern, der ihn (1. August 1394) im Triumphe in die Stadt Budweis zurückführte. Allein Wenzel hielt nicht, was er bei der Freilassung versprochen. Darum wurde ein neuer und zahlreicherer Herrenbund 1395 gestiftet, und Johann selbst wandte sich von seinem Bruder ab. Er ging nach Görlitz zurück und starb dort plötzlich (1. März 1396). In seiner Ratlosigkeit verhandelte Wenzel nun mit den Aufständischen und ließ sich den Schiedsspruch Sigmunds und Josts gefallen (2. April 1396). Danach sollte er seine Ratgeber aus den Mitgliedern des Herrenbundes wählen, Rosenberg zum Burggrafen ernennen und Jost an der Regierung teilnehmen lassen. Sein Zustand war unerträglicher als Abdankung. Wohl ließ er den ränkesüchtigen Vetter mit einigen Baronen einmal gefangen setzen, aber aus Angst gab er sie bald wieder frei. Erst als man seine einzigen ihm noch treuen Räte auf der Burg Karlstein unbarmherzig niedergemacht hatte, als man schon in Deutschland seine Absetzung betrieb, griff er einmal, halb in Verzweiflung, mutig zu, vertrieb Jost aus seinem Reiche und nahm dessen Bruder Prokop zum Gehilfen in der Regierung, ja zum Statthalter in Böhmen an.

197. Silbermünze des Papstes Bonifacius IX.

Wenzels Verblendung

Fast erscheint es unbegreiflich, daß Wenzel in solcher Lage noch die Laune besaß, sich des deutschen Landfriedens und des päpstlichen Schismas zu erinnern. Im Sommer 1397 erschien er wieder einmal im Reiche, strafte einige Ruhestörer und gab auf dem Reichstage in Frankfurt 1398 noch einmal ein Landfriedensgesetz. Dann verließ er Deutschland, dessen Verwaltung er in merkwürdiger Verblendung an Sigmund gab, und traf im März 1398 zu Reims mit König Karl VI. zusammen, um über die Beendigung des Schismas mit ihm und den Vertretern des französischen Klerus zu beraten. Allein völlige Betrunkenheit hinderte ihn, an dem großartigen Festmahle teilzunehmen, und der einzige Beschluß der versammelten Fürsten und Prälaten, beide Päpste durch Mahnschreiben zur Abdankung zu bewegen, brachte der Kirche keinen Nutzen, dem Kaiser selbst aber den bedenklichsten Schaden. Der römische Papst Bonifaz IX., bisher sein Freund, wandte sich nun auch von ihm ab und betrieb durch die Geistlichkeit, im Bunde mit dem Erzbischof von Mainz, seine Absetzung.

Wenzels Absetzung.

Während Wenzel in Prag an einer langwierigen Krankheit daniederlag, erhob der böhmische Adel, von Jost und Sigmund dazu angestiftet, abermals die Waffen und ertrotzte 1400 die Entfernung Prokops, weil er die alten Verträge zur Sicherung der „Landesfreiheit“ gebrochen habe. Mit scheinbar besserem Rechte betrieben längst die rheinischen Kurfürsten die Absetzung Wenzels. Man warf ihm außer seiner Unthätigkeit zumeist vor, daß er an Johann Galeazzo Visconti in Mailand 1395 für Geld den Herzogstitel gegeben hatte. Schon 1399 sprachen die in Mainz versammelten Fürsten offen die Absicht aus, „einen andern römischen König zu wählen und zu setzen“. Zu Frankfurt einigte man sich im Februar 1400 dahin, daß nur die Häuser Sachsen, Bayern, Meißen, Hessen, Württemberg und die Burggrafen von Nürnberg bei der Wiederbesetzung in Betracht kommen dürften. So blieben die Welfen, die Habsburger und vor allem das ganze luxemburgische Haus, das so eifrig an der

Absetzung Wenzels gearbeitet hatte, von der Wahl ausgeschlossen. Dennoch konnte man nicht zum Ziele gelangen. Während die rheinischen Kurfürsten längst sich über die Wahl Ruprechts geeinigt hatten, verlangte der Herzog von Sachsen dringend, daß sein Schwager, der welfische Herzog Friedrich von Braunschweig, mit der Krone geschmückt werde. Als beide zu Ende Mai zornig den Reichstag verließen, wurde der letztere unterwegs von einer Ritterschar unter dem Grafen von Waldeck in einem Hohlwege bei Fritzlar erschlagen. Ein Schrei der Entrüstung ging durch Deutschland, zumal man dem Kurfürsten von Mainz die Schuld gab und den Mord ohne Ursache mit der Königswahl in Verbindung brachte. Noch hätte Wenzel sich die Krone vielleicht erhalten können, wenn er auf die kecke Vorladung der Kurfürsten zum 1. August nach Oberlahnstein mit Heeresmacht herbeigezogen wäre. Aber bedrängt im eignen Lande von dem Adel und von seinen eignen Verwandten, welche noch gegen seinen Mitregenten Prokop kämpften, besaß er weder die Macht noch den Willen. So begaben sich denn die vier rheinischen Kurfürsten — die andern waren nicht zugegen — in Begleitung des Burggrafen von Nürnberg und vieler andern Grafen und Herren nach Lahnstein, erklärten hier am 20. August Wenzel unter Aufzählung von sieben Vergehen als „einen unnützen, versäumlichen Entgliederer des Reiches" für abgesetzt und erwählten am 21. auf dem Königsstuhl zu Rense den **Pfalzgrafen Ruprecht zum römischen Könige.**

Wenn die versammelten Kurfürsten bei dieser Gelegenheit erklärten, ihr Eid habe dem Reiche gegolten, dessen Träger sie seien, nicht dem unkräftigen Könige, so war dies gewiß keine rechtsgültige Entschuldigung ihrer Untreue und Empörung. Wunderbarerweise wandte sich an derselben Stelle, wo die Kurfürstenmacht vor 62 Jahren sich zum Schutze des Monarchen gegen die Hierarchie erst gebildet hatte, jetzt dieselbe Macht gegen die Person des Monarchen selbst.

Wenzel behält Böhmen.

Dennoch gab Wenzel die Hoffnung lange nicht auf. Auf die erste Nachricht von jenen Vorgängen am Rhein rief er zwar in vollem Zorn, er wolle das rächen oder darum tot sein, und schwor bei St. Wenzel, er wolle Ruprecht totstechen oder dieser müsse ihn totstechen; bald aber besann er sich eines andern und suchte bequemere, wenn auch nicht klügere Wege. Nachdem er 1401 einen Vertrag mit seinen Bedrängern geschlossen hatte, in welchem er sich wieder die Einsetzung eines Regentschaftsrates aus Mitgliedern des Herrenbundes gefallen ließ und an Jost zum Lohne für den Verrat die Lausitz abtrat, welche durch Johanns Tod an Böhmen gefallen war, bemühte er sich in unglaublicher Verblendung, seinen Bruder Sigmund aus den Händen der ungarischen Magnaten zu befreien, die ihn gefangen hielten. Allerdings kam dieser wirklich nach Prag, entfernte den Aristokratenrat und erhielt die Mitregentschaft. Als Wenzel aber gerade im Begriffe stand, von ihm begleitet zur Kaiserkrönung nach Rom zu ziehen, nahm ihn Sigmund plötzlich (6. März 1402) im Königshofe der Altstadt Prag gefangen und brachte ihn zusammen mit Prokop, den er auch verhaftet hatte, nach Wien in den Gewahrsam der österreichischen Herzöge. Sigmunds kurze Gewaltherrschaft in Böhmen hatte nur die merkwürdige Folge, daß Wenzel, als er im November 1403 aus der Gefangenschaft entfloh, überall mit großem Jubel aufgenommen wurde. Wirklich gestaltete sich die Lage für König Wenzel jetzt günstiger, als es nach den früheren Ereignissen zu erwarten war. Durch maßvolleres Benehmen sicherte er sich Böhmen, in welchem weder Sigmund noch Jost weiteren Anhang fanden, und zweimal konnte er sogar daran denken, seinen Gegenkönig zu verdrängen: 1406 im Bunde mit den Reichsstädten und 1409 mit Hilfe der Kardinäle, welche auf dem Konzil zu Pisa erschienen waren.

Seine Machtlosigkeit.

Allein zur vollen Anerkennung als römischer König vermochte Wenzel es ebensowenig zu bringen, als zur wahrhaft gebietenden Stellung in seinem Erblande. Unter seinem immer nur schwachen und unsicheren Regiment waren alle wilden Elemente des böhmischen Adels entfesselt; als sich mit den egoistischen Bestrebungen der Aristokraten noch der durch tschechische Agitationen hervorgerufene Rassenkampf und der religiöse Fanatismus verband, schlugen die hochgehenden Wogen des Hussitismus über ihm zusammen.

Ruprecht von der Pfalz (1400—1410).

Ruprecht von der Pfalz

Der neue König Ruprecht von der Pfalz (1400—10), übrigens neun Jahre älter als der abgesetzte, besaß alle Eigenschaften, die sonst einem Fürsten zur Zierde gereichen. Er war fromm, sittenrein, wohldenkend und nicht ohne Geistesgaben. Warum man ihn „Klem" beigenannt hat, ist nicht zu ermitteln, vielleicht bedeutet es der Kleine oder der Milde (clemens). Jedenfalls mangelte ihm aber die Kraft, bei jener thatsächlichen Auflösung des Reiches noch den Schein einer Einheit und Gewalt darzustellen. Seine Wähler hatte er durch Privilegien erkaufen müssen, und die, welche ihn nicht gewählt, kümmerten sich entweder nicht um ihn oder rüsteten zum Kampfe. Vor allem mußte er, wenn auch nicht die Macht, so doch den Einfluß der Luxemburger fürchten, deren Gebiet sich von der Grenze Pommerns bis zum Adriatischen Meere hin erstreckte. Selbst der Papst zögerte aus Furcht vor ihnen mit der offenen Anerkennung; denn insgeheim hatte er zur Absetzung Wenzels mitgewirkt.

Ruprechts Niederlage in Oberitalien.

An Eifer fehlte es Ruprecht nicht. Sofort faßte er den Plan, durch die Kaiserkrone seine Stellung über die Wenzels zu erheben. Für Geld versprach Leopold von Österreich ihn zu begleiten, die andern Reichsstände zeigten weniger Neigung. Dafür fanden sich Boten der Italiener ein, welche den Wunsch aussprachen, er möge über die Alpen kommen. Für die Bekämpfung des Grafen von Virtu — so nannten sie den Herzog von Mailand — versprachen die Florentiner, ihm einen Beitrag von 200000 Gulden zu geben; so wurde es in Augsburg abgemacht. Gleichzeitig schickte freilich ihr mächtiger Gegner, Johann Galeazzo Visconti, der im April 1400 durch eine große Geldsumme den Leibarzt Ruprechts zu einem Versuche, denselben zu vergiften, vermocht hatte, an Wenzel die Aufforderung, nach Italien zur Kaiserkrönung zu kommen. Nur durch die oben erzählten Ränke Sigmunds wurde das jammervolle Schauspiel verhindert, daß zwei deutsche Fürsten vor den Augen der Italiener um den Schimmer einer machtlosen Krone stritten. Im September 1401 brach Ruprecht von Augsburg auf. Außer Leopold und einigen geistlichen Fürsten begleiteten ihn die Herzöge Karl von Lothringen, Ludwig von Bayern und der Burggraf von Nürnberg; in Trient kamen noch einige tausend italienische Reiter unter Franz von Carrara hinzu. So waren es wohl an 32000 Mann, mit denen er den stolzen Mailänder zu demütigen und bis nach Rom vorzudringen unternahm. Allein sowohl an Geldmitteln wie an Kriegskunst waren die Gegner den Deutschen weit überlegen. Durch die beständigen Kämpfe der Städte gegeneinander war Italien die Hochschule der Kriegskunst geworden. Die wohlgeübten Condottieri, zum Teil den vornehmsten Adelsfamilien angehörig, verstanden durch geschickte Stellungen, durch Überraschung mehr als durch Blutvergießen zu siegen. Vor den Mauern von Brescia kam es im Oktober 1401 zur ersten und zugleich zur letzten Entscheidung. Ein voreiliger Angriff des Burggrafen brachte das königliche Heer in Unordnung, Herzog Leopold geriet in Gefangenschaft, und wenn es auch den italienischen Söldnern unter dem jungen Jacopo von Carrara glückte, die Feinde in die Stadt zurückzutreiben, so war doch offenbar geworden, daß nur die italienischen, nicht die deutschen Scharen zu siegen verstanden. Als Leopold, nach wenigen Tagen aus der Gefangenschaft entlassen, von den Deutschen des Verrates beschuldigt wurde, zog er mißgestimmt in die Heimat ab. Franz von Carrara verließ ebenfalls das Heer, und der König, ohne genügende Truppenmassen und vor allem ohne Geld — er hatte bereits sein Silbergeschirr und die mitgebrachte Krone in Venedig versetzt — verhandelte vergebens mit Venedig, mit Padua und mit dem Papste. Überall antwortete man ihm mit Bedingungen, nicht einmal mit Verheißungen. Verspottet und mißachtet, trat er im April den Rückzug an. Ein Kriegszug, der seine Machtstellung erhöhen sollte, hatte seine gänzliche Ohnmacht offenbar gemacht. Die Gegner triumphierten nicht nur, sie lachten ihn aus. Es half ihm wenig, daß Bonifaz IX. ihn 1403 anerkannte und zu einem neuen Römerzuge aufforderte, daß 1402 die Macht Mailands mit dem Tode Johann Galeazzos herabsank: die Geistlichen Deutschlands, welche nach dem Verlangen des Papstes den zehnten

Teil ihrer Einkünfte hergeben sollten, verweigerten jede Zahlung, und der Reichsvikar des Königs, Franz von Carrara, der die Mailänder in Schach gehalten hatte, wurde 1406 von den immer weiter vordringenden Venezianern besiegt, gefangen genommen und mit zwei Söhnen hingerichtet.

Die Rückwirkung der geschilderten Ereignisse auf Deutschland konnte nicht ausbleiben. Ruprechts eigner Sohn, den er zum Reichsverweser ernannt hatte, wurde von dem Burggrafen Johann von Nürnberg in seinen oberpfälzischen Besitzungen angegriffen; die Herzöge Ernst und Ludwig von Bayern lagen wieder miteinander im Streite; der Markgraf von Baden schloß sich an die Partei des Herzogs von Orleans in Frankreich an und kämpfte gegen Burgund; der Erzbischof von Mainz stritt wieder mit Braunschweig; viele Reichsstädte, vor allen Aachen, und sogar die Herzöge von Österreich erklärten sich offen für Wenzel. Vergebens suchte Ruprecht nach seiner Rückkehr durch erneute Landfriedensgesetze der Anarchie zu steuern, die unschuldig Verfolgten, vor allem die Juden, zu schützen, entrissene Reichsgüter und Reichsrechte zurückzufordern. Seine richterliche Strenge erbitterte selbst die, welche ihn gewählt hatten. Als er sich erkühnte, im Gebiete des Erzbischofs Johann von Mainz dessen räuberische Vasallen zu strafen, schloß dieser selbst im September 1405 mit Württemberg, Baden, Straßburg und vielen schwäbischen Reichsstädten, dem Namen nach „zur Sicherung des Landfriedens", den **Bund zu Marbach**, dessen Teilnehmer sich gegenseitigen Schutz zusagten gegen jeden, der ihre Rechte und Freiheiten angreifen werde. Daß der Bund gegen Ruprecht gerichtet sei, sprach man ihm auf dem Reichstage zu Mainz offen aus, und nachdem er sich vergeblich bemüht hatte, die Auflösung desselben zu erreichen und den Frieden herzustellen, blieb ihm nichts andres übrig, als ihn (Dezember 1406) ausdrücklich zu bestätigen und sich dem mächtigsten und ränkesüchtigsten Prälaten Deutschlands unterzuordnen. Damals geschah es, daß Wenzel ernstlich daran dachte, einen Kriegszug gegen Ruprecht zu unternehmen und ihn zu verdrängen. Aber freilich entsprachen selten seine Thaten dem, was er bedachte.

Der Bund zu Marbach.

198. Ritterliche Tracht zu Beginn des 14. Jahrhunderts.
Nach dem Grabdenkmal des Albrecht von Hohenlohe (gest. 1318 im Kloster Schönthal).
Über einem Untergewand trägt der Ritter einen kurzärmeligen Panzer von Kettengeflecht; die Vorderarme sind durch besondere Schienen gedeckt, der Ringkragen ist über den Kopf gezogen und darüber der Kübelhelm aufgesetzt. Über der Brünne liegt ein kurzes, zierlich ausgezacktes Obergewand. Dolch und Schwert sind durch Ketten an einem an dem Panzer befestigten Ring befestigt. Die Beine sind ebenfalls gepanzert und mit besonderem Knieschutz versehen.
(Nach Essenwein.)

Fast komisch erscheint es, daß Ruprecht, dem 1401 die deutsche Krone in Köln auf das Haupt gesetzt war, gerade jetzt (1407), als sie ihm längst zur Dornenkrone geworden war, sich noch einmal in Aachen krönen ließ, weil diese Stadt ihm endlich

Ruprechts zweite Krönung.

die Thore öffnete. Auch erreichte er durch rastlose Verhandlungen, daß man 1409 von einer Erneuerung des Marbacher Bundes, der nur auf fünf Jahre geschlossen war, absah. Um so entschiedener ließ er sich in den Angelegenheiten der Kirche von Wenzel den Rang ablaufen.

Das Konzil zu Pisa.

Als im Jahre 1409 die Kardinäle selbst die Aufhebung des Schismas wünschten und zu diesem Zwecke ein Konzil nach Pisa beriefen, wandten sie sich zuerst an Ruprecht, damit er durch seine Autorität ihr Vorhaben stütze. Der aber sprach vor ihnen sowohl wie vor den Fürsten auf dem Reichstage zu Frankfurt die Überzeugung aus, daß man auf dem Wege der Absetzung beider und der Wahl eines neuen Papstes, wie es die Kardinäle beabsichtigten, nicht zur Einheit der Kirche, sondern vielmehr zu einer dreifachen Spaltung gelangen werde. In unwandelbarer Treue erklärte er selbst den römischen Papst Gregor XII. für das eigentliche Oberhaupt der ganzen Kirche. Wenzel dagegen hatte sich vollkommen mit den Kardinälen und dem Konzile einverstanden erklärt, ja soweit sich gedemütigt, daß er sich feierlich vor ihnen von dem Vorwurfe Wiclifitischer Ketzerei reinigte. Zum Danke dafür verpflichteten sie sich, seine Anerkennung als römischer König in der ganzen Christenheit zu fördern, und ihr Einfluß war zur Zeit bedeutend genug, da man von ihnen eine ernstliche Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern erwartete. Wie die Herzöge von Österreich, so fielen auch andre Fürsten zu Wenzel ab, und seine Hoffnungen gingen so hoch, daß er bereits Reichssteuern ausschrieb, die er natürlich nicht erhielt.

Ruprechts Tod.

Vergebens hatte Ruprecht versucht, durch Rundschreiben die Fürsten Deutschlands von dem Pisaner Konzil abzuwenden; er trat damit nur der allgemeinen Stimmung entgegen und vermehrte die Zahl seiner Gegner. Vor allem der Erzbischof Johann wußte das zu benutzen. Er ließ sich von dem neugewählten Papste Alexander V. zum Bevollmächtigten für Deutschland machen, verband sich mit Frankreich und rüstete sich an der Spitze von Raubrittern und Ausländern zum Entscheidungskampfe gegen Ruprecht. Voll Ehrgefühl und Mut sammelte auch dieser seine Scharen. Braunschweig, Hessen und manche andre sagten ihm Hilfe zu (im Marbacher Bündnis vom 4. März 1410), aber ehe es zum Losschlagen kam, ereilte ihn auf dem Schlosse Landskron bei Oppenheim am 18. Mai 1410 der Tod. Seine Kraft war längst gebrochen in dem ermattenden Kampfe für Pflicht und Recht gegen ein Zeitalter des wildesten egoistischen Parteitreibens. In seinem letzten Willen hatte er verordnet, daß wenigstens seine Schulden an kleine Leute durch den Verkauf der deutschen Krone und andrer Kleinodien gedeckt würden. Seine Leiche wurde in der Hauptstadt seiner Pfalz niedergesetzt, über deren Grenzen sein Auge nie hinausging. Den Aufgaben eines Kaisers war er nicht gewachsen.

Sigmund (1410—1437).

Drei römische Könige in Deutschland.

Als der Kanzler des Deutschen Reiches, der Erzbischof Johann von Mainz, auf den 1. September die Neuwahl in Frankfurt ausschrieb, erklärten Böhmen, Sachsen und Brandenburg, der Thron sei gar nicht erledigt; da sie Ruprecht nie anerkannt hätten, so sei jetzt Wenzel der alleinige und wahre römische König. Die vier übrigen Kurfürsten konnten sich aber wegen kirchlicher Differenzen nicht einigen; Pfalz und Trier hingen nämlich noch an Gregor XII., Mainz und Köln hatten sich für den Papst des Konzils erklärt. Da nun Sigmund von der ersteren, sein Vetter Jost von Mähren, an den er das Kurfürstentum Brandenburg verpfändet hatte, von der zweiten Richtung war, so schien unter den drei luxemburgischen Bewerbern, und von andern sah man überhaupt ab, eine Wahl geradezu unmöglich zu sein. Trotzdem schritten Pfalz und Trier, zu welchen noch der Burggraf von Nürnberg im Auftrage Sigmunds die brandenburgische Stimme fügte, da diese an Jost nicht mitverpfändet sei, am 20. September 1410 auf dem Bartholomäuskirchhofe — denn die Kirche selbst hatte man ihnen verschlossen — zur Wahl Sigmunds. Natürlich erklärten zehn Tage später die übrgien Kurfürsten jenen Akt für ungültig und erhoben, da Wenzel sich mit dem Titel eines „älteren römischen Königs und künftigen Kaisers“

zufrieden geben wollte, mit fünf Stimmen, wenn auch in ganz unregelmäßiger Wahl und mit Verletzung aller vorgeschriebenen Formen, den Markgrafen Jost von Mähren auf den Thron. So gab es in diesem Jahre neben den drei Päpsten auch drei römische Könige. Zwei von diesen, welche zugleich eine kirchliche Verschiedenheit darstellten, standen an der Spitze ihrer Parteien im Begriff, mit dem Schwerte auf einander loszuschlagen; da starb am 17. Januar 1411 Jost eines so jähen Todes, daß man von Vergiftung sprach. Jedenfalls war Sigmund dieses Ereignis höchst willkommen. Er teilte mit Wenzel die Erbschaft, indem er Brandenburg zurücknahm, Mähren und die Lausitz an jenen überließ, und erhielt zugleich die Anerkennung seiner Königswahl unter der Bedingung, daß dem älteren Bruder der Titel, die Reichskleinodien und die Hälfte der Reichseinkünfte verbleiben sollten. Nun war auch an der Zustimmung der übrigen Kurfürsten nicht zu zweifeln. Nur Johann von Mainz gab die seinige nicht eher, als bis sich Sigmund verpflichtet hatte, sich von keinem andern Papste, als von dem des Konzils, damals Johann XXIII., bestätigen zu lassen, niemals einen Vikar im Reiche ohne seine Zustimmung einzusetzen und ihn wie seine Anhänger in allen ihren Gerechtsamen, Einnahmen und Besitzungen zu schützen. Da sich Sigmund zu allem bereit erklärte, erhielt er auf einem neuen Wahltage zu Frankfurt am 21. Juli 1411

199. Kaiser Sigmund.
Nach dem Gemälde von Albrecht Dürer.

auch noch die übrigen fünf Kurstimmen, nachdem er seinem Bruder Wenzel zuvor versprochen hatte, er werde ihm zur Erlangung der Kaiserkrone behilflich sein und selbst, so lange jener lebe, nicht danach streben. So war wenigstens die äußere Einheit des Reiches hergestellt, und es konnte dem Besitzer der römischen Königskrone wohl eher als einem andern einfallen, nun auch die Einheit der Kirche zustande zu bringen.

Sigmund in Italien.

Sigmund (geb. am 14. Februar 1368) war bereits seit seinem zehnten Lebensjahre Markgraf von Brandenburg, seit seinem neunzehnten König von Ungarn. Allein der beständige Kampf mit den Magnaten dieses Landes, welche ihn als Deutschen nicht mochten und zeitweise gefangen setzten, die immer unglücklichen Kämpfe mit den osmanischen Türken nötigten ihn, die Alt- und Mittelmark schon 1388 an Jost (s. S. 389) zu verpfänden, der ihren Wohlstand zu Grunde richtete, und die Neumark 1402 sogar für 63200 ungarische Goldgulden an den Deutschen Orden zu verkaufen. Trotzdem fehlte es ihm immer an Geld, und als er sich entschloß, zu gunsten Ungarns einen Krieg mit Venedig anzufangen, mußte er sich wieder durch Verpfändung von dreizehn Städten der ungarischen Gespanschaft Zips (1412) für 37000 Schock Groschen (über 1 Mill. Mark) und zwar von seinem Schwager, dem Polenkönig Wladislaw-Jagello, die notwendigen Mittel verschaffen. Übrigens war der Krieg kein glücklicher. Die stolzen Venezianer wurden zwar einmal aus Friaul verdrängt, das sie zum Teil losgerissen hatten, aber sie kehrten bald wieder, und Sigmund zog es vor, in einem Waffenstillstande (1413) ihnen zu lassen, was sie hatten. Dann durchzog er die Lombardei und hatte die seltene Genugthuung, daß die meisten Städte und Fürsten ihm huldigten. Nur den stolzen Herzog Filippo Maria Visconti, der seinen älteren Bruder hatte ermorden lassen, vermochte er weder zu strafen noch zu demütigen. Jener verlangte keck die Belehnung mit allen seinen Besitzungen und verschloß die Thore, da sie ihm verweigert wurde. So gewann Sigmund nicht einmal die italienische Königskrone.

Berufung des Konzils zu Konstanz.

Das bedeutendste Ereignis während dieses Feldzuges war seine Zusammenkunft mit dem Papste zu Lodi gegen Ende des Jahres 1413. Viele Umstände wirkten zusammen, daß der deutsche König wieder einmal eine Machtstellung als Haupt der Christenheit in Anspruch nehmen konnte, ähnlich beinahe derjenigen, welche Karl der Große einst beansprucht und erlangt hatte. Johann XXIII., durch seinen bisherigen Anhänger, den König Ladislaus von Neapel, verräterisch aus Rom verdrängt, wurde ihm fast in die Arme geworfen. Längst hatten Boten der Universität Paris und ihres berühmten Kanzlers Gerson vom Papste die Berufung eines Konzils verlangt, auf welchem die Zustände der Kirche reformiert werden sollten; auch Sigmund hatte schon aus der Ferne daran gemahnt. An Zusagen hatte es Johann nicht fehlen lassen, aber an die Erfüllung dachte er nicht. Trotz seiner Gegenbemühungen — er wollte dann wenigstens eine italienische Stadt zum Sitze des Konzils wählen — bestand der König auf Konstanz, wohin er selbst schon am 30. Oktober unter Zusicherung freien Geleites alle Fürsten, Herren, Prälaten und Doktoren eingeladen hatte. Notgedrungen verkündete nun auch der Papst von Lodi aus am 10. Dezember 1413, daß das Konzil am 1. November 1414 in Konstanz zusammentreten solle. Mit verräterischen Plänen begab sich der arglistige Kirchenfürst wirklich nach der deutschen Stadt, da ihn sogar die Kardinäle dazu nötigten, und hielt am 28. Oktober 1414, wohl nicht ohne schlimme Ahnungen, seinen Einzug.

Sigmund in Aachen und Konstanz.

Am Ende des Jahres erschien daselbst auch Sigmund. Auf seinem Wege durch die Schweiz und den Rhein entlang hatte er es schwer empfunden, daß die Städte ihn wohl ehrten, aber die Fürsten sich fern hielten. Nur mühsam ließ er sich von der beabsichtigten Heimkehr nach Ungarn zurückhalten; endlich am 8. November 1414 empfing er in Aachen von der Hand des Erzbischofs von Köln die Königskrone und sah sich nun wirklich von einer großen Schar von Fürsten umgeben, die alle von ihm die Belehnung erbaten. Die nächste Fürstenversammlung sollte in Konstanz abgehalten werden. Dorthin richteten sich schon die Blicke der Welt.

Johann Hus.

Drei Dinge sollten auf dem Konzile zur Besprechung und Entscheidung kommen: die Sache des Glaubens (causa fidei), die der kirchlichen Einheit (causa unionis) und die der Reformation (causa reformationis). Die erste Angelegenheit betraf kein Land so sehr, als Böhmen, keinen Menschen so nahe, als den Kaiser Wenzel und dessen Professor Johann Hus. Dieser, in dem Dorfe Hussinetz um das Jahr 1369 aus tschechischer Familie geboren, war an der Universität Prag Baccalaureus der freien Künste und der Theologie, 1396 auch Magister der philosophischen Fakultät, 1401 Dekan und 1402 gar Rektor geworden. Daneben aber war er Prediger an der Bethlehemskapelle und Beichtvater der Königin Sophia. Mit ihm durch die innigste Freundschaft vereint, lebte Hieronymus, genannt „Faulfisch", aus altem tschechischen Adel, der auf vielen Universitäten gewesen, in Paris Magister geworden war und zuletzt noch das heilige Land besucht hatte. Beide Männer waren von lebhaftem Eifer für die Lehren des 1384 verstorbenen Professors in Oxford, John Wiclif, ergriffen und vertraten dessen Ansichten mit glühender Begeisterung auf der Kanzel und dem Katheder. Bisher begeisterte man sich in Böhmen nur für die wirkungsvollen Predigten eines Waldhauser und Janow, welche die sittliche Verbesserung der Kirche und aller ihrer Glieder anstrebten; jetzt trat noch das bedenkliche Element einer andern Lehre hinzu, und zwar einer Lehre, die man längst auf der Synode zu London 1382 für ketzerisch erklärt hatte, obwohl sie sich eng an den Wortlaut der Bibel anlehnte. Für ihre Überzeugung von der Verwerflichkeit des Abendmahls in einerlei Gestalt, des Ablasses und andrer katholischer Dogmen gewann Hieronymus auf seinen Reisen weit und breit im Lande, Hus vor allem an der Universität und in den tschechischen Ortschaften Böhmens Anhang. Als jedoch sein Rektorat zu Ende ging, berief sein Nachfolger auf Veranlassung des erzbischöflichen Domkapitels sofort den Senat der ganzen Universität, der nach stürmischen Debatten mit großer Mehrheit die Lehre Wiclifs wegen 45 aufgestellter Sätze verwarf. Hus bewies die Redlichkeit seines Strebens dadurch, daß er seitdem von Wiclifs Abendmahlslehre schwieg und nur gegen kirchliche Mißbräuche predigte.

Die nationale Spaltung auf der Proger Universität

Die ganze Bewegung hatte aber bereits einen nationalen Charakter angenommen, der mehr und mehr in den Vordergrund trat. Da die Tschechen meistens der Lehre Wiclifs zugethan waren, die Deutschen mehr an der orthodoxen Anschauung festhielten, so gesellte sich bei jenen zu dem Gefühl der Erbitterung, daß sie ihre Ansichten nicht mehr laut bekennen sollten, der Neid über den Reichtum und die Vorrechte der Deutschen, man sprach von den „Fremdlingen", den „lästigen Einwanderern". Am meisten schärfte sich dieser Gegensatz in der Hochschule zu Prag, da die böhmische Nation nur etwa ein Fünftel der Mitgliederzahl, die deutschen Lehrer und Lernenden dagegen die große Mehrheit bildeten. Weil nun jene sich nicht um das Verbot der Wiclifschen Lehren bekümmerten und Hus selbst, gestützt auf die Gunst des Hofes, auch bald wieder nach alter Weise schrieb und predigte, so kam das ganze Land in den Ruf der Ketzerei, und Wenzel selbst wurde bedenklich, daß ihn die Kardinäle in Pisa dann nicht anerkennen würden. Daher ließ er die böhmische Nation schwören, daß niemand, auch kein Böhme, einen von den 45 Artikeln verteidige oder lehre. Allein die böhmischen Mitglieder der Universität machten gleich die Klausel, daß man jene Artikel nur nicht im ketzerischen Sinne auffassen dürfe. Wichtiger war, daß im Laufe der Jahre der Erzbischof von Prag mit Hus selbst zerfiel, weil dieser offen klagte, daß „auf Grund jenes Verbotes die frömmsten Hirten verjagt würden, während den faulsten und sündhaftesten volle Freiheit gestattet sei", und daß es über die Anerkennung des römischen oder des in Pisa zu wählenden Papstes zum offenen Streite kam. Da traf Wenzel plötzlich eine unerwartete Entscheidung. Erbittert über die Treue, mit der die Deutschen an dem römischen Papste festhielten, verordnete er 1409, daß bei allen Geschäftsangelegenheiten an der Hochschule die böhmische Nation drei Stimmen, die übrigen drei Nationen zusammen nur eine haben sollten. Vergeblich protestierten die Deutschen auf Grund des Statutes gegen solche Neuerung, vergeblich weigerte sich der Rektor Baltenhagen aus der sächsischen Nation, die Matrikel, das

Universitätssiegel und die „Kleinodien" herauszugeben — man ernannte einen neuen Rektor, und die Neuerung Wenzels blieb bestehen. Infolgedessen wandten sich erst 2000, später noch mehr Lehrer und Lernende (die Zahl wird verschieden angegeben: die kleinste [5000] dürfte noch zu hoch gegriffen sein) von Prag ab und wanderten nach Norden. So wurde durch die Intoleranz der Tschechen in Böhmen 1409 der Grund gelegt zur Universität Leipzig. Während die Hörsäle der Prager Hochschule bald so verödeten, daß man die Räume für die Aristotelischen und Platonischen Lektionen niederriß, wurde jene von Jahr zu Jahr besuchter und berühmter.

Die Universität im Streit mit dem Erzbischof.

Das verdienstvollste Werk Karls IV. war mit einem Schlage so gut wie vernichtet. Die tschechische Partei aber feierte dies als einen großen Sieg, obwohl sie ihn nur durch eine Verbindung der begeisterten Wiclifiten unter Hus und Hieronymus mit dem habsüchtigen Feudaladel unter Niklas von Lobkowitz erreicht hatten. Von der Kanzel herab sprach es Hus aus, daß man diesem die Befürwortung seiner Wünsche beim Könige zu danken habe. Allein dem Siege folgte auch sofort eine Niederlage. Kaum war Hus im Herbste 1409 zum Rektor der Universität gewählt und nun von seinen Anhängern als „der wahre Mittler zwischen Gott und der tschechischen Nation" gefeiert, so wurde das gespannte Verhältnis zwischen der Universität und dem Erzbischof täglich unerträglicher. Beide klagten über einander bei dem Konzil-Papste Alexander V., den auch das Prager Kapitel zögernd anerkannt hatte, und dieser befahl durch eine eigne Bulle im Dezember 1409 die vollständige Ausrottung der Ketzerei. Mit wildem Eifer ließ der Erzbischof nun alle Wiclifschen Schriften aufsuchen, verbot alles Predigen außerhalb der Stifts- und Pfarrkirchen und schritt trotz der nochmaligen Appellation der Universität an den neuen Papst Johann XXIII. am 16. Juli 1410 zur Verbrennung von 200 ketzerischen Schriften unter dem Geläute aller Glocken und Absingung eines Tedeums. Zwei Tage später belegte er Hus selbst und alle seine Anhänger mit dem Kirchenbann.

200. Sogenannter Husthaler. (Königl. Münzkabinett in Berlin.)
Auf dem Avers Huſens Bildnis mit der Umschrift: Credo unam esse ecclesiam sanctam catolicam; die Rückseite zeigt Hus, an den Pfahl gebunden auf dem Scheiterhaufen, mit der Ketzermütze auf dem Haupte. Umschrift: Centum revolutis annis deo respondebitis et mihi.

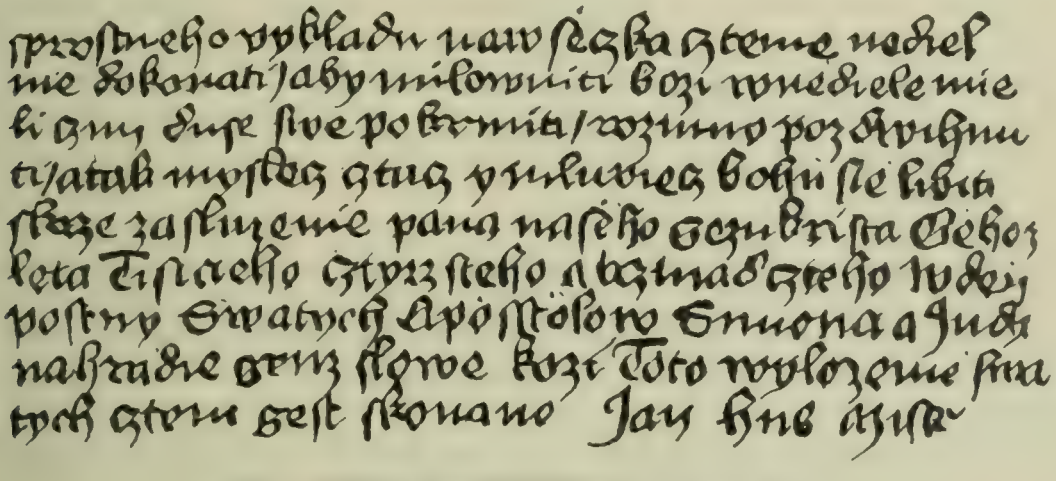
Wenzels Parteinahme für Hus.

Sogleich bemächtigte sich eine grenzenlose Aufregung der Gemüter. Hus erklärte, man müsse Gott mehr gehorchen als den Menschen, und predigte unbeirrt weiter vor einer immer wachsenden Menge. Auf den Straßen und selbst in den Kirchen kam es zwischen beiden Parteien zu Störungen, Schimpfreden, Spottliedern, selbst zu Thätlichkeiten. Endlich schritt Wenzel ein, verbot bei Todesstrafe jeden ferneren Aufruhr, belegte die Güter des Erzbischofs und der höheren Geistlichkeit mit Beschlag, bis sie Ersatz für die verbrannten Güter geleistet hatten, und verwandte sich für Hus selbst beim Papste. Allein der Erzbischof belegte die Stadt Prag (im März 1411) mit dem Interdikt, und Johann XXIII. befahl Hus, sich vor das Gericht der Kurie zu stellen. Das wollte jedoch Wenzel nimmermehr zulassen; er erklärte vielmehr, „es sei dem Staate nicht zuträglich, einen so ersprießlich wirkenden Prediger seinen Feinden preiszugeben und ein ganzes Volk in Unruhe zu versetzen". Da nun zufällig auch zwischen den ewig hadernden (luxemburgischen) Brüdern in diesem Jahre ein Ausgleich zustande kam, ließ sich der Erzbischof schließlich zu einem Kompromiß herbei (Juli 1411), hob das Interdikt auf und begnügte sich mit Wenzels Versprechen, die

Kirchenbenefizien herauszugeben und die Ketzer selbst zu strafen. Überdies starb er, als der Kampf eben wieder beginnen sollte, und an seine Stelle trat ein alter Lebemann mit bedeutenden medizinischen, aber geringen theologischen Kenntnissen, der — wie Wenzel — sich mehr mit der Flasche, üppiger Mahlzeit und Weibern abgab als mit religiösen Dingen.

Ablaßstreit und Rassenkampf in Prag.

So ging nun die immerhin bedenkliche Neuerung weiter fort und führte sehr bald dazu, daß Hus offen von der katholischen Kirche abfiel. Damals beabsichtigte nämlich der lasterhafte Johann XXIII. gegen den König von Neapel einen „Kreuzzug" zu unternehmen und ließ durch Bullen und Kommissare allen, die Geld dazu gaben, den Ablaß verkündigen. Als nun ein Dechant von Passau zu diesem Zweck 1412 in Prag erschien, setzten ihm weder Wenzel noch der Erzbischof, noch auch die Theologenfakultät der Universität ein Hindernis entgegen, wohl aber Hus und seine Anhänger. Sie erklärten offen einen solchen Ablaß für wirkungslos und warnten die Menge, ihr Geld dafür zu geben, daß Christenblut vergossen werde. Bald gab es aufrührerische Szenen. Auf einem freien Platze verbrannte man unter einem Galgen die Ablaßbullen und rief den Ablaßpredigern in den Kirchen die kecken Worte zu, ihr Ablaß sei „eitel Lug und Trug". Wenzel befahl einzuschreiten und die



201. Faksimile eines Schriftstückes von Johann Hus.

Ruhestörer hinzurichten. Als nun wirklich drei junge Handwerker ergriffen und, trotzdem Hus erklärte, ihre Schuld auf sich zu nehmen, geköpft wurden, sah die Menge in ihnen Märtyrer für ihren Glauben oder wohl gar für ihre tschechische Abstammung und begrub sie unter Gesängen in der Bethlehemskirche (11. Juli 1412). Von nun richtete sich der ganze Haß des Volkes gegen die deutschen Schöffen von Altstadt-Prag, die jenen Urteilsspruch gefällt, gegen den deutschen Magistrat, der ihn ausgeführt, ja gegen alle Deutschen in Prag, die man ohnehin um ihren Wohlstand beneidete. Hus selbst schürte diesen Deutschenhaß, indem er erklärte, daß alle Angriffe gegen ihn und seine Lehre, auch die Citation nach Rom, nur von den erbitterten Deutschen ausgingen, weil er sie um die drei Stimmen an der Universität gebracht habe. So war an einen dauernden Frieden nicht mehr zu denken. Dennoch fügte sich Hus, als er nochmals von Johann XXIII. als ein „Verächter aller kirchlichen Ordnungen" gebannt und wieder auf Prag das Interdikt gelegt worden war, dem Befehle seines Königs und verließ im Dezember 1412 die Hauptstadt. Zu einem Ausgleich, den sowohl Wenzel als der Erzbischof auf einer Prager Synode eifrigst betrieben, wollte es durchaus nicht kommen. Auch die Ausstoßung mehrerer deutschen Räte aus dem Prager Magistrat sowie die Hinrichtung eines eifrigen Deutsch-Katholiken führte noch nicht auf den Weg des Friedens.

Hus wird vor das Konzil berufen.

Es schien fast, als ob die Tschechen nicht nachgeben wollten, die Deutschen nicht konnten. Johann Hus vergrößerte indes nur die Zahl seiner Anhänger. Von den Bergschlössern Hradek und Krakowec, wo er nacheinander willkommene Aufnahme fand,

schrieb er seine Hirtenbriefe wie seine bedeutendsten Werke in böhmischer Sprache, die dann überallhin verbreitet wurden. Unter freiem Himmel predigte er vor Tausenden von der Rechtfertigung der Menschen ohne Ablaß, von der Heiligen Schrift als der einzigen Quelle der christlichen Glaubenslehre, von der Verwerflichkeit des päpstlichen Primates und hin und wieder wohl auch von dem auserwählten Volke Böhmens, dem eigentlich allein das gelobte Land zugehöre. Da rief ihn die Aufforderung des Königs Sigmund im Einverständnis mit Wenzel nach Konstanz, um seinen Prozeß vor dem Konzil entscheiden zu lassen. Weil ihm zugleich ein freier Geleitsbrief und noch dazu drei böhmische Herren, die sein eigner König ihm mitgab, persönliche Sicherheit gewährten, so stand er keinen Augenblick an, dem Rufe zu folgen, und traf am 3. November 1414 in der Konzilstadt am Bodensee ein.

Kirchen- und Reichsversammlung zu Konstanz.

Es war wohl die stattlichste Versammlung in der Weltgeschichte, die sich an den Ufern des Bodensees im November des Jahres 1414 zusammenfand. Da auch alle Fürsten geladen waren, so machte sie fast den Eindruck, als ob hier die ganze Christenheit Europas eine Tagsatzung abhielte. In der That erwartete man Großes von ihr. An Stelle der stolzen Hierarchie, die solange als ein unzerstörbarer Bau gegolten und nun doch verwittert und geborsten war, sollte auf streng christlicher und rechtlicher Grundlage, wie sie zum Teil die feine Geistesbildung der Universitäten erst hervorgebracht hatte, eine neue Kirchenverfassung aufgerichtet werden. Selbst auf weltlichem Gebiete hoffte man manche neue Ordnung zu schaffen, und gläubige Seelen erwarteten wohl, es solle wiedergebracht werden, was einst in der Weihnacht die Engel den Hirten verkündigten: Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen. Aber wie konnte das geschehen durch Organe, die selbst innerlich krank und verbraucht waren?

An Besuchern des Konzils zählte man nicht weniger als 2400 Ritter, 80 000 Laien und 18 000 Prälaten. Darunter waren 3 Patriarchen, 29 Kardinäle, 33 Erzbischöfe, 150 Bischöfe, 100 Äbte und an 300 Doktoren, manche von europäischem Rufe, wie der Kardinal und Erzbischof von Cambrai, Peter d'Ailly, die Italiener Poggio und Aretino, der Grieche Chrysoloras und vor allen Gerson, der Kanzler der Universität von Paris, der zuerst die Erinnerung an die lange vergessenen Konzilien geweckt hatte. Außerdem freilich füllte sich die Umgegend der Stadt — denn man wohnte ohnehin in Baracken und unter Zelten, da die Häuser nicht ausreichten — mit allerlei Menschengesindel, das dem Vergnügen und Luxus der Versammelten diente. An Spielleuten, Glücksrittern, Seiltänzern, Schauspielern und Dirnen zählte man einige Tausend. Manche trieben es zu arg, geistliche wie weltliche Fürsten, und fielen in Verzweiflung: der schöne Bodensee verschlang nach und nach an 500 Menschen.

Eröffnung durch Johann XXIII.

Unbegreiflich blieb es doch, daß Sigmund, dessen Ruf zuerst die Versammelten gefolgt waren, dem zugleich damit die Anerkennung gezollt wurde, daß man ihn wie einst Karl den Großen und Heinrich III. oder gar wie Konstantin den Großen als das Haupt der ganzen Christenheit betrachte, zur Eröffnung des Konzils nicht zugegen war und diese dem Papste überließ. Johann XXIII. aber war gerade einer der wenigen, die es mit den Aufgaben des Konzils nicht redlich meinten. Man erzählt, er habe für sich selbst wenig Gutes erwartet. Als er von der Höhe auf das Thal blickte, in welchem Konstanz liegt, soll er gesagt haben: „Das ist die Falle, in der man Füchse fängt!" Seine letzte Hoffnung war noch auf den Herzog Friedrich von Österreich gerichtet, von dessen Gebiet die Konzilstadt umschlossen war, und den er durch Titel und Geld dafür gewonnen hatte, daß er ihm jede Hilfe leiste, sobald er sich aus Konstanz zu entfernen wünsche. Zuvörderst hoffte der schlaue Intrigant, über die unangenehme Vorfrage hinwegzuschlüpfen, wie sich dieses Konzil zu dem Pisanischen verhalte. Gestützt auf die große Masse der Italiener, die mit ihm gekommen waren, ging er davon aus, daß Gregor XII. und Benedikt XIII., wie es in Pisa geschehen, als abgesetzt, er selbst als allein rechtmäßig gewählt zu betrachten sei. Um die Aufmerksamkeit von dieser Frage abzulenken, nahm er mit allem Eifer

sofort den Prozeß gegen die Wiclifiten und gegen Johann Hus zur Hand, als wenn dies die einzige und Hauptaufgabe des ganzen Konzils wäre.

Hus in Ketten gelegt.

Anfangs hatte man Hus alle Freiheiten des Verkehrs gestattet, dann aber siegte die Furcht, daß er durch seine Predigten und durch die lebhafte und geistvolle Art, mit der er für seine Ansichten zu sprechen vermochte, noch mehr Anhänger gewinne; darum setzte man ihn schon am 28. November in einen feuchten, finsteren Kerker, entzog ihn dadurch den Augen der Teilnehmenden und Bewunderer und beschwerte ihn wie einen Missethäter mit Ketten. Freilich waren drei seiner eifrigsten Gegner in Konstanz und schürten unablässig den Haß und die Angst der Prälaten vor dem kühnen Häretiker: das waren Stephan von Paletsch, Michael, genannt de Causis, und der Bischof Johann von Leitomischel. So wurde der freie Geleitsbrief des Königs mißachtet und der Protest des Johann von Chlum zurückgewiesen. Die Kirchenversammlung ging von Anfang an von der Vorstellung aus, daß der weltlichen Macht nicht zustehe, einen den Kirchenstrafen verfallenen Priester in Schutz zu nehmen.

Sigmunds Ankunft. Johanns XXIII. Flucht. Friedrich von Österreich gebannt, geächtet und gefangen.

Dennoch zürnte Sigmund, als er zu Ende des Jahres 1414 eintraf, lebhaft über diese Nichachtung seines Geleitsbriefes und drohte gar abzureisen — was Johann XXIII. am liebsten gesehen hätte; aber er ließ sich dennoch durch eine Deputation des Konzils zurückhalten, damit durch seine Hilfe eine Reformation ermöglicht werde. Sofort zeigten sich die Vorteile seiner Anwesenheit. Am 7. Februar 1415 wurde das Übergewicht der italienischen Prälaten durch den Beschluß beseitigt, daß künftig nach Nationen verhandelt und abgestimmt werden sollte, so daß Italiener, Franzosen, Deutsche (darunter die Ungarn, Polen und Skandinavier) und Engländer jede Sache für sich allein debattierten und dann je eine Stimme für oder wider abgaben. So stellte sich denn gleich heraus, daß man auch von Johann den freiwilligen Verzicht auf die Tiara verlange, den Gregor XII. durch Boten bereits zugesagt hatte. Nur die Vorstellung der Kardinäle, daß man nicht erst durch Aufzählung seiner Verbrechen und Laster die Schande der Kirche vergrößern möchte, bewog ihn am 1. März unter Glockenklang die Abdankungsformel am Altare vorzulesen. Dennoch hoffte er, der Gewählte des Konzils zu werden, wie Johann von Mainz und andre wünschten. Als er jedoch merkte, daß die allgemeine sittliche Entrüstung über seine Vergangenheit es nicht werde dazu kommen lassen, beschloß er zu fliehen und das Konzil zu sprengen. Jetzt mußte Friedrich von Österreich helfen. Während eines glänzenden Turniers, das dieser veranstaltete, entfloh der Papst am 20. März in Bauerntracht nach Schaffhausen, wohin ihm Friedrich nachfolgte, widerrief seine Entsagung und erklärte alles Beschlossene für nichtig. Anfangs war die Verwirrung grenzenlos und die Auflösung der Versammlung stand bevor. Aber einige Männer von Mut, Geist und frommer Gesinnung retteten das gemeinsame Werk und setzten am 6. April den allgemeinen Beschluß durch, daß das ökumenische Konzil die streitende katholische Kirche repräsentiere, seine Gewalt unmittelbar von Christus habe und über dem Papste stehe. Am 7. April wurde Friedrich von Österreich in Reichsacht und Bann gethan, ganz Süddeutschland und die Schweizer Eidgenossen zum Kampf gegen ihn unter die Waffen gerufen und Friedrich von Brandenburg, der frühere Burggraf von Nürnberg, zu ihrem Anführer bestimmt. Bald erkannte Friedrich von Österreich, daß aller Widerstand vergebens sei. In wenigen Wochen war sein Land verödet, seine Burgen, darunter die Habsburg, lagen in Trümmern, seine Städte wurden für frei erklärt. Schon am 5. Mai 1415 kniete er vor Sigmund und übergab ihm alle seine Länder von den Alpen bis zu den Vogesen (daher hieß er seitdem „Friedrich mit der leeren Tasche"), sich selbst aber zum Gefangenen.

Johanns XXIII. Absetzung und Gefangenschaft.

Der Papst Johann hatte indes, von Burg zu Burg fliehend, versucht nach Avignon zu entkommen, war aber endlich durch den Markgrafen Friedrich von Brandenburg nach Radolfzell entführt. Hier erfuhr er sein Urteil. Auf Grund von einigen fünfzig Anklagen — aus Schamgefühl hatte man mehrere fortgelassen — erklärte ihn das Konzil am 29. Mai für abgesetzt und ließ ihn als Gefangenen auf dieselbe Burg Gottlieben am Bodensee bringen, auf welcher Hus und Hieronymus ihr Schicksal erwarteten.

Später wurde Johann von dem Pfalzgrafen in Heidelberg und in Mannheim gefangen gehalten. Als aber ein Condottiere es für vorteilhaft hielt, sich seines Namens im Kampfe gegen Martin V. zu bedienen, kaufte der Papst dem Pfalzgrafen den Gefangenen für 3000 Dukaten ab und bewog diesen, sich öffentlich am 13. Mai 1419 in Florenz ihm zu unterwerfen. Da Johann seine Lage dadurch zu bessern hoffte, war er gern bereit. Zum Dank wurde er von Martin zum Dekan des Kardinalkollegiums ernannt, starb aber in demselben Jahre am 22. Dezember. Cosmo de'Medici ließ ihm im Baptisterium ein kostbares Grabmal errichten.

Hus' Verurteilung und Verbrennung

Hus war im März vom Papste an den Kaiser, von diesem an den Bischof von Konstanz übergeben und saß in Ketten in der Burg Gottlieben. Sein Freund Hieronymus, der ihm heimlich nachgekommen war, um seine Lehre in Konstanz zu verteidigen, wurde ebenfalls ergriffen und in jener Burg gefangen gesetzt. Im allgemeinen bewegte sich der Prozeß gegen jenen in den üblichen Rechtsformen, und es wurden an 200 Zeugen verhört. Erst nach langer Zögerung gestattete das Konzil, daß er selbst in öffentlicher Sitzung sich verantworten dürfe. Am 5. Juni gab er daselbst die Erklärung ab, daß er widerrufen wolle, wenn man ihn über seine Irrtümer belehre; nicht durch die Autorität der anwesenden Prälaten, sondern nur durch eigne Prüfung auf Grund der Heiligen Schrift werde er sich überzeugen lassen. Am 7. Juni gab er zu, daß er mehrere von den 45 verdammten Sätzen für richtig halte; endlich am 8. erregte den meisten Anstoß seine Behauptung, daß ein Papst, Prälat oder Priester, der tödlich sündige, kein Papst, Prälat oder Priester sei. Als er zum Beispiel hinzufügte, daß ebenso ein König, der tödlich sündige, kein König sei, rief man Sigmund herbei und ließ Hus seine Behauptung noch einmal wiederholen. Der König aber erwiderte nur, er glaube, niemand sei ohne Sünde. Von jetzt an war an eine ruhige Verteidigung nicht mehr zu denken; man ließ ihn nicht zu Worte kommen, sondern verlangte unter Drohungen den Widerruf, den Hus weder thun konnte, noch wollte. Sigmund hatte ihn bereits vollkommen aufgegeben. Schon am zweiten Tage des öffentlichen Verhörs gab er die Erklärung ab, daß durch solche ruhige öffentliche Vernehmung das königliche Versprechen schon gewissermaßen eingelöst sei. Am nächsten Tage soll er selbst im Privatgespräche mit den Prälaten geraten haben, Hus, wenn er nicht abschwören wolle, zu verbrennen; jeder einzige der Anklageartikel sei schon hinreichend, um ein solches Urteil zu rechtfertigen. Inzwischen erklärte sich das Konzil auch am 15. Juni ausdrücklich gegen die von Jakob von Mies eingeführte Kommunion unter beiderlei Gestalt, und Hus sprach bei dieser Gelegenheit

202. Hus, die papierne, mit Teufelsfratzen bemalte Ketzermütze auf dem Haupte, wird zum Scheiterhaufen geführt

Nach Ulrichs von Richenthal Chronik des Konzils von Konstanz (1418). Handschrift im Besitz der Grafen Königsegg in Aulendorf (Württemberg).

noch vom Kerker aus der kirchlichen Überlieferung ebenso wie dem ganzen Konzil jede Autorität in Glaubenssachen ab. Mehrere Wochen vergingen trotz alledem, ehe die letzte Entscheidung gefällt wurde. Viele Bittschreiben gelangten für Hus an das Konzil; nur Wenzel kümmerte sich nicht um ihn, weil er aus Eifersucht gegen den Bruder von dem ganzen Konzil nichts wissen wollte. Viele suchten auch durch freundliche Vorstellung den kühnen Reformator zum Widerruf zu bewegen, selbst Peter d'Ailly war unter diesen. Dennoch erklärte derselbe bis zum letzten Tage, er könne und werde nur widerrufen, wenn man ihn aus der Schrift eines Bessern belehre. So kam es denn am 6. Juli 1415 zum Urteilsspruch. In feierlichster Generalsession (es war die fünfzehnte des ganzen Konzils), in Gegenwart des römischen Königs, wurde nochmals der Verlauf des ganzen Prozesses vorgelesen. Als aber Hus den Vorleser mit den Worten unterbrach, „er sei im Vertrauen auf das ihm vom römischen Könige angetragene sichere Geleit freiwillig zum Konzil gekommen, um da seine Unschuld zu beweisen" und seine Augen auf Sigmund heftete, überflog diesen eine sichtbare Röte (wie wenigstens der mitanwesende Peter von Madenowic gesehen haben will). Das Verdammungsurteil lautete: „Hus sei als hartnäckiger Ketzer, welcher irrige und aufrührerische Lehren gepredigt, viel Volk verführt, das Ansehen des apostolischen Stuhles und der Kirche gehöhnt und sich unverbesserlich erwiesen, des Priestertums zu entsetzen und dem Arm des weltlichen Gerichtes zu übergeben." Dann riß man ihm die Priestergewänder herunter und setzte ihm eine papierene Krone auf den Kopf mit drei Teufeln bemalt, die sich um eine arme Seele zerrten, und der Inschrift: „Hic est haeresiarcha!" (Dieser ist ein Erzketzer!). Der Pfalzgraf übergab ihn dann dem Konstanzer Stadtmagistrat mit den Worten: „Nehmet hin den Johann Hus, der nach des Königs Urteil und unserm eignen Befehl verbrannt werden soll"; dann begleitete er ihn selbst mit etwa tausend Bewaffneten zur Richtstätte, während das Konzil weiter tagte. In Gegenwart einer Masse Volkes band man ihn an einen Pfahl und schichtete Holz und Stroh um ihn bis an den Hals. Da erschien, von Sigmund geschickt, der Vizereichsmarschall Graf Pappenheim und forderte Hus zum letztenmal zum Widerruf auf. Kaum hatte dieser die Erklärung abgegeben, er sterbe freudig für die von ihm erkannte und verkündigte Wahrheit, so zündete der Henker den Holzstoß an. Noch aus Flammen und Rauch tönte die Stimme des Hymnen singenden Märtyrers, bis ein Windstoß ihm die heiße Lohe ins Antlitz blies und er erstickt zusammensank. Auch seine Kleider wurden in die Flammen, seine Asche in den Rhein geworfen, damit seine Freunde und Anhänger nicht diese Überreste als heilige Reliquien verehren könnten. Dennoch wurde durch seinen heldenhaften Tod Hus ein wahrer Märtyrer und Vorläufer der Reformation, Sigmund aber durch seinen Wortbruch für ewige Zeit gebrandmarkt.

Eine spätere Erfindung ist der prophetische Vers, den man Hus in den Mund gelegt hat:

„Heute bratet ihr eine Gans (‚Hus' bedeutet ‚Gans'),
Nach hundert Jahren kommt ein Schwan,
Den werdet ihr ungebraten la'n." —

Ein erratischer Block mit einer Inschrift bezeichnet auf dem heutigen Brühl in der Vorstadt Paradies die Stelle, wo Hus und später Hieronymus verbrannt wurden.

Hieronymus' Verbrennung.

Nach einem Jahre, am 30. Mai 1416, wurde auch Hieronymus von Prag denselben Weg geführt. Durch Haft und Krankheit geschwächt, hatte er öffentlich widerrufen und sich dem Konzil unterworfen. Daher war er nur zum Kerker verurteilt worden, gewann hier aber seine moralische Kraft wieder, nahm den Widerruf zurück und wurde nun ebenfalls als rückfälliger Ketzer zum Feuertode abgeführt.

Auch von ihm erzählte die spätere Sage ein treffendes Wort. Als er einen Bauer im heiligen Eifer für den wahren Glauben noch mehr Holz herbeischleppen sah, soll er lächelnd ausgerufen haben: „O sancta simplicitas!" (O heilige Einfalt!). Andre legen auch dieses Wort dem Johann Hus, an ein altes Weib gerichtet, in den Mund.

Sigmunds Reise nach Frankreich.

Kurze Zeit nach der Verbrennung des Hus verließ Sigmund das Konzil, um nicht nur durch persönliche Überredung den hartnäckigsten von den drei Päpsten, Benedikt XIII., der in Narbonne residierte, zur freiwilligen Abdankung zu bewegen,

sondern auch, wie er selbst sagte, „als weltliches Oberhaupt des christlichen Volkes“ den Frieden zwischen Frankreich und England herbeizuführen. Freilich übersah er dabei, daß, wenn dieses großartige Ziel nicht erreicht wurde, auch seine Autorität vor der Welt ebenso wie auf dem Konzile ganz bedeutend geschädigt würde. Und so geschah es auch. Der starrköpfige Prälat hatte nur die einzige Antwort für ihn, daß nach der Absetzung der beiden andern Päpste das Schisma in der besten Weise beendigt sei, er selbst sei jetzt der Oberhirt der gesamten christlichen Kirche. Den Frieden aber zwischen Karl VI. und Heinrich V. brachte er ebensowenig zustande. Seine Reise ist manchen so unbegreiflich erschienen, daß man angenommen hat, er habe nur einmal statt der lästigen Mühe und Arbeit in Konstanz das fröhliche Leben mit den Schönen in Paris genießen wollen, ohne, da er Gast des Königs war, viele eigne Mittel verwenden zu dürfen. Jedenfalls aber schloß er 1416 mit England einen Vertrag gegen Frankreich ab, obwohl er noch kurz zuvor die besten Freundschaftsversicherungen mit diesem gewechselt. Daß er übrigens ein Lebemann und den Frauen übermäßig ergeben gewesen ist, hat er oft genug bewiesen. Nach anderthalbjähriger Abwesenheit kehrte er über Aachen und Straßburg am 27. Januar 1417 nach Konstanz zurück.

Beendigung des Schismas.

In der That war seine Anwesenheit hier sehr notwendig geworden. Seit der Absetzung Johanns und seit Sigmunds Abreise entbehrte das Konzil durchaus eines allgemein anerkannten Oberhauptes, und es konnte nicht fehlen, daß die Hauptangelegenheit, die Reformation der Kirche, ins Stocken geriet. Wohl bestand seit dem August 1415 ein Reformausschuß, welcher Mißbräuche aufgedeckt und kühn getadelt, Bußgänge veranstaltet und einen ganzen Entwurf ausgearbeitet hatte; aber zu einem energischen Konzilbeschluß hatte man sich nur in betreff der Kleidung und der Tonsur aufgeschwungen, indem man einfach die früheren Satzungen wieder einschärfte. Auch jetzt gab es noch eine Verzögerung durch allerlei Reichs- und politische Angelegenheiten (von denen weiter unten die Rede sein wird), aber zum mindesten fand mit Benedikt XIII. die letzte Abrechnung statt. Soviel hatte doch die Anwesenheit Sigmunds zustande gebracht, daß die Spanier und die Schotten sich von dem hartnäckigen Prälaten abwandten und die ersteren als fünfte Nation ihre Vertreter nach Konstanz schickten. Infolgedessen wurde am 26. Juli 1417 die Absetzung jenes als „eines meineidigen, verstockten Schismatikers und Ketzers“ ausgesprochen. Ihn selbst brachte das nicht zur Unterwerfung. In einer Burg Penniscola auf einsamem Felskegel an der Küste von Valencia saß der mehr als 90jährige Greis und schleuderte seine Bannflüche nach allen Himmelsgegenden über die Welt. Vorübergehend erkannte ihn doch einmal noch (1418) Alfons von Aragonien an, weil der andre Papst das Haus Anjou in Neapel schützte. Fast hundertjährig sank er 1424 ins Grab. Er glaubte doch, daß er der einzige rechtmäßige Papst sei. Seinen vier Kardinälen nahm er den Eid ab, nur einen aus ihrer Mitte zu seinem Nachfolger zu wählen. Drei wählten einen Spanier als Clemens VIII., der sich später Martin V. unterwarf und dafür Bischof von Majorca wurde, der vierte ganz allein einen andern, von dem die Welt nicht viel erfuhr.

Die fünf Reformdekrete.

Den Vätern in Konstanz schuf es aber doch ein eigentümliches Bangen im Herzen, als es nun thatsächlich keinen Papst gab. Je dringender Sigmund im Einverständnis mit der englischen und der deutschen Nation das Verlangen aussprach, jetzt mit Eifer die Reform der Kirche vorzunehmen, um so offenbarer wurde die gewaltige Kluft zwischen den Anschauungen der romanischen und germanischen Theologen und Priester. Zuerst traten die Italiener, dann die Spanier mit der starren Behauptung auf, die Kirchenreform müsse durchaus mit der Wahl eines allgemeinen geistlichen Oberhauptes beginnen; bald traten zu ihnen auch die Franzosen, welche in Sigmund um so weniger den Schutzherrn der Kirche anerkennen wollten, als sie ihm schon wegen des Bündnisses mit Heinrich V. von England zürnten. Vergebens stellten die Deutschen vor, daß, sobald die Wahl geschehen sei, alle heimreisen und die Reform unterbleiben würde. In der That waren viele der Arbeit müde und klagten über die großen Kosten, die

ihre Bistümer kaum aufzubringen vermochten. Je mehr Energie Sigmund zeigte — und er zeigte sie — um so heftiger schalt man ihn, daß er sich überhaupt um kirchliche Dinge kümmere. Man nannte ihn einen „hussitischen Ketzer", der die Papstwahl nicht nur verzögere, sondern verhindern wolle. Wohl dachte er einmal daran, die keckſten Widersacher verhaften zu lassen, aber der brandenburgische Markgraf wußte ihn noch rechtzeitig zu beschwichtigen. In einer ausführlichen Denkschrift (September 1417) entwickelten die Deutschen, daß man seit dem Konzile zu Pisa wissen könne, was aus der Reform der Kirche werde, wenn man zuerst einen Papst wähle. Man müsse selbst Hand anlegen, um die Kirche von aller Verderbnis und Krankheit zu befreien, und dann an die Spitze derselben ein reines und würdiges Oberhaupt wählen. Alles war vergebens. Das Konzil drohte gesprengt zu werden, und die Zahl der Anhänger Sigmunds wurde täglich geringer. Zum Schluß fielen die Engländer noch ab, und selbst deutsche Bischöfe ließen sich durch Zusage besserer Pfründen für die Partei seiner Gegner gewinnen. Der Kaiser sah endlich die Notwendigkeit ein, nachzugeben, damit wenigstens ein neues Schisma vermieden werde, aber er erlangte doch noch eine Art von Gewähr für die Kirchenreformation. Durch eine Vereinbarung beider Parteien, welche ein zufällig durch Deutschland reisender greiser Prälat aus England, der Bischof von Winchester, vermittelte, brachte man in der neununddreißigsten Generalsitzung am 9. Oktober 1417 fünf „Generalreformdekrete" noch vor der Papstwahl zustande. Während durch einige derselben der Habsucht der Päpste gesteuert werden sollte, fügte das wichtigste (das decretum Frequens) die Abhaltung von Konzilen als eine notwendige, dauernde und periodische Einrichtung in den Organismus der Kirche ein. Das nächste sollte nach fünf, das folgende nach sieben und dann alle zehn Jahre ein solches regelmäßig versammelt werden. Jedes Konzil sollte sogar einen Monat vor seiner Entlassung vom Papste über den Ort des nächsten in Kenntnis gesetzt werden, damit man auch ohne seine spezielle Einladung zusammenkommen könne. Endlich einigte man sich noch in der vierzigsten Sitzung (30. Oktober 1417) über achtzehn Punkte, deren Reform mit diesem Konzil oder mit einem Ausschusse vorzunehmen der neue Papst beschwören sollte, und beschloß, daß das Wahlkollegium der (23) Kardinäle durch dreißig Mitglieder des Konzils, je sechs aus jeder Nation, verstärkt werde.

Wahl Martins V.

Immerhin machte die Wahl noch Not genug: die Franzosen, Spanier und Italiener stellten ihre Kandidaten; an einen Deutschen oder Engländer dachte damals schon niemand mehr. Im Kaufhause zu Konstanz — es steht noch heute — versammelten sich am 8. November die (56) Wähler, während die Geistlichen des Konzils das Gebäude im Prozessionsschritt umkreisten, mit gedämpfter Stimme singend: Veni creator spiritus (Komm' Schöpfer, heiliger Geist!). Zur allgemeinen Freude war man schneller einig, als irgend jemand erwartet hatte. Schon am 11. November wurde einstimmig Oddo Colonna gewählt, der sich Martin V. nannte.

Die Reform wird verrettelt.

Der neue Papst, welcher am 21. November im Dome zu Konstanz mit ungewöhnlicher Pracht gekrönt wurde, war der erste und übrigens der einzige aus der berühmten Ghibellinenfamilie Roms. Seine schöne Gestalt, sein edler Anstand, seine Milde und Klugheit ließen ihn mehr als irgend einen andern geeignet erscheinen, dem Oberhaupte der katholischen Kirche die verlorene Würde wiederzugeben. Alle Parteien des Konzils kannten ihn und hatten sich seiner Persönlichkeit und seines diplomatischen Geschickes bedient, wenn es galt, Gegensätze zu vermitteln und Streitigkeiten zu beendigen. Man schaute auf ihn als auf einen Heiland der Kirche, der sie von allem Übel erlösen werde. Allein nur zu bald entwickelte er neben seinem diplomatischen ein ganz ungewöhnliches Herrschertalent. Er ward geradezu aus einem Heiland ein Judas der Kirche, der sie um die eidlich gelobte Reform betrog. Alles, was zur Schmälerung der despotischen Gewalt des Papstes gereichen konnte, war nicht seine Sache. Nach dem uralten Grundsatze des römischen Senates (divide et impera) verhandelte er mit den Nationen des Konzils einzeln und schloß mit jeder ein Konkordat ab, mit dem ewig geldbedürftigen Sigmund sogar nur auf fünf Jahre, aber er gewährte ihm auch

203. Feierlicher Umzug Kaiser Sigmunds mit der vom Papste geweihten goldenen Rose.

Nach der im Besitz der Grafen Königsegg befindlichen Handschrift der 1417, also fast gleichzeitig entstandenen Chronik Ulrichs von Richenthal über das Konzil zu Konstanz.

den Zehnten der kirchlichen Einkünfte. Übrigens sehnte sich ein jeder nach der Heimat und war zufrieden, als am 22. April 1418 die letzte Sitzung geschlossen wurde. Man glaubte doch auch für die Reform der Kirche bessere Aussichten zu haben, als einst in Pisa, denn die ganze Verfassung derselben war aus einer despotischen oder, wenn die Kardinäle mitregierten, oligarchischen in eine konstitutionelle verwandelt: nach fünf Jahren sollte wieder ein Konzil zusammenkommen. In der That geschah es so. Im Jahre 1423 berief Martin V. eine Kirchenversammlung nach Pavia, „um dem griechischen Kaiserreiche näher zu sein", verlegte sie gleich wegen des Schwarzen Todes nach Siena und entließ sie nach wenigen Sitzungen wegen zu geringer Teilnahme. Freilich schrieb er seinem Versprechen gemäß nach sieben Jahren zum 1. Februar 1431 ein neues Konzil nach Basel aus, dorthin, weil die Abneigung, nach Italien zu

Wortlaut der Urkunde, durch die König Sigmund dem Burggrafen Friedrich VI. von Nürnberg und dessen Erben wiederauslöslich die Mark Brandenburg mit der Kurwürde und dem Erzkämmereramt überträgt.

Gegeben am 30. April 1415 zu Konstanz.

Wir Siegmund, von Gottes Gnaden Römischer König, zu allen Zeiten Mehrer des Reiches und zu Ungarn, Dalmatien, Kroatien etc. König. Bekennen und thun kund offenbar mit diesem Brief allen denen, die ihn sehen oder ihn lesen hören. Wenn auch des heiligen Römischen Reiches, dem wir durch göttliche Schickung, wie wir hoffen, vorgesetzt sind und auch des gemeinen Nutzens dringende und drückende Lage und Notdurft unser königliches Gemüt ohne Unterlass mahnen und treiben, denselben in Hilfe und Trost beizuspringen, sie zu verbessern und unsre sowie des Reiches Unterthanen in gutem Frieden und Zustand zu erhalten, so bedünkt es uns auch notwendig und billig zu sein, besonders unser Erbkönigreich, Fürstentum, Land und Leute zu bedenken und zu regieren und ihr Nutz und Frommen zu suchen, wie wir es vermögen. Da uns nun durch die Gnade des Allmächtigen Gottes so viele und so weite und breite Königreiche, Lande und Leute zu regieren anvertraut sind, dass wir, um denselben löblich vorzustehen, wohl Engelskräfte bedürften, und dieses unsrer Menschlichkeit notdürftiges Vermögen ohne trefflichen Rat und Hilfe nicht vermag: und da wir besondere Liebe zu dem würdigen Kurfürstentum und Gliede des heiligen Römischen Reiches, der Mark Brandenburg, haben, weil wir nämlich dieses Kurfürstentum von unsrer väterlichen Erbschaft wegen zu allererst besessen haben, darum wollen wir immer gerne ihm und seinen Einwohnern guten Frieden, Ordnung und Ruhe schaffen und bereiten. Denn sobald die Unsrigen in Frieden, Ordnung und Gerechtigkeit regiert und gehalten sind, wird unsre königliche Würde erhöht und unser Name ferner und weiter erkannt und gepriesen: und da diese vorgenannte besondere Liebe und auch unsrer andren Königreiche, Lande und Leute Regierung, mit der wir allzeit beladen sind, unser königliches Gemüt früher gedrängt haben, dass wir den hochgeborenen Friedrich, Burggrafen von Nürnberg, unsren lieben Oheim und Fürsten, in Ansehung und Anbetracht seiner Rechtschaffenheit, Vernunft, Kraft, Festigkeit und seiner sonstigen Tüchtigkeit, mit welcher der allmächtige Gott seine Person mannigfaltig geziert hat, und besonders seiner lauteren und bewährten Treue, die er zu uns hegt, aus unsrem eigenen Antriebe berufen haben, der vorgenannten Mark, die viele Jahre in grossem Unfrieden und in Irrungen sich befand, besondere Bürde zu tragen und zu ihrer Wiederherstellung kräftig zu helfen, und ihn darum über dieselbe Mark und all ihr Zubehör zu unsrem rechten obersten und gemeinen Verweser und Hauptmann gemacht und gesetzt und auch ihm und seinen Erben eine Summe, nämlich hundertundfünfzigtausend ungarische Gulden darauf verschrieben haben, wie denn das alles in unsren darüber gegebenen Briefen besonders enthalten ist: und da sich nun unsre Sorge und Arbeit von der heiligen Kirche, des heiligen Reiches und gemeinen Nutzens wegen so gemehrt haben, dass wir uns nicht vermessen mögen, selber in die vorgenannte Mark zu ziehen und ihr vorzustehen: und da wir dem Reiche zu Ehren besonders geneigt sind und wollen, dass, weil wir Römischer König sind und die Kur der vorgenannten Mark innegehabt haben, darum die Zahl der Kurfürsten nicht gemindert, sondern gänzlich wieder vollzählig werde, und dass auch darum der vorgenannten Mark Würde in der Kur und dem Erzkämmereramte nicht verjähre oder unterdrückt bleibe: und da nun landkundig ist, dass mit Hilfe des allmächtigen Gottes der vorgenannte Friedrich durch seine Vernunft und mit seiner Kraft, Arbeit und Unternehmung wie auch mit grosser Zehrung und Kosten, die er darin aus seinem eigenen Gelde verwendet hat, die vorgenannte Mark in solch thatsächlichen, merklichen und guten Frieden, Ordnung und Wesen gebracht und gesetzet, Räuberei und andre Unthaten darin gezügelt und so ausgerottet hat, dass wir und auch alle Einwohner dieser Mark, wie wir wohl wissen, durch ihn wohl befriedigt sind: und da uns billig zu sein scheint, ihm für solche Mühe zu danken und seine Zehrung und Kosten zu erstatten: weshalb wir das alles, wie es vorbeschrieben, namentlich seine willige Hilfe und getreuen Dienste, die er uns lange Zeit fleissig und unverdrossen erwiesen, täglich erweist und fernerhin erweisen wird und mag, und dazu der vorgenannten Mark und ihrer Einwohner Frieden, Gedeihen und Besserung, welche sie zu seiner erwähnten Hauptmannschaft Zeiten zuvor von Gott und des vorgenannten Friedrich Mühe, Rechtschaffenheit und Kraft empfangen haben, wohl betrachtet und erwogen, und besonders, damit dieselbe Mark unsre Abwesenheit nicht entgelte, sondern bei ihrer Würde, Friedlichkeit und Besserung fernerhin bleibe und behalten werden möge — so haben wir mit wohlbedachtem Sinne und gutem Rate der Mehrzahl von unsren und des Reiches Kurfürsten und vieler andrer Fürsten, Grafen, Edlen und Getreuen dem vorgenannten Friedrich und seinen Erben die vorgenannte Mark und das Kurfürstentum samt der Kur- und Erzkämmererwürde, die dazu gehören, und auch mit allen und jeglichen andern ihren Würden, Ehren, Rechten, Gerichten, Herrschaften, Landen, Leuten, Besitztümern, Mannen, Mannschaften, geistlichen und weltlichen Lehen, Jagdgebieten, Städten, Festen, Schlössern, Märkten,

Dörfern, Häusern, Höfen, Feldern, Wustungen, Äckern, Wäldern, Grasnutzungen, Weiden, Gewässern, Wasserläufen, Fischereien, Teichen, Mühlen, Mühlstätten, Bergwerken, Münzen, Bussen, Gefällen, Steuern, Diensten, Zöllen, Geleiten, Renten, Zinsen, Einkommen, Nutzen und Zugehörigem, von Christen und Unchristen auf der Erde und unter der Erde, besuchten und unbesuchten, und mit aller Vollkommenheit gnädiglich gegeben und ihn auch zu einem rechten und wahren Markgrafen darüber gemacht, geben und machen von königlicher Römischer und auch unsrer erblichen Macht, die wir an der vorgenannten Mark gehabt haben, mit rechtem Wissen kraft dieses Briefes zu haben, zu halten und erblich zu besitzen und auch damit zu thun und zu lassen, wie ihm füglich ist, und ein rechter, wahrer Markgraf der vorgenannten Mark thun und lassen mag, von uns, unsren Erben und Nachkommen und jedermänniglich ungehindert: jedoch mit solchem Unterschiede, wie hiernach enthalten ist: nämlich wenn wir oder unsre Erben männlichen Geschlechts oder, falls wir solche nicht, wovor Gott sei, haben werden, der allerdurchlauchtigste Fürst, Herr Wenzeslaus, König von Böhmen, unser lieber Bruder, oder seine Erben männlichen Geschlechts die vorgenannte Mark samt der Kur, Erzkämmererwürde und all ihrem andern vorgenannten Zubehör von dem jetztgenannten Friedrich oder seinen Erben wieder haben wollen, dass dann wir oder unsre vorgenannten Erben männlichen Geschlechts oder dieser unser Bruder oder seine Erben männlichen Geschlechts dieselbe Mark samt der Kur, Erzkämmererwürde und ihrem andren vorgenannten Zubehör von ihnen wieder kaufen können um vierhunderttausend ungarische Gulden, zu welcher Zeit im Jahre uns, unsrem Bruder und diesen unsren Erben das beliebt, welchen Wiederkauf sie auch uns und ihnen allezeit gehorsam gestatten sollen, ohne allen Verzug und Widerspruch. Es sollen auch die hundertundfünfzigtausend ungarische Gulden, die wir ihnen auf die Hauptmannschaft der vorgenannten Mark vormals verschrieben haben, in die jetztgenannten vierhunderttausend Gulden geschlagen und eingerechnet sein, und sollen auch alsdann, wenn solcher Wiederkauf geschehen ist, alle Briefe, die wir dem vorgenannten Friedrich und seinen Erben über die hundertundfünfzigtausend ungarischen Gulden und auch über die vorgenannte Hauptmannschaft gegeben haben, nichtig und ungültig sein und keine Kraft mehr haben. Wenn auch der vorgenannte Friedrich und seine Erben sämtlich mit Tode abgehen werden, wovor Gott sei, so soll die vorgenannte Mark samt ihrer Kur, Erzkämmererwürde und all ihrem obengenannten Zubehör an uns und unsre Erben oder, wenn solche nicht da sind, an unsren vorgenannten Bruder und seine Erben allein zurückfallen. Es sollen auch der vorgenannte Friedrich und seine Erben samt der vorgenannten Mark nie wider uns, unsern vorgenannten Bruder und unsre beiderseitigen Erben und die Krone Böhmen sein, noch die Krone gegen sie, sondern sie sollen beiderseits mit Hilfe, Rat und Diensten allzeit getreulich bei einander bleiben; nämlich es sollen derselbe Friedrich und alle seine Erben mit der ebengenannten Mark, solange sie diese innehaben, und mit allen ihren Städten, Schlössern und Zubehör, mit all ihrer Macht und mit all dem, was sie jetzt haben und fernerhin gewinnen werden, in allen und jeglichen Reichs- und andern Sachen und Geschäften, nichts ausgenommen, bei uns allzeit ganz, fest und getreulich bleiben wider jedermann, niemand ausgenommen. Die eben genannten Friedrich und seine Erben sollen auch bei unsern ehelichen Leibeserben allzeit bleiben in allen Dingen und ihnen allzeit raten und helfen aufs beste, wie sie vermögen, getreulich und ohne alle Gefährde. Es soll auch in allen und jeglichen vorgeschriebenen Stücken und Artikeln alle Gefährde ganz und gar ausgeschlossen sein. Und wir gebieten auch darum allen und jeglichen Fürsten und Prälaten, geistlichen und weltlichen, Grafen, Herren, Rittern, Knechten, Mannen, Burggrafen, Vögten, Amtsleuten, Landrichtern, Richtern, Bürgermeistern, Schöffen, Ratsleuten, Bürgern und Einwohnern aller und jeglicher Städte und Dörfer und allen andern Angehörigen und Bewohnern der vorgenannten Mark ernstlich und bestimmt mit diesem Briefe, dass sie sich alle an den vorgenannten Friedrich und seine Erben als an rechte und wahre Markgrafen von Brandenburg und ihre rechten Erbherren fernerhin, halten und ihnen also gehörige Treue und Huldigung leisten und in allen Dingen gewärtig und gehorsam seien, ohne alle Irrung, Verzug und Widerspruch, doch mit Vorbehalt des Rückkaufes, wie oben enthalten ist. Und wir sagen auch dabei alle und jegliche vorgenannten Fürsten und Prälaten, geistliche und weltliche, Grafen, Herren Ritter, Knechte, Mannen, Burggrafen, Vögte, Amtsleute, Landrichter, Richter, Bürgermeister, Schöffen, Ratsleute, Bürger und Einwohner aller und jeglicher Städte und Dörfer und alle andren Angehörigen und Bewohner der vorgenannten Mark aller und jeglicher uns als ihrem rechten Erbherrn geleisteter Huldigung, Gelöbnis und Eide ledig und los mit diesem Brief. Zu Urkund ist dieser Brief gesiegelt mit unsrer königlichen Majestät Insiegel. Gegeben zu Konstanz, nach Christi Geburt vierzehnhundert Jahre und darnach im fünfzehnten Jahr, an St. Philippi und Jakobi Abend, unsrer Reiche des Ungarischen etc. im neunundzwanzigsten und des Römischen im fünften Jahre. Auf Befehl des Herrn Königs — Johann, Propst von Striegau, Vizekanzler.

kommen, sich zu lebhaft ausgesprochen hatte, aber gewiß wäre auch dieses durch irgend welche Mittel wirkungslos geworden, wenn er nicht vor der Eröffnung gestorben wäre. Diese fiel nun seinem Nachfolger Eugen IV. (1431—47) zu.

Landfriedensgesetz.

Die Fürstenversammlung in Konstanz, welche gleichzeitig mit dem Konzil tagte, hat fast noch geringere Resultate aufzuweisen. Der Entwurf eines neuen Landfriedensgesetzes, den Sigmund den Reichsständen 1415 vorlegte, gestattete im Gegensatze zur Goldenen Bulle alle Vereinigungen zum gemeinsamen Schutze, verlangte jedoch, daß der „oberste Hauptmann immer der König selbst oder von ihm erwählt sei". Sigmund versprach persönlich, „Leib und Gut daran zu setzen". Die Städte zeigten sich gern bereit, darauf einzugehen, daß er in jedem Reichsfriedenskreise einen „Hauptmann" aus der Reihe der Reichslehensträger ernenne, aber die Fürsten und Herren machten Schwierigkeiten und — darüber reiste Sigmund nach Frankreich. Nach seiner Heimkehr fand er Herzog Friedrich von Österreich nicht mehr in seinem Kerker. Er war im März 1416 entflohen, war von seinen getreuen Tirolern bereitwillig aufgenommen und hatte seinen Haß gegen die Prälaten an den Bischöfen seines Gebietes austoben lassen. Noch einmal sprach das Konzil den Bann, der römische König die Reichsacht über ihn aus (März 1417), und alle seine Länder wurden den Nachbarn zu Lehen gegeben. Allein diesmal hatte keiner Neigung, das fremde Eigentum zu nehmen, da jedermann die Rache des Eigentümers fürchtete. Denn dieser war mächtiger als je. Seine Länder, seine Verwandten, alle Gegner der neuen Landfriedensreform, die Sigmund jetzt wieder vergebens vorbrachte, standen hinter ihm. Da entschloß sich der König, der nicht die Macht hatte, den Gegner zu demütigen, ihn selbst wieder zu erheben. Er gab ihm im Mai 1418 für den neugeleisteten Eid der Treue seine Länder zurück, mit Ausnahme des Aargaus und der vier Städte, die er zu Reichsstädten erhoben hatte. Was sonst an das Reich gekommen war, wie Elsaß, der Sund- und Breisgau, durfte Friedrich mit Geld einlösen. Bann und Acht wurden von ihm genommen. Immerhin lag in dieser späten Nachgiebigkeit ein Bekenntnis der eignen Schwäche. Daß es an manchen Ehrenverteilungen und Erhebungen nicht fehlte, ist natürlich — so wurden z. B. die Grafen von Kleve und Mark zu Herzögen ernannt, allein die folgenreichste blieb doch die erbliche Verleihung der Mark Brandenburg an den Burggrafen Friedrich VI. von Nürnberg, der schon 1411 von Ofen aus zu einem „vollmächtigen gemeinen Verweser und obersten Hauptmann" ernannt war, am 30. April 1415, wenn auch noch mit dem Vorbehalt der Wiedereinlösung und mit dem Zusatze, daß Friedrich sie zurückgeben sollte, wenn er etwa „mit des Königs Willen römischer König werden sollte", ein Fall, der damals sehr nahe lag. Zwei Jahre später (18. April 1417) folgte die feierliche Belehnung mit der Kur- und Erzkämmererwürde.

Wiedereinsetzung Friedrichs von Österreich.

Verleihung der Mark Brandenburg an Friedrich von Nürnberg

Zu endgültiger Aufstellung eines festen und gerechten Reichsregimentes brachte es Sigmund um so weniger, als er bald durch die Unruhen in seinen ererbten Königreichen, vor allem in Böhmen, vollkommen von den Interessen des Reiches abgezogen wurde.

Wenn der standhafte Tod des böhmischen Märtyrers nicht nur die Bewunderung mancher großen katholischen Gegner, wie Enea Silvio Piccolomini und Poggio, erweckte, sondern auch vieler Deutschen aller Zeiten, gegen die jener doch den Haß der Tschechen angefacht hatte, so mußte unter seinen Landsleuten sicher die Flamme seines Scheiterhaufens ein noch größeres Feuer entzünden. Enea Silvio sprach offen von Hus und Hieronymus aus: „Kein Weltweiser hat so viel Mut auf dem Sterbebette bewiesen, als sie auf dem Scheiterhaufen."

Urteile der Zeitgenossen über Hus und Hieronymus.

Schon während Hus noch auf der Burg Gottlieben saß, stellte der Magister Jakob von Mies die Lehre auf, daß das Abendmahl nur unter beiderlei Gestalt gegeben und empfangen werden dürfte, und andre Priester erklärten offen, alle Dogmen und Einrichtungen seien abzuschaffen, die sich nicht unmittelbar auf die Heilige Schrift zurückführen ließen. Als Hus aber verurteilt und verbrannt wurde, schritt man von Worten zu Thaten. Katholische Priester wurden verjagt und durch husitische ersetzt, das Bistum Leitomischl verwüstet, weil dessen Inhaber auf dem

Hus' Anhänger in Böhmen.

204. Die Belehnung des Burggrafen Friedrich von Nürnberg mit der Mark Brandenburg, der Kurwürde und dem Zepter des Erzkämmerers zu Konstanz am 18. April 1417.

Älteste Darstellung aus Ulrichs von Richenthal handschriftlicher Chronik in der Wessenbergschen Stadtbibliothek zu Konstanz.

König Sigmund, ein angehender Funfziger, sitzt, das Schwert, mit welchem er die Markgrafschaft übergeben will, in der Hand auf dem Throne, dessen Sitz mit einem Plümit belegt ist; hinter ihm der Erzmarschall mit dem Reichsschwerte, an seiner linken Seite der Erztruchseß mit dem Reichsapfel, zur Rechten der Erzbischof von Köln mit dem Reichsstabe. Diese drei Kurfursten sind im Kurhabit: Kurmantel, Hermelinkragen und Kurhut (bei dem Geistlichen ein Barett). Trompeten und Posaunen.

Konzil vor allem heftig gegen den Reformator aufgetreten war, und ein husitischer Herrenbund, der am 5. September 1415 gestiftet wurde, gab die Erklärung ab, das Konzil zu Konstanz sei in Glaubensangelegenheiten nicht kompetent, nur das Votum der Universität Prag solle für ihn maßgebend sein. Vergebens lud das Konzil Jakob von Mies und die 452 Mitglieder des Herrenbundes vor seine Schranken, entzog der Universität alle ihre Rechte und Privilegien in bezug auf andre Länder; vergebens verhängte der Erzbischof das Interdikt über Prag und verhinderte die Promotionen an der Universität: in allen Kirchen, mit Ausnahme des Domes, wurde doch gepredigt; die husitischen Magister der Universität erklärten das Abendmahl unter beiderlei Gestalt für notwendig zum Heile der Seele (10. März 1417); ein husitischer Generalvikar des Erzbischofs weihte die utraquistischen Priester (welche das Abendmahl unter beiderlei Gestalt, sub utraque forma, erteilten: daher der Name), und das ganze sogenannte Generalstudium erklärte den Magister Hus für einen heiligen Märtyrer, dessen Fest am 6. Juli gefeiert werden müsse.

205. **Die Belehnung des Burggrafen Friedrich von Nürnberg mit der Mark Brandenburg, der Kurwürde und dem Zepter des Erzkämmerers zu Konstanz am 18. April 1417.**

Älteste Darstellung aus Ulrichs von Richenthal handschriftlicher Chronik in der Wessenbergschen Stadtbibliothek zu Konstanz.

Der Vasall kniet, die Fahne von Nürnberg in der Hand, barhaupt, langlockig und langbärtig, in langem, kostbar gegürtetem, besetztem Rock und langschnabeligen Sandalen vor seinem Lehnsherrn und schwört, ihm „treu, hold und gewärtig" sein zu wollen. Hinter ihm kniet sein ältester Sohn Johann, der die Fahne der Grafschaft Hohenzollern in der Hand hält und mit einem langen, an den Seiten offenen Mantel bekleidet ist. Hinter diesen Gerichtspersonen, die Wahrzeichen der Besitzergreifung und der Auflassung des Lehens in der Hand (Stab, Halm, ausgestochener Rasen oder Wasen). Hinter dem Schultheißen guckt der jüngere Sohn des Burggrafen, Friedrich, vor, der allerdings damals kaum vier Jahre zählte.

Wenzel wendet sich von den Utraquisten ab.

So lange hatte Wenzel ruhig zugesehen und sich von seiner husitisch gesinnten Umgebung, vor allem von seiner Gemahlin Sophia, einreden lassen, Böhmen sei trotz alledem gut katholisch. Als jedoch Martin V. ihn aufforderte, die kirchlichen Gerechtsame in seinem Lande zu schützen oder einen Kreuzzug der ganzen katholischen Kirche gegen Böhmen zu gewärtigen, als Sigmund ebenfalls ernste Vorstellungen machte, entschloß sich der alte König endlich im Februar 1419 zu durchgreifenden Maßregeln. Er entfernte die Husiten aus seiner Umgebung, verjagte den keckſten Eiferer, Johann Jesenitz, aus Prag und führte nach Aufhebung des Interdiktes die katholischen Priester wieder in ihre Stellen. Diese plötzliche und verspätete Wendung versetzte die ganze husitische Bevölkerung in eine außerordentliche Aufregung, und als Wenzel den Utraquisten nur drei Kirchen zum Gottesdienste einräumen wollte, genügte ihnen das schon nicht mehr, sie wollten alle haben; sie wollten herrschen, denn sie fühlten, daß sie thatsächlich die Macht besaßen. Ein fanatischer Prämonstratenser-

mönch, Johann von Seelau, reizte die Massen zum Straßenkampfe. Nikolaus von Pistna, königlicher Burggraf von Hus und Prachatitz, aus Prag verbannt, weil er an der Spitze einer großen Volksmasse auf der Straße von König Wenzel die Eröffnung von mehr Kirchen für die Utraquisten verlangt hatte, warf sich zum Agitator und Führer des Landvolkes auf. Der bedeutendste aber war doch Johann Zizka von Trocnow, ein düster aussehender (ihm fehlte ein Auge, weshalb er auch der „Einäugige" genannt wird), schweigsamer Mann von niederem Adel und geringem Besitz, aber erfüllt von religiösem Fanatismus und Deutschenhaß. In Ostpreußen, in Ungarn und in Frankreich hatte er in wilder Kampflust sich umhergetrieben und erlangte seine größte Bedeutung in einem Alter von fast 60 Jahren im eignen Vaterlande. Als der König die Prager aufforderte, alle Waffen auszuliefern, ermahnte sie Zizka, lieber mit denselben dem Könige ihre Dienste anzubieten. Wenzel dankte ihnen für ihren Eifer und floh auf die Festung Wenzelstein. Inzwischen verlangte die allgemeine Aufregung nach einer That. Nachdem schon an allen Enden Böhmens, nicht mehr in Kirchen, sondern unter freiem Himmel und am liebsten auf Bergen, die man Tabor, Sion, Horeb u. s. w. nannte, unter Abendmahlsgenuß aufrührerische Predigten gehalten waren, in welchen man weit über die dogmatischen Reformen der Prager Universität hinausging, beriefen die Führer zum 22. Juli 1419 auf die geräumige Hochebene Tabor, welche rings durch wasserreiche Schluchten und das Thal der Luschnitz zu einer Art Festung wird, eine Hauptversammlung aller Gesinnungsgenossen. Während die „Brüder" und die „Schwestern" (auch diese waren mitgekommen) den Tag über beichteten, beteten, sangen und der Sache des geheiligten Kelches ewige Treue gelobten, berieten die Führer über einen Hauptschlag, den sie auf die Gegenpartei ausführen wollten und zwar auf Wenzel selbst, um diesen durch Furcht wieder auf ihre Seite zu bringen. Wenige Tage später gaben die wilden Volksmassen in Prag das Zeichen zum allgemeinen Aufstande.

Johann Zizka

Aufruhr der Hussiten in Prag. Wenzels Tod.

Man grollte längst dem Magistrat von Prager-Neustadt, weil dieser fast ganz aus Katholiken und Deutschen bestand. Unter dem wilden Mönche Johann von Seelau zog deshalb am Sonntag den 30. Juli 1419 eine rohe Schar wie in Prozession durch die Straßen, erbrach zunächst mit Gewalt die verschlossene Stephanskirche, verübte darin allerlei Roheit gegen die Geräte des katholischen Kultus, stärkte sich dann durch gemeinsames Abendmahl und begab sich endlich, geführt von Johann von Seelau, der den Kelch trug, und von Johann Zizka, der sich zu ihnen gesellt hatte, vor das Neustädter Rathaus. Als ihnen hier die Herausgabe aller verhafteten Hussiten verweigert und noch dazu, wie man plötzlich rief, „ein Stein vom Rathause aus auf den Mönch mit dem Kelche geschleudert" wurde, ließ sich die Wut der wilden Banden nicht länger zurückhalten. Man stürmte das Thor, tötete einen Ratsherrn in der Folterkammer und warf den Bürgermeister, drei Ratsherren, einen Unterrichter und sechs Gerichtsdiener zum Fenster hinaus auf die Straße, wo sie mit den Spießen aufgefangen oder gemordet wurden. Als König Wenzel von diesen Vorgängen die erste Kunde bekam, ward er so zornig, daß ihn ein Schlaganfall lähmte. Diese Bewegung, die er selbst großgezogen hatte, war ihm jetzt so verhaßt, daß er seinen Bruder Sigmund um eiligste Hilfe ersuchte. Allein, ehe dieser ankam, traf ihn ein zweiter Schlaganfall und machte seinem Leben am 16. August 1419 ein Ende. Erst am 12. September konnte man ihn im Kloster Königssaal feierlich beisetzen.

Anfang des Hussitenkrieges.

So wenig Gutes Böhmen dem Könige Wenzel zu danken hatte, sein Tod war doch ein Unglück zu nennen. Er konnte in keinem schlimmeren Augenblicke sterben. Die eben wieder eingesetzte katholische Geistlichkeit mußte es vor allem empfinden. Die Kirchen wurden geplündert, die Klöster flammten auf, und Sigmund, der gegen die Türken zu Felde lag, wurde vergebens von seinen Anhängern herbeigewünscht und herbeigerufen. Aus der Ferne ernannte er die Witwe des verstorbenen Königs, Sophia, zur Regentin und einen Herrn von Wartenberg zu ihrem ersten Rate. Der gemäßigten Partei der Hussiten, den Utraquisten oder Calixtinern (von calix, der Kelch), zu welchen auch die Universität Prag gehörte, konnten jene schon genehm sein,

denn beide waren als Schützer und wohl auch als Anhänger der neuen Lehre bekannt, aber die schwärmerischen Taboriten verlangten bereits vollkommene Religionsfreiheit. Als Sigmund eine ausweichende Antwort schickte, wandten sie sich an die Prager Universität mit der Frage, ob „der Krieg für die Befreiung des Wortes Gottes erlaubt sei", und erhielten die herausfordernde Antwort, daß „zur Verteidigung der Wahrheit der Kampf mit dem Schwerte nicht nur erlaubt, sondern auch geboten sei". Von nun an verstand sich die Thätigkeit ihrer Führer von selbst. Während die Priester und einzelne Fanatiker wunderbare Lehren aufbauten von der Notwendigkeit, den christlichen Urstaat herzustellen mit Güter- oder gar Lebensgemeinschaft, kehrten die kriegerisch Gesinnten mehr die praktischen Ideen zu Tage: Befreiung Böhmens von König Sigmund, Vertreibung und Beraubung aller Deutschen und Katholischen im Lande. An der Spitze dieser Kriegerischen standen vor andern Nikolaus von Hus und Zizka von Trocnow. Da die verwitwete Königin Sophia inzwischen sich doch auf Sigmunds Rat mit deutschen Söldnern umgeben hatte, beschlossen die Taboriten auf einer großen Versammlung am 29. September unter Führung jener beiden, das nächste Mal am 10. November in der Hauptstadt selbst und zwar in Waffen zusammenzukommen. Zuerst führte Zizka nur 4000 von seinen bewaffneten Landleuten hinein, dann immer mehr, so daß die Königin schon am 13. November, um den täglichen Kämpfen ein Ende zu machen, einen Vergleich schloß. Sie bewilligte für ganz Böhmen die Abhaltung des Abendmahles in beiderlei Gestalt, wenn jene dafür Klöster und Kirchen schonen wollten. Die zahlreichen Utraquisten der Stadt, welche den Frieden vermittelt hatten, waren auch wohl damit zufrieden, aber die Taboriten zogen unlustig nach Pilsen ab und, als sie sich auch dort nicht halten konnten, nach einem hochgelegenen Platze bei Bechin, wo aus einem großartigen hussitischen Standlager im Laufe der Zeit die Stadt Tabor hervorging — nördlich von dem früher genannten Versammlungsplatze Tabor (heute Alttabor*).

206. Johann Zizka
in seiner auf Schloß Ambras (in Tirol) aufbewahrten Rüstung.

Sigmund war wenigstens nach Brünn gekommen und berief hierher die böhmischen Stände zur Huldigung im Dezember 1419. Die katholischen und die deutschen kamen herbei in der Hoffnung auf seine Hilfe, einige von den Utraquisten aus Furcht vor seiner Rache; von den Taboriten kam niemand. Dennoch verkannte der König die Lage der Dinge. Anstatt die Bewegung, welche noch nicht ganz Böhmen durchwogt hatte, mit Waffengewalt niederzudrücken oder durch geschickte und tolerante Nachgiebigkeit die Gemäßigten für sich zu gewinnen, folgte er dem Rate des päpstlichen Legaten, der Drohungen und Gewaltmaßregeln empfahl, und verachtete die Warnungen des klugen Markgrafen von Brandenburg, der durchaus davon abriet, weil man die Flamme nur schüren würde. Die Abgeordneten von Prag, welche auf den Knieen um Verzeihung

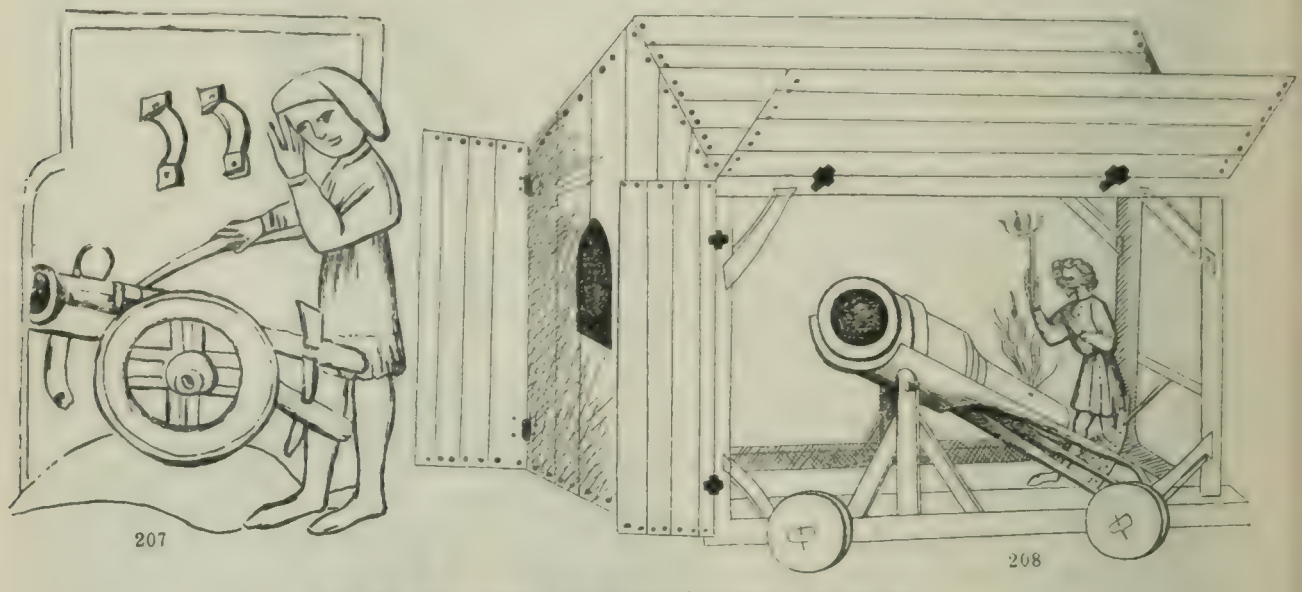
Sigmunds Verkennung der Lage.

*) F. Palacky bemerkt, daß das böhmische Wort tábory „Versammlung" bedeute und es sich dadurch erklärt, warum dieser Name damals für mehrere verschiedene Orte gebraucht werde.

baten, stieß er unwillig zurück, erklärte alle hussitisch gesinnten Beamten für abgesetzt und entfernte selbst in Brünn Ratsherren, die aus dem Kelche getrunken hatten. Die Königin Sophia, welche auch in Brünn erschienen war, überzeugte sich wohl, daß auf diesem Wege noch weniger zu erreichen sei, und legte ihr Amt als Regentin in die Hände ihres Schwagers zurück. Dieser aber schickte die gemessensten Befehle in das Land hinein, der Ketzerei zu entsagen und sich der römischen Kirche unterzuordnen.

Die Kreuzbulle des Papstes

Um noch das letzte Drohmittel anzuwenden, erließ der Papst unter dem 1. März 1420 auf Sigmunds Wunsch eine sogenannte Kreuzbulle, in welcher die ganze Christenheit ermahnt wurde, zur Vertilgung der Wiclifiten, Hussiten und andrer Ketzer das Kreuz zu nehmen. Der König versäumte auch nicht, auf dem Reichstage zu Breslau (März 1420) die Bulle selbst mit den nötigen Ermahnungen bekannt zu machen. So konnte es nicht fehlen, daß für einen Augenblick Hoffnung, Mut und Übermut der Katholischen und Deutschen in Böhmen stieg. Deutsche Priester und Beamte kehrten wohl höhnend zurück und erklärten, jetzt sei es mit der Ketzerei bald zu Ende. Vor allem



207 208

207 und 208. Stücke der ältesten Artillerie („Arkelei").

207 Leichtes Feldgeschütz um 1400. Nach einer Handschrift der Königl. Hof- und Staatsbibliothek zu München
208 Große Steinbüchse. Nach einer Handschrift der Königl. Universitätsbibliothek in Göttingen vom Jahre 1405.

Beim Laden stellte man das Rohr senkrecht, gab dann das anfänglich recht schlechte Pulver hinein und trieb mit dem Schlägel einen Holzklotz ein, darauf erst setzte man, in eingefettete Lappen gehüllt, die steinerne Kugel. Auf die Güte dieser Geschütze scheint man wenig Zutrauen gehabt zu haben denn die Vorschrift empfiehlt ausdrücklich, beim Schuß mindestens 10 bis 20 Schritt über Eck hinter die Büchse sich zu stellen nur den Fall, daß sie springen sollte. Die große Büchse (Abb. 208), schleuderte Kugeln von ca. 40 cm Durchmesser; da sie aber nur geringe Tragweite hatte und daher der Mauer der Belagerten sehr nahe liegen mußte, ist darüber ein Schutzdach gebaut, um Deckung gegen die Pfeile des Feindes zu haben.

erbitterte aber die Roheit der katholischen Kuttenberger, welche alle Hussiten, die sie gefangen nahmen, hinmordeten oder in die verlassenen Schachte ihres Silberbergwerks stürzten.

Der Bund der „Prager".

Alles dies konnte nur den Kampf verlängern, die gegenseitige Erbitterung vergrößern. Wenn sich die „Prager", so pflegte man in Böhmen selbst die Utraquisten zu nennen, damit begnügten, einen Bund zur Verteidigung gegen jedermann zu schließen, so erklärte der Adel schon entschieden, er erkenne Sigmund nicht mehr als König an, weil er durch Aufforderung zum Kreuzzuge ihre Nationalehre gekränkt habe. Johann von Seelau aber forderte von Prag aus in einem wütenden Manifeste zum Haß und Kampf gegen eine Kirche, welche das Zeichen des Friedens, das Kreuz, zum Zeichen des Mordes erniedrigt habe, und zur Vertilgung aller Deutschen auf. Als nun gar seine Partei im Bunde mit den Horebiten aus dem Königgrätzer Kreise (so genannt nach ihrem Waffenplatze Horeb bei Hohenbruck) einen vergeblichen Versuch gemacht hatte, den Hradschin in Prag und den Wyschehrad den deutschen Besatzungstruppen zu entreißen, da schleuderte Sigmund von Kuttenberg aus, wohin er sich im Mai 1420 begeben hatte, so schwere Drohungen gegen die Prager, daß diese sich entschlossen, die fanatischen Taboriten selbst herbeizurufen.

Die Taboriten.

Letztere hatten inzwischen ihre religiöse und militärische Organisation auf Tabor vollendet. Aller Pomp der katholischen Kirche, jede Zierde des Gottesdienstes war abgeschafft. Die Priester erteilten das Abendmahl im einfachen Hausrock in tschechischer Sprache. Man bereitete sich schon jetzt in frommer kommunistischer Gemeinschaft von „Brüdern“ und „Schwestern“ auf das nahe Ende der Welt vor, wenn Christus selbst vom Himmel niedersteigen und ein neues Paradies herstellen werde. Damit er aber nur Gläubige vorfinde, gedachte man, alle Ungläubigen auszurotten. Zu solchem Zwecke hatten sich die Taboriten unter vier Hauptleuten, von denen aber Zizka doch das eigentliche Haupt bildete, vollkommen militärisch organisiert. Mit wunderbarem Geschick hatte er die rohen Landleute so geschult, daß in ihrer Hand die einfachsten und billigsten

209. Ein mit doppelter Wagenburg befestigtes Lager (15. Jahrhundert).
Nach dem „Mittelalterlichen Hausbuche“.

Waffen, der Spieß, der Dreschflegel oder die Keule, natürlich mit starkem Eisen beschlagen, sich zum mannigfachsten Gebrauche fügten; daneben wandte er die Pulverwaffen in weit größerem Maßstabe an als seine Gegner. Die bedeutendste Erfindung seiner Kriegskunst war aber die Verwendung der Gepäckwagen als eine die Taboriten umgebende Festungs- oder vor ihnen hergehende Schanzmauer. In der Kunst, diese zu richten und zu bewegen, besaßen sie eine solche Übung und Sicherheit, daß sie bei allen Feinden bald für unbesieglich, ja für unangreifbar galten.

Der erste Kreuzzug gegen die Hussiten und die Prager Artikel.

Herbeigerufen von den Pragern, machten sie ihren Weg durch Böhmen wie Räuber und Mordbrenner. Alle Kunstdenkmäler wurden zertrümmert, alle Klöster beraubt und niedergebrannt, alle Mönche und katholischen Priester unbarmherzig getötet. Bei der Einäscherung von Rabi (im Mai 1420), dem Schlosse des Herrn von Riesenberg, ließ Zizka sieben katholische Priester in die Flammen werfen. Obwohl er bei dieser Gelegenheit durch den Verlust des zweiten Auges vollkommen erblindete, kommandierte er nach wie vor von einem Karren aus die Schlachten. Am 20. Mai langte er mit

9000 Mann in Prag an und erhielt bald darauf noch Verstärkungen aus dem Westen Böhmens. Erst als er einen allgemeinen Sturm gegen die Königsburg anordnete, eilte Sigmund mit dem Kreuzheere herbei, welches allmählich bis auf die Höhe von 100000 Mann angewachsen war, und begann am 30. Juni die Belagerung der Hauptstadt; fünf Kur- und viele andre Fürsten begleiteten ihn. Allein der Sieg war nicht bei seinen Fahnen. Den gewaltigen Sturm, der, längst vorbereitet, am 14. Juli unternommen wurde, schlug Zizka von dem Witkowberge herab — seitdem Zizkaberg genannt — energisch zurück. Die Meißener und Thüringer flüchteten zuerst, die andern ihnen nach. Sofort begannen die Verhandlungen über einen Frieden auf Grund der vier Prager Artikel, die schon im Anfange des Monats Juli als Grundlage jeder künftigen Aussöhnung von allen Parteien vereinbart waren. Danach sollte in ganz Böhmen: 1) das Wort Gottes frei verkündigt, 2) das Abendmahl unter beiderlei Gestalt gereicht, 3) den Priestern und Mönchen alles irdische Gut genommen, 4) alle Todsünde ordnungsgemäß bestraft werden. Übrigens erklärte man sich bereit, Belehrung aus der Heiligen Schrift anzunehmen und etwaiges Unrecht zu bessern. Gerade hieran aber scheiterte der Friedensversuch, da nach Ansicht der Katholiken der christliche Glaube allein auf der Autorität der Kirche, nicht auf der „von der Heiligen Schrift gebundenen Vernunft" beruhen dürfe.

Sigmunds Krönung in Prag und Flucht.

Es war nur ein scheinbarer Erfolg des ersten Kreuzzuges, daß Sigmund, der einen Teil des böhmischen Adels für sich gewonnen hatte, unter dem Schutze der Königsburg am 28. Juli sich im Dome von St. Veit krönen ließ. Zwei Tage später verließ er Prag, da die Lebensmittel nicht mehr ausreichten, um das große Kreuzheer zusammenzuhalten. Kaum war er fort, so nahmen die Prager durch Vertreibung aller Deutschen und durch Einziehung ihrer Güter eine so machtvolle Stellung ein, daß sie den wilden und plündernden Taboriten die Freundschaft und Gemeinschaft aufkündigen konnten. Während diese gutwillig abzogen und im ganzen Süden Böhmens die Herren wurden, zwangen jene, nachdem sie den mit mährischen Truppen zu Hilfe eilenden König bei Pankratz am 1. November zurückgeschlagen hatten, die Besatzung auf dem Wyschehrad zur Übergabe, zerstörten den Königspalast und die herrlichen Kirchen und sandten Boten an Jagello von Polen, damit er nach Anerkennung der vier Artikel die Regierung übernehme. Doch ließ die Antwort lange auf sich warten und lautete ablehnend.

Raubzüge der Taboriten im deutschen Norden und Westen Böhmens.

Inzwischen gab der Abzug des geschlagenen königlichen Heeres den siegestrunkenen Taboriten das Signal zum entsetzenvollsten Raub- und Mordzuge durch den Westen und Norden Böhmens. Indem sich bei ihnen mit dem Fanatismus des Religionshasses die Tollwut des Rassenhasses verband, fielen sie mit unbeschreiblicher Grausamkeit und Zerstörungslust über alle Vertreter und alle Werke des Katholizismus und des Deutschtums her. Die herrlichsten Kunstdenkmäler wurden zertrümmert, die blühendsten Kulturstätten verödet, alle katholischen Landedelleute, alle deutschen Kaufleute und Gewerbetreibenden in den Städten gemordet und Greise, Kinder, Frauen mit höhnischer Freude in die Flammen ihrer brennenden Häuser geschleudert. Es änderte wenig, daß ihr wildester Führer, Nikolaus von Hus, der vielleicht selbst nach der Krone strebte, am 24. Dezember 1420 durch einen Sturz vom Pferde sein Leben einbüßte. Zizka bezwang im Januar 1421 den Pilsener Kreis und wandte sich dann gegen den Norden. Nachdem er Komotau am Palmsonntage 1421 mit Sturm genommen und kaum soviel Menschen am Leben gelassen hatte, als nötig waren, um die Gemordeten zu verscharren, ergaben sich die meisten andern Städte freiwillig. Ebenso ging es im Königgrätzer Kreise. So gehorchte in kurzer Zeit der größte Teil des verwüsteten Landes den Geboten des blinden Helden vom Tabor.

Die Utraquisten und Taboriten.

Die Prager Utraquisten, die im allgemeinen in religiöser Beziehung über die vier Artikel nicht hinausgingen, hatten ihrer Stadt eine theokratische Verfassung, der Geistlichkeit eine besondere Macht verliehen und erklärten, in allen Dingen nach dem Willen Gottes und der Heiligen Schrift handeln zu wollen. Aber schon im November 1420 führten sie auch eine Zensur ein, um weitere Neuerungen zu verhindern. Denn soweit als irgend möglich gedachte man noch unter der Führung des Erzbischofs, der die vier

Artikel anerkannt hatte, an der katholischen Kirche festzuhalten, deren Formen man sogar bis zur Inquisition beibehielt. Dennoch kam es nicht zu einem offenen Bruche mit den Taboriten, solange noch Johann von Seelau und Jakob von Mies an der Spitze der Geistlichkeit standen, da diese zu den revolutionären Ansichten jener ebenso hinneigten, wie deren großer Führer, Johann Zizka, zu den gemäßigten Ansichten der Prager. Allein schon auf einer Disputation im Dezember 1420 kam es zu einer Darlegung dieser Gegensätze. Man war im Kreise der Taboriten doch bald zu der Überzeugung fortgeschritten, daß man zur Vorbereitung der nahen Wiederkunft Christi alle Sünden zu bestrafen, alle Sünder auszurotten berufen sei. Gewaltsam müsse man die ganze christliche Welt zur Bekehrung und idealen Vollkommenheit führen. In kirchlicher Beziehung strebte man bereits nach einer Aufhebung des Unterschiedes zwischen Priestern und Laien. Da die freie Schriftforschung als Gemeingut betrachtet wurde, so faßte besonders im Kreise der Handwerker die Lehre vom allgemeinen Priestertum Wurzel. Am auffallendsten aber waren die Veränderungen in den sozialen Verhältnissen. Die Frauen beteiligten sich nicht nur am Schriftstudium, sondern auch am Kampfe. Durch vollkommene Aufhebung der Standesunterschiede erhob man sich schon zum Begriffe der Volkssouveränität und durch das Gesetz der Gütergemeinschaft zum vollkommenen Kommunismus. „Wer Sondereigentum besitzt, begeht Todsünde" lautete der Satz, welcher jeden schrecken sollte, der nach eignem Gute strebte. Nur in den Städten, wo die Handwerker anfangs am willigsten der Neuerung gedient hatten, ließ sich dieser Grundsatz nie vollständig zur Herrschaft bringen.

Die Adamiten.

Solche, die in den schwärmerischen Konsequenzen des Glaubens an ein neues Paradies noch weiter gingen, fehlten freilich nicht. So lehrte ein junger mährischer Priester Hauska, es werde künftig keine Laien, keine Priester, aber auch keine Kirchen und selbst keine Ehe geben. Man nannte diese wilde Sekte, die überall die heiligen Gefäße und Monstranzen zerschlug, nach dem Namen von eingewanderten französischen Schwärmern Picarditen, bald darauf, als sie auch ihre Kleider ablegten und nackt in den Wäldern herumliefen, Adamiten. Da sie sich zum Gesetz machten, mit Mord und Brand das „ganze Sodoma" zu vertilgen, zog Zizka endlich im Frühjahr 1421 gegen sie, sprengte sie auseinander und ließ fünfzig, die ihre fanatischen Lehren nicht abschwören wollten, verbrennen.

Einigungsversuche.

Der Versuch auf einem Landtage zu Tschaslau (Juni 1421), im Verein mit den Bewohnern Mährens eine Landesregierung von 20 Männern aus allen Ständen und Parteien zustande zu bringen, kam ebensowenig zur Ausführung als der einer religiösen Einigung auf der Synode zu Prag im Juli 1421. Solange man Frieden nach außen hatte, gab es Streit im Innern; aber schnell war dieser vergessen, wenn von der katholischen Christenheit ein bewaffneter Angriff drohte.

Der zweite Kreuzzug.

Ein Vorspiel zum zweiten Kreuzzuge bildeten schon die siegreichen Kämpfe der Schlesier mit dem Landvolke des Königgrätzer Kreises und die große Niederlage, welche während der Abwesenheit Zizkas im August 1421 Friedrich der Streitbare von Meißen den Husiten bei Brüx zufügte. Um so erbärmlicher zeigte sich das große Kreuzheer von 200 000 Mann unter den vier rheinischen Kurfürsten und dem von Brandenburg. Hadernd lagerte man den September hindurch vor Saaz und lief auf die erste Nachricht, daß der blinde Zizka heranziehe, nach allen Himmelsgegenden auseinander. Sigmund, der freilich nicht seinem Versprechen gemäß mit ihnen zusammengetroffen war, hatte inzwischen wenigstens Mähren erobert, wo man die vier Artikel wieder abschwören mußte, und zog gegen Prag heran. Abermals rief man hier Zizka zu Hilfe, und dieser schlug mit seiner kleinen Schar bei Deutsch-Brod die große Armee des Königs am 8. Januar 1422 so entschieden, daß Sigmund eilends das Land verließ.

Enthauptung Johanns von Seelau.

Unmittelbar nach diesem Siege zerriß wieder der Bund der beiden Parteien. Der utraquistische Adel knüpfte über das Haupt aller Demokraten hinweg Verhandlungen mit dem erst kürzlich getauften Litauerfürsten Witowd an, der die vier Artikel anzuerkennen versprach, und der Prager Stadtrat machte in hinterlistiger Weise dem

Führer der Geistlichkeit, Johann von Seelau, ein Ende, der immer noch mit den Taboriten vermittelt hatte. Man lockte den gewaltigen Mönch auf das Altstädter Rathaus und ließ ihn hier mit neun Anhängern am 9. März 1422 enthaupten. Furchtbar war die Wut des niederen Volkes. Um den Tod seines Lieblings zu rächen, plünderte und zerstörte es die Häuser der Ratsherren, vernichtete selbst die Bibliotheken, mißhandelte die Priester, hieb die Schöffen kurzweg nieder und setzte am Tage darauf zehn neue Ratsherren ein, die der Partei des Getöteten zugehörten.

Der Litauer Korybut.

Inzwischen schickte Witowd seinen Neffen Korybut als Landesverweser nach Böhmen, und es ereignete sich, daß der junge, aber außerordentlich umsichtige und wohldenkende Fürst nicht nur von Zizka, sondern auch von den Pragern bereitwillig anerkannt wurde. Als er nun die königliche Feste Karlstein zu belagern unternahm, berief Sigmund eilends einen Reichstag nach Regensburg zum Pfingstfeste 1422.

210. Der Marktplatz zu Leitmeritz mit dem Kelchturme.

Da er jedoch selbst erst im Juli aus Ungarn heimkehrte, fand er die Aufforderung vor, sich nach Nürnberg zu begeben, wohin die Stände eigenmächtig ihre Sitzungen verlegt hatten. Trotz dieser Mißachtung der königlichen Autorität, wie sie in der deutschen Geschichte zum erstenmal vorkam, folgte Sigmund ihrem Rufe, weil er der Stände mehr bedurfte, als sie seiner. Mühsam kam es im August in Nürnberg zu einem Beschluß über einen neuen großen Kreuzzug und über die Art der Truppenstellung. Da der Plan einer einprozentigen Einkommensteuer von den Städten energisch verworfen wurde, so verfaßte man eine sogenannte Reichsmatrikel, in der festgestellt wurde, wie viel „Lanzen" (zu je drei bis fünf Mann) jeder Reichsstand, je nach Macht und Reichtum, zu stellen hätte. Zum Feldherrn wurde allein Friedrich von Brandenburg ernannt; allein weder seine Vortrefflichkeit, noch die vom Papste geweihte Fahne, die Sigmund ihm im September in Nürnberg überreicht hatte, verhalf zum Siege. Er mußte zufrieden sein, einen Waffenstillstand mit der Besatzung von Karlstein vermittelt zu haben, und zog ab, weil sein Kriegsheer gar zu klein war. Korybut aber, der gerade zu derselben Zeit einen Aufstand der wilden Volkspartei in Prag niederwerfen mußte, verließ im Dezember 1422 Böhmen wieder, weil Witowd und Jagello infolge einer persönlichen Besprechung mit Sigmund alle Pläne auf Böhmen aufgaben.

Der dritte Kreuzzug.

Sofort begannen nun wieder die blutigsten inneren Kämpfe. Zizka zerfiel mit dem tschechischen Adel und wandte sich vorübergehend zu einem abenteuerlichen Zuge nach Ungarn. Währenddessen beschlossen auf einem Landtage in Prag die Gemäßigten, zwölf Hauptleute als Reichsverweser einzusetzen und eine Einigung mit den Katholischen auf Grundlage der Heiligen Schrift zu versuchen. Indem so die Aussichten für Sigmund günstiger erschienen, erbitterte er die Slawen dadurch, daß er im Oktober 1423 seinen Schwiegersohn, Albrecht von Österreich, mit Mähren belehnte. So waren die Barone von ihren Friedensneigungen schon wieder abgekommen, als Zizka zurückkehrte. Mit unerhörter Wut stürmte er jetzt gegen Prag und gegen den Adel an, dem er Heuchelei und Abfall vorwarf. In solcher Not rief man den bewährten Korybut herbei, nicht als Reichsverweser wie ehemals, sondern als geachteten Kriegsfürsten, und ihm gelang es, einen Frieden und zugleich einen gemeinsamen Kriegszug gegen Mähren zu verabreden. Zizka sollte ihn anführen, aber ehe es dazu kam, starb er, der gewaltigste und geachtetste aller Hussitenführer, am 11. Oktober 1424 in der Nähe der mährischen Grenze an Pestbeulen. Zizkas Tod.

Nach dem Tode des großen Führers zerfielen die Taboriten in zwei Parteien. Die eine nannte sich zum Andenken an ihn die Waisen oder Orphaniten und wählte sich kein militärisches Oberhaupt. Sie nahmen ihren Lagerplatz in und um Königgrätz und vertraten nach dem Muster des Verstorbenen die milderen Anschauungen, die den Pragern nicht zu fern standen. Die andre Partei behielt die alten Ordnungen in Tabor bei und stellte später den sogenannten großen Prokop oder Prokop Holy (oder Rasa, d. h. den „Geschorenen", denn er war Mönch gewesen) an ihre Spitze. Im Kampfe fand man beide Parteien zusammen gegen die Universitätspartei der Utraquisten und den deutschen Adel. Am 18. Oktober 1425 rangen sie in blutiger Schlacht mit den Pragern unter Korybut und erzwangen sich einen günstigen Frieden. Dann zogen sie plündernd, raubend und mordend im Lande umher. Als sie die schöne Stadt Aussig, die den Herzögen von Sachsen verpfändet war, belagerten und Friedrich von Meißen, seit 1423 Kurfürst von Sachsen, mit andern deutschen Fürsten der Stadt zu Hilfe kam, wurde er am 16. Juni 1426 nach heißem Ringen vollkommen geschlagen, Aussig am Tage darauf geplündert und verbrannt. Durch diesen Erfolg ermutigt, verlangte Prokop, der mehr Priester als Krieger war, daß alle hussitischen Heere in die deutschen Lande einbrächen. Aber die Prager lehnten entschieden ab, weil es ihnen mehr um Ordnung der inneren Verhältnisse zu thun war. Doch stellten sie an ihre Spitze Johann von Rokycana und brachten Korybut gefangen auf den Hradschin, weil sie dahinter kamen, daß er immer noch im Dienste der katholischen Kirche thätig wäre. Im Mai des Jahres 1427 begannen nun die Taboriten allein unter Prokop Holy ihre Raubzüge in die Nachbarländer, teils um den Feind im eignen Lande aufzusuchen, teils um der einheimischen Not aufzuhelfen, da in Böhmen Ackerbau und Gewerbe vollkommen vernichtet waren. Als sie eben aus Schlesien und der Lausitz reiche Beute heimgeschleppt hatten, ließ Martin V. wieder, da Sigmund mit den Türken beschäftigt war, einen Kreuzzug (den vierten) durch seinen Legaten, Heinrich von Winchester, predigen, und es kam wirklich in Frankfurt (Mai 1427) zu einem Reichstagsbeschluß über eine Hussitensteuer und eine allgemeine Rüstung. Unter den Kurfürsten von Trier, Sachsen und Brandenburg, die von verschiedenen Seiten einbrachen, um sich in Pilsen zu vereinigen, zog das Kreuzheer herbei. Aber schnell hatten sich die hussitischen Parteien geeinigt. Prokop wurde in Prag mit Jubel empfangen, Korybut übrigens bei dieser Gelegenheit in die Heimat entlassen, und das deutsche Kreuzheer bei Mies am 4. August 1427 so gänzlich in die Flucht geschlagen, daß die wilden Schwarmzüge der Hussiten, jetzt auch der Waisen unter ihrem Führer Prokupek oder Prokop dem Kleinen, sofort wieder begannen. Selbst die Prager, die eben mit Sigmund wieder Unterhandlungen angeknüpft, dann in der eignen Stadt einen blutigen Kampf der Parteien durchgemacht hatten, kamen zu dem Schlußresultat, sie wollten alle gemeinsam gegen die Deutschen ausziehen. So loderten von neuem die Flammen auf in der Lausitz, Schlesien, Meißen, Sachsen, Thüringen und Die Taboriten und die Waisen. Der vierte Kreuzzug.

Raubzüge der Hussiten in die Nachbarländer.

Franken. Bis vor Nürnberg zogen die wilden Raubscharen, aber hier erschien der Kurfürst Friedrich von Brandenburg als Vermittler. Gegen eine große Geldsumme und das Versprechen eines Religionsgespräches in Nürnberg machten sie am 6. Februar 1430 Frieden und gingen mit massenhafter Beute heim. Als jedoch das Religionsgespräch nicht gleich zustande kam, zogen sie wieder aus nach Schlesien, Mähren und bis tief nach Ungarn hinein. Die Verzweiflung in Deutschland war allgemein; man blickte wohl gar mit Hoffnung auf jene Heldin in Frankreich, die nach Bewältigung der Engländer auch die Ketzer bezwingen werde, und wandte sich endlich mit der sehr energischen Aufforderung an Sigmund, er möge sich entschließen, endlich einmal einen Reichstag selbst abzuhalten und die Zügel des Regimentes in seine Hand zu nehmen. Dennoch kam er auch 1430 noch nicht, trotzdem er es den Boten des Reiches fest versprochen, sondern erst 1431 nach Nürnberg. Um alle Kräfte zu vereinigen, beschloß der Reichstag zunächst den üblichen allgemeinen Landfrieden, dann eine viermal größere Truppenmasse als 1422 und endlich, daß für „Zucht und Ordnung wie für eine gegliederte Heereseinrichtung Sorge getragen" werde. Auch bei den Husiten, deren Scharen längst nicht mehr die frommen Kinder der tschechischen Nation, sondern den Auswurf aller Nachbarländer enthielten, war das Bedürfnis nach Frieden vorhanden. Ein Landtag in Prag verhandelte unter Johann von Rokycana mit Sigmund; allein dieser wollte unbedingte Unterwerfung unter den Ausspruch des eben zusammengetretenen Konzils zu Basel, jene beriefen sich allein auf die Heilige Schrift. So mußten denn doch wieder die Waffen entscheiden. Nur mit Abneigung und allein unter der Bedingung, auch Frieden schließen zu dürfen, übernahm Friedrich von Brandenburg den Oberbefehl über das starke Heer von 99 000 Fußsoldaten und 40 000 Reitern, das von Westen in Böhmen eindrang, während Herzog Albrecht von Mähren aus angriff.

Der fünfte Kreuzzug.

Aber die Husiten waren schnell geeint und voll Begeisterung. Am 14. August 1431 errang Prokop der Große bei Taus einen so entschiedenen Sieg, daß die Deutschen über alle Grenzen gedrängt wurden. So war auch der fünfte Kreuzzug schmählich mißglückt, und man entschloß sich endlich, nicht mehr den Weg des Kampfes, sondern den der Verhandlungen zu beschreiten.

Die Baseler Kompaktaten.

Der Kardinal Cesarini, der Zeuge der letzten Niederlage gewesen war, veranlaßte es selbst, daß die Baseler Väter sich mit einem freundlichen Schreiben an die Böhmen wandten, um sie zur Verhandlung mit dem Konzile zu bestimmen. Die Wirkung dieses ersten versöhnlichen Schrittes zeigte sich unverzüglich. Die Prager, der utraquistische Adel und selbst die Orphaniten erklärten sich sofort bereit zu unterhandeln, während die Taboriten in einem Manifeste „an das deutsche Volk" die Autorität des Papstes und des Konzils als nichtig bezeichneten. Allein auch sie ließen sich endlich gewinnen, in Eger mit den Baseler Abgesandten die Beschickung des Konzils zu verabreden. Trotzdem hörten sie mit ihren grausamen Plünderungszügen nicht auf, weil diese dem entarteten Gesindel, das sich jetzt Taboriten und Orphaniten nannte, schon zur Lebensgewohnheit geworden waren; diesmal durchstreiften sie die Mark Brandenburg weit über Berlin hinaus. — Am 4. Januar 1433 langten Johann von Rokycana und Prokop Rasa in Basel an, und es begannen die eifrigsten und zum Teil gelehrtesten Debatten über die vier Prager Artikel. Da aber jeder Teil in der Überzeugung handelte, den andern endlich zu gewinnen, so war man nach einem Vierteljahr noch keinen Schritt weiter gekommen, und die Husiten, denen man höchstens den Kelch im Abendmahle zugestehen wollte, reisten im April unverrichteter Sache ab. Allein das Konzil selbst gab die Sache noch nicht verloren. Es schickte zehn Abgeordnete mit nach Prag, welche die Verhandlungen mit dem Landtage dort fortsetzen sollten, und wies sie insgeheim an, womöglich die Gemäßigten zu gewinnen und die schwärmerischen Taboriten dadurch zu isolieren. Allerdings konnte von einem wirklichen Frieden mit diesen überhaupt keine Rede sein; waren sie doch nicht einmal während der Verhandlungen gewillt, Waffenruhe zu halten. Unter Prokop dem Großen plünderten sie im Frühjahr 1433 vor allem die ungarische Gespanschaft Zips, im Sommer Preußen über Dirschau und Danzig hinaus bis zu dem reichen Kloster Oliva und dem Ostseestrande. Mit

allem Ernst aber gingen die Prager und der utraquistische Adel auf die Friedensverhandlungen ein und nahmen am 30. November 1433 mittels Handschlag die vier Prager Artikel (s. S. 414) mit denjenigen Modifikationen an, die das Konzil hinzugethan hatte (Baseler Kompaktaten). Da freilich die Zusätze zu jedem Artikel gerade der Art waren, daß sie eigentlich den Vordersatz desselben aufhoben, so wollte schließlich die Mehrheit des Landtages unter Johann von Rokycana jene Kompaktaten nur bedingungsweise eingeführt wissen, und die Baseler reisten wieder unverrichteter Sache ab.

Niederlage der Hussiten bei Böhmisch-Brod.

Eine große Partei des Friedens war aber doch gewonnen. Auch der böhmische Adel, der jene Artikel ohne Bedingung annahm, stiftete wieder seinen Herrenbund „zur Wiederherstellung der Ordnung und des Friedens im Lande" und verband sich mit den Prager Altstädtern und vielen katholischen Edelleuten, da es allen auf die Niederwerfung der fanatischen Meuterer zumeist ankam. Schon gab es freilich im eignen Lager derselben Mord und Totschlag, als den Taboriten und Waisen, die Pilsen umstellt hatten, die Lebensmittel ausgingen und eine Abteilung, die aus Bayern solche herbeiholen wollte, bis auf den Hauptmann niedergemacht wurde. Als Prokop der Große diesen bei seiner Rückkehr vor der Rache der Hungernden schützen wollte, wurde er selbst mit einem Stuhle ins Antlitz geschlagen und eine Zeitlang gefangen gehalten. Aber sogleich war aller Zwiespalt vergessen, als der Herrenbund im Mai 1434 mit den Altstädtern zusammen die Orphaniten aus der Neustadt-Prag verjagte. Nun gaben die Taboriten die Belagerung von Pilsen auf und sammelten ihre Scharen im Osten von Prag zwischen Kolin und Böhmisch-Brod. Hier kam es endlich am Sonntage den 30. Mai 1434 bei dem Dorfe Lipan zur letzten kriegerischen Entscheidung. Da die Taboriten ihre Wagenburg nicht verließen, wandten sich die Herren, die in der Überzahl waren, scheinbar zur Flucht und lockten sie dadurch aus ihrer festen Stellung. Kaum aber hatten jene sich nun mit dem Jubelrufe: „Sie fliehen, sie fliehen!" auf die scheinbar Fliehenden gestürzt, so wurden sie von der Reiterei in der Flanke und gleich darauf von der plötzlich sich wendenden Armee von vorn angegriffen. Bei dem erbitterten Gemetzel, welches nun folgte, blieben 13000 Taboriten — 18000 waren es im ganzen nur gewesen — tot auf dem Schlachtfelde, darunter beide Prokope. Der grausame Bürgerkrieg war zu Ende, und man konnte daran gehen, die Wunden zu heilen, die er geschlagen hatte. Aber, wie es zu geschehen pflegt, ging aus dem mit Blut und Leichen besäeten Acker eine ganz andre Frucht auf, als man erwarten durfte.

Sigmunds Römerzug und Kaiserkrönung.

Mitten im Gedränge der Türken- und Hussitenkriege erwachte in dem römischen Könige die Sehnsucht, den Schmuck der beiden Kronen zu erwerben, die jenseit der Alpen für das Oberhaupt Deutschlands aufbewahrt lagen. Als er unmittelbar nach der schmählichen Niederlage bei Taus mit einigen hundert ungarischen Streitern seinen Römerzug unternahm, verband er damit zugleich zwei andre Hoffnungen: die Venezianer zu demütigen und den Papst Eugen IV. mit den Baseler Vätern zu versöhnen. Da jene nach dem Norden wie nach dem Westen hin ihr Gebiet unablässig zu vergrößern suchten, so ging sein Bestreben zunächst dahin, ihr Vordringen gegen Ungarn in Friaul durch einen Bund mit den Mächten Oberitaliens zu schwächen. Er bedurfte desselben um so mehr, als kein deutscher Fürst sich einfallen ließ, ihn nach Italien zu begleiten: das Interesse für die Römerzüge ihrer Könige war den deutschen Reichsständen längst abhanden gekommen. Nur einem Herzoge von Mailand konnte ein solcher noch wertvoll erscheinen. Filippo Maria Visconti war schnell einverstanden, und am 25. November 1431 empfing Sigmund unter seinem Schutze die wertlose lombardische Krone. Dann vereinigte er (Dezember 1431) den Herzog von Savoyen und den Markgrafen von Montferrat mit Mailand zu einem Bündnis gegen Venedig und begab sich über Piacenza, Parma, Lucca bis nach Siena, wo er jedoch zehn Monate von den Florentinern belagert wurde (vom Juli 1432 bis zum Mai 1433). Unablässig war er währenddessen mit dem Papste Eugen IV. in Unterhandlung, der bisher dem Baseler Konzil und jedem Anhänger desselben mit dem Banne gedroht hatte. Nur das diplomatische Geschick des königlichen Kanzlers Kaspar Schlick vermochte über die

Hartnäckigkeit des Kirchenfürsten den Sieg davon zu tragen. Durch fortdauernde und dringende Vorstellungen, daß allein durch Herstellung der Sittenreinheit und durch Ausrottung der böhmischen Ketzerei, wie sie das Konzil im Sinne habe, das Ansehen der Kirche und des apostolischen Stuhles wiederhergestellt werden könne, ließ sich jener bewegen, dieses anzuerkennen (16. Februar 1432) und endlich auch am 7. April 1434 mit dem Könige selbst den Frieden von Ferrara zu schließen, an welchem zugleich Venedig, Florenz und Mailand teil hatten. Sigmund verpflichtete sich, die allgemeine Anerkennung des Papstes in der ganzen Christenheit zu befördern und auch das Konzil von kecken Schritten zurückzuhalten. Nachdem er unter diesen Bedingungen am Pfingsttage, den 31. Mai 1433, von dem Papste eigenhändig gekrönt war, wie solches seit zwei Jahrhunderten nicht geschehen*), begab er sich sofort nach Basel, um auch hier die Anerkennung der päpstlichen Oberherrschaft zu fördern. Erwartete er doch allein von dem Einverständnis dieser beiden höchsten Autoritäten auch die vollständige Unterwerfung der Hussiten unter sein königliches Zepter. Unwillig über die Mühe, welche es kostete, um das Konzil nur dahin zu bringen, daß es sich einen päpstlichen Legaten als Vorsitzenden und Leiter gefallen ließ (April 1434) und den Böhmen etwas Nachgiebigkeit zeige, schied er von Basel und nahm die letztere Angelegenheit selbst in die Hand.

Die Iglauer Artikel.

Da die Krieger tot waren, mußten sich auch die Priester fügen. An Versuchen fehlte es zwar nicht, von seiten der böhmischen Landtage und selbst des Herrenbundes günstigere Friedensbedingungen als die des Jahres 1433 zu erhalten, vor allem die Gewißheit, daß die Erzbischöfe und Bischöfe des Landes vom Landtage und von der Geistlichkeit gewählt, vom Könige bestätigt wurden, allein das Konzil wollte durchaus keine andre Grundlage des Friedens anerkennen, als die vier Artikel vom 30. November 1433. Da aber Kaiser Sigmund, den die Abgeordneten auf ihrer Rückkehr von Basel trafen, ihnen das Versprechen mitgab, er werde jene Art der Bischofswahl selbst beim Konzil befürworten, so wählte der Landtag im September 1434 sofort Johann von Rokycana zum Erzbischof. Allein Sigmund hatte sich getäuscht. Die Baseler Väter verlangten hartnäckig, daß er sein den Böhmen gegebenes Versprechen widerrufe. So wäre wieder jede Friedenshoffnung verschwunden, wenn nicht der Kaiser den bedrängten Gewissen durch seine Gewissenlosigkeit zu Hilfe gekommen wäre. Den Baselern gab er die Versicherung, daß „er sich in Angelegenheiten des Glaubens und der Kirche nicht mischen werde", den Böhmen, „er habe nichts dagegen, wenn sie auch einen Esel zum Erzbischof wählten". Schließlich versprach er ihnen für die Anerkennung Rokycanas zu wirken. Da entschlossen sich denn die Gesandten des böhmischen Landtages, in feierlicher Stunde auf dem Marktplatze zu Iglau am 5. Juli 1436 die Kompaktaten anzunehmen und der katholischen Kirche, die gleichzeitig den Kirchenbann von ihnen nahm, Treue zu schwören. Nachdem der Kaiser ihnen noch am 20. Juli in einem großen Majestätsbriefe allgemeine Amnestie und die alten Landesfreiheiten zugesichert hatte, nach denen kein Deutscher ein Amt erhalten sollte, erkannten auch die Stände Böhmens ihn als ihren rechtmäßigen König an.

Sigmund in Prag.

Nach siebzehnjährigen grausamen Religions- und Rassenkämpfen hielt der Kaiser am 23. August 1436 mit seiner Gemahlin seinen festlichen Einzug in Prag. Daß er die Utraquisten nur noch dulde, den Katholiken allein zugethan sei, bewies er gleich in den ersten Tagen seiner Regierung durch die Besetzung der Ämter, die Zurückberufung vieler Geistlichen, die Herstellung vieler Klöster; auch Rokycana duldete er nicht als Erzbischof, sondern rief den vom Konzile ernannten Philibert von Coutances herbei und besetzte das neugebildete Landgericht zur Hälfte mit Katholiken. Reste der Taboriten, die noch im Lande plünderten und von ihrem Berge Sion aus die Umgegend bedrohten, ließ er im September 1437 überfallen und gefangen nehmen.

*) Die letzte Krönung eines Kaisers durch einen Papst war die Friedrichs II. durch Honorius III. gewesen. Heinrich VII. (1312) und Karl IV. (1355) wurden durch Kardinallegaten, Ludwig der Bayer (1328) durch Sciarra Colonna im Namen des römischen Volkes gekrönt. Alle übrigen sind nur deutsche und römische Könige gewesen; doch wurde es seit dem Kurverein zu Rense eine Zeitlang üblich, sie auch „Kaiser" zu betiteln; bei Sigmund geschah es vor der Krönung nicht.

Auf dem Altstädter Marktplatze wurden dreiundfünfzig aufgehängt, der Anführer am höchsten Galgen an einer goldenen Kette und mit goldenem Gurte. Wie sehr ihm die Taboriten insgeheim deshalb grollten, sollte er später selbst noch erfahren.

Überschaut man den ganzen Ertrag des Hussitenkampfes, an den so viele schöngeformte Trümmer auf Böhmens Bergkuppen erinnern, so findet sich nichts mehr von den kommunistischen Einrichtungen, einiges von der religiösen Neuerung, wenn auch nicht so wertvoll, daß später die Reformation daran hätte energisch anknüpfen können; nur eines ist fast vollkommen erreicht: die gewaltsame Tschechisierung Böhmens. Das wunderbarschöne Land, welches Karl IV. zur Heimat deutscher Kunst und deutscher Wissenschaft, zur Grundlage des deutschen Kaisertums machen wollte, wurde durch das Ungeschick seiner Söhne, bedeckt mit Trümmern einer vergangenen Kultur, wie es scheint, für immer slawischer Barbarei preisgegeben.

Verschwörung der Kaiserin Barbara. Des Kaisers Tod.

Daß die Art, in welcher Sigmund den Frieden in Böhmen zur Niederhaltung der Hussiten benutzte, offene und geheime Erbitterung erzeugt hatte, ist natürlich. Bis zu welchen ausschweifenden Plänen dieselbe aber führen könnte, sollte der Siebzigjährige noch in seinem letzten Lebensjahre erfahren. Seine Gemahlin Barbara, eine geborene Gräfin von Cilly, lasterhaft und herrschsüchtig zugleich, setzte sich insgeheim mit den Aufständischen in Böhmen in Verbindung, um ihren Gemahl zu entsetzen und ihrem Schwiegersohne Albrecht von Österreich die Nachfolge zu entreißen. Sie, die 45jährige, versprach, dem 13jährigen Wladislaw III. von Polen die Hand zum Ehebunde zu reichen, durch ihre Verwandten ihm auch die Krone Ungarns zu verschaffen und so ein großes slawisch-magyarisches Reich mit einer eignen hussitischen Kirche zu gründen. Der Kaiser lag gerade krank in Prag — er hatte sich eine große Zehe müssen abnehmen lassen — als er davon erfuhr. Trotzdem brach er sofort nach Mähren auf, er selbst vorausgetragen in einer offenen Sänfte, einen Lorbeerkranz in den grauen Haaren, begleitet von seiner Gemahlin und vielen böhmischen, mährischen und ungarischen Großen. Erst in Znaim, wo er mit seiner Tochter Elisabeth und deren Gemahl Albrecht zusammentraf, offenbarte er den Grund dieses schnellen und eigentümlichen Wegzuges aus dem rebellischen Böhmen, ließ Barbara verhaften und sämtliche Herren seiner Begleitung seinem Schwiegersohne den Eid der Treue leisten, da er die Nähe des Todes fühlte. Dann ließ er sich das kaiserliche Ornat anlegen, die Kaiserkrone auf das Haupt setzen, hörte die Messe und verschied, auf dem Throne sitzend, am 9. Dezember 1437. Nach seinem Befehle wurde seine Leiche noch einige Tage öffentlich ausgestellt, „damit jedermann wisse, daß all der Welt Herr tot und gestorben sei".

Der letzte Luxemburger war von wunderbarer Schönheit, jeder Zoll ein Herrscher, zugleich ein Mann der glänzenden Rede in sieben Sprachen, der durch Schmeichelei, Gleichnisse, Humor und Gedankenfülle den Hörer zu gewinnen wußte. Den Priestern war er abhold und spottete alles Aberglaubens. Treue im kleinen und großen war ihm unbekannt. Von seiner ewigen Geldnot, seinen beständigen Anleihen selbst bei kleinen Leuten und Handwerkern, von seiner übermäßigen Neigung zu Verschwendung, Trunk, Schlemmerei und schönen Frauen wissen die Zeitgenossen nur zu viel zu erzählen.

Sigmunds geringe Bedeutung.

So großartig sein Plan gewesen war, der Kirche und der Welt den Frieden zu geben, so manches schwere Werk ihm gelungen war, dennoch hatten die Reiche, deren Herrscher er war, ihm wenig zu danken: weder in Ungarn, noch in Böhmen, noch in Italien, noch in Deutschland hinterließ er viel bessere Zustände, als er sie vorgefunden; um sein Königreich Burgund hat er sich nie gekümmert.

Papst Eugen IV. und Kardinal Cesarini.

An die Stelle des gewaltigen und oft gewaltsamen Papstes Martin V., der in dem Augenblicke gestorben war, als er das Konzil nach Basel ausgeschrieben hatte, war Eugen IV. (1431—47) getreten. Er war damals 47 Jahre alt, von hoher, fürstlicher Gestalt, obwohl der Sohn eines venezianischen Kaufmannes, und hatte seine Jugend im Kloster San Giorgio in Venedig verbracht. Theologie hatte er so wenig als Jurisprudenz studiert, und doch war ihm die schwere Aufgabe zu teil geworden, mit einem Konzil von Gelehrten und Priestern die Reformation der Kirche zustande zu bringen. Hindern oder aufschieben konnte er jenes nicht; darum wiederholte er am Tage seiner Krönung, am 12. März, die Berufung nach Basel und ernannte den schon

von Martin dazu auserlesenen Kardinal Giuliano Cesarini zum Leiter desselben. Alles, was jenem fehlte, besaß dieser und noch mehr. Ein geborener Römer aus armem, aber altem Adel, von geist- und anmutvollem Antlitz, reich an juristischen und humanistischen Kenntnissen, die ihn befähigten, schon in Jünglingsjahren einer der gesuchtesten Lehrer an der Universität Padua zu werden, sittenrein wie Eugen und doch beweglich wie ein Weltmann, war er geeigneter und würdiger, als jeder andre, an der Spitze jener großen Versammlung zu stehen, die im Frühjahr 1431 nach Basel zusammenkam. Die anfangs spärlich und vereinzelt eintreffenden Bischöfe suchte er zu ermutigen und zum Bleiben zu bewegen, um so mehr, da er durch einen vorübergehenden Besuch in Böhmen und als Augenzeuge der Niederlage von Taus (s. oben) die feste Überzeugung, aber auch die Hoffnung gewann, daß nur durch Unterhandlung auf einem Konzil das Hussitentum wieder zur Kirche zurückgeführt werden könne.

Das Baseler Konzil.

211. Italienische Ritter aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts.

Nach dem Basrelief an der Bronzethür der St. Peterskirche zu Rom.

Die Gruppe ist der Darstellung einer Kaiserkrönung entnommen; deshalb hält auch der erste (unmittelbar hinter dem Kaiser stehende) ein Schwert in der Hand. Sie tragen ein aus Kettengeflecht bestehendes Unterkleid, das oben am Halse und vorn an den Armen sichtbar ist; darauf ein bis auf die Hüften reichendes Wams und über dieses ein kurzes mit Pelz besetztes Überkleid, dessen Armlöcher weit ausgeschnitten sind. Bein- und Fußbekleidung bestehen aus einem Stück, wie es damals fast allgemein gebräuchlich war. (Hefner-Alteneck.)

Mit Eifer gingen die 30 bis 40 Väter, fast nur Italiener und Spanier, sofort an das Werk und gaben sich eine Geschäftsordnung, die von der in Konstanz angewandten sehr vorteilhaft verschieden war. Nicht in Nationen, sondern in Deputationen zerlegte man die Versammlung, und zwar nach den Thematen, welche zur Besprechung kommen sollten: Glaubenssachen und Ketzerei, der europäische Friede, die Reform der Kirche und allgemeine, gemischte Konziliengeschäfte. In eine solche Deputation wurde nun durch eine Kommission von zwölf Männern jedes ankommende Mitglied nach vorhergegangener Prüfung seiner Zulässigkeit eingewiesen und darauf gesehen, daß möglichst die Nationen und die verschiedenen Rangstufen (Kardinäle, Bischöfe, Äbte, Doktoren) gemischt erschienen. Da nun in jeder feierlichen Generalversammlung nach Deputationen gestimmt wurde, so mußten sich immer drei für eine zu beschließende Neuerung erklären. Standen zwei gegen zwei, so wurde die Beratung noch einmal vorgenommen. Auf solche Art sicherte sich das Konzil selbst vor übereilten Beschlüssen.

Eugen IV. im halben Frieden mit dem Konzil.

Eugen aber, den es kränkte, daß man die Beratungen mit Verlesung des Decretum Frequens (s. S. 405) begonnen hatte, in dem jedes Konzil über den Papst gestellt wurde, befahl schon am 18. Dezember, noch ehe eine feierliche Sitzung gehalten war, die Aufhebung und berief ein Konzil für anderthalb Jahre später nach Bologna: dort werde er selbst hinkommen. Dem gegenüber aber erklärte nun das Baseler Konzil auf das bestimmteste, daß es nach der in Konstanz beschlossenen Form ein allgemeines sei, dem auch der Papst zu gehorchen habe, und schickte Boten an alle Fürsten und Reichsstädte, um Gutachten darüber einzuholen. Alle stimmten ihm bei, am lebhaftesten

Sigmund, der ihm seine Beihilfe „bis zum Tode" zusagte und es aufforderte, an den widerspenstigen Papst und seine Kardinäle Citationen ergehen zu lassen. Dadurch gewannen die Baseler Väter sogar den Mut, Capranica, welcher von Martin zum Kardinal designiert, von Eugen aber aus rein persönlicher Feindschaft nicht zugelassen war, als er klagend vor ihnen erschien, das Kardinalat zu bestätigen. Damals gerade unternahm Sigmund seinen Römerzug, von dem er sich viel und dem Konzil noch mehr versprach. Als er diesem melden ließ, er werde Eugen zur Reise nach Basel bewegen, rief der Vertreter der Universität lachend: „wir kennen beide!" Gleichzeitig mehrte sich täglich die Zahl der Teilnehmer und das Ansehen des Konzils. Das berühmte Werk des Nikolaus von Cues über die katholische Einheit, in welchem er die Rückkehr zu den Satzungen und Formen der alten Kirche anrät, fand die eifrigsten Leser. Selbst die „Reformation Kaiser Sigmunds", wie eine Schrift des Schwaben Reiser sich betitelte (der später als taboritischer Ketzer in Straßburg verbrannt wurde), wurde beifällig aufgenommen, trotzdem sie die Einziehung des Kirchengutes, der Zölle, des Münzrechtes und die Ablösung der bäuerlichen Lasten befürwortete. Einen kleinen Schritt rückwärts glaubte Eugen thun zu müssen, indem er in jener Bulle vom Februar 1432 (s. S. 420) der Baseler Versammlung eine Art von Anerkennung zu teil werden ließ, aber die Berufung nach Bologna wiederholte. Sigmund gab sich wohl damit zufrieden, das Konzil aber nicht; vielmehr lud es Ende April den Papst samt den Kardinälen, welche etwa das Konzil noch nicht anerkannt hatten, ein, binnen drei Monaten sich in Basel zu verantworten. Eingeschüchtert und selbst von einer Partei unter den Kardinälen bedrängt, ließ sich Eugen auf Unterhandlungen ein, die aber zunächst nur zu dem Resultate führten, daß die Beamten der Kurie scharenweise von ihm abfielen und sich nach Basel begaben, um dort ihre Obedienz zu bezeugen. Mit der halben Zusage vom 4. Februar 1433, daß das Konzil fortbestehen dürfe und der Papst selbst vier Kardinallegaten schicken werde, um es zu leiten, war man in Basel nicht zufrieden und kümmerte sich auch um Sigmunds Vermittelungsvorschläge wenig; erst die volle und ganze Anerkennung, welche Eugen IV. im Dezember 1433 auf des Kaisers Wunsch aussprach, erklärte man für zureichend und nahm nun im April 1434 auch seine Kardinallegaten an, die freilich überhaupt nicht viel zu sagen hatten. Es war dies fast derselbe Moment, in dem man auch mit den Böhmen die Kompaktaten abschloß (s. S. 419). Daß jener wie dieser Friede nicht lange dauern werde, war vorauszusehen.

Zwiespalt in Basel über die Reformen.

Schon die Reformbeschlüsse der ersten Jahre über die Beschränkung der päpstlichen Reservationen, des Interdiktes, der Appellationen, über die regelmäßige Abhaltung von Provinzialsynoden waren der Kurie wenig erfreulich; als nun aber 1435 die Hand sogar an die Kasse des Papstes gelegt wurde, war die Geduld und Ergebung zu Ende. Am 9. Juni nämlich beschloß das Konzil, daß die Annaten, d. h. die Zahlung eines Jahreseinkommens von jeder erledigten geistlichen Stelle, und die Palliengelder bei der Weihe eines Bischofs künftig fortfallen, auch die Kapitel wieder ein vollkommen freies Wahlrecht haben sollten. Anfangs verhieß man noch eine Entschädigung für diesen Verlust, dann aber war davon nicht mehr die Rede. Nun entstand selbst auf dem Konzile eine römisch-gesinnte Partei, zu welcher Cesarini, Torquemada, Nikolaus von Cues und viele andre gehörten, denen die heftige Feindschaft des Konzils gegen das Papsttum über das Maß ging. Indes die Gegenpartei unter Führung des Erzbischofs von Arles, Louis d'Allemand, zählte nicht nur die meisten, sondern auch die begabtesten Mitglieder. Vor allen ragte durch elegante Rede und Schrift im edelsten humanistischen Latein, durch Gewandtheit bei Beratungen und bei irgend welchen Missionen, durch geschmeidige Lebensformen, durch poetische Begabung, der junge Italiener hervor, welcher in Diensten des Kardinals Capranica nach Basel gekommen war, Enea Silvio Piccolomini. Er wußte am beredtesten die Sittenlosigkeit der Geistlichkeit darzustellen, obwohl man von seinem eignen Lebenswandel auch nicht das beste erzählte. So mußte es doch wieder zum Schisma kommen.

Eugens IV. Gegenkonzil in Ferrara.

Als das Konzil wegen einer Union der beiden Kirchen mit dem griechischen Kaiser in Verhandlung trat und, um Geld zur Überfahrt der griechischen Bischöfe senden zu

können, durch ein Indulgenzdekret (April 1436) allen Geldgebenden den Ablaß versprach, erklärte Eugen dies für einen Eingriff in seine Rechte und verlangte ein eignes Unionskonzil in einer italienischen Stadt, vorgeblich, „weil der griechische Kaiser, den man erwartete, nicht bis nach Deutschland werde kommen wollen". In Basel stimmte die sogenannte Legatenpartei dafür, die französische aber, welche vier Fünftel der Versammlung umfaßte, blieb dabei, daß man selbst in Avignon mit den griechischen Bischöfen verhandeln wolle. Eugen hatte indes auch die Venezianer zu dem Versprechen vermocht, den griechischen Kaiser auf ihren Schiffen nach Ferrara zu bringen. Als man in Basel den Papst abermals citierte, damit er sich verantworte, erklärte er kühn das Konzil für aufgelöst (1437) und berief ein neues für 1438 nach Ferrara, das er ein Jahr später nach Florenz verlegte. Wirklich ist hier mit dem Kaiser Johannes Paläologus eine scheinbare Union beider Kirchen zustande gebracht und den Griechen zugleich das Versprechen gegeben worden, daß man sie auf das energischste gegen die Türken unterstützen werde. Eugen hatte Ursache auf solchen Erfolg stolz zu sein; mehr noch darauf, daß man bei der großen Feierlichkeit, als das Aufhören der 600jährigen Kirchentrennung verkündigt wurde, nicht weniger als 130 Mitren erglänzen sah, während in Basel zu derselben Zeit nur 39 gezählt wurden. Man verfluchte und schmähte sich herüber und hinüber. In Rom sprach man von der Baseler „Kongregation", in Basel von dem Florentinischen „Ketzerkonventikel". Als man hier am 24. Januar 1438 Eugen IV. für suspendiert erklärte und die Verwaltung der Kirche selbst übernahm, gingen mehr und mehr Prälaten aus Basel fort, denn „das Konzil", so sagte Piccolomini, „hatte keine Pfründen zu vergeben". Die Baseler Väter aber gaben weder sich selbst noch ihre Sache auf.

Union beider Kirchen in Florenz.

Albrecht II. (1438—1439).

Albrecht II. in Deutschland.

Auf den Fürsten, welcher berufen war, mit seinem habsburgischen Erbe noch das gesamte luxemburgische zu verbinden, blickte man mit den schönsten Hoffnungen. Albrecht von Österreich, durch seine Gemahlin Elisabeth der Schwiegersohn des Kaisers Sigmund, stand im vierzigsten Lebensjahre, als ihm jene große Aufgabe zufiel. Man kannte ihn längst als einen Mann von besonderen Gaben des Geistes und Charakters. Da er ein äußerst lebhaftes Gefühl für seine Pflicht besaß, so war er frei, wie selten jemand, von allen kleinlichen Empfindungen des Hasses und der Feindseligkeit. In der langen und bis zum Ende des römisch-deutschen Kaisertums ununterbrochenen Reihe der Habsburger dürfte er vielleicht als der Begabteste gelten. Dieser Umstand und das jüngere Mannesalter, in dem er sich befand, wirkten vor allem dazu mit, daß man ihm bei der Wahl zu Frankfurt am 18. März 1438 den Vorzug gab vor dem einzigen rein deutschen Fürsten, an den man wegen seiner ausgezeichneten Eigenschaften wohl zuerst gedacht haben konnte, vor dem 66jährigen Friedrich von Brandenburg. Man verschonte den Neugewählten sogar mit einer Wahlkapitulation und begnügte sich mit einer Aufzählung „schwerer und großer Gebrechen des Reiches". Nachdem Albrecht versprochenermaßen die Einwilligung der ungarischen Stände eingeholt, nahm er am 29. April die deutsche Königskrone an, bat sich aber zugleich von den Kurfürsten aus, in den ersten zwei Jahren nicht in das Reich kommen zu dürfen, da die schwierige Lage seiner andern Königreiche seine Gegenwart dringend verlange. Daher hat er außer Österreich und Böhmen kein deutsches Land besucht und ist auch nie in Aachen gekrönt worden. — Trotzdem ließ er auf dem ersten Reichstage, den sein genialer Vertreter, der Kanzler Kaspar Schlick, im Juli 1438 in Nürnberg abhielt, einen Landfriedensentwurf vorlegen, der doch bedeutende Vorzüge vor allen früheren zeigte. Zum erstenmal wird darin verordnet, daß der Friede nicht für einige Zeit, sondern für immer gelten, daß jede Fehde für immer untersagt sein, jeder Streit durch einen gerichtlichen „Austrag" entschieden werden solle, und daß der höchste Richter allein der Kaiser sei. Nur da er zuzeiten zu fern sei, um in „eigner Person" zu erscheinen, ernennt er für jeden der vier Kreise Deutschlands einen „Hauptmann" als „Handhaber des Friedens", Böhmen und Österreich waren zu diesen Kreisen nicht

gerechnet, weil er offenbar diese als ihm selbst nicht „zu fern" betrachtete. Unter dem beständigen Gezänk der Städte mit den Fürsten kam es im Juli zu keinem Beschluß und im Oktober ebensowenig, obwohl der Kanzler Schlick schon die Drohung aussprach, dann werde der Kaiser (ihn pflegte man wieder so zu nennen [s. S. 420, Anm.]) selbst den Frieden gebieten. Zu einem Beschlusse kam es in dieser Angelegenheit ebensowenig als in der alle Welt beschäftigenden Frage des neuen Schismas zwischen Basel und Florenz. Noch auf demselben Reichstage wurde am 21. Januar 1439 von den Kurfürsten eine „Protestation und Appellation" abgefaßt, in der gegen nichts „protestiert"

212. Majestätssiegel Albrechts II.

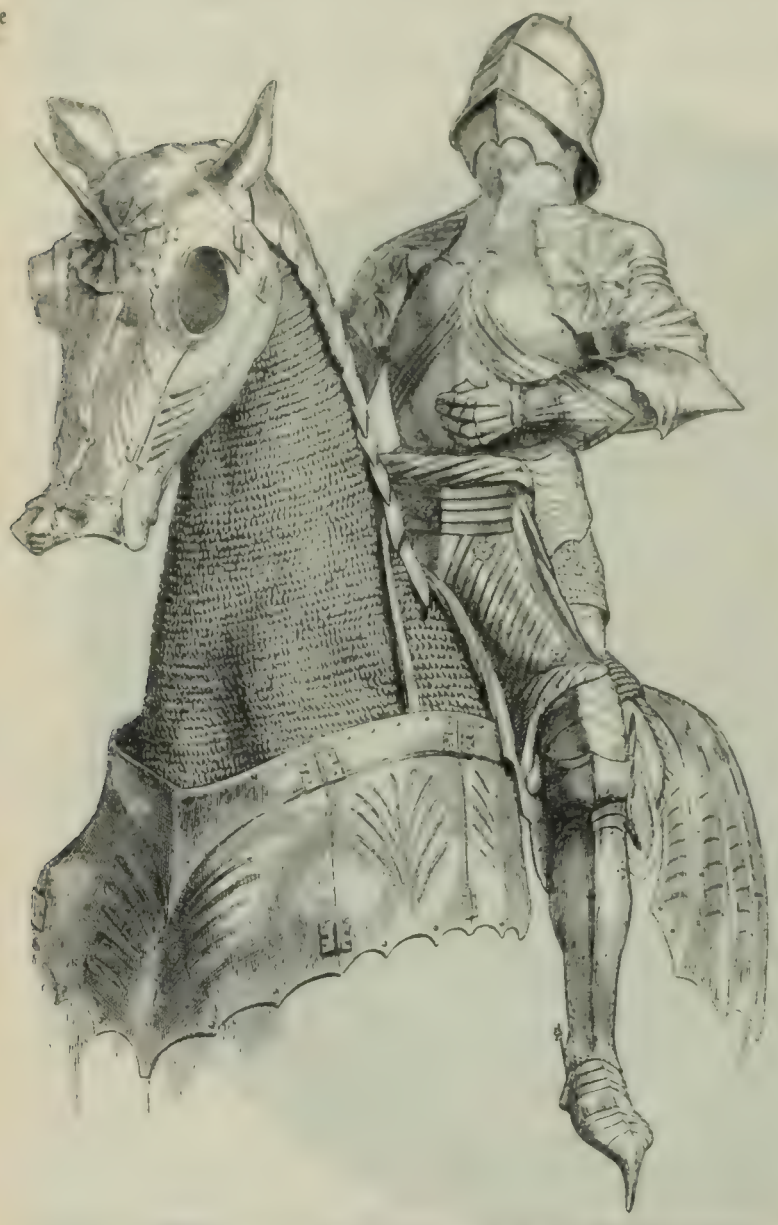
und an niemand „appelliert" wurde, sondern vielmehr, um nichts zu beschließen, beschlossen wurde, vollkommene Neutralität dem Papste und dem Baseler Konzile gegenüber zu behaupten, damit man unermüdlich eine Vermittelung versuchen könne. Diesem Beschlusse trat Albrecht ebenfalls bei.

Albrecht in Böhmen.

Obwohl ein Erbvertrag, den Karl IV. 1364 mit den Habsburgern gemacht und den auch die böhmischen Stände anerkannt hatten, dem Schwiegersohne Sigmunds schon als Herzog von Österreich die Nachfolge in Böhmen sicherte, versuchten die grollenden Taboriten und Utraquisten auf dem Wahllandtage im Dezember 1437 an Stelle des Deutschen den jungen König Wladislaw III. von Polen (s. S 421) zu erheben, der doch wenigstens ein Slawe, wenn auch kein Tscheche war. Da sie überstimmt wurden, verließen sie zornig den Landtag. Albrecht wurde nun zwar in Iglau nach Anerkennung der Kompaktaten von seinen Wählern als König ausgerufen und am 29. Juni 1438 in

Prag mit großem Pompe gekrönt, allein die Hussiten versammelten sich wieder um Tabor, Wladislaw von Polen bemächtigte sich Oberschlesiens, und nur durch Vermittelung des Baseler Konzils und des Papstes Eugen, die merkwürdigerweise hier nach demselben Ziele strebten, wurde im Januar 1439 zwischen Polen und Böhmen ein Waffenstillstand bis Michaelis zustande gebracht, weil die Türken bedrohlich vordrangen.

Albrechts Zug gegen die Türken und Tod.



213. Deutsche Rüstung des 15. Jahrhunderts, gefertigt zu Nürnberg um 1450.

Aus der Sammlung des Grafen Nieuwerkerke. Nach Violett-le-Duc. Die berühmtesten Waffenfabriken dieser Zeit waren vor allem in Mailand, dann zu Poitiers, Bourges, Beauvais und Paris in Frankreich, zu Arras und Gent und in Deutschland seit dem 14. Jahrhundert zu Nürnberg. Pavia hatte einen Ruf für die Herstellung von Helmen.

Die Magyaren hatten Albrecht zuerst ihre Krone gegeben. Gleich, als er die Leiche seines Schwiegervaters nach der Gruft zu Groß-Wardein begleitete, kam der ungarische Reichstag in Preßburg zusammen und wählte ihn am 19. Dezember zum Nachfolger des erst vor zehn Tagen verschiedenen Königs Sigmund, jedoch unter der Bedingung, daß er die deutsche Krone, falls sie ihm angeboten werde, nicht ohne Bewilligung der ungarischen Magnaten annehme; und wirklich ließen diese auch im Frühjahr 1438 eine geraume Zeit auf ihre Zustimmung warten. So energisch sie sich hier gegen ihren König benahmen, so gesinnungslos und feige zeigten sie sich, wenn es galt, das eigne Vaterland zu schützen. Auf die erste Nachricht von den großen Rüstungen des Sultans Murad II. eilte Albrecht aus Schlesien nach Ungarn, wo er vernahm, daß die Türken schon bis Temesvar vorgedrungen seien. Als er nun den Reichstag um Geld und Truppen anging, gab derselbe jenes nur in ungenügendem Maße, und diese zeigten sich untauglich. Mit 24000 Mann, die an der Theiß versammelt waren, versuchte er die Türken anzugreifen, aber die Magyaren liefen eilends auseinander, und der Rest erkrankte am Sumpffieber. Albrecht, unwillig und entmutigt durch solche Handlungsweise, war auf dem Wege nach Österreich, als er zwischen Gran und Wien an dem Fieber erkrankte, dessen Keim er sicher schon mit sich brachte. Gebrochen an Seele und Körper durch unaufhörlichen Kampf und Gram, sank er am 27. Oktober 1439 in das Grab. Sein Tod erschreckte und betrübte alle Welt. Ein deutscher Chronist sagt, er sei „betrauert worden, wie seit Christus kein König beklagt ward"; Piccolomini nennt ihn „einen frommen Fürsten, ausgezeichnet durch leutseliges Wesen und Gerechtigkeit, kühn und tapfer im Kriege", ja sogar ein tschechischer Chronist rühmt von ihm: „Er war gut, obschon ein Deutscher, kühn und mildherzig."

Friedrich III.*) (1440—1493).

Abtrennung Ungarns.

Da Albrecht II. keinen Sohn hinterließ — seine Witwe Elisabeth gebar erst im Februar 1440 den jungen Ladislaus — so suchte man in Ungarn, Böhmen und Deutschland nach einem würdigen Ersatz für jenen vielbegabten Herrscher. Die Ungarn entschlossen sich am schnellsten für den jungen Polenkönig Wladislaw, der wenige Jahre später in der Schlacht bei Varna gegen die Türken fiel (1444), und ließen sich dann den vierjährigen Ladislaus postumus, den nachgeborenen Sohn des Habsburgers, gefallen, für welchen der tapfere und fromme Johannes Hunyadi die Regentschaft und die Kriege gegen die Türken führte. Als auch der junge König vor der Zeit starb (1457), wählten sie den Sohn ihres tapferen Regenten, den jungen Matthias Corvinus (1458—90), welcher mit Recht der zweite Gründer des ungarischen Reiches genannt worden ist.

Abtrennung Böhmens.

Die Böhmen entschlossen sich nach vielfachen Streitigkeiten fast einstimmig zur Wahl des Herzogs Albrecht von Bayern; allein dieser lehnte auf Kaiser Friedrichs Rat ab, indem er erklärte, „nicht ihm, sondern dem nachgeborenen Ladislaus gebühre von Rechts wegen die Krone, die er nicht wider Fug und Recht auf sein Haupt setzen lassen wolle". Nun unterhandelte man mit Elisabeth, der Mutter des jungen Prinzen, allein sie starb währenddessen, 1442; man bot dem Kaiser Friedrich selbst die Krone an, aber er lehnte ab; endlich wünschte man, er möge als Regent für Ladislaus nach Prag übersiedeln, jedoch auch diese Bitte wies Friedrich zurück, indem er den Böhmen den Rat erteilte, für ihre Regentschaft selbst zu sorgen. Dieser Rat aber ging von Ulrich von Rosenberg aus, der als mächtigster katholischer Herr im Lande dann die Gewalt in die Hände zu bekommen hoffte. So blieb Böhmen wieder der Anarchie preisgegeben.

Kampf zwischen den Katholiken und Utraquisten.

In den religiösen Verhältnissen war eine merkwürdige Reaktion eingetreten. Die Lehrsätze der Taboriten wurden auf dem Landtage vom Jahre 1444 mit so großer Majorität verworfen, daß sie seitdem fast nur noch in der Umgegend von Tabor anerkannt blieben; dagegen zeigten sich die Utraquisten bald in einer Übermacht, welche niemand vermutet hatte, als Georg Podiebrad, ein junger, erst 25jähriger Husit aus mährischem Adel, ihr Führer wurde. Enea Silvio Piccolomini, der ihn genauer kannte, schildert ihn als einen Mann „von kurzem Wuchs, massivem Körperbau, weißer Hautfarbe mit blitzenden Augen, gefälligen Manieren, angesteckt vom Husitismus, aber übrigens rechtschaffen und edel"; weiter rühmt er seine „vielseitige Erfahrung, den durchdringenden Scharfblick, die unglaubliche Betriebsamkeit, die rastlose Sorge und den unermüdlichen, aller Künste des Krieges mächtigen Geist". Nachdem Podiebrad vergeblich zu gunsten der Utraquisten, insbesondere auch Johanns Rokycana, den er auf den erzbischöflichen Stuhl zu Prag verlangte, mit Papst und Kaiser verhandelt hatte, aber immer infolge der Gegenbestrebungen Rosenbergs abgewiesen war, sann er auf einen Gewaltstreich. Als dieser, ohne etwas zu ahnen, nach Wien gereist war, überfiel Podiebrad in der Nacht vom 2. zum 3. September die Stadt Prag, eroberte den Wyschehrad und die Neustadt und ließ sich von seinen jubelnden Anhängern in das Altstädter Rathaus begleiten. Die geringe Prager Besatzung war größtenteils schon vor den begeisterten Schlachtrufen der Utraquisten davon gelaufen, einige Führer wurden gefangen gesetzt. Alsbald wurden Anhänger Podiebrads zu Bürgermeistern gemacht und Johann Rokycana wenigstens wieder in seine Pfarre am Tein zurückgeführt. Eine Zeitlang kämpften zwar noch die katholischen Gegner unter Ulrich von Rosenberg und dem Markgrafen Friedrich von Meißen, aber auch Podiebrad fand Hilfe bei Friedrich II. von Brandenburg, und im Jahre 1450 einigte man sich friedlich, alle Streitfragen auf einem Landtage zu entscheiden.

*) Er selbst nannte sich stets Friedrich III.; die österreichischen Geschichtschreiber nennen ihn heute Friedrich IV., indem sie Friedrich den Schönen als Friedrich III. zählen.

Georg Podiebrad wird Gubernator von Böhmen.

Noch einmal richtete der böhmische Landtag die Bitte an den Kaiser, die Regentschaft zu übernehmen: er lehnte nochmals ab und ernannte 1452, als man ihn bat, wenn er nach Rom gehe, Böhmen nicht ohne Regierung zu lassen, Georg Podiebrad zum Gubernator. Dennoch war damit dem Parteitreiben in Böhmen die Spitze noch nicht abgebrochen, vielmehr bedrängte Ulrichs von Rosenberg junger Sohn Heinrich den Kaiser selbst in Wiener-Neustadt, um ihm den jungen König Ladislaus zu entreißen. Friedrich, immer ohne Truppen und ohne Geld, rief Podiebrad zu Hilfe, der das früher „uneinnehmbare" Tabor eroberte, Ulrich von Rosenberg mit allen seinen Anhängern zur Unterwerfung zwang, dann selbst den zwölfjährigen Ladislaus aus Wien holte und ihn, nachdem er nicht nur die Kompaktaten und die Erhebung Rokycanas zum Erzbischof, sondern auch die Fortdauer von Podiebrads Regentschaft für weitere sechs Jahre bewilligt und verschrieben hatte, 1453 feierlich krönen ließ. Dem Gubernator aber glückte es, wenn auch nicht den Parteien, so doch dem Parteikampfe ein Ende zu machen. Piccolomini schilderte diesen Zustand dem Papste selbst mit folgenden Worten: „Durch das Bestreben des Gubernators wurde ganz Böhmen gleichsam ein Volk. Jedem wurde sein Ritus gelassen und eine Strafe gegen den verfügt, der den andern Teil wegen Ketzerei beschuldigen würde. So liegen jetzt der Wolf mit dem Schafe, der Panther mit dem Jungen des Löwen ruhig bei einander". Als der junge König am 23. November 1457, wie man sagte, an einer Beulenkrankheit sehr schnell verstarb, gab es allerdings mehrere fürstliche Prätendenten, die nach dem Throne strebten, wie die beiden Schwäger des Verstorbenen, Kasimir von Polen und Wilhelm von Sachsen; auch Kaiser Friedrich meldete seine Ansprüche, und viele Stimmen nannten Albrecht von Bayern oder Friedrich II. von Brandenburg; aber Georg wußte doch, daß ebenso seine Zeit gekommen war, wie in Ungarn die des jungen Matthias Corvinus Hunyadi. Da dieser einst von dem mißtrauischen Ladislaus als Geisel gefangen gesetzt und mit nach Prag entführt war, so schloß Georg mit ihm einen Bund, verlobte ihm seine neunjährige Tochter und führte ihn selbst den ungarischen Magnaten entgegen, die ihn inzwischen zum Könige gewählt hatten und nun abholten. Für Böhmen wirkte nun das Beispiel Ungarns maßgebend: am 2. März 1458 wurde der utraquistische Georg Podiebrad (1458—71) zum Könige gewählt und am 7. Mai feierlich von ungarischen Bischöfen gekrönt. Mähren und Schlesien mußten erst unterworfen werden; die Präten-

214. Böhmische Rüstung aus dem 15. Jahrhundert.

Die Rüstung besteht aus schmalen Eisenstreifen, die durch Ringe verbunden sind. Auf den Knieen sind starke eiserne Scheiben befestigt. Vom Helme herab hangt ein Eisengewebe zum Schutze des Halses und der Schultern. Der Nasenberg ist so eingerichtet, daß er heruntergeschoben, auch dem Munde Schutz gewährt.

(Museum zu Zarskoje Selo.)

Georg Podiebrad wird König.

denten gaben nach und nach alle ihre Ansprüche auf, und der Kaiser erteilte am 30. Juli 1459 in Brünn die feierliche Belehnung.

Sein Charakter.

Es konnte nicht fehlen, daß die Deutschen auf den tschechischen Emporkömmling mit Besorgnis blickten, allein bald stellte sich doch heraus, daß wenigstens die niederen Stände nichts zu fürchten hätten, wenn auch dem Adel wenig zu hoffen blieb.

Persönlich war er gerecht und gütig — auch der Ärmste fand ein geneigtes Ohr — den Treuen getreu; dem kühnsten Bekämpfer des Papsttums mit Wort und Feder, Gregor von Heimburg (gest. 1472), verlieh er eine Schloßherrschaft, um ihn vor Verarmung zu schützen. Obwohl er wenig Deutsch und kein Latein verstand, andre Bildung überhaupt nicht besaß, bezeugte er frühzeitig ein so praktisches Herrschertalent, als ob er der dreißigste Erbe eines Könighauses wäre. Durch kein Ideal irregeführt, hielt er sein Wollen eng in den Grenzen seines Könnens, voll kluger Selbstbeherrschung und Beherrschung der Verhältnisse.

Jedenfalls erstarkte Böhmen unter ihm soweit, daß sein Ehrgeiz immer kühnere Pläne ersann und er endlich doch, nachdem er überall Einfluß gehabt, überall Feinde gewann. Sein Lieblingswunsch, seine Krone auf einen seiner tapferen Söhne zu vererben, blieb unerfüllt.

215. Georg Podiebrad.
Nach einem gleichzeitigen Gemälde.

Die deutsche Königswahl.

Als die Kunde vom Tode des römischen Königs Albrecht nach Deutschland kam, wo man ihn selbst niemals gesehen hatte, schrieb der Erzbischof von Mainz eine Neuwahl auf den 27. Januar 1440 aus. War es Absicht oder Versehen, aber einen argen Streit erregte er dadurch, daß er auch an Böhmen, das zur Zeit ohne Haupt war, eine Einladung gelangen ließ. Die Stände dieses Landes beeilten sich natürlich derselben nachzukommen und sandten Heinrich von Plauen nach Frankfurt, der sich die Zulassung zur Wahl erst durch die Drohung verschaffen mußte, die Böhmen würden für seine Zurückweisung blutige Rache nehmen. Da er allein mit dem alten Friedrich von Brandenburg den tapferen Landgrafen Friedrich von Hessen empfahl, so entschied die Mehrheit der fünf andern Kurfürsten, welche sich über die Wahl Friedrichs I. von Österreich geeinigt hatten, und dieser wurde nun am 2. Februar 1440 „einstimmig" als deutscher König proklamiert. Es ist nicht bekannt geworden, welche Gründe die deutschen Kurfürsten dazu bewogen, die Krone dem 25jährigen Habsburger anzubieten, der zwar zur Zeit als Vormund des jungen Ladislaus und des sechzehnjährigen Sigismund von Tirol die gesamte österreichische Ländermasse beherrschte, aber noch durch keine Eigenschaft sich hervorgethan hatte, die ihn für das höchste Amt in der christlichen Welt geeignet erscheinen ließ; noch dazu in einer Zeit, da die Kirche in Zwiespalt geraten war und die Mohammedaner immer drohender zu werden anfingen.

Es ist nur die einzige Vermutung gestattet, daß man von dem Neugewählten, der sich auch auf Böhmen und Ungarn Hoffnungen machen konnte, eine energische Regierung im Reiche nicht erwartete und also um so ungestörter an der Vernichtung der Einheit und der Ausbildung einer Oligarchie zu arbeiten hoffte.

Friedrich III.

Friedrich III., geboren am 21. September 1415, erbte bereits im neunten Jahre von seinem Vater Steiermark, Kärnten und Krain und stand seitdem unter der Vormundschaft seines Oheims Friedrich „mit der leeren Tasche". An seine athletisch gebaute Mutter, Cimburgis von Masovien, die einen Nagel mit dem Finger in die Wand zu drücken vermochte, erinnerte wohl seine große Figur, seine breite Brust und sein kräftiger Körper, aber das schlichte Haar, das milde, wenig bewegte Auge, das lange Antlitz, der bedächtige Gang ließen doch den Habsburger erkennen. Er war tugendhaft aus Schwäche, trank und aß wenig, am liebsten Früchte. Er liebte weder kostbare Rosse, noch die Jagd; aber Perlen, Edelsteine, kleine Schmucksachen zu besitzen, zu ordnen und zu prüfen machte ihm Freude. Oft verkehrte er mit Juwelenhändlern, er war Kenner wie sie, und man betrog ihn nicht leicht. In seinen Papieren findet man nur Rechnungen, Verzeichnisse, Wirtschaftsnotizen und Rezepte, mitten darunter wohl auch einen ernsten Spruch. Man schalt ihn übertrieben sparsam, ja geizig, aber er war es weniger aus Habsucht, als aus Neigung zu der Beschäftigung mit beständigem Ordnen, Prüfen und Rechnen. Für die Krone und den Kaisermantel verwandte er doch an Edelsteinen und Perlen über 300 000 Dukaten; den ganzen Kaiserschmuck, in dem er sich gern einmal zeigte, schätzte man auf eine Million Goldgulden. Seine Kenntnisse waren beschränkt. Des Lateinischen bediente er sich wohl einmal, aber die schön stilisierten Dichtungen der Humanisten, die ihm etwa überreicht wurden, legte er ungelesen beiseite. Von der Jurisprudenz hatte er die bürgerliche Ansicht, sie verdrehe nur das Recht. Erst in späteren Jahren bekam er Interesse für Astrologie und Alchimie. Am liebsten war ihm der Gartenbau. Er suchte wohl einen Ruhm in der Zucht der besten Weintrauben, der süßesten Birnen und persischen Äpfel und wußte die zahmen Haustiere an sich zu gewöhnen. Ungern verließ er das stille Wiener-Neustadt, weil dort, wie Piccolomini bemerkt, das Obst wuchs „wie in den Gärten der Hesperiden". Dabei war er peinlich in der Erfüllung der religiösen Pflichten, er beschenkte Klöster und Kirchen. Die einzige That seines Lebens, ehe er König wurde, war eine Wallfahrt nach Jerusalem, um dort, wie ehemals sein Vater, Ernst der Eiserne, zum Ritter des heiligen Grabes geschlagen zu werden. Aber ein wirklicher Ritter wurde er darum doch nicht, das Blut schlich zu langsam durch seine Adern, selbst das Sprechen schien ihm unbequem; vor Menschen erschien er verlegen, er lachte eben so selten, als er zürnte. Als ihm seine portugiesische Gemahlin Eleonora einmal vorwarf: „wer nicht Beleidigungen zu ahnden wisse, sei nicht wert, seine Scham zu decken", erwiderte er lächelnd, es gebe eine Rache, deren Amt die Zeit verwalte. So war er geboren, wozu wohl selten ein Fürst geboren wird, zum Dulden und Abwarten. Eine ununterbrochene Kette von Empörungen, ungerechten Angriffen, Treulosigkeiten, Schmach und Hohn ertrug er mit selten gestörter Gemütsruhe. An seinen unzähligen Gegnern, selbst aus der Reihe der nächsten Verwandten, die ihm alles raubten, was er besaß, nahm er nur eine einzige Rache: er überlebte und beerbte sie.

Friedrichs Krönung und erster Aufenthalt in Deutschland.

Lange genug überlegte Friedrich, ehe er sich entschloß, die angebotene Krone anzunehmen. Erst am 22. März 1440 geschah dies, und am 9. April wurde es in Wiener-Neustadt bekannt gemacht. Allein weder auf dem ersten Reichstage zu Nürnberg, auf dem drei Kardinäle aus Basel erschienen, noch auf dem zweiten in Mainz, wo die Wiener Theologen auf Grund des Decretum Frequens den Vorschlag eines dritten Konzils zur Aufhebung des Schismas machten, erschien Friedrich selbst, und als er im April 1442 zum dritten Reichstage selbst nach Frankfurt kam, fand er so wenig Fürsten daselbst versammelt, daß er den Termin hinausschob und inzwischen nach Aachen ging, um sich von dem Erzbischof von Köln krönen zu lassen. Dies geschah am 17. Juni mit dem üblichen Festgepränge, wenn auch ohne die Anwesenheit vieler Fürsten. Bald darauf traf er wieder in Frankfurt ein, wo indes sein erprobter Kanzler Schlick waltete, der jetzt bereits dem dritten Herrscher diente. Was hier für das Reich beschlossen und unter dem Titel „Reformation" zusammengestellt wurde, enthielt einige segensreiche Bestimmungen nach dem Muster der von Albrecht gegebenen Landfriedensverordnung, aber niemand war da, der sie mit starker Hand ausführte. Den Gesandten des Konzils, die auch hier erschienen waren, wurde nur derselbe Vorschlag mitgegeben wie auf dem vorigen Reichstage: ein neues Konzil zu berufen, weil es so das Decretum Frequens für jedes zehnte Jahr vorschreibe; denn das Baseler tagte ja bereits so lange. Wichtiger war, daß als Gesandter des Papstes Felix V. (des Konzil-Papstes, s. weiter unten) Enea Silvio Piccolomini in Aachen erschien, der sich den deutschen Prälaten

so angenehm zu machen wußte, daß sie ihn dem Kaiser Friedrich empfahlen. Dieser erwies zunächst, wahrscheinlich auf eigne Bitte, dem durch seinen lateinischen Stil und durch mancherlei Schriftstellerei ausgezeichneten Manne die damals in Deutschland noch unbekannte Ehre der Krönung zum Dichter, setzte ihm selbst den Lorbeerkranz auf und gestattete ihm durch ein Diplom: Dichtungen zu veröffentlichen, zu lesen, zu erklären, darüber zu disputieren und überdies ein goldgesticktes Kleid und allerlei Ornamente zu tragen. Bald danach ließ er dem vielgewandten Italiener den Antrag machen, in seine Reichskanzlei einzutreten. Piccolomini zauderte noch, wie er sagte, weil er die Einwilligung seines Herrn, des Papstes Felix, erst einholen müsse, in Wirklichkeit, weil ihm davor schauderte, seine Wohnung zu nehmen in „diesem Barbarenlande voll litterarischer Roheit, unter fremden Menschen und fremden Sitten". Dennoch war ihm der Wechsel gerade passend, um den jähen Abfall von der Partei des Konzils, den er schon beabsichtigte, ein wenig zu verschleiern. Vorläufig begleitete er den Kaiser auf einer kurzen Reise durch Elsaß und die Schweiz nach Basel. Friedrich III. kam wohl damals bei seiner von den Schweizern zerstörten Stammburg vorüber und faßte neuen Haß gegen die immer dem habsburgischen Hause feindseligen Nachbarn. Im November 1442 verließen beide die Konzilstadt für immer.

216. Kaiser Friedrich III.

Statue vom Grabmal Maximilians I. in der Hofkirche zu Innsbruck, 1522 von Stephan Godl gegossen. Der Ornat mit den Reliefiguren von höchster Feinheit bildet ein in seiner Art einziges Prunkstück.

Sein Geheimschreiber Piccolomini.

Felix V. entbehrte Piccolomini ungern, allein er hoffte wenigstens durch ihn am Hofe des römischen Königs erfolgreich vertreten zu sein. Wenige Jahre später jedoch war diesem schon das Andenken der Baseler Jahre gänzlich zuwider. In einem vertrauten Briefe äußerte er: „Hätte mich nicht mein Schicksal nach Basel geführt, so wäre ich vielleicht an die römische Kurie gegangen, hätte dort ein ehrenvolles Ämtchen gefunden und lebte mit dir und den andern Freunden. Es gibt so vieles, weshalb ich Basel recht hassen sollte, wo ich soviel Zeit ohne Nutzen verloren. Als ich dort war, ganz verrannt in die Denkweise meiner Vorgesetzten, wußte ich nicht, wie ich mich herausziehen sollte, wenn ich mich nicht noch tiefer nach Deutschland hineintauchte."

Anerkennung der Baseler Reformen.

Als die Zahl der Baseler Väter durch die energischen Gegenmaßregeln bis auf neununddreißig herabgesunken war (s. S. 424), erfuhren sie doch fast gleichzeitig eine Anerkennung von zwei Seiten, die ihr moralisches Ansehen wieder bedeutend hob. Eine Synode zu Bourges nahm im Juli 1438 alle Reformdekrete des Konzils für Frankreich an, und das Parlament von Paris ließ sie als „Pragmatische Sanktion" der Gesetzsammlung des Reiches einverleiben. Diesem Beispiel schlossen sich dann auch die Deutschen bis zur Hälfte des Weges an, indem sie am 26. März 1439 auf dem Reichstage zu Mainz mit Zustimmung des Königs — damals lebte Albrecht noch — alle Beschlüsse des Konzils über die Berufung der Kirchenversammlung, die Besetzung der Stellen, die Abschaffung der Annaten und Palliengelder u. s. w. als eine „Pragmatische Sanktion" zum Reichsgesetz erhoben. Dagegen erklärten sie sich den beiden Kirchengewalten gegenüber für neutral, nahmen die Werbungen und Huldigungen beider an und bewirkten dadurch schließlich, daß durch eine einseitige Parteinahme der einzelnen Reichsmitglieder doch wieder die Vorteile des ersten Schrittes zur Selbständigkeit der deutschen Kirche für immer verloren gingen. Das Konzil aber gewann durch die zweimal bewiesene Anerkennung den Mut, nicht nur Eugen IV. abzusetzen, sondern auch, trotzdem die Reihen seiner Mitglieder im Sommer 1438 durch die grausame Pest noch mehr gelichtet wurden, standhaft auszuhalten und zu einer Neuwahl zu schreiten. Da nur ein einziger Kardinal da war, der Bischof von Arles, so ernannte man ein Konklave von 32 Mitgliedern des Konzils, das am 5. November 1439 den alten Herzog Amadeus von Savoyen wählte, der im Januar 1440 mit dem Amte

Papst Felix V.

zugleich den Namen Felix V. annahm und im Juni gekrönt wurde. Amadeus, der erste Herrscher Savoyens, der den Titel Herzog führte (seit 1417), hatte sich schon 1424 von der Regierung zurückgezogen und lebte als frommer Einsiedler zu Ripaille am Ufer des reizenden Genfersees. Als er die bedenkliche Rolle eines Gegenpapstes übernahm, bedang er sich ausdrücklich aus, den Eremitenbart beizubehalten, wie wenn er schon ahnte, daß er in die Stille seiner Einsiedelei einst wieder zurückkehren werde. Allerdings empfand er bald das Mißliche seiner Lage, da von vier Kardinälen, die er ernannte, nur einer, im folgenden Jahre von vierzehn nur fünf diese Ehre annahmen. Von den größeren Reichen erkannte ihn keines an, von den kleinen immerhin eine beträchtliche Reihe: Herzog Albrecht von Bayern, Pfalzgraf Stephan von Zweibrücken, Herzog Albrecht von Österreich, der Bruder des römischen Königs, Elisabeth von Ungarn, der böhmische Landtag und der Hochmeister des Deutschen Ordens, außerdem die Universitäten Paris, Köln, Erfurt, Wien und Krakau. Die Rolle Martins V., auf welche er gehofft hatte, war es nicht, die man ihm jetzt übergeben hatte. Seitdem das Konzil von der kühnen Reformation zur Erneuerung des Schisma übergegangen war, verlor es täglich mehr an Ansehen und sein Papst mit ihm. Das empfand am klarsten dessen genialer Sekretär, Enea Silvio Piccolomini. Sobald er eingesehen hatte, daß der Weg zu höheren Ehren und vor allem zu reichen Pfründen nicht über Basel, sondern allein über Rom führe, entschloß er sich, die Partei zu wechseln. Auf halber Straße aber und ihm daher höchst bequem lag der Standpunkt des deutschen Königs und Reiches, die beständig für die Neutralität schwärmten.

Friedrich nähert sich Eugen IV.

König Friedrich war zu allem bereit, was seine Ruhe nicht störte, und da der Dauphin Frankreichs, der für ihn mit den Schweizern bei St. Jakob gekämpft hatte (wovon später die Rede sein wird), im Einverständnis mit Eugen IV. das Elsaß besetzen wollte, so schien es Friedrich sehr passend, durch ein gleiches Einverständnis mit

Eugen jenen zurückzuhalten. Auf dem Reichstage des Jahres 1444 zu Nürnberg erschien er persönlich. Er fühlte bald, daß der Boden hier nicht sicher sei, auf dem er stehe. Man warf ihm vor, daß er den Schweizern die rohen französischen Armagnacs auf den Hals gehetzt, und er vermochte es nicht zu leugnen. Er ahnte etwas davon, daß die Erzbischöfe von Köln und Trier einen besonderen Parteistandpunkt eingenommen hatten und in heimlichem Einverständnis mit Felix V. und dem Konzil ständen. Dennoch ließ er sich herbei, den Beschluß der Mehrheit auszuführen und sowohl nach Rom als nach Basel die Erklärung gelangen zu lassen, der deutsche Reichstag halte „noch ein Jahr" an der Neutralität fest, dann solle am 1. Oktober 1445 in Augsburg, Konstanz oder einer deutschen Stadt an der Donau ein allgemeines Konzil in Gegenwart des deutschen Königs über die Stellung der deutschen Kirche entscheiden. Der Überbringer dieser Botschaft nach Basel war der Abt Nikolaus von St. Blasien; nach Rom ging der Geheimschreiber des Königs, Enea Silvio Piccolomini.

Piccolomini bei Eugen IV.

Als Piccolomini zu Anfang des Jahres 1445 in Siena einsprach, beschworen ihn Vater und Mutter, nicht nach Rom zu gehen, da Eugen grausam sei und ihm nie vergeben werde. Er wußte besser, daß man ihm gern verzeihen würde. Man ahnte wohl schon in Rom, daß der geschmeidige Italiener nicht gekommen sei, um Drohungen auszusprechen; man empfing ihn mit Auszeichnungen, der Papst gestattete nicht nur den Fuß-, sondern auch den Hand- und Mundkuß. Piccolomini aber begann vor der Überreichung des Reichstagsbeschlusses mit einem Bußbekenntnis, mit der Bitte um Vergebung, der Versicherung der Obedienz und der Erklärung, daß auch Friedrich sich durch ihn „den Weg zur Güte des Papstes zu öffnen wünsche". Wie der Kanzler Schlick gleichzeitig von Florenz aus schriftlich, so schloß er mündlich einen geheimen Bund mit dem Papste und wurde nun dessen „Agent am Kaiserhofe, der Freund der römischen Legaten, das italienische Auge und Ohr in deutschen Landen". Der Kardinal Carvajal, der ihm nachfolgte, um mit Friedrich zu unterhandeln, brachte dem schlauen Sekretär die Ernennung zum „apostolischen Sekretär" des Papstes Eugen, ein Ehrenamt, das er neben dem bei Friedrich fortführen konnte. Da er eben dasselbe noch dem Namen nach von Felix V. besaß, war er also im Augenblicke Sekretär der beiden Gegenpäpste und des Kaisers zugleich.

Friedrichs III. Vertrag mit Eugen IV.

Die Verhandlungen mit Friedrich dauerten lange genug, denn dieser verkaufte nichts billig, selbst — seine Ehre nicht. Der Vertrag, der endlich im März 1446 abgeschlossen wurde, ist der unköniglichste, ja menschlich gemeinste, den je ein deutscher König unterzeichnet hat. Von den wenigen annähernd geistlichen Bedingungen betrifft keine das Reich, sondern alle nur die österreichischen Erblande: hier soll Friedrich das Recht haben, hundert geistliche Benefizien als Belohnung an treue Diener zu geben und geeignete Persönlichkeiten für sechs Erzbistümer und zur Revision der Klöster vorzuschlagen; so konnte der Kaiser unbeschränkt einen einträglichen Pfründenhandel treiben. Außerdem bot ihm der Papst die Kaiserkrönung in Rom, oder wenn er nicht soweit kommen wolle, in Bologna, Padua, Treviso an und versprach, zu den Kosten des Zuges zwei Jahre nach der königlichen Obedienzerklärung 100 000 Gulden zu bezahlen; wünschte Friedrich aber noch vor Ablauf der zwei Jahre nach Italien zu kommen, so sollte er vom Eintritte in dieses Land an monatlich 6000 Dukaten auf Abschlag jener Summe erhalten. Übrigens gestatte er ihm aus „väterlicher Liebe und besonderer Dankbarkeit" von allen Pfründen, Würden und Klöstern einen Zehnten für sich zu erheben und sicherte ihm endlich nach erfolgter Deklaration — 221 000 Dukaten zu, von welchen freilich 100 000 durch Unterschrift der Kardinäle noch den Nachfolgern Eugens aufgebürdet wurden.

Piccolominis Eintritt in den geistlichen Stand.

Bei solchem Kontrakte konnte auch der Makler nicht leer ausgehen. Enea Silvio, in dessen Hand jetzt die Kirchenpolitik des Kaisers lag, hielt es im Hinblick auf die hundert Benefizien und die sechs Erzbistümer doch für zeitgemäß, sich in Wien zum Subdiakonus weihen zu lassen, nach einigen Jahren war er Diakonus, nach einem Jahre Bischof. Da er, obwohl eben erst vierzig Jahre alt, ergraut, seine Haut faltig, seine Kraft zu sündigen geschwunden war, so scheute er sich vor der Tonsur nicht mehr. Das Alter zwang ihn ohnehin tugendhafter zu sein. „Jener Leichtsinn des Geistes", schrieb er, „der unter den Laien emporzusteigen wünschte, ist von mir gewichen." Er sah jetzt die Möglichkeit, Bischof, Kardinal — Papst zu werden.

Streit des Papstes mit den Erzbischöfen von Trier und Köln.

Kühn gemacht durch diese glänzende Wendung in seinen Verhältnissen, schleuderte Eugen den ersten Blitz über die Alpen. Im Februar 1446 erklärte er die Erzbischöfe von Trier und Köln für abgesetzt, für Ketzer, Schismatiker und Rebellen und gab ihre Erzbistümer an Adolf von Kleve und Johann von Cambrai, auf deren Ergebenheit er rechnen konnte. Allein die deutschen Kurfürsten versammelten sich alsbald in Frankfurt und beschlossen einhellig, ihre Rechte zu schützen gegen jeden, der sie angreife, „niemand ausgenommen", ihre Streitigkeiten durch ein von ihnen selbst ernanntes Schiedsgericht zu entscheiden und ihre Forderungen in betreff eines neuen Konzils selbständig durchzusetzen, falls der Kaiser damit nicht einverstanden sein solle. Allerdings entschloß sich Friedrich in dieser peinlichen Verlegenheit, auch seinerseits einen Gesandten an Eugen mitzugeben, und zwar wieder Piccolomini, aber seine freundliche und hofmännische Fürbitte für die Forderungen der Kurfürsten und die gebannten Erzbischöfe war von der Art, welche die Ablehnung für natürlicher hält als die Zusage. Vergebens schleuderte der große Nürnberger Jurist, Dr. Gregor von Heimburg, ein edler Mann von echt deutscher Art, von unbeugsamem Willen, klarer Erkenntnis, flammender Rede, seine bitteren Anklagen, seine Drohungen dem Papste selbst in das Antlitz und forderte gebieterisch die Zurücknahme der Absetzungsbulle, Anerkennung der Konzilienautorität, Abstellung der Beschwerden der deutschen Kirche. Der Papst ging der schnellen Entscheidung bequem aus dem Wege, indem er versprach, den Kurfürsten durch eigne Gesandte antworten zu lassen.

Die „Punktation".

Als nun der Reichstag am 1. September 1446 in Frankfurt zusammentrat und alle Kurfürsten, auch die Gesandten des Kaisers, erschienen waren, gaben die Deputierten des Baseler Konzils ihre offene und rückhaltlose Zustimmung zu der vom Kurfürstenkollegium gestellten Forderung, daß das Konzil an einen andern Ort verlegt würde. Da die Gesandten des Papstes noch nicht da waren, erhoben sich viele Stimmen dafür, daß man sofort Felix V. anerkennen und zur Berufung der neuen Kirchenversammlung vorgehen wolle. Mit Eifer sprachen der Erzbischof von Trier und Gregor von Heimburg dafür, aber die Vertreter des Kaisers, vor allen Enea Silvio, wußten die Verhandlungen geschickt in die Länge zu spinnen und immer zu begütigen, bis man mit den geheimen Verträgen fertig war. Da der Erzbischof von Mainz für den gefährlichsten Widersacher gehalten wurde, so bestach Enea vier seiner Räte mit geringen Summen von zusammen 2000 rheinischen Gulden, und alsbald zeigte sich auch ihr Herr geneigt, auf Verhandlungen mit dem nun erschienenen Gesandten Eugens IV., mit Thomas von Bologna, einzugehen. Auf Grund der früher von den Kurfürsten aufgestellten Forderungen, aber so, daß alle mit vorsichtigen Worten abgeschwächt waren, einigte sich nun auch die Majorität des Reichstages mit jenem päpstlichen Gesandten und versprach (am 7. Oktober) nach Anerkennung dieser sogenannten Punktation Eugen IV. Gehorsam zu leisten. Nur die Kurfürsten von Trier, Köln und Sachsen verließen ergrimmt die Versammlung. So war durch den Verrat und das Intrigenspiel eines einzigen Mannes die Kraft des Baseler Konziles gebrochen, auf welches mit vollem Rechte die gesamte Christenheit Hoffnungen gebaut hatte. Das Ende ließ nicht lange warten.

Das provisorische Konkordat mit Eugen IV.

Die „Punktation" war allerdings erst mit den Legaten des Papstes nach dem Wortlaute des Entwurfes von Piccolomini vereinbart, und ehe die Obedienzerklärung von Deutschland aus wirklich eintraf, sollte auch Eugen sie unterzeichnen. Wiederum wurden Enea Silvio und als Bevollmächtigter des Reiches außer andern Johann von Lysura, der Ratgeber des Erzbischofs von Mainz, nach Rom entsandt. Mühe genug hatten sie doch noch; denn das Kardinalkollegium sowohl wie der schon todkranke Papst wollten nun doch keine Konzessionen machen, auch die geringen nicht, welche jene Punktation von ihnen verlangte. Eilends nahm man noch einmal die Feder zur Hand, und ohne bei König und Reichsständen anzufragen, beschränkte und verwischte man die Bedingungen so weit, bis ein provisorisches Konkordat daraus wurde, wie es auch der Papst meinte unterschreiben zu können. Das Versprechen, ein Konzil nach einer deutschen Stadt zu berufen, wurde in ein persönliches Versprechen des Papstes Eugen verwandelt, das mit seinem Tode wirkungslos wurde. Die Anerkennung der Gewalt

und Würde allgemeiner Konzilien wurde zunächst auf das Konstanzer beschränkt und auf das Decretum Frequens. Durch unklare Ausdrücke wurde die Pragmatische Sanktion vom 26. März 1439 (s. S. 432) fast ungültig gemacht, es blieb beinahe allein die Restitution der beiden abgesetzten Erzbischöfe bestehen, die thatsächlich ihr Amt nie verlassen hatten. In solcher Verkümmerung wurden dem deutschen Kurfürstenkollegium die einst so stolzen Forderungen zurückgegeben, mit denen es ursprünglich bei seiner unseligen Neutralitätspolitik aufgetreten war; dennoch gelang es auch hier den beredten Schöpfern des sauberen Konkordates, dies so dringend zu empfehlen, daß man die Erklärung des Gehorsams nach Möglichkeit beeilte, damit der sterbende Papst die Kunde von diesem großen Siege noch in das Jenseits mitnehmen könne. Er erhielt sie am 17. Februar 1447 von den Gesandten der meisten deutschen Fürsten, nicht einmal von allen. Als die Nachricht Rom durcheilte, läutete man alle Glocken, blies mit Posaunen und zündete Freudenfeuer an. Auch der andre Tag war noch ein Festtag: die Stadt hatte Ursache, den Sieg ihres Papstes über Deutschland zu feiern, denn „Rom lebte zum eben so großen Teile von der Kurie, wie diese von Deutschland". Da Eugen schon fünf Tage später (23. Februar) starb, war auch die Aussicht auf ein neues Konzil, auf dem man das Werk der Reformation von neuem beginnen konnte, dahin. Übrigens hatte jener noch seine letzten Stunden benutzt und durch einen „Gewissensvorbehalt" alle Zugeständnisse, die er in der Krankheit den Deutschen gemacht, um sie zum Gehorsam zurückzuführen, widerrufen, falls sie wider die Lehre der heiligen Väter seien oder dem apostolischen Stuhle zum Nachteile gereichten.

Nikolaus V. und das Wiener Konkordat.

Sein Nachfolger Nikolaus V., bisher Bischof von Bologna und noch vor kurzem der geschmeidige Vertreter Eugens in Wien, als es galt, Friedrich zu gewinnen, beeilte sich, den gewandten Carvajal nach Aschaffenburg zu schicken, wo die Fürsten Deutschlands im Juli 1447 zusammenkamen, um das provisorische Konkordat in ein definitives zu verwandeln. Da Enea Silvio, der eben zuvor von Eugen zum apostolischen Subdiakonus, von Nikolaus, seinem Freunde, zum Bischof von Treviso ernannt war, den König vertrat und die erschienenen Fürsten fast ausschließlich zur Partei des Papstes gehörten, so übergaben diese einstimmig die Vereinbarung des endgültigen Konkordates ihrem Könige, d. h. dessen schlauem Vertreter. Selbst jene Kurfürsten, die so scharf opponiert hatten, kehrten nach und nach, da auch Frankreich, an welches sie sich um Hilfe wandten, dasselbe that, zum Gehorsam gegen Rom zurück. Am 17. Februar 1448 fand das großartigste Intrigenspiel des Mittelalters einen Abschluß in dem Wiener Konkordat, welches man auch Aschaffenburger Konkordat zu nennen pflegte, weil die Fürsten in der Mainstadt wenigstens zum Zwecke einer Beratung zusammengekommen waren. Durch dieses wurde dem Papste das meiste von dem wieder zugesprochen, was er zu Pisa, Konstanz und Basel an Rechten verloren hatte.

Ende des Baseler Konzils und seiner Reformen.

Schon im Juli 1447 hatte der römische König den Mitgliedern der Kirchenversammlung das freie Geleit gekündigt; als nun gar das Konkordat abgeschlossen und bekannt gemacht war, gebot er ihnen auseinanderzugehen und untersagte der Stadt Basel, sie ferner zu beherbergen. Da entschlossen jene sich endlich im Juli 1448, nach Lausanne überzusiedeln, wo sie aber auch ihr Papst Felix im Stiche ließ, der am 7. April 1449 abdankte, um seine längst ersehnte Einsiedlerruhe wieder zu genießen. Nikolaus baute allen Reuigen goldene Brücken. Felix kehrte wenigstens als Kardinal und apostolischer Vikar nach Ripaille zurück, um dort 1451 zu sterben. Kaum drei Wochen nach seiner Abdankung beschlossen die letzten Väter des Konzils, das schon längst verlorene Spiel aufzugeben. „Um der Einheit und des Friedens willen" erwählten sie zu Felix' Nachfolger „den Kardinal Thomas unter dem Namen Nikolaus V." und lösten ihre Versammlung auf mit einer süßen Phrase, welche die schmerzlichste Niederlage des Jahrhunderts verhüllen sollte: „um des Friedens willen habe man sich versammelt, dieser sei nunmehr der Welt wiedergegeben".

Große Jubelfeier.

Es war eine großartige Jubelfeier, welche 1450 der Papst Nikolaus V. (1447—55) abhalten konnte. Noch niemals waren solche Massen von Gläubigen nach Rom geströmt, um ihr Heil von dem einzigen zu erbitten, der nun wieder allein die

Schlüssel des Himmelreiches verwahrte. Von Konzilen und Reformen sprach man nicht mehr. Der kleine Herr des Kirchenstaates regierte wieder die Welt durch seine Legaten, und alle Versprechungen gerieten wieder in Vergessenheit. Bald war die Kirche reif, um auch einen Pontifex vertragen zu können, dessen gelesenste Schriften doch noch immer die schmutzigen Gedichte und Romane aus seiner Jugendzeit waren, und der diese große Reaktion bewirkt hatte, Enea Silvio Piccolomini. Er bestieg im Jahre 1458 den Thron und wurde als Pius II. (1458—64) einer der frömmsten Päpste.

Friedrichs III. Kaiserkrönung.

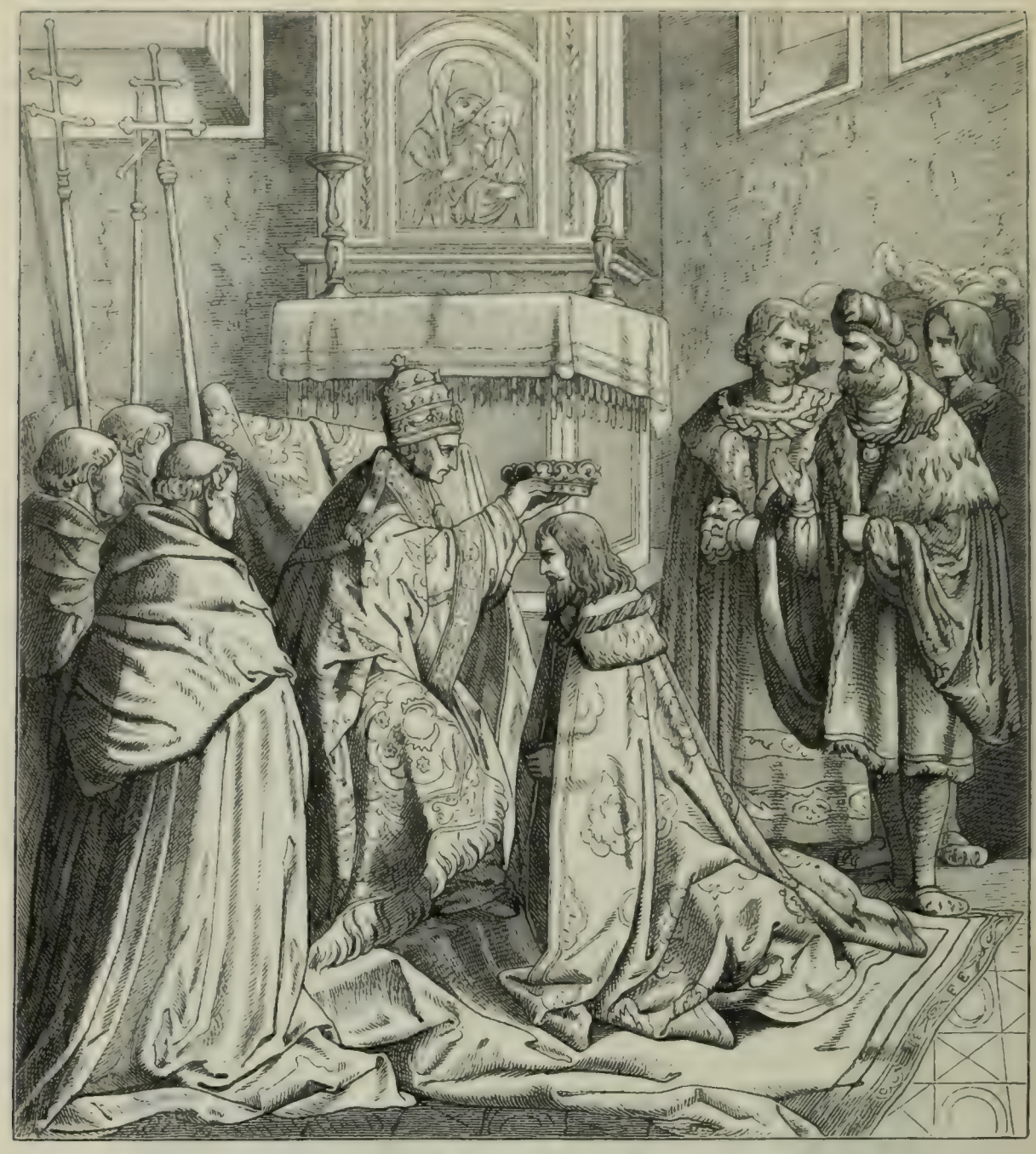
Nikolaus hatte sich dem Könige gegenüber von Anfang an gefällig bewiesen. Er lud ihn nicht nur ein, die Kaiserkrönung zu empfangen, sondern er schickte ihm auch freiwillig durch Piccolomini die 2000 Gulden wieder, welche jener einst zur Bestechung der vier Mainzer Räte verwendet hatte. Jetzt wünschte Friedrich die Krone zu empfangen und gleichzeitig seine Vermählung mit der portugiesischen Prinzessin Eleonore zu feiern, die in einem Hafen des Gebietes von Siena landen wollte. Zweimal schon hatte er die Fürsten, welche ihn begleiten sollten, aufgefordert, sich bereit zu halten; allein er selbst war immer noch nicht bereit gewesen, und als er endlich gegen Ende des Jahres 1451 von Steiermark aufbrach, verließ er fast ganz Österreich im Aufruhr, weil er den jungen König Ladislaus mit sich führte. Ihn begleiteten nur sein Bruder Albrecht und die drei Bischöfe von Regensburg, Gurk und Trient; sein Gefolge von 2200 Reitern zog, in kleinere Haufen geteilt, hinter ihm her, um kein Mißtrauen zu erwecken. Um so kostbarer waren die Rosse, die Gewänder, der Schmuck und die Waffen. Die Päpste hatten ja selbst das Geld dazu gegeben, und vom Reiche waren nur die Juden wacker zur Ausrüstung des Römerzuges besteuert worden. Da er so friedlich und machtlos auftrat, wurde er überall festlich aufgenommen, selbst Florenz überreichte die Schlüssel der Stadt. In Siena, wo er die jugendlich schöne Braut begrüßte und zum erstenmal sah, fand er die Häuser mit Teppichen behangen, die Straßen mit Laub und Buchsbaum geschmückt. Im Dome zu Siena erteilte der Bischof — es war seit 1449 Enea Silvio Piccolomini — dem königlichen Ehepaare den kirchlichen Segen. Dann wiederholte der Papst selbst diese Zeremonie am Hauptaltare von St. Peter und fügte gleich darauf — es war am 16. März 1452 — die Krönung mit der lombardischen Krone hinzu, da Friedrich nicht gewagt hatte, dieselbe von Mailand zu verlangen. Es war daher auch nicht die eiserne Krone, sondern die von Aachen mitgebrachte, welche hier für jene gelten sollte. Um so größer war die Pracht der Kaiserkrönung am 19. März. Es fehlte nicht die übliche Steigbügelhaltung, der Ritterschlag, welchen dreihundert aus dem Gefolge des Kaisers auf der Tiberbrücke empfingen, und ein großes Gastmahl im Lateran. Die Zahl der Pfalzgrafen und Doktoren, welche der neue Kaiser ernannte, manche wohl auch für Geld, war übergroß. Eine politische Bedeutung hatte diese Kaiserkrönung ebensowenig wie so viele früheren. Nachdem er den liebenswürdigen Markgrafen von Modena und Reggio aus der ehrgeizigen Familie Este für einen jährlichen Lehnszins von 4000 Dukaten zum Herzog ernannt hatte, kehrte er über Venedig nach Wiener-Neustadt zurück zu seinem stillen Schlosse und seinen reizenden Gartenanlagen.

217. Medaille Papst Pius' II. (modelliert von Andrea Guazzulotti).

Friedrich muß Ladislaus ausliefern.

Aber Friedrich sollte die Ruhe nicht genießen. Seit langer Zeit grollten die Ungarn wie die Böhmen und Österreicher dem deutschen Könige, daß er ihren jungen Fürsten Ladislaus, wie sie sagten, in Gefangenschaft halte. Nur die Stände von

218. Friedrich III. empfängt zu Siena seine Braut Eleonore von Portugal.
Nach dem Freskogemälde von Pinturicchio in der Bibliothek des Domes zu Siena



219. Kaiserkrönung Friedrichs III. Nach dem „Weißkunig".

Ober- und Niederösterreich hatten nach dem Tode des Königs Albrecht die Vormundschaft über den nachgeborenen Herzog und damit zugleich die Regentschaft an Friedrich übergeben. Die eigne Mutter Elisabeth wünschte dessen jüngeren Bruder, den Herzog Albrecht zum Vormund, kam aber nach kurzer Zeit in solche Geldverlegenheit, daß sie für eine bedeutende Summe (26500 Dukaten) nicht nur ihr Kind in Friedrichs Hände gab, sondern ihm auch die Stephanskrone, das Palladium des Magyarischen Reiches, verpfändete. Vergebens bemühten sich die Ungarn später, den königlichen Knaben und die verpfändete Krone zurückzubekommen, vergebens die Böhmen; durch geheimes Einverständnis mit den beiden Gubernatoren Johann Hunyadi und Podiebrad vermochte Friedrich ihrem Drängen zu widerstehen. Als er sich jedoch zum Krönungszuge nach Italien rüstete und den jungen Fürsten mitzunehmen beschloß, kam es zunächst in Österreich zum offenen Aufstande. Ein Baron nach dem andern schickte dem römischen Könige nach Graz, seiner steierischen Hauptstadt, einen Absagebrief. An der Spitze standen die faktionslustigen Grafen von Cilly und einer der reichsten Kapitalisten, ein gewisser Eizinger, der schon früher mit Herzog Albrecht gegen

Friedrich zusammengehalten hatte. Während nun der König in Italien weilte, war sogar eine Verbindung mit einem Teile der Magyaren und den Deutschböhmen geschlossen. Eine Gesandtschaft an den Papst Nikolaus V. brachte freilich anstatt der gewünschten Zustimmung eine Androhung des Bannes zurück. Dennoch entschloß man sich im August 1452, den Kaiser anzugreifen. Österreicher und Deutschböhmen unter Heinrich von Rosenberg lagen vor dem friedlichen Wiener-Neustadt, die ungarischen Magnaten aber wurden mühsam durch Johann Hunyadi zurückgehalten. Der Kaiser, erschreckt durch den Anblick des Kampfes und das Geschrei der Neustädter Weiber, zog es vor, zu unterhandeln, anstatt auf Podiebrad, der mit trügerischer Langsamkeit heranzog, und auf seine treuen Steierer, die auch unterwegs waren, zu warten. Am 2. September überlieferte er den jungen König an den Grafen von Cilly, der ihn im Triumphe nach Wien führte, wenn auch die Regentschaft noch dem Namen nach in Friedrichs Händen blieb. Bald darauf mußte er noch die Schmach erleben, daß der Graf Cilly, von den Ungarn gedrängt, ihnen den jungen König auszuliefern, denselben durch Vertrag (26. April 1453) an den böhmischen Gubernator übergab, welcher dem Kaiser nicht einmal rechtzeitig beigestanden hatte. Schon damals drangen Ausdrücke von Spott und Verachtung bis zum Ohre des Kaisers, doch hielten sie ihn nicht ab, in demselben Jahre sein Herzogtum Steiermark durch ein Dokument mit Goldener Bulle zum Erzherzogtum zu erheben und denselben Titel auch für Ober- und Niederösterreich zu bestätigen, die ihn schon seit 1359 bisweilen geführt hatten.

Überall Fehde im Reich.

Deutschland hatte thatsächlich keinen Herrn. So oft auch auf Reichstagen der Versuch gemacht wurde, den „Landfrieden" herzustellen, es wurde doch kein Friede im Lande, wenn die Hand, welche die Friedenspalme emporhielt, nicht zugleich stark genug war, das Racheschwert zu schwingen. Daß man sich gegen wirkliches oder eingebildetes Unrecht selbst wehren dürfe, ja um der Ehre willen müsse, war eine in allen Ständen fest eingewurzelte Überzeugung. Daraus hatte sich im Laufe der Zeit sogar eine Art Fehderecht gebildet, an dem zu allen Zeiten festzuhalten für anständig galt. So war es Sitte geworden, dem Gegner die Fehde stets drei Tage zuvor anzusagen, ehemals durch Übersendung eines Handschuhes und eines mit Blut bespritzten Schwertes, im 15. Jahrhundert durch einen Fehdebrief, damit jener Zeit habe, sich zu rüsten, Bundesgenossen zu suchen, Söldner zu mieten und Lebensmittel herbeizuschaffen. War die Frist verstrichen, so nahm der Kampf seinen Anfang. Flammende Dörfer pflegten das erste Zeichen zu sein, daß die Feinde herannahten; denn der Bauer, auch wenn er parteilos blieb, verlor zumeist seine Habe, weil er sich nicht schützen konnte. Und doch galten auch hier gewisse Ausnahmen: Gänse oder Hühner mitzunehmen, oder den Frauen die Kleider zu entreißen, galt für unerlaubt. Auf Burgen ließ man der Edelfrau sogar ihren Schmuck. Aber was man an Vieh, Getreide, Geld, Waren erbeuten konnte, das war dem Sieger zu eigen. Am meisten trug oft das Lösegeld für die Gefangenen ein, die man je nach ihrem Stande und ihren Verhältnissen taxierte oder durch einen Mitgefangenen, den man dafür umsonst losgab, taxieren ließ. So lockte nicht nur die Raublust, sondern auch die Geldgier. Am schlimmsten waren die Städte daran, weil sie viel zu verlieren und wenig zu gewinnen hatten. Betrug doch das Lösegeld für einen gefangenen Ratsherrn bisweilen mehr als für sechs Ritter. Darum ward ihnen zuerst die Überzeugung klar, daß hier nur die Vereinigung vieler helfen könne. Es bleibt ewig denkwürdig, wie die mittel- und süddeutschen Städte im beständigen Kampfe mit Rittern, Grafen und Fürsten, denen die Fehde Lebensarbeit, Lebenslust und Lebenserwerb geworden war, ihre Freiheit zu wahren verstanden und zugleich ihrer regen Arbeit des Friedens in Handel und Gewerbe, ja ihrem Lebensgenuß in munteren Gastereien und Festlichkeiten oder gar in künstlerischer Verschönerung ihrer öffentlichen und Privathäuser nachzugehen vermochten. Freilich halfen sie sich bei kleineren Fehden dadurch, daß sie nur einen Teil, die Hälfte oder ein Viertel, der Bürgerschaft durch das Los bestimmten, hinauszuziehen, während die übrigen daheim blieben. Dennoch wäre die Erscheinung, daß trotz dieses jahrhundertelangen Kampfes die Städte nicht erlegen sind, unerklärlich, wenn man nicht wüßte, daß ihre ganze Kriegführung, vor

220. Die Nürnberger Feldschlange. Nach der Radierung von Albrecht Dürer. Im Vordergrunde Ungarn, die das Geschütz besichtigen.

allem die Art der Verteidigung, bald der rohen und unüberlegten der Herren den Vorrang abgewann. Man verstärkte die Schar der Reisigen und Bürger nicht nur durch zum Teil vortrefflich geübte Söldner, wie man sie aus der Schweiz und seit den Hussitenkriegen besonders aus Böhmen kommen ließ, sondern man hatte vor allem auch weit bessere Kriegsmaschinen. Der Pulvergeschosse bedienten die Städte sich früher und häufiger als ihre Gegner, wenn auch die ersten „Donnerbüchsen" noch unbeholfen genug waren. Die „Kriemhild" der Nürnberger brauchte zur Fortschaffung alles dessen, was dazu gehörte, zehn Wagen mit 56 Pferden, aber der „Geschützmeister" benutzte diesen ganzen Fahrpark auch geschickt, um daraus eine Art Burg mit Ketten zusammenzukoppeln, und richtete beständig seine Aufmerksamkeit auf neue Erfindungen und Einrichtungen im Geschützwesen. Man verstand bald Feuerkugeln und Feuerpfeile zu verfertigen.

Eine Ursache des Angriffs anzugeben oder zu erfinden unterließ man allmählich fast überall. Das Rechtsgefühl war erloschen und erwachte nur hin und wieder in Zeiten der höchsten Ermüdung. So wurde Deutschland, dessen Kaiser nicht mehr über den Parteien zu stehen vermochte, bisweilen Partei nahm, meistens aber teilnahmlos in seinem Erblande verweilte, ein einziges großes Schlachtfeld, auf welchem unzählige Fehden zu gleicher Zeit ausgefochten wurden. Nur wenige von diesen haben eine geschichtliche Bedeutung gehabt. Von dem Kampfe des Brandenburgischen Kurfürsten mit seinen Städten, von dem Bruderkriege und dem Prinzenraub in Sachsen wird in der Geschichte dieser Territorialstaaten die Rede sein, hier nur von einigen Fehden, die mehr in den weiten Rahmen der Reichsgeschichte gehören.

Die Lützelsteiner Fehde.

In einem Kampfe der Grafen von Lützelstein gegen die Grafen von Bitsch hatte der Kurfürst Ludwig IV. von der Pfalz den letzteren beigestanden und jene unterworfen. Als nun Ludwig 1449 starb und einen eben erst geborenen Knaben, Philipp, hinterließ, glaubten sie die Zeit gekommen, um im Bunde mit andern Grafen und Herren das Ihrige zurückzuerobern und vielleicht noch etwas dazu. Allein der Oheim und Vormund des jungen Pfalzgrafen, Friedrich, später von den Pfälzern der Siegreiche, von seiner Gegenpartei der böse Fritz genannt, welcher schon den Grafen von Leiningen gegen die Lützelsteiner beigestanden hatte, versuchte erst zweimal als Reichsrichter zu Heidelberg und zu Weißenburg einen Frieden zu vermitteln, griff aber, als dies nicht gelingen wollte, zu den Waffen und legte sie nicht eher nieder, als bis sein Ehrgeiz ein großes Ziel erreicht hatte. Die Grafen von Lützelstein waren es nicht allein, welche ihm entgegenstanden, sondern sie verbanden sich mit einer Masse von kleinen Herren und Rittern, die nur vom Raube lebten, und erwarben sogar die Bundesgenossenschaft von drei mächtigen Fürsten, dem Erzbischof Dietrich von Mainz, dem Markgrafen Jakob von Baden und dem Vetter ihres Gegners, Ludwig dem Schwarzen von Veldenz. Friedrich benutzte nun den Streit, um die Kurfürstenwürde zu erwerben, und zwar in einer für die Zeit ganz charakteristischen Weise.

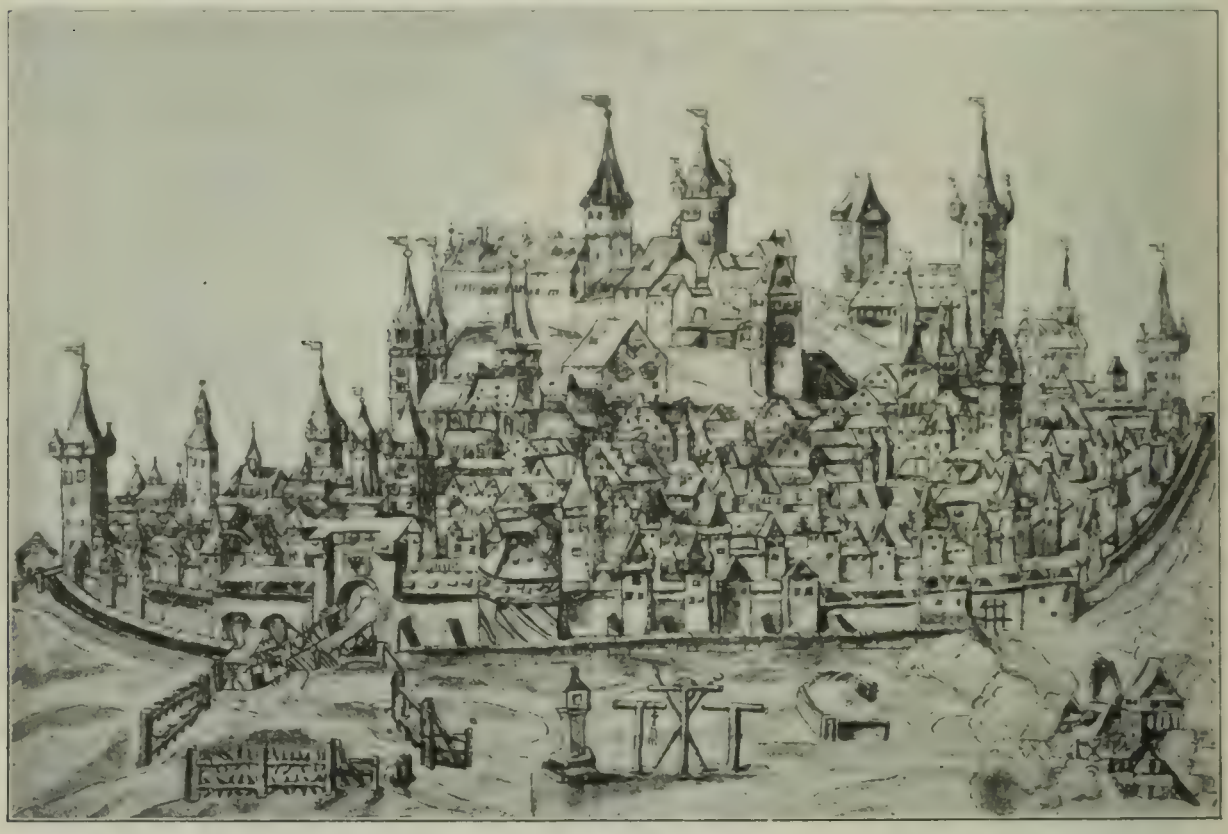
Der „böse Fritz" wird Kurfürst von der Pfalz.

Da die Pfalz keine Stände hatte, so berief er 1451 eine Versammlung von Grafen, Herren, Bischöfen und Beamten und gewann ihnen durch Zusicherung einiger Vorteile die Genehmigung ab, daß er als Kurfürst bis zu seinem Tode die Regierung führe, den jungen Pfalzgrafen adoptiere und selbst keine standesgemäße Ehe eingehe. Auch der dreijährige Prinz mußte öffentlich seine Zustimmung geben, und so empfing Friedrich im Januar 1452 zu Heidelberg die Huldigung. Daß der Kaiser, dem ja mit dem Reichstage zusammen allein eine solche Rangerhöhung zustand, seine Einwilligung versagte, machte zwar den Gegnern des Pfalzgrafen etwas Mut, Friedrich selbst aber wenig Sorge. Vielmehr fand er sofort Bundesgenossen in vierzehn Städten, von Weißenburg im Elsaß bis Nördlingen und Nürnberg, zwei Bischöfen, von Speier und von Würzburg, zwei Herzögen, Ludwig und Albrecht von Bayern. Das Vertrauen zu seiner Kriegführung und die Hoffnung, daß er am ehesten vermögen werde, der wilden Raublust der vielen gegen ihn verbündeten kleinen Herren ein Ziel zu setzen, führte den großen Bund zusammen. In der That hatte er bereits im Herbst 1452 die Lützelsteiner vertrieben und ihr Ländchen in Besitz genommen, ohne sich um irgend einen Spruch des Kaisers zu kümmern, bei dem sie klagten. Vielmehr ließ er im Jahre 1454 auch die Oberpfalz, welche sich ihm nicht fügen wollte, durch den Grafen von Leiningen strafen, der die Stadt Amberg brandschatzte, mehrere Bürger hinrichten ließ und die Burg besetzte. Erstaunt und erschreckt über solche wilde Energie erkannten ihn die Kurfürsten von Trier und Köln im März 1453, die von Brandenburg und Sachsen am Ende des Jahres 1454 als ihren Kollegen an. Um aber den eignen Vetter, Ludwig von Veldenz, und dessen Bundesgenossen, den Markgrafen von Baden, zur Anerkennung zu zwingen, führte er noch über ein Jahr einen Verwüstungskrieg, in dem die Gegner nicht minder roh verfuhren. Denn jener lieh sich von Philipp dem Guten von Burgund 4000 Picardische Söldner, die nun einen Teil der Pfalz zu Grunde richteten. Man rechnet, daß nicht weniger als 50 Dörfer in diesem Kriege in Flammen aufgegangen sind, bis Ludwig, von seinen Bundesgenossen verlassen, sich zur Anerkennung seines Vetters entschloß. Den Erz-

bischof von Mainz endlich gewann er dadurch für sich, daß er die Raubburg Montfort bei Kreuznach zerstörte (Oktober 1456). Übrigens hielt er in betreff seiner Verheiratung Wort. Aus seiner Vermählung mit einer einfachen Augsburgerin von schöner Gestalt und Stimme, Clara Dettin, stammten die Grafen von Löwenstein und Wertheim; sein Nachfolger wurde 1476 der von ihm adoptierte Pfalzgraf Philipp.

Albrecht Achilles, Burggraf von Nürnberg.

Als der erste Kurfürst von Brandenburg, aus dem Geschlechte der Burggrafen von Nürnberg, den Tod nahen fühlte, übergab er die Mark an seinen Sohn Friedrich II., die fränkischen Besitzungen zum größten Teil an den dritten, Albrecht, welchen man Achilles genannt hat. Von schönem und zugleich kolossalem Körperbau, von tapferem Mute, klugem Geiste, voll Hoheit und Stolz, ragte er vor den meisten Fürsten seiner Zeit weit hervor. Schon in des Vaters Kriegen war er so thätig, daß man ihn wegen der vielen Verwundungen den Benarbten nannte. Für Kaiser Albrecht II. kämpfte er gegen die Polen und Böhmen, für Friedrich führte er einen Rechtsspruch in Angelegenheiten des Bistums Würzburg mit den Waffen aus. Man hat ihm wohl den seltensten Vorwurf gemacht, den es in jener Zeit gab: „er habe für Kaiser und Reich mehr gethan, als seinem eignen Hause zuträglich gewesen sei." Zunächst tummelte er sich häufiger



221. Nürnberg im Jahre 1530.

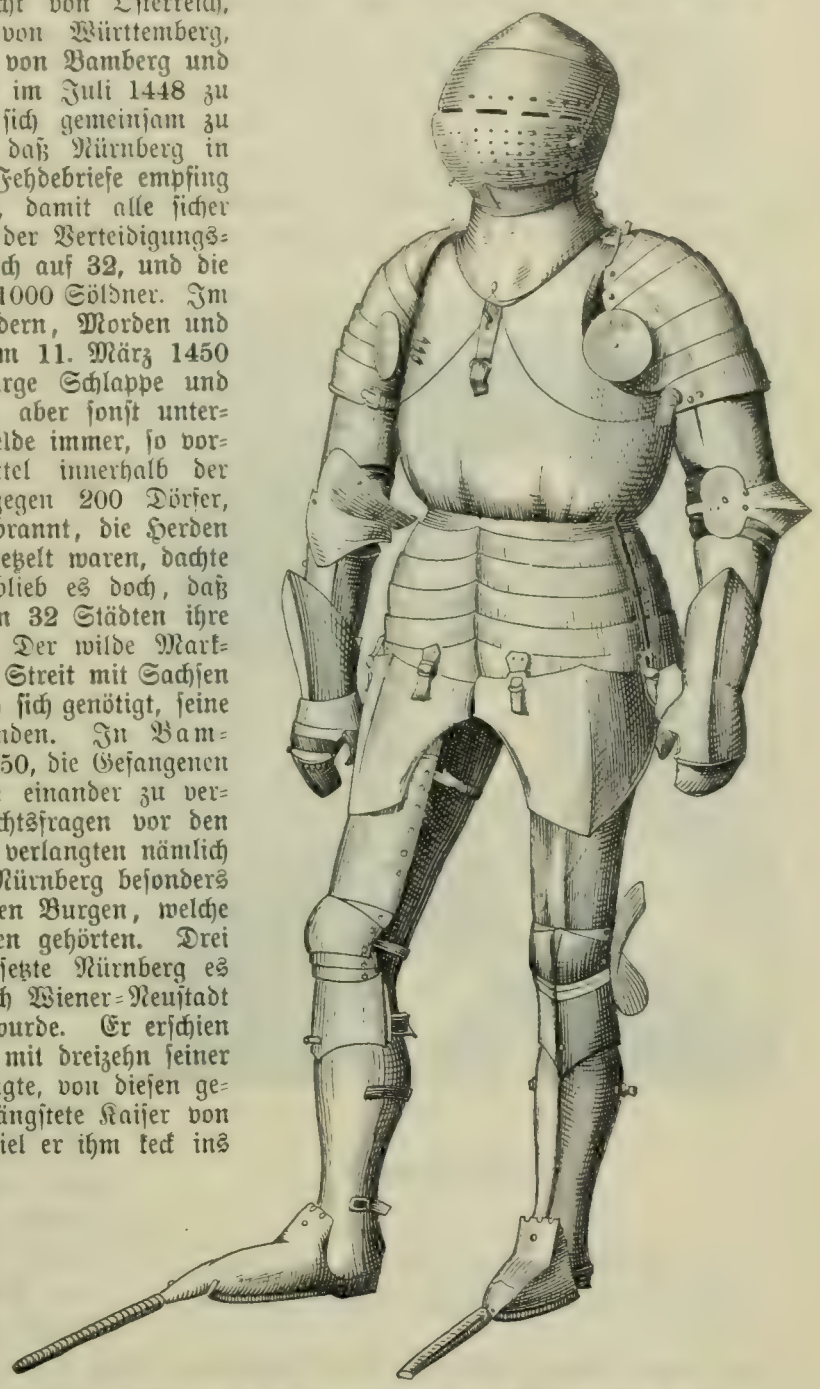
Nach einer Tuschzeichnung des 16. Jahrhunderts im Germanischen Museum zu Nürnberg.

in eignen Angelegenheiten, denn ruhen konnte er nicht. Die strotzende Kraft verlangte nach Beschäftigung, ja Ermüdung, sein Geist nach tollkühnem Wagnis. Einmal soll er zuerst und allein die Mauer einer belagerten Stadt erklettert und einen Sprung hinab mitten unter die erschreckten Verteidiger gethan haben, die er so lange allein bekämpfte, bis die Seinigen nachkamen. Ein andermal, so hat er Enea Silvio selbst erzählt, stürzte er allein in einen Haufen von 800 Reitern, ergriff keck die feindliche Fahne und wehrte sich so lange, bis seine Leute durch das Getümmel siegend herankamen. In Friedenszeiten gab er großartige Turniere und hielt auf seiner Burg im Frankenlande glänzend Hof oder sann und stritt mit seinem klugen Ratgeber Peter Knorr. Freilich machte er sich kein Bedenken, seinem Schwager Ludwig dem Buckligen von Bayern gegen den eignen Vater, Herzog Ludwig den Bärtigen, zu Hilfe zu ziehen und diesen, weil er „ein Verschwender war und im Kirchenbanne lebte", gefangen zu nehmen (1443). Als nun der Sohn noch früher starb (1445) als der Vater, nahm Albrecht auch nicht Anstoß daran, seinen vornehmen Gefangenen für 32000 Gulden an den Herzog Heinrich von Bayern abzutreten, um von dem garstigen Handel wenigstens einen Gewinn zu ziehen.

Sein Kampf mit Nürnberg und andern Städten.

Tief im Herzen aber schlummerte ihm ein grimmer Haß gegen die Städte, vor allem gegen Nürnberg, das zu seinen Füßen lag, von dem er seinen Titel hatte, und das er doch nicht besaß. Diese Bürger waren wohl gar so reich und stolz, klug und tapfer, wie er; das erschien ihm unerträglich, eine Schmach für alle Adligen und Fürsten. Als Nürnberg ihm das Verlangen abschlug, Schutzverträge mit Edelleuten aufzugeben, die mitten in seinem Gebiete

wohnten, kam es 1446 zum Streit. Zwar verhandelte man noch drei Jahre; die Städte, deren sich zuerst zwanzig in Franken und Schwaben verbunden hatten, boten auch wohl dies und das, weil ihnen der Kampf höchstens argen Verlust, nie aber Gewinn bringen konnte; man tagte, man rief den Kaiser an; endlich erklärte Albrecht Achilles, er wolle keinen Frieden, der Kampf der Fürsten gegen den Übermut der reichen Städte sei Ehrensache, Sache des Vaterlandes, das allein auf die Fürsten sich zu stützen vermöchte. Wie er dachten auch seine Bundesgenossen, Wilhelm von Sachsen, Albrecht von Österreich, Ludwig von Hessen, Ulrich von Württemberg, Jakob von Baden, die Bischöfe von Bamberg und Eichstädt und viele andre, die im Juli 1448 zu Koburg den Beschluß faßten, sich gemeinsam zu rüsten. Damals geschah es, daß Nürnberg in wenigen Tagen einige tausend Fehdebriefe empfing und Verzeichnisse anlegen ließ, damit alle sicher wüßten, wer Feind sei. Aber der Verteidigungsbund der Städte wuchs nun auch auf 32, und die Schweizer Eidgenossen schickten 1000 Söldner. Im Jahre 1449 begann das Plündern, Morden und Brennen. Bei Pillenreut am 11. März 1450 bekam Albrecht einmal eine arge Schlappe und wäre fast gefangen genommen, aber sonst unterlagen die Städte im offenen Felde immer, so vortrefflich ihre Verteidigungsmittel innerhalb der Mauern waren. Erst als gegen 200 Dörfer, Flecken und offene Städte verbrannt, die Herden zerstreut, die Bauern niedergemetzelt waren, dachte man an Frieden. Großartig blieb es doch, daß auch nicht eine einzige von den 32 Städten ihre Reichsfreiheit eingebüßt hatte. Der wilde Markgraf, der soeben in einen neuen Streit mit Sachsen über die Lausitz geraten war, sah sich genötigt, seine Aufmerksamkeit dorthin zu wenden. In Bamberg beschloß man im Juni 1450, die Gefangenen zurückzugeben, alles Geschehene einander zu verzeihen, alle Lehns- und Gerichtsfragen vor den Kaiser zu bringen. Die Städte verlangten nämlich Ersatz ihrer Kriegskosten, und Nürnberg besonders noch die Herausgabe von einigen Burgen, welche den ihm verbündeten Edelleuten gehörten. Drei Jahre später (Januar 1453) setzte Nürnberg es wirklich durch, daß Albrecht nach Wiener-Neustadt vor ein Fürstengericht citiert wurde. Er erschien dort, wie Enea Silvio erzählt, mit dreizehn seiner fürstlichen Anhänger und verlangte, von diesen gerichtet zu werden. Als der geängstete Kaiser von Aufschub des Urteils sprach, fiel er ihm keck ins Wort: „Die dreizehn Fürsten sind gegenwärtig. Willst du erst warten, bis sie davon gezogen sind, um mich dann durch deine Räte zu richten? Rede dir das nicht ein! Ich bin ein Fürst und von fürstlicher Geburt; dein Marschall oder dein Kammermeister sollen wahrlich nicht über mich urteilen!" Als er gar vernahm, daß die Nürnberger auch wollten, daß Beisitzer ihres Standes zugezogen würden, drang er tobend in den Saal und schrie: „er wolle unter Gleichen gerichtet werden." Da man ihn zu beruhigen suchte, rief er: „er kümmere sich weder um den Kaiser noch um den Papst." Gregor von Heimburg, der Anwalt der Nürnberger, verlangte natürlich den Ausschluß aller derjenigen Fürsten vom Gericht, die mit dem Markgrafen in verwandtschaftlicher Beziehung ständen oder gar seine Bundesgenossen im Kampfe gewesen seien; wogegen der schlaue Jurist Albrechts es für unbillig erklärte, daß man unter solchen Vorwänden edle Fürsten ausschließen solle. Als der Kaiser in dieser Verlegenheit seinen Rat Ulrich Niederer herbeiholen ließ, um ihn zu befragen, nahm der tolle Markgraf diesen beim Kragen und drängte ihn mit den



222. Harnisch Friedrichs des Siegreichen, Pfalzgrafen am Rhein. (1425—1476.)

Arbeit des Mailänder Plattners Tomaso da Missaglia um 1450, ein vorzügliches Beispiel der Harnischtracht der Vornehmen aus jener Zeit.

Worten hinaus: „Bist du auch ein Fürst, daß du dich unter die Fürsten mischest?“ Der Kaiser ließ es geschehen, sprach nichts und zeigte nicht einmal eine Gemütsbewegung. Albrecht hoffte alles Ernstes, durch seine Freunde und durch Einschüchterung der Gegner es dahin zu bringen, daß die Nürnberger noch in die Kosten verurteilt würden, die er wegen der Citation gehabt. Dieses Votum hatte er selbst schon aufgesetzt und seinen Freunden in die Hand gegeben, damit sie es bei der Gerichtssitzung ablesen möchten. Die meisten thaten auch so, aber der Schwiegervater Albrechts, der Markgraf von Baden, und einige andre waren doch bedenklicher, und so lautete denn die Entscheidung wie gewöhnlich: der Kaiser vertage das Urteil, bis er zu einem neuen Fürstentage nach dem mittleren Deutschland kommen werde. Da Albrecht nicht zugegen war, so konnte er mit seinem wilden Trotze nichts daran ändern. Die Nürnberger aber gaben es auf, den verheißenen Fürstentag abzuwarten und erkauften lieber den Frieden mit dem Markgrafen für schweres Geld.

Die Türken in Konstantinopel.

Mitten in dieses Gewirre heimischer Streitigkeiten und Ständekämpfe fiel die längst erwartete und doch erschreckende Nachricht, daß die Türken am 29. Mai 1453 in die Stadt Konstantinopel eingedrungen seien, der Sultan dort seine Residenz aufgeschlagen und über dem Kreuz der Sophienkirche den Halbmond aufgepflanzt habe. Es schien einen Augenblick, als ob die höchsten Häupter der Christenheit, der Papst und der Kaiser, in einer Art von Schuldbewußtsein sich ihrer Pflicht erinnerten. Nikolaus V. schrieb Bullen, schickte Predigermönche umher, die den Ablaß predigten und Geld zur Rüstung wider die Ungläubigen forderten. Ein Türkenzehnt wurde ausgeschrieben, und vor allem zog der abenteuerliche Minorit Johann von Capistrano Buße und Kreuzzug predigend von Ort zu Ort. Selbst der Kaiser vergoß Thränen über die große Schreckensbotschaft, schrieb Mahnbriefe an die Fürsten und lud sogar zu einem neuen Reichstage am Tage des heiligen Georg 1454 nach Regensburg alle christlichen Mächte ein. Jedoch weder die Kurfürsten noch der Kaiser selbst erschienen dort, und Markgraf Albrecht erklärte dem Abgesandten des letzteren im Auftrage der Fürsten, erst solle der Kaiser in das Reich kommen und mit den Kurfürsten zusammen bessere Ordnung schaffen; jeder Fürst bedürfe seiner Macht selbst, um sich und sein Land einigermaßen zu schirmen. Seitdem wurde auf den nächsten Reichstagen zwar immer auch von der Ausrüstung eines Heeres gegen die Türken gesprochen, und daß man darüber mit dem Kaiser in seiner Residenz Neustadt beraten wolle, aber zunächst war doch von ganz andern Dingen die Rede.

223. Kurfürst Albrecht Achilles von Brandenburg.
Nach Jacob Schrenck von Notzing, Ambraser Sammlung.

Pläne zur Reichsreform.

Schon im Oktober 1454 auf dem Reichstage zu Frankfurt erklärten einige Kurfürsten und Fürsten, an der Spitze der Erzbischof Jakob von Trier, dem Reiche müsse geholfen werden, indem man einen neuen römischen König erwähle, da „die Regierung in dem Römischen Reiche durch unsern Herrn, den römischen Kaiser, nicht also trefflich und genugsamlich vorgenommen werde“. Mit Trier erklärten sich Pfalz und Köln bereit, dem Bruder des Kaisers, dem Erzherzog Albrecht, ihre Stimme zu geben. Zugleich aber legte der Erzbischof den Plan einer Reichsreform vor. Vor allem solle ein oberstes kaiserliches Gericht bestellt werden, dessen Glieder „stetiglich in ihrem Wesen bleiben“ und dafür „ihren Sold empfangen sollten“. Dieses sollte Recht

Prag, Ansicht des Hradschin und der Kleinseite (im Vordergrunde die Karlsbrücke).

Nach einer Photographie (Verlag von H. Dominicus in Prag).

sprechen, wo jemand an den unteren Landgerichten sein Recht nicht finde. Die Vollziehung des Spruches sollte durch den von dem Kaiser und den Kurfürsten dazu beauftragten Fürsten geschehen. Um aber ein festes Regiment zu handhaben, sollten sich „Kaiser und Kurfürsten bleiblich bei einander halten", d. h. im Rate des Kaisers sollten beständig die Vertreter sämtlicher Kurfürsten sitzen und der Kaiser nie davon gehen, ohne einen Stellvertreter als Vorsitzenden dieses Rates zu hinterlassen. Für diese sogenannten Avisamenta gewann der Erzbischof sogar Brandenburg und Böhmen, so daß nur der Kurfürst von Sachsen sich damit nicht einverstanden erklärte. Man hoffte damals auf dem Reichstage zu Wiener-Neustadt (Februar 1455) diese Neuerung dem Kaiser abzugewinnen als eine notwendige Vorbedingung zur Hilfsleistung gegen die Türken. Mit der ihm eignen phlegmatischen Zähigkeit widerstand jedoch Friedrich diesen Versuchen, seine Autorität zu beschränken, erklärte, wegen der Unruhen in seinen Erblanden in das Reich nicht selbst kommen zu können, und ernannte den wilden Markgrafen Albrecht Achilles, in dem er jetzt die einzige verläßliche Stütze seines Ansehens fand, zu seinem „kaiserlichen Hofrichter und Hauptmann". Als man gar verlangte, er solle dem neuen Papste Calixtus III. die Anerkennung versagen, bis er die notwendige Kirchenverbesserung ausgeführt habe, folgte er lieber dem Rate Piccolominis, der den Papst als des Kaisers einzige Stütze bezeichnete. So kam es zu ernstlicher Besprechung der Türkenhilfe auf diesem Reichstage ebensowenig als auf den früheren. Doch blieben Türkenhilfe, Reichsreform, ja Kirchenreform noch eine Zeitlang die drei großen Forderungen, hinter denen alle ehrgeizigen Fürsten Deutschlands ihre selbstsüchtigen Pläne versteckten. Der Erzbischof Diether von Mainz, dessen genialer und intriganter Kanzler Martin Mair der eigentliche geistige Leiter des Widerstandes gegen Kaiser und Papst war, arbeitete bereits auf ein deutsches Nationalkonzil hin, welches die Reform der Kirche wieder aufnehmen sollte. Der Pfalzgraf Friedrich der Siegreiche (s. S. 442), welchen der Kaiser noch nicht als Kurfürsten anerkannt hatte, nahm die Sache der Reichsreform auf seine Schultern. Auf die Nachricht von Hunyadis Sieg bei Belgrad berief er zum 30. November 1456 eigenmächtig einen Kurfürstentag nach Nürnberg „wegen der Türkenhilfe". Er ließ sich nicht dadurch abhalten, daß Friedrich den Kurfürsten „befahl, solche Taghaltung abzustellen, da es seines (des Kaisers) Amtes sei, dergleichen Tage zu berufen". Vielmehr ritt er mit solchem Gefolge und solcher Pracht in Nürnberg ein, als ob er meinte, ein römischer König zu werden, und ließ hier ein Schreiben an den Kaiser abfassen, in dem dieser aufgefordert wurde, im März 1457 „endlich und peremtorie" in Frankfurt zur Beratung zu kommen, sonst werde man zu der Wahl eines andern römischen Königs schreiten. Dennoch kam es auch auf dem Frankfurter Tage zu keiner Entscheidung, und die Reformbewegung, welche noch zwei Jahre vorher von sechs Kurfürsten unterstützt wurde, hatte jetzt nur zwei Vertreter, deren selbstsüchtiges Streben den andern verhaßt war.

Scheitern aller Reformpläne in Reich und Kirche.

Überdies hatte der Markgraf Albrecht Achilles neuerdings eine kaiserliche Partei zustande gebracht, zu welcher Sachsen, Trier und vor allem Brandenburg gehörten, das letztere besonders, seitdem ihm der Abschluß einer Erbverbrüderung mit Sachsen und Hessen gestattet war. So kam es denn nur zu einem Einverständnis über das Verhalten zur römischen Kurie, und Martin Mair setzte im Auftrage seines Kurfürsten eine Klage über die päpstlichen Erpressungen auf, in welche auch die andern einstimmten. Allein der schlaue Piccolomini, seit Jahresfrist Kardinal und, wie er selbst an Kaiser Friedrich schrieb, der eifrigste Protektor der deutschen Kirche, in Wirklichkeit selbst der Urheber vieler Erpressungen, indem er nicht nur auf große Bistümer Jagd machte, mochten sie auch so fern liegen wie jenes Ermland am Frischen Haff in Ostpreußen, sondern sich auch vom Papste durch eine Gnadenbulle eine Anweisung auf deutsche Pfründen in den Provinzen Mainz, Trier und Köln bis zum Ertrage von 2000 Dukaten jährlich erteilen ließ. Dennoch vermochte er auch diesmal durch die alten Mittel zu siegen. Er gewann zunächst den Kurfürsten von Mainz, dessen Kanzler Martin Mair, von Deutschland her ihm befreundet, selbst nach Rom zur Unterhandlung kam,

und wußte nach und nach auch mit den andern geistlichen Fürsten ein „Verständnis“ zu erreichen. So waren alle Vorschläge zur Reform des Reiches wie der Kirche gescheitert, und der böse Geist des Egoismus und der Habsucht trieb sein Wesen ärger als in den dunkelsten Zeiten des Mittelalters.

Die Wittelsbacher siegen über Mainz und Albrecht Achilles.

Der Ehrgeiz Friedrichs des Siegreichen von der Pfalz und des Markgrafen Albrecht von Brandenburg hatten in Deutschland schwer nebeneinander Platz. Am meisten grollte man dem letzteren, seitdem ihm der Kaiser im Sinne des alten Burggrafentums Nürnberg das Landgericht in Schwaben, Bayern, Franken und Sachsen zugesprochen hatte, seitdem er scharfe Urteile sprach und stets die Partei des Kaisers nahm. Friedrich gewann deshalb seinen Vetter, den Herzog Ludwig den Reichen von Bayern, mit dem er fast immer in Unfrieden gelebt hatte, für sich und trennte ihn dadurch von dem Markgrafen Albrecht, der noch eben im Oktober 1458, ihm geholfen hatte, die Stadt Donauwörth zu bewältigen. Alsbald verschaffte sich dieser, im Zorn über solchen Undank, einen Ausspruch des Gerichtstages von Eßlingen, daß „Donauwörth wieder auf den vorigen Stand herzustellen“ sei, und fiel über Ludwig her. Vergebens suchten der Papst und Podiebrad zu vermitteln: Ganz Süddeutschland stand in Waffen gegeneinander. Endlich sah sich der Markgraf genötigt, mit dem Herzog Ludwig im Juni 1460 die „Richtung“ bei Roth einzugehen, durch die er sich verpflichtete, niemals dessen Unterthanen vor sein Gericht zu ziehen und die Entscheidung über Herausgabe eroberter Burgen und Kriegsentschädigung dem Könige Podiebrad von Böhmen anheimzustellen. Auch Pfalzgraf Friedrich erlangte durch eine einzige Schlacht bei Pfeddersheim im Juli 1460 den vollständigen Sieg über den Erzbischof von Mainz und dessen Bündner. Schnell entschloß sich dieser nicht nur zu einem Friedensangebot, sondern auch (August 1460) zu einem engen Bündnis mit dem verwegenen Nachbar, dem später auch einige von den übrigen Gegnern beitraten. So war durch beide Linien der Wittelsbacher sowohl Mainz wie Brandenburg und damit auch die Partei des Kaisers niedergeworfen; aber den Preis des Sieges erntete weder Friedrich noch Ludwig, sondern — Podiebrad.

Podiebrad wirbt um die deutsche Krone.

Derselbe in allen Irrgängen einer ehrgeizigen und antikaiserlichen Politik wohlbewanderte schlaue Jurist und Diplomat, Martin Mair, welcher einst den Kurfürsten von Mainz, den Erzherzog Albrecht und wahrscheinlich auch Friedrich von der Pfalz aufgestachelt, erschien seit 1459 wiederholentlich bei Georg Podiebrad, um in der Brust des ehrgeizigen Königs, der nur wenige Jahre zuvor ein einfacher tschechischer Herr gewesen war, die Lust nach der höchsten Würde im Reiche zu erwecken. Zunächst sollte er den Rang eines Friedensvermittlers, dann vielleicht eines Anführers gegen die Türken, eines Diktators in Deutschland erstreben. Er spiegelte ihm wohl vor, man warte auf ihn im Reiche, ja man hoffe auf ihn, als den einzig Verständigen und Mächtigen, der aller Not abhelfen werde. Zuvörderst wurde Ludwig von Bayern durch das Versprechen gewonnen, er solle Oberhofmeister des Reiches mit 8000 ungarischen Gulden jährlich werden und Donauwörth behalten. Pfalz und Mainz, deren Räte mit 200 Goldgulden jährlich zugleich zu Räten des Königs ernannt wurden, versprachen alsbald ihre Stimme, falls sich Brandenburg und Sachsen gewinnen ließen. Allein diese waren weder auf dem dazu bestimmten Tage in Bamberg (Dezember 1460), noch (Februar 1461) auf dem zu Eger zum Abfall von Friedrich zu bewegen. Podiebrad, der schon mit Polen und Ungarn die nötigen Verträge abgeschlossen hatte, damit sie zur rechten Zeit den Kaiser bedrängen sollten, scheiterte hier an der kühn ausgesprochenen Treue des Markgrafen von Brandenburg, der zugleich seinen Bruder, den Kurfürsten, mit bestimmte. Sehr charakteristisch soll er damals gesagt haben: „wenn ihm König Georg auch nur einen fingerlangen Zettel vom Kaiser zeige, worin ihm dieser befehle, für Georgs Wahl zu wirken bei Kurfürsten und anderswo, so wolle er es mit allem Fleiße thun.“

Mißtrauen der Utraquisten gegen Podiebrad.

So kam man hier nicht zum Beschluß, und da Markgraf Albrecht den Kaiser warnte und dieser den von Podiebrad zum April 1461 nach Frankfurt berufenen Reichstag untersagte, so kamen die Fürsten gar nicht erst dorthin. Selbst durch eine päpstliche Bulle die Ernennung zum römischen König zu erlangen, scheint Podiebrad oder doch sein kluger Diplomat Mair beabsichtigt zu haben. Es gibt eine Instruktion für einen böhmischen Botschafter, in der Podiebrad dem Papste nicht nur einen Kreuzzug gegen die Türken und Hilfe gegen alle seine Feinde anbietet, sondern auch eine offene Obedienzerklärung und die Herstellung der Glaubenseinigkeit in Böhmen zusichert. Jedenfalls gerieten die Tschechen selbst in arge Besorgnis für ihre Nationalität und

ihre Lehre. Rokycana predigte offen gegen den König, der ein Deutscher werden wolle. Im Mai 1461 bekannte sich dieser nochmals öffentlich zu den Kompaktaten, um den wachsenden Unmut der Utraquisten zu dämpfen.

Mainzer Bistumsfehde.

Der im Jahre 1459 gewählte Erzbischof Diether, Graf von Isenburg, hatte von Pius II. noch immer nicht das Pallium erhalten. Erst war Streit über die unmäßige Forderung, daß er allen Reformbestrebungen entsagen, keine Reichstage und Kurfürstentage ohne des Papstes Bewilligung berufen solle, endlich über den Preis von 20 501 rheinischen Gulden, die der Erzbischof für seine Bestallung zu zahlen habe. Seit 1460 stand dieser offen auf der Seite der Opposition gegen Kaiser und Papst zugleich; er bot zwar im Jahre 1461 noch einmal dieselbe Summe an, die sein Vorgänger für das Pallium gezahlt hatte, appellierte aber zugleich für den Fall, daß der Papst diese nicht annehme, an ein zukünftiges Konzil, auf das er allein noch immer hoffte.

224. Altstädtisches Rathaus in Prag. Nach einer Photographie aus dem Verlage von H. Dominicus in Prag. Mit dem Rathaus ist in Prag der Stadtturm unmittelbar verbunden. (Vgl. zu Abb. 104.)

Des Pfalzgrafen Friedrich Sieg für den vertriebenen Erzbischof.

Auf dem Kurfürstentage zu Nürnberg, den er im Februar 1461 zusammenrief, betrieb er mit höchster Entschiedenheit und im Bunde mit Gregor von Heimburg die Forderung von Reformen der Kirche. Gegen die Erhebung des Zehnten, die Verdammung jeder Appellation, die Übertretung der Konstanzer und Baseler Beschlüsse, gegen die drückende Last der Annaten und Palliengelder appellierte er an ein allgemeines Konzil und mit ihm die Kurfürsten von der Pfalz und von Brandenburg. Da entschloß sich der Papst den lange im geheimen vorbereiteten Schlag gegen ihn zu führen. Im August 1461 entsetzte er den Erzbischof, befahl allen Geistlichen, Beamten und Vasallen der Mainzer Diözese, ihn bei Strafe der Exkommunikation zu meiden „wie ein krankes Vieh und eine verpestete Bestie", und erhob auf Grund einer päpstlichen Bulle, „um die Kirche nicht den Ungelegenheiten einer langen Vakanz auszusetzen", den Domherrn Grafen Adolf von Nassau zum Erzbischof, der von fünf Domherren in Mainz die Anerkennung und Krönung erlangte. Alsbald entstand ein Schisma im ganzen Erzbistum. Diether verließ die Stadt und rüstete. Da inzwischen auch der Reichskrieg zwischen den Wittelsbachern und Brandenburgern wieder im vollen Gange war, fand er bereitwillige Bundesgenossen, vor allem an seinem früheren Gegner, dem wilden Pfalzgrafen, dem er vier Städte und 23 Dörfer verschrieb. In kurzem gelang es ihnen, einen gewaltigen Schlag zu führen. Auf die falsche Nachricht hin, daß der Pfalzgraf sich nach Bayern

begeben habe, brachen der Markgraf von Baden, der Bischof von Metz, der Graf Ulrich von Württemberg und eine Schar Adolfs von Nassau mit fast 10000 Mann in die Pfalz ein und drangen am 30. Juni 1462 sengend und brennend gegen Heidelberg vor. Auf dem Wege aber lagerten die beiden Gegner, die von ihrem Vorhaben unterrichtet waren, bei Seckenheim mit 1200 Reitern und 2000 Mann im Hinterhalt. Der Streich gelang vollkommen. Da jene, ihres Sieges gewiß, nur 700 auserlesene Reiter auf den Zug gegen die Hauptstadt mitgenommen hatten, gerieten die drei Fürsten, über 100 Edle, über 300 Reisige in Friedrichs Gefangenschaft und wurden nach Heidelberg abgeführt. Als jene nicht auf seine Forderungen an Lösegeld und Länderabtretungen sofort eingingen, ließ er sie mit Ketten und Block beschweren. Der Schrecken über diesen Sieg des abgesetzten Erzbischofs und des feindseligen Pfalzgrafen war am kaiserlichen Hofe so groß, daß der Kaiser nicht nur den Papst zur Rache aufrief, sondern auch an den König Ludwig von Frankreich und Herzog Philipp von Burgund die Bitte richtete, sie möchten als katholische Fürsten zur Befreiung der Gefangenen mithelfen. Er hielt es sogar für passend, die grobe Lüge hinzuzufügen, er rüste selbst ein starkes Heer gegen seine Feinde, „um sie in eigner Person männiglich zu bekämpfen".

Der Fall von Mainz.

Die Besiegten hofften sich selbst zu helfen. Als sie vernommen hatten, daß Diether, der Pfalzgraf und andre Genossen am 28. Oktober in der Stadt Mainz einen Kriegsrat halten wollten, bereiteten sie einen Überfall vor. Man hoffte die Fürsten mit Hilfe von Adolfs Freunden in der Stadt, womöglich in den Betten gefangen zu nehmen und damit die vollkommenste Lösung geben zu können für die, welche in Heidelberg saßen. Diese Absicht wurde jedoch vereitelt. Der Pfalzgraf war noch gar nicht in der Stadt, Diether und die andern Fürsten entkamen durch ein abgelegenes Pförtchen im Dunkel der Nacht zu Fuß nach Hochheim. Um so entsetzlicher wütete die Mordlust der Sieger. Während der neun Stunden des Kampfes wurden an 150 Häuser in Brand gesteckt, an 500 Menschen erstochen. Das Plündern dauerte noch tagelang. Am 29. Oktober hielt Adolf von Nassau seinen Einzug und ließ den 800 Bürgern und Ratsmännern nur ihr Leben, nicht ihr Eigentum, für das Versprechen, dem Erzbischof fortan eigen und gehorsam zu sein. Damit hörte Mainz auf eine Reichsstadt zu sein. Endlich vereinigten sich auch die beiden Erzbischöfe bei einer Zusammenkunft am 12. Oktober 1463. Diether entsagte dem Erzbistum und behielt dafür vier Städte mit allen Zöllen, und zwar so, daß sie bis zu seinem Tode vom erzbischöflichen Stuhle eximiert blieben. Diese Verträge wurden noch einmal in Frankfurt in Gegenwart des päpstlichen Nuntius bestätigt und der Erzbischof Diether, ebenso wie diejenigen von seinen Anhängern, die es begehrten, vom Banne gelöst.

Die Verbreitung des Letterndrucks.

Am unglücklichsten war das Erzstift Mainz daran. Seine Dörfer waren verbrannt, seine Äcker verödet, die Menschen ausgeplündert bis auf das nackte Leben, der Wohlstand für lange Zeit dahin. Selbst die in ihrer Art einzige Erfindung des Buchdruckes hörte auf, Mainz allein anzugehören. Die Gesellen der Schöfferschen Offizin, bisher eidlich zur Geheimhaltung ihrer Kunst verpflichtet, flüchteten bei dem nächtlichen Überfall am 28. Oktober 1462 nach allen Himmelsrichtungen, und bald zeigte die Errichtung von Buchdruckereien in Italien, Frankreich und an verschiedenen Orten Deutschlands, daß das Geheimnis verraten sei: vielleicht die einzige wohlthätige Folge des sonst so widerlichen Interessenkrieges.

Friedrich III., von seinem Bruder Albrecht angegriffen.

Die Herzogtümer Österreich hatte nach dem Tode des jungen Königs Ladislaus der Kaiser als der älteste und nächste Verwandte an sich genommen oder vielmehr behalten; denn er hatte sie als Vormund stets regiert, soweit er überhaupt regierte. Nun aber verlangte Erzherzog Albrecht hartnäckig, Friedrich solle jene Erbschaft mit ihm teilen, schickte ihm im Juni 1461 einen Absagebrief und stand, im Bunde mit Ludwig von Bayern, am 3. August vor Wien, um es mit Sturm zu nehmen. Allein die Kaiserin Leonore ritt unter die Verteidiger und wußte ihnen derartig Mut zuzusprechen, daß sie den Gegner verjagten. Der Kaiser saß zur Zeit still in Graz und hoffte durch seine bloße Anwesenheit die Ungarn zurückzuschrecken. Seinem Bruder schrieb er ein Abmahnungsschreiben, den Herzog Ludwig erinnerte er an seinen Lehnseid; dem Könige Georg Podiebrad, der sich wie immer dazu erbot, überließ er die Vermittelung des Waffenstillstandes zwischen ihm und seinem Bruder.

Friedrich in der Hofburg belagert.

Kaum aber war ein Jahr vergangen, als die Österreicher selbst sich gegen ihren Herrn und Kaiser erhoben. Die Unsicherheit der Straßen, das Unwesen, welches vornehme und geringe Räuber trieben, die Verwüstung der Äcker, Teuerung aller Lebensmittel und das schlechte Geld, das der Kaiser prägen ließ, gaben Ursache zu einem Aufstande, den Herzog Albrecht insgeheim schürte. Anstatt anzugreifen und mit leichter Mühe — er hatte Truppen genug zur Hand — die Empörer niederzuwerfen, unterhandelte er, verzieh allen und entließ selbst seine Truppen. Kein Wunder, daß seine Gattin sich zu den Worten an ihren Sohn Maximilian hinreißen ließ: „Wenn ich wüßte, mein Sohn, daß du einst solchen Sinn hegtest, wahrlich, mich reute dein

fürstlicher Stand!" Die Folgen traten nur zu bald zu Tage. Am 5. Oktober erhielt Friedrich von den Wienern auf die Burg einen Absagebrief geschickt, als ob hier zwei Ritter von Burg zu Burg kämpften, am 7. begann die Belagerung und Einschließung und seit dem 2. November ließ sein Bruder Albrecht das Bombardement beginnen. Als selbst die Lebensmittelnot in der Hofburg so groß war, daß der Kaiser mit Weib und Kind hungern mußte, erschien der Retter. Georg Podiebrad brachte am 2. Dezember 1462 einen Vertrag zustande, nach dem Albrecht acht Jahre lang Österreich allein regieren sollte, Friedrich aber Burg und Stadt räumte.

„Armes Deutschland", klagte der Papst Pius II., „dessen Kaiser nur von einem ketzerischen Könige gerettet werden kann." Georg Podiebrad entschied auch einen langwierigen Streit zwischen Ludwig von Bayern und Albrecht von Nürnberg. Jener hatte sich für des Kaisers Bruder Albrecht erklärt und sollte deshalb von Albrecht Achilles von Reichs wegen bestraft werden. Nachdem über 600 Dörfer in Flammen aufgegangen und die Ländereien weitumher verwüstet waren, wurde zu Prag im August 1463 bestimmt, daß der Wittelsbacher Donauwörth behalten und vom Landgerichte des Burggrafen unabhängig bleiben sollte.

225. Porträtmedaille Kaiser Friedrichs III. Von Giovanni di Candida, datiert 1469. Bronzeguß.

(Königl. Münzkabinett in Berlin.)

Außer Podiebrad gab es nur noch einen mächtigen Friedensvermittler für Friedrich — den Tod. Am 2. Dezember 1463 starb in Wien plötzlich der erst 45 Jahre alte Erzherzog Albrecht „der Verschwender", wie man ihn zu nennen pflegte. Da er keine Erben hinterließ, so war kein Zweifel über die Nachfolge. Am 10. Januar 1464 lagen die Abgesandten der Stadt Wien vor Friedrich in Wiener-Neustadt auf den Knieen und baten, er möge ihnen ein gnädiger Herr sein. Herzog Sigmund von Tirol versprach nun auch, auf seinen Erbanteil zu verzichten, und Friedrich söhnte ihn dafür mit Pius II. aus.

Erzherzog Albrechts Tod.

Wenn der Böhmenkönig auch längst die ehrgeizigen Hoffnungen auf die römische Königskrone aufgegeben hatte, so war er doch zu fast noch abenteuerlicheren übergegangen. Er wollte von dem neuen Papste Paul II. zum Befehlshaber gegen die Türken und gleich im voraus zum griechischen Kaiser ernannt sein, dann werde die Bewältigung der Ungläubigen wenig Mühe machen. Aber der Papst traute dem ketzerischen Böhmen nicht und that ihn sogar 1465 in den Bann, weil er durch Verhandlungen mit Burgund, Frankreich, Polen und Venedig seinen Plan ohne den Segen der Kirche durchführen wollte. Da begann der Brand das eigne Haus zu erfassen. Der unzufriedene katholische Adel Böhmens schloß zu Grünberg einen förmlichen Herrenbund und arbeitete daran, mit Hilfe des Papstes und des Kaisers entweder den König von Polen auf den Thron zu setzen oder, da dieser die Freundschaft mit Georg nicht brechen

Georg Podiebrad, von Feinden umringt.

Matthias Corvinus in Böhmen.

wollte, den von Ungarn, Matthias Corvinus. Im Dezember 1465 ließ der Papst sogar den Kreuzzug predigen. Die Stände Mährens, Schlesiens und der Lausitzen erhoben sich nun auch gegen den Ketzerkönig. In Deutschland bildeten sich eigne Rittergesellschaften für diesen Kreuzzug. Es schienen die Tage der Rache für die Mordsucht der Hussiten herangekommen. Den Herzog von Burgund suchte der Kaiser durch die Aussicht auf die römische Königskrone anzustacheln und ließ auf dem Nürnberger Reichstage im Namen des Papstes alle deutschen Fürsten zum Zuge gegen Böhmen auffordern. Allein man hörte mehr auf die Mahnung des Markgrafen Albrecht Achilles von Brandenburg: „man dürfe der Kurie durchaus nicht gestatten, über deutsche Fürstentümer nach Belieben zu verfügen, wie Paul II. es mit dem ersten Kurfürstentume des Reiches gethan habe.“ Inzwischen eroberte Georg fast gleichzeitig die meisten

226. Der Wladislawsche Saal in der Burg zu Prag.

Dieser berühmte Saalbau ist ein Werk des Benedikt Rieth, des Baumeisters Wladislaws VI. Die aus dem Halbkreis konstruierte Wölbung setzt ein vielverschlungenes Netz auf Wandpfeilern an, mit denen fein ausgeführte gotische Strebepfeiler an der Nordseite korrespondieren.

Schlösser der Herrenbündler und zerstreute einen Haufen sogenannter Kreuzfahrer, die aus Bayern eindrangen, während sein Sohn Viktorin die Schlesier niederwarf und in Österreich einrückte. In seiner Not versprach jetzt der Kaiser die böhmische Krone an Matthias von Ungarn, der ihm auch im Winter 1467/68 zu Hilfe eilte und, die Böhmen vor sich hertreibend, in Mähren, Schlesien, Lausitz und Böhmen eindrang, bis er, plötzlich überlistet und eingeschlossen, am 27. Februar 1469 bei dem Dorfe Auhrow Waffenstillstand machte und sich durch Handschlag verpflichtete, den Frieden zwischen Georg und dem Papste zu vermitteln. Allein kaum war er aus der Enge befreit, so ließ er sich vom päpstlichen Nuntius überzeugen, daß man mit einem Ketzer keinen Frieden machen dürfe, nahm in Olmütz die Huldigung der Herrenbündler, in Breslau die der Schlesier entgegen und nannte sich seit dem Mai 1469 König von Böhmen; bald darauf geriet noch gar der tapfere Sohn Georgs, Viktorin, in seine Hände. Allein der jüngere, Heinrich von Münsterberg, durchzog die Lausitzen und

Schlesien, schlug Matthias am 2. November unter den Mauern von Hradisch in Mähren und nötigte ihn dadurch, sich nach Ungarn zurückzuziehen. Als der Krieg 1470 mit Plündern und Verwüsten wieder begann, forderte Georg den Magyarenkönig zum Zweikampf, damit der Sache ein Ende gemacht werde. Allein schon drängte alles zum Frieden. Der Kaiser fürchtete von jeher den Ungarn mehr als den Böhmen, Matthias geriet in Streit mit seinen Ständen, selbst der Papst ermattete in seinem Kreuzzugseifer. Schon waren die böhmischen Stände im Begriff, den Magyaren als Erben des Thrones sich gefallen zu lassen, da bot der König von Polen, dessen Sohn Wladislaw schon Georg selbst einst zum Nachfolger vorgeschlagen hatte, seine Friedensvermittelung an. Noch waren die Verhandlungen mit dem Papste nicht zu Ende, als Georg Podiebrad am 22. März 1471 aus dem Leben schied. Am 27. Mai wählte man zu Kuttenberg vor allem mit Hilfe der utraquistischen Partei den 15jährigen Jagellonen Wladislaw (1471—1516) zum Könige, der nach langem Kampfe mit Matthias 1478 an diesen Mähren und Schlesien abtreten mußte, aber ihn doch 1490 wieder beerbte, da die Ungarn ihn ebenfalls auf den Thron beriefen. Der Utraquismus kam durch Spaltungen mehr und mehr in Verfall, seitdem er sich nicht mehr auf das Zepter des Königs stützen konnte, und die Adelsherrschaft trat alle andern Stände zu Boden, seitdem der König seinen Sitz nach Ofen verlegt hatte. Von einem Zusammenhange mit Deutschland zeigten sich seitdem kaum noch Spuren. Erst durch den Tod des zweiten Jagellonen, Ludwigs II., der 1526 in der verhängnisvollen Schlacht bei Mohács gegen die Türken fiel, ward Böhmen wieder Eigentum eines Habsburgers, allein die Tage Karls IV. kehrten ihm niemals wieder.

König Wladislaw von Böhmen und Ungarn.

Zum erstenmal seit 27 Jahren kam der Kaiser selbst wieder zu einem Reichstage und zwar im Juni 1471 nach Regensburg. Er forderte zunächst 10000 Mann zur Verteidigung der Grenze gegen die Türken, für das folgende Jahr eine Rüstung zu einem „gewaltigen, großen, christlichen Heereszug" und den zehnten Pfennig von allem Einkommen. Werde ihm dieses bewilligt, so wolle er sofort „zugreifen, um einen vollkommenen Frieden im Reiche zu machen". Die oft versprochene Reichsreform war längst als ein hohles Wort erkannt. Nicht mit Unrecht klagten die Städte, daß sie bei den Anlagen der Truppenstellung und des zehnten Pfennigs von den Fürsten benachteiligt seien. Trotz des Landfriedens nahm die Fehde überall ihren Fortgang. Fünf Jahre später beantwortete man alle Friedensanträge des Kaisers und des Papstes mit neuen Beschwerden. Mehr und mehr drängten die Verhältnisse zu einer allgemeinen Reform der deutschen Verfassung, aber Friedrich war eher geneigt, sie zu verhindern, als sie auszuführen. Wohl kam er 1473 wieder in das Reich, allein nur, um gegen die Türken und den immer noch feindlichen Kurfürsten Friedrich von der Pfalz (den „bösen Fritz") im äußersten Westen Deutschlands die einzige Hilfe zu suchen, die ihm noch Hoffnung gab: die des Herzogs von Burgund.

Friedrich III. in Regensburg.

Mit einem staunenerregenden Geschick hatte die Seitenlinie der französischen Valois, welche mit Philipp dem Kühnen, dem Bruder König Karls V. von Frankreich, in dem Herzogtume Burgund zur Herrschaft gekommen war, sich im Nordwesten Deutschlands ein Territorium nach dem andern anzueignen gewußt. Den Anfang machte die Erwerbung Antwerpens, Flanderns, Artois' und der Freigrafschaft Burgund (1389) durch Philipps Verheiratung mit Margarete von Flandern, von deren Tante sein Bruder Anton 1406 noch das Herzogtum Brabant und die Grafschaft Limburg erbte. Ihrem Sohne, Johann dem Unerschrockenen (1404—19), brachte seine Gemahlin Margarete die Hoffnung auf Holland, Seeland und Hennegau hinzu. Philipp der Gute (1409—67) kaufte von einem verschuldeten Grafen (1430) für 132000 Goldkronen Namur, drei Jahre später die Grafschaften Amiens und Boulogne, und endlich von der Tochter Johanns von Görlitz (1441) das Herzogtum Luxemburg. So hatte dieses ursprünglich französische Herzogsgeschlecht, das möglichenfalls die Königskrone erben konnte, ein starkes Übergewicht nach Deutschland hin bekommen. Die Herzöge residierten schon lieber in Brüssel als in Dijon, um mehr in der Mitte ihrer reichen Besitzungen zu sein, und — welcher Besitzungen! In diesen vom

Die Herzöge von Burgund.

Hauptkörper Deutschlands mehr abgelegenen Ländereien war es doch nie zu einem so beständigen Blutvergießen gekommen, wie etwa in Schwaben und Franken, in Bayern und Thüringen. Die Grafschaften, Herzogtümer, Städte, darunter viele Hansestädte und Bistümer, hatten bei ihrer Einverleibung in das Reich des mächtigen Burgunders doch immer vermocht, ihre alten Privilegien und Freiheiten zu wahren. Es scheint, daß dieser Stamm der Valois mehr als der königliche die Wahrheit erkannt habe, daß die Freiheit und Selbständigkeit der Unterthanen einträglicher sei als die Knechtschaft. Die Bewohner des weniger fruchtbaren und ewig durch das Meer bedrohten Nordens vermittelten als Schiffer und Händler den Warenverkehr fremder Küsten miteinander und gewannen als tollkühne Fischer in dem Arktischen Meere reiche Beute. An der Maas,

227. Philipp der Gute, die Widmung eines Buches entgegennehmend.

Es ist Jean Wauquelin, der dem Herzog vor versammeltem Hofe seine Übersetzung der von dem Franziskaner Jacques de Guyse (gest. 1399) verfaßten Chroniken von Hennegau überreicht; die Darstellung, das beste Werk der vlamischen Miniaturmalschule, bildet das Titelbild des ersten Bandes. — Neben Herzog Philipp steht sein Sohn Karl (der Kühne).

Sambre und Schelde entwickelte sich eine Industrie, die ihresgleichen höchstens in Italien hatte. Schon lange Zeit holten sich aus Brügge die Kaufleute aller Zungen die weltberühmten flandrischen Tuche. Die Teppiche von Gent, die Tapisserien von Oudenarde und Arras, die Serges von Tournai, Leinwand und Samt von Haarlem gingen in die fernsten Länder. Der unermeßliche Gewinn, den solcher Handel und solche Industrie brachten, schafften dem Lande selbst und seinem Herrscher einen beglückenden Reichtum. Davon zeugten die Kathedralen von Utrecht und Antwerpen, die Rathäuser von Brügge, Brüssel, Löwen, Oudenarde, die Tuchhallen von Ypern und Brügge. Wenn der Herzog in Brüssel oder Gent Hof hielt, staunte man über die große Zahl von Rittern und Grafen, die ihn umgaben, und die Fülle von Gold und Silber, die an den Anzügen, im Schmuck, auf den reichbesetzten Tafeln zu Tage trat. Dennoch hatte alles ein gewisses Maß an sich, und selbst bei den Turnieren und Gelagen herrschte eine edlere Form des Rittertums,

als sonst in dem übrigen Deutschland. Wer es wußte, mochte wohl an Lohengrin denken, der einst hier geweilt haben sollte. Nirgends und niemals ist in der Geschichte eine anmutigere Verbindung zwischen deutscher Tüchtigkeit und französischer Eleganz zu Tage getreten, als in diesem Grenzlande beider Völker, aus welchem damals die Mode an alle Höfe ging. Daß ein Herzog, dem ein guter Teil des alten Königreichs Lothringen, ja fast das ganze Austrasien der Karolinger zu eigen war, daran dachte, ein König zu heißen, ist natürlich. Philipp der Gute, unter dessen friedfertiger und freisinniger Regierung Bürgertum und Rittertum am besten gediehen, umgab sich schon mit königlicher Pracht, als er bei Gelegenheit seiner Hochzeit mit Isabella von Portugal 1430 den Orden des Goldenen Vließes stiftete, zu dem nur Ritter gehören durften, welche väterlicher- und mütterlicherseits vier Ahnen aufweisen konnten. Von Friedrich III. verlangte er wiederholentlich den Titel eines „Königs von Brabant"; aber dieser verweigerte ihn, da er jene Länder „dem Reiche weder entfremden könne noch wolle".

Karl der Kühne.

Im Jahre 1467 war Karl von Charolais, genannt Karl der Kühne, Erbe jenes großen Reiches geworden und hatte es gleich im Jahre 1468 durch grausame Unterdrückung der Stadt Lüttich, 1473 durch schlaue Erwerbung des Herzogtums Geldern und Zütphen so bedeutend erweitert, daß allein die deutschen Besitzungen von dem Zuidersee und der Grenze des Bistums Münster bis zur Mosel und Somme sich erstreckten. Er war damals 34 Jahre alt, geistig und körperlich gleich vortrefflich ausgebildet, voll Thatkraft und Thatendrang, unermüdlich und unersättlich in Regung seiner Kräfte und Erregung seiner Seele. Sinnlichkeit und üppige Genüsse, wie sie sein Vater wohl geliebt, verachtete er. Ihn lockten die Heldenthaten Alexanders des Großen, die Gesinnung des frommen Roland, die ritterlichen Formen des Artushofes zur Nacheiferung. An Jähzorn, Wildheit, Thatendrang, Racheluft glich er Albrecht Achilles, aber er überragte ihn weit durch Bildung und Eleganz der Erscheinung. Er lebte nicht ganz in seiner Zeit. Daß ein Herzog von Burgund mehr als ein andrer Fürst auch dem reichen Bürger ein freundliches Antlitz zeigen müsse, übersah er oft. Ihn hätte man nie den „Guten" genannt wie seinen Vater, obwohl er von Charakter besser war. Aber er haßte den Übermut der reichen Stadtbürger und der freien Bauern in der Schweiz, weil sein eigner unersättlich war. Er dachte an die Besitznahme des Herzogtums Lothringen, welches seine deutschen und französischen Ländereien so unangenehm trennte oder — so angenehm verband. Das Erbrecht des Herzogs René II. von Vaudemont, der es 1473 in Besitz genommen, war durchaus nicht unzweifelhaft, das des Burgunders freilich beruhte fast allein auf dem guten Willen und dem Gefühle der Macht. Er hoffte auf die Hilfe des Kaisers; jedenfalls meinte er, eine Königskrone erwerben zu können, eine austrasische oder burgundische, vielleicht gar eine römische und künftig eine Kaiserkrone. Ein seltsamer Ehrgeiz, da sein Stamm mit ihm erlosch, denn er hatte nur ein einziges Kind: die 16jährige Maria.

Zusammenkunft Friedrichs III. mit Karl d. K.

Mit Spannung und Sorge schaute ganz Europa auf die Zusammenkunft Friedrichs mit Karl dem Kühnen im Oktober und November 1473 zu Trier. Daß der Kaiser die Belehnung mit den niederländischen Provinzen, dazu auch mit Geldern, endlich sogar die Königskrone versprochen (mit welcher, sagte niemand), daß Karl seine Tochter mit Maximilian verloben, das Bündnis mit Ungarn aufgeben und kaiserlicher Feldherr gegen die Türken werden wollte, wußte jedermann. Dennoch kam beides nicht zustande. Friedrich verlangte zuerst die feierliche Verlobung, jener zuerst die Krönung, da keiner dem andern traute. Vielleicht hatte Ludwig XI. von Frankreich, der am meisten Interesse daran hatte, ihre Vereinigung zu hindern, Mißtrauen gesäet. Daß Karl noch immer mit Friedrich von der Pfalz und mit König Matthias in Verbindung stand, mochte den Kaiser ängstigen; die stolze Pracht in Karls Auftreten, die ihn weit in den Schatten stellte, ärgerte ihn; überhaupt aber schauderte er vor jeder That, die ihm nicht von der Not oder der Gewalt aufgedrängt wurde. Am 25. November frühmorgens war er fort und zu Schiff die Mosel abwärts.

Reichskrieg gegen Karl und Vergleich mit dem Kaiser.

Der Herzog wurde unwillig. In den vorderösterreichischen Ländereien zu beiden Seiten des Rheins, die Erzherzog Sigmund ihm 1469 für 90000 Goldgulden verpfändet hatte, ließ er seinem Landvogt Peter von Hagenbach, einem wollüstigen, tyrannischen Manne, jeden Frevel durch, bis Bürger von Breisach ihn fingen und enthaupteten. Dann verband er sich mit Friedrich von der Pfalz und dem Erzbischof Ruprecht, der aus Köln verjagt war. Als er mit großer Heeresmacht vor die kleine, aber stark befestigte Stadt Neuß zog, um das ganze Erzbistum zu unterwerfen, als er durch Stephan von Hagenbach, den Bruder des Erschlagenen, die Elsässer noch schlimmer peinigen ließ als zuvor, da ernannte Friedrich den Markgrafen Albrecht Achilles zu seinem „Marschall" und erhielt von den Schweizern, die ohnedies, durch französisches Geld bewogen, mit Frankreich und mit deutschen Fürsten eine „ewige Richtung" gegen Karl geschlossen hatten, energische Hilfe zugesagt. Vor allem aber widerstand das winzige Neuß, welches von den Hansestädten Hilfe bekommen hatte, dem Burgunder schon über ein Jahr. Da gelang es dem Markgrafen im Juli 1475, einen Vergleich zwischen dem Kaiser und Karl dem Kühnen zustande zu bringen, dessen Bedingungen unbekannt geblieben sind, sich aber aus den Folgen vermuten lassen. Denn am 30. November 1475 zwang Karl die Hauptstadt Lothringens, Nancy, zur Kapitulation, und am 6. Mai 1476 wurde der Ehekontrakt von Maria und Maximilian bestätigt.

228. Karl der Kühne, Herzog von Burgund.
Nach einem Gemälde im Museum zu Brüssel.
Der Herzog ist hier als Vorsitzender der Schützenbrüderschaft von Linkenbeck dargestellt, daher der Pfeil in seiner Hand.

Karls Kampf in Lothringen.

Der Herzog war inzwischen auch gegen die Schweizer vorgestürmt, allein seine schmählichen Niederlagen bei Granson (2. März 1476) und bei Murten (22. Juni 1476), von denen in der Schweizer Geschichte das nähere mitgeteilt wird, brachen mehr die Kraft seiner Seele als seine äußere Macht. Karls Absicht, eine Krone zu erwerben, war gescheitert; es galt ihm jetzt nur noch, die Ehre zu retten und — Lothringen, welches mit Hilfe der Schweizer der junge Herzog René wieder in Besitz genommen hatte. Mit großer Heeresmacht rückten beide Herzöge gegen Nancy heran. Am Dreikönigstage, so hatte Karl gesagt, werde er seinen Einzug halten. Seine Anführer rieten von

dem Angriff ab: man solle entweder noch Verstärkungen heranziehen oder Frieden machen. In vollem Grimme rief der Herzog: „Und sollte ich allein hervortreten; mit dem Jungen von Lothringen mache ich nie Frieden; ihr aber, ihr seid alle Vaudemonts!“ Nur einer mahnte zum Angriff, und dieser war ein Verräter: der Graf Cola di Campobasso. Als italienischer Söldnerführer hatte er lange für das Haus Anjou in Neapel, dann in Lothringen gekämpft, war später zu Karl übergetreten, hatte ihn aber nach der Schlacht bei Granson verlassen und war doch wieder von ihm angenommen, da der Herzog die italienischen Söldner ganz besonders schätzte. Jetzt war er mit Ludwig XI. und René im heimlichen Einverständnis, denn er ahnte den Ausgang und wollte ihn beschleunigen. Dafür wurde ihm im voraus die Herrschaft Commercy versprochen.

Karls Tod.

Auch Karl war nicht ohne Besorgnis. Als er auf sein rabenschwarzes Pferd sprang, fiel ihm die Helmzier, ein goldener Löwe, auf den Sattel herab. „Das ist von Gott“, seufzte er mit verbissenem Unmut und gab seinem Diener versiegelte Befehle über das, was nach seinem Tode zu thun sei. Dann ritt er in den Kampf und ordnete sein Heer. Allein bald bemerkte er trotz des Schnees und Nebels, der die Luft verhüllte, daß sein rechter Flügel entblößt sei. Campobasso hatte ihn plötzlich verlassen und sich den Feinden anschließen wollen, aber die Schweizer verweigerten, „an der Seite eines verräterischen Welschen zu streiten; das sei weder der Art ihrer Väter noch der Ehre ihrer Waffen gemäß.“ Daher besetzte er eine Brücke, um Karl den Rückzug nach Luxemburg abzuschneiden. Auch hatte er zwanzig verwegene Leute im burgundischen Heere zurückgelassen, die möglichst viel Böses thun sollten. Schon war Karl von den Feinden, welche Herzog René selber führte, umgangen, als er von der Höhe das Urihorn dreimal erschallen hörte. Von Granson und Murten her kannte er die Bedeutung dieses Signals, und Todesschrecken durchfuhr sein Herz. Allein er ermannte sich zu wildem Trotz und kalter Besinnung zugleich. Überall war er zu sehen im kühnen Vorkampf, er ordnete, verstärkte, ermunterte, selbst schon von fremdem und eignem Blute entstellt. Dennoch wandte sich, nachdem die edelsten Ritter gefallen waren, der Rest seiner Scharen zur Flucht nach Luxemburg. Tausende gerieten noch an der Brücke bei Bouxières in die Hände des italienischen Verräters, wurden getötet oder ertranken im Fluß. Noch an demselben Tage — es war der Dreikönigstag (5. Januar 1477) — hielt René triumphierend seinen Einzug in die Hauptstadt.

229. Burgundischer Krieger um 1440.

Nach der Miniatur in einer Pariser Handschrift der Chronik des Froissart, entworfen von Viollet-le-Duc.

Dieser Fußkämpfer trägt eine sogenannte Brigantine, deren Ausschnitte den darunterliegenden Panzer sehen lassen. Die Ärmel derselben decken nur den Hinterarm; der Vorderarm ist durch Stahlschienen geschützt.

Lange fand man die Leiche Karls nicht. Erst einer von seinen Edelknaben, Colonna, den Campobasso gefangen genommen hatte, zeigte den Weg zu einem sumpfigen Graben, an dem er den Herzog mit samt dem Pferde habe straucheln und niedersinken sehen. Mit Hilfe von Karls alter Wäscherin durchsuchte man die Leichen, die dort lagen.

Seine Bestattung.

Endlich wandte sie auch seinen Körper mit den Händen um und rief trauernd und entsetzt zugleich: „Gott, der Fürst!“ Als man ihn, der nackt, mit geronnenem Blute überdeckt, halb eingefroren dalag, mit Wein und warmem Wasser gewaschen, erkannten ihn auch die andern. Er war mit der Hellebarde über den Kopf getroffen und dann seiner Kleider beraubt, beides wohl von Leuten, die ihn nicht kannten. Am 12. Januar setzte man ihn feierlich in Nancy bei. Der junge Herzog, nach alter Sitte (wenn jemand im ritterlichen Kampfe seinen Gegner erschlagen hatte) mit langem Barte bis an den Gürtel herab und im Trauerkleide, trat an der Spitze seines Gefolges an den Sarg, nahm die Hand des Toten und sprach: „Lieber Vetter, Ihr habt uns viel Unglück gebracht; Eure Seele habe Gott!“

Kampf um die Erbschaft.

Daheim in Gent saß die fast 20jährige Maria, die anmutige Erbin des ganzen großen Gebietes, in der angstvollsten Bedrängnis. Der Adel war gefallen, die Kassen leer, überall regten sich Parteigeist und Freiheitsliebe. Der Oheim in England, Eduard IV., erschrak über die Trauerbotschaft, aber er lebte in Üppigkeit und brauchte dazu die Hilfsgelder des Königs Ludwig von Frankreich. Dieser selbst beeilte sich, den Gewinn einzustreichen. Auf die Behauptung hin, daß Burgund nur ein Mannlehen sei, nahm er das französische Herzogtum, übrigens, wie er sagte, nicht nur als ein eröffnetes, sondern auch vielfach verwirktes Lehen schon Ende Januar in Besitz. Wenige Tage später besetzte er die Hauptfestungen der Franche Comté, damit Maria nicht durch ausländische „Waffen genötigt werde, wider ihren Willen einen Fremden zu heiraten“.

Marias Vermählung mit Maximilian.

Endlich fielen ihm von selbst Artois, Picardie und Hennegau zu, als Philippe de Comines, der aus den Diensten Karls in die Ludwigs übergegangen war, sie überredete, wie viel besser es dort sei. In ihrer Verlegenheit wandte sich Maria an die Stände ihrer übrigen Länder um Hilfe, aber diese verlangten zunächst die Entlassung der harten und übermütigen französischen Minister, deren sich schon Karl bedient hatte. Entrüstet schickte sie zu Ludwig, bot für Waffenstillstand Städte und Landschaften an und ließ selbst die Möglichkeit durchblicken, den erst siebenjährigen Dauphin zu heiraten. Allein darüber ergrimmten die Niederländer, ergriffen jene beiden Ratgeber, Hugonet und d'Himbercourt, verurteilten und enthaupteten sie auf dem Marktplatze zu Gent, trotzdem die Herzogin mit Worten und Thränen ihre Minister zu verschonen flehte. Schnell entschlossen schrieb nun Maria an den ihr bereits verlobten Erzherzog Maximilian, er möge kommen, ehe es zu spät sei. Am 19. August feierte man in Gent die Vermählung. Die schöne Gestalt, das anmutige Benehmen, die ritterliche Kühnheit des 18jährigen Prinzen versöhnten bald die Gemüter aller Unterthanen mit dem stattlichen Herrscherpaare, und im Januar 1478 schlossen auch die Schweizer Eidgenossen

230 und 231. **Maximilian und seine Braut Maria von Burgund.**

Porträtmedaillen aus Bronze, nicht datiert, offenbar vom Jahre 1477. Modelliert von Giovanni de Candida.

231 wurde später in der Haller Münzstätte in Stahl kopiert und auf Befehl des Kaisers Maximilian, der seiner ersten Frau „sein ganzes Leben hindurch nicht ohne Seufzen und Thränen gedachte“, häufig ausgeprägt. Hier beide Abbildungen nach den Exemplaren im Königl. Münzkabinett zu Berlin.

232. **Maximilian und seine Braut Maria von Burgund.**

Gleichzeitige Handzeichnung im Germanischen Museum zu Nürnberg.

Darüber steht von alter Hand geschrieben: „In dergleichen Habit hat Kaiser Maximilian Hochlöblicher Gedechtnus sein verlobten Gemahl, das Frewlein von Burgund, erstlich besucht." —

durch Vermittelung des Kaisers zu Zürich einen Bund mit ihm ab. An der Spitze der belgischen Ritterschaft, deutscher Söldner und englischer Bogenschützen erfocht Maximilian am 7. August 1479 einen glänzenden Sieg über die Franzosen bei Guinegate, während die Schweizer den verhaßten Craon, den Statthalter des Königs, aus der Franche Comté verjagten.

Von jetzt ab wechselten Waffenstillstände und Scharmützel, bis der jähe Tod der jungen Erzherzogin plötzlich zum Abschluß führte. Im März 1482 war sie auf der Jagd in der Nähe von Brügge durch ein wildes Pferd abgeworfen und geschleift, am 27. März erlag sie ihren Wunden. Vergebens forderte Maximilian die Vormundschaft Marias Tod.

und Regentschaft für seinen vierjährigen Sohn Philipp. Seine Hinneigung zu den Deutschen, deren Rat er ausschließlich folgte, sein wildes, an alle Zerstreuungen des Lebens hingegebenes Wesen flößte den Ständen wenig Vertrauen ein. Sie setzten einen Rat von eingeborenen Edelleuten zur Führung der Regentschaft ein und zwangen Maximilian, mit Frankreich Frieden zu machen. Zu Arras wurde (1482) bestimmt, daß seine zweijährige Tochter Margarete als Braut des Dauphins nach Paris geschickt werde und zugleich Artois, Bar (jur Seine), Auxerre, Mâcon und die Grafschaft Burgund als ihre Mitgift in Ludwigs Händen bleibe. Doch sollten diese Länder an Philipp zurückfallen, wenn die Ehe nicht zustande käme oder Margarete ohne Erben sterbe.

Maximilian wird Regent.

So schien Maximilian, in dessen Ehe mit der reichen Erbtochter der Kaiser das einzige Mittel gefunden hatte, jene blühenden Landstriche wieder enger an Deutschland zu schließen, thatsächlich aus denselben verdrängt zu sein. Allein der wilde Parteihader, welcher nur durch die Kühnheit Karls und die Klugheit seines Vaters niedergehalten war, brach nun an allen Enden los und verschaffte Maximilian die Gelegenheit, als Anführer einer Adelspartei, der Kabeljaus, gegen die Hoeks zunächst im Norden Einfluß und Macht zu erlangen. Dann aber wandte er sich keck gegen die Fläminger, deren aristokratischer Adel in Gent für seinen Sohn Philipp im geheimen Einverständnis mit Karl VIII. von Frankreich die Regierung führte. Nachdem er Brügge, Sluys und endlich Gent erobert hatte, wurde er 1485 auch in Flandern als Regent anerkannt und erhielt seinen Sohn ausgeliefert. So wurden diese reichen Niederlande, wenn auch nie mehr ganz deutsch, doch wenigstens nicht ganz französisch und dienten noch jahrhundertelang als Schutzwehr des deutschen Handels gegen den englischen und anderseits als Schutzmauer gegen Frankreich oder, in der Zeit der Verbindung mit Spanien, als ein wichtiges Glied in der Kette, welche sich als Fessel um den Staat der Valois schlang.

Matthias Corvinus in Wien.

Seit dem Tode des Georg Podiebrad und seit dem Scheitern aller Einigungsversuche zwischen dem Kaiser und Karl dem Kühnen bedrängte der König Matthias (Corvinus) von Ungarn täglich mehr die Grenzen Österreichs. Als Friedrich den jungen Böhmenkönig als Kurfürsten anerkannt hatte, um sich seiner Hilfe zu versichern, verband sich Matthias mit dem Deutschen Orden gegen Polen, mit Pommern gegen Brandenburg, mit der Hansa gegen Dänemark, rief die immer zum Aufstande geneigten Österreicher zur Erhebung auf und lagerte schon im Dezember 1477 vor Wien. Doch ließ er sich noch durch die Anerkennung seiner Ansprüche auf Böhmen zum Frieden bewegen. Aber bald war er wieder mit deutschen Fürsten im Bündnis gegen den Kaiser — nur den Markgrafen Albrecht vermochte er nicht zu gewinnen — erklärte ihm, ermutigt durch den Tod Mohammeds II. (1481), den Krieg und verheerte ganz Niederösterreich. Da die Wiener Bürger sich mit Standhaftigkeit und Geschick verteidigten, begnügte er sich damit, sie so lange zu umschließen, bis der Hunger sie 1485 zur Kapitulation zwang. Vergebens hatten sie an den Kaiser eine Botschaft um Hilfe geschickt. Er soll ihnen kühl geantwortet haben, „es sei billig, daß die Wiener jetzt ebenso hungern müßten, wie er selbst einst in der Hofburg gehungert habe, als sie ihn belagerten" (s. S. 449). Matthias Corvinus hielt am 1. Juni seinen Einzug in Wien, eroberte bald darauf ganz Österreich, den größten Teil von Kärnten, Krain und Steiermark und ließ sich überall huldigen.

Der Kaiser ohne Besitz.

Vollkommen heimatlos, selbst ohne Habe, wanderte der Kaiser nach Westen zu, in Reichsstädten oder in Klöstern nicht immer glänzend beherbergt, wie noch heute die Rechnungen in einigen Städten aufweisen. Dennoch tröstete er sich auch jetzt mit der doppelten Weisheit, daß man lernen müsse, an eine verlorene Sache, die nicht wieder zu erlangen sei, auch nicht wieder zu denken, und sodann, daß die Zeit noch vieles ändern könne.

Maximilian wird römischer König.

Vergebens suchte der Kaiser auf einem Reichstage im Januar 1485 zu Frankfurt Hilfe zu erlangen. Man war längst gewöhnt, sich um ihn und sein Land ebensowenig zu kümmern, wie er um das Reich. Vielmehr schlug der Erzbischof von Mainz, Berthold von Henneberg, zunächst eine Reichsreform vor, nach welcher das Reich hinfort allein durch die Korporationen der drei Stände regiert werden sollte. Am heftigsten widersprach diesem Plane wie vor dreißig Jahren (S. 445) der alte Markgraf Albrecht,

der neben dem Kaiser den Kurfürsten allein eine Regierungsgewalt zugestehen wollte. In seiner derben Art forderte er jenen auf, „alle Einungen aufzuheben, daß nicht drei Breie daraus würden, alle geistlichen Fürsten einer, alle weltlichen einer, alle Städte einer". Da der Kaiser von Reformen überhaupt nur Verkümmerung seiner Vorrechte befürchtete, suchte der Markgraf ihn wenigstens dahin zu bringen, daß er schon jetzt die Wahl seines Sohnes zum römischen Könige ins Werk setze. Nur zögernd verstand sich jener dazu, denn er fürchtete auch davon eine Schmälerung seiner Macht, die er ohnehin nicht besaß. So wurde auf einem zweiten Reichstage zu Frankfurt am 16. Februar 1486 der 27jährige Erzherzog Maximilian, der sich soeben seine Stellung in Burgund tapfer und würdig erstritten, einstimmig zum römischen Könige erwählt. Eine Reichshilfe und Reichssteuer zum Kriege gegen die Ungarn wurde zwar bei dieser Gelegenheit von den Fürsten zugesagt und daran die Forderung eines dauernden Landfriedens und eines obersten Reichsgerichtes geknüpft, allein da man die Städte nicht geladen hatte, so war zum mindesten ihr Anteil an der Reichshilfe zweifelhaft. Was jene Bedingungen anlangte, so erklärte der Kaiser, er gebiete einen zehnjährigen Landfrieden und werde ihn durch sein eignes Kammergericht sichern; aber die Fürsten erwiderten, „er möge lieber das Kammergericht seines Ganges gehen lassen, sich jedes Eingreifens aus kaiserlicher Machtvollkommenheit enthalten." Trotzdem beharrte Friedrich dabei, „daß

233. Harnisch Kaiser Maximilians I.

Plattenharnisch mit Schallern und Bort, blank mit messingenen Randverzierungen. Nürnberger Arbeit um 1475.

Dieser prachtvolle Jugendharnisch des Kaisers ist nicht allein wegen seines einstigen Trägers, sondern auch in bezug auf die Entwickelung des Harnischwesens einer besonderen Beachtung wert, da uns durch ihn die charakteristischen Formen der ersten vollständigen Plattenharnische vor Augen geführt werden. Zugleich gibt er ein glanzendes Zeugnis von der Kunstfertigkeit deutscher Plattner zu Ende des 15. Jahrhunderts. Weder vorher noch nachher wurden die Anforderungen an Schonheit und geschmackvolle Ausführung des ritterlichen Harnisches in Gesamtform, Zuschnitt und Verhältnis der einzelnen Teile so voll erreicht, als zu dieser Zeit. (Nach Leitner.)

er es seiner und des Reiches Würde schuldig sei, die oberstrichterliche Gewalt nicht einschränken zu lassen."

Der Schwäbische Bund.

Schon der Erzbischof von Mainz hatte bei Gelegenheit seines Reformplanes die Meinung ausgesprochen, „daß es nicht möglich sei, die Sache auf einmal zu verhandeln und in ein Wesen zu bringen" und man „vorerst an einer Art des Landes den Anfang machen müsse". Und diesen Anfang machte der alte Kaiser selbst notgedrungen in Schwaben. Gleich nach dem Tode des wackeren Brandenburgers, der schon ein sterbender Mann war, als er dem jungen Könige Maximilian das Reichszepter vortrug, erhob das Bayrische Haus wieder sein Haupt und strebte nach höherem Rang und größerem Besitz. Dazu half ihm noch der Habsburger, der in ihrer Nähe wohnte, Sigmund, mit Recht der „Einfältige" genannt, ein Vetter des Kaisers, indem er dessen Tochter Kunigunde, die in seinen Schutz gegeben war, eigenmächtig mit Albrecht von München vermählte und zugleich ihr Tirol verschrieb und ihm Vorderösterreich verpfändete. Von nun an war jede Aussicht dahin, daß der Friede in Schwaben erhalten bleibe, wenn nicht eine energische Macht dagegen aufgerichtet wurde. Darum bestätigte der Kaiser jetzt die von einem Grafen von Werdenberg erneuerte Rittergesellschaft von Sankt Georgen Schild am 6. Juli 1487 als Landfriedensbund und gebot auch den Städten und Fürsten einzutreten. Durch wiederholentliche Strafandrohungen ließen sich 22 Reichsstädte und außer Baden und Württemberg auch Sigmund zum Eintritt bewegen. Seitdem sie im Februar 1488 zu Eßlingen ihren ersten Vereinstag gehalten, auf dem übrigens nach Ständen getrennt beraten wurde, erprobte man von selbst und mit Erfolg die neue Form zur Handhabung des Reichsfriedens. Sigmund löste seine Ländereien von Bayern wieder los

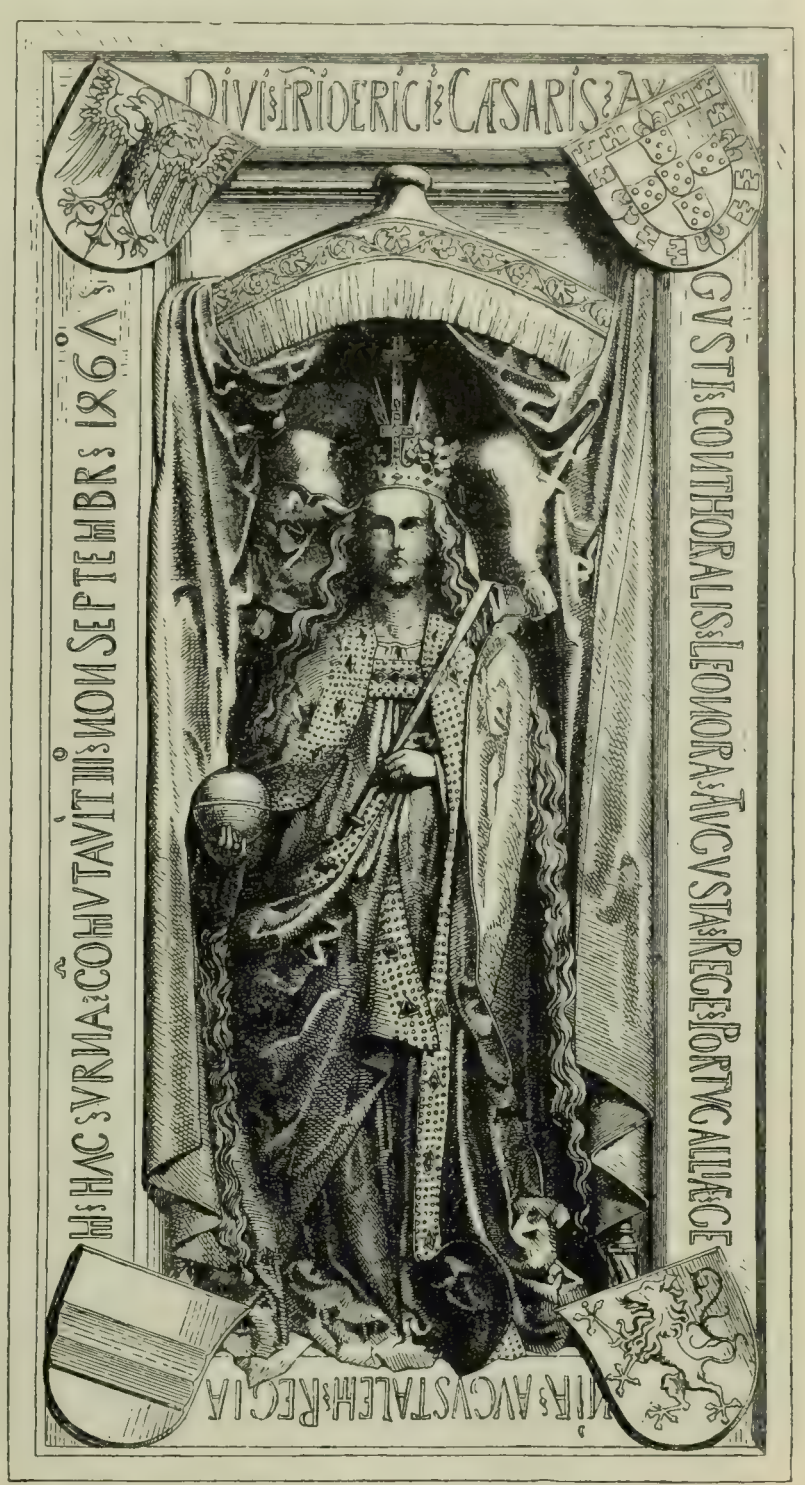
234. Grabplatte Kaiser Friedrichs III. im St. Stephansdome zu Wien.

Prachtvolle Skulptur, den Kaiser, umgeben von Wappen und Hoheitsinsignien, darstellend. Mehrere Jahrzehnte nach des Kaisers Tode angefertigt.

und fand nun Schutz in diesem Bunde, den man später „des Kaisers und des Reiches Bund in Schwaben" nannte, und dessen Haupt er sogar wurde. Bald zeigte es sich, daß durch das Bundesgericht und das Bundesheer alle Streitigkeiten im Keime erstickt wurden, und Fürsten und Städte fingen an, die Lust am Frieden zu kosten. Selbst fränkische und rheinische Fürsten drängten sich von selbst herzu und baten um Aufnahme.

Es schien, als wenn der Kaiser in seinen letzten Lebensjahren eine größere Beweglichkeit erlangte, als je in der Jugend. Kaum hatte er die Nachricht erhalten, daß sein Sohn Maximilian, der sich mit geringer Begleitung nach Brügge begeben hatte, dort am 5. Februar 1488 von den Bürgern überfallen, seiner Räte beraubt und im Hause eines Spezereihändlers streng bewacht werde, so eilte er nach Schwaben und bot die Hilfe des Bundesheeres auf. Zum erstenmal folgte man ihm 15000 Mann stark bereitwillig nach Flandern, wo übrigens die Bürger von Brügge den römischen König bereits aus der Haft entlassen hatten (16. Mai 1488). Trotz der drohenden Gefahr — er mußte Gift und Dolch fürchten — hatte sich Maximilian beharrlich geweigert, durch List zu entkommen. Sein lustiger Rat, Kunz von Rosen, der ihn im Gewande eines Beichtigers besuchte, beschwor ihn vergebens, mit ihm die Kleider zu tauschen und sich so zu retten. Endlich nach dreimonatlicher Haft bot man ihm die Freiheit an gegen das Versprechen, seine deutschen Truppen sofort zu entfernen, Flandern für unabhängig von dem Reiche zu erklären, die demokratische Verfassung des Landes gut zu heißen und Papst, Kaiser und Kurfürsten um Bestätigungsbriefe anzugehen. Da Gent noch im Bunde mit Frankreich war und Maximilian von der herannahenden Hilfe nichts ahnte, so konnte er nicht anders, wußte aber bald im Frieden zu Frankfurt den französischen König selber umzustimmen und dadurch auch

Befreiung Maximilians aus der Gefangenschaft in Brügge.



235. Grabstein der Kaiserin Eleonore, Gemahlin Kaiser Friedrichs III., in der Cistercienserkirche zu Wiener-Neustadt.

Rote Marmorplatte mit lateinischer Randschrift; im Bildfelde ganze Figur der Kaiserin mit Zepter in der Hand und die Krone auf dem langherabwallenden, reichgelockten Haar.

den Rest von Flandern zum Gehorsam zu zwingen (1. Oktober 1489). Knieend leisteten Abgeordnete von Gent, Brügge und Ypern vor ihm Abbitte.

Maximilian erhält Tirol und Vorderösterreich.

Jetzt konnte man auch daran denken, mit Hilfe des Bundes die habsburgischen Erblande wiederzugewinnen. Schon im Sommer 1489 war dem König Maximilian auf einem Reichstage in Frankfurt gegen Zusicherung einiger Reformen Reichshilfe gegen Matthias versprochen worden, und die Schwaben wenigstens ließen sicher nicht auf sich warten. Wurde er doch selbst in diesen Tagen das Haupt ihres Bundes. Der greise Sigmund, ewig in Streit mit seinen Ständen wegen der üblen Wirtschaft seiner Räte, ohnedies der letzte seines Stammes, machte mit seinem Neffen am 18. März 1490 einen Vertrag, nach welchem er ihm für eine jährliche Rente schon bei Lebzeiten Tirol und Vorderösterreich (die Landschaften in Schwaben und am Rhein) überließ.

Matthias Corvinus' Tod. Maximilian in Wien und Preßburg.

Das Anerbieten des Königs Matthias, für eine hohe Geldsumme Österreich herauszugeben und die habsburgische Nachfolge in Ungarn zu sichern, hatte Friedrich III. auf einer persönlichen Zusammenkunft in Linz (Sommer 1489) abgelehnt. Als er den todkranken Gegner vor sich sah, meinte er wohl, beide Reiche müßten ihm bald von selbst zufallen; und wirklich starb Matthias schon am 6. April 1490 in der Wiener Hofburg. Allein die ungarischen Magnaten kümmerten sich wenig darum, daß dem Kaiser schon 1463 vertragsmäßig die Nachfolge zugesichert war. Da ihr König keinen legitimen Sohn hinterließ, wählten sie den Jagellonen Wladislaw von Böhmen, der ihnen Freiheiten und Steuererlaß zusagte. Sofort aber drang Maximilian mit Reichstruppen, Schwaben und Söldnern in Österreich ein. Bald unterstützten ihn die Einwohner selbst, welche von den rohen Magyaren viel Übles erlitten hatten. Als er noch in Kloster-Neuburg stand, schickten die Wiener ihm schon eine Gesandtschaft entgegen und holten ihn in ihre Stadt ein. Am 19. August hielt er seinen Einzug und verjagte nach hartem Kampfe die ungarische Besatzung aus der Burg. Dann drang er kühn in Ungarn selbst ein, um sich die Stephanskrone zu erstreiten. Bald waren Ödenburg, Komorn, Vesprem und selbst Stuhlweißenburg in seiner Hand, wo noch wenige Monate zuvor Wladislaw feierlich gekrönt war. Allein weiter vermochte er seinen Siegeszug nicht auszudehnen. Seine unbezahlten Söldner revoltierten, seine Schwaben wüteten in den eroberten Landstrichen, und ein magyarisches Heer lagerte sich um Stuhlweißenburg. Als dieses kapitulieren mußte, bot er selbst die Hand zum Frieden. Am 7. November 1491 erhielt er zu Preßburg die Zusage, daß nach dem Erlöschen des Mannesstammes in Ungarn das Haus Habsburg auf den Thron erhoben würde, und verzichtete gegen die Herausgabe aller österreichischen Gebiete, von denen noch mehrere in den Händen der Magyaren waren, auf alle ungarischen, die er besetzt hatte.

Friede mit Bayern.

Inzwischen standen außerhalb jeder Friedenseinung noch immer die übermütigen Wittelsbacher, Herzog Georg von Landshut und Albrecht von München. Sie leisteten keine Hilfe gegen Ungarn, sie besuchten die Reichstage nicht, sie kümmerten sich nicht um die Beschlüsse derselben und griffen um sich auf Kosten des Adels und der Städte. Schon hatte die Reichsstadt Regensburg ihre Freiheit an Albrecht verloren, Memmingen und Biberach drohte dasselbe Schicksal. Da entschloß sich der Adelsbund der Löwler oder Löwenritter in Bayern und Oberpfalz zum Eintritt in den Schwäbischen Bund und klagte über die Gewaltthaten der Herzöge. Als Kaiser Friedrich die Acht über seinen eignen Schwiegersohn (S. 460) Albrecht ausgesprochen, rüstete der Bund, und Friedrich von Brandenburg, dem „schon lange das Wams heiß war wider Bayern", führte das Banner. Zwar stellte sich die junge Erbin von Bayern-Landshut, Elsbeth von Landshut, mit männlicher Entschlossenheit, den silberbeschlagenen Streitkolben in der Hand, selber an die Spitze der getreuen Bayern, um sie an der Seite ihres Verlobten, des jungen Ruprecht von der Pfalz zum Kampfe anzufeuern. Aber der kleine Krieg führte zu keiner Entscheidung, und als die durch Krankheiten geschwächten Heere im Frühjahr 1492 auf dem Lechfelde einander ins Auge sahen, vermittelte Maximilian den Frieden. Albrecht demütigte sich, gab alle Ansprüche auf Tirol und Vorderösterreich auf und ließ Regensburg frei. Endlich empfing auch der alte Kaiser den Besuch des Schwiegersohnes und der Enkelinnen und verzieh ihm. Nach einigen Jahren (1498) trat Bayern zum Schwäbischen Bunde.

Friede mit Frankreich.

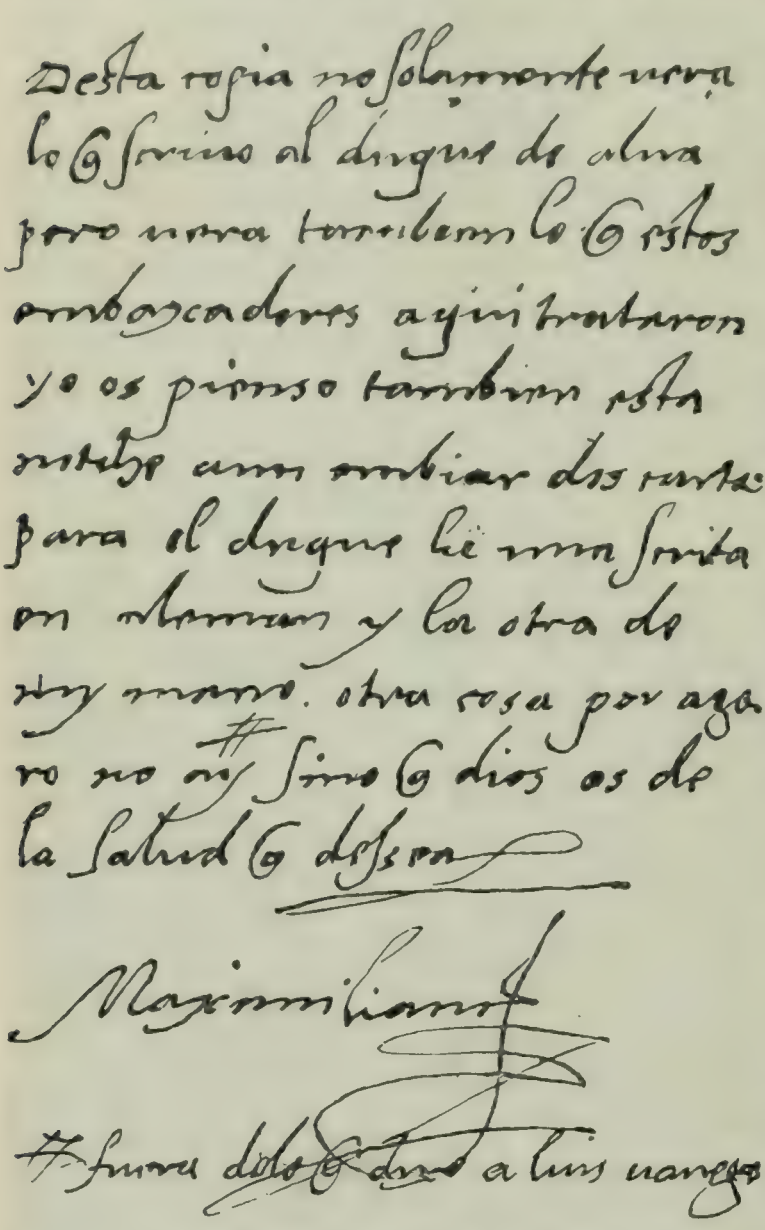
Karl VIII. hatte hinterlistig an Maximilian gehandelt. Als er im Sommer 1489 durch seine Boten mit ihm in Frankfurt Frieden (s. oben) machte, versprach er zwar, die junge Habsburgerin Margarete, welche ihm längst verlobt war und schon an seinem

236. **Maximilian I.**

Nach dem Gemälde von Peter Paul Rubens.

Hofe lebte, zu heiraten und Maximilians Vermählung mit Anna, der reichen Erbin der Bretagne, zu befördern, verschaffte sich aber sofort die Erlaubnis des Papstes Innocenz VIII. zur Trennung beider Verlöbnisse und zu seiner eignen Verheiratung mit Anna. Kaum hatte diese die Überzeugung gewonnen, daß man ihr einen andern Gemahl aufdringen wolle, so schrieb sie an den deutschen Bräutigam und bat, er möge eiligst zur Vermählung kommen. Maximilian jedoch, durch den Krieg in Ungarn zurückgehalten, schickte nur einen Stellvertreter, wahrscheinlich einen Prinzen von Oranien,

und ließ in Rennes ganz heimlich die Vermählung mit diesem vollziehen. Allein die sonderbare Art der Eheschließung, welche in Deutschland nicht ungewöhnlich war, verspottete man in Frankreich, und auf Wunsch des Königs erklärten seine Juristen und Vasallen, Anna von Bretagne habe als minderjährige Frau ohne königliche Genehmigung überhaupt keine gültige Ehe schließen können. Da auch in den nächsten Monaten Maximilian beständig im Kampfe mit den Ungarn, Niederländern und Bayern war, nahm Karl VIII. die Gelegenheit wahr. Er drang in Rennes ein und gewann durch heimliche Verabredung das Herz der jungen Fürstin. Als man glaubte, sie begebe sich zu ihrem deutschen „Gemahl" nach den Niederlanden, eilte sie auf ein Schloß des Königs in der Touraine und reichte ihm hier am 6. Dezember 1491 die Hand vor dem Altare. Maximilian war über diese Ehrenkränkung empört, selbst der alte Kaiser, welcher aus Eifersucht und Argwohn bisher stets den Plänen seines Sohnes hinderlich gewesen war, zeigte sich höchst aufgebracht. Aber Hilfe fand jener weder bei ihm, noch beim Reiche, noch bei den Niederländern, die zum Teil im Aufstande waren. Der König von England, Heinrich VII., in dessen Interesse es lag, die Franzosen aus der Bretagne zu vertreiben, trat wohl kurze Zeit für ihn ein, legte aber bald die Waffen nieder, als Frankreich ihn mit einer großen Summe Geldes abkaufte. Dennoch beschloß Maximilian, mit bewaffneter Hand Rache zu nehmen. Sofort sandte er den Grafen von Nassau an König Karl und forderte in drohenden Worten seine Tochter Margarete und ihre Grafschaften Burgund und Artois zurück (s. S. 458). Da die Antwort ausweichend lautete, besetzte er mit 2000 Mann die Grafschaft Burgund, und Artois ergab sich ihm freiwillig. Nun schloß Karl VIII., der längst einen Zug nach Italien im Sinne hatte, ohne weiteren Kampf zu Senlis (Mai 1493) Frieden. Er schickte Margarete nach den Niederlanden und gab bis auf einige Grenzstädte Artois, Burgund, selbst Charolais heraus.



237. Autograph Kaiser Maximilians I.

Auch für Maximilian war es günstig, daß er so schnell einen günstigen Frieden erlangt hatte, denn wenige Monate später rief ihn der Tod des Vaters zu größeren Arbeiten, Plänen und Kämpfen auf den Kaiserthron.

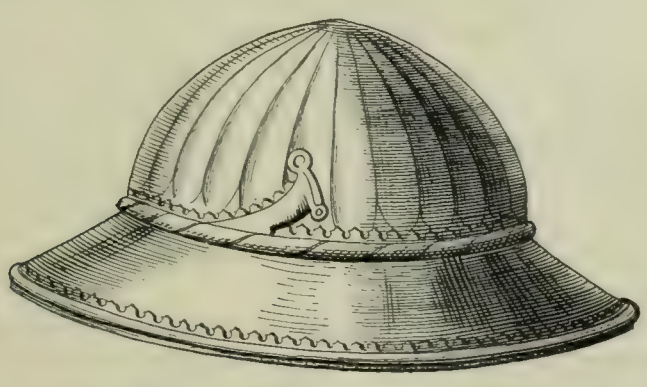
Kaiser Friedrichs III. Tod.

Der alte Kaiser lebte in den letzten Monaten zu Linz und beschäftigte sich mit Alchimie, Astrologie und Andachtsübungen. Wenn er auch eifersüchtig den Schein des Regierens wahrte, er konnte doch mit Befriedigung die Mühen auf die jüngeren Schul-

tern Maximilians wälzen und mit größerem Rechte als jemals der Ruhe pflegen. Da ergriff ihn schweres körperliches Leiden. Bei der lässigen Art, die er immer gehabt, mit dem Fuße die Thür hinter sich zuzuwerfen, hatte sich der 78jährige Greis so verletzt, daß der Fuß abgenommen werden mußte. Kaum war er von den Qualen genesen, so übernahm er sich in Früchten — er soll acht Melonen nacheinander verzehrt haben — bekam die Ruhr und starb am 19. August 1493.

Sein Wesen.

Ein an Leiden und an Schande überreiches Leben lag hinter ihm, und doch hatte er es wohl selten als ein solches empfunden. Immer wußte er durch eine Art von trivialer Weisheit als Mensch sich zu finden und durch sein Benehmen und seine Haltung als Kaiser sich nichts zu vergeben. Je älter er wurde, desto mehr ging er aus sich heraus. Da kam es wohl vor, daß er einmal in Nürnberg alle Kinder, auch die kleinsten, im „Stadtgraben" versammeln und mit Lebkuchen bewirten ließ. Er hatte sein Vergnügen an dem munteren Gewimmel, ihn kostete es nicht viel und ihnen blieb es unvergeßlich. Den Fürsten gab er zuweilen prachtvolle Gelage bis tief in die Nacht, wo es an nichts fehlte: dann wurde er selbst beredt, erzählte Scherze und Erlebnisse aus der Jugendzeit. Als er seine Lebensarbeit abschloß, konnte er wohl mit Genugthuung zurückblicken. Bei ihm hatte sich wirklich der Grundsatz bewährt, alles der Zeit zu überlassen. Er, der die Welt voll Feinde gehabt, der einst im einfachen Wagen, mit zwei Ochsen bespannt, nur Dach, Bett und Nahrung gesucht, hatte doch endlich Frieden mit aller Welt und starb im Besitz aller seiner Erbländer, voll reicher Hoffnungen für Sohn und Enkel, denen auch die Kronen von Ungarn und Böhmen zufallen konnten. Erscheint auch für seine Zeit und seine Person die Devise Österreichs wenig passend, die er erfand und bis zur Trivialität wiederholte — A. E. J. O. U.: „Alles Erdreich ist Österreich unterthan" — so war es doch gerade seine Sinnesart, die in der folgenden Generation auf die nüchternste Weise ein Weltreich zusammenbrachte, über dem wirklich die Sonne nicht unterging. Auch Deutschland hatte ihm manches zu danken. Durch seine unerschütterliche Lethargie hatte er es gewöhnt, von dem „römischen Kaiser deutscher Nation" gar nichts mehr für sich zu erwarten, sondern sich selbst zu helfen. Das hatte zwar zur Folge, daß der ferne Hochmeister des Deutschen Ordens vor dem Polenkönig knieen mußte, daß die Deutschen an der Quelle und der Mündung des Rheins sich unmutig vom Reiche abwandten, aber in diesem selbst war doch allmählich ein Keim der nationalen Zusammengehörigkeit sichtbar geworden. Wenn Macchiavelli bemerkt, daß Deutschland mit seinem Überfluß an Menschen, Reichtümern, Waffen und mit der Wehrhaftigkeit seiner Bürger von außerordentlicher Macht sein könnte, wenn nicht die Zwietracht der Fürsten und der andern Reichsstände es dem Kaiser unmöglich machten, Großes auszuführen, so war nun wirklich der Landfrieden begründet und eine geordnete Reichsverfassung angebahnt. Die Vollendung des Neubaues erwartete man mit Sehnsucht von Maximilian.



238. Eisenkappe Maximilians I., mit welcher er 1480 in Lützelburg einritt.

Die einfache Eisenhaube war seit dem 12. Jahrhundert für den Fußknecht, den Bogen- und Armbrustschützen üblich; vom 14. Jahrhundert an, als das Fußvolk allmählich wieder zu Bedeutung gelangte, trugen selbst die Könige zuweilen die Eisenhaube; diese verschwindet erst um die Mitte des 16. Jahrhunderts.

Zweiter Abschnitt.

Die Schweiz von der Gründung der Eidgenossenschaft bis zur Lossreißung vom Reiche (1291—1499).

Die vier Waldstätte.

In den wunderbar schönen aber rauhen und unergiebigen Thälern um den Vierwaldstätter See hatten sich in dunkler Zeit Alamannen angesiedelt, vielleicht solche, die sich aus den Wogen der Völkerwanderung hierher in die Stille gerettet hatten, um kärglich, aber in Freiheit, ihr Dasein zu fristen. Erst die Friedensboten des Christentums suchten sie in dieser Verborgenheit auf, gründeten Kirchen und Klöster und erwarben Stücke Land, die sie von ihren Hörigen bebauen ließen. Dennoch blieb der größere Teil immer von freien Leuten bewohnt, bis auch von ihnen viele sich in den Schutz eines Abtes oder Geistlichen, bald auch eines Grafen oder Herrn der Nachbarschaft gaben und dafür Dienste leisteten. Als oberster Landesherr galt ihnen, wie den Bewohnern der burgundischen Westschweiz, der König des vollkommen romanisierten Hochburgunds, später der König von Arles, endlich nach dem Tode des letzten der Herrscher Deutschlands, für den oft die schwäbischen Herzöge oder die badischen Zähringer eintraten. Streitigkeiten miteinander schlichteten sie selbst unter dem Vorsitze eines Herrn oder seines „Meiers". Nur über Leben, Freiheit und Eigentum entschied in einer Versammlung von freien Grundbesitzern des Königs Graf, der dazu bestellt war. Nur diejenigen, welche auf geistlichem Territorium wohnten, entzogen sich manchmal seinem Spruch und wandten sich lieber an den benachbarten Vogt eines Klosters. Nach ihren vier am See im Waldgebirge gelegenen Hauptorten Schwyz, Altorf, Sarnen und Stanz nannten sie sich die vier Waldstätte; später gab man ihnen als den ersten Gründern der schweizerischen Eidgenossenschaft den Namen: die drei Urkantone (Sarnen und Stanz zusammen als Unterwalden). In der That bilden sie den Urstamm der freien Schweiz.

Die Grafen von Habsburg. Die Reichsfreiheit von Uri und Schwyz.

Die Bewohner des platteren Landes im Osten und Norden, ja selbst die Anwohner des Genfer Sees erscheinen im 13. Jahrhundert längst als Unterthanen der Grafen von Kyburg, Sargans, Toggenburg, von Zähringen, Savoyen und andrer. So konnte es nicht fehlen, daß auch die Grafen von Habsburg im Aargau, welche als Erben der von Lenzburg die höchste Gerichtsbarkeit über Schwyz und einen Teil von Unterwalden ausübten, mit der Zeit danach strebten, größere Rechte zu erwerben, wie sie dieselben in einem großen Teile der Zähringer Erbschaft, selbst über Klöster ausübten. Sie eigneten sich nach und nach das Vogteirecht an, zunächst über Schwyz, dem sie oft gegen das Kloster Einsiedeln halfen, dann auch über Unterwalden. Dadurch wurden sie allerdings zugleich Aufseher, Schirmherren, ja Landesherren. Je mehr nun die Zeit dazu angethan war, den Übermut der Herren vom Adel gegenüber den freien Bauern herauszufordern, um so drückender wurde ihre Hand. Da führte der Umstand, daß sich die Grafen von Habsburg der erledigten Vogtei über Uri bemächtigten, die solange bei den Grafen von Zürich gewesen war, eine bedeutsame Wendung herbei. Uri wandte sich 1231 klagend an den jungen König Heinrich, den Sohn Kaiser Friedrichs II., und bat, der Gewalt jener Grafen entzogen und reichsfrei zu werden. Was jener gestattete, um einen Anhang gegen den eignen Vater zu gewinnen, bestätigte dieser nicht nur Uri, sondern auch Schwyz 1240, um Hilfe zur Bekämpfung jenes und des Papstes zu bekommen. Die Leute von Sarnen machten sich von selbst frei, und vergebens suchte der Papst auf Bitten der Habsburger sie wieder unter das alte Joch zu zwingen: sie blieben reichsfrei, d. h. sie standen unmittelbar unter dem Könige und durften sich ihre Grafen selbst wählen.

Der älteste Bund.

Als nun der mächtigste Habsburger 1273 König wurde, bestätigte er Uri zwar sein Privilegium und gestattete ihm, den eignen Landammann als königlichen Vogt anzunehmen, erklärte aber Schwyz als seiner Familie unterthänig. Je milder seine Herrschaft gewesen war, um so mehr fürchtete man, daß sein Sohn Albrecht gewaltsam verfahren werde, daher kam am 1. August 1291 zwischen den Bewohnern der drei Waldstätte ein Bund zustande, in dem sie sich gelobten, einander gegen jede Unbill bei-

zustehen. Der Schluß der Urkunde spricht die Hoffnung aus, daß dieser Bund „wenn es Gott will, für immer dauern" werde. Anderseits schlossen Uri und Schwyz wenige Monate später auf drei Jahre einen ähnlichen Bund mit Zürich und erlangten auch von Adolf von Nassau die Zusicherung der Reichsunmittelbarkeit, als er zum Kampfe gegen Albrecht rüstete. Dieser verweigerte sie zwar wieder, doch ist von irgend einer grausamen oder auch nur gewaltsamen Handhabung des Vogteirechtes in der Geschichte nichts bekannt. Von neuem bestätigte Heinrich VII., ehe er nach Italien zog, jene früher gegebenen Freiheiten und erklärte auch ganz Unterwalden für reichsfrei; aber schon auf dem Römerzuge gab er Leopold von Österreich, der über die Aufhebung des Habsburgischen Vogteirechtes klagte, die Zusage, daß er nach der Heimkehr die Angelegenheit gründlich untersuchen und ihm zu seinem Rechte verhelfen werde. Allein er kehrte nicht wieder, vielmehr gab der erbitterte Kampf der Wittelsbacher mit den Habsburgern nach seinem Tode den Schweizern Gelegenheit, sich im Bunde mit jenen ihre Freiheit durch das Schwert zu sichern. Seitdem fehlte es nicht an Übergriffen auf beiden Seiten und an jenem nachbarlichen Haß, der sich durch Jahrhunderte vererbte und ungefähr seit 1470 zu einer sagenhaften Entstellung der Thatsachen führte, die wegen ihres poetischen Reizes fast drei Jahrhunderte lang für Geschichte gegolten hat. Ihre erste Erwähnung findet sich im „weißen Buche von Sarnen" (um 1470), ihre ausführlichste Darstellung in Ägidius Tschudis „Helvetischer Chronik" (Tschudi starb 1572), der fast alle späteren Darsteller, historische und poetische, ihren Stoff entnommen haben.

Die Sage von den Vögten.

Die Bewohner der Waldstätte, heißt es, waren von alters her frei und unabhängig, doch hatten sie sich freiwillig dem Reiche untergeordnet, damit der Kaiser sie schütze und bei ihnen die höchste Gerichtsbarkeit ausübe. Als er jedoch in einem Streite der Schwyzer mit dem Kloster Einsiedeln unrechtmäßig gegen jene entschied, sagten die Waldleute sich vom Reiche los und stifteten einen Bund zu gemeinsamer Abwehr aller Unbill. Von jetzt an wählten sie sich aus dem benachbarten Adel einen Schirmvogt, der bei ihnen das Recht wahrnehme. Als solcher hatte Rudolf von Habsburg sich ihnen gütig und gerecht bewiesen. Als der aber tot war, strebte Albrecht, sein Sohn nach der Krone und zürnte sehr, da er erkannte, daß die Waldleute zu Adolf von Nassau hielten, allein die Unruhen im eignen Lande nötigten ihn, die Schweiz zu verlassen. Kaum war er jedoch König geworden, so schickte er Boten zu ihnen und ließ ihnen sagen, „sie würden wohl für sich und ihre Nachkommen sorgen, wenn sie sich dem ewigen Schirm des königlichen Hauses unterwerfen wollten; alle benachbarten Städte und Ländereien seien des Königs, und er möchte auch sie zu seines Hauses lieben Kindern haben. Er habe von seinem Vater und aus alten Geschichten vernommen, welch ein tapferes Volk sie seien; der König aber liebe tapfere Männer sehr." Da sprachen die Edlen und alles Volk aus den Waldstätten, „sie wüßten wohl und würden sich ewig erinnern, wie ihnen der selige König ein guter Hauptmann und Vogt gewesen und wollten auch seinem Namen das allezeit gedenken; aber sie liebten den Zustand ihrer Altvorderen und wollten in demselben verharren; den möge ihnen der König doch bestätigen wie sein Vater." Darüber ward nun Albrecht sehr böse und gab ihnen Vögte, die sie hassen mußten: Hermann Geßler von Bruneck, der zu Küßnacht residierte, und Beringer von Landenberg, der zu Sarnen in Unterwalden hauste. Diese Landvögte hatten aber wieder andre Vögte unter sich, die auf die verschiedenen Burgen verteilt waren und daher Burgvögte hießen. Ein solcher war auch der Ritter von Wolfenschießen auf Roßberg, der den ersten Anlaß zur Gewaltthätigkeit der Bauern gegen die Vögte gab. Als er nämlich der Frau eines Schiffers, Namens Konrad Baumgarten, Gewalt anthun wollte, wurde er von dem hinzukommenden Manne mit der Axt erschlagen. Seitdem wurden die Schweizer täglich härter behandelt, und Geßler ließ, um die Unzufriedenen stumm zu machen, unweit Altorf ein festes Burggefängnis bauen, das von österreichischen Kriegsknechten bewacht wurde und zur Aufnahme für jeden bestimmt war, der durch eine Äußerung oder Miene seine Unzufriedenheit mit der Tyrannei an den Tag legte. So hoffte er die Urner zur Knechtschaft zu zwingen und nannte deshalb die Feste Zwing-Uri. Dann ließ er sogar auf dem Markte zu Altorf eine Stange aufrichten mit dem österreichischen Herzogshute darauf und gab strengen Befehl, daß jeder Vorübergehende demselben durch Gruß seine Ehrfurcht bezeigen solle, widrigenfalls ihn die an der Stange Wache haltenden Kriegsknechte ergreifen und in den Kerker werfen würden. Das Volk murrte über die Schmach, und — gehorchte. Bald aber gab ein Vorfall in Unterwalden den Anlaß zu einer Verschwörung. Dort hatte der alte Heinrich von der Halden sich ein kleines Versehen zu Schulden kommen lassen und war von Landenberg verurteilt worden, seine zwei Ochsen zur Strafe auszuliefern, indem der Vogt höhnisch äußerte, die Bauern könnten ihren Pflug selber ziehen. Als nun die Knechte Landenbergs ankamen, um die Ochsen aus dem Pfluge zu nehmen, setzte sich Heinrichs Sohn, Arnold von Melchthal, zur Wehr und schlug mit seinem Stecken dem einen Knechte den Finger entzwei. Darauf ergriff er die Flucht und fand bei Walter Fürst in Uri, einem Freunde

seines Vaters, ein Asyl. Hier traf er auch den Werner Stauffacher, der aus Schwyz herübergekommen war, um dem allgeachteten Walter Fürst eine bedenkliche Äußerung Geßlers mitzuteilen. Stauffacher hatte sich nämlich vor kurzem ein schönes Haus gebaut, das dem vorüberreitenden Geßler wegen seiner Nettigkeit und Sauberkeit aufgefallen war. Darüber hatte er gegen seine Begleiter ganz laut, so daß Stauffachers Frau es hören konnte, die Äußerung ausgestoßen: „Ich will nicht, daß die Bauern Häuser bauen ohne mein Verwilligen; ich will auch nicht, daß sie so prachtvoll wohnen, als ob sie Herren wären; ich werde mich unterstehen, es ihnen zu wehren!“

Indem die drei Männer nun berieten, was unter solchen Umständen zu thun sei, ging die Nachricht ein, daß Arnolds Vater auf Befehl des Landenberg seiner Augen beraubt worden sei zur Strafe für die Flucht seines Sohnes. Um so schneller kamen sie zu einem Entschluß. Sie gelobten sich, in jedem ihrer Kantone noch zehn Männer für die Befreiung der Waldstätte zu werben, und dieselben an einem bestimmten Tage auf dem Rütli, einer von Bergen umschlossenen Wiesenmatte am Vierwaldstätter See, zusammenzubringen, um nach alter Sitte zu tagen, d. h. geheime Beratung zu halten über die für den Schutz und das Wohl des Vaterlandes zu ergreifenden Maßregeln.

Schwur auf dem Rütli.

Wie es beschlossen war, kam man in der Nacht des Mittwoch vor dem Martinstage des Jahres 1307 an der bezeichneten Stätte zusammen. Nach der Verabredung hatten Stauffacher, Walter Fürst und Melchthal jeder aus seinem Kanton zehn zuverlässige Männer mitgebracht, und diese Dreiunddreißig wurden nach kurzer Beratung einig, die Waldstätte zwar mit Gewalt, womöglich aber ohne Blutvergießen, am nächsten Neujahrstage von der Gegenwart der Vögte zu befreien, und danach die gemeinsam errungene Freiheit gegen jede Macht bis zum letzten Atemzuge zu verteidigen. Das beschworen im Angesicht des leuchtenden Mondes mit ineinander gelegten Linken und zum Eid erhobenen Rechten die drei Häupter Werner Stauffacher, Walter Fürst und Arnold Melchthal, und ihre dreißig Genossen sprachen den Schwur mit fester Stimme nach.

Sage von Geßlers Ermordung.

Ehe es aber dazu kam, traf den schlimmsten von allen Tyrannen, den Hermann Geßler von Bruneck, sein finsteres Verhängnis: er wurde zur Strafe für unerhörte Grausamkeit an der Straße nach Küßnacht durch einen Pfeilschuß getötet.

Tellsage.

Wilhelm Tell, ein frommer Landmann aus Uri, der auch heimlich im Bunde war, bekannt als vortrefflicher Schütze und Ruderer, beliebt als Freund in der Not, ging mit seinem Knaben an einem Sonntage im November mehrmals bei dem oben erwähnten Hute vorbei, ohne das Haupt zu entblößen. Ergriffen und vor Geßler geführt, bat er um Verzeihung und gab vor, es sei nicht aus Verachtung geschehen. Aber der, erfinderisch in grausamen Strafen, befahl dem berühmten Schützen, einen Apfel von dem Haupte seines Sohnes zu schießen, und bedrohte ihn für den Weigerungsfall mit dem Tode. Vergebens bat Tell nochmals, „er wolle lieber sterben, als auf den Kopf des Kindes zielen“, aber der Tyrann ließ sich nicht erweichen, sondern drohte, dann auch den Knaben zu töten. Da endlich raffte sich Tell zusammen, schoß — und schoß glücklich. Geßler aber hatte bemerkt, daß er sich vorher noch einen zweiten Pfeil zurechtgelegt, erriet die Ursache und fragte. Nach einigen Ausflüchten erwiderte Tell keck, daß er den Landvogt selbst mit jenem Pfeil getötet haben würde, wenn er seinen Knaben getroffen hätte. Sofort befahl Geßler, den Verwegenen zu fesseln und auf das Fahrzeug zu bringen, welches bereit lag, um ihn selbst über den Vierwaldstätter See nach Küßnacht zu führen. Dort hatte er die Absicht, den Böswilligen in ein finsteres Burgverlies werfen zu lassen und auf diese Weise unschädlich zu machen. Allein kaum waren sie auf dem See, so erhob sich ein Sturm, und Geßlers Schiff schwebte in solcher Gefahr, daß er die Leitung desselben dem steuer- und ruderkundigen Tell überlassen und diesen von seinen Fesseln befreien mußte. Tell ruderte tüchtig vorwärts, bis man an einen Felsvorsprung am Fuße des Axenberges kam. Hier ersah er einen günstigen Moment, ergriff seine Armbrust und sprang auf die Felsplatte, indem er das Schiff mit dem Fuße in die Wellen zurückstieß. Als nun Tell den Hohlweg aufsuchte, durch welchen Geßler nach Küßnacht reiten mußte, falls er noch glücklich dem Sturme entginge, war der Landvogt wirklich gelandet und hatte jenen Weg eingeschlagen. Kaum hörte Tell von dem Herankommenden allerlei Anschläge, die dieser wider ihn und die Seinigen vorhatte, so traf er ihn mit dem Pfeil in die Brust, daß Geßler vom Rosse fiel und von Stund an tot war. Seitdem pries man ihn als den Befreier der Schweiz, und achtzig Jahre später wurde beschlossen, zu Bürglen in seinem Hause eine Predigt zu halten (heute geschieht dies in der Kapelle auf der Tellsplatte).

Sage vom Aufstand in Sarnen.

Der eigentliche Aufstand aber fand erst am bestimmten Tage statt. Während der Landvogt Landenberg am Neujahrsmorgen zur Messe ging, zogen zwanzig Männer von Unterwalden im Festkleide und bebänderte Stäbe in den Händen mit den üblichen Neujahrsgeschenken, als Kälbern, Ziegen, Schafen u. s. w. nach dem Schlosse Sarnen. Als willkommene Geber wurden sie ohne weiteres eingelassen. Kaum aber standen sie im Burghofe, so zog jeder aus seinem Busen eine Hellebardenspitze und steckte sie auf den mitgebrachten Stab. Die also Bewaffneten ließen nun noch dreißig außerhalb des Thores bereitstehende Genossen ein und bemächtigten sich mit leichter Mühe des Schlosses. Als Landenberg in der Kirche von dem Überfalle Kunde erhielt, ergriff er sogleich die Flucht. Er ward zwar eingeholt, allein gegen einen Eid, das Gebiet der Waldstätte nie wieder zu betreten, unversehrt über die Grenze geführt. Er selbst

überbrachte dem Kaiser Albrecht die Kunde von dem Aufstande der Waldstätte. Die Feuerzeichen, welche von Berg zu Berg als Freiheitsboten flammten, leuchteten ihm auf dem Wege, und der Hörnerton, der von Alp zu Alp zur Befreiung rief, beflügelte seine Schritte. Schon war der Kaiser im Begriff, Rache zu nehmen, als ihn selbst ein Dolchstoß von der Hand seines Neffen ums Leben brachte (s. S. 358).

Herkunft der Sage.

Die außerordentliche Hartnäckigkeit, mit welcher das Schweizer Volk an der historischen Richtigkeit dieser Sagen festhielt, hat zu ganz massenhaften und eingehenden Studien in und außerhalb der Schweiz Veranlassung gegeben. Danach haben sich alle Urkunden und Chroniken, welche die Existenz eines Tell durch zeitgenössische Zeugnisse erweisen sollten, als gefälscht und später verfertigt herausgestellt. Der Vorname Tell oder Teller ist uralten alamannischen Ursprunges und sehr verbreitet gewesen. Die Zusammensetzung „Wilhelm Tell" könnte daher stammen, daß das älteste Tellenlied die Melodie übergeschrieben hatte: „Wilhelmus von Nassaue", und man so beide vereinigte, Melodie und Text. Die „Tellskapelle" bei Bürglen hat ihren Namen von dem dortigen Gelände „Tellingen", die „Tellsplatte" heißt auch „an der Tellen", denn Telle oder Delle ist stets der Name der dortigen Seebucht gewesen. Die „drei Tellen", welche auf dem „Rütli" mit ihren dreißig Genossen den Schwur leisteten, werden bei den verschiedenen Erwähnungen der Sage verschieden mit Namen genannt, immer aber kehrt die verbreitetste Form wieder, die uralt ist, daß die drei im hohlen Berge schlafen und zur Zeit der Not zu Tage kommen. Die Geßler sind seit 1250 als Bauern bekannt, später als Ritter im Aargau. Um 1307 gab es keinen mit dem Namen Hermann. Das Schloß Bruneck erwarb erst 1395 ein gewisser Heinrich Geßler, dessen Sohn Hermann es 1415 durch die Schweizer verlor, weil er sich an Friedrich von Österreich („mit der leeren Tasche") angeschlossen hatte und geächtet war. Niemals hat es in Unterwalden einen Vogt Landenberg gegeben. Die Geschichte von der Blendung des alten Melchthal könnte im Zusammenhange damit stehen, daß jener Friedrich von Österreich einen Diener des Hermann Geßler, den Züricher Schlatter, blenden ließ und die Stadt Zürich deshalb viele Jahre lang prozessierte. Zumeist ist der Tyrann Geßler und sein Diener Vögeli nach Karls des Kühnen Landvogt Peter Hagenbach und dessen Kriegshauptmann Vögelin gezeichnet.

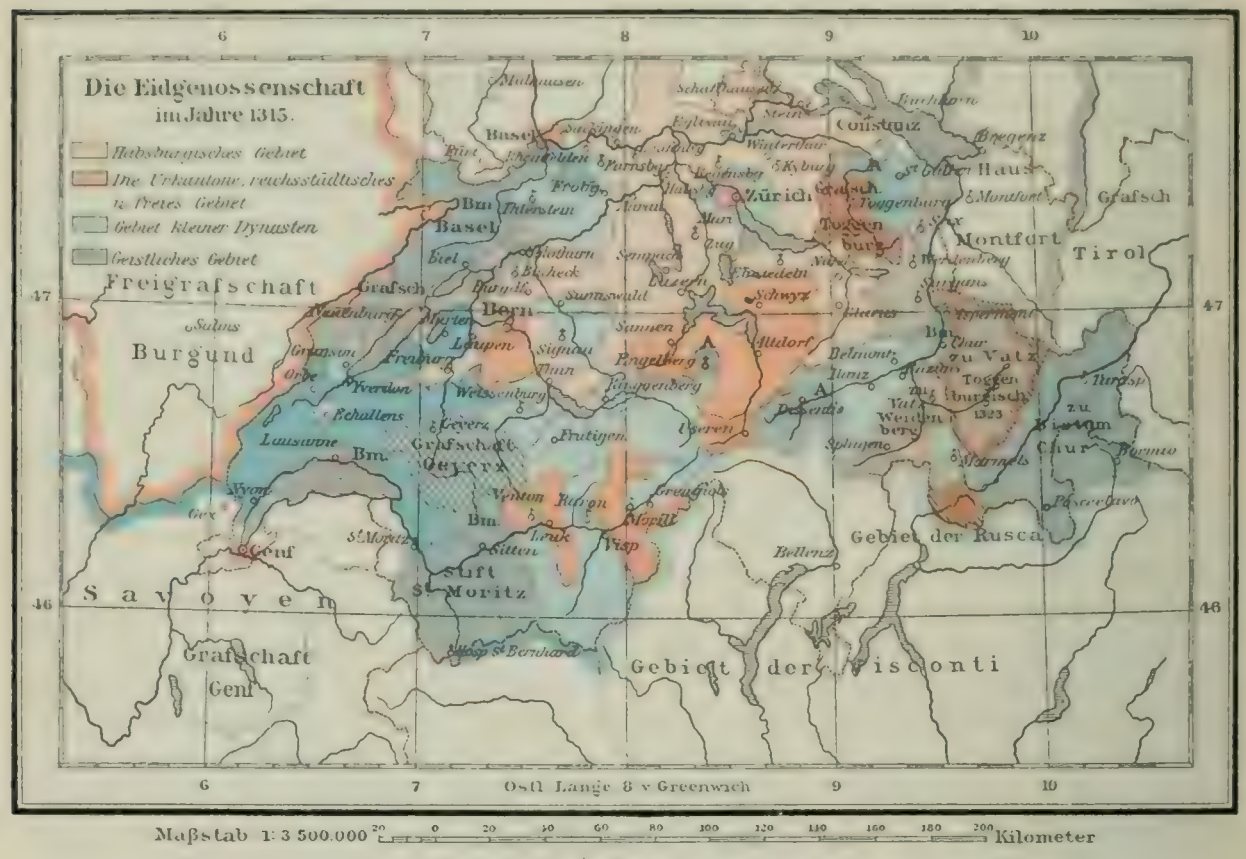
Die Sage vom Apfelschuß, ursprünglich mythischen Ursprunges, wie alle Schützenfeste zuerst Frühlingsfeste waren, findet sich bei den meisten indogermanischen Völkern und wurde aus der Torosage, wie sie niederdeutsch um 1480, nach dem älteren Saxo Grammaticus erzählt, in Lübeck erschien, zuerst in das „weiße Buch" von Sarnen als Tellsage übertragen.

Schlacht am Morgarten und der Bund zu Brunnen.

Der wahre Gedenktag der schweizerischen Freiheit bleibt doch der 15. November 1315. Übergriffe der Waldleute in das Gebiet von Einsiedeln hatten ihnen den Bann zugezogen, und dem kühnen, stolzen Herzog Leopold war dieses eine willkommene Ursache, diese Bauern anzugreifen und „mit seinem Fuße zu zertreten". Graf Otto von Straßberg, der Reichsvogt in Oberhasli, wollte in Unterwalden, der Habsburger mit zwei Zügen in Schwyz einfallen. Er kam aber nur bis in die Nähe des Berges Sattel am Ägerisee. Trotzdem dieses das erste Ritterheer war, das die Schweizer in ihrem Lande sahen, war ihr Vertrauen so groß, daß sie nicht einmal den Beistand von fünfzig Verwiesenen annahmen, die bei der Gefahr des Vaterlandes, das sie ausgestoßen, herbeieilten, um ihre Hilfe anzubieten. Da man sie des bestehenden Gesetzes wegen nicht annahm, so lagerten sie sich außerhalb des ihnen verwiesenen Gebietes, um wenigstens dort für die Vernichtung des Feindes zu wirken. Als dieser dicht gedrängt zwischen dem See und der Anhöhe „Morgarten" heranrückte, rollten sie schwere Baumstämme und Felsstücke unter die Massen, wodurch dieselben in solche Verwirrung gerieten, daß die nun herbeikommenden Eidgenossen leichte Arbeit fanden. In anderthalb Morgenstunden war einer der glänzendsten Siege errungen, dessen die Geschichte gedenkt. Leopold rettete sich mühsam nach Winterthur: er soll an 1500 Ritter verloren haben. Otto von Straßberg sah kaum die Fahnen der hundert Schwyzer, welche nach gewonnenem Siege sofort über den See fuhren, um den Unterwaldnern beizustehen, so ahnte er Leopolds Verhängnis und gab den Kampf auf. Die siegreichen Waldleute aber beschlossen, den Schlachttag wie einen Apostel tag zu feiern, erneuerten am 9. Dezember 1315 zu Brunnen den alten Bund ihrer Eidgenossenschaft und erhielten ihre Reichsfreiheit im März 1316 von König Ludwig feierlich bestätigt. Leopold selbst schloß Frieden, als man ihm versprach, die Einkünfte seiner Höfe, die im freien Gebiete lagen, ihm zukommen zu lassen. Nur der Abt von Einsiedeln schrieb einen Bannbrief nach dem andern. Als aber der Papst Johann XXII. das Interdikt auf das Land legte, weil es mit König Ludwig zusammenhielt, fragten die Waldleute ihre Priester, ob sie „weiter singen und lesen oder vertrieben werden wollten", und jene — sangen und lasen weiter.

Luzern tritt dem Bunde bei.

Allmählich wurde der Bund in den Augen der Nachbarn eine so achtunggebietende Macht, daß mehrere helvetische Städte den Entschluß faßten, ihm beizutreten. Als die Herzöge von Österreich, welche von dem Abt von Murbach die Herrschaft über die Stadt Luzern erkauft hatten, den Handel derselben durch schlechte Münze und, weil sie mit Uri im Streit waren, durch Sperrung des Gotthardpasses schädigten, trat auch sie mit Vorbehalt aller Rechte, Dienste und Gerichte der Herzöge 1332 in den Bund zu gemeinsamer Abwehr jeder Gewaltthat, so daß es nun „vier Waldstätte" gab. Schon wurden die Habsburger bedenklich, ob es geraten sei, mit Waffengewalt die Stadt wieder zurückzubringen. Daher zettelten sie lieber mit dem Adel von Luzern eine Verschwörung an, um die mit den Waldstätten verbündete Stadtregierung zu stürzen. Allein ein Knabe, der die Verschworenen belauscht hatte, verriet den Bürgern in der Trinkstube der Fleischer, was er gehört und gesehen hatte. Sofort riefen sie noch in der



239. Karte der Eidgenossenschaft um 1315.

Nacht das Volk unter die Waffen und verhafteten die landesverräterischen Patrizier, welche an einem roten Ärmel kenntlich waren. Obgleich alles dies ohne Blutvergießen abging, wird doch das Ereignis die Luzerner Mordnacht genannt.

Durch diese Vermehrung der Eidgenossenschaft fühlte sich dieselbe schon stark genug, auch bedrängten Nachbarn Beistand zu leisten. Als die kleine, vom Kaiser Ludwig an Bern verpfändete Stadt Laupen durch einen Adelsbund und durch die Österreicher bedrängt wurde, kamen die Waldleute den Bernern zu Hilfe und errangen mit ihnen am 22. Juli 1339 trotz der großen Ungleichheit der Streitkräfte einen glänzenden Sieg. Die Eidgenossen waren nicht mehr als 1500, die Berner 4000, die Feinde zusammen 20000. Da nun am Anfange der Schlacht einige Krieger aus dem Heere der Berner, erschreckt durch die Massen der Gegner, die Flucht ergriffen und die übrigen dadurch unschlüssig machten, rief der Berner Rudolf von Erlach: „Jetzt, meine Freunde, siegen wir gewiß, denn wir sind die Feigen los!" Damit stürmte er an der Spitze der ihm zujauchzenden Krieger gegen den Feind an, der eilends die Flucht ergriff und die Schlacht verloren gab.

Zürich tritt bei.

Früher noch als Bern trat Zürich in den Bund der Eidgenossen ein. In dieser Stadt hatte sich unter dem sanften Zepter der Äbtissin „bei dem Frauenmünster" und des Propstes „bei dem großen Münster" eine Adelsgesellschaft der Stadtregierung

bemächtigt, welche willkürlich schaltete und nicht einmal von den Stadtgeldern Rechnung legte. Als der Zustand unerträglich wurde, stellte sich ein reicher Ratsherr, Rudolf Brun, an die Spitze des Volkes, vertrieb und verbannte die aristokratischen Mitglieder der Regierung, richtete 1335 eine demokratische Verfassung ein und erlangte vom Kaiser Ludwig die Bestätigung derselben. Seitdem herrschte er selbst als Bürgermeister nicht ohne Härte. Dennoch glückte es ihm, als 700 verschworene Aristokraten im Bunde mit einem Grafen Johann von Habsburg von Rapperswyl aus sich bei Nacht in die Stadt schlichen, um seinen Sturz herbeizuführen, im blutigen Straßenkampfe den Sieg zu gewinnen. Siebenunddreißig ließ er enthaupten, die andern vertreiben. Dieses Ereignis nannte man seitdem die Züricher Mordnacht (23. Februar 1350). Nachdem Brun auch an Rapperswyl Rache genommen hatte, indem er um die Weihnachtszeit die ganze Bürgerschaft hinaustrieb und die Stadt von Grund aus niederbrannte, trat auch Zürich, um für die Zukunft sicher zu sein, 1351 in den Bund der Eidgenossen.

Als nun Herzog Albrecht der Lahme von Glarus zu einem Rachezuge gegen Zürich als Lehnsherr die Heeresfolge verlangte, erklärte dies keck, daß es nicht gegen die Eidgenossen kämpfen werde, und trat 1352 offen in den Bund ein. Wenige Wochen später folgte seinem Beispiele das kleine Zug als siebenter Kanton. Albrecht, der an Händen und Füßen so gelähmt war, daß er ohne Hilfe weder essen noch trinken konnte, versuchte es trotzdem noch einmal, die alten Ansprüche und die kriegerische Ehre der Habsburger wiederherzustellen. Mit Hilfe der Berner, welche ihm zur Heeresfolge verpflichtet waren, drang er bis vor die Mauern von Zürich, wurde aber bei Tätwyl 1352 vollkommen geschlagen. Nun erklärte auch die mit den Eidgenossen längst heimlich verbundene freie Reichsstadt Bern im Jahre 1353 offen ihren Eintritt in den Bund.

Die acht alten Orte.

Da der Bund bis 1481 nicht erweitert wurde, nannte man später die bisher erwähnten „die acht alten Orte". Übrigens hatten sie in Friedenszeiten keineswegs gleiche Berechtigung. Schon daß in Luzern, Glarus und Zug die Rechte der Habsburger nach wie vor anerkannt blieben, machte einen Unterschied, mehr noch, daß die aristokratische Regierung von Bern, welches den zweiten Rang im Bunde einnahm, eigentlich von dem demokratischen Vororte Zürich wenig wissen wollte, außerdem daß Glarus nicht das Recht der Teilnahme an den Tagsatzungen besaß. Zur Wahrung ihres weltlichen Rechtes gaben sechs Orte (Bern und Glarus waren nicht dabei) auf einer großen Tagsatzung den sogenannten Pfaffenbrief, in welchem sie übereinkamen, wider alle fremde geistliche und weltliche Gewalt und wider alle Privatmacht ihre Gesetze zu behaupten und alle kanonischen Prozesse um weltliche Sachen sowie alle Anklagen eidgenössischer Männer vor andern als vor ihren eignen Richtern streng zu untersagen. Zugleich wurde damals bestimmt, daß die Gotthardstraße („von der stäubenden Brücke bis nach Zürich") jedem offen und sicher sein solle. — So zeigten schon die ersten Grundlagen der schweizerischen Freiheit, daß die große Verschiedenheit der wirtschaftlichen und Rangverhältnisse der Eidgenossen an den Flüssen und Seen, auf den Bergen und Ebenen, auf dem Lande und in den Städten eine einheitliche Staatsordnung ausschloß und nur die allen gleiche kriegerische Tüchtigkeit und Neigung zur Unabhängigkeit diesen Bund stark machte, zumal an einen dauernden Frieden mit den benachbarten Herzögen noch lange nicht zu denken war. Zur Zeit Karls IV. und Wenzels verbanden sich die Eidgenossen im wohlverstandenen Interesse aller sogar mit den schwäbischen und rheinischen Städten, aber als das Jahr der Angst kam, 1386, da kämpften sie doch alle einzeln, und noch weiß niemand, wodurch jene Verbindung gesprengt worden ist, die sicher auch in Döffingen und Worms (s. S. 388) ein ebenso günstiges Resultat erzielt hätte, als in Sempach.

Schlacht bei Sempach.

Albrecht der Lahme von Österreich war tot (gest. 1358), aber sein Haß gegen die Republik erbte fort auf seine Söhne, namentlich auf Leopold den Frommen, der als Herr der schwäbischen Besitzungen den Eidgenossen besonders zürnte, weil sie die schwäbischen Städte in ihren Freiheitsbestrebungen eine Zeitlang unterstützt hatten. Zunächst stachelte er den benachbarten Adel gegen die Eidgenossen auf, so daß diese in kurzer Zeit an 150 Fehdebriefe erhielten. Dann sammelte er selbst ein gewaltiges

Heer, rückte gegen Luzern heran und schwor, wie einst sein Oheim, er wolle das Bauernvolk mit dem Fuße zertreten. Mehr als auf den verbündeten Adel, der die Schlösser und kleinen Städte umher plünderte und brandschatzte, mehr als auf seine Tausende von Fußtruppen — die Schweizer Chroniken sprechen von 20000 — vertraute er auf seine herrlich gepanzerte und wohlerprobte Ritterschar, die allein schon den Eidgenossen an Zahl überlegen war; denn das volkreiche Bern, das gern mit dem Adel zusammenhielt, war diesmal nicht dabei. Am 9. Juli 1386 kam es zu der denkwürdigen Schlacht bei Sempach, die wegen des Mißverhältnisses der Massen auf beiden Seiten nur mit den Kämpfen der Athener und Perser zu vergleichen ist. Leider sind die zeitgenössischen Berichte überaus dürftig. Danach ist der unerhörte Sieg vor allem dadurch möglich geworden, daß die Schweizer mit Vorbedacht das hüglige Terrain am Sempacher See besetzt hatten und die Ritter überfielen, als sie bei glühender Hitze sich durch Essen und Trinken stärkten. Vergebens schwangen sich die Überraschten auf die Rosse: das leichtgekleidete, äußerst bewegliche Fußvolk siegte vollständig über die schwerbepanzerten Eisenmänner. Ein amtliches Verzeichnis der vornehmsten Toten zählt über 200 altadlige Familiennamen auf. Leopold selbst, der edelsten einer, 35jährig, von schöner Heldengestalt, sieggewohnt in allen Schlachten, mochte diese vollkommenste Niederlage des Adels durch die Bauern nicht überleben, stürzte sich unter die Hellebarden der Feinde und fand den Tod.

Ausführlicher, parteiischer und viel lebendiger wußte man nach Verlauf von hundert Jahren den Vorgang zu erzählen, als man mehr darauf ausging, den Inhalt von Sagen und Liedern an die Stelle zu setzen, wo die Geschichte schweigt.

Sagenhafter Bericht von der Schlacht.

„Die Eidgenossen, nur 1300 Mann stark, hatten sich in dem Walde auf einer Anhöhe bei Sempach aufgestellt und erwarteten voll Vertrauen auf ihren Mut den Feind, der, aus 4000 wohlgepanzerten prächtigen Rittern bestehend, unter der Anführung des Herzogs Leopold kühn heranrückte. Da aber die Gegend den Gebrauch der Pferde nicht gestattete, so saßen die Ritter ab, schlossen eine feste Linie und rückten in dieser Art mit vorgehaltenen Speeren, ein wandernder Lanzenwall, den Schweizern entgegen. Da knieten die Eidgenossen nieder und beteten nach ihrem alten Gebrauch um Kraft für den bevorstehenden harten Kampf. Als das die Feinde sahen, spotteten sie der feigen Bauern, denn sie meinten, jene seien niedergefallen, sie um Gnade anzuflehen. Aber bald überzeugten sie sich von ihrem Irrtum. Die Eidgenossen bildeten einen Keil und versuchten auf diese Weise den Lanzenwall der Feinde zu durchbrechen. Doch vergeblich. Ihre kurzen Waffen konnten nicht einmal die Rüstung der von ihren Speeren gedeckten Ritter erreichen. Nun bogen diese noch gar ihre beiden Flügel vor und bildeten einen Halbkreis, um die Schweizer zu erdrücken. Schon waren 60 Schweizer niedergestochen und die Ritter blieben unnahbar. Da faßte in diesem Augenblick der äußersten Gefahr Arnold von Winkelried den hochherzigen Entschluß, sich für die Rettung seines Vaterlandes aufzuopfern. „Ich will euch eine Gasse machen, liebe Eidgenossen", rief er, „sorget für mein Weib und meine Kinder!" erfaßte mit seinen Armen so viele der feindlichen Speere, wie er erreichen konnte, drückte dieselben in seine Brust und hielt sie im Todeskrampfe so lange fest, bis seine Landsleute in die dadurch entstandene Lücke eingedrungen waren. Jetzt war die feindliche Menschenmauer durchbrochen, und die Schweizer hatten den freien Gebrauch ihrer kurzen, aber gewichtigen Waffen wieder. Furchtbar war das Morden, das sie unter den Rittern anrichteten, die ihre schwere Rüstung unbehilflich machte. Das österreichische Banner sank zur Erde. Da eilte Herzog Leopold herbei, es mit eignen Händen zu erfassen; aber indem er dabei im Getümmel niederfiel, stürzte ein unansehnlicher Mann aus Schwyz herbei, ihn zu töten. „Ich bin der Herzog von Österreich!" rief ihm Leopold entgegen in der Meinung, dadurch die Hellebarde des Schwyzers zu bannen und so sein Leben zu retten. Allein jener hörte es nicht oder glaubte es nicht, oder er meinte, die Schlacht hebe alles auf, und — stach ihn nieder."

Was die historische Wissenschaft zu diesem Berichte zu bemerken hat, ist folgendes: Die Familie der Winkelrieds ist seit 1248 bekannt, und daher würde die That eines Mitgliedes derselben sicher den Zeitgenossen nicht unbekannt geblieben sein, aber diese kennen sie nicht. Denn die sogenannte Klingenbergsche Chronik, welche diesen Bericht zuerst bringt, ist als eine Zusammenstellung von der Hand Züricher Gelehrten aus dem 15. Jahrhundert erkannt worden. Mit andern Namen findet sich dieselbe Szene in 200 Jahren viermal in verschiedenen Schlachten erzählt, zum erstenmal vierzig Jahre vor der Sempacher Schlacht. Das bekannte Lied von Halbsuter, welcher sich einen Mitkämpfer nennt, ist erst aus drei andern Volksliedern zwischen 1522 und 1531 zusammengestellt und verherrlicht vielleicht einen Arnold von Winkelried, der sich unter Lautrec 1522 bei Bicocca gegen die deutschen Landsknechte durch Mut hervorthat.

Schlacht bei Näfels.

Es konnte nicht fehlen, daß nach einem so glänzenden Erfolg auch die Schweizer an dieser oder an jener Stelle auf Kosten des besiegten Gegners etwas zu erringen suchten. So bemächtigten sich die Glarner ohne weiteres des österreichischen Städtchens

Wesen am Wallensee. Als aber der siebzehnjährige Herzog Leopold IV. von Österreich den Vater zu rächen auszog, öffneten ihm die Einwohner von Wesen aus alter Anhänglichkeit die Thore und machten die schweizerische Besatzung nieder. Nun drangen die Österreicher im Anfange des Jahres 1388 im Linththale weiter vor und trafen am 9. April morgens 4 Uhr, noch in der Dunkelheit, bei Näfels auf die Glarner, die wegen des tiefen Schnees Hilfe weder erbitten noch erlangen konnten. Dennoch wehrten sie sich tapfer bis 9 Uhr, dann aber wichen alle bis auf eine kleine Schar,

240. Schweizer Krieger.

Nach einer Abbildung in Tschachtlans Chronik.

Vorn zwei Hauptleute mit ganzer Rüstung, mit Panzerhemden unter dem Harnisch; der eine mit einem Feuerrohr, der andre mit einem Zweihänder bewaffnet. Rückwärts sieht man Spießträger, Armbrustschützen und einen mit einem Zweihänder bewaffneten Krieger, der statt des Helmes eine Mütze trägt. Der Spießträger rechts führt nebst dem Schwert noch ein Beimesser an der rechten Seite.

die hoch über der Stadt eine Anhöhe besetzt hielt. Schon glaubten auch sie sich verloren, als plötzlich aus den Seitenthälern durch den tiefsten Schnee Glarner Hilfstruppen, und über das Gebirge nach gefahrvollem Nachtmarsch die treuen Schwyzer herbeikamen, die zufällig von der Not ihrer Nachbarn gehört hatten. Nun verwandelte sich die Niederlage in einen glänzenden Sieg, und Leopold mußte Frieden schließen. Schon jetzt fühlten sich die Schweizer fast unabhängig vom Reiche; dem Könige Ruprecht durch eine Gesandtschaft zu huldigen, lehnte Schwyz (1400) keck ab. „Wozu diese Feierlichkeit", sprach man, „die unsern Vätern doch den Schutz des Reiches nicht verschaffen konnte? Wir werden uns selbst zu schützen wissen!"

Freiheit von Appenzell

Auch die Appenzeller machten sich 1403 durch blutigen Kampf unabhängig vom reichen Abte von St. Gallen, vertrieben 1405 den Herzog Friedrich von Österreich, der sie unterjochen wollte, und erlangten 1411 die Aufnahme in das „Burg- und Landrecht" der Eidgenossen, das ihnen den Beistand in jeder Gefahr sicherte; in den Bund selbst traten sie erst 1513 ein.

Freiheit der Bauern im Hochrheinthal.

Wie im Westen, so fanden auch im Osten der Schweiz die Bewohner der vereinzelten Seiten- und Hauptthäler des Hochrheingebietes im Kampfe gegen Adel und Geistlichkeit die beste Stütze in der Verbrüderung zu gemeinsamem Schutze. Hier wie dort ist die Entstehung an anmutige Erzählungen von herrischem Übermute und gerechter Rache geknüpft, von welchen die zeitgenössischen Chroniken nichts wissen, aber der Glaube der Ostschweizer ungern Abschied nimmt. In Tschudis helvetischer Chronik und am schönsten in Johannes von Müllers Schweizergeschichte (Bd. VII—IX) finden sie sich wiedergegeben.

Die Graubündner Eidgenossenschaft.

Gegen die Burgvögte des reichen Bistums Chur richtete sich der 1396 gestiftete Gotteshausbund. Dreißig Jahre später beschworen im Verein mit mehreren Adligen unter dem Ahorn zu Truns am Vorderrhein die Bauern und Hirten von den Quellflüssen des Rheins den grauen Bund, um „mit Leib, Gut, Land und Leuten bei einander zu stehen und Frieden zu behaupten". Endlich schlossen auch die Anwohner und Einwohner der toggenburgischen Besitzungen beim Tode des letzten Grafen 1436 den Bund der zehn Gerichte, um jedem zu seinem Rechte zu verhelfen, gegen Fremde jedoch alle für einen zu stehen. Aus diesen drei Bünden ist die Graubündner Eidgenossenschaft hervorgegangen.

Unterthänige Lande.

Das Gefühl der Macht hatte inzwischen die Eidgenossen, wie einst ihre Bedrücker, zur Eroberung verführt. Schon 1403 nahmen die Urner, als ihnen Vieh von den italienischen Nachbarn mit Beschlag belegt war, das Livíner Thal in Besitz. Wenige Jahre später, als Herzog Friedrich in Acht und Bann gethan war, weil er mit Papst Johann XXIII. das Konzil zu Konstanz sprengen wollte, folgten Bern, Luzern, Zürich bereitwilligst der Aufforderung des Kaisers Sigmund, rissen 1416 den größten Teil des Aargaus an sich und gaben ihn nicht einmal heraus, als jener selbst es ihnen gebot. Wie immer, so führte auch in der Schweiz der Eroberungskampf der einzelnen Landschaften bald zur Zwietracht, und der Bund drohte auseinander zu brechen im ersten großen Bürgerkriege. Als der mächtige Graf Friedrich von Toggenburg am 30. April 1436 kinderlos starb, entstand über seine ausgedehnte Erbschaft zunächst ein Streit zwischen Zürich und Tirol. Allein auch der Kaiser meldete sich und sprach „vom erledigten Lehen", Österreich forderte alte Pfandschaften zurück, die Unterthanen, vor allen der „Zehngerichtebund", wünschten frei zu sein, Schwyz machte geltend, der Verstorbene habe ihr „Landrecht", Zürich, er habe ihr Bürgerrecht besessen, Glarus und Bern machten nichts geltend, aber — nehmen wollten sie auch. Wer sich am stärksten fühlte, griff zu, und das waren Zürich und Schwyz, jenes unter seinem Schultheißen Rudolf Stüssi, dieses unter seinem Landammann Itel Riding. Beide waren Männer von ausgezeichneten Geistesgaben, Erfahrung, Mut und Unternehmungslust, die ihrem engeren Vaterlande ohne Rücksicht auf das gesamte, auf Recht und Gesetz eine Gebietserweiterung zu verschaffen wünschten. Unbedenklich verband sich jener (1442) mit Friedrich III., der den Aargau wiederzugewinnen strebte, und um so sichrer fand dieser Unterstützung bei allen Eidgenossen. Nach manchen kleineren Gefechten kam es am 22. Juli 1443 auf der Sihlbrücke bei St. Jakob, nahe der Stadt Zürich, zur ersten großen Entscheidung, die durch eine List noch vollständiger wurde, als durch den Kampf.

Kampf zwischen Zürich und Schwyz.

Da die Schwyzer und ihre Bundesgenossen als Feldzeichen weiße, die Züricher rote Kreuze trugen, so hatte Itel Riding 200 auserlesenen Schwyzer Jünglingen rote Kreuze auf die Brust heften lassen und ihnen befohlen, sich hinter die Schlachtreihe der Züricher zu ziehen und dort aufzustellen. Dies geschah. Als nun beim Beginn der Schlacht einige Züricher zu weichen anfingen, erhoben die 200 Schwyzer ein Geschrei: „Fliehe, Zürich, fliehe, wer kann!" indem sie zugleich gegen die Sihlbrücke zu liefen, den einzigen Rückzugsweg der Züricher. Diese stürzten in wilder Flucht nach, und als sie nun gar die verkappten Feinde erkannten, die ihnen den Brückenpaß zu versperren drohten, wurde ihre Flucht noch ungestümer und gab den verfolgenden

Schwyzern Gelegenheit zur Vernichtung aller, die sie ereilen konnten. Da stellte sich der alte Rudolf Stüssi, ein echter Held, um seine fliehenden Bürger zum Stehen zu bringen, mit seiner Streitaxt mitten auf die Sihlbrücke und rief mit erschütternder Stimme: „Haltet, Bürger, haltet!“ aber gewaltsam wälzte sich der Strom der Fliehenden bei ihm vorbei. Er allein blieb, alle seine Landsleute beschämend, in seiner hohen Gestalt wie ein Wehrturm mitten auf der Brücke stehen. Da trat ein Züricher Bürger, den der stille Vorwurf ärgerte, mit den Worten auf ihn zu: „Bei Gottes Wunden! All dies Wesen haben wir von dir!“ und stieß ihm die Hellebarde in die Brust, daß der riesige Held dröhnend auf die Brücke niedersank. Die Schwyzer aber brannten alle Dörfer vor Zürich nieder und schauten, auf verbluteten Leichnamen sitzend und zechend, dem Brande zu.

Die Schlacht von St. Jakob (1444).

Trotz beiderseitiger Ermüdung führten die Unterhandlungen nicht zum Ziele; vielmehr wurde der Krieg noch wilder und grausamer. Endlich gedachte auch Kaiser Friedrich als Bündner den Zürichern Hilfe zu schaffen. Allein seine Erblande waren zum Teil im Aufstande, und den Fürsten Deutschlands konnte er schwer es glaublich machen, daß auch das Interesse des Reiches den Kampf gegen die Eidgenossen gebiete. Da verhandelte er mit König Karl VII. von Frankreich, daß er ihm zur Niederwerfung der „aufrührerischen Bauern“ 5000 Armagnacs schicke. Diese Banden, in den unruhigen Zeiten des Parteikampfes gebildet, hatten zuletzt ihre Dienste im Kriege mit England geleistet, der einstweilen durch einen Waffenstillstand beendigt war. Der Papst Eugen, welcher von Friedrichs Plan hörte, empfahl dem König von Frankreich dringend, ihn auszuführen und nicht nur die ketzerischen Schweizer, welche an dem Baseler Konzil festhielten, sondern dieses selbst zu Paaren zu treiben. Vor allem empfahl aber dem Könige Karl VII. das Unternehmen sich selbst. Jene Söldnerbanden waren ihm und seinem Lande die unerträglichste und gefährlichste Last. Der Abschaum aller Nationen befand sich unter ihnen, nur von Plünderung, Brand und Mord zu leben geneigt, aller menschlichen Gefühle bar. Allein nicht nur sie mochte er gern los sein; der Dauphin Ludwig, sein eigner ältester Sohn, flößte ihm Mißtrauen und Angst ein, er sah ihn ungern und wußte ihn lieber an der Grenze irgendwo im wüsten Kampfe. Mit Bereitwilligkeit entsandte er diesen, aber nicht mit 5000, oder wie Friedrich später wünschte, mit 10000, sondern mit 40000 Armagnacs. Bald zeigte sich, daß er noch andre Absichten damit verband, denn von Metz aus erließ er ein Manifest an die Bewohner des Elsasses, in dem er ihnen die Anzeige machte, seine Krieger seien zugleich dazu bestimmt, die natürliche Grenze Frankreichs, den Rheinstrom, der Krone wiederzugeben, und die Hoffnung aussprach, man werde ihnen bereitwillig Aufnahme und Verpflegung zu teil werden lassen. Als man aber jene Scharen kommen sah, ergriff allgemeines Grauen das deutsche wie das Schweizervolk, selbst die Österreicher; weniger Friedrich selbst, wohl aber sein Vetter Sigmund wurde besorgt über die Folgen jenes verwegen herbeigelockten Unwetters. Allein schnell genug entlud es sich in einer einzigen gewaltigen Schlacht bei St. Jakob an der Birs am 26. August 1444. Gegen 20—30000 Armagnacs waren es, welche hier 1600 Schweizern gegenüber lagen, und dennoch wehrten sich diese einen vollen Tag lang, bis nach zehnstündigem Gefecht alle bis auf zehn schwer verwundet oder tot auf der Walstatt lagen. Aber die Gegner zählten über 8000 Tote, und der Dauphin Ludwig schwur, nie solche Männer gesehen, nie einen Sieg erlangt zu haben, wo er neben dem eignen zahlreicheren Verlust den Untergang des Feindes selbst bedauern müsse. Er ging mit dem Rest seiner rohen Scharen nach dem Elsaß und zog noch weiteres schlechtes Volk an sich, das ihm bereitwillig Philipp von Burgund zusandte, um mit dessen Hilfe die Rheingrenze zu erobern. Mit den Schweizern aber machte er, anstatt nach des Kaisers und des Papstes Willen weiter zu kämpfen, zu Ensisheim am 28. Oktober einen Frieden. Kaiser Friedrich, der auf dem Reichstage zu Nürnberg wegen seiner Bundesgenossenschaft mit den Armagnacs die lautesten Vorwürfe hatte hören müssen, sah sich genötigt, den Kurfürsten Ludwig von der Pfalz jetzt selbst gegen jene wilden Banden zum Kriegshauptmann zu ernennen, und dieser vermittelte es mit Hilfe des Erzbischofs von Trier mühsam, daß jene fast tierischen Menschen, die nicht eine einzige wirkliche Schlacht mehr geführt, sondern nur gemordet und geplündert hatten, endlich genötigt wurden, das deutsche Gebiet zu verlassen.

Friede zu Einsiedeln.

Allein der Krieg der Schweizer Eidgenossen war damit noch immer nicht zu Ende, vielmehr war nun auch Basel hinzugetreten, um gegen den österreichisch gesinnten Adel von Zürich mitzukämpfen. Noch immer wütete man in allerlei Streifzügen und Überfällen gegen einander; aber endlich brachte die Ermüdung beide Teile dahin, daß sie sich den Schiedsspruch des Schultheißen von Bern, Heinrich von Bubenberg, gefallen ließen. Zürich sagte sich im Frieden zu Einsiedeln (30. Oktober 1450) von Österreich los, trat wieder in den Eidgenossenbund ein und ließ es geschehen, daß die toggen-

241. Heerlager und Fahnenwache der Schweizer. Nach Diebold Schillings Luzerner Chronik.

Das Bild ist sehr geeignet, einen Einblick in das schweizerische Heerwesen zu geben. In dem Zelt sieht man den Fähndrich: er hält die Fahnenstange im Arm, damit das ihm anvertraute Ehrenzeichen ja nicht entwendet werde; vor ihm auf dem Tisch ein Krug Wein und ein Stück Brot. Vorn schläft ein Krieger, den Harnisch angethan, die Wehre in der Hand, wie die Kriegsordnung vorschreibt.

burgische Erbschaft dem nächsten Verwandten, einem Herrn von Raron, der am Genfer See reich begütert war, zugesprochen wurde. Bern behielt den ehemals österreichischen Aargau.

Ein Vierteljahrhundert später hatten die Eidgenossen den schwersten Kampf für ihre Freiheit, den Kampf gegen Karl den Kühnen, zu bestehen.

Karl der Kühne im Elsaß.

Obwohl Herzog Sigmund von Vorderösterreich den Versuch, die Städte Schaffhausen und Mülhausen wiederzugewinnen, bald aufgeben und den Waldshuter Frieden (1468) schließen mußte, in dem er auf alle ehemals österreichischen Gebiete in der Schweiz verzichtete, so reizte ihn bald sein übermütiger Adel zu neuem Kampfe gegen diese Bauern, die „mit ihrem aufrührerischen Emporkommen ganz Deutschland vergifteten". Da ihm der französische König nicht helfen wollte, begab er sich nach

Arras, an den Hof Karls des Kühnen. Die schleunige Gewährung eines Darlehens von 10000 Gulden, um damit den Schweizern die Kriegskosten zu bezahlen, gab dem stets geldbedürftigen Fürsten den Mut ein, lieber noch das fünffache, ja achtfache sich auszubitten und dafür (1469) seine Besitzungen im Elsaß, Breisgau und Schwarzwald zum Pfande zu geben. Nichts konnte Karl willkommener sein, da diese Ländereien sich an die Franche Comté und Burgund anlehnten und wenigstens zum Teil die Lücke zwischen seinen französischen Lehen und seinem niederländischen Eigentum ausfüllten. Bald aber gab die Nachbarschaft der Schweizer Anlaß zu allerlei Streit. Jene, längst gewöhnt, fast überall die Gewaltleidenden durch Hilfe oder Fürsprache zu befreien, wandten sich an Karl mit ihren Klagen über die grausame Härte, welche sein Vogt, Peter von Hagenbach, im Elsaß fühlen ließ. Der Herzog antwortete rauh und abweisend, weil er dem Bauernstande abhold war und das demokratische Wesen haßte. Um so eifriger schürte Ludwig XI. das Feuer der Zwietracht, versprach insgeheim den Eidgenossen Geld und Truppen zum Kriege gegen Karl, half den „Unteren Bund" am Oberrhein errichten, welcher Sigmund zur Einlösung der verpfändeten Lande helfen wollte, und beförderte die „Ewige Richtung" (1474) zwischen Österreich und der Schweiz. Schon war alles zum Kampfe bereit, schon kündigte Sigmund die Pfandschaft, da gab gleichzeitig der Tod Hagenbachs den Hauptanstoß. Es war am Ostertage 1475, als er in Breisach den Kirchgängern befahl, ihre Waffen, die sie zum Schmucke angelegt hatten, abzuthun und an der Befestigung des Brückenkopfes zu arbeiten. Kaum aber hatte er einen, der nicht gehorchen wollte, in das Gefängnis abführen lassen, so fiel dessen Bruder ergrimmt über ihn her, schleuderte ihn eine Treppe hinunter und setzte ihn mit Hilfe der andern gefangen. Ein ausführliches Gericht, zu welchem Sigmund selbst herbeikam, erklärte ihn des Todes schuldig und ließ ihn vier Wochen später mit dem Beile hinrichten. Bald erfuhr man, daß Karl den Tod des „treuen Dieners" zu rächen geschworen, und fühlte den Anfang in den Greuelthaten, die Stephan von Hagenbach, des Verstorbenen Bruder, verüben durfte. Da hielten die Berner für ratsam, nicht erst abzuwarten, bis Karl seine Verbindung mit England gegen Frankreich abgeschlossen, oder Neuß erobert habe, vor dem er lag (s. S. 454). Sie brachen in die Freigrafschaft Burgund ein und bemächtigten sich am 1. Mai 1475 der Burg Granson am Neuenburger See; aber vergebens war die Hilfesendung der Eidgenossen nach Nancy, es fiel doch im November 1475 in Karls Hand. Sengend und brennend durchzog er das Land und sprach offen die Absicht aus, wie „Hannibal" über die Alpen zu ziehen und das Land bis zur Rhonemündung sich zu eigen zu machen. Vom Mittelmeer bis zur Nordsee sollte sein „Königreich" sich ausdehnen, von der Rhein- bis zur Rhonemündung. Mailand, Savoyen, der Kaiser waren jetzt mit ihm im Bunde oder doch versöhnt, es erübrigte nur, das „lästige Bauernvolk" in den Staub zu treten, welches inzwischen auch Murten, Stäffis und andre Ortschaften erobert, ja bis Lausanne und Genf hin geplündert hatte.

Karl der Kühne gegen die Schweizer.

Im Januar 1476 brach Karl von Nancy mit 30000 Mann auf: zwei ungeheure Kanonen voran, seinen ganzen Hofstaat und einen lustigen, lärmenden Troß zum Vergnügen der Soldaten hinterdrein. Es war wie ein Bachuszug; denn er hoffte nach Bestrafung der Schweizer durch solchen Pomp die Italiener zu gewinnen. Ein Eidgenosse meinte, es sei im ganzen Schweizerland nicht soviel Gold zu finden als an den Sporen der Ritter und den Gebissen der Pferde. Von Süden kamen den Burgundern zu Hilfe der reiche Graf von Romont, dem ein großer Teil des Waadtlandes gehörte, und der Prinz Friedrich von Tarent, der Sohn des Königs von Neapel, dessen 15000 italienische Söldner Nikolaus von Campobasso anführte. Jener ließ in Genf die Angesehensten hinrichten, die mit den Schweizern zuvor Frieden gemacht hatten, dieser in Lausanne. Granson selbst stürmte Karl zehn Tage lang vergeblich. Da bewog, scheinbar treuherzig, ein burgundischer Edelmann, der deutsch redete, die Besatzung, „frei abzuziehen", da ringsum alles schon in den Händen der Burgunder sei; Karl aber ließ alle ergreifen und an den Galgen hängen oder im See ertränken. Empört über solchen Vorgang, kamen die Schweizer um so schneller herbei. Die

Züricher und Thurgauer führte der tapfere Hans Waldmann, die Baseler Petermann Rot; dazu kamen Straßburger, Luzerner, die alten Eidgenossen und vor allem die Schwyzer unter Itel Ridings Enkel Rudolf. Mit den Bernern, die nach Rache für Granson verlangten, waren es an 20000 Mann; die Zahl der Feinde wohl 50000. **Trotzdem erfochten die Schweizer einen glänzenden Sieg.**

Schlacht bei Granson

Da Karl dem „Bauernvolk" nicht die Ehre des Angriffs lassen wollte, verließ er — es war am Morgen des 2. März (1476) — seine sichere Stellung und rückte ihnen entgegen. Die Schweizer aber, als sie den Feind kommen sahen, fielen auf die Kniee zum Gebet. Wie Leopold einst, rief Karl: „Beim heil'gen Georg! Diese Schurken (ces canailles) bitten um Gnade! Kanoniere, Feuer auf dies Gesindel!" Mauerfest standen die Schweizer um ihre Banner geschart, als die Burgunder mit wildem Geschrei auf sie einstürmten. Da die Geschütze aus der Höhe nicht genügenden Erfolg hatten, befahl Karl 6000 Reitern, bis zu den Bannern durchzubrechen. Einer von ihnen erfaßte zweimal die Fahne von Schwyz, dann stieß ihn ein Berner nieder. Gerade, als die Burgunder mit Schrecken den großen und kühnen Mann fallen sahen — es war gegen 3 Uhr nachmittags — erzitterten alle noch mehr bei dem dreimaligen rauhen Tone des Stieres von Uri und des Landhorns von Unterwalden, und auf der Höhe hinter den Schweizern erblickte man dichtgedrängt heranziehendes Kriegsvolk. „Was ist das für ein wildes Volk? Sind es auch Eidgenossen?" rief Karl einem gefangenen Schweizer zu. „Das, gnädiger Herr, sind die wahren alten Schweizer vom hohen Gebirge; die Männer, welche die Österreicher schlugen." Erschreckt sprach der Herzog zu den Seinigen: „Was wird aus uns werden? Schon die wenigen haben uns ermüdet." Kaum hatten die Schweizer jetzt ihr Geschütz mit großer Geschicklichkeit losgebrannt und dann, aus allen Hohlwegen vordringend, einen mörderischen Kampf eröffnet, so ergriff die burgundischen Krieger allesamt ein magischer Schrecken. Eine mißverstandene Bewegung der Reiterei gab die Losung zur wilden Flucht. Vergebens stellte sich Karl mit entblößtem Schwerte dem wilden Schwalle entgegen: die angstvolle Vorstellung, alles sei hin, riß auch die Tapfersten fort. Noch einen Blick warf er auf seine 400 Büchsen, auf die reiche Ausstattung des Lagers — dann wandte auch er sich mit fünf Gefährten dem nächsten Jurapasse zu.

Die Beute.

Bis zur Dunkelheit verfolgten die Schweizer, dann besetzten sie die Burg Granson und hängten die Söldner der burgundischen Besatzung an dieselben Bäume, von denen sie ihre Landsleute abnahmen. Die Beute im Lager war unermeßlich, man schätzte sie auf drei Millionen außer dem Kriegsmaterial. Die Schweizer staunten über die Pracht der mit Seide und Goldtuch ausgestatteten Zelte, über das kostbare Silber- und Goldgeschirr, über die mit Edelsteinen und Perlen verzierten Handgriffe und Schwerter, über die kostbaren Reliquienkästen und Monstranzen. Alles wurde verteilt: die gestickten Stoffe der Zeltdecken „wie in einem Kramladen ausgemessen und zerschnitten" zu Kleidern für die Frauen. Auf der Flucht hatte Karl seinen kostbarsten Diamanten, so groß wie eine halbe Walnuß, verloren; er selbst hielt ihn eine Provinz wert; ein Schweizer fand ihn und verkaufte ihn an einen Pfaffen für einen Gulden; endlich kam er mit immer gesteigertem Preise in Ludovico Moros Schatz und, als dieser zersplittert wurde, durch Julius II. für 20000 Dukaten in die päpstliche Tiara. Zwei andre Diamanten kamen auf Umwegen in die spanische und französische Krone.

König Ludwig XI.

Der französische König Ludwig hielt sich während dieser Zeit in Lyon auf, um dem Kriegsschauplatze näher zu sein. Was ihn verdroß, war, daß bei Granson nicht mehr als 1000 Burgunder gefallen waren. „Ihm schien der Tag von Granson gut, aber nicht hinreichend." Er schickte eifrig Versprechungen und Geschenke an die Sieger und schmeichelte allen abtrünnigen Bundesgenossen Karls, Savoyen, Mailand und vielen deutschen Städten; aber selbst anzugreifen wagte er doch nicht.

Schlacht bei Murten.

Indessen rüstete der Herzog auf das äußerste. Der sechste Mann wurde eingestellt, alle kupfernen Kessel, außer einem in jeder Küche, in die Stückgießerei gebracht. Um die Osterzeit lag er bereits mit einem mächtigen Heere bei Lausanne und verwüstete rings umher das Land. Als er auf einer flachen Anhöhe neben der Stadt eine Musterung hielt, bemerkte man wohl eine Veränderung in seiner Person und seinem Wesen: sein Blick verwirrt, seine Wangen blaß, seine Stimme wie „aus beklommener Brust". Dennoch blieben die Warnungen des mailändischen Herzogs und des ungarischen Königs vergeblich. Er beschloß, über Murten und Freiburg gegen Bern zu ziehen. Hadrian von Bubenberg, der mit 600 Mann Murten verteidigte, schickte Boten nach Bern und ermutigte seine Besatzung zum Ausharren. Anfangs zögerten die Waldleute, weil sie ihr Vieh auf der Alpe nicht verlassen mochten; sie fragten wohl, ob Murten zur Eidgenossenschaft gehöre, dann aber kamen sie doch herab nach Bern und von dort weiter. Auch der Herzog René von Lothringen gesellte sich mit vielen Getreuen dazu. Inzwischen hielt Bubenberg mit seiner kleinen Schar, die bis auf 2000 vom See her

verstärkt war, den Sturm von 60000 aus, die unter Karl und dem Grafen von Romont standen. In jeder Nacht wurden die durchlöcherten Mauern hergestellt, und als er zehn Tage und Nächte so tapfer gekämpft hatte, schrieb er nach Bern: „Solange noch eine Ader in uns lebt, gibt keiner nach." Endlich waren 34000 Schweizer da, und am Morgen des 22. Juni (1476) begann die Schlacht. Mit dem Rufe: „Granson! Granson!" brachen die Schweizer zum Angriff hervor; aber das Geschütz der Burgunder und ihre bepanzerten Ritter thaten ihnen schweren Schaden. Da entstand plötzlich im burgundischen Heere eine Verwirrung: der Berner Hans von Hallwyl, der in Böhmen und Ungarn unter Podiebrad und Corvinus den Krieg erlernt hatte, fiel den Feinden in die Flanke, die andern bemerkten dies und stürmten durch den Graben, der die feindliche Artillerie schützte, wandten die Kanonen gegen den Feind selbst und entschieden damit den Sieg. So tapfer auch die Burgunder und Italiener kämpften, als 1500 Edle auf der Walstatt lagen — im ganzen zählte man 22000 — verließ der Herzog mit 30 Gefährten das Schlachtfeld und eilte zum Ufer des Genfer Sees.

Karls des Kühnen Tod

242. Hut Karls des Kühnen, den er in der Schlacht bei Granson verlor.

Dennoch gab er nicht alle Hoffnung auf. Was glücken mußte, war die Bewältigung des jungen Herzogs René, der inzwischen wieder in seine Hauptstadt eingezogen war. Mit neugerüstetem Heere brach er im Oktober 1476 gegen ihn auf und besetzte bald das ganze Lothringen. Lange weigerten sich die Schweizer, dem verzagten Herzoge Hilfe zu gewähren, endlich gestatteten sie ihm, für hohen Sold einige Tausend Mann zu werben, die dann auch bei der Katastrophe zu Nancy im Januar 1477 (s. S. 455) die Entscheidung mit herbeiführten. Die Eidgenossenschaft selbst war nicht dabei beteiligt.

Die 13 alten Kantone.

Die nächste Folge der großen Siege war, daß sich nun auch Freiburg und Solothurn 1481 zum Eintritt in den Bund meldeten, der endlich mit Basel, Schaffhausen (1501) und Appenzell (1513) im ganzen 13 Kantone („die 13 alten Kantone") umfaßte. Eine zweite, aber schlimme Folge war, daß durch die reiche Beute zuerst die Liebe zum Genuß erwachte und Tausende sich bereit finden ließen, für den hohen Sold als Reisige oder Reisläufer in fremde Dienste zu gehen.

Lostrennung vom Reiche.

Die Verbindung mit dem Reiche war fast vergessen. Man erfuhr nur von seinen Forderungen an Steuern und Truppen, nicht von seinem Schutz und Recht. Als wirklich das kurfürstliche Kollegium eine Besserung dieser Verhältnisse zustande brachte, wollten die Schweizer nichts mehr davon wissen. Bei dem ersten Urteilsspruche des Reichskammergerichts in Schweizer Angelegenheiten nahmen die Eidgenossenschaften für die zu einem Schadenersatze verurteilte Stadt St. Gallen Partei und erstritten sich 1499 im Bunde mit den Graubündnern gegen Maximilian und den Schwäbischen Bund den Abschluß des Friedens zu Basel, durch welchen sie von Reichssteuern und von den Entscheidungen des Reichsgerichts für immer losgesprochen wurden. Nur als „Verwandte" des Reiches sollten sie noch gelten, thatsächlich waren sie vollkommen unabhängig. Sie gehörten nicht mehr zu Deutschland, sondern zum Auslande.

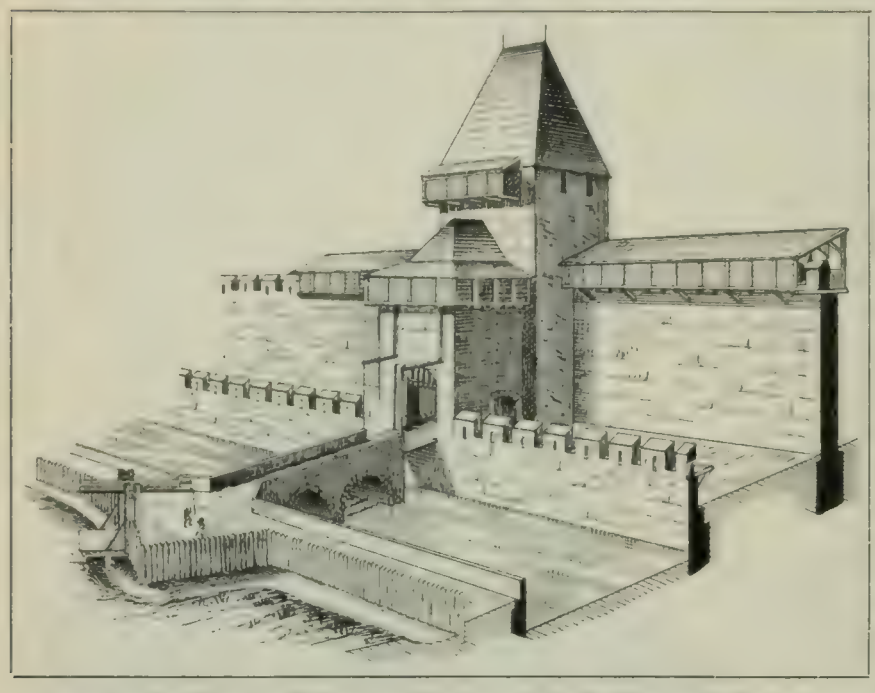
Dritter Abschnitt.

Die Geschichte der wichtigsten Staaten Deutschlands (1273—1493).

Österreich.

Die deutschen Territorien.

Wer die Geschichte des deutschen Volkes in den beiden letzten Jahrhunderten des Mittelalters kennen zu lernen wünscht, wird sie weder in der bisher erzählten Geschichte der Kaiser finden, noch auch in der enger umrahmten Geschichte einzelner Territorien, welche hier folgen soll; allein die Kulturgeschichte gibt eine Geschichte des deutschen Volkes in einigen feinen Unterschieden von der andrer Völker. Dennoch bildet gerade die Territorialgeschichte einen Deutschland ganz eigentümlichen Zug aus, der mancher andern Nation abgeht. Das Streben nach nationaler Einheit und Größe ist wegen der Unkraft, Unlust und Unfähigkeit des Oberhauptes der Neigung zur Selbsthilfe und zur Zersplitterung gewichen. Seitdem wendet der Deutsche sein patriotisches Gefühl nicht wieder allein der ganzen alten Stammesgenossenschaft zu, sondern er beschränkt es mehr und mehr auf die engen oder weiten, immer aber rein zufälligen Grenzen des Territoriums, welches sein Landesherr durch Erbschaft, Heirat, Kauf, Schenkung, Pfändung oder Raub zusammengebracht hat. Darum bleibt die Entstehungsgeschichte der heutigen deutschen Staaten immerhin wissenswert, wenn auch selten interessant. Jahrhundertelang läßt der altgermanische Grundsatz, das Erbe gleich unter alle Knaben, oft auch die Mädchen, zu verteilen, die Grenzen nicht zur Ruhe kommen. Endlich siegt die Einrichtung des Majorats und der Grundsatz der Unteilbarkeit, oder Todesfälle, Kinderlosigkeit, Eroberung bringen dasselbe Resultat zustande. Bis dahin füllt die Aufzählung immerwährender Spaltungen in Linien die sonst nur allzuleeren Blätter ihrer Geschichte.



243. Stadtthor zu Friesach in Kärnten. Rekonstruktion von Essenwein.

Friesach, eine der ältesten Städte Kärntens, im Mittelalter infolge ihrer Lage an der Straße nach Italien ein wichtiger Handelsplatz, hat sich die alten Turm- und Mauerwerke mit Graben zum Teil bis heute erhalten. Das hier dargestellte interessante Thor stammt im wesentlichen wohl aus dem 14. Jahrhundert.

Die Vereinigung der österreichischen Lande.

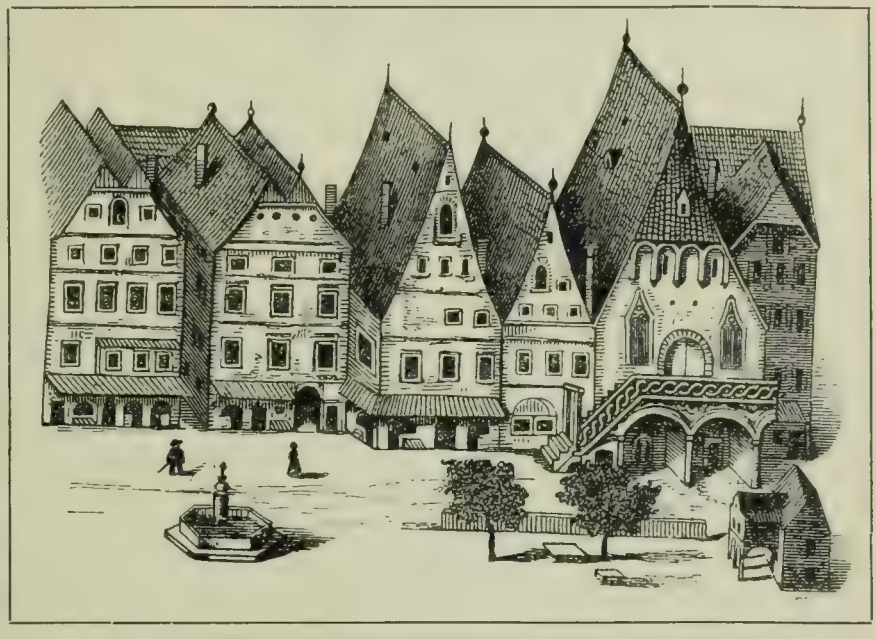
Als König Rudolf I. durch den Sieg auf dem Marchfelde am 26. August 1278 den Händen des Tschechen Ottokar die Länder Österreich, Kärnten, Krain und Steiermark entrissen hatte, übertrug man den Namen des wertvollsten Landes auch auf die reichen schwäbischen und burgundischen Besitzungen vom Gotthard bis zum Schwarzwald, vom Bodensee bis zu den Vogesen, und nannte diese Vorderösterreich. Während Kärnten, Krain und die windische Mark an den getreuen Helfer Meinhard von Tirol gegeben wurden, erhielt Rudolfs ältester Sohn Albrecht (der spätere König) Österreich und Steiermark, der jüngere, Rudolf, das schwäbische Vorderösterreich. Das letztere nahm Albrecht nach dem Tode des Bruders (1290) ebenfalls an sich und erweckte schon dadurch den Haß seines Neffen Johann Parricida (s. S. 357), welcher ihn tötete. Trotzdem er fünf von seinen sechs Söhnen mit diesen Besitzungen ausstattete — der älteste, Rudolf, starb schon 1307 als König von Böhmen — so fielen diese doch nach dem kinderlosen Tode der übrigen allesamt an Albrecht II., den Lahmen oder Weisen (gest. 1358).

Verluste im Alpenlande.

Wenn auch der Kaiser Ludwig 1342 seinen Sohn als Gemahl von Meinhards Enkelin Margarete Maultasch mit Kärnten belehnte, so gab er doch bald darauf selbst zu, daß Albrecht II., der Weise, im Besitze desselben unangefochten blieb. Da dieser im Kampfe der Luxemburger und Wittelsbacher eine wohlmeinende Neutralität behauptete, so suchte auch Karl IV. beständig seine Freundschaft; aber die Zusicherungen, welche er ihm in betreff der Schweizer Städte gab, führten doch nie zu einem Resultate. Albrecht mußte nach vergeblichen Versuchen, seine Herrschaft in dem Alpenlande zu befestigen oder gar zu erweitern, Zürich, Zug, Luzern, Bern und Glarus aufgeben (s. oben).

Gewinn von Tirol.

Albrechts II. ältester Sohn, Rudolf IV. (1358—65), der sich zuerst „Erzherzog" (1359) nannte und wegen der mannigfaltigen segensreichen Einrichtungen und Stiftungen, besonders aber wegen der Gründung der Universität Wien (1365) der „Stifter" genannt wurde, gelangte im Jahre 1363 auch in den Besitz der Grafschaft Tirol. Diese hatte Margarete Maultasch nacheinander erst Johann Heinrich von Böhmen und, als sie diesen verlassen, ihrem zweiten Gemahl, Ludwig von Brandenburg, zugebracht. Nach dessen Tode (1361) übergab sie die Regierung des schönen Gebirgslandes an ihren Sohn Meinhard, welchen sie, um ihm die Hilfe der Habsburger zu sichern, mit einer Tochter des edlen Albrecht II. von Österreich vermählte. Da sie aber die Habgier ihrer wittelsbachischen Schwäger ebenso wie die Kaiser Karls IV. fürchtete, so verordnete sie schon 1359, daß, wenn ihr Sohn kinderlos sterben sollte, die Grafschaft wieder mit Kärnten vereinigt werde. Dieser Fall trat schon 1363 ein. Sofort nach dem Tode des jungen Meinhard bemächtigte sich nun im Einverständnis mit Margarete Maultasch Rudolf IV. des Landes und suchte die wittelsbachischen Oheime abzuwehren. Dennoch wäre ihm dies auf die Dauer wohl nicht geglückt, wenn er nicht den diplomatisch berechnenden Kaiser Karl IV., der übrigens sein Schwiegervater war und trotzdem anfangs die Ansprüche der bayrischen Herzöge unterstützte, für sich gewonnen hätte. Es wurde eine Erbverbrüderung zwischen den Häusern Luxemburg und Habsburg abgeschlossen, nach welcher das überlebende in den gesamten Landen beider nachfolgen solle. Tirol blieb unter diesen Bedingungen bei Österreich, und die wittelsbachischen Herzöge ließen sich gern mit Geld abfinden. Die alte Gräfin Margarete Maultasch behielt noch einige Schlösser im Besitz und starb 1369 in Wien.



244. Das Schrannengebäude (Richthaus) zu Wien im Jahre 1441.

Ein hochinteressantes Stück Alt-Wien. Ein alter Chronist berichtet über die Schranne folgendes: „Das Richt-Hauß, in welchem die Uebelthaeter zum Todt verurthailt werden, und der Stadt-Richter mit sampt zwoelffen ihme zugegebnen Raths-Herren in der Wochen dreymal die Peinliche anklagen verhoert unnd entschaidet, diß Hauß nennet der Poefel von Ordnung der Stuel die Schrann, ligt aufft offenlichem Marckt, und wuerd under derselben niederem Gewoelb daz Brodt verkhaufft. Gegen ueber auff dem Fischmarckt ligt ein schoener Sommerlicher Saal."

Zersplitterung und endliche Wiedervereinigung.

Da Rudolf kinderlos geblieben war, so regierten nach seinem Tode seine beiden Brüder, Albrecht III. mit dem Zopfe (gest. 1395) und Leopold III. der Fromme (gest. 1386), die gesamten österreichischen Lande anfangs nach alter Sitte gemeinschaftlich, entschlossen sich aber 1373 doch, lieber eine Teilung vorzunehmen. Der ältere nahm das Erzherzogtum Österreich mit Steiermark und stiftete so die österreichische Linie; der jüngere, welcher später im Kampfe mit den Eidgenossen bei Sempach sein Leben verlor,

Kärnten nebst Tirol und Vorderösterreich, so daß er Stifter der kärntnischen Linie wurde. Da beide bei ihres Bruders Tode noch jung, 16 und 14 Jahre alt, also auch noch unvermählt waren, kam es ihnen zu gute, daß sich der schlaue Kaiser der Hoffnung hingab, er werde vielleicht bald den Preis der Erbverbrüderung einernten. Bei guter Gelegenheit vermehrte er ihre Habe, weil er die Aussicht hatte, daß sie einst die seinige werde. So verhalf er Leopold zum Erwerb von Freiburg im Breisgau (1368) und von einem Teile Vorarlbergs (1375), wozu jener noch die Herrschaften Hohenberg (1381) und Lauffenburg (1386), ja die Stadt Triest (1382) fügte. Nach seinem jähen und frühzeitigen Tode, er war erst 35 Jahre alt (s. S. 472), übernahm für seine Söhne Albrecht III. die vormundschaftliche Regierung, bis er selbst 1395 starb. Nun einigten sich die drei ältesten hinterlassenen Prinzen, Albrecht IV., der einzige Sohn des gleichnamigen Vaters, Wilhelm und Leopold IV., der, 17 Jahre alt (1388), schon bei Näfels kämpfte (s. S. 473), zu einer Regierungsteilung, die in kurzem hinfällig werden mußte, wenn die beiden jüngeren Brüder, Ernst und Friedrich, zum Alter der Großjährigkeit gelangten. Daher kam man 1402 überein, daß diese mit den älteren gemeinsam regieren sollten. So unausführbar eine solche Anordnung zu sein scheint und so oft sie in andern Stämmen nur Anlaß zu den gehässigsten Bruderkriegen gegeben hat, in der habsburgischen Familie, wo sie am häufigsten vorkommt, störte sie nur selten den Hausfrieden. Oft genug half freilich der allmächtige Tod diesen herstellen. Als Albrecht IV. 1404 starb und nur einen 7jährigen Knaben, Albrecht V., hinterließ, teilten die Oheime Wilhelm und Leopold die Vormundschaft und Regentschaft in Österreich und Steiermark. Doch bald starben beide, der erstere schon 1406, der zweite 1411, ohne Erben, und der 14jährige Albrecht, frühzeitig an Körper, Geist und Charakter vortrefflich entwickelt, übernahm in Österreich die Regierung selbst, während alle übrigen Lande den beiden Herzögen der kärntnischen Linie zufielen. Durch seine Vermählung mit Elisabeth, der Tochter des Kaisers Sigmund, gelangte Albrecht V. nicht nur zu dem Besitz der Kronen von Ungarn und Böhmen, sondern bestieg 1438 durch Wahl auch den deutschen Königsthron. Allein dieser glänzenden Erhebung der österreichischen Linie folgte nach seinem frühzeitigen Tode (1439) ein um so schnellerer Niedergang, und mit seinem nachgeborenen Sohne Ladislaus starb 1457 dieser ganze Zweig des Hauses Habsburg aus. Die einzigen Vertreter der Kärntner Linie waren damals Sigmund der Einfältige, der einzige Sohn Friedrichs „mit der leeren Tasche", und Friedrich von Steiermark, als Kaiser Friedrich III. genannt, nebst seinem Bruder Albrecht. Da der erste noch vor seinem Tode (er starb 1496) seine sämtlichen Besitzungen an Maximilian gab (1490), der letzte bereits 1463 kinderlos starb, so kamen nicht nur die österreichischen Lande, welche Ottokar 1278 besessen hatte, sondern auch die Gebiete seiner beiden Besieger, Meinhards Grafschaft Tirol und Rudolfs schwäbische, elsässische und schweizerische Besitzungen, an Friedrichs III. Sohn Maximilian, der schon die Regierung in den reichen Niederlanden führte, die von seiner Gemahlin (1482) auf seinen Sohn Philipp vererbt waren. Auch ließen vielfache Zusicherungen auf einen nicht zu späten Anfall der Kronen Böhmen und Ungarn hoffen, der ja bereits 1526 eintrat.

Äußere Macht und innere Schwäche Österreichs.

So war kein deutscher Fürst reicher an Land und Leuten, an Macht und Ehre, als der Herzog von Österreich. Wer wollte es leugnen, daß ihm das erste Wort zukam in allen Reichsangelegenheiten, daß die deutsche und römische Königskrone kein würdigeres Haupt finden konnte, als das seinige? Allein die persönliche Befähigung und die Charaktereigenschaften der meisten Mitglieder dieser reichbeglückten Familie vom Tode Rudolfs I. bis zur Thronbesteigung Maximilians standen weit hinter den Forderungen zurück, welche ihr Herrscherberuf an sie stellte. Nach Rudolfs I. Tode verklang in der Wiener Hofburg der Minnegesang für immer, den die Babenberger einst so sehr geliebt und gepflegt hatten. Von irgend welcher Begünstigung der Künste und Wissenschaften, des Handels und der Gewerbe ist nur ausnahmsweise die Rede; selbst die Wiener Hochschule, 1365 gegründet, überragte nie die Universitäten kleinerer Länder. Weder in der Gesetzgebung noch im Militärwesen geschah Bemerkenswertes. Das immerhin glänzende

Älteste Ansicht Wiens aus dem Jahre 1483.

Erklärung:

Ein mit solcher Bestimmtheit ausgeführtes Bild einer größeren Stadt aus jener Zeit, an sich schon eine Seltenheit, bietet dem kundigen Auge auch sonst mannigfache Belehrung über die Art der älteren Städtebefestigung, über die Gestalt der Häuserbauten und vieles andre; es ist von allergrößtem allgemeinen Interesse. Die hier wiedergegebene Ansicht Wiens befindet sich auf dem sogenannten Babenberger Stammbaum, einem auf Holz ungemein fleißig ausgeführten Bildwerke, das etwa 1483 im Auftrage Maximilians und nach der Angabe des gelehrten Hofgenealogen Ladislaus Suntheim entstanden, in 27 Scheiben die Mannessprossen des Babenberger Stammes, und zwar jeden in irgend einer bezeichnenden Situation seines Lebens darstellt, früher im Kreuzgange, dann in der Bibliothek des reichen von Leopold III. von Babenberg 1133 gestifteten Klosters Neuburg aufgestellt war, jetzt aber, durch den Bilderrestaurateur Rauh 1846 auf Leinwand übertragen, in der Schatzkammer des Stiftes aufbewahrt wird.

Die Ansicht zeigt einen Teil der Stadt Wien jener Zeit nach der dem Norden zugekehrten Seite. In der Mitte des Bildes ist das alte Rotenturmthor mit den Mautschranken und dem Mauthaus sichtbar. Das Rotenturmthor, so benannt von dem nebenan stehenden roten Turm, der schon im 14. Jahrhundert urkundlich erwähnt wird (auf dem Originale durchaus rot, mit lichteren und dunkleren größeren Vierecken schachbrettartig bemalt), ist hier mit seiner spitzbogigen Durchfahrtshalle noch durchaus ungeschmückt; die vier kleineren Ecktürme, Wappen und Inschriften, die es später auszeichneten, erhielt es erst 1511. Es befand sich am Ende der noch heute so genannten Rotenturmstraße; der rote Turm selbst, massig aufstrebend, mit einem hohen Zwickeldach und Wappenschildern an den Pfeilern zwischen den obersten „Luegfenstern", stand weiter einwärts. Im Jahre 1658, als die Stadtbefestigung weiter zum Ufer der Donau hinabgerückt wurde, verlor das alte Rotenturmthor seine ursprüngliche Bedeutung als Stadtthor; 1776 wurde es zur Erweiterung der Passage gänzlich abgebrochen. Der rote Turm selbst war schon viel früher gefallen.

Rechts sieht man eine längere Zeile der inneren Ringmauer der Stadtbefestigung vom Rotenturmthor bis zum sogenannten Fechturm oder Fechbrunnen: unterhalb dieser Ringmauer lief ein Graben, der nach außen durch eine zweite, jedoch niedere Zinnenmauer geschützt war; die Zinnen der inneren Mauer erscheinen auf unserm Bilde in den Zwischenräumen mit dünneren Ziegelmauern und mit Schußlöchern ausgefüttert, ohne Zweifel zur besseren Befestigung gegen Matthias Corvinus' Scharen, die kurz vorher (1481) die Stadt bedroht hatten und kurz nachher (1485) den Einfall mit Erfolg wiederholten. Auch die auf unserm Bilde sichtbaren Schanzkörbe am Donauufer deuten darauf hin, daß man eben damals solcher Sicherung gegen feindlichen Überfall bedurfte.

Auf der der Befestigungsmauer nächst dem Rotenturmthor entgegengesetzten Seite zeigt sich eine unregelmäßige Reihe von Gebäuden, Scheunen u. s. w. Sie dürften schon bei der drohenden Türkengefahr im Jahre 1529 demoliert und durch Befestigungswerke ersetzt worden sein. Das kleine Mauthäuschen bringt Wolfgang Schmelzls „Lobspruch der Stat Wien" vom Jahre 1548, und dessen anziehende Erzählung von seinem Eintreffen am Rotenturmthor in Erinnerung, „wo viel geharnischt man daruor stunden". Einen eigentümlichen mittelalterlichen Typus tragen die auf unserm Bilde sichtbaren Wohnhäuser mit ihren hohen Satteldächern und abgestuften Giebelmauern (sogenannten „Katzensteigen") an sich und bieten seltsame Kontraste zu dem heutigen durch und durch verjüngten Wien. Das sie alle beherrschende St. Stephansmünster, sowie rechts die Kirche zu Maria am Gestade sind auf den ersten Blick zu erkennen. Fast unübersteigliche Hindernisse würden sich aber dem Versuche einer weitergehenden Bestimmung der auf unserm Bilde sichtbaren Häusergruppen entgegenstellen.

(Nach den Berichten des Altertumsvereins zu Wien.)

245. Die älteste Ansicht von Wien um das Jahr 1483, von der Rotenturmseite. Auf dem Babenberger Stammbaume im Stifte Klosterneuburg.

Rittertum der Leopolde trat zumeist nur bei ihren großen Niederlagen zu Tage, am Morgarten, bei Sempach und Näfels. Unter Friedrich vermochte doch der Magyar Corvinus fast ohne Widerstand sich der Hauptstadt Wien zu bemächtigen, und die Türken schauten schon über die Grenzen. Jene befreite Maximilian, über diese hoffte er mit Hilfe des Reiches und der von ihm zumeist gebrauchten deutschen Landsknechte zu siegen.

Bayern.

Die Wittelsbacher in Bayern und Pfalz.

Durch eine wunderbare Verkettung von Verdienst, Gunst und Glück hatte das gräfliche Haus Wittelsbach in kurzer Zeit eine so beträchtliche Ländermasse erworben, daß es eher als irgend ein andres daran denken konnte, die deutsche Königskrone sich als erblichen Besitz anzueignen und nach und nach vielleicht das übrige Deutschland sich noch zu unterwerfen. Schon der Sohn Ottos, des ersten Herzogs aus Wittelsbachischem Stamme, Ludwig, genannt der Kehlheimer, erhielt 1215, als der Pfalzgraf Heinrich, ein Sohn Heinrichs des Löwen, gestorben war, dessen Erbschaft durch Kaiser Friedrich II. und dadurch das bedeutende Vorrecht, in Abwesenheit jenes das königliche Richteramt, selbst über die Fürsten, auszuüben. Seine ganze gewaltige Macht an der Donau und am Rhein kam nach seiner Ermordung an seinen einzigen Sohn, Otto den Erlauchten, den treuen Parteigenossen Konrads IV., des Hohenstaufen. Allein kaum war Otto gestorben, so begann auch schon die Zwietracht in der Familie der Wittelsbacher und wurde seitdem zu einem Erbübel, welches dauernd die Machtentfaltung des Hauses hemmte. Ludwig der Strenge (1253—94), so genannt, weil er auf geringen Verdacht hin seine schöne junge Gemahlin, Marie von Brabant, eine Enkelin Philipps von Schwaben, zum Tode führen ließ (18. Januar 1256), sonst aber friedfertigen Wesens, suchte vergebens seinen wilden und streitsüchtigen Bruder Heinrich durch Abtretung von Niederbayern mit Landshut und Straubing zu beschwichtigen. Dieser zürnte ihm vor allem, weil der Sohn ihrer Schwester Elisabeth, der junge Konradin von Schwaben, bevor er zu jenem großen Unternehmen nach Italien zog, das ihm zum Verhängnis wurde, den gesamten Besitz der Hohenstaufen in Deutschland an Ludwig, nichts an ihn vermacht hatte. Allerdings war jener so beträchtlich, daß aus dem Erbe des unglücklichen Neffen fast die ganze Oberpfalz gegründet wurde. Aus diesem Grunde finden wir die Brüder fast in jedem Kampfe, der Deutschland verwirrte, auf entgegengesetzten Seiten. In einem böhmisch-ungarischen Kriege (1271) stritt Ludwig für Ottokar, Heinrich für Stephan V.; 1273 und 1278 jener für Rudolf, dieser für Ottokar. Eine dauernde Aussöhnung beider Linien kam erst nach Heinrichs Tode 1290 zustande, als dessen Sohn, Otto von Niederbayern, sich mit Ludwigs Tochter vermählte und nun beide die unerschütterlichen Stützen der habsburgischen Macht wurden.

Lostrennung der Pfalz.

Als Ludwig der Strenge 1294 starb, vererbte er die Pfalzen mit der Kurwürde an seinen älteren Sohn Rudolf, Oberbayern an den zwölfjährigen Ludwig, den späteren Kaiser, so daß nunmehr das reiche wittelsbachische Besitztum in drei Stücke geschlagen war.

Die Wittelsbachische Macht unter Kaiser Ludwig IV.

Während die pfälzischen Ländereien bis 1777 abgetrennt blieben, wurde Niederbayern bald wieder vorübergehend mit Oberbayern vereinigt. Als (1340) der niederbayrische Zweig der Wittelsbacher ausstarb, trat Ludwig von Oberbayern, der deutsche König, thatsächlich in den Besitz des ganzen Bayernlandes ein. Es ist oben erzählt worden (s. S. 365), wie außerdem schon 1324 seiner Familie die Markgrafschaft Brandenburg, 1342 die Grafschaft Tirol, 1346 Holland zufiel. So war unter Kaiser Ludwig IV. (1314—47) das bayrische Fürstenhaus zum Besitze einer Ländermasse gelangt, die an Umfang und Bedeutung die der Habsburger und der Luxemburger überragte. Allein seine politische Macht wurde bald durch die Eifersucht dieser Familien geschwächt und das große Gebiet durch die Unfähigkeit streitsüchtiger Teilfürsten zersplittert und verringert.

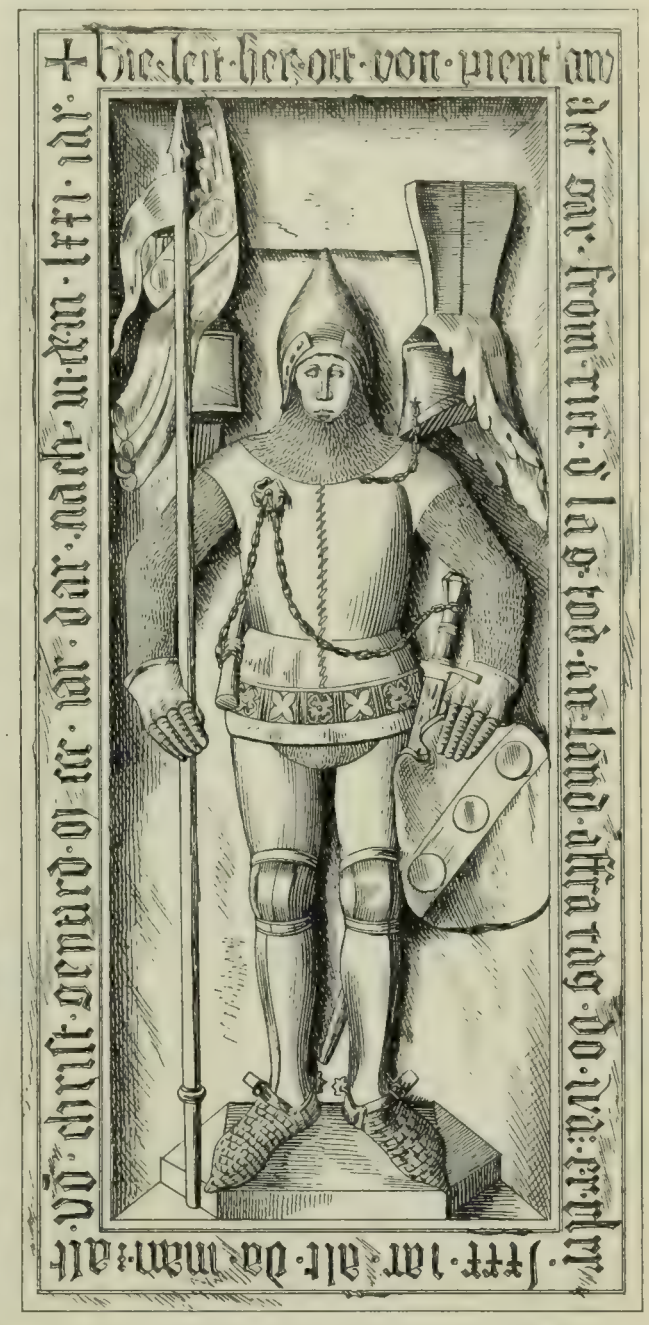
Zersplitterung des Besitzes.

Von den sechs Söhnen des Kaisers war der älteste, Ludwig V. (gest. 1361), bei des Vaters Tode bereits im Besitze des Kurfürstentums Brandenburg, das er 1351 seinem jüngeren Bruder, Ludwig VI., dem Römer (gest. 1366) überließ, um

sich nach München zurückzuziehen, und (durch seine Gattin, Margarete Maultasch) der Grafschaft Tirol, die nach dem kinderlosen Tode seines Sohnes 1363 an Steiermark zurückfiel (s. oben). Die Grafschaft Holland wurde sechzig Jahre später ebenfalls der Familie und dem Reiche entfremdet. Kaiser Ludwigs sittenlose Urenkelin, Jakobäa von Holland, die ihren Gemahl, einen Herzog von Brabant, verlassen hatte, mußte schon 1428 die Regierung an Philipp den Guten von Burgund abtreten, der nach ihrem Tode 1436 die Grafschaft Holland in Besitz nahm.

Der jüngste Sohn des Kaisers, Otto, folgte 1366 im Kurfürstentum Brandenburg, übergab dieses aber schon 1373 an seinen Schwiegervater, den Kaiser Karl IV. (s. S. 380), und starb 1379 kinderlos. So blieb nur die Linie des dritten Sohnes, Stephans von Niederbayern (gest. 1375), in Blüte, die eine Zeitlang wieder in drei, die von Ingolstadt, Landshut und München, gespalten wurde, von denen die erste 1447, die zweite 1503 erlosch. Ihre Geschichte ist fast allein mit der Darstellung ihrer Streitigkeiten erfüllt. Jeder Todesfall gab willkommenen Anlaß, und oft geschahen innerhalb der Familien unerhörte Grausamkeiten, von denen eine den Stoff zu Balladen und Dramen gegeben hat.

Erlöschen aller Linien bis auf eine.



246. Deutscher Ritter in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts.

Grabmal des Otto von Pienzenau in Ebersberg, gest. 1371.

Das Bildwerk zeigt recht anschaulich den Fortgang der Kriegstracht im 14. Jahrhundert. Der Lendner (das bis zu den Lenden reichende anschließende Obergewand) ist gleichwie in der bürgerlichen Tracht bereits sehr kurz geworden, dagegen aber aus Leder gefertigt. Im übrigen vergl. Abb. 198.

Agnes Bernauer.

In München herrschte Herzog Ernst (1397—1438) im besten Einverständnis mit seinem Bruder Wilhelm, der 1435 kinderlos starb, geriet aber zuletzt um einer gewaltsamen That willen in einen heftigen Streit mit dem eignen Sohne Albrecht, dem er die Herrschaft Straubing überlassen hatte. Der junge Fürst, frühzeitig verbittert, weil ihm die erste Braut, seine Base Elisabeth von Württemberg, durch einen Grafen von Werdenberg entrissen war, erblickte einst bei dem Fastnachtsfeste in Augsburg die wunderbar schöne und tugendhafte Tochter des Baders Kaspar Bernauer aus Biberach, Agnes Bernauer, reichte ihr, von leidenschaftlicher Liebe ergriffen, heimlich die Hand am Altare und brachte sie auf die Feste Vohburg. Sechs Jahre hatten sie ungestörtes Liebesglück genossen, als das Verhältnis ruchbar wurde. Der ahnenstolze Vater benutzte ein festliches Turnier in Regensburg, um den jungen Herzog durch Zurückweisung aus der Zahl der Ritter wegen dieses unerlaubten Verhältnisses öffentlich zu demütigen und zu einer standesmäßigen Ehe zu bewegen. Allein Albrecht erklärte auf das entschiedenste, daß Agnes seine rechtmäßige Gemahlin sei, führte sie nach Straubing und ließ ihr fürstliche Ehren erweisen. Sie selbst war in ihrer Bescheidenheit dieses Glanzes nicht froh und ahnte wohl einen schlimmen Ausgang; denn sie stiftete sich sofort eine Grabstätte bei den Karmelitern. In der That ersann der strenge Herzog Ernst das Schlimmste. In der Abwesenheit Albrechts ließ er die junge schöne Frau am 12. Oktober 1435 verhaften und wegen Liebeszauber zum Tode einer Hexe verurteilen. Die Volkssage erzählt, daß der rohe Henker

die Unglückliche in die Donau geworfen und, als sie nach Hilfe rief, mit einer Stange an den blonden Haaren in die Tiefe gezerrt habe. Wahrscheinlich ist, daß man sie nach der Sitte der Zeit „geackt" habe. — Grenzenlos war der Schmerz und die Wut des heimkehrenden Albrecht. Er verband sich mit dem jungen Markgrafen Albrecht Achilles und dem wilden Vetter in Ingolstadt, Ludwig dem Bärtigen, und fiel dem Vater ins Land. Allein das Baseler Konzil half den Frieden vermitteln, der vollständig wurde, als der alte Herzog Reue und Mitleid zeigte, ja sogar selbst an der Grabstätte der Unglücklichen eine Kapelle mit einer ewigen Messe an ihrem Todestage stiftete. Herzog Albrecht heiratete zwar schon 1436 eine braunschweigische Prinzessin, blieb aber immer freudlos und in sich gekehrt; man nannte ihn „den Frommen". Seiner Friedensliebe war es zu danken, daß nach dem Aussterben der Ingolstädter Linie (1447) nicht wieder ein Familienkrieg entstand; er ließ dem Landshuter Vetter den Raub und sorgte in väterlicher Weise für Recht, Frieden und Wohlstand. In der Abtei Andechs, die er selbst reich ausgestattet, wurde seine Leiche 1460 begraben.

Unteilbarkeit von Bayern.

Der Sohn Albrechts des Frommen, **Albrecht der Weise**, dem nach immerwährenden Bruderkriegen fast alle bayrischen Länder zufielen, erhob 1506 die **Unteilbarkeit** des Herzogtums zum festen Gesetz für alle Zukunft.

Pfalz.

Kurfürst Ruprecht I.

Nachdem Kaiser Ludwig 1329 zu Pavia den Söhnen seines Bruders **Rudolf**, den er wegen seiner Untreue geächtet, die **Rheinpfalz** wiedergegeben hatte, kamen beide nacheinander in den Alleinbesitz des Landes, **Rudolf II.** bis 1353 und sein Bruder **Ruprecht I.** bis 1390. Jener hielt, solange sein kaiserlicher Oheim lebte, treu mit ihm gegen das Haus Luxemburg zusammen und verschmerzte den Verlust der Kurwürde. Allein den Nachfolger, Günther von Schwarzburg, ließ er schnell im Stich, als Karl IV. von Luxemburg seine Tochter Anna zur Ehe begehrte (1349), ja er trat sogar für eine bedeutende Geldsumme an diesen einen großen Teil der Oberpfalz ab, so daß damals Böhmen bis unter die Mauern von Nürnberg reichte. Die Kur wurde nicht nur ihm selbst wiedergegeben, sondern seinem Stamme durch die Goldene Bulle (1356) ausdrücklich für alle Zukunft gesichert, während Bayern jeden Anspruch darauf verlor. Selbst das Reichsvikariat, die Vertretung des abwesenden Königs, sollte für immer den Pfalzgrafen in der südlichen Hälfte Deutschlands zustehen. Freilich war auch **Ruprecht I.** (1353—90), dem solche Macht zuerst gegeben wurde, ein vortrefflicher Fürst, der durch Weisheit, Milde und Gerechtigkeitssinn in einem wilden und streitsüchtigen Zeitalter weit vor andern glänzte. Durch beständige Treue gegen das luxemburgische Haus, durch geschickte Benutzung der Verhältnisse gelang es ihm, während seiner langen Regierung auch ohne Schwertstreich das Gebiet seines Landes zu erweitern und vor allem die einst an Böhmen verlorenen Teile der Oberpfalz wiederzugewinnen. Das größte Verdienst erwarb er sich durch die Stiftung der **Universität Heidelberg** (1386), zu deren erstem Rektor der von Paris berufene Marsilius von Inghen gewählt wurde, der für den bedeutendsten Vertreter der damals durch Wilhelm von Occam herrschend gewordenen nominalistischen Richtung galt. Nach dem Muster von Paris teilten sich auch hier Lehrer und Lernende nach ihrer Herkunft in vier Nationen, nach ihrem Ziel in vier Fakultäten. Doch wurde der Rektor nach dem Vorgange von Wien seit 1393 nicht allein aus der Artistenfakultät, sondern auch aus einer andern gewählt. Diese Neuerung, wie auch die reiche Ausstattung mit konfisziertem „Judengute" war schon das Werk von Ruprechts Nachfolger **Ruprecht II.** (1390—98), der sich solange auf eine geringe Teilnahme an der Regierung beschränkt hatte, obwohl er der Sohn eines frühverstorbenen älteren Bruders war. Dann kämpfte er tapfer gegen die Städte und den Adel Schwabens, vor allem den Bund der Schlegler (1388 und 1395), nahm offen Partei gegen Wenzel und gab eine überaus segensreiche Bestimmung, die sogenannte „**Rupertinische Konstitution**", die 1394 die Vererbung des ganzen Landes an den Erstgeborenen zum Gesetz erhob, die aber zum Schaden der Pfalz schon unter seinem Nachfolger wieder aufgehoben wurde. **Ruprecht III.**, genannt Klem (1398 bis 1410), dessen Streit mit Wenzel und Erhebung auf den deutschen Königsthron in der Reichsgeschichte mitgeteilt ist (s. S. 392), vermochte seiner väterlichen Zärtlichkeit jene Fessel nicht anzulegen. Noch kurz vor seinem Ende verteilte er sein ohnehin nicht

247. **Turnier zu München im Jahre 1500.** Nach einem Kupferstiche von Matthäus Zasinger.

Im Vordergrunde turnierende Ritter; Diener sind geschäftig, den Kämpfenden neue Lanzen darzureichen, vom Pferde Gestochene aufzuheben. Links einige Musiker zu Pferde. In den einmündenden Straßen halten andre Ritter, des Herolds gewärtig, der sie zum Stechen ruft. Zahlreiche Zuschauer füllen ringsum die Fenster und Balkone der Häuser. Herzog Albrecht IV. selbst steht auf dem Balkon in der Mitte.

großes Gebiet unter seine vier ihn überlebenden Söhne: Ludwig III., der Bärtige, wurde Kurfürst und erhielt die Rheinpfalz, die übrigen drei Söhne Neumarkt, Simmern mit Zweibrücken und Mosbach.

Drei pfälzische Linien.

Von diesen vier pfälzischen Linien dauerten die von Neumarkt und von Mosbach nicht über die zweite Generation hinaus, jene starb 1448, diese 1465 aus. Dagegen wurden zwei Söhne Stephans von Simmern-Zweibrücken die Gründer der getrennten Linien Simmern und Zweibrücken, die sich bis tief in die neuere Zeit erhielten und im Kampfe mit den Nachkommen des Kurfürsten Ludwig III. ihr Gebiet zu vergrößern suchten. Von der hartnäckigen Teilnahme Ludwigs des Schwarzen von Veldenz für die Lützelsteiner ist bereits in der Reichsgeschichte erzählt worden (s. S. 441).

Friedrich der Siegreiche.

Der pfälzische Kurfürst Ludwig III. (1410—36) erwarb sich als Richter des Johann Hus in Konstanz einen bedenklichen Ruf, der noch schlimmer wurde, als er den gefangenen Papst Johann XXIII. für Geld an Martin V. verhandelte (s. S. 402). Sein zweiter Sohn, Friedrich I. der Siegreiche (1449—76), benutzte die Schwäche des Kaisers Friedrich III., um in unablässigen Kämpfen mit den Nachbarn, mit dem Vetter Ludwig von Veldenz, mit Albrecht Achilles, mit den geistlichen Fürsten von Mainz, Köln und Weißenburg sein Gebiet am Rhein, Neckar, an der Tauber, Nahe und Ill um etwa 80 nicht unbedeutende Ortschaften zu erweitern und die Kurwürde ebenso wie das Reichsvikariat gegen den Willen seines obersten Lehnsherrn zu behaupten. Soll er doch einer Schanze bei Heidelberg den kecken Namen „Trutzkaiser" gegeben haben. Dabei war er ein ebenso guter Haushalter und Regent als ein gefürchteter Krieger. Er gründete das pfälzische Hofgericht, reformierte 1452 die herabgekommene Heidelberger Universität durch neue Berufungen und zeigte selbst ein lebhaftes Interesse für Poesie und Alchimie. Da er die Herrschaft und die Kurwürde nur als Vormund innegehabt und sich seinem gegebenen Worte gemäß nicht standesgemäß verheiratet hatte, hinterließ er den Söhnen seiner Augsburger Freundin, der Sängerin Klara Dettin, nur die Grafschaften Löwenstein und Wertheim. Alles was er sonst geschaffen und gewonnen, kam an seinen Neffen, Philipp den Aufrichtigen (1476—1508). Diesem alle Werke des Friedens und des Geistes liebenden Monarchen und seinem ebenso gesinnten Kanzler, Johann von Dalberg, gelang es, den Hof und die Universität Heidelberg zu einer Heimat des deutschen Humanismus zu machen. Während der Kurfürst bereitwilligst die Mittel gewährte, um die Heidelberger Bibliothek zu vermehren und bedeutende Lehrkräfte herbeizuziehen, wußte der Kanzler durch die Liebenswürdigkeit seines Wesens und durch sein lebhaftes Interesse für das wieder erwachte Studium der alten Klassiker die größten Gelehrten an sein Haus und an das Land zu fesseln. Obwohl er Bischof von Worms war, residierte er doch in Ladenburg (bei Heidelberg) und nahm in sein Haus außer andern seit 1495 Johann Reuchlin auf, der vor dem rohen und ausschweifenden Eberhard II. aus Württemberg geflüchtet war. Außer ihm, der als Lehrer des Griechischen, Hebräischen, der Jurisprudenz und zugleich in diplomatischen Geschäften thätig war, wirkten Rudolf Agricola, Tritheim, Wimpheling, Vigilius als Philologen, Geschichtschreiber und Juristen. Im Jahre 1496 stiftete der aus Ingolstadt herbeigerufene Konrad Celtes die berühmte Societas Rhenana, in gewissem Sinne die erste deutsche Akademie der Wissenschaften, deren Präsident bis zu seinem Tode (1503) Johann von Dalberg war.

Sachsen.

Die Askanier.

Wie die Wittelsbacher in Bayern und der Pfalz, so wurden die askanischen Grafen von Anhalt mit Bernhard, dem Sohne Albrechts des Bären, 1180 in dem Herzogtume Sachsen die Nachfolger des tiefernidrigten Hauses der Welfen. Allein Friedrich Barbarossa hatte zuvor Engern und Westfalen an den Erzbischof von Köln gegeben und erstattete Heinrich dem Löwen, als er sich zu dreijähriger Buße entschloß, seine reichen Allode zurück. So beschränkte sich Bernhards herzogliche Gewalt, d. h. die Verwaltung des Gerichts, die Vogtei über die Stifter, das Aufgebot des Heerbannes, die Vergebung der Lehen und die Erhebung von Steuern, allein auf das Gebiet von

Lauenburg, Holstein und andre überelbische Grafschaften. Noch dazu geriet die Lauenburg selbst bald in die Hand des eroberungslustigen Dänenkönigs Waldemar und blieb in derselben bis zur Schlacht bei Bornhöved (1227). Er hielt es daher für passend, dem älteren Sohne die reichere askanische Erbschaft und dem jüngeren Albrecht das sächsische Herzogtum zu vermachen. Trotzdem teilte dieser noch den geringfügigen Besitz unter seine beiden Söhne, so daß der ältere, Johann (starb 1285), der Stifter der Linie Sachsen-Lauenburg, die erst 1689 ausstarb, der jüngere, Albrecht II. (starb 1298), Stifter der Linie Sachsen-Wittenberg wurde, die bereits 1422 ein Ende nahm. Die herzoglichen Rechte, wohl auch der Titel Erzmarschall sollten beiden Brüdern bleiben; dazu erwarben sie noch die Burggrafschaft in Magdeburg und Halle. Thatsächlich aber übte nur der jüngere, der in der Herzogsresidenz des Vaters in Wittenberg wohnte, die geringe politische Macht aus, die an diesem Besitze hing. Als der älteste Sohn Albrechts II., Rudolf I. (1298—1356), als Kurfürst seine Stimme abgab, verlangte die ältere Lauenburgische Linie ein gleiches Recht, wurde von den geistlichen Kurfürsten abgewiesen und trat deshalb bei der Doppelwahl 1314 um so eifriger für Ludwig den Bayer auf, da Rudolf seine Stimme Friedrich von Österreich gegeben hatte. Erst durch die Prager Bulle vom 4. Oktober 1355 entschied Karl IV., daß die Wittenberger Linie, die fast allen „ruhigen Kaiserwahlen", auch dem Kurverein zu Rense beigewohnt habe, künftig die Kurstimme allein besitzen und der Erstgeburt vererben solle. Mit Einwilligung der übrigen Kurfürsten wurde ihr dieses Vorrecht, das alleinige Recht auf das Erzmarschallamt und das Reichsvikariat im folgenden Jahre (1356) durch die Goldene Bulle bestätigt. Da sich das lauenburgische Haus trotzdem nicht zufrieden geben wollte, wiederholte Karl IV. für den Sohn Rudolfs, für Rudolf II. (1356—70), dieselben Privilegien (27. Dezember 1356) durch die Sächsische Goldene Bulle und zwang den Herzog Erich von Lauenburg durch ein Fürstengericht 1361, auf den Titel „Kurfürst" zu verzichten. Dennoch mußte der Streit bald von neuem ausbrechen, als das wittenbergische Haus unerwartet schnell zu Ende ging. Rudolfs II. Neffe, Rudolf III., dessen beide Söhne 1407 von einem einstürzenden Turm erschlagen waren, fiel 1419 im Hussitenkriege und hinterließ nur eine Tochter, die an den Markgrafen Johann von Brandenburg, einen Sohn des Kurfürsten, verheiratet war. Sein Bruder, Kurfürst Albrecht III. (1419—22), war im November 1422 zur Jagd auf der Lochauer Heide. Als das Bauernhaus, in dem er zur Nacht eingekehrt war, plötzlich in Brand geriet, entkam er zwar nackt mit seiner jungen Gattin, Eufemia von Öls, aus den Flammen, aber wenige Tage später starb er an den Folgen des Schreckes, der Anstrengung und Verletzung.

Das Haus Wettin in Sachsen.

Kaum war das Erlöschen des kursächsischen Stammes bekannt geworden, so traten Brandenburg und Lauenburg mit ihren Erbansprüchen auf. Allein Kaiser Sigmund erkannte beide nicht an und erklärte einen Lehnsbrief des Lauenburgers aus dem Jahre 1414 als „ohne sein Wissen abgefaßt". Sachsen galt ihm als erledigtes Lehen und als willkommenes Mittel, um sich irgend einen wertvollen Anhänger zu gewinnen oder zu erhalten. Am eifrigsten traten Ludwig von der Pfalz und der Markgraf Friedrich der Streitbare, der infolge einer Teilung der Meißnisch-Thüringischen Lande das Osterland besaß, als Bewerber auf. Durch die geschickten Unterhandlungen, zumeist aber durch die Aussicht, auf diesem billigsten Wege alle Auslagen, die der Wettiner für den Hussitenkrieg gemacht, zurückzuerstatten, kam es dahin, daß Kaiser Sigmund am 6. Januar 1423 zu Preßburg für Friedrich den Streibaren einen Lehnsbrief ausstellte und dem Kurfürsten von Brandenburg, der am schnellsten zugegriffen hatte, den Befehl zukommen ließ, sofort das Land zu räumen. Am 1. August 1425 empfing Friedrich selbst in Ofen die feierliche Belehnung mit dem Kurfürstentum, dem Erzmarschallamte, der Pfalzgrafschaft von Sachsen und der Burggrafschaft Magdeburg. Vergebens wandte sich Erich von Lauenburg an den Papst Martin V. und 1434 an die Baseler Kirchenversammlung. Diese lud zwar den damaligen Kurfürsten vor ihr Gericht, aber er selbst und der Kaiser protestierten dagegen. Noch bis 1474 dauerten die immer erfolglosen Bemühungen der Lauenburger fort, mit Hilfe des Papstes ihr Recht auf die Kurwürde geltend zu machen.

Die Wettiner in Meißen

Friedrich der Streitbare (1423—28) stammte aus jenem alten und begüterten Hause Wettin, das etwa um 1030 die sächsische Ostmark (die Niederlausitz), ein halbes Jahrhundert später (1089) die Mark Meißen und wieder ein und ein halbes Jahrhundert danach (1247) die Landgrafschaft Thüringen erwarb. Zwar hatte Heinrich der Erlauchte in einem siebenjährigen Erbstreite (1256—63, s. S. 343) auf die Landgrafschaft Hessen verzichten müssen, allein was übrig blieb, war noch reich und mächtig genug, um ein selbständiges nationales Leben zu beginnen. Gegen den eignen unnatürlichen Vater und gegen zwei Könige behauptete Friedrich der Freidige (gest. 1324) sein Land in wackerem Kampfe (s. S. 354 f.). Zwar teilten es seine drei Enkel 1379, so daß Friedrich (gest. 1381) die Osterlande, Balthasar (gest. 1406) Thüringen, Wilhelm I. (gest. 1407) Meißen erhielt, allein der Mittlere erwarb schon durch seine Vermählung mit einer Tochter des Burggrafen Albrecht von Nürnberg den westlichen Teil der Pflege Koburg mit Hildburghausen, und alle drei Fürsten hatten bereits 1373 mit den beiden einzigen Erben von Hessen eine Erbverbrüderung geschlossen, welche die Hoffnung erweckte, auch diesen verlorenen Teil Thüringens wiederzugewinnen. Überdies hinterließen nur Friedrich und Balthasar Erben: jener drei, dieser einen. Am tüchtigsten erschien von Anfang an Friedrich der Streitbare, der zwölf Jahre alt war, als (1381) sein Vater gleiches Namens starb. Zwar hatte er mit zwei Brüdern, Wilhelm II. und Georg, und mit einem Vetter, mit Balthasars Sohn Friedrich dem Friedfertigen, zu teilen; allein kaum war er der Vormundschaft seiner Mutter entwachsen, so benutzte er die Geldlosigkeit verschwenderischer Nachbarn zum Ankauf von günstig gelegenen Burgen und Städten. Bald half auch der Tod den reichen Besitz mehr und mehr vereinigen. Zuerst starb Friedrichs jüngerer Bruder Georg (1401); sechs Jahre später (1407) sein kinderloser Oheim, Wilhelm I. von Meißen, der von Wenzel pfandweise die reiche Stadt Pirna (1404) und in mehrjährigem Kampfe mit dem räuberischen Grafen von Dohna deren ausgedehnte Besitzungen erworben hatte. Nicht weniger als 33 Dörfer, Schlösser und Städte von Auerbach im Vogtland bis unter die Mauern von Dresden fielen Friedrich dadurch zu, und er konnte von der großen Elbbrücke das Dohnaische Hirschgeweih herabnehmen lassen, das daran erinnerte, daß ein Teil des Brückenzolls jenen wilden Raubgrafen zukam. So war die Handelsstraße nach Böhmen frei geworden, und der letzte Dohna starb (1407) im Gefängnis. Balthasars Sohn, mit dem der Kurfürst die reiche Erbschaft zu teilen hatte, Friedrich, „der Friedfertige" oder auch „der Einfältige" genannt, blieb bis zu seinem Tode (1440) geistig unmündig und stand unter der Herrschaft seiner Gemahlin Anna von Schwarzburg.

Universität Leipzig.

Um so rüstiger zeigte sich Friedrich der Streitbare. Im fernen Ostpreußen hatte er auf einem Zuge gegen die Litauer den Ritterschlag (1391) durch den Hochmeister des Deutschen Ordens erhalten und blieb sein Lebenlang ein streitbarer Fürst. Dennoch fehlte es weder ihm noch seinem Bruder Wilhelm II. (gest. 1425) an Sinn für die Werke des Friedens. Obwohl mitten in Thüringen, in der Stadt Erfurt, deren erbliche Besitzer die Erzbischöfe von Mainz, deren Schützer die Markgrafen waren, schon 1392 eine Universität errichtet war, so nahmen sie doch im Jahre 1409 bereitwillig jene Magister, Doktoren, Baccalaureen und Studenten auf, welche sich unter Führung des letzten deutschen Rektors, Baltenhagen, von Prag nach Meißen wandten, und gründeten die Universität Leipzig (s. S. 398). Der Papst Alexander V. rüstete diese mit allen Privilegien aus und ernannte den Bischof von Merseburg zum beständigen Kanzler derselben. „Leipzig", so erklärte er im Sinne der Markgrafen, „sei ein volkreicher und geräumiger Ort unter freundlichem Himmel, mit allem — gleichsam als ein Acker, den Gott vorzüglich gesegnet — und mit Einwohnern versehen, die als artige und gesittete Leute bekannt seien." Schon im ersten Jahre hatte die Universität 600 Studenten, allein ihre eigentliche Blüte konnte sie erst nach der Gründung lateinischer Schulen zur Zeit der Reformation entfalten.

Hussitenkrieg.

So gering der Zuwachs an Gebiet war, welchen die sächsische Kur- und Herzogswürde dem Markgrafen einbrachte, so bedeutsam wurde es doch, daß er die Vorrechte der neuen Stellung, vor allem die Unabhängigkeit von irgend welchen andern Gerichten,

allmählich auf alle seine Länder ebenso ausdehnte wie den Namen Kursachsen. Nach dem kinderlosen Tode seines Bruders Wilhelm im März 1425 brachte Friedrich auch dessen Länder an sich und war nun unzweifelhaft der mächtigste Fürst nach dem Kaiser, und zwar nicht allein durch die Größe seines Gebietes, sondern zugleich durch seine Talente und seine Tüchtigkeit. Kaiser Sigmund übergab ihm deshalb 1425 den gesamten Krieg gegen die Hussiten und verpfändete ihm zur Entschädigung die beiden Städte Brüx und Aussig. Allein der Kurfürst von Sachsen war nicht glücklicher als zuvor der von Brandenburg. Schon 1425 verlor er vor Brüx, das er entsetzen wollte, 4000 Mann, und während er sich in Nürnberg bemühte, die deutschen Fürsten zur Hilfsleistung zu bewegen, umlagerten die Hussiten auch die Stadt Aussig. Mit männlicher Energie und kriegerischer Begeisterung versammelte seine Gemahlin Katharina von Braunschweig ein Heer von gegen 20000 Mann und schickte dieses der bedrängten Stadt zu Hilfe. Allein am 16. August 1426 erlitten sie eine vollständige Niederlage: nach tapferer Gegenwehr lagen an 12000 tot, da die Hussiten niemand verschonten; die Stadt Aussig wurde niedergebrannt, die Lausitz 1427 verheert und in Lauban alle Bürger ermordet. Im Juli führte des Kurfürsten (gleichnamiger) Sohn 20000 Mann über Komotau nach Böhmen hinein, wo sie sich mit einem Kreuzheere unter dem Erzbischofe von Trier zur Belagerung von Mies vereinigten; kaum aber erschienen die Hussiten unter Prokops Führung, so stoben alle in wilder Flucht auseinander. Unter so trüben Aussichten verschied der Kurfürst am 4. Januar 1428 und wurde in der von ihm gegründeten Fürstenkapelle zu Meißen bestattet.

Einfälle der Taboriten.

Von den vier Söhnen Friedrichs des Streitbaren erhielt der älteste, Friedrich der Sanftmütige (1428—64), allein die Kurwürde und das Herzogtum Sachsen, während er die übrigen Länder mit den Brüdern zusammen besaß, allein der eine starb schon 1435, und der andre trat aus Liebe zu einer schönen Nonne, einem Fräulein von Lohmen, selbst in den geistlichen Stand und wurde Bischof von Straßburg. So blieb nur die Sorge für den jüngsten Bruder Wilhelm übrig, dessen Erziehung für jährlich 100 Schock neue Groschen und zehn Fuder Wein ein Oheim in Thüringen übernahm. Inzwischen brachen die Taboriten unter Prokop dem Großen bald hier, bald dort in das ungeschützte Land ein. Im Jahre 1429 erstürmten sie Bautzen, plünderten Kamenz, drangen bis Großenhain vor und kehrten, mit reicher Beute beladen, auf demselben Wege zurück. Ein zweites Heer, das Friedrich mühsam aus Dresden vertrieb, plünderte doch bis über Torgau hinaus, ein drittes wurde im Winter glücklich von Leipzig und Grimma abgewehrt, aber zur offenen Entscheidungsschlacht fehlte den deutschen Truppen der Mut, und sie sahen (1430) schreckensvoll, aber müßig, den Brand von Altenburg, Krimmitschau, Reichenbach, Auerbach und die Zerstörung von Plauen mit an. Als 1431 ein Kreuzheer unter dem Kurfürsten Friedrich von drei Seiten gegen das böhmische Tauß vordrang, liefen die Sachsen und Thüringer vor den Augen des Kardinals Cesarini zuerst auseinander. Seitdem gab der sanftmütige Herrscher Sachsens den Angriff auf und verkaufte lieber seinen Anteil an der Mark Meißen mit den Städten Dresden und Pirna an Friedrich von Thüringen für 15000 Gulden, damit er ihn nicht zu verteidigen brauchte. Dafür gelang es ihm (1439) nach langjährigem Streite die erledigte Burggrafschaft Meißen einzuziehen, welche ursprünglich reichsunmittelbar gewesen war und seine Besitzungen in unbequemer Weise unterbrach. Wichtiger war der Anfall von Thüringen nach dem kinderlosen Tode des oben erwähnten Friedrich des Friedfertigen am 4. Mai 1440, durch welchen alle wettinischen Lande in die Hände der Brüder Friedrich und Wilhelm zurückfielen.

Erste Teilung zwischen Friedrich und Wilhelm.

Wilhelm (geb. 1425), erst fünfzehn Jahre alt, hatte sich trotz seines lebhaften Wesens, seiner Lust an Tafel, Jagd und Scherz, dem dreizehn Jahre älteren Bruder, welcher mit einem phlegmatischen Temperamente und äußerer Einfachheit der Sitten eine Art von schleichender Klugheit verband, bisher stets willig gefügt. Allein nach dem Tode ihrer Mutter Katharina von Braunschweig (1442) lieh er sein Ohr den Vorstellungen befreundeter Edelleute und ließ sich gegen seinen Bruder und dessen Ratgeber aufreizen. So wurde eine Trennung der Regierung und der Länder immer not-

wendiger. Gegen das alte Sachsen-Kürrecht (dieses verordnete, daß der ältere teile, der jüngere wähle) machte zu Altenburg im September 1445 der jüngere Bruder unter dem Beirate Apels von Vitzthum die Teile und ließ den älteren wählen, der vergeblich der Teilung des Herzogtums Sachsen widerstanden hatte, weil die Goldene Bulle eine solche untersagte. Friedrich, teils aus Bequemlichkeit, denn er war ein „sweer fetter Herr", teils um die kecken Vitzthums in seiner Gewalt zu haben, wählte Thüringen und diejenige Hälfte der Osterlande, in welcher ihre Güter lagen. Erschreckt reizten diese den jüngeren Bruder zum Widerspruch, und es wäre schon jetzt zum Kampfe gekommen, wenn nicht ein Schiedsspruch der Nachbarn aus Brandenburg, Magdeburg und Hessen im Dezember 1445 zu Halle den Kurfürsten bewogen hätte, den Teil zu nehmen, zu welchem Meißen und Altenburg gehörte, Thüringen aber dem Bruder zu überlassen.

Zwiespalt. Dennoch währte der Friede nicht lange. Wilhelm, ganz dem Rate der Vitzthums ergeben, unterhandelte insgeheim mit dem Erzbischof von Magdeburg, um dem älteren Bruder die Erbschaft seiner Lande für immer zu entziehen und diese wohl gar an den jungen König Ladislaus von Böhmen zu bringen. Als jener davon erfuhr, mußte er zwar den Bund mit dem Erzbischof aufgeben und widerrufen, war aber auf keine Weise, auch nicht durch die Bitten der liebenswürdigen Kurfürstin Margarete, einer Schwester des Kaisers Friedrich, zur Entfernung der Vitzthums von seinem Hofe zu bewegen. Da erklärte Friedrich voll Zorn, dann werde er diese selbst strafen, und rüstete.

Bruderkrieg. Als Herzog Wilhelm am 20. Juni 1446 zu Jena seine Hochzeit mit Anna, der älteren Schwester des Böhmenkönigs und Tochter König Albrechts II., feierte, traf ihn die Kunde, daß der Bruder seine Drohung wahr gemacht und Roßla, die Besitzung des mitanwesenden Apel Vitzthum, überfallen habe. Sogleich beschloß man, die Hochzeitstafel an die Armen zu geben und zunächst die Burg Weißenfels zu sichern. Noch einmal zur Entlassung der verhaßten Räte aufgefordert, erklärte Wilhelm, eher wolle er nackt mit den Vitzthums zusammen aus dem Lande gehen. Da viele Grafen und Herren Thüringens, da die Bischöfe von Merseburg und Naumburg, sowie mehrere Städte sich wegen solcher Hartnäckigkeit von ihm abwandten, rief er 9000 böhmische Söldner ins Land, die fast ohne Unterschied von Freund und Feind überall verwüsteten und niederbrannten, plünderten und mordeten. Die beständigen Vermittelungsversuche der Nachbarn brachten es zwar 1448 zu einem kurzen Waffenstillstande, aber während desselben überließ Wilhelm an die Vitzthums, als Entschädigung für ihre verwüsteten Güter und für ein Darlehen von 42000 Gulden, den größten Teil des Frankenlandes, selbst das Leibgedinge seiner jungen Gemahlin. Auch standen die feindlichen Brüder gleich wieder bei einem Vetternkriege der benachbarten Grafen von Schwarzburg einander gegenüber, und der Kurfürst von Brandenburg benutzte den allgemeinen Krieg, um seine Ansprüche auf die Landvogtei in der Lausitz gegen den sächsischen Kurfürsten durchzukämpfen. Als kursächsische Herren, wie Kunz von Kaufungen und Reuß von Plauen, 1450 gegen den Markgrafen Albrecht Achilles bei Pillenreuth mitkämpften, sagte man allgemein, daß Friedrich sie abgeschickt habe, obwohl er entschieden widersprach. Anderseits schlossen die Utraquisten Böhmens im März 1450 einen Bund mit Wilhelm gegen den sächsischen Kurfürsten, welcher den katholischen Adel zum Beistande in der Lausitz aufgerufen hatte. Jeder Versuch, den Frieden herzustellen, scheiterte an der Kampflust und Erbitterung der feindlichen Brüder. Einen Vertrag, den der Erzbischof von Magdeburg zu Zerbst vermittelte, brach der Kurfürst schon nach wenigen Wochen und fiel verheerend in Thüringen ein. Allein nun kamen Wilhelm von Norden die Brandenburger, von Süden 20000 Böhmen zu Hilfe. Mit entsetzlicher Grausamkeit wüteten die letzteren in den eingenommenen Städten Döbeln, Altenburg, Borna und erstürmten zusammen mit den Truppen Wilhelms am 15. Oktober 1450 die Stadt Gera. Tausende von den wehrlosen Einwohnern wurden hingeschlachtet, andre gefangen nach Böhmen abgeführt. Aber dies war auch das Ende des unseligen Bruderkrieges. Wohl bot ein geschickter Schütze dem Kurfürsten an, er wolle ihn durch einen wohlgezielten Schuß vom lästigen Bruder befreien; allein erschreckt rief dieser: „Schieße,

wohin du willst, nur meinen Bruder nicht!“ Als diese Worte dem Herzog Wilhelm berichtet wurden, bot er gerührt die Hand zum Frieden. Schon am 27. Januar 1451 kam es zu Pforta zu einer vollkommenen Aussöhnung und außerdem zu einem Vertrage mit Brandenburg. Nur mit Böhmen, dessen hussitischer Statthalter Georg Podiebrad alte Ansprüche auf 63 Städte und Schlösser geltend machte, dauerte der verheerende Kampf noch acht Jahre lang fort. Allein Apel Vitzthum, der schon im Lager von Gera mit Herzog Wilhelm zerfallen war, suchte vergebens bei jenem Unterstützung für sein habsüchtiges und anmaßendes Streben. Erst seine Söhne erhielten die erbetene Verzeihung und traten wieder in sächsische Dienste.

Kunz von Kaufungen.

Ein Ritter von riesenhafter Körperlänge und Kraft, Kunz von Kaufungen, der Soldleute hielt und aus Beutelust und Gewinnsucht bald hier, bald dort mitkämpfte, war von dem Kurfürsten zum Vogt und Amtmann auf dem Schlosse Altenburg erhoben. Da ihm Apel Vitzthum während des Bruderkrieges das Gut Milowitz entrissen hatte, war ihm als Entschädigung einstweilen das Vitzthumsche Schweikartshain in der Mark Meißen überliefert worden. Als nun die Aussöhnung zustande gekommen war, weigerte er sich entschieden, den Rücktausch wieder vorzunehmen und mußte erst gewaltsam dazu gezwungen werden. Oft genug klagte er laut, der Kurfürst habe seine Dienste während des Bruderkrieges nicht so gelohnt, wie er ihm einst versprochen hätte, und drohte sogar, Rache zu nehmen. Auch als ihn die Schöffen von Magdeburg, Leipzig und Freiberg im Juni 1455 zu Altenburg zum Ersatz eines Raubes verurteilten, den er an Kaufleuten in der Nähe von Leipzig begangen hatte, verwarf er den Schiedsspruch, klagte über das ihm geschehene Unrecht, erklärte keck, er werde sich sein Recht zu verschaffen wissen, und schickte am 4. Juli seinen Fehdebrief an den Kurfürsten Friedrich.

Der Prinzenraub.

Im geheimen Einverständnis mit Georg Podiebrad, vielleicht auch mit den Vitzthums, die sich damals in Böhmen aufhielten, schritt er zu einer That der persönlichen Rache, noch ehe sein Fehdebrief in die Hand des Fürsten gelangt war. Als er in seinem Verstecke, im Schlosse Kohren, durch einen Küchenknecht, Hans Schwalbe, in Erfahrung gebracht, daß der Kurfürst Friedrich nach Leipzig gereist sei und der ganze Hof von Altenburg ein Bankett in der unteren Stadt abhalte, erstieg er in der Nacht vom 7. zum 8. Juli 1455 auf Strickleitern mit einigen Genossen die steile Felsburg, in welcher sich nur die Kurfürstin Margarete mit ihren beiden Söhnen und deren Gespielen befand. Da ihm die Räume bekannt waren, gelang es ihm, gerade in das Schlafzimmer der Prinzen zu kommen, bei denen nur ein „Schreiber“ schlief. Nachdem dieser gebunden und am Schreien verhindert war, entführte Kunz die fürstlichen Knaben durch das Fenster auf den Leitern und jagte selbst mit dem zwölfjährigen Albrecht auf dem Wege nach Böhmen fort, während seine Genossen, Wilhelm von Mosen und von Schönfeld, mit dem älteren Prinzen, dem vierzehnjährigen Ernst, den Weg nach Zwickau einschlugen. Kaum war die That bekannt geworden, so wurden alle Glocken geläutet und Reiter nach allen Seiten geschickt, um die Räuber aufzusuchen und zu ergreifen, aber nirgends wurden diese angetroffen. Vielmehr führte ein seltsamer Zufall die Rettung der Entführten herbei. Als Kunz mit dem Prinzen Albrecht bereits in der Nähe der böhmischen Grenze auf dem Fürstenberge bei Elterlein angelangt war, gestattete er ihm, zur Stillung des Durstes sich im Walde Beeren zu suchen. Bei dieser Gelegenheit traf Albrecht einen Köhler, dem er sein Leid klagte. Sofort rief dessen Weib noch andre Köhler herbei, und diese überwanden mit ihren Schürbäumen den riesengroßen Ritter Kunz samt seinem Genossen Schweinitz, als jener sich während des Kampfes mit dem Sporn verwickelte und niederfiel. Im Triumph brachte man die Gefangenen nach Zwickau, den befreiten Prinzen nach dem Schlosse Altenburg. Sieben Tage nachher (15. Juli) wurde Kunz von Kaufungen auf dem Marktplatze zu Freiberg enthauptet, Schweinitz geviertteilt. Der brave Köhler (Triller mit Namen) erhielt ein Freigut und jährlich vier Scheffel Gnadenkorn, damit er nicht mehr Kohlen zu brennen brauchte.

Rettung der Prinzen.

Inzwischen waren Mosen und Schönfeld mit dem Prinzen Ernst bis in die Nähe des Schlosses Stein an der Mulde gelangt, hielten sich aber in der Teufelskluft, jetzt Prinzenhöhle genannt, verborgen, weil die ganze Umgegend von den aufgebotenen Reitern durchschwärmt wurde. Da erfuhren sie durch Zufall das Schicksal des Ritters Kunz und ließen nun, ohne ihr Versteck zu verraten, dem Zwickauer Oberamtshauptmann Friedrich von Schönburg anzeigen, daß sie gegen Zusicherung des Lebens und der Freiheit den gefangenen Prinzen ausliefern, sonst aber ihn töten und sich aufs äußerste verteidigen würden. Da man in ihr Verlangen willigte und diese Zusage durch den Boten der Ritter ihnen zugehen ließ, gaben sie dem Prinzen Ernst zu Hartenstein die Freiheit und sprengten davon. So waren jene beiden Knaben glücklich gerettet, auf welchen allein die Zukunft des wettinischen Stammes beruhte.

Vertrag mit Böhmen.

Zweifelhaft blieb immer noch bei dem kecken Attentat des Ritters Kunz, ob nicht etwa der böhmische Regent Georg Podiebrad daran teilgenommen habe. Jedenfalls beschlossen die sächsischen Fürsten, der Herzog Wilhelm und der Kurfürst Friedrich, sich enger an ihre Schwäger Ludwig von Hessen und Friedrich II. von Brandenburg anzuschließen, nahmen das letztere Haus 1457 zu Naumburg in die sächsisch-hessische

Erbverbrüderung mit auf und knüpften durch Verlobungen und Heiraten allerlei neue Verwandtschaftsbande. Dafür waren die Hohenzollern auch 1458 ernstlich bemüht, dem Herzog Wilhelm den böhmischen Thron zu verschaffen, als dieser durch den Tod seines Schwagers Ladislaus (Postumus) erledigt war. Allein die Bemühungen waren vergeblich: die Böhmen wählten fast einstimmig Georg Podiebrad, und nun vermittelte der Markgraf Albrecht Achilles selbst (1459) den Vergleich zu Eger. Herzog Wilhelm erkannte den böhmischen Wahlkönig an, und dieser überließ dafür jene 63 Städte, Dörfer und Schlösser, welche er früher beansprucht, als böhmische Lehen dem Prinzen Albrecht, den er zugleich mit seiner Tochter Zedena verlobte.

Wilhelms Gemahlin Anna.

Gewiß war eine Hauptursache, weshalb Herzog Wilhelm in Böhmen so wenig Anhang erworben hatte, die schlechte Behandlung, welche er seiner Gemahlin Anna, der Schwester des jungen Böhmenkönigs, widerfahren ließ. Obwohl anfangs von leidenschaftlicher Zärtlichkeit ergriffen, verliebte er sich 1455 in Katharina von Brandenstein, die junge Witwe eines fränkischen Ritters von Heßberg, lebte fortan mit dieser auf dem Schlosse Roßla und verwies seine Gemahlin mit zwei Hofdamen und einem alten Hofmarschall nach Eckardsberg. Trotzdem aber sprach diese nur gut von ihm und erklärte, als ihr Bruder Ladislaus danach fragte, alles für „Vitzthumsche" Lügen; denn sie hoffte immer noch auf Wilhelms Rückkehr. Einst, als ihr geträumt, der Herzog sei wieder freundlich zu ihr, erbat sie sich von dem alten Hofmarschall die Erlaubnis, zu ihm zu fahren. Allein, als ihr Gemahl sie auf der Brücke des Schlosses Roßla sah, warf er ihr einen Holzschuh ins Antlitz, daß sie blutend hinweggeführt werden mußte und kurze Zeit darauf (am 13. November 1462) starb. Übrigens hatte derselbe Herzog Wilhelm nur ein Jahr zuvor mit großem Gefolge eine fromme Wallfahrt nach Jerusalem unternommen. Allein sein wechselvoller Charakter war unberechenbar. Kaum war seine unglückliche Gattin gestorben, so ließ er sich in aller Form mit jener Geliebten, obwohl deren Untreue offenkundig war, durch den Erzbischof von Magdeburg trauen.

Wilhelms Tod.

Obgleich er sein Lebenlang in alle erdenklichen Streitigkeiten verwickelt war, wie sie ein so ruheloses Gemüt liebte, starb er 18 Jahre später als sein „sanftmütiger" Bruder Friedrich und hinterließ seine Länder — er zählte deren 13 in seinem Wappen — seinen beiden Neffen Ernst und Albrecht, da er selbst keine Söhne hatte (1482).

Friedrichs Tod.

Der seinem Bruder völlig ungleiche Kurfürst Friedrich, welcher schon 1464 zu Leipzig gestorben und in der vorderen Meißener Kapelle beerdigt war (er selbst hatte sie 1440 anlegen lassen), hatte in beständigem Frieden mit seiner klugen und energischen Gattin Margarete, der Schwester des Kaisers Friedrich, gelebt. Darum stattete er diese nicht nur mit einem ungewöhnlich reichen Wittum (den Städten Altenburg, Colditz, Eilenburg, Liebenwerda) aus, sondern erlaubte ihr auch, daselbst bis zu ihrem Tode, welcher erst 1486 eintrat, vollkommen landesherrliche Rechte auszuüben.

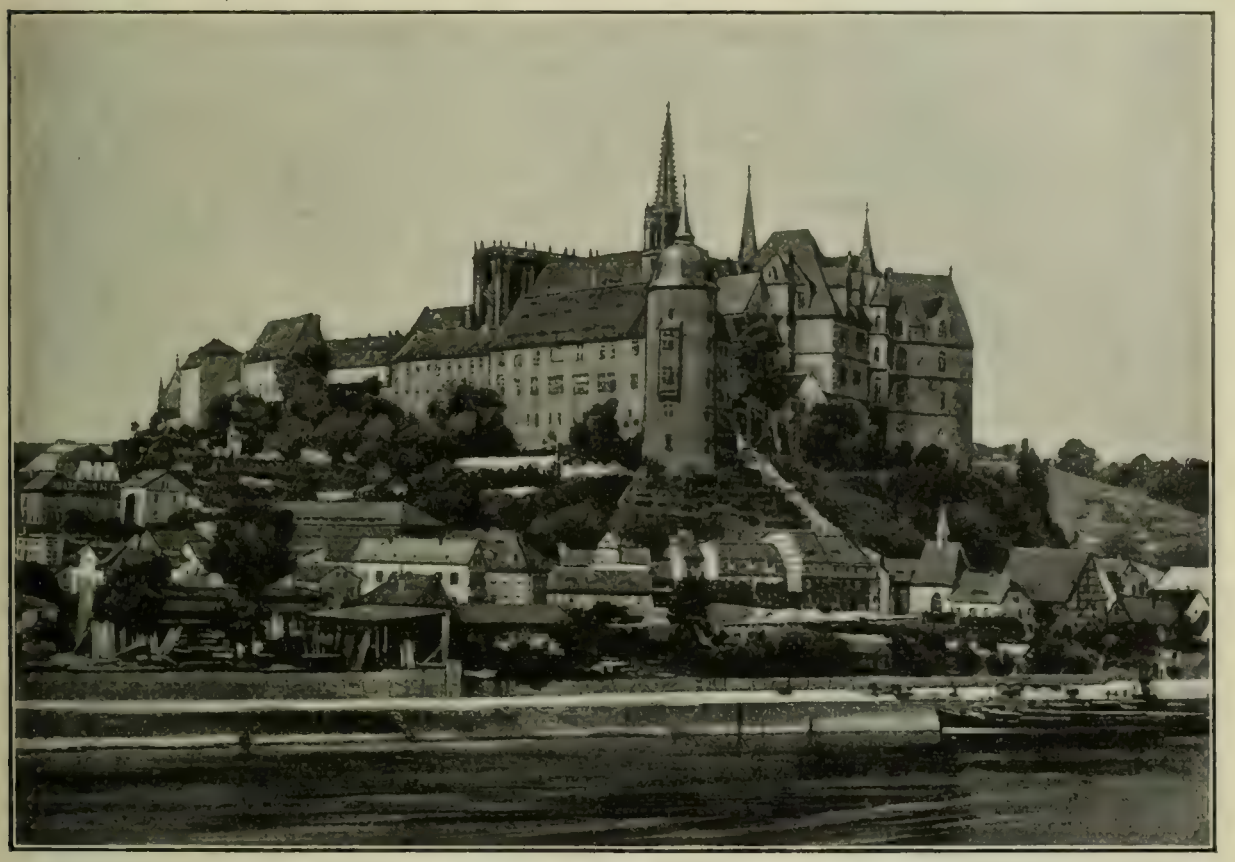
Ernst und Albrecht regieren gemeinsam.

Wie Friedrich der Sanftmütige in seinem Testamente verordnet, vertrat der Oheim Wilhelm den Kurprinzen Ernst einstweilen in Kursachsen, die andern Länder aber blieben ungeteilt unter der alleinigen Herrschaft desselben, und Albrecht gab sich anfangs damit ganz zufrieden. Gemeinsam hielten beide Brüder in Dresden Hof, und selbst ihre Gemahlinnen und Hofdamen vertrugen sich miteinander, wie ein Zeitgenosse „staunend" berichtet. Bald nahmen sie auch zwischen ihren Verwandten, die selbst vielfach im Streite miteinander lagen, dem Kaiser, dem Böhmenkönig und den Brandenburgern eine vermittelnde Stellung ein und gewannen dadurch zunächst die Herrschaft Plauen. Als nämlich Heinrich III. von Plauen, der Burggraf zu Meißen, von seinen eignen Edelleuten bei dem Böhmenkönige angeklagt wurde, übertrug dieser die Vollstreckung der Acht den beiden sächsischen Fürsten und belehnte seinen Schwiegersohn, den Herzog Albrecht, trotz aller Proteste (1462) feierlich mit Stadt, Schloß und Herrschaft Plauen, welche seitdem unter sächsischer Hoheit blieben. Als neun Jahre später eine zahlreiche Partei in Böhmen, an der Spitze Gregor von Heimburg, der unermüdliche Kämpfer gegen die Anmaßungen des Papsttums, den Herzog Albrecht einluden, den Königsthron seines verstorbenen Schwiegervaters Georg Podiebrad einzunehmen, brachte jener es nur zu einem glänzenden Einzuge in Prag, verglich sich aber bald mit den andern Prätendenten. Der verbannte Gregor folgte ihm nach Sachsen, wo er in Tharand eine Freistätte, durch den Meißner Bischof Befreiung vom Banne und in Dresden (1492) ein Grab fand. An wertvollen Erwerbungen andrer Art fehlte es nicht. Im Jahre 1472 kauften die fürstlichen Brüder die reiche Herrschaft Sagan in Schlesien für 50000 Gul-

den; 1477 zwang ihre Schwester Hedwig, welche Äbtissin von Quedlinburg war, dieses Stift zur Anerkennung der sächsischen Schutzgerechtigkeit; 1476 wurde der zehnjährige Sohn des Kurfürsten Ernst zum Erzbischof von Magdeburg und zwei Jahre später zum Bischof von Halberstadt gewählt, 1479 dessen 15jähriger Bruder Albrecht zum Mainzer Domherrn, zum Statthalter von Erfurt und 1482 gar zum Erzbischof von Mainz (gest. 1484) erhoben. Endlich brachte der Tod ihres Oheims Wilhelm, der am 17. September 1482, ohne männliche Erben zu hinterlassen, in Weimar verstarb, die letzten, bisher noch abgetrennten Länder des Hauses Wettin unter die Herrschaft beider Brüder zurück.

Teilung der Länder.

Ihre reichen Erwerbungen und ihre erweiterte Machtstellung, selbst auf dem Gebiete der Kirche, waren nur dadurch erlangt worden, daß Ernst und Albrecht in aufrichtiger Eintracht denselben Zielen zustrebten und einander in jeder Angelegenheit behilflich waren.



248. Die Albrechtsburg bei Meißen. Nach einer Photographie.

Allein, nach 20jähriger Dauer wurde dieses schöne Verhältnis zum Schaden beider Fürsten und am meisten zum Nachteile des Landes erschüttert. Die erste Mißstimmung erzeugte, daß Ernst, als er 1480 nach Rom reiste, die Verwaltung seinen Landvögten, nicht seinem Bruder übertrug. Da diese den Herzog Albrecht noch gar seine Machtlosigkeit fühlen ließen, entwich er von Dresden nach Torgau und machte nach des Bruders Rückkehr beständig Vorschläge zur Trennung der Hofhaltung, seit dem Anfall der thüringischen Länder auch zur Teilung des Besitzes. Nachdem mehrmals der Bischof von Meißen für kurze Zeit den Frieden zwischen den Brüdern hergestellt hatte; kam es im August 1485 zu jener verhängnisvollen Teilung, welche die um Meißen gelegenen Länder von den thüringischen losriß und den Grund zu unaufhörlicher Zwietracht gab. Gemeinsam blieben nur: das Bistum Meißen, Sagan, der Schneeberg mit Neustädtel, alle Bergwerksnutzungen, das Schutzgeld der Städte Görlitz, Mühlhausen, Nordhausen und Erfurt, alle Schulden und Lehnsanfälle. Außerdem sollte der Thüringer Anteil noch 100000 Gulden bar erhalten, da man ihn doch für geringer schätzte. Ernst hatte die Teilung gemacht, Albrecht wählte und hatte sich dieses Recht vertragsmäßig erst mit 25000 Gulden erkauft, weil das alte sächsische Kürrecht seit 1445 außer Gebrauch

gekommen war (s. S. 492). Wider Erwarten nahm er das Meißner Land, gab aber noch das Amt Jena an den älteren Bruder ab, um statt der ausbedungenen 100000 Gulden nur die Hälfte zahlen zu dürfen. Kurfürst Ernst, welcher ihn durch die hohe Geldsumme gerade für die Wahl Thüringens hatte gewinnen wollen, war tief verstimmt, als er es nun selbst nehmen mußte. Gerade nach Jahresfrist starb er, im August 1486, zu Kolditz, nachdem er verordnet, daß wenigstens seine Leiche nach dem Meißner Dom geschafft werde. In der Herrschaft folgte ihm zunächst sein ältester Sohn, der Kurfürst

Friedrich der Weise.

Friedrich der Weise (1486—1525), der durch den Vertrag zu Oschatz (oder Dresden) um des Friedens willen 1491 noch die letzten Unklarheiten in dem Teilungsvertrage beseitigte und als Musterbild eines gebildeten, wahrhaft wohlwollenden und friedliebenden Fürsten, durch Gründung der **Universität Wittenberg** (1502) sowie durch den freisinnigen Schutz, welchen er den Reformatoren zu teil werden ließ, eine neue Zeit nicht nur über Sachsen, sondern über Deutschland heraufführen half.

Albrecht der Beherzte.

Herzog Albrecht der Beherzte (1485—1500) suchte seinen Ruhm und seine Lebensaufgabe fortan im ununterbrochenen Kampfe für seinen Kaiser.

Als Reichsfeldherr vertrieb er 1487 die Ungarn aus Österreich und bewegte Matthias Corvinus zu dem Ausspruche, „ohne Albrecht würde er mit leichter Mühe sein Lager in der Mitte Deutschlands aufschlagen" (s. S. 458). Obwohl er weder Lohn noch Dank erntete, eilte er 1488 nach Flandern, um Maximilian aus der Gefangenschaft zu befreien, und blieb bis zum Tode dessen Statthalter in den Niederlanden. Seine Anhänglichkeit an das Oberhaupt des Reiches trieb ihn zu dem unerhörten Geständnis, er wünschte, daß „all sein Hab und Gut zu Gelde gemacht wäre, dann wollte er seinem Herrn Kaiser Maximilian solche Dienste thun, daß man sollte tausend Jahre davon zu sagen und zu schreiben haben. . . . Es wäre besser, daß alle Fürsten zu Sachsen nach Brot gingen, denn ein römischer König". Maximilian bekannte selbst, ihm 272757 Gulden schuldig geworden zu sein, bezahlte sie aber nie, sondern ernannte den Herzog nur zum — Ritter des Goldenen Vlieses. In seine Heimat kehrte dieser nur vorübergehend zurück, obwohl ihm dort durch die Auffindung des Silbers auf dem Schreckenberge — 1497 wurde in der Nähe **Annaberg** gegründet — eine unerwartete Hilfe an Geldmitteln zu teil wurde und langsam die neue **Albrechtsburg** zu Meißen (seit 1471) nach dem genialen Plane des Meisters Arnold von Westfalen emporstieg.

Albrechts Söhne Georg der Bärtige und Heinrich.

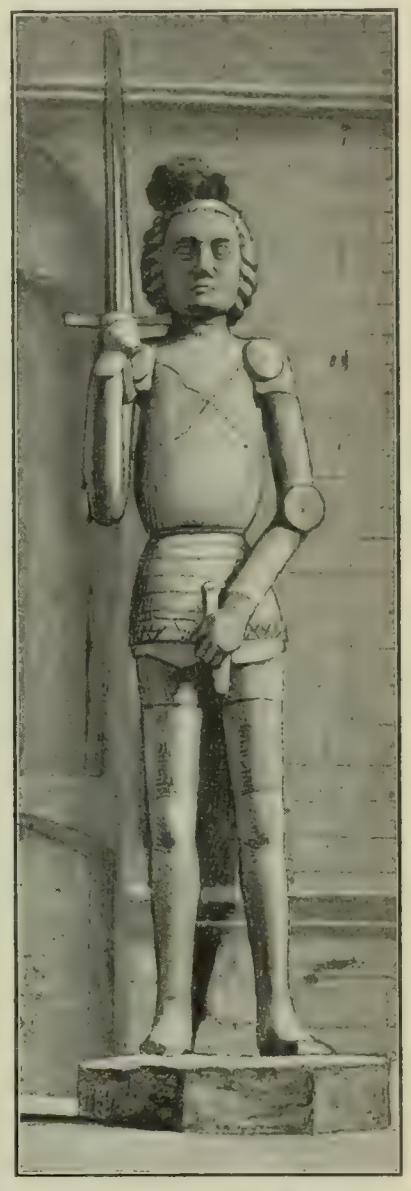
Ihn reizte nur die Ferne. Bereitwillig nahm er die Wahl der **Friesen** zu ihrem erblichen Regenten (1498) an und ließ sich von Maximilian zum „Potestat" von **Friesland** ernennen. Aber auch dieser scheinbare Gewinn brachte mehr Sorgen und Kosten als Ertrag. Durch die Unruhe seines Lebens, durch Kummer und Anstrengung aufgerieben, verschied er nach kurzer Krankheit am 12. September 1500 in Emden. Wie er in einer Erbfolgeordnung (zu Maastricht 1499) bestimmt hatte, fielen die Albertinischen Lande ungeteilt an seinen ältesten Sohn, **Georg den Bärtigen** (1500—39), während der zweite, **Heinrich**, allein die Statthalterei von Friesland erbte und nur für den Fall, daß er sie aufgäbe — was schon 1515 geschah — die Schlösser und Städte Freiberg und Wolkenstein erhalten sollte. Der dritte Sohn, Friedrich, seit 1498 Hochmeister des Deutschen Ordens, für den er vergebens bei Deutschlands Fürsten Hilfe suchte, starb 1510 in Rochlitz.

Brandenburg.

Gründung der Mark Brandenburg.

Drei Jahrhunderte lang hatte der Kampf des deutschen Schwertes und des christlichen Kreuzes gegen Slawentum und Heidentum im Osten der Mittelelbe, an der Havel und Spree nur geringe Erfolge aufzuweisen und geriet ganz ins Stocken, als Kaiser Heinrich IV. sich gar mit den Wenden gegen die Sachsen verband. Neue Hoffnung gab zuerst der Sieg, welchen Graf **Otto von Ballenstedt**, der in der alten Burg **Askania** (jetzt Aschersleben) das Gaugericht hielt, über einen gewaltigen Haufen von **Liutizen** (1115) erfocht. Wenige Jahre später (1127) brach mit dem Tode des Abotritenfürsten Heinrich das große Wendenreich zusammen, welches sein Vater Gottschalk im Norden gegründet hatte. Allein dauernden Erfolg versprachen erst die Erhebung von Ottos Sohn **Albrecht** 1134 zum Markgrafen der **Nordmark** und die Wahl des frommen Stifters der Prämonstratenser, Bischof **Norberts**, zum Erzbischof von Magdeburg durch Kaiser Lothar III. Von nun an arbeiteten die eifrigen Missionare

des strengen Prälaten und die tapferen Krieger des Markgrafen gemeinsam an der Christianisierung und Germanisierung des Wendenlandes. Durch jene wurde der Fürst der Heveller, Heinrich von Brandenburg, bewogen, sich von dem heidnischen Götzen Triglaff abzuwenden und bei seiner Taufe Albrecht zum Erben einzusetzen, welcher sich hinfort (1144) nicht mehr Markgraf von Salzwedel (Nordmark), sondern von Brandenburg nannte, obwohl er die Hauptstadt selbst erst 1157 in seine Gewalt bekam. Seitdem begann die Kolonisation des zum Teil verwüsteten Landes durch Rheinländer und Niedersachsen und die Verschmelzung des slawischen mit dem deutschen Elemente. Von jenem gaben bald nur die Namen der Ortschaften und Flüsse Kunde: das Wesen, Leben und Denken wurde immer mehr und mehr deutsch. Albrecht (gest. 1170), dem man den Beinamen des „Bären" gibt, weil die deutsche Sage diesen von alters her als den König der Tiere bezeichnete, hinterließ seinen Nachkommen die Altmark (mit Stendal und Salzwedel), die Vormark (oder Priegnitz) und die Mark Brandenburg. Da er stets auf der Seite der Hohenstaufen im Kampfe gegen die welfischen Herzöge von Sachsen gestanden hatte, blieb sein Land allein dem deutschen Könige untergeben. Bei dem glänzenden Reichstage zu Mainz verwaltete Albrechts ältester Sohn und Nachfolger, Otto I., zum erstenmal das Amt eines Erzkämmerers, mit welchem später die Kur verknüpft wurde. Der jüngste, Bernhard, wurde 1180 Herzog von Sachsen.



249. Der Roland vor dem Neustädter Rathaus zu Brandenburg.

In den Rolanden, jenen gewaltigen unschönen Rittergestalten, stellte man sinnbildlich die Gesamtheit aller städtischen Rechte dar. Vgl. den Schlußabschnitt.

Während die Flüsse des Landes von der geschickten Hand niedersächsischer Kolonisten eingedeicht und Sümpfe ausgetrocknet wurden, schufen sich die frommen Prämonstratenser und bald auch die Cistercienser (die Klöster Zinna und Lehnin wurden schon unter Otto I. gegründet) Lichtungen im Walde, auf welchen sie in mustergültiger Weise den harten Boden ertragfähig machten. Nach der für Feinde offenen Seite errichtete man starke Grenzburgen. Warum aber Markgraf Otto II. (1184—1205) und sein Bruder Albrecht II. (1205 bis 1220) 1197 ihr Land vor vielen Zeugen feierlich dem Erzbistum Magdeburg schenkten, um es im folgenden Jahre als Lehen zurückzuempfangen, ist nie erklärt worden. Möglich, daß sie während der wiederbeginnenden Kämpfe der Welfen und Waiblinger unter dem Krummstabe sicherer und friedlicher zu leben hofften, als unter dem Zepter des fernen Kaisers. Jedenfalls konnten sie wenige Jahre später mit aller Energie gegen den dänischen König Waldemar zu Felde ziehen, obwohl er seit 1212 ein Bundesgenosse Friedrichs II. war, und seine Scharen aus Pommern verdrängen helfen. Bei dieser Gelegenheit machten sich die brandenburgischen Markgrafen sogar die Landschaften Barnim und Teltow zu eigen und erhielten schließlich von demselben Kaiser Friedrich nicht nur diese bestätigt, sondern auch die Oberlehnsherrlichkeit über Pommern (1217), welche zuvor Dänemark gehabt hatte. Bald kam auch durch Vertrag die pommersche Ukermark an Brandenburg und durch Eroberung das bisher polnische Land Lebus. So war der Weg über die Oder gebahnt, wo im besten Einvernehmen mit Johannitern (in Werben) und Templern (in Müncheberg) eine Stadt nach der andern (Frankfurt 1253, Landsberg 1257) gegründet und die Neumark eingerichtet wurde,

Brandenburg unter den Askaniern.

während gleichzeitig in der Mittelmark neben Kölln an der Spree das neugegründete Berlin allmählich zur Hauptstadt emporwuchs und schnell die frühere, Brandenburg an der Havel, in Schatten stellte.

Otto mit dem Pfeil und Waldemar.

Die Geschichte der Askanier, welche sich 1220 in zwei Linien, die johanneïsche und ottonische, trennten, ist wenig aufgehellt, da die frommen Mönche in Lehnin und Chorin sich mehr mit der Bodenkultur als mit der Geschichtschreibung befaßten. Am bekanntesten ist jener Otto IV. mit dem Pfeil (1266—1309) durch seinen Minnegesang und seine kriegerische Wildheit. Da das Domkapitel in Magdeburg sich weigerte, seinen Bruder Erich zum Koadjutor zu wählen, wollte er Gewalt anwenden, geriet aber (1278) in der Schlacht bei Frohse in Gefangenschaft und wurde vom Erzbischof Günther so lange in einen Käfig gesperrt, bis er versprach, seine Freiheit für 4000 Mark Silber zu erkaufen. Trotzdem erzwang Otto IV. im Jahre 1281 die Erhebung seines Bruders auf den erzbischöflichen Sitz. Zwei Jahre später erhielt er vor Staßfurt jene gefährliche Wunde, aus welcher man die Pfeilspitze nicht zu entfernen wagte, die er deshalb sein Leben lang mit sich herumtragen mußte. An der Vergrößerung des Landes hat er im Verein mit den Vettern aus der ottonischen Linie zumeist gearbeitet. Wenn schon vorher (um 1253) durch die Stammmutter der letzteren statt der Mitgift die reiche Oberlausitz zugekommen war, so wußten sie vor allem die traurigen Familien- und Finanzzustände in Thüringen und Meißen zu weiteren Erwerbungen zu benutzen. Von Albrecht dem Unartigen (s. S. 354) kauften sie (1291) die Markgrafschaft Landsberg und bald (1303—1305) auch die ganze Niederlausitz, welche 169 Jahre zum Wettiner Besitze gehört hatte. Ottos IV. Neffe, der kühne Markgraf Waldemar (1309—19), nahm 1312 in Großenhain Friedrich den Freidigen gefangen und zwang ihn, nicht nur das Osterland zwischen Elbe und Elster, sondern auch Großenhain, Ortrand und Torgau abzutreten.

Waldemars Tod. Aussterben der Askanier.

Vergebens schlossen alle Nachbarn unter Erich von Dänemark (1315) einen Bund, um den übermütigen Eroberer zu bekämpfen. Erst sein unerwarteter Tod am 14. August 1319 — er war 29 Jahre alt — gab ihnen die Hoffnung wieder. Der einzige Askanier der brandenburgischen Linie, der unmündige Markgraf Heinrich, kam unter die Vormundschaft des nächsten Agnaten, des Herzogs Rudolf von Sachsen. Als auch er (1320) die Augen geschlossen, erhob der Vormund selbst, als demselben Stamme angehörig, Erbansprüche; die Mecklenburger verlangten nach der Priegnitz; der Markgraf Friedrich der Freidige nahm eilig die ihm abgenommenen Landschaften und Städte außer der Mark Landsberg und den Lausitzen zurück; der Herzog von Pommern-Wolgast bemächtigte sich der Neumark, der von Pommern-Stettin der Uckermark, Herzog Heinrich von Jauer der östlichen Oberlausitz, des „Landes Görlitz", und die westliche Oberlausitz, das „Land Budissin", erkannte freiwillig die Oberherrschaft Böhmens an. In der Mark selbst wüteten Raub und Mord. Nur die Städte, blieben verschont, weil sie miteinander oder mit der Hansa zu gemeinsamer Verteidigung Bünde schlossen und ihre Angelegenheiten selbst verwalteten. Damals verbanden sich in der Lausitz zuerst (1329) nur Görlitz mit Bautzen, endlich im Jahre 1346 alle sechs Hauptstädte zu gemeinsamer Abwehr der Gewalt.

Ludwig von Bayern.

Mit Einwilligung der Reichsstände erklärte Kaiser Ludwig (s. S. 365) die Mark für ein erledigtes Lehen und gab sie mit der daranhaftenden Erzkämmererwürde 1323 an seinen ältesten Sohn Ludwig, welcher, zum Unterschiede von dem gleichnamigen jüngeren Bruder, Ludwig der Ältere genannt wurde. Die Stellung des 12jährigen Markgrafen war schwierig genug, da er rings von Feinden umgeben und von dem unversöhnlichen Gegner des wittelsbachischen Hauses, dem Papste Johann XXII., in den Bann gethan war. Aber mit Hilfe seines Schwiegervaters, des Königs Christoph von Dänemark und des Markgrafen Friedrich von Meißen wurden 1325 die Polen und Litauer verjagt, welche der Bischof von Lebus herbeigerufen hatte, und den Herzögen von Pommern die Uker- und Neumark (1330) wieder abgenommen. Zwei Jahre später (1332) erhielt Ludwig sogar für die Verzichtleistung auf die Lehnsherrlichkeit die Zusicherung des Anfalls von Pommern, wenn die Linie der dortigen Herzöge aussterben sollte.

Über ein Jahrzehnt hatte die Mark einen leidlichen Frieden genossen, als die unselige Ehe Ludwigs mit Margarete Maultasch (s. S. 370) den Streit mit den Luxemburgern (1342) in hellen Flammen ausbrechen ließ. Es ist bemerkenswert, daß bei dieser Gelegenheit zuerst die Stände des Landes hervortreten. Bisher ihren Markgrafen stets in Treue ergeben und übrigens nur mäßig zu Kriegsleistungen und Steuern herangezogen, waren sie niemals eigentlich versammelt. Jetzt aber fühlten sie die Notwendigkeit, der fremden Umgebung des Markgrafen, seiner schlechten Geldwirtschaft, seinen immer höheren Geldforderungen gegenüber gemeinsam Stellung zu nehmen. Ritter und Städte beschlossen 1345, eine neue Auflage, einen sogenannten „Schoß" nicht zu zahlen, einander nach Bedürfnis beizustehen und Bedrängte in ihre Mauern aufzunehmen. Unter solchen Verhältnissen fand auch der falsche Waldemar leicht Glauben und Anerkennung, als er bald nach dem Tode des Kaisers Ludwig (1347) in Wolmirstedt bei dem Erzbischof von Magdeburg erschien.

Streit mit den Luxemburgern.

Der falsche Waldemar.

250. Das Unglinger Thor zu Stendal.

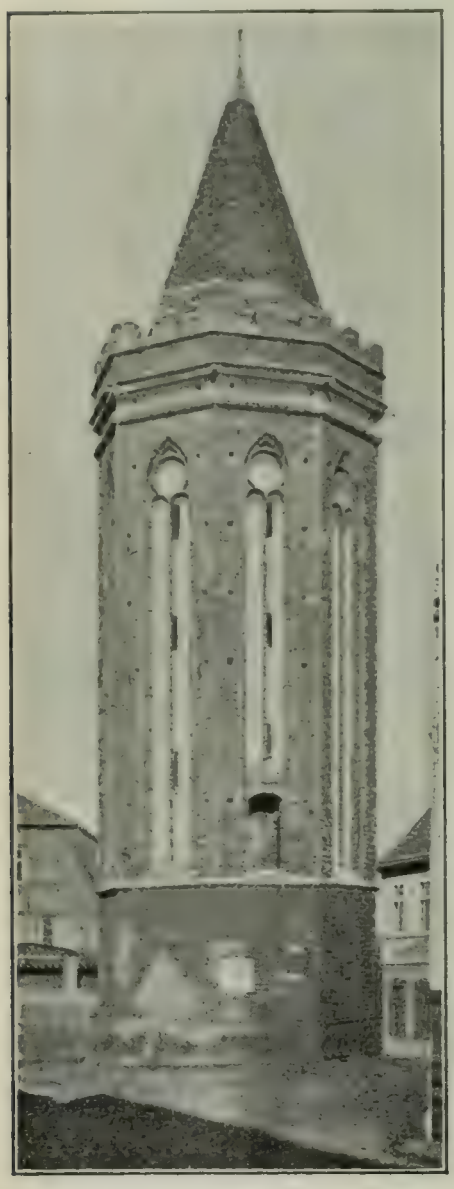
Das Unglinger Thor zu Stendal, das zugleich als Glockenturm diente (vgl. Abb. 104), ist ein Backsteinbau auf einem Granitunterbau, ersterer 1440, letzterer schon 1290 errichtet. „Die großartige Gesamtkomposition, welche die schwierige Aufgabe, ein quadrates Thorhaus mit einem Rundturm unmittelbar zu verbinden, lösen mußte, ferner die Trefflichkeit der Hauptverhältnisse, die Reinheit und Eleganz der Profilierungen, endlich die wohlüberlegte und sinnreiche Anwendung des durch das Baumaterial gegebenen Farbenwechsels mit glasierten Steinen, Thonplatten, Putzflächen 2c., alle diese Vorzüge erheben das Unglinger Thor auf eine der höchsten Stufen der mittelalterlichen Profanbaukunst, nicht nur in der Mark, sondern in den baltischen Ländern." (Adler.)

Als der hohe Prälat einst mit Herzog Rudolf von Sachsen zusammen an der Tafel saß, ließ ein Pilger, der vom Heiligen Grabe zurückgekehrt sei, um einen Labetrunk aus dem Becher des Erzbischofs bitten. Nachdem er ihn erhalten, warf er einen Ring in den leeren Becher, und der fromme Herr erkannte diesen sofort als „den seines ehemaligen Fürsten Waldemar". An die Tafel geholt, erzählte der greise Pilger, er sei allerdings der Markgraf. Eine andre Leiche sei vor 28 Jahren in der Klostergruft zu Chorin beigesetzt worden; er selbst habe sich aus Reue über die Ehe mit einer zu nahen Verwandten der Welt entzogen und sei nach dem Heiligen Grabe gewallt. Dort aber habe ihn die Kunde von dem frühen Tode des jungen Markgrafen Heinrich getroffen und daß sein Land dem edlen Stamme der Askanier entrissen sei. Darum sei er jetzt zurückgekehrt, um die Herrschaft wieder zu fordern und nach Neigung und Recht darüber zu verfügen.

Ob auch mancher in der Person des Pilgers einen inzwischen verschwundenen Müller, Namens Jakob Rehbok, erkennen wollte, der einst Waldemars Knappe gewesen und ihm auffallend ähnlich war: sein Auftreten, nach der Behauptung einiger Zeitgenossen von dem Erzbischof und dem Herzoge von Sachsen in Szene gesetzt, war den

Waldemar von Karl IV. belehnt und verlassen.

Gegnern Ludwigs sehr willkommen. Die beiden Askanier, Herzog Rudolf und Graf Albrecht von Anhalt, erkannten ihn als ihresgleichen an, Karl IV. nannte ihn „seinen lieben Schwager, den Markgrafen und Erzkämmerer des Römischen Reiches", und bald huldigte ihm die ganze Mark außer den Städten Frankfurt, Spandau und Brietzen (daher Treuenbrietzen genannt). Von den Zinnen der ersten Stadt mußte Ludwig die Belehnung Waldemars durch Karl IV. mit ansehen. Allein kaum hatte die bayrische Partei in dem Grafen Günther von Schwarzburg einen immerhin beachtenswerten Gegenkönig aufgestellt, so zog der kluge Luxemburger es vor, schon 1349 mit dem Markgrafen Ludwig wieder anzuknüpfen. Er sprach ihm die Mark und die Grafschaft Tirol zu, als ob Waldemar gar nicht vorhanden wäre. Durch zahlreiche Zugeständnisse und Privilegien wurde eine Stadt nach der andern dem letzteren entzogen und er 1450 durch die Mehrheit eines in Nürnberg tagenden Fürstengerichts für einen gemeinen Betrüger erklärt. Nur der Herzog Rudolf von Sachsen, welcher wohl gehofft hatte, durch ihn die Mark auf den jüngeren anhaltinischen Stamm zu vererben, nahm den Verlassenen bei sich auf und erwies ihm bis zum Tode (1357) fürstliche Ehren.



251. Thorturm zu Brandenburg.

Die Wittelsbacher in Brandenburg.

Ludwig der Ältere wurde, obwohl er den Sieg schließlich gewonnen hatte, der Dinge immer mehr müde. Er übergab die Mark durch einen Vertrag seinen jüngeren Brüdern, **Ludwig dem Römer** und **Otto**, und begab sich 1351 nach Bayern, wo er zehn Jahre später starb. Die Kurwürde, die er sich vorbehalten hatte, wurde 1356 durch die Goldene Bulle (s. S. 378) dennoch an Ludwig den Römer gegeben. So wurde dieser, ohnehin mit den ländergierigen bayrischen Verwandten in beständigem Streite, mehr und mehr in das Interesse der Luxemburger gezogen. Schon 1363 schloß er mit Karl IV. eine **Erbverbrüderung** ab, durch welche die Mark nach seinem und seines ebenfalls kinderlosen Bruders Tode an den Kaiser kommen sollte. Es ist in der Geschichte Karls IV. (s. S. 380) mitgeteilt worden, wie der schwache, leichtsinnige und verschwenderische Markgraf Otto, der 1365 seinem Bruder gefolgt war, schon am 15. August 1373 in dem **Vertrage zu Fürstenwalde** die Mark an seinen kaiserlichen Schwiegervater abtrat und bis zu seinem Tode (1379) auf dem Schlosse Wolfstein an der Isar weiterzechte. So endigte die Herrschaft der Wittelsbacher nach einer fast fünfzigjährigen Dauer.

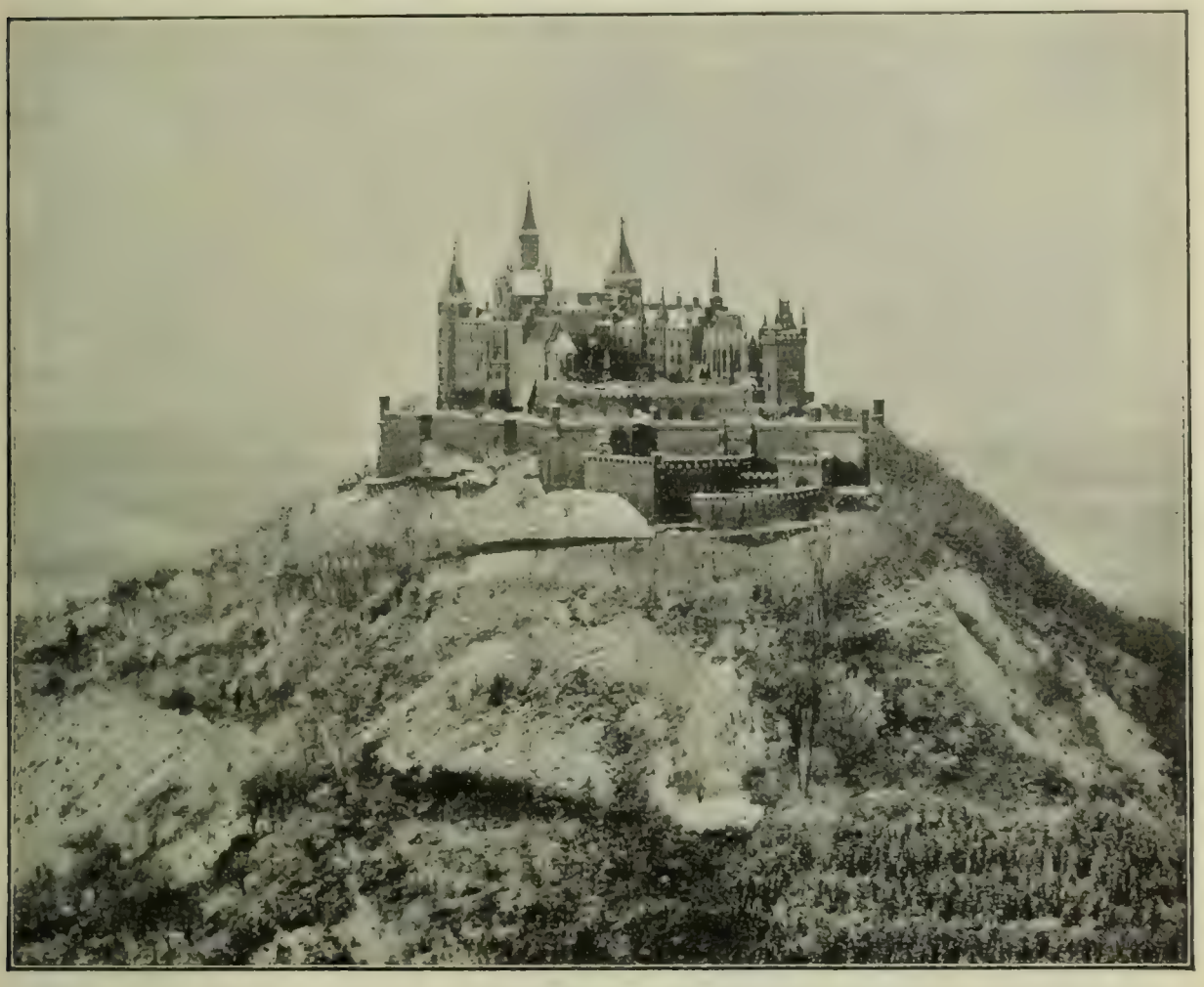
Die Mark unter Karl IV.

Der kluge und betriebsame Kaiser, der eben sein Königreich Böhmen zu einer bis dahin unerhörten Höhe der Macht und des Wohlstandes erhoben hatte, widmete mit allem Eifer seine landesväterliche Fürsorge der tief herabgekommenen Mark Brandenburg. Er ließ die Oder und Elbe schiffbar machen, um eine bequeme Handelsverbindung sowohl mit seinem Erblande als auch mit den nördlichen Meeren herzustellen, baute **Frankfurt** und **Tangermünde** als große Stapelplätze aus und residierte selbst oft in der letzteren Stadt. Schon im Mai 1374 kam auf einem gemeinsamen Landtage der märkischen und böhmischen Stände in **Guben** eine **Union der beiden Länder** zustande. Kaiser Karl versprach damals, ebenso wie der Landtag, zu gemeinsamem Schutz und Vorteil die beiden Länder nie wieder voneinander zu scheiden. In

den Marken spürte man bald die Wohlthat des neuen Regiments. Die Raubritterschaft der sogenannten „Stellmeiser" besserte oder verbarg sich, alle Lehnsinhaber mußten Bücher und Rechnungen vorzeigen und noch ein Jahr vor dem Tode des Kaisers wurde das sogenannte Landbuch. (1377) fertig, in dem genau alle öffentlichen Einkünfte, alle Städte, Dörfer u. s. w. der Marken zur künftigen Kontrolle verzeichnet standen.

Sigmund und Jost von Mähren.

Trotz der feierlich beschworenen Union von 1374 bestimmte Karl IV. später, daß die Marken seinem zweiten Sohne Sigmund zufallen sollten, nicht dem älteren, Wenzel, der Böhmen besaß. Der junge Prinz, beim Tode des Vaters erst zehn Jahre alt, residierte meistens in Prag, seit 1380 aber in Ofen, weil ihm Maria, die älteste Tochter des Königs Ludwig von Polen und Ungarn bestimmt war. Während er sich



252. Die Burg Hohenzollern.

bemühte, nach dem Tode des Schwiegervaters dessen Kronen zu erwerben, fand er in den Marken nur ein bequemes Objekt der Verpfändung, um seine stets leere Kasse zu füllen. Schon 1387 gab er die Alt- und Mittelmark für 565 232 Goldgulden an seine Vettern Jost und Prokop von Mähren, mit der Zusicherung, daß sie ihnen mit der Kurwürde als erblicher Besitz zugehören sollten, wenn er das Geld in fünf Jahren nicht wiederzahle, die Neumark aber an seinen Bruder Johann von Görlitz. Jost, der die Regierung führte, war ein kluger Fürst voll Ehrgeiz und heimlicher Tücke, ein „großer Lügner", wie ihn Eberhard Windecke in seiner Chronik nennt. Immer auf höheren und höchsten Gewinn bedacht und in beständigem Streit mit Wenzel, dem er beide Kronen zu entreißen wünschte (s. S. 389), betrachtete auch er die Marken nur als ergiebige Geldquelle. Da Sigmund sie nicht einzulösen vermochte und Jost nun Eigentümer wurde, gab er große Stücke für Geld an Pommern, Mecklenburg, Braun-

schweig und Meißen. Kam er einmal in das Land, so tröstete er die klagenden Städte mit guten Worten, ließ sich wieder neue Summen zur Einlösung der verpfändeten Gebiete zahlen und zog mit dem gefüllten Beutel ab. Die Neumark wurde nun gar nach Johanns von Görlitz Tode (1396) von Sigmund dem König von Polen und dem Deutschen Orden angeboten. Da der letztere sie später für 63 200 ungarische Gulden (1402) erhielt, wurde sie in den verheerenden Krieg jener beiden Mächte mit verwickelt.

Die Quitzows.

Heillos war der Zustand des unglücklichen Landes. Beständige Raubfehden von Schloßgesessenen und „Zaunjunkern" verödeten das platte Land und bedrängten auch die Städte. Wer das Geld hatte, konnte Schlösser und Burgen bauen, von denen aus er ungestraft das „Fehderecht" übte. Schon mußten einzelne Städte sich bequemen, solchen „Rittern und Herren" förmlichen Tribut zu zahlen. Am schlimmsten trieben es die Quitzows, denen niemand zu widerstehen wagte: der Erzbischof kaufte sich von der Plünderung mit einem böhmischen Groschen für jedes Rindvieh los, den Herzog Johann von Mecklenburg sperrten sie in den Turm zu Plaue. Vergebens beriefen die märkischen Stände den Herzog Swantibor von Pommern zu ihrem Hauptmann: es that doch jedermann, was ihn gelüstete. „Rauben und Stehlen", sagt ein Zeitgenosse, „war damals die größte Kunst und das beste Handwerk in der Mark", und das nannte man — Fehderecht.

Josts Tod.

Solcher Art waren die Verhältnisse der Mark Brandenburg, als Jost von Mähren am 18. Januar 1411 kinderlos starb und jene dadurch an Sigmund zurückfiel. Als die Abgeordneten der Stände ihm, der eben im Begriff stand, auch die deutsche Krone auf sein Haupt zu setzen, ihre Huldigung und ihre Klagen in Ofen entgegenbrachten, erklärte er, selbst könne er zwar nicht kommen, aber er werde ihnen einen Herrn in das Land senden, der ihnen behilflich sein sollte, den Burggrafen Friedrich von Nürnberg.

Friedrich von Nürnberg.

Das schwäbische Geschlecht der Grafen von Zollern, zuerst erwähnt unter Heinrich IV., war reich begütert zwischen Tübingen und dem Bodensee, wo noch heute die stolze Stammburg emporragt; bis nach dem Elsaß hinüber erstreckten sich ihre Besitzungen. Einer von diesen Grafen von Zollern, nach einer Genealogie in der Gießener Handschrift Otto von Freisings ein direkter Urenkel Burkards von Zollern, wurde bald nach Kaiser Friedrichs I. Tode mit der Burggrafschaft Nürnberg belehnt (1192). Seitdem blieb seine Familie im Besitz der neuen Würde und hatte die Aufgabe, in der Mitte zwischen reichen Bistümern und Grafschaften als Vogt des Reiches zusammenzuhalten und zu wahren, was noch von Reichsdomänen und Hausgütern des alten Herzogtums Franken vorhanden war. Sein Landgericht galt später als „ein kaiserliches" für „Sachsen, Schwaben, Franken und am Rhein", und vergebens suchten die Nachbarn sich ihm zu entziehen. Aber, so reich auch die Einnahmen aus den Gefällen desselben waren, mehr Vorteil für die Zukunft gewährten die territorialen Besitzungen, die durch Belehnung, Kauf, Schenkung und Erbschaft erworben wurden. Als der letzte Herzog von Meran im Jahre 1248 starb, erhielt Friedrich III. von Nürnberg, als Gemahl einer Tochter, Plassenburg und Bayreuth, vielleicht sogar Hof, Kulmbach und Goldkronach. Er war es, der die Kurfürsten 1273 auf seinen tapferen Verwandten, den Grafen Rudolf von Habsburg, aufmerksam machte (s. S. 348) und ihm später im Kampfe um Österreich gegen Ottokar beistand. Mehr Anhänger der Reichsidee, als eines bestimmten Königshauses, standen seine Nachkommen in den mannigfachen Kämpfen, welche eine zwiespältige Wahl erzeugte, nach ihrer Überzeugung auf der Seite des Besseren. Friedrich IV. von Nürnberg nahm bei Mühldorf (1322) Friedrich den Schönen gefangen und war der vertrauteste Ratgeber Ludwigs des Bayern, sein „lieber Heimlicher", wie man sich damals ausdrückte. Sein Sohn Johann II., eine Zeitlang Verweser in der Mark (um 1346), konnte dem Kaiser schon 400 „Helme" zuführen, aber die Söhne ließ er im Stich und wandte sich dem Luxemburger Karl IV. zu. Nürnberg war die erste Stadt, welche diesem ihre Thore öffnete, und die Hohenzollern blieben seitdem dem Kaiser besonders wert. Ihre treffliche Haushaltung, der reiche Ertrag ihrer Bergwerke, ihre Begüterung und ihre Gerichtsbarkeit gaben ihnen längst den Rang und das Ansehen von Fürsten. Karl bestätigte sie als solche am 17. März 1363 und schloß wiederholt Familienverbindungen mit ihnen. Mit Friedrichs V. (1357—98) ältester Tochter Elisabeth verlobte er schon 1361 seinen eben geborenen Sohn Wenzel, mit der zweijährigen Katharina 1368 seinen neugeborenen Sigmund, zugleich schloß man das merkwürdige Abkommen, daß, wenn in den nächsten fünf Jahren dem Kaiser eine Tochter, dem Burggrafen aber ein Sohn geboren würde, diese auch schon als verlobt zu betrachten seien. Der Zufall machte, daß jene beide ersten Verbindungen nicht zustande kamen, die letztere aber zwischen zwei zur Zeit noch ungeborenen allerdings verwirklicht wurde: Burggraf Johann (geb. 1370) heiratete im Alter von zwanzig Jahren die gleichalterige Kaiserstochter Margareta.

Friedrich von Nürnberg wird Verwalter der Mark.

Trotzdem schloß sich Friedrich VI. (1398—1440) 1400 mit Entschiedenheit an den Pfalzgrafen Ruprecht an, als dieser nach der Absetzung des Luxemburgers Wenzel an die Spitze des Reiches berufen wurde. Dreimal hat er selbst zwischen beiden Gegnern zu unterhandeln versucht. Als er Geld und Kraft vergebens im Dienste des Wittelsbachers aufgebraucht, sah er ein, daß dessen Sache verloren sei. Freilich, wenn seine Räte über die Masse der Schulden klagten, so sprach er wohl: „Ich forcht mich meiner Schulden nicht". Mit „Erlauben, gutem Willen und Wissen" Ruprechts ging er 1409 in die Dienste des Königs Sigmund von Ungarn, der im Rufe großer Freigebigkeit stand, und überließ nun die Verwaltung der fränkischen Besitzungen seiner klugen Gemahlin Elisabeth von Bayern-Landshut. Als Ratgeber des luxemburgischen Königs von Ungarn arbeitete Friedrich von Nürnberg 1410 das Regierungsprogramm des künftigen Königs von Deutschland aus und führte als Bevollmächtigter desselben

253. Erstürmung einer Burg.

Holzschnitt nach einer Zeichnung von Hans Schaeufelein (um 1480—1540).

alle Verhandlungen wegen der Wahl zum Ende. Der frühzeitige Tod des Markgrafen Jost (Januar 1411) beschleunigte dies. Als nun Sigmund die Mark Brandenburg zurückerhielt und von den Ständen herbeigerufen wurde, um den Frieden in derselben herzustellen, ernannte er von Ofen aus (im Juli 1411) den Burggrafen Friedrich zu einem „vollmächtigen, gemeinen Verweser und obersten Hauptmann", damit er „das verlorene Land wieder in ein redliches Wesen bringe", und verschrieb ihm auf dasselbe die Summe von 100 000 Goldgulden, damit er zur Wiederauslösung der landesherrlichen Burgen und Befugnisse, die fast alle verpfändet waren, das eigne Vermögen nicht vergebens aufwende. Nur nach Rückzahlung jener Summe sollte dem Burggrafen oder seinen Erben die Hauptmannschaft wieder abgenommen werden dürfen. Einen Monat später gab er ihm zur Ausstattung von Friedrichs ältestem Sohne Johann bei seiner Verheiratung mit einer Tochter des Kurfürsten Rudolf von Sachsen noch eine weitere Verschreibung von 50 000 Gulden. Nicht also ein Darlehns- oder Kaufvertrag — wie man gesagt hat — wurde hier zwischen beiden Fürsten vereinbart, sondern jene Verschreibungen

waren nur ein Akt der Gerechtigkeit und des Vertrauens, da Sigmund wußte, daß Friedrich nicht wie Jost verfahren, sondern mit seinem ganzen Vermögen und seiner ganzen Kraft dem neuen Berufe sich hingeben werde.

Bekämpfung des Raubadels.

Trotz des Versprechens, das die Stände Sigmund einst in Ofen gegeben hatten, fand Friedrich, als er im Juni 1412 nach Brandenburg kam, wenig Gehorsam. Der Raubadel wollte sein Handwerk fortsetzen, die Nachbarn von Mecklenburg und Pommern nichts herausgeben, der Erzbischof von Magdeburg beanspruchte die alte Lehnsherrschaft. Nur Berlin-Kölln leistete nach einigen Verhandlungen die Huldigung. Die Quitzows, Rochows, Bredows, Gans von Putlitz u. a. spotteten wohl über den „Tand von Nürnberg"; aber auch sie huldigten nach Jahresfrist, als Friedrich mit allen Nachbarfürsten Verträge abgeschlossen hatte und ihnen die Reichsacht androhte. Freilich „schwuren sie betrüglich", wie ein Zeitgenosse sagt, und mußten 1414 noch einmal bekämpft werden. Erst nachdem die Burgen Friesack, Plaue, Beuthen und Gardelegen, zum Teil „mit Hilfe einer Büchse" zerstört waren, die der Landgraf von Thüringen geliehen hatte, konnte Friedrich sich als oberster Landesherr betrachten und gab nun ein „Landfriedensgesetz". Seitdem genügte das gesprochene Recht, um die wilden Raubritter, die immer wieder die Faust ballten, zum Frieden zu zwingen.

Friedrich wird Kurfürst.

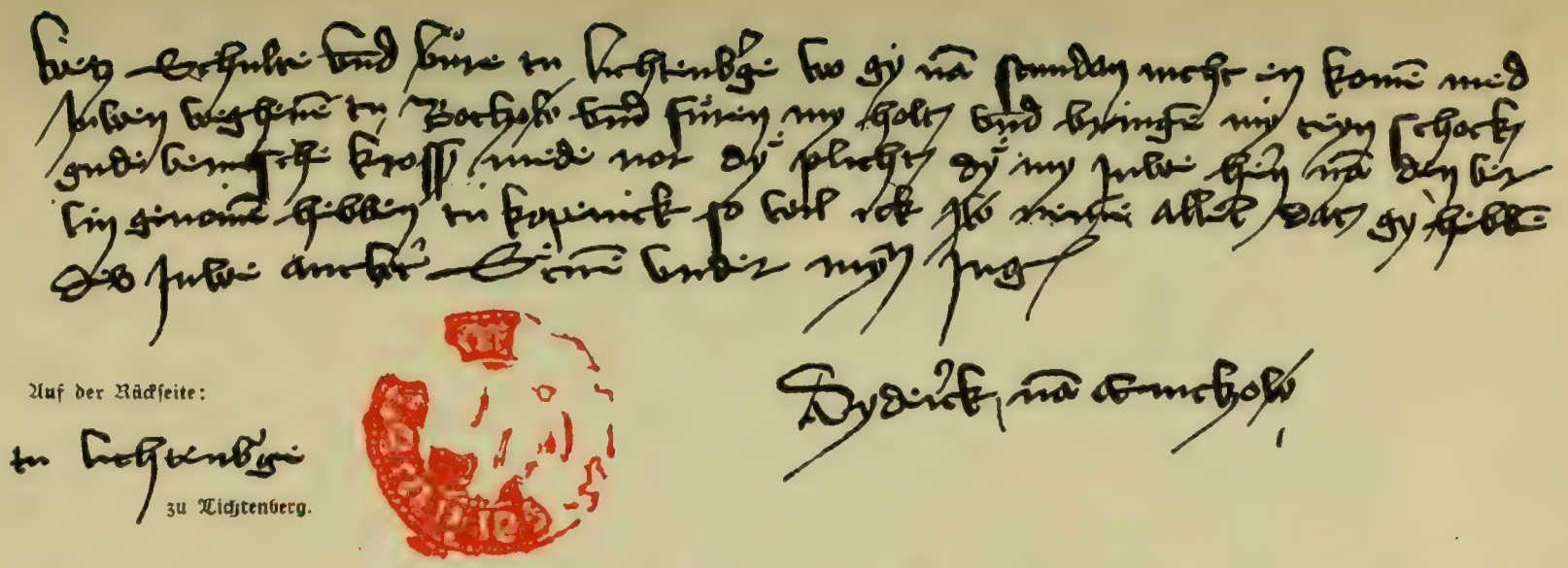
So konnte Friedrich bereits 1415 ohne große Sorge das Land seiner klugen Gemahlin überlassen und als Feldhauptmann des Kaisers von Konstanz aus (s. S. 401) den geächteten Friedrich von Österreich und den Papst Johann XXIII. bekämpfen. Der Lohn ließ nicht lange auf sich warten. Im Einverständnis mit den übrigen Kurfürsten übertrug Sigmund am 30. April 1415 dem Burggrafen die Mark Brandenburg erblich mitsamt der Kur- und Erzkämmererwürde, wenn auch mit dem Vorbehalt, daß die Erben des luxemburgischen Stammes dieselbe für 400 000 Gulden zurückkaufen dürften. Nur wenn der Burggraf „mit des Königs Geheiß, Gunst und Willen römischer König werden sollte", sei er gehalten, die Mark ohne Entgelt an jene zurückzugeben. Wenzel allein verweigerte beharrlich seine Zustimmung, die übrigen Fürsten erklärten sich einverstanden. Am 21. Oktober empfing der neue Kurfürst, dessen Wahlspruch war „ein Amtmann Gottes am Fürstentum zu sein, damit das Recht gestärkt, das Unrecht gekränkt werde", in Berlin die Erbhuldigung der Stände. Endlich folgte am 18. April 1417 in Konstanz die feierliche Belehnung mit den Marken und Nürnberg, mit dem Zepter des Erzkämmerers und dem Reichsapfel. Ausdrücklich wurden auch die Herzöge von Stettin nur mit dem Vorbehalt der oberherrlichen Rechte der Mark Brandenburg über Pommern belehnt, so daß sich noch weitere Hoffnungen an den neuen Besitz knüpften.

Wiedergewinn der verlorenen Lande.

Dennoch machte es noch Mühe genug, auch diejenigen Teile der Mark zurückzugewinnen, die inzwischen in die Hände der Nachbarn geraten waren. Um die Uckermark mußte Friedrich mit den Herzögen von Pommern zweimal ringen, bis er sie ihnen immer wieder abgewann (1421 und 1427); die Priegnitz überließ ihm Mecklenburg (1425), um damit die vielen Edlen auszulösen, die er gefangen genommen hatte. Ernstere Gefahren drohten der Mark durch den Hussitensturm. Wider die eigne Überzeugung war der Kurfürst als Reichshauptmann gegen die Hussiten gezogen und mußte nun gar ihre Rache ungestraft in der Mark wüten lassen. Prokop brannte mehrere kleine Städte nieder und wurde erst vor Bernau von Friedrich dem Jüngeren so empfindlich geschlagen, daß er sich in Eile fortbegab. Trotzdem vermittelte der Kurfürst selbst seiner Überzeugung gemäß (1436) den Frieden der Böhmen mit dem Baseler Konzil.

Friedrich II.

Nach seinem Tode erhielt Friedrich II., der Eiserne (1440—70) die Mark Brandenburg, da sein älterer Bruder Johann, „der Alchimist", lieber dem Studium der Naturkräfte lebte und sich mit Bayreuth und dem Vogtlande zufrieden gab. Eifrig wie sein Vater auf Wiederherstellung der Marken bedacht, zog er aus der unglücklichen, ja verzweifelten Lage des Deutschen Ordens Vorteil und kaufte für 40 000 Gulden (1454) die Neumark (s. S. 396) zurück. Einen noch billigeren Gewinn hoffte er an Pommern-Stettin zu machen, das er 1464 nach dem Tode des letzten Herzogs als erledigtes Lehen



Drohbrief Dietrich von Quitzows an die „Schulze und Bauern“ zu Lichtenberg von etwa 1400.

Nach dem Original im Berliner Stadtarchiv.

Transskription:

Wetet schulte vnd bure tu Lichtenberge, wo gy van stundan nicht en komen med Iuwen weghenen tu Bottzow vnd furen my holt und bringen my teyn schock gude bemische krossen mede, vor dye plicht, dye my juwe heren van den Berlin genommen hebben tu Kopenick, so wil ick Iw nemen allet, dat gy hebben. Des Iuwe antwert. Screuen vnder myn ingesiegel.

Dyderick van Quictzow.

Übersetzung:

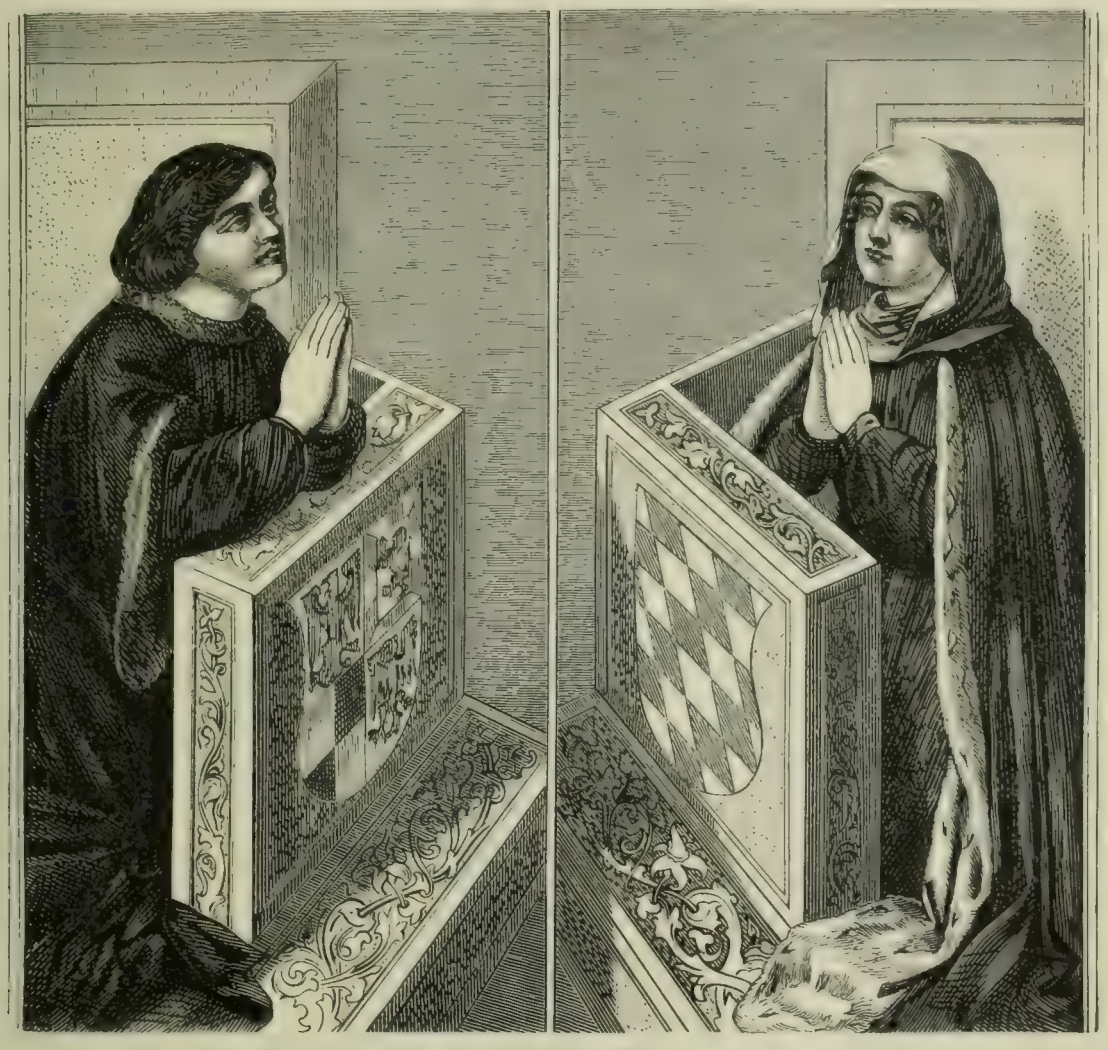
Wisset, Schulze und Bauern zu Lichtenberg, wenn Ihr nicht sogleich mit Euren Wagen nach Bötzow kommt und mir Holz und 10 Schock gute böhmische Groschen mitbringt für die Abgaben von Cöpenick, welche Eure Herren, die (Ratmannen) von Berlin mir genommen haben, so werde ich Euch alles nehmen, was Ihr habt. Darauf (erwarte ich) Euere Antwort! Geschrieben unter meinem Insiegel.

Dietrich von Quitzow.

einziehen wollte. Allein die Verwandten von Wolgast verteidigten ihre Ansprüche mit solcher Energie, daß erst sein Nachfolger (1472) in Prenzlau einen Vertrag zustande brachte, durch den die alte Lehnsabhängigkeit Pommerns erneuert wurde (s. S. 497).

Bewältigung von Berlin.

Nicht ohne Mühe erwarb der Kurfürst auch im Innern des Landes eine größere Gewalt. Obwohl der Raubadel niedergeworfen und unterthänig geworden war, so leisteten doch die Städte noch Widerstand. Vor allem wehrte Berlin-Kölln, in dem der Landesherr bereits „ein Haus" besaß, ihm beharrlich den Eintritt. Geschützt durch seine Mauern und Türme, verwaltete seine Ratmannschaft, zu einem Drittel aus Kölln, zu zwei Dritteln aus Berlin, nicht nur alle Geschäfte, sondern auch die höhere und



254. Friedrich I. und seine Gemahlin Elisabeth von Bayern (1417).
Nach den Bildnissen auf der Thür eines Altarschreins zu Kadolzburg, vom Jahre 1417, jetzt im Hohenzollernmuseum zu Berlin; von einem unbekannten Meister der fränkischen Schule.

niedere Gerichtsbarkeit, als ob es keinen Herrn im Lande gebe. Als es galt den Übermut der Quitzows zu brechen, hatten sie gern die Hilfe des Fürsten gesucht; seitdem wollten sie von ihm nichts wissen. Allein eine Streitigkeit zwischen dem Rat der Stadt und der Bürgerschaft gab willkommene Gelegenheit zum Eingreifen. Mit Hilfe der letzteren und einer starken Kriegerschar erzwang der Kurfürst den Eintritt, ließ den patrizischen Rat absetzen, einen neuen aus der Gemeinde und den Gewerken wählen und nahm die gesamte Gerichtsbarkeit an sich. Dennoch wiederholte sich der Aufstand 1447 und wurde erst durch einen förmlichen Schiedsspruch des Johannitermeisters und des frommen Bischofs Stephan von Brandenburg beigelegt. Nun durfte der Kurfürst sich sogar „der Herrschaft und dem Lande zum Frommen und zur Zierde" eine Burg in der Stadt erbauen und darin dauernd seine Residenz aufschlagen.

Albrecht Achilles.

Noch bei Lebzeiten übergab Friedrich II., der seine beiden einzigen Söhne als Knaben verloren hatte, die Regierung an seinen jüngeren Bruder Albrecht, den man

wegen seiner Tapferkeit und Kühnheit den deutschen Achilles, wegen seiner Klugheit auch wohl Ulysses benannt hat (1470—86). In seinem Wesen vereinigten sich alle Tugenden eines Regenten. Zu seiner Lust turnierte er als ein echter Ritter im alten Stil auf dem freien Platze bei Onolzbach (Ansbach), aber zugleich war er ein wahrer Feldhauptmann, der das Geschütz ebenso wie die Armbrust anzuwenden wußte. Gleichen Eifer und gleiches Geschick besaß er in diplomatischen Verhandlungen wie in der Landesverwaltung, die er im kleinsten wie im größten durchschaute und beherrschte. Er war der begabteste Fürst seiner Zeit und dazu der stets bereite Vorkämpfer der kaiserlichen Gewalt. „Der deutsche Achilles", sagt Ranke, „war seinem Agamemnon nur allzu getreu." Ein Zeitgenosse klagte nach seinem Tode: „Sein Leben war Deutschlands Halt, sein Tod Deutschlands Fall."

Das Hausgesetz.

Nachdem er den Streit um Pommern-Stettin durch den Prenzlauer Vertrag befriedigend beigelegt hatte, geriet er mit König Matthias von Ungarn in Kampf, der sein Land über Schlesien hinaus nach Norden zu erweitern trachtete. Auch hier kam es bald zum Stillstande, als der Kurfürst zum erstenmal seine Truppen aus Franken und den Marken, zusammen mehr als 20000 Mann, heranführte. Bei dieser Gelegenheit durfte er von Adel und Städten die erste allgemeine Steuer, die „Landbede", im Betrage von 100000 Gulden erheben, während der Fürst sonst nur kleinere Beden mit den einzelnen Ständen verabredete. Endlich ordnete der kinderreiche Kurfürst — er hatte 23 Kinder — (1473) durch ein „Hausgesetz" (dispositio Achillea) die Nachfolge in den hohenzollernschen Landen: Der älteste Sohn sollte allezeit die Marken ungeteilt, die andern Söhne die fränkischen Besitzungen erhalten.

Johann Cicero.

Johann Cicero (1486—1499), schon bei Lebzeiten des Vaters der Verwalter der Marken, erhielt in einem abermaligen Vertrage mit Pommern (zu Prenzlau 1478) für den Fall, daß der Fürstenstamm aussterbe, die Nachfolge der Hohenzollern zugesichert und führte seitdem eine friedliche Regierung. Nur finanzielle Verlegenheiten, in welche er durch die kostbare Hofhaltung und später durch die hinterlassenen Schulden des Vaters geraten war, drückten ihn beständig. Wiederholt klagt er in seinen Briefen, daß er das Notwendigste an Bettgewand, Tischgeschirr und dergleichen entbehre, ja sogar, daß er seine Hochzeit hinausschieben müsse, weil er kein Geld zur Bewirtung der Gäste habe. Besonders die niederdeutschen Fürsten seien zu ungenügsam, und ganz übergehen könne er sie doch nicht; freilich wolle er lieber die doppelte Zahl von Franken, Meißnern und Thüringern bei sich aufnehmen. Trotzdem bezeugte er stets die größte Hochachtung vor dem berühmten Vater. Er wisse wohl, spricht er einmal, daß in „dem mindesten Knie" desselben mehr Weisheit und Geschäftsübung stecke, als in „seinem und seiner Räte Köpfen und Leichnamen". Dennoch zeigte auch er die nötige Energie, als die Bürger der Stadt Stendal mit den Waffen in der Hand sich weigerten, die von den Ständen bewilligte „Bierziese" (zwölf Pfennige von der Tonne) zu zahlen, und sogar die kurfürstlichen Gesandten ermordeten. Johann ließ die Rädelsführer hinrichten, entzog der Stadt auf mehrere Jahre ihre Privilegien und zwang sie, die doppelte Bierziese zu zahlen. Auch besaß er mannigfaltige Kenntnisse und besonders eine treffliche Fertigkeit im Lateinsprechen, weshalb man ihn Cicero nannte. Die Gründung einer Landesuniversität in Frankfurt an der Oder, welche er lebhaft betrieb und vorbereitete, kam jedoch erst unter seinem Nachfolger zustande (1506), weil es immer an den nötigen Mitteln fehlte.

Im Alter von fünfzehn Jahren folgte ihm Joachim I. Nestor (1499—1535), dessen Geschichte bereits tief in die Wirren der Reformationszeit hineinragt.

Der Deutsche Orden in Preußen.

Land und Leute im alten Preußen.

Das Ländchen, welches der größten Monarchie des heutigen Deutschland den Namen gegeben hat, war zur Zeit der römischen Kaiser die Heimat der tapferen Goten, die im 3. Jahrhundert ihre Herrschaft bis zum Schwarzen Meere und der Donau ausdehnten. Nach ihrem Abzuge nahm von jenen Gegenden zwischen Pregel und Weichsel der lettische Stamm der Pruzze Besitz, welcher zuerst in einer päpstlichen Urkunde des 10. Jahrhunderts erwähnt wird. Ihre Sprache unterschied sich wenig von der edlen

litauischen, um so mehr von der wendischen der Pommerellen, welche das Land auf dem linken Ufer der Weichsel (das heutige Westpreußen) bewohnten. Auf dem ergiebigen Boden, welchen die großen Landseen und die dichten Buchen-, Eichen- oder Tannenwaldungen freiließen, trieben sie Acker- und Gartenbau, Viehzucht, Fischerei und Jagd. Für das kostbare Pelzwerk der erlegten Tiere, wie für den edlen Bernstein, welchen sie den Meereswellen entrissen, tauschten sie im Süden metallene Waffen, Gold- und Silbermünzen ein, die sie zum Schmuck trugen. Aus ihrem Getreide bereiteten sie nicht nur Brot und Kuchen, sondern auch Bier. Am liebsten aber tranken sie doch aus den Hörnern der erlegten Auerochsen gegorene Stutenmilch. Wie die Griechen Homers betrachteten sie den Gast als einen von Gott Gesandten und boten ihm beim Eintritt die ehrende Erquickung eines Fußbades. Ihre Religion erlaubte ihnen, Kranke und Altersschwache, selbst die eignen Eltern zu töten, um sie den Leiden des Lebens zu entziehen, da „Krankheit und Elend den Göttern wie den Menschen zuwider seien". Obwohl sie außer dem Donnergotte Perkunos, dem vor der heiligen Eiche zu Romowe beständig ein heiliges Feuer brannte, nur Gestirne, Tiere, Quellen und Haine verehrten, glaubten sie doch an ein seliges Leben nach dem Tode und gaben dem Toten sein bestes Roß, seine treuesten Hunde, seinen kostbarsten Schmuck auf den Scheiterhaufen mit, damit er alles im Jenseits wiederfinde. Ihrer Verfassung nach zerfielen sie in elf Stämme, die in ihren elf Gauen ganz von einander getrennt und nicht einmal unter ebensoviel, sondern unter noch mehr als elf Oberhäuptern lebten. Nur die Religion bildete das gemeinsame Band, hinderte aber nicht, daß sie einander oft befehdeten.

Predigt des Christentums.

Vergebens hatte der fromme Adalbert von Prag sie für das Christentum zu gewinnen gesucht: er fand am 23. April 997 im Gaue Samland (bei dem Dorfe Tenkitten) den erwünschten Märtyrertod. Nicht anders erging es seinem Nachfolger Bruno von Querfurt: er wurde 1008 erschlagen. Erst, seitdem die Polen und Pommerellen rings umher sich dem Christentum zugewandt hatten, war auch bei den wilden Preußen auf dessen Annahme zu rechnen. Von dem großen Cistercienserkloster Oliva (bei Danzig) aus, welches der Pommernherzog Subislaw 1170 stiftete, versuchten es die frommen Mönche, die hartnäckigen Heiden zu bekehren. Christian von Oliva gelang es mit Hilfe des Herzogs Konrad von Masovien, einige Reiks, so hießen die preußischen Häuptlinge, zur Taufe zu bewegen, und der Papst ernannte ihn deshalb schon 1215 zum „Bischof von Preußen". Als jedoch die heidnischen Preußen bald darauf mit wahrer Wut in das sogenannte Kulmerland einbrachen, das Konrad bereits sein eigen nannte, und viele von den Neugetauften zum Abfall bewogen, riet Christian selbst dem Herzog, die kriegerische Hilfe des Deutschen Ritterordens (s. S. 36 f. und 104) in Anspruch zu nehmen.

Der Deutsche Ritterorden in Preußen.

Als der ebenso kluge als fromme Hochmeister Hermann von Salza, unter dessen Leitung die Zahl der deutschen Ordensbrüder bald über tausend gestiegen war, in Venedig den Antrag Konrads von Masovien empfing, das Kulmerland an der Weichsel anzunehmen und das übrige Preußen für den Herzog zu erobern, zögerte er mit Absicht, da ihm der Preis zu gering für die Aufgabe schien. Erst nachdem er sich von dem ihm befreundeten Kaiser Friedrich II. 1228 die Belehnung mit dem ganzen zu erobernden Lande Preußen verschafft hatte, schickte er einige Ordensbrüder nach dem Norden, teils um die Natur jener Gegend zu erforschen, teils um mit dem Bischof Christian und dem Herzoge Konrad zu unterhandeln. Beiden aber wurde die Sache täglich dringender, da auch der kleine, eben erst gegründete Orden der Ritter von Dobrin (1228) zum großen Teile von den Preußen aufgerieben war. Nach einigem Zögern willigte erst der Bischof, dann der Herzog in die bedingungslose Abtretung von Kulmerland und Preußen; nur dem erstern mußte noch der freie Besitz von 600 Hufen nach eigner Auswahl zugesichert werden. Endlich bestätigten auch (1230) der Kaiser und der Papst alle Verträge. Später erklärte der letztere (1234) das Land Preußen noch ausdrücklich für ein Eigentum des heiligen Petrus, damit kein weltlicher Fürst jemals dem Deutschen Ritterorden den Besitz streitig machen könne, sondern höchstens der Papst selbst.

Hermann Balk.

Vom Kulmer Land aus, wo er drei Festungen der Heiden zerstörte, drang nun der ebenso kluge als tapfere Hermann Balk, den der Hochmeister von Venedig aus als „Landmeister und obersten Gebietiger" mit der Eroberung Preußens beauftragte, die Weichsel entlang und dann die Nebenflüsse aufwärts immer weiter vor. Überall Burgen bauend (Thorn 1231, Kulm 1232, Elbing 1237), waren die Ritter schon bis zum Südende des Frischen Haffs vorgedrungen, als Bischof Christian, der den friedlichen Bewohnern Pomesaniens das Evangelium predigte, von einem Haufen bewaffneter Samländer gefangen und entführt wurde. Wenig half die Aufforderung Gregors IX. an alle Christenvölker, einen Kreuzzug gegen die heidnischen Preußen zu unternehmen; mehr die Unterstützung, welche der Herzog Swantopolk von Pommerellen gewährte, am meisten aber die Verbindung mit den Schwertbrüdern in Livland.

Vereinigung mit dem Schwertbrüderorden.

Mit dem Namen Livland bezeichnete man ehemals den ganzen Küstenstrich von der Grenze Preußens bis zur Spitze des Finnischen Meerbusens, geteilt in Kurland, das eigentliche Livland und Esthland. Land und Leute blieben der Welt unbekannt, bis bremische Seefahrer (1158), vom Sturm verschlagen, an der Düna Schutz fanden, sich dort niederließen und die Verbindung mit ihrer Heimat herstellten. Als die Predigten des Mönchs Meinhard jedoch bei den hartnäckigen finnischen Kuren, Liven und Esthen keinen Erfolg hatten, kam der bisherige Domherr in Bremen, Albert, mit einem Kreuzheere in das Land, gründete Riga (1201), Reval und Dorpat und stiftete zugleich als erster Bischof des Landes den Orden der Schwertritter, welche auf weißem Mantel unter dem roten Kreuze noch ein Schwert als Abzeichen trugen. Seitdem gewannen die kühnen Pioniere des Christentums und des hanseatischen Handels immer mehr Gebiet. Dennoch eröffneten sie selbst die Unterhandlungen mit Hermann von Salza, die 1237 zu einer Vereinigung mit dem größeren Orden der Deutschherren führten. Nun wurde Hermann Balk auch Landmeister von Livland und stand zugleich an der Spitze der Schwertbrüder. Zwei Jahre danach (1239) starb er, wenige Wochen später auch der geniale Hochmeister, welcher den Orden zu einer unerhörten Machtstellung erhoben und zugleich dem niederdeutschen Bürger den Acker und die Seehäfen jener bisher fast unbekannten Länder übergeben hatte. Bald zeigte es sich, wie schwer ein großes Werk zu vollenden sei, wenn der eigentliche Urheber dahin ist. Als der etwas härtere Nachfolger des Hermann Balk, Heinrich von Wida, die neuen Christen zwang, noch mehr Burgen aufzubauen, da man den Einfall der wilden Mongolen zu fürchten hatte, empörte sich ein Stamm nach dem andern; sogar der christliche Herzog von Pommerellen, der anfangs Bündner des Ordens gewesen war, stellte sich an die Spitze der Preußen und verheerte die neugegründeten Städte oder zerstörte die Burgen. Dennoch scheiterte auch er zum Schluß an der Standhaftigkeit der Ordensritter und schloß (1248) Frieden. Seitdem ging die Eroberung des Preußenlandes, wenn auch oft durch Empörungen unterbrochen, rastlos vorwärts. Man nahm Ermland, Natangen und das durch seinen Bernstein weltbekannte Samland. Die heilige Eiche im Walde von Romowe fiel unter den Axtschlägen eines christlichen Priesters, und die tapfersten Häuptlinge ließen sich taufen. Als Ottokar mit dem Markgrafen Otto von Brandenburg im Winter 1254 auf 1255 dem Orden zu Hilfe zog, fand er Samland bereits erobert. Ihm zu Ehren benannte man jedoch eine neugegründete Burg am Pregel

255. Schwertbruder und Deutschherr. Nach Seb. Münster.

Königsberg, und nach seinem Waffengenossen Otto die Stadt Brandenburg am Frischen Haff.

Eroberung von ganz Preußen.

Freilich konnte es nicht fehlen, daß die Härte der Landmeister, vor allem Hartmuts von Grumbach, noch zu einigen Aufständen und massenhaftem Blutvergießen führte. Als der unmenschliche Vogt von Natangen eine ansehnliche Zahl von preußischen Edlen, die um Ermäßigung einer Abgabe baten, nachdem er sie bewirtet, auf und mit der Burg Lenzenberg verbrannt hatte, fiel fast das ganze Land vom Christentum und vom Orden wieder ab, geführt von dem edlen Hercus Monte und andern, die alle bereits in deutschen Klosterschulen gebildet und als deutsche Krieger geübt waren (1260). Erst nach der Ermordung jenes Helden, den ein Ordensritter im Walde schlafend fand, und nach der Hinrichtung der übrigen Führer, die nacheinander in Gefangenschaft gerieten, nahm dieser gefährlichste Aufstand ein Ende und führte zu einer fast gänzlichen Ausrottung des heidnischen Preußenstammes. Mit der Eroberung von Sudauen, dessen Bewohner zum großen Teil zu den benachbarten und stammverwandten Litauern flohen, endigte der dreiundfünfzigjährige Eroberungskrieg (1283).

Deutsche Kolonisten.

Da der erbitterte Kampf den größten Teil der alten Einwohner verschlungen und den Deutschen Orden zur härtesten Behandlung der Unterjochten angetrieben hatte, wurde das öde Land gar bald das Ziel einer ununterbrochenen Einwanderung, ein mittelalterliches Amerika, in welchem Tausende von deutschen Familien eine neue Heimat fanden. Neben jeder Burg der Ritter erhob sich bald eine deutsche Stadt, in welcher das Magdeburgische oder das Lübecker Recht gesprochen und gehandhabt wurde, während der Rest der unterworfenen Einwohner den Acker des deutschen Edelmannes bestellen mußte, der zum Lohn für seine Kriegshilfe ein größeres oder geringeres Landgut zu Lehen empfing. Nunmehr verpflanzten zahlreiche Adelsgeschlechter aus ganz Norddeutschland Zweige ihrer Häuser in den neu gewonnenen deutschen Boden. Aber auch eine friedliche Eroberung gesellte sich zu der kriegerischen. Von den Wällen der 1274 gegründeten Marienburg, damals nur eines rohen Holzhauses, schaute der Landmeister auf eine weite Wasser- oder Sumpffläche, welche der wilde Nogat- und Weichselstrom beherrschte. Da beschloß Meinhart von Querfurt niederländische Kolonisten herbeizuziehen, welche in wenigen Jahren (1288—1294) die Ufer mit hohen Deichen schützten und das kostbare Marschland zwischen den Flüssen (den sogenannten großen und kleinen Werder) in ergiebiges Getreideland umwandelten.

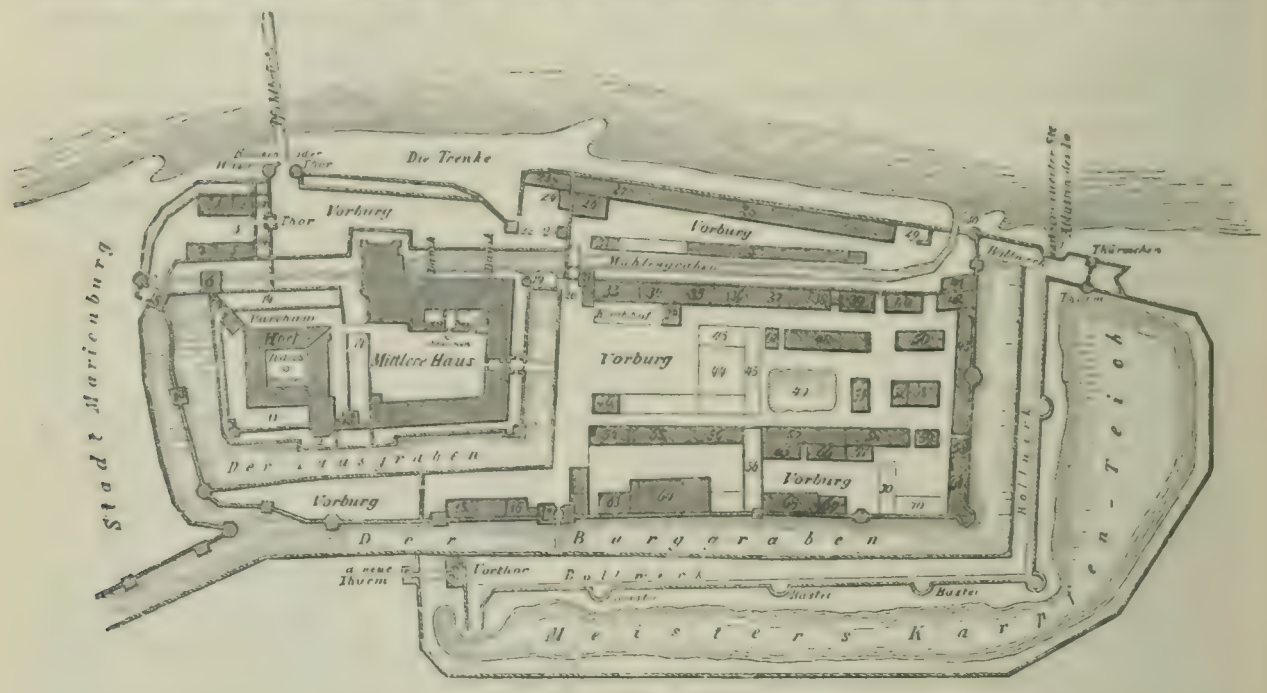
Der Ordensmeister in Marienburg.

Die Bevölkerung stieg nach und nach so außerordentlich, daß, wo früher etwa 200000 Heiden gewohnt hatten, bald über 700000 christliche, meistens deutsche Ansiedler Platz fanden. Es war unter solchen Umständen ein äußerst willkommenes Ereignis, daß der erste Hochmeister, welcher 1309 seine Residenz von Venedig nach der Marienburg verlegte, Siegfried von Feuchtwangen, das Land westlich von der Weichsel, Pommerellen, welches nach dem Aussterben seines slawischen Herzogshauses an den Markgrafen von Brandenburg fallen sollte, diesem 1311 für eine bedeutende Summe abkaufte. So kamen zunächst Danzig, Dirschau und Schwetz, endlich auch das ganze Land im Kampfe mit dem Könige von Polen, welcher Erbansprüche erhob, unter deutsche Herrschaft. Dabei genossen Städter, Adlige und Bauern mehr Freiheiten als in irgend einem Teile Deutschlands, waren aber um so strenger an die Heeresfolge bei allen „Kriegsreisen“ des Ordens gebunden und mußten „zusagen“, wenn das „Kriegsgeschrei“ durch das Land ging und den Einfall des Feindes verkündete.

Der Orden und die Kirche.

Nach manchem Streite mit dem Bischof Christian von Oliva, der nach seiner Heimkehr aus neunjähriger Gefangenschaft für die Kirche das gesamte eroberte Land in Anspruch nahm, einigte man sich dahin, daß der dritte Teil zur Gründung von vier Bistümern hergegeben werden sollte. Obwohl diese unter die Oberleitung des Erzbischofs von Riga gestellt wurden, wußte sich doch der Orden auch über sie die volle Herrschaft zu wahren. Da er als bevorzugte geistliche Genossenschaft das größte Vertrauen einiger Päpste genoß, setzte er es durch, daß außer im Ermland alle Bistümer und Domkapitel allein mit Ordensbrüdern besetzt wurden, daß kein Geistlicher direkt mit dem Papste verkehren durfte, daß überall für die Bewohner der geistlichen

Territorien das gleiche Recht und die gleiche Pflicht gegen den Orden galt, wie für die anderen. Dadurch allein, daß nicht etwa die Kurie sich der „neuen Christen" gegen die Eroberer annahm, wie es so oft zu geschehen pflegte, gelang die schnelle Einbürgerung deutscher Sitte und Sprache. Schon Siegfried von Feuchtwangen verbot, daß irgend ein Preuße ein Amt oder eine Gastwirtschaft habe, untersagte selbst den Herrschaften, mit ihren Dienstleuten ferner die alte Sprache zu reden, und ließ nur zu, daß Dolmetscher die deutsche Predigt den christlichen Preußen erklärten. Wohl erzählte man noch zur Zeit der Reformation von „Kirchenfeinden", die heimlich dem Perkunos einen Bock schlachteten, aber später hörte man nichts mehr davon; die schöne, wohlklingende Sprache verhallte allmählich, und nur an einigen Stellen, im Pregel- und Memelthale,



256. Plan der Marienburg.

Die Burg des Deutschherrenordens zu Marienburg zeigt einen regelmäßigeren Grundriß als viele andre. Viele der Benennungen sind mit Worten eingeschrieben, von den eingeschriebenen Ziffern folgt hier die Erklärung. Die Vorburg hat mehrere Zugänge, einen im Süden bei dem neuen Turm, durch das Vorthor, einen von der am jenseitigen Ende noch durch eine Bastei verteidigten Nogatbrücke durch das Wasserthor und einen von der Stadt durch das Schubthor 7 am Sperlingsturm 8. In diesem Teil der Vorburg ist 3 ein Hof, in welchen man auch über den trockenen Graben 14 auf der Niklasbrücke gelangt; 1 ist ein Speicher, 2 die Niklaskapelle, 4 das Schulhaus, 5 das Sattelhaus. In den andern Teilen der Vorburg ist 15 das alte Schnitzhaus, 16 Schäferwohnung, 17 der Schnitzturm, 21 Harnischturm, 22 das Tränk- oder Niederthor, 23 Baderei, 24 Pfeilschäfterei, 25 Turm, 26 Kornmeisters Wohnung, 27 und 28 Scheune, Kornhaus, Stallungen für 400 Pferde, 29 Fischhof, 30 Buttermilchsturm, 31 Viehmeisters Wohnung, 32 Viehställe, 33 Kirche St. Lorenz, 34 Knechtefirmerie, 35 Bottichhof, 36 Kellermeisters Wohnung, 37—39 Brauerei und Küche, 40 Backhaus, 41 Schlachthaus, 42 Hochmeisters Heuscheune, 43 dessen Stalle, 44 Holzhof, 45 Steinhof, 46 Steinmeisters Wohnung, 47 Apotheke, 48 der Tempel (Vorratshaus), 49 Teich, 50 Speicher, 51 Pfeilschäfters Wohnung, 52 Poststall, 53 Hochmeisters Marstall, 54 Schirrhaus, 64 Karwan, Zeughaus; zu ihm gehören: die Buden 55, die Scheune 56, die Schmiede 57, das Gießhaus 58; 59 war das Haus des Pferdearztes, 60 der Dreßlerstall, 61 Großkomturs Marstall, 62 das Schnitzhaus (Büchsenschäfterei), 63 Wohnung des Karwansherrn, 65 Wohnung des Schmiedemeisters, 66 Kohlenschuppen, 67 Haus des Büchsengießers, 68 Draperie (Tuch- und Gewandhaus), 69 Wohnung des Drapiers, 70 Zimmerhof. Von den Türmen, welche den Hausgraben verteidigten, nennen wir: 8 den Sperlingsturm, 10 den Dietrichsturm, 20 den Lorenzturm; die drei andern Türme, 6, 18 und 19, enthielten zugleich Abtritte, Danzke, und zwar 6 den Herrendanzk, 18 den Großkomtursdanzk und 19 den Firmeridanzk. Zwischen beiden letzteren gelangen wir in die Hochburg, zunächst in den Hof des mittleren Hauses, welches die Residenz des Hochmeisters, die Wohnungen der Ritter, die Aemter, Konventssäle, Konventsküche u. s. w. enthielt, dann aber über die trockenen Gräben 14 in das von einem Parcham umzogene Hochhaus. Hier ist 11 der Begräbnisplatz, 12 die Schloßkirche und 13 der Pfaffenturm. Das Hochhaus enthielt den Kapitelsaal, Kreuzgange rings um den Hof u. s. w.

singt man noch heutzutage die melancholischen Melodien der altlettischen „Dainos" (Volkslieder); dort tragen auch die Männer noch Bastschuhe, die Frauen ihre blaue Kasawaika.

Streit mit den Bischöfen und mit Polen.

Freilich konnte es nicht fehlen, daß zwischen dem Orden und dem obersten Machthaber der Kirche es doch einmal zum Streite kam. An Klagen besonders fehlte es nie. Waren es nicht preußische Unterthanen, so waren es der Erzbischof von Riga oder die Bischöfe in Pommerellen, die gar zu gern sich dem gebieterisch befehlenden Orden entziehen und lieber unter der fernen Herrschaft in Avignon stehen wollten. Allein durch die geschickte Einrichtung einer ständigen Gesandtschaft, die ihn stets auf das beste unterrichtete, was man zu Avignon im Schilde führte, vermochte der Hochmeister jedem drohenden Übel beizeiten zu begegnen, entweder durch Vorstellung oder

257. Schloß Marienburg.

durch Bestechung. Und wenn der Frieden doch nicht zu erhalten war, weil die Stände des Ordenslandes den Peterspfennig verweigerten, so ließ man sich ruhig das ausgesprochene Interdikt gefallen und kümmerte sich wenig darum. Gefährlicher wurde die Kurie, als sie im Streite des Ordens mit Polen, dessen König noch immer seine Hand nach Pommerellen ausstreckte, die Partei des slawischen Herrschers nahm; aber der Sieg des tapferen Heinrich von Plauen bei Plowcze führte doch zu Kalisch 1343 zu einem Frieden, durch welchen der Besitz Pommerellens und sogar des fruchtbaren Landes an der Netze dem Orden für immer gesichert wurde. Seitdem nahm auch im Kampfe des Kaisertums mit dem Papsttum der Hochmeister offene Partei für das erstere.

Kreuzzüge gegen die Litauer.

Das kühne und selbstgewisse Auftreten der Deutschen Ordensritter und ihr beständiger Kreuzzug gegen die heidnischen Litauer in der Nachbarschaft wurde weit und breit in Europa bekannt und angestaunt. Im 14. Jahrhundert galt es nicht nur in Deutschland, sondern auch in England und Frankreich für die höchste Ehre, den Ritterschlag von der Hand des Hochmeisters im Kampfe gegen die Heiden zu empfangen. Fürstliche Personen, wie Ottokar, Johann von Böhmen, mehrere Markgrafen von Brandenburg, Landgrafen von Thüringen, später auch Heinrich von Lancaster, Albrecht von Österreich und Karl der Kühne, glaubten sich selber zu ehren, wenn sie mit ihren Reisigen in das ferne Land zogen, um an einer Kriegsreise gegen die Litauer teilzunehmen. Noch dazu war eine solche mit ungewöhnlichen Mühen verbunden, da man wegen des weichen Bodens nur bei Frostwetter auszuziehen vermochte. Oft genug schreiben die Ordenschroniken: „Et was weiches Wetter, und man konnte nicht gereisen". Plötzlich eintretendes Tauwetter hemmte jede Unternehmung. Halfen diese Kriegszüge auch wenig zur Ausbreitung des Christentums, so brachten sie doch den Besitz des Landes Samaiten ein, wo die Grenzburgen Kauen (Kowno) und Garten (Grodno) errichtet wurden, und verhinderten den Ordensritter, in bequemer und träger Ruhe zu verweichlichen.

Schwer genug wurde es dem Hochmeister, die strengen Gebote aufrecht zu erhalten, denen jeder Ordensbruder den Gehorsam zugeschworen, seitdem Macht und Reichtum die Mittel zum üppigsten Leben gaben. Schon 1330 fiel der edle Werner von Orseln der Rachsucht eines jungen Ritters zum Opfer, weil er ihn wegen seines schlechten Lebenswandels von der Beteiligung an einem Kriegszuge ausgeschlossen hatte.

Glanzzeit des Ordens unter Winrich von Kniprode.

Unter Winrich von Kniprode (1351—82), der schon fünf Jahre lang als Großkomtur sich um die Verwaltung des Landes die größten Verdienste erworben hatte, ward die Marienburg, das herrlichste, weltliche Bauwerk im gotischen Stile, erbaut und die Außenwand der Kirche mit einem riesigen, weithin sichtbaren Bilde der Jungfrau Maria, der Schutzheiligen des Ordens, in Glasmosaik geschmückt. In den wunderbar gewölbten beiden „Remtern", von denen der größere, der Konventsremter, auf drei, der etwas kleinere Speiseremter auf einem einzigen mächtigen Pfeiler die Decke trägt, kürzten sich die frommen Ritter die Zeit mit Schachspiel und Gesang oder bewirteten fremde Gäste mit ausländischen Weinen und kostbaren Speisen, obwohl damals auch im Lande ein trinkbarer Wein bereitet wurde. Neben dem Hochmeister beteiligten sich die fünf Großgebietiger an der Verwaltung: der Großkomtur, welcher als Kanzler die gesamten Staatsgeschäfte leitete, der Oberstmarschall, welcher das Heer anführte, der Oberstspittler, welcher die Hospitäler, der Obersttrappier, welcher die Kleidung besorgte, und der Obersttreßler, welcher den Schatz verwaltete. Über Krieg und Frieden bestimmten sie zusammen mit dem Hochmeister, der äußerlich noch immer bloß den einzigen Vorzug genoß, daß er bei Tische vier Portionen erhielt, damit er sie an Arme und Büßende verteile. Denn er selbst hatte bereits als Landesherr eine glänzende Hofhaltung und umgab sich mit weltlichen Hofleuten, mit Künstlern und Gelehrten. Im Lande herrschte strenges Recht, seitdem in jedem Konvent unter den zwölf Ritterbrüdern sich wenigstens einer befinden mußte, der auf irgend einer Rechtsschule — solche gab es bereits im Lande selbst — gründlich studiert hatte. Durch weise Anordnung wurde der Ackerbau und der Handel gehoben, und eine sogenannte „Kleiderordnung", welche dem unmäßigen Luxus steuern sollte, bezeugt durch das, was sie erlaubt, den

hohen Wohlstand des Landes. So waren dem gemeinen Manne silberne Zieraten am tuchenen Wams, den ärmeren Jungfrauen silberne Spangen zu tragen verstattet. Überall errichtete Winrich Landschulen, in den Städten Marienburg, Danzig und Königsberg lateinische Schulen, und spornte die neugebildeten Schützenvereine in den Städten durch Aussetzung von Preisen an. Dennoch sollte niemand im Lande vergessen, daß alle Genüsse des Friedens nur durch die stete Kriegsbereitschaft ermöglicht seien, und zu jeder Stunde warteten die Boten bei ihren gesattelten Pferden, um in alle Burgen den Befehl des Hochmeisters zum Aufbruch gegen die Litauer zu tragen.

Niedergang des Ordens seit 1386.

Trotz aller Wachsamkeit des Ordens wurde aber der beständige Kampf mit den heidnischen Nachbarn immer bedenklicher, seitdem die tapferen und verschlagenen Söhne des Fürsten Gedimin, Olgierd und Kynstut, die Herrschaft in Litauen führten. Nur unter großen Verlusten vermochten der Hochmeister Winrich und sein tapferer

258. Der Konventsremter der Marienburg.

Ordensmarschall, Hennig Schindekopf, den Fürsten Kynstut (1352) an der Deime zurückzuschlagen. Als ein großes Glück betrachtete man es, daß der letztere gefangen genommen und in der Marienburg neun Jahre festgehalten wurde; aber Alf, ein litauischer Diener des Hochmeisters, verhalf ihm zur Flucht, und nach vielen unentschiedenen Kämpfen sagte er 1370 dem Hochmeister keck seinen Besuch im voraus an. Wohl glückte es, ihn samt seinem älteren Bruder Olgierd sowie ihre Söhne Witowd und Jagiel (Jagello) in der blutigen Schlacht bei Rudau zu besiegen, aber unter Tausenden von tapferen Streitern, die gefallen waren, lagen auch 226 Ordensritter und der tapfere Ordensmarschall selbst. Schlimmer noch waren die Ränke, welche während des Friedens gesponnen wurden. Schon daß sich der Hochmeister gegen das Verbot des Ordens entschloß, mit den Heiden zu verhandeln, zeugte von der Notwendigkeit, den schlüpfrigen Weg der Diplomatie zu beschreiten. Als Jagiel die Verheißung gab, er wolle Christ und Freund des Ordens werden, half man ihm die Herrschaft über ganz Litauen mit bewaffneter Hand erstreiten und mußte erleben, daß

der saubere Bundesgenosse den eignen Oheim, Kynstut, im Kerker erwürgen ließ. Mühsam entkam dessen Sohn Witowd durch den Heldenmut seiner Gattin, welche die Kleider mit ihm getauscht hatte. Von jetzt an rief er bald die Hilfe des Ordens gegen seinen Vetter an, bald wieder ließ er sich von diesem gegen jenen gewinnen, wenn ihm Aussicht auf einen Teil von Litauen gemacht wurde. Als sich nun gar der rauhe Heide Jagiel 1386 wirklich taufen ließ und unter dem christlichen Namen Wladislaw an der Hand der verwaisten Königstochter, Hedwig, den polnischen Thron bestieg, war scheinbar dem Orden jede Möglichkeit, sich zu retten, entzogen. Da Litauen jetzt dem Namen nach ein christliches Land war, erschien das heiligste Gelübde des Ritters, der Kampf gegen die Heiden, gegenstandslos. Es waren nicht mehr die Besten aus Deutschland, welche sich zum Eintritt in den Orden meldeten, und der Hochmeister mußte von der alten Strenge mehr und mehr nachlassen, um nur die Lücken zu füllen, welche Kampf und Tod verursachten. Immer entrüsteter sprach man von dem Übermut, der Habsucht und der Sittenlosigkeit der Ritter. Die Städter verschlossen vorsichtig ihre Thüren, wenn sie das schwarze Kreuz sahen, und man hörte von den schlimmsten Verbrechen, welche mit dem weißen Mantel nicht mehr zu verdecken waren. Anderseits war der Kampf gegen die Nachbarn nur um so schlimmer geworden, seitdem die „christlichen" Litauer bei dem Papste in Rom ein geneigtes Ohr fanden. Sollte die wunderbarste Staatengründung des Mittelalters nicht durch slawische Barbarei vernichtet werden, so mußten alle Schleichwege der Politik probiert und vor allem die Hilfe der übrigen Christen herangezogen werden. Wieder einmal war Witowd, in allen Hoffnungen von seinem Vetter getäuscht, beim Orden erschienen, um als Unterthan desselben in den Besitz von Litauen zu gelangen, als der kühne und energische Konrad von Wallenrod (1390) die Hochmeisterwürde erhielt. In einem beweglichen Rundschreiben an die Fürsten Europas schilderte er die Notwendigkeit eines Kampfes gegen Jagello, der in Wahrheit kein Christ sei und dem man Litauen für Witowd wieder abnehmen müsse. Zur Bitte fügte er die Lockung des Ehrentisches, zu welchem die zwölf vornehmsten Ritter geladen werden sollten. Wirklich fanden sich zahlreiche Kreuzfahrer, Fürsten und Ritter aus Deutschland, Frankreich, England, ja aus Schottland ein. Auf einer Insel im Memelflusse bei Kauen (Kowno) wurde den zwölf edelsten Streitern, welche wie die Paladine Karls des Großen geehrt wurden, unter prächtigem Zelte ein Mahl von dreißig Gerichten mit den kostbarsten fremden Weinen aufgetischt und das Gold- und Silbergerät zum Geschenk gegeben, während Herolde dem Volke am Ufer von den Thaten der Schmausenden erzählten. Es war der letzte glänzende Tag der Ordensherrschaft. Durch Witowds Verrat, der sich heimlich durch seinen königlichen Vetter gewinnen ließ, endete das Unternehmen auf das schmählichste. Unterstützt von polnischen Söldnern, überfiel der bisherige Bundesgenosse die nichts ahnenden Ritter und brachte sie zum großen Teile in seine Gefangenschaft. Die Kunde davon beschleunigte den Tod des erkrankten Hochmeisters Konrad von Wallenrod (Juli 1393).

Schlacht bei Tannenberg.

Der fromme, friedliebende und wirtschaftliche Konrad von Jungingen (1393 bis 1407) schloß Frieden mit Witowd und mit Jagello, kaufte vom König Sigmund (1402) die Neumark, gab treffliche Gesetze und erntete doch nur den Spottnamen der „gnädigen Frau Äbtissin". Sein Vetter Ulrich von Jungingen (1407—10) erkannte bald, daß dauernd der Friede mit dem slawischen Nachbarreiche nicht zu erhalten sei, da Witowd und Jagello beständig die lettische Bevölkerung des Landes Samaiten zum Aufstande gegen den Orden reizten. Als er kühn den Krieg erklärte, suchte Jagello (Wladislaw) die Vermittelung des Königs Wenzel, um Zeit zu gewinnen. Dann zog er im Bunde mit heidnischen Tataren über Gilgenburg, das er zerstörte, von Süden in das Ordensland hinein, um womöglich die Marienburg selbst zu überwältigen. In der Ebene von Tannenberg (im Kreise Osterode) traf er auf das Heer des Ordens, welches mit böhmischen und deutschen Söldnern etwa 83000 Mann zählte, während das seinige doppelt so stark war. Nachdem der Hochmeister durch Übersendung von

zwei Schwertern dem Könige und dessen Vetter den Kampf angekündigt hatte, begann die Schlacht am Mittag des 15. Juli (1410) bei glühender Sonnenhitze. Witowd eröffnete dieselbe, während sich der feige König, umringt von einer ausgesuchten Leibwache, fern hielt. Schon hatten die Kämpfer des Ordens die Litauer und Tataren zurückgeworfen, als in der dritten Stunde die polnischen Söldner aus dem Walde hervorbrachen und die ermüdeten Ritter angriffen. Ein Gebietiger nach dem andern sank in den Staub. Der Hochmeister, zur Flucht aufgefordert, die allein noch retten konnte, mochte die Schmach des Ordens nicht überleben. Mit der Ordensfahne in der Rechten, stürzte er in das dichteste Gewühl des Kampfes und sank, von tödlichen Geschossen in Stirn und Brust getroffen, nieder. Eine Chronik erzählt: „Etliche böse Wichte, Ritter und Knechte des Landes Kulm, hatten verräterisch ihre und andre Banner versteckt, so daß die Krieger nun kein Zeichen mehr hatten, dem sie folgen konnten." So wurde die Flucht allgemein. 600 Ritter und Knechte, 40000 Söldner und fast alle Gebietiger des Ordens lagen tot auf der Walstatt. Dem Sieger öffnete eine Stadt nach der andern die Thore, leistete den Huldigungseid und beschloß, polnische Kleidung anzulegen. Der Rat von Danzig holte den polnischen Hauptmann mit Trompetenschall ein.

Heinrich von Plauen und der erste Friede zu Thorn.

Nur die Marienburg hielt noch Stand, und diese einzige Thatsache rettete den Orden. Kaum hatte der tapfere Komtur von Schwetz, Heinrich von Plauen, die Trauerkunde von der Schlacht von Tannenberg erhalten, so warf er sich mit allen Rittern und Reisigen, die er zum Schutze von Pommerellen bei sich hatte, in die herrliche Ordensburg, ließ alle Vorräte an Getreide und Schlachtvieh aus der Umgegend hineinschaffen, brannte die Stadt bis auf das Rathaus und die Kirche nieder und erwartete nun mit seinen 5000 Mann die wilden Scharen des Polenkönigs, deren Herannahen sich durch brennende Städte und Dörfer kundgab. So hielt er wacker aus, bis sich ein Hilfsheer Sigmunds von Ungarn und ein zweites aus Livland näherte. Inzwischen war auch die letzte Hoffnung Jagellos, durch Verrat die Marienburg zu bewältigen, vereitelt. Da der Komtur als Vertreter des Hochmeisters die Ritter in jenem großen Remter zu versammeln pflegte, der nur von einem einzigen Granitpfeiler getragen wird, so versprach ein Verräter dem Könige, draußen an der Mauer eine rote Mütze so aufzuhängen, daß, wenn sie getroffen würde, auch der Pfeiler niederfallen und die Ritter allesamt unter dem einstürzenden Dache begraben werden müßten. Allein das Bubenstück mißlang; die Kugel flog, streifte nur die Säule und sitzt noch heute in der gegenüberliegenden Wand fest. Endlich wurden die Belagerer selbst ungeduldig und verlangten nach Frieden. Mißmutig wie ein Geschlagener zog der König ab; das Land kehrte unter die Herrschaft des Ordens zurück, der nun einstimmig den edlen Retter zum Hochmeister wählte und zu Thorn gegen Ende des Jahres 1411 einen Frieden erhielt, welcher allein mit der Abtretung des Landes Samaiten (zwischen der heutigen Grenze und dem Niemen) und mit einem hohen Lösegelde für die gefangenen Ritter bezahlt werden mußte.

Der zweite Friede zu Thorn.

Als der neue Hochmeister die feigen Ordensritter, welche sich zu schnell in der Schlacht bei Tannenberg ergeben hatten, zur Verantwortung zog, als er mit äußerster Strenge drückende Steuern erhob, um das versprochene Lösegeld zu bezahlen, da widerstand man ihm insgeheim und offen im Orden und im Lande. Die neuen Großgebietiger selbst erklärten (1413) ihn für abgesetzt und ließen den edlen Retter der deutschen Sache als Komtur in Lochstädt auf der öden sandigen Nehrung zwischen See und Haff seine letzten Tage in Einsamkeit vertrauern. Mehr und mehr fehlte es seitdem an würdigen Ordensrittern, und je geringer die Achtung der Unterthanen vor ihrem vielköpfigen Gebieter und Landesherrn wurde, desto entschiedener wandte man den Blick nach dem benachbarten Polen, das mit allen Mitteln zu locken wußte. Unter diesen Verhältnissen stifteten am 13. März 1440 die Städte zu Marienwerder mit einem Teile der Ritterschaft einen Bund, um sich gemeinsam gegen jede Unbill, vor allem von seiten des Ordens, zu verteidigen. Vergebens bemühte sich der fromme Hochmeister

Konrad von Erlichshausen (1441—49) die Einigkeit herzustellen: er vermochte nur mühsam der offenen Empörung zu steuern. Kaum war sein heftiger Vetter Ludwig von Erlichshausen (1449—67) an seine Stelle getreten, so kam es von Klagen zu Drohungen, von Drohungen zum Blutvergießen. Am Abend des 6. Februar 1454 übergab ein Bote des Bundes dem Hochmeister ein Schreiben, in welchem jener ihm offen den Gehorsam aufkündigte. Nach 13jährigem Ringen (1454—66), währenddessen der Orden sich genötigt sah, die Marienburg an seine böhmischen Söldner zu verpfänden, welche sie 1457 an Polen verkauften, mußte der Hochmeister (19. Oktober 1466) im zweiten Frieden zu Thorn ganz Westpreußen und das Bistum Ermland an den König Kasimir abtreten und den Rest knieend von ihm zu Lehen nehmen. So wurde eine der blühendsten Stätten deutscher Kultur dem großen Vaterlande für Jahrhunderte entfremdet. In dieser Zeit des Egoismus und des Ständekampfes dachte jeder nur an den eignen Vorteil, der zunächst vor Augen lag. In dem gewinnreichen Verkehre mit dem großen Slawenreiche fanden die abgetretenen Landesteile einen Ersatz für den Verlust deutschen Wesens und deutscher Sitte. Der Landmeister von Deutschland dachte nicht daran, seine Reichtümer zum Besten des Ordens in Ostpreußen zu verwenden, der von Livland freute sich der gewonnenen Unabhängigkeit, Kaiser Friedrich III. schaute teilnahmlos zu — er war ja nicht einmal des eignen Landes sicher.

Preußen wird ein Herzogtum.

Mühsam und ehrenlos schleppte der Orden sein welkes Dasein hin, seitdem die Meister von Livland und Deutschland offen dem Hochmeister in Königsberg den Gehorsam versagten, da er polnischer Lehnsvasall sei. In der Hoffnung, diese lästige Fessel durch deutsche Fürstenmacht loszuwerden, wählte man (1499) den Wettiner Friedrich von Meißen, den Sohn Albrechts des Beherzten, zum Hochmeister, allein dieser legte schon nach neun Jahren sein Amt nieder, da er seine Ohnmacht erkannte. Den einzigen Weg zur Rettung entdeckte sein Nachfolger, der junge Markgraf Albrecht von Brandenburg-Ansbach aus dem Hause Hohenzollern (1511—25). Anfangs gab ihm wohl ein Versprechen des Kaisers Maximilian den Mut ein, dem Polenkönige den Lehnseid zu verweigern. Jener hatte ihm geradezu verboten, den Thorner Frieden anzuerkennen, und ihm feierlich die Hilfe des Reiches zugesagt. Allein schon vier Jahre später (1515) schloß der unzuverlässige Habsburger mit Wladislaw, dem Könige von Böhmen und Ungarn, der sich auch König von Polen nannte, einen Vertrag, in dem er selbst den Thorner Frieden anerkannte, um sich das Versprechen der Nachfolge in jenen beiden Reichen zu erhalten. Seitdem beschloß der thatkräftige und ehrgeizige Hochmeister, seinen eignen Weg zu wandeln. Zunächst wandte er sich an die Ritter Deutschlands und erhielt auch (1519) ein durch Franz von Sickingen geworbenes und von dessen eignem Sohne geführtes Heer; allein schon nach zwei Jahren war dieses fast aufgerieben, und Albrecht mußte in Deutschland neue Hilfe suchen. Er fand sie an unerwarteter Stelle. Indem er selbst durch Luther und andre Reformatoren dem neuen Glauben gewonnen wurde, überzeugte er sich schnell von der Unhaltbarkeit und Unchristlichkeit des Ordens, der zugleich weltlich und geistlich sein wollte. Über ihn hinweg, der längst verkommen und entartet war, reichte er die Hand der kleinen, aber mutigen Schar von deutschen Kolonisten, Adligen und Städtern, in der fernsten Ecke des deutschen Vaterlandes, ließ am Weihnachtstage 1523 im Dome zu Königsberg durch seinen ehemaligen Kampfgenossen, den Bischof Georg von Polenz, das Evangelium von der neuen Lehre predigen, legte den Ordensmantel ab, wie die meisten Ritter ihm nachthaten, und nahm im Vertrage zu Krakau (1525) Preußen als erbliches Herzogtum vom Polenkönige zu Lehen. So blieb zwar die Abhängigkeit von dem Slawischen Reiche bestehen, aber es erblühte doch nach der Vernichtung des aussterbenden und längst berufslosen Ordens im Anschluß an die deutsche Reformation auf dem Schlachtfelde eines jahrhundertelangen Glaubenskampfes ein neues, frommes deutsches Kulturleben empor (s. Bd. V, S. 239).

Vierter Abschnitt.

Italien.

Vom Ausgange des Interregnums bis zum Zeitalter der Reformation (1273—1515).

Italiens Zersplitterung.

Italien, beim Beginn unsrer Zeitrechnung die Sonne, von der alle Länder der gebildeten Welt ihren Frieden und ihr Recht, ihr Wohlsein und ihre griechisch-römische Bildung erhielten, deren Strahlen bis zu den Hochgebirgen des inneren Asien, wie bis zu dem schottischen Hochlande und bis zum libyschen Wüstensande glänzten, erscheint zur Zeit des Interregnums in mittelalterliches Dunkel gehüllt und in viele Stücke zerschlagen; allein überall blüht zwischen den Ruinen neues, eigentümliches Einzelleben empor. Am frühesten hat der Staat des christlichen Pontifex von Meer zu Meer einen Keil gebildet, der den Süden vom Norden trennt und den Erben des langobardischen Königreiches Italien verwehrt, ihre Herrschaft bis über Sizilien auszudehnen, wo fromme Seeräuber, die Normannen, sich festsetzen und ihr Königreich vom römischen Bischof zu Lehen nehmen. Fast unbemerkt bröckeln vom Hauptkörper einzelne Küstenstädte los — Venedig, Genua, Pisa, Amalfi — um, gekräftigt durch den belebenden Geist des Handels ein selbständiges Leben zu beginnen. Ihrem Beispiele folgen bald die größeren Städte des platten Landes, indem sie während des Kampfes der Päpste mit den Königen Deutschlands um die Weltherrschaft durch geschickte und wechselnde Parteinahme zu Freiheit und Macht gelangen. Immer vergeblicher wird das Bemühen der Deutschen, die eiserne und die Kaiserkrone mit Eisen und Blut zurückzugewinnen. Ihre tapferen Scharen überfluten immer wieder und wieder die schöne Halbinsel, aber Welle auf Welle versiegt unter der heißen Sonne Italiens. Seitdem der letzte Sproß des kühnsten und gebildetsten deutschen Herrschergeschlechtes, das durch Vereinigung aller drei Kronen die Einheit und Herrschaft zu erzwingen strebte, auf dem Marktplatze zu Neapel gewaltsam sein Leben verloren, wagt vierzig Jahre lang kein deutscher Krieger seinen Fuß über die Alpen zu setzen. Wirkungslos, fast ungeschichtlich, wie Festzüge und Vergnügungsreisen, erscheinen die Römerfahrten der „Kaiser aus verschiedenen Häusern", dem letzten, Maximilian, wehren schon die Venezianer den Eintritt, und selbst nahe der deutschen Grenze, in der lombardischen Tiefebene, sind inzwischen zahlreiche kleine Staaten entstanden, unter denen das Herzogtum Mailand der mächtigste ist. Am bedeutsamsten und interessantesten erscheint immerhin nur die Geschichte des Kirchenstaates, Siziliens, die von Florenz, Mailand, Genua und Venedig.

Der Kirchenstaat.

Aus dem fanatischen Streite mit dem Geschlechte der Staufer war auch das Papsttum nicht ungeschädigt hervorgegangen. Um den Sieg zu gewinnen, hatte es einen Capetinger nach Italien geführt, Neapel an Karl von Anjou gegeben, aber gerade dieses französische Königshaus übernahm es, nach wenigen Jahrzehnten die Staufer zu rächen.

Bonifacius VIII.

Zunächst zeigte sich, daß der Zwiespalt zwischen den Guelfen und Ghibellinen mit der Hinrichtung Konradins in Italien doch noch sein Ende nicht fand; vielmehr dauerte er selbst im Kardinalkollegium fort. Nach dem Tode Clemens' IV. (1268) kam es drei Jahre lang zu keiner Wahl; später einigte man sich am ehesten über einen ganz Unbekannten. Erst dem Kardinal von Gaëta gelang es durch große Schlauheit, über den Parteihader Herr und der letzte große Papst zu werden. Bonifacius VIII. (1295—1303) war geboren zum Herrscher, er liebte den Kampf, suchte und fand ihn, aber seine Waffen, Bann und Interdikt, waren verbraucht und stumpf geworden. Zuvörderst vertrieb er die Familie Colonna, die mächtigste im Kirchenstaat, that sie in den Bann und gab ihr Gebiet an die ihm ergebene Familie der Orsini (1298). Seitdem flüchteten die Colonnas nach allen Himmelsgegenden und warteten auf die Stunde der Rache.

Sein Ende.

Bald überschritt der Übermut des Hierarchen alle Grenzen. Die Gesandten Albrechts I. von Deutschland empfing er, die Krone auf dem Haupte, das Schwert in der Rechten, mit den Worten: „Der Kaiser bin ich!“ Wenn dem deutschen Herrscher die Macht gebrach, solche Sprache würdig zu beantworten, dem König von Frankreich fehlte sie nicht. Als Bonifaz dem französischen Klerus untersagte, den Krieg Philipps IV. gegen England durch eine Beisteuer zu unterstützen, verbot dieser Geld aus Frankreich auszuführen, wodurch der Papst nicht minder hart betroffen wurde. Wenige Jahre später verwies der stolze Kirchenfürst dem Könige die Verwaltung vakanter Benefizien und lud die französische Geistlichkeit zu einem Konzil nach Rom auf den 1. November 1302, damit über des Königs Recht oder Unrecht gerichtet werde. Aber Philipp ließ die Bulle dem Legaten entreißen und öffentlich verbrennen, verbot allen Geistlichen die Reise nach Rom und fand bei einer Reichsversammlung aller drei Stände des Königreichs die Bestätigung seiner Handlungsweise. Zum erstenmal stand die Geistlichkeit eines ganzen Landes mit ihrem Könige zusammen gegen den Papst. Vergebens erklärte dieser in der Bulle Unam sanctam, daß jede menschliche Kreatur ihm unterworfen sei, die Stände von Frankreich beriefen sich dagegen auf ein allgemeines Konzil. Inzwischen sandte der König mit einem der verbannten Colonnas, die an seinem Hofe weilten, seinen Vizekanzler, Wilhelm von Nogaret, nach Italien, als ob er unterhandeln wolle. Heimlich aber stiftete dieser eine Verschwörung der vielen unzufriedenen Großen des Kirchenstaates, mietete Söldner und nahm den Papst, der sich durch unmäßige Begünstigung seiner Nepoten allgemein verhaßt gemacht hatte, in Anagni durch Überfall gefangen. Trotzdem verweigerte Bonifacius jede Unterhandlung mit seinen Bedrängern und enthielt sich standhaft jeder Nahrung, bis ihm am 10. September die Erlösung kam. Das Volk selbst, durch den Kardinal Fieschi aufgerufen, befreite ihn und führte ihn nach Rom, wo zwei Kardinäle aus der Familie Orsini, die ohnehin die Gewalt in der Stadt besaß, ihn mit ihrer Schar beschützten und zugleich — gefangen hielten. Wut, Rachgier, Zorn und Argwohn verkürzten seine Tage. Man erzählt, er sei in Tobsucht verfallen, habe die Nahrung verweigert und das Haupt gegen die Wand gestoßen. Am 11. Oktober 1303 fand man ihn tot auf seinem Bette.

259. Papst Bonifacius VIII. verkündet von der Loggia des Lateran den Jubelablaß vom Jahre 1300.

Aus dem Wandgemälde von Giotto in der Basilika von S. Giov. Laterano in Rom.

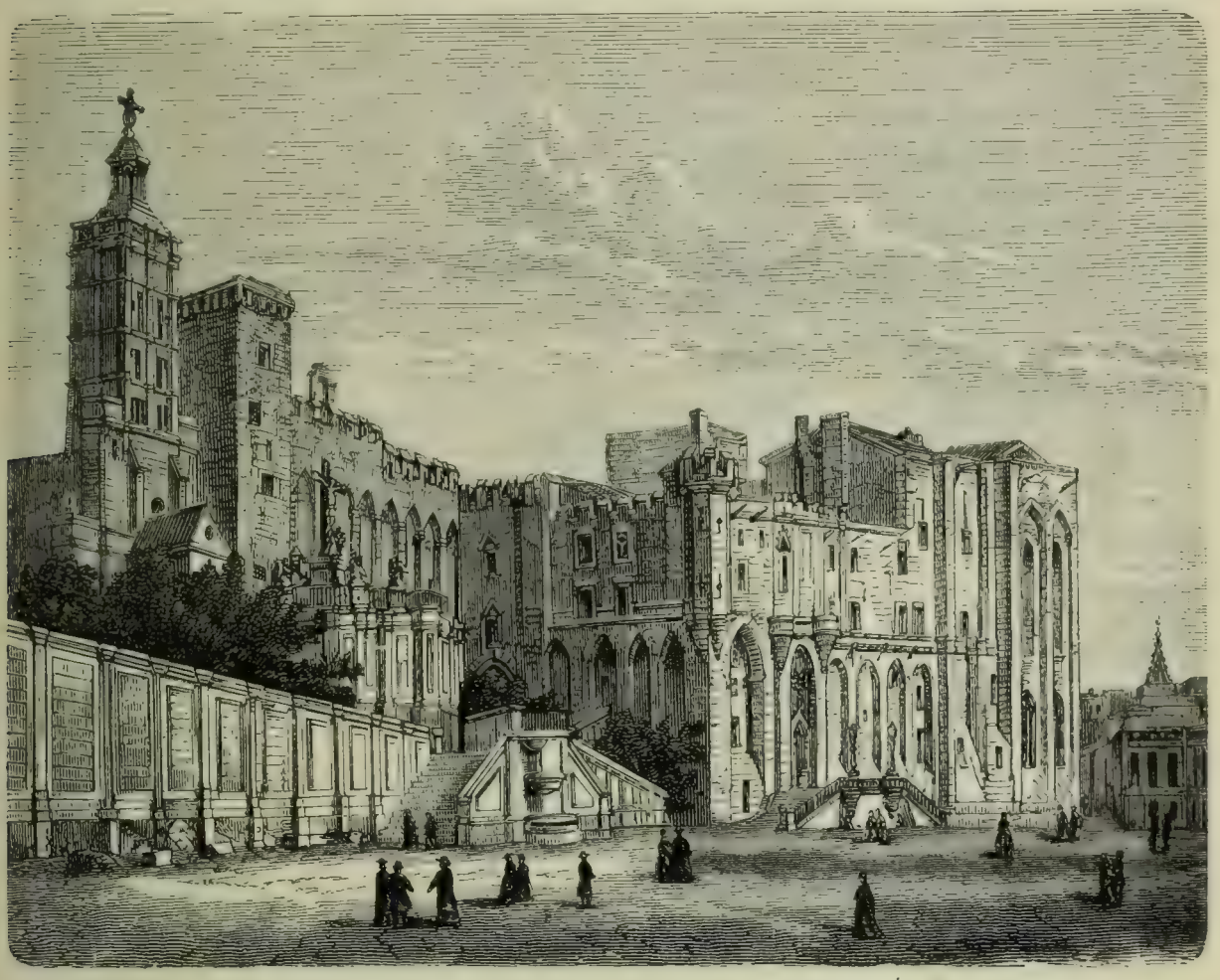
Benedikt XI.

Während die Colonna und Orsini ihren Kampf wieder begannen, der König von Neapel mit zwei Söhnen und zahlreicher Mannschaft in Rom einzog, Friedrich von Sizilien in Ostia landete, konnte der fromme Benedikt XI. nur die Niederlage des einst so gewaltigen Papsttums anerkennen und vollenden. Er sprach die Colonnas, mit

Ausnahme Sciarras, vom Banne los und gab ihnen ihre Güter zurück, er widerrief alle Bullen seines Vorgängers, die Frankreich zum Widerstand gereizt hatten, und begab sich nach Orvieto, weil er sich in Rom nicht mehr sicher fühlte. Anfang Juli 1304 starb er. Nicht der Genuß von vergifteten Feigen, die Angst hatte ihn getötet.

Clemens V. in Avignon.

Schon bildete die französische Partei die Mehrheit der Kardinäle. Am 5. Juni 1304 beriefen sie in Perugia auf den erledigten Stuhl Petri den Erzbischof von Bordeaux, Bertrand de Got, der alle Bedingungen, die der französische König ihm gestellt, eingegangen war. Nicht in Rom, sondern in Lyon, wohin der Neugewählte die Kardinäle berief, fand die feierliche Krönung statt. Als Clemens V., so nannte er sich als Papst, am 14. November 1305 in Begleitung der Könige von Frankreich und Neapel



260. Der päpstliche Palast zu Avignon.

seinen festlichen Umzug hielt, stürzte eine Mauer auf ihn, tötete zwanzig von seinen Begleitern und warf ihn selbst vom Pferde, so daß seine Krone in den Staub rollte. Man sah darin ein Zeichen vom Sturze des Papsttums und von bösen Zeiten. Bald zeigte es sich, daß Clemens, der erst in Lyon, dann in Bordeaux, endlich in Avignon seinen Sitz nahm, Frankreich nicht verlassen durfte, daß er der Knecht des Königs sei.

Die Parteikämpfe bis 1347.

Seit der Entfernung des Papstes aus Rom erwachten im Kirchenstaate von neuem alle Geister der Zwietracht und entzündeten einen Kampf aller gegen alle, geführt unter den hergebrachten Namen der Guelfen und Ghibellinen, die längst aufgehört hatten, einen Sinn zu haben. Jeder suchte, was er erlangen konnte, die Städte ihre Freiheit, die Adligen Gewaltherrschaft und Fürstenmacht. So gewannen die Polentas in Ravenna, die Malatestas in Rimini, die Montefeltres in Urbino, die Estes und Pepolis in Bologna und Ferrara die Gewalt, während in Rom fast unablässig die Orsini mit den Colonnas stritten.

Francesco Petrarca.

Als der größte Kenner des Altertums, Francesco Petrarca, der solange in Avignon und in dem benachbarten Vaucluse gelebt hatte, im Jahre 1337, geführt von den ihm befreundeten Colonnas, zum erstenmal durch die Straßen der Weltstadt wandelte, da suchte er vergeblich das Rom des Livius mit seinen Tempeln, Theatern und Statuen: er fand nur begrünte Trümmerstätten; er suchte die Väter der Stadt, die dem Gesandten der Tarentiner einst als Könige erschienen, und fand nur Gladiatorenseelen; er suchte jenes Heldenvolk, das am Euphrat siegte und Britannien Gesetze gab, und fand nur Tagediebe mit Knechtsseelen. Jetzt lagen elf Kirchen zerstört, einer drohte der Einsturz, einer auf dem Aventin und selbst der Lateranskirche fehlte das Dach. Die alten Marmorwerke verbrauchte man als Bausteine oder zerstampfte sie zu Kalk. Die Orsini erwarben sich das Lob der Frömmigkeit, indem sie zum Bau der Kathedrale von Orvieto, wo der Vikar des Papstes Bischof war, große Marmorblöcke schenkten, die sie aus den Altertümern genommen hatten. Was nicht durch den hohen Schutt gerettet wurde, verdankte nur der Trägheit der Römer seine Erhaltung. Die Bronzestatuen waren längst eingeschmolzen, und die einzige des Marcus Aurelius, eine Reiterstatue mit segnend ausgestreckter Rechte, wußte niemand richtig zu erklären. „Nirgends wird Rom weniger gekannt als in Rom selbst", schrieb Petrarca.

Cola di Rienzo.

Nikolaus oder Cola, der Sohn eines gewissen Lorenzo (Rienzo), der in Rom an dem Tiber eine Herberge hatte, las frühzeitig und mit Begeisterung die Geschichtschreiber und Dichter Roms, so daß er allein die letzten ragenden Säulen und Triumphbogen zu deuten verstand. Vor allem von der Herrschaft der Gerechtigkeit und der Gesetze im alten Rom schwebte seinem Geist ein großartig schönes Bild vor. „Die Gerechtigkeit Roms, könnte sie wiederkehren!" war sein stetes Wort. Da der Stand eines Notars außer dem Kriegsdienst der ehrenvollste war, zu dem ein Mann aus dem Volke gelangen konnte, so wählte er ihn und nannte sich selbst einen „Konsul der Unterdrückten, Witwen, Waisen und Armen". Bald erregte er das Aufsehen von Freund und Feind.

Sein Emporkommen.

Als man 1334 zur Begrüßung des neuen Papstes, Clemens' VI. (1342—52), dreizehn Gesandte nach Avignon schickte, war er mit darunter und schilderte mit beredten Worten die Leiden Roms. Zur Rückkehr vermochte er freilich den Papst nicht zu bewegen, allein er erhielt die Stelle eines Notars der päpstlichen Kammer und gewann zugleich die Freundschaft Petrarcas, mit dem er oft, unter den Lorbeerbäumen in der Nachbarschaft lustwandelnd, geschichtliche Kenntnisse und patriotische Hoffnungen austauschte.

Zurückgekehrt sann er noch eifriger als je zuvor auf den Umsturz der Adelsherrschaft. Freilich war dies nicht ohne Gefahr. Als er einst in einer Ratsversammlung den Vorwurf unter die Versammelten schleuderte, daß sie das arme Volk aussögen, anstatt es zu schützen, antwortete man ihm mit Spott und Ohrfeigen. Seitdem suchte er das Volk allein zu gewinnen und zum Kampf aufzurufen. Um seine Aufmerksamkeit zu erregen, ließ er Gemälde auf die Marktseite des Stadthauses pinseln, die Rom in seiner Erniedrigung darstellten, und erklärte sie, indem er zugleich jene alte Bronzetafel vorzeigte, welche die Übertragung der Kaisergewalt durch das römische Volk an Vespasian enthält. Man sollte daran die Macht des alten gegenüber der jammervollen Ohnmacht des gegenwärtigen Bürgertums verstehen lernen. Er selbst trug phantastische weiße Kleider, um die Blicke auf sich zu lenken. Petrarca sagt: „er spielte den Narren, um wie Brutus seine Absichten zu verschleiern". Je mehr ihn die Vornehmen verspotteten, desto kühner ward er. Bald ließ er an der Außenwand einer Kirche eine elende Frau malen, die von einem weißgekleideten Engel gerettet wird, und einen Zettel an die Kirchenthür heften, der in großen Buchstaben verkündigte: „Bald werden die Römer zu ihrer alten guten Freiheit zurückkehren!" Insgeheim versammelte er auf dem Aventin, der so oft die unterdrückten Plebejer um ihre Tribunen geschart gesehen, die Angesehensten aus dem Volke und ließ sie mit erhobenen Händen schwören, den Sturz der Adligen zu vollführen. Selbst der Vikar des Papstes war einverstanden.

Seine Herrschaft in Rom.

Während der Abwesenheit einiger Großen, vor allen des Stefano Colonna, der mit seinen Reisigen ausgezogen war, um die Ernte zu schützen, berief er das Volk zum Pfingsttage auf das Kapitol. Er selbst schritt um zehn Uhr morgens — es war den 20. Mai 1347 — ganz gepanzert, doch ohne Helm, in Begleitung des päpstlichen Vikars und von 25 Verschworenen aus der Kirche S. Angelo eben dorthin und erklärte in einer prunkvollen Rede, daß er aus Liebe zum Papste und zum römischen Volke seine Person jeder Gefahr aussetzen wollte. Mit Jubelrufen begleitete man die Verlesung der neuen Verfassung, nach der jedes Unrecht künftig bestraft und die Einnahmen der Stadt allein zu ihrem eignen Vorteil verwandt werden sollten. Einstimmig und freudetrunken erklärte man die Senatoren für abgesetzt und gab ihm das Recht, neue Beamte zu ernennen, ja sogar das über Leben und Tod. Als eine Taube über seinem Haupte

flatterte, galt dies für ein Zeichen, daß der heilige Geist ihm dies alles eingegeben habe. Wenige Tage danach nannte er sich unter allgemeiner Zustimmung „Nikolaus, durch den Beistand unsres gnädigsten Herrn Jesus Christus der Gestrenge und Gnädige, Tribun der Freiheit, des Friedens und der Gerechtigkeit, erlauchter Befreier der römischen Republik". Er jagte an der Spitze des Volkes die Adligen aus der Stadt und begann sie dann einzeln vor seinen Richterstuhl zu fordern. Zögernd und der Not gehorchend unterwarfen sich die Colonna, die Savelli, Orsini und versprachen zugleich, keine andern Abzeichen auf Schild und Wohnung zu tragen, als die des Papstes und des römischen Volkes. Alle gelobten „unter Thränen", von dem beständigen Hader zu lassen und ihre Streitigkeiten vor das Gericht zu bringen, das Cola selbst aus Leuten von anerkannt rechtlicher Gesinnung auf dem Kapitol zusammenberief. So wurden in kurzer Zeit 1800 „Feindschaften auf Leben und Tod" beigelegt und endigten mit Händedruck und Friedenskuß. Zur Not stand freilich auch eine Stadtmiliz von 1300 Fußsoldaten und 360 Reitern jedes Winkes gewärtig. Furcht und Ehrfurcht hielten alle Übelthäter in Banden. Mit Staunen meldet ein Zeitgenosse: „Die Wälder freuten sich, daß kein Räuber mehr in ihnen hauste, die Stiere konnten den Acker pflügen, die Pilger fingen wieder an, die Heiligtümer zu besuchen, und die Kaufleute zogen ihres Weges mit ihrer Ladung, sie ließen die Waren bei Nacht auf der Straße und fanden sie morgens wohlbehalten wieder, Furcht und Zittern befiel die Tyrannen, und die braven Leute freuten sich, daß sie aus der Sklaverei befreit waren."

261. Cola di Rienzo. Nach einem gleichzeitigen Bildwerke.

Seine Herrschaft in Italien.

Der Papst, obwohl nicht ohne Besorgnis, ernannte nun selbst den Tribunen und den Vikar, den Bischof von Orvieto, zu Rektoren der Stadt. Allein jener dachte nur zu bald an eine Erweiterung seiner Macht. In alle Hauptstädte Italiens sandte er unbewaffnete Boten mit Silberstäbchen und lud sie ein, durch Abgeordnete und durch Soldaten das Werk des Friedens und der Sicherheit zu fördern. Am 1. August hoffte er auf solche Art die Einigung Italiens zu gründen. Nur wenige Signori, wie die della Scala, die Malatesta, die Gonzaga, spotteten anfangs und folgten doch endlich dem allgemeinen Beispiele. Selbst die Königin Johanna von Neapel, die mit dem Bruder ihres ermordeten Gemahls im Kampfe lag, erwählte den Tribunen zum Schiedsrichter.

Colas Übermut und Sturz.

Allein nur zu bald zeigte sich die Unhaltbarkeit dieser neuen Machtstellung. Cola besaß weder Kenntnisse noch Fähigkeiten, noch Charakter genug, das phantastische Werk, das durch Überraschung der Gemüter gegründet war, zu erhalten oder gar fortzusetzen. Seine Mahlzeiten wurden schwelgerisch, seine Aufzüge prunkvoll. Sowohl sich selbst,

als seine schöne Gemahlin, ließ er von Pagen und Jungfrauen aus dem höchsten Adel begleiten und einmal, als er zur Kirche ging, alle Buden in den Straßen niederreißen, um Platz für sein Gefolge zu schaffen. Er ließ sich gern erzählen, das Volk glaube, er sei nicht der Sohn des armen Gastwirts Lorenzo, sondern vielmehr des Kaisers Heinrich VII. Als am 1. August die Abgeordneten aus ganz Italien erschienen, nahm er erst das „Ritterbad" in der berühmten Taufwanne, in der einst der Papst Silvester den Kaiser Konstantin vom Aussatz gereinigt haben sollte, ließ sich von einem Orsini Schwert und Sporen anlegen und erklärte dann, durch ein neues Gesetz, „vermöge der Macht und Gnade des heiligen Geistes", alle Städte Italiens für frei, Rom aber zum „Haupte des Erdkreises". Endlich forderte er alle Gewalt, die das römische Volk bisher andern übertragen hatte, zurück und lud Kaiser, Könige und Kurfürsten, Herzöge, Fürsten und Grafen ein, bis zum Pfingstfeste ihre vermeintlichen Machtansprüche vor das Tribunal des Volkes zu bringen. Als der päpstliche Vikar Einspruch erheben wollte, übertönte ihn der Jubel der Massen; als er den schriftlichen Protest, den er sofort vor Zeugen von einem Notar aufnehmen ließ, zu verlesen wünschte, begannen die Trompeten und Pauken, die den Beginn des Festmahls und der allgemeinen Volksspeisung verkündigten. Naiv genug nahm er selbst an dem ersteren teil und speiste allein mit dem Tribunen am marmornen Tisch, allein der Bruch war doch unvermeidlich. Bald fanden sich Colas Gegner insgeheim zusammen, und ihm selbst fehlte die Sicherheit eines selbstlosen guten Gewissens. Als er von Hinterlist und Verrat der Barone hörte, ließ er viele nach einem Gastmahle gefangen nehmen, mit dem Tode bedrohen und amnestierte sie dann doch. Schon am 20. November wagten sie unter Anführung eines Colonna einen Sturm auf die Stadt. Trieb auch das Volksheer unter dem Befehl eines Orsini sie zurück und tötete vier Colonnas, so war doch die Stellung des Tribunen bereits tief erschüttert. Ein Legat des Papstes, der heimlich das Volk durch Priester bearbeiten ließ, that ihn in den Bann. Als die Barone von draußen die Stadt umlagerten und drinnen der Pfalzgraf Pipino im Namen des Papstes Barrikaden baute, ließ Cola vergebens die Sturmglocke des Kapitols läuten. Ein Jude zerrte unablässig am Strange, aber es kamen nur so viele, um „mit ihnen das Schicksal Roms beweinen zu können". Cola flüchtete zuerst in die Engelsburg, dann verkleidet zum Könige von Ungarn, endlich zu Karl IV., der ihn an Clemens VI. in Avignon auslieferte.

Colas letztes Auftreten.

Hier saß er im Gefängnis, bis Innocenz VI. (1352—62) auf den Thron kam, der den Gedanken faßte, die Popularität des römischen Tribunen zur Herstellung der päpstlichen Herrschaft im Kirchenstaate zu benutzen. Ein spanischer Kardinal, Gil d'Albornoz, ein ebenso bewährter Kriegsmann wie Diplomat, erschien in Begleitung Colas 1354 in Rom, ernannte den ehemals so hoch verehrten Tribunen zum Senator und gab dem päpstlichen Besitztum eine neue Verfassung, die sogenannte Egidische Konstitution. Mit lauter Freude begrüßte das Volk diese Neuerung, weil sie den Sturz der peinvollen Adelsherrschaft verkündete. Aber nur zu bald verlor der Senator durch unmäßige Strenge und Steuerdruck die Liebe seiner Anhänger und fand ein schmähliches Ende (1354).

Sein Ende.

Verstärkt durch die Reisigen der Colonna und Savelli, zogen am Morgen des 8. Oktober 1354 bunte Scharen, teils bewaffnet, teils unbewaffnet, viele Frauen und Kinder auf das Stadthaus und riefen: „Es lebe das Volk, Tod dem Verräter Cola di Rienzo, Tod ihm!" In glänzender Rüstung eilte der Bedrohte in den oberen Saal und trat hinaus auf den Balkon, um zu sprechen. Allein man überschrie ihn und gab Steine und Pfeile zur Antwort. Alles hatte ihn verlassen, nur drei Menschen waren noch bei ihm. Da ließ er sich, schon verwundet, an einem Tuch in den inneren Hofraum hinab und gedachte, da er nicht als Held zu sterben vermochte, sich durch eine List der Spitzbuben zu retten. Er zog die Rüstung aus, schnitt den Bart ab, schwärzte sein Antlitz und drängte sich durch eine Nebenpforte unter das wütende Volk, das eben beschäftigt war, Feuer an das verrammelte Hauptthor zu legen. Trotzdem er mit lauter Stimme rief: „Hinauf, hinauf zu dem Verräter", verrieten ihn seine goldenen Armbänder, von denen er sich nicht hatte trennen können. Nun schleppte das Volk den unglücklichen Mann unter Mißhandlung zu der Armensünderstätte vor den Käfig der städtischen Löwen. Hier stand er fast eine Stunde, ehe sich jemand entschließen mochte, das Schwert mit seinem Blute zu beflecken. Erst als der Ruf „Nieder mit ihm" immer lauter wurde, stieß ihm ein gemeiner Mann seine Waffe in den Leib, und nun eilten viele herbei, um ihr Schwert mit seinem Blute zu röten. Sein

Leichnam wurde, schrecklich verstümmelt, durch die Straßen Roms gezerrt und endlich von Juden verbrannt. So endete der Mann, welchen Lord Byron „die Hoffnung Italiens und den letzten Römer" nennt. In bitterem Schmerze schrieb Petrarca: „Auf jenen Mann, den ich lange vorher kannte und liebte, hatte ich die letzte Hoffnung für die Freiheit Italiens gesetzt. Was auch immer das Ende sein mag, ich kann nicht aufhören den Anfang zu bewundern. Was ihm allein als Verbrechen vorgeworfen wird, deshalb erscheint er mir nicht ehrlos, sondern ruhmgeschmückt, daß er nämlich den Gedanken zu fassen wagte, die Republik solle gerettet und frei sein, und über Römerreich und Römerregierung nur in Rom verhandelt werden. O, ein Verbrechen, dessen Thäter ans Kreuz geschlagen und von Geiern zerfleischt zu werden verdient!"

Reaktion.

Der schlaue Kardinallegat brachte in kurzer Zeit den Kirchenstaat mit ebenso viel Klugheit als Grausamkeit unter die Herrschaft des Papstes, und der sanftmütige Urban V. (1362—70) weilte mehrere Jahre unbehelligt vom mächtigen Adel in der ewigen Stadt, kehrte jedoch gegen das Ende seines Lebens nach Avignon zurück.

262. Zusammentritt des Konklave. Nach Picart, „Cérémonies religieuses".

Das Schisma.

Der Tod seines Nachfolgers, Gregors XI. (1370—78), der durch die Ermahnungen der frommen Katharina von Siena bewegt wurde, 1377 für immer nach Rom zurückzukehren, gab die Losung zu jener unheilvollen Spaltung, die beinahe 40 Jahre die päpstliche Kirche in Verwirrung setzte. Obwohl von den sechzehn Kardinälen nicht weniger als elf geborene Franzosen waren, wurde das Konklave durch das laute Toben des Volkes: „Wir wollen einen Römer, einen Römer!" so sehr geängstigt, daß sie den Erzbischof von Bari als Urban VI. (1378—89) auf den päpstlichen Stuhl erhoben. Allein wenige Wochen später beleidigte dieser durch seinen fanatischen Reformeifer die Mehrzahl derselben: verlangte er doch, sie sollten bei ihren Mahlzeiten nur ein Gericht genießen und von niemand Geschenke annehmen. Das war zu viel. Sie begaben sich im September 1378 nach Anagni, erklärten dort die vorige Wahl für ungültig und wählten den Kardinal Robert von Genf als Clemens VII. (1378—94) zum Papst. Verfolgt von Urbans Söldnern und selbst von den Neapolitanern vertrieben, flüchtete dieser über Marseille nach Avignon, wo er zunächst von sechs zurückgebliebenen Kar-

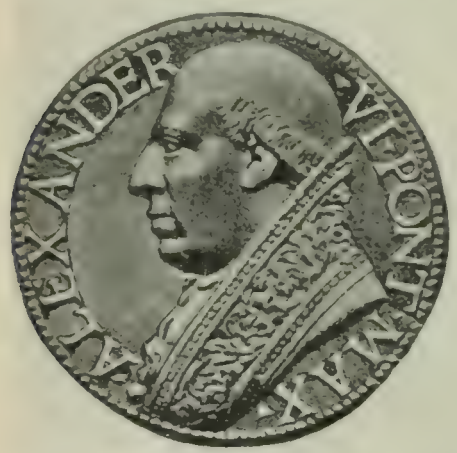
dinälen, bald auch von den Königen Frankreichs, Schottlands, Kastiliens und Neapels anerkannt wurde. Seitdem blieb die fromme Christenheit im beständigen Zweifel, bei welchem von beiden der heilige Geist sich befinde, während jeder Papst von dem andern überzeugt war, daß er in die Hölle gehöre.

Drei Päpste zu gleicher Zeit.

Mehr noch führte die Kostbarkeit der beiden päpstlichen Hofhaltungen die Christenheit zu der Überzeugung, daß die Einheit der Kirche hergestellt werden müsse. Die Universität Paris, die damals unter ihrem berühmten Kanzler Johann Gerson für die einzige Autorität in kirchlichen Angelegenheiten galt, erklärte nach dem Vorgange von Oxford, daß ein Konzil über den Päpsten stehe, und bewog die Kardinäle auf den 25. März 1409 ein solches nach Pisa zu berufen. Wenn nun auch voll Erbitterung und Trotz sowohl Gregor XII. nach Aquileja, als auch Benedikt XIII. nach Perpignan ein Gegenkonzil beriefen, so behielt doch jenes, auf welchem sich neben 22 Kardinälen und über 170 höheren Geistlichen über 300 Doktoren eingefunden hatten, die alleinige Autorität. Beide Päpste wurden hier als Schismatiker, Ketzer und Meineidige für abgesetzt erklärt und ein Franziskaner als Alexander V. erhoben. Dennoch fanden

Die Konzile.

auch die beiden abgesetzten Päpste noch ihre Anerkennung, und erst dem Konzile zu Konstanz (1414—18) gelang es, Martin V. (1417—31) zum alleinigen Oberhaupte der Kirche zu erheben, wie in der Geschichte des Kaisers Sigmund bereits erzählt worden ist. Die versprochenen Reformen wußte er ebenso geschickt zu verhindern, wie sein Nachfolger Eugen IV. (1431 bis 1447) auf dem Konzil zu Basel (1431—49); vielmehr sah dieser 1439 in Florenz, wohin er einen Teil der Mitglieder zu kommen bewogen hatte, seine Herrschaft selbst über das Byzantinische Reich anerkannt, dessen Kaiser für das große Opfer, das ihm die Union beider Kirchen auferlegte, die Hilfe der römischen Christen erwartete. Allein bei seiner Rückkehr wagte er nicht einmal in seiner Hauptstadt das neue Übereinkommen bekannt zu machen, und bald zeigte sich, daß die griechischen Priester lieber den Türken als den römischen Päpsten gehorchen wollten. Nur Gelehrte, wie Bessarion und andre, fanden volle Befriedigung in der römischen Welt. Niko-



263. Papst Alexander VI.
Darstellung auf seiner Krönungsmedaille (1492).
(Königl. Münzkabinett in Berlin.)

Union mit der griechischen Kirche.

Nikolaus V.

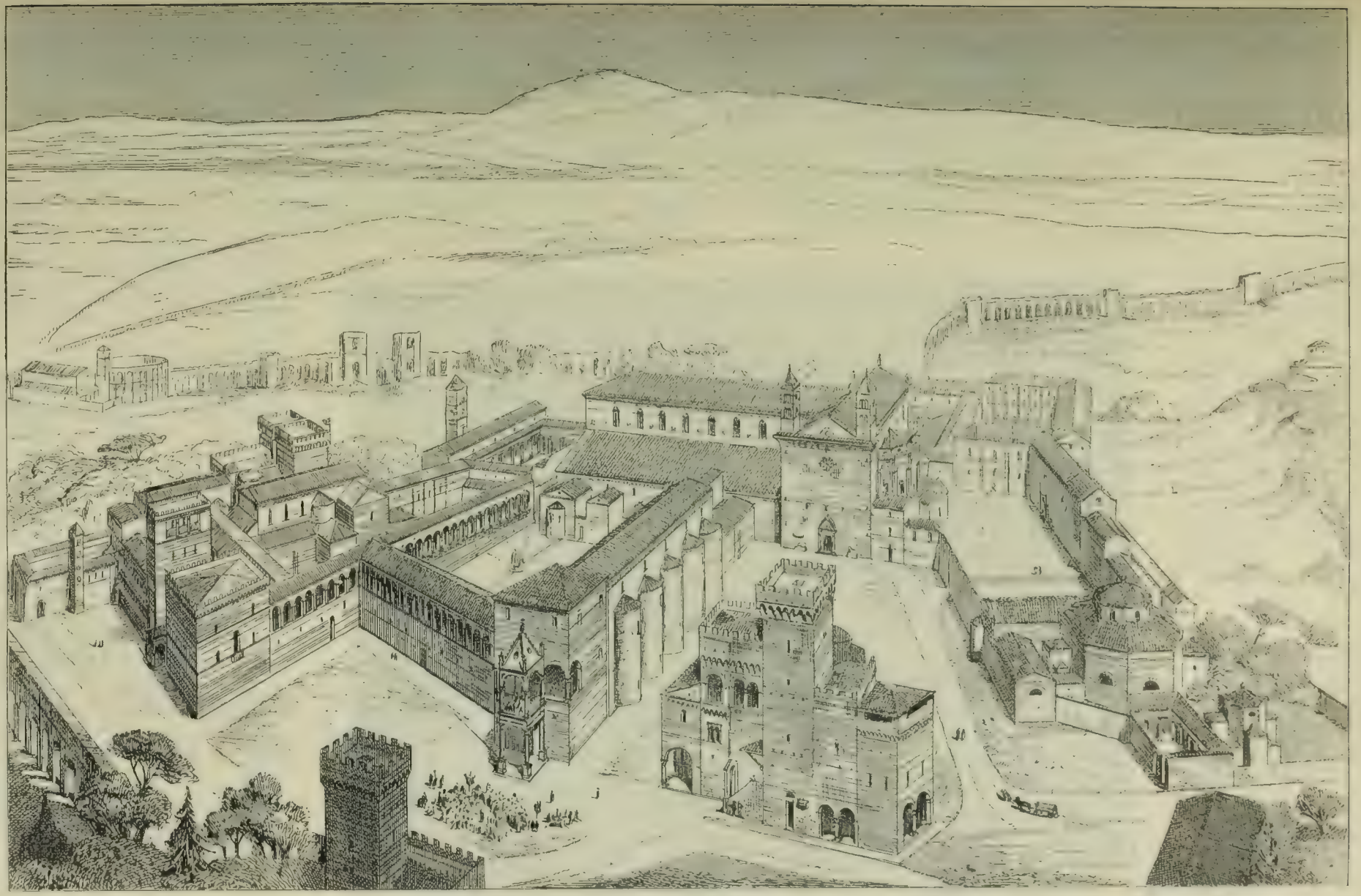
laus V. (1447—55), der gelehrte und geistvolle Sohn eines Professors in Pisa, hatte wenig Interesse für die Händel der großen Welt und verwandte die reichen Geldmittel, die ihm im Jubeljahr 1450 zugeführt wurden, lieber zur Gründung der weltberühmten Vatikanischen Bibliothek. Gegen Künstler und Gelehrte war er freigebig und gütig, sonst ein Tyrann. Sein zweiter Nachfolger, der oft genannte Enea Silvio Piccolomini, einst der kühnste und begabteste Vorkämpfer der Reformation auf dem Baseler Konzil, zugleich der berühmteste Kenner und Nachahmer der römischen

Pius II.

Dichter, war als Papst Pius II. (1458—64), eifrig bemüht, seine Jugendpoesien aufzusuchen und zu vernichten, und verbot alsbald jede Appellation an ein Konzil als eine schwere Sünde. Sein ganzes Bemühen, einen allgemeinen Frieden und einen gemeinsamen Kreuzzug zustande zu bringen, zerrann ohne Wirkung, als er im Angesichte der venezianischen Schiffe, die sich zu diesem Zwecke in Ancona versammelt hatten, sein Leben aushauchte. Seine vier Nachfolger kämpften gegen die neue Bildung des Humanismus, bereicherten ihre Nepoten, begünstigten die Inquisition und die Hexenprozesse

Alexander VI.

und sorgten auf jede Art, ihre weltliche Herrschaft zu befestigen. Alexander VI. (1492—1503), aus der spanischen Familie Borgia, hat man den Virtuosen des Verbrechens genannt, da ihm Verrat und Mord, Meineid und heimliches Gift bekannte und oft gebrauchte Mittel waren, die er nicht nur in der Not, sondern auch gewissermaßen aus Vorliebe anwandte, um seine niederen wie seine edleren Leidenschaften zu befriedigen.



264. Der Lateran in Rom zu Beginn des 14. Jahrhunderts. Nach Rohault de Fleury.

Im Hintergrunde sieht man die Albanerberge, Teile der Stadtmauern und der Wasserleitung des Claudius; rechts die Hange des Mons Caelius und die Kirche S. Stefano rotondo; die Mitte nimmt der Palast ein; im Vordergrunde sind die nach damaligem, Gebrauche mit Türmen versehenen und einer Festung gleichenden Wohngebaude der Familie Anibaldi. Unter den Baulichkeiten des Palastes bemerkt man ruckwarts die Basilika mit ihren beiden Türmchen, dabei den Vorhof und einen alleinstehenden Glockenturm (Campanile). Zur Linken stehen Türme, die den Zugang zu den päpstlichen Wohnraumen schützen; Galerien verbinden die Gemacher des Papstes mit der Basilika und dem an der Seite mit fünf Apsiden versehenen großen Saal, in dem die Konzile abgehalten wurden. Anstoßend an diesen Saal, auf dem Platze, das unter Bonifaz VIII. errichtete kleine Gebaude, von dem aus der Papst das Volk segnete.

Cesare Borgia.

Von seinen drei Söhnen war Giovanni schon durch Ferdinand den Katholischen zum Herzog von Gandia (Valencia) erhoben und erhielt 1497 noch dazu durch den Vater das Herzogtum Benevent samt den Grafschaften Terracina und Pontecorvo, wurde aber wenige Tage später von seinem älteren Bruder Cesare aus Eifersucht ermordet. Dieser, trotzdem des Vaters Liebling, mußte nun zwar dem geistlichen Stande entsagen, erhielt aber 1498 vom Könige von Frankreich, zu dem er als Gesandter geschickt wurde, das Herzogtum Valentinois und bald darauf die Hand der Charlotte d'Albret, einer Tochter des Königs von Navarra. Trotzdem strebte er vor allem nach einem Fürstentum von größerem Umfange in Italien selbst. Durch Kühnheit und Verrat, durch unerhörte Grausamkeit und durch Meineide vertrieb er aus den einzelnen Städten der Romagna alle kleinen Tyrannen und wurde selber, von seinem Vater zum Herzog von Romagna (1501) ernannt, der ärgste.

265. Cesare Borgia. Nach dem Gemälde Raffaels.

Wie er seinen eignen Bruder getötet hatte, um ihn zu beerben, so that er es auch mit seinem Schwager, dem Herzog von Bisceglia. Erst ließ er ihn auf der Treppe seines Palastes von Banditen anfallen und spottete, als die Gattin, Lucrezia, und die Schwester den Verwundeten pflegten und ihm die Speisen kochten, um ihn vor Gift zu sichern: „Was zu Mittag nicht geschehen, wird sich auf den Abend thun lassen." Einige Tage später drang er in das Zimmer des Genesenden, trieb beide Frauen hinaus und ließ ihn erwürgen. Den Liebling seines Vaters, einen gewissen Peroto, den er haßte, verfolgte er, bis dieser sich unter den Mantel des Papstes flüchtete; hier stieß er ihn nieder, daß das Blut dem Papste in das Gesicht spritzte. Dabei war er nicht ohne Großheit; so stark, daß er einem Stier den Kopf mit einem Hieb abtrennte, freigebig und der schönste Mann in Rom. In der Stadt zitterte alles vor ihm, und die Umgegend mußte stets gerüstet sein. Bald eroberte er die Fürstentümer Piombino, Urbino, Camerino und zerriß mit diplomatischem Geschick und militärischer Kühnheit die Kette, mit welcher ihn ein Bund von römischen Adelsfamilien zu fesseln suchte. Nach der Schlacht bei Sinigaglia schien er nicht ohne Aussicht, das ganze Territorium des Kirchenstaates als erbliches Fürstentum in seine Gewalt zu bringen. Der edle Florentiner Machiavelli sah bereits in ihm den weltlichen Heiland Italiens und hoffte, wie er es im „Principe" ausspricht, daß er mit gewaltiger Hand alle Forestieri (Ausländer) vertreiben werde. Allein er und sein Vater, der Papst, tranken im August 1503 aus Versehen von dem Gifte, welches sie für einen Kardinal bereitet hatten. Cesares Geisteskrankheit — er starb erst 1520 — und Alexanders Tod zerstörten alle hochfliegenden Pläne.

So endete jener lasterhafte Papst, dessen Machtspruch noch 1493 von den Spaniern und Portugiesen demütig eingeholt wurde, um ihren Streit über den Besitz einer neuen Welt zu entscheiden. Freilich vermochten die Gelehrten beider Nationen den Meridian nicht zu finden, welchen er durch einen Kreidestrich auf dem Erdglobus als Grenzlinie bezeichnete. Mit Hilfe der Franziskaner gelang es ihm 1498, dem frömmsten Mönche Italiens, Girolamo Savonarola, der gegen ihn predigte, ein peinvolles Ende zu bereiten und zwei Jahre

später, im Jubeljahre 1500, von hunderttausend Pilgern aller Nationen soviel Geld zu erpressen, daß er die Spielschulden und die Söldnerscharen seines Sohnes bezahlen, seine Tochter Lucrezia reich ausstatten und selber die wüstesten Orgien feiern konnte. Als er die Gefahr ahnte, welche die wertvollste Erfindung des Jahrhunderts der päpstlichen Macht durch Schöpfung und Zunahme eines gebildeten Bürgertums drohte, ordnete er zuerst, aber noch mit nur geringem Erfolg, eine strenge Beaufsichtigung der Druckereien an. Wie er durch seine äußere Politik ganz Italien zum Tummelplatz fremder Nationen gemacht hat, wird in der französischen Geschichte mitgeteilt werden.

Julius II.

Nach der 26tägigen Herrschaft Pius' III. wurde Julian delle Rovere erhoben, der sich Julius II. nannte. Er hatte den Kardinälen alle verlangten Eide geleistet, denn er gedachte, keinen zu halten. Sein Sinn war einzig darauf gerichtet, zu gunsten des päpstlichen Stuhles den Staat der Kirche zu erweitern, als dessen zweiten Gründer man ihn betrachten kann. Zu Michelangelo, der seine Statue für Bologna fertigen sollte und ihn fragte, ob er ihm das Evangelienbuch offen oder geschlossen in die Hand geben solle, sprach er: „Gib mir ein Schwert, ich bin kein Gelehrter!" Obwohl in allen Teilen seines Landes, bis in die Burg von Rom, die Parteien der Orsini und Colonna, der Vitelli und Baglioni, der Varani, Malatesta und Montefeltri sich befehdeten, so brachte er sie mit Waffengewalt zur Ruhe. Man verglich ihn mit dem Vergilischen Neptun, der aus den Wogen emporsteigt und durch seinen Blick ihr Toben besänftigt. Er wußte sich Cesare Borgias zu entledigen und dessen Schlösser an sich zu bringen, sein Herzogtum nahm er selbst ein. Er verdrängte Johann Bentivoglio aus seinem Palaste zu Bologna, er kämpfte selber an der Spitze seiner Scharen und hielt über den gefrorenen Graben durch eine Bresche seinen Einzug in Mirandola, er rang unaufhörlich mit den mächtigen Venezianern und riß zuletzt Parma, Piacenza, selbst Reggio an sich, so daß sein Gebiet sich von dort bis nach Terracina erstreckte. Dabei verstand er zu regieren und erwarb die Zuneigung seiner Unterthanen. „Sonst", schreibt Machiavelli, „war kein Baron klein genug, um die päpstliche Macht nicht zu verachten: jetzt hat ein König von Frankreich Respekt vor ihr." Und zwar nicht mehr die kirchliche Hoheit eines Gregor VII., Alexander III. und Innocenz III. war es, die man fürchtete, sondern die rein weltliche Macht des italienischen Fürsten, der sich Papst nannte. Eine ebenso rein weltliche Hoheit aber ist es auch, die ihren Strahlenkranz aus jenen Zeiten des Lasters und der Gottlosigkeit bis in die unsern unverlöschlich um das Haupt Julius' II. leuchten läßt. Was der fromme Glaube verlor, gewann die

266. Papst Julius II. Nach dem Gemälde von Raffael.

Kunst. Kein passenderes Zeichen der Zeit gibt es, als den großartigen Bau der St. Peterskirche. Trotz des Widerspruches der Kardinäle befahl der Papst jene altehrwürdige Basilika niederzureißen und gab Bramante den Auftrag, über den Gebeinen der heiligen Apostel einen neuen Dom nach dem Vorbilde des heidnischen Pantheons des Agrippa zu wölben. Bald darauf breitete auf den Wänden der Camera della segnatura (des Zimmers, in welchem der Papst die Bullen unterzeichnete) Raffael mit genialem Pinsel die ganze Gedankenwelt der Zeit in der Disputa (der Theologie), der Schule von Athen (Philosophie), der Poesie und der Jurisprudenz aus. Aber, wie in der Stanza d'Heliodoro der Maler schon zur Verherrlichung des Papsttums zurückkehrt, berief Julius II. 1512 ein Konzil nach dem Lateran, um die alten Vorrechte des Bischofs von Rom von neuem sicherzustellen; doch blieb es seinem Nachfolger, Leo X., vorbehalten, dasselbe abzuschließen (1517).

So steht Julius II., dessen ehrwürdige Gesichtszüge uns Raffael und Michelangelo aufbewahrt haben, an der Scheide beider Zeiten und erscheint würdiger, dem Zeitalter den Namen zu geben, als sein Nachfolger, nach dem es allezeit benannt wird. Von dem Grabmale, das jener größte Bildhauer des Jahrhunderts mit gegen 40 Statuen zu schmücken gedachte und über dem er ein halbes Leben lang grübelte und nachsann, ist nichts zustande gekommen, als der zürnende Moses, der heute in S. Pietro in vincoli seinen Platz gefunden hat und mit seinem genialen Antlitz ebenso sehr an die Züge des Auftraggebers wie an die des Künstlers erinnert.

Beide Sizilien.

Lostrennung Siziliens von Neapel.

Der grausame Massenmord zu Palermo nach der Vespermesse des Ostermontags 1282 (s. S. 167 f.) hatte die Bevölkerung der Insel Sizilien für immer mit dem Herrscherhause Neapels entzweit. Karl I. von Anjou strebte vergebens, dem Könige Peter von Aragonien jenen schönsten Teil seines Reiches wieder zu entreißen. In seiner Heftigkeit ging er soweit, seinen Gegner zum Zweikampfe nach Bordeaux zu fordern, ließ ihn dann aber vergebens warten, da er selbst den Mut verloren hatte. Zu derselben Zeit gelang es dem sizilischen Seehelden Ruggiero da Loria Karls ältesten Sohn gleichen Namens mit der Flotte aus dem Hafen Neapels in die offene See zu locken, zu besiegen und gefangen zu nehmen. Da die Kardinäle, welche der Papst schickte, seine Befreiung nicht erlangen konnten, der König von Neapel selbst aber auch jetzt nicht die Insel für den Sohn geben wollte, so war dieser noch in der Gefangenschaft, als Karl I. am 7. Januar 1285 starb. Erst Peters Sohn, König Jakob von Sizilien (1285—96), ließ sich durch Alfons II. von Aragonien und Eduard II. von England gegen allerlei Zusagen bestimmen, seinen hohen Gefangenen freizulassen (1288). Karl II. (1288—1309) handelte zwar treulos, indem er sich durch den Papst, der zugleich Alfons und Jakob in den Bann that, für das Versprechen, Sizilien künftig stets durch einen Kardinal verwalten zu lassen, von allen Eiden lossprechen ließ, aber die Aragonesen zwangen ihn doch, nach zwanzigjährigem Kampfe 1302 einen Vertrag einzugehen, nach welchem König Friedrich, der inzwischen an die Stelle seines älteren Bruders Jakob getreten war, die Insel Sizilien behielt (bis man ihm zum Besitze Sardiniens verhelfen würde) und Karls II. Tochter Eleonore zu heiraten versprach. Als König Karl II. sieben Jahre später (1309) starb, hinterließ er von seiner ungarischen Gemahlin nur einen Sohn Robert, welcher nach der Bestimmung des Papstes den Thron von Neapel erbte, während sein Enkel, von einem älteren bereits 1295 verstorbenen Sohne Karl Martell, Karl Robert, inzwischen (1308) König von Ungarn geworden war. König Robert (1309—43), der im Bunde mit dem Papste und mit Florenz die welfische und französische Partei in ganz Italien zum Siege zu führen suchte und Heinrich VII. mit allen Mitteln entgegentrat, zeichnete sich auch als Freund der Wissenschaften aus. Seine Versuche, Sizilien wiederzugewinnen, blieben ebenso vergeblich wie die seiner Vorgänger.

Johanna I. von Neapel.

Da sein einziger Sohn Karl von Kalabrien bereits im Jahre 1328 gestorben war, so folgte ihm dessen Tochter Johanna I. (1343—82). Kaum hatte die junge,

leidenschaftliche Königin nach dem Wunsche des Großvaters sich mit Andreas von Ungarn vermählt (einem jüngeren Sohne Karl Roberts), der mit Gewalt nach der Herrschaft strebte, so zerfiel die Bevölkerung in zwei einander wütend bekämpfende Parteien, die ungarische und die der Vaterlandsfreunde. Während die Königin selbst an der Spitze der letzteren stand, ließ der König, welcher Block und Beil auf sein königliches Banner gesetzt hatte, ihre Anhänger einkerkern, mißhandeln und hinrichten. Kaum hatte er 1345 gegen ihren Willen durch die Gunst Papst Clemens' VI. die Aussicht erlangt, gekrönt zu werden, so lockten ihn Verschworene zu einer Lustpartie in die Gegend von Aversa und erdrosselten ihn in einem Schlosse nahe der Stadt. Die ausschweifende

267. Schloß Zisa bei Palermo.

Dieses Schloß wurde von den Arabern im 9. oder 10. Jahrhundert erbaut; trotzdem es zumal im Innern in den folgenden Jahrhunderten viele Veränderungen erlitten hat, ist es doch das wichtigste Denkmal arabischer Baukunst auf Sizilien. Die Grundform ist ein längliches Viereck, mit vortretenden Erkern an den Seiten. Die hohen Mauern mit ihren zahlreichen Fenstern und Arkaden, die zwar zumeist blind, aber sämtlich mit einfachem und geschmackvoll profiliertem Simswerk umgeben sind, bieten einen großartigen Eindruck. Die Form der Bogen ist kaum spitzbogig zu nennen; an den beiden Enden sieht man sogar die überhöht rundbogige Form. Durch Gesimsbänder sind sie in drei Stockwerke geteilt; oben lief einst ein aus einer ungeheueren arabischen Inschrift bestehender Fries, als Bekrönung und Brustwehr dienend. Als man das Schloß befestigte, wurden die steinernen Charaktere zu Zinnen umgewandelt. Große Gärten mit Orangen-, Granatäpfel- und Zitronenbäumen, sowie Pinien umgeben das Schloß; einst lag auch — nach echt arabischer Sitte — dem die Mitte des Gebäudes bildenden Hauptsaale gegenüber ein großes Wasserbassin.

Königin that zum mindesten nichts, um den Mord zu strafen, sondern reichte offen ihrem Vetter Ludwig von Tarent die Hand zur Ehe, während ein andrer Vetter, Karl von Durazzo, aus Eifersucht an der Spitze der ungarischen Partei mit wilden Söldnerscharen das Königreich durchzog und den König Ludwig den Großen einlud, die Rache für den Mord seines Bruders Andreas zu vollführen.

König Ludwig von Ungarn in Neapel.

Ohne den Thatbestand zu untersuchen, erklärte der König von Ungarn seine Schwägerin für schuldig an dem Morde seines Bruders und dessen nachgeborenen Sohn Karl Robert (geboren am Ende des Jahres 1345) für den einzig berechtigten Thronerben von Neapel, nötigte die Königin zur Flucht nach der Provence, ließ eine

Menge Menschen, Schuldige und Unschuldige, hinrichten — darunter Karl von Durazzo, weil er den Mord des Andreas nicht verhindert habe — stattete viele Ungarn mit Ämtern und Gütern aus und segelte im Mai 1348 von Barletta ab, nachdem er den strengen und habsüchtigen Fürsten Stephan von Siebenbürgen zum Statthalter ernannt hatte. Kaum aber war er abgereist, so kehrte Johanna, welche inzwischen auch durch Überlassung von Avignon (für 80000 Goldgulden) die Gunst des Papstes für sich und ihren Gemahl erlangt hatte, in ihr Königreich zurück. Mit wechselndem Glücke wurde mehrere Jahre hindurch gekämpft, bis durch päpstliche Vermittelung 1352 ein Friede zustande kam, nach welchem Ludwig der Große für 300000 Goldgulden — die er jedoch nie erhielt — auf das Königreich Neapel verzichtete, dessen junger Erbe Karl Robert bereits in Ungarn gestorben war.

Vier Ehen der Königin Johanna.

268. Medaille mit den Bildnissen des Königs René und seiner zweiten Gemahlin Johanna von Laval.

Von Petrus de Mediolano, aus dem Jahre 1462. René war damals 54 Jahre alt. Nach dem Exemplar im Königl. Münzkabinett zu Berlin, etwas verkleinert.

Trotzdem nun Ludwig von Tarent, der inzwischen vom Papste schon den Titel eines Königs von Jerusalem erhalten hatte, in Neapel feierlich gekrönt wurde, dauerten die kriegerischen Zustände des Königreiches bis zu seinem Tode (1362) unablässig fort. Noch zweimal vermählte sich die Königin Johanna, der mit der Zeit das Alter verbot zu sündigen, einmal mit dem Titularkönige Jakob von Mallorca, der 1374, in allerlei heimische Streitigkeiten verwickelt, in Spanien starb, und zum andernmal mit dem Prinzen Otto von Braunschweig (Grubenhagen), welcher sie überlebte. Inzwischen war 1372 ein wirklicher und letzter Friedensschluß mit Sizilien nach fast neunzigjährigem Kampfe zustande gekommen. König Friedrich versprach, sich nur „König von Trinacria", nicht von Sizilien zu nennen, weil dieser Titel allein den Königen von Neapel zukomme, und 150000 Goldgulden zu dem an den Papst zu zahlenden Lehnszinse zu geben.

Johannas Tod.

Schon während ihrer dritten Ehe hatte Johanna, deren eigne Kinder alle frühzeitig gestorben waren, Bedacht auf die Nachfolge genommen. Sie bestimmte eine von den drei Töchtern ihrer Schwester Maria, welche mit dem hingerichteten Karl von Durazzo (s. oben) vermählt gewesen war, Margarete, zur Nachfolgerin und vermählte sie 1370 mit ihrem Vetter Karl von Durazzo. Allein der junge Fürst, welcher seine militärische Ausbildung in Ungarn genoß, trat bald immer kecker auf und erlangte, als die Königin sich zum viertenmal verheiratete, von dem Papste Urban VI. die Erlaubnis, sich mit ungarischer Hilfe des Thrones von Neapel zu bemächtigen. Vom Papste belehnt und sogar mit 80000 Goldgulden unterstützt, rückte er in das Königreich ein und bis zur Hauptstadt vor, in die er schon am ersten Tage der Belagerung (1381) seinen Einzug halten konnte. Bald darauf ergab sich Johanna, der ihr deutscher Gemahl nicht zu helfen vermochte, im Castello nuovo. Anfangs wurde sie noch mit einiger Achtung behandelt und geschont; als sie aber insgeheim für den Herzog Ludwig von

Anjou Anhänger zu werben begann, schickte Karl ungarische Mordknechte in ihr Zimmer und ließ sie töten (22. Mai 1382), entweder erdrosseln oder mit Federbetten ersticken.

Karl von Durazzo und das Haus Anjou.

Da die Italiener von jeher den Wechsel ihrer Herrscher geliebt haben, so verdreifachte sich das Heer Ludwigs von Anjou, der gegen Ende 1382 herbeikam, auf dem Zuge durch Ober- und Unteritalien, doch starb er bereits 1384 an einer Erkältung. Nun dachte der junge König Karl von Durazzo sogar daran, den Thron Ungarns in Besitz zu nehmen, der 1382 durch den Tod Ludwigs des Großen erledigt war. Da der Schwiegersohn desselben, Sigmund von Brandenburg, den Magyaren als Deutscher verhaßt war, erlangte Karl bald die Anerkennung als Gubernator, dann als König. Allein die Witwe Ludwigs des Großen, die Königin Elisabeth, lud ihn zu einer Beratung auf ihr Schloß und ließ ihn hier durch ihren Mundschenk mit einem Streithammer tödlich verwunden, so daß er nach wenigen Wochen starb (Februar 1386). Für seinen minderjährigen Sohn Ladislaus (1386—1414) führte in Neapel anfangs Margarete die Regierung, aber alsbald erschien der Witwer der Königin Johanna, Otto von Braunschweig, um das Königreich für Ludwig II. von Anjou in Besitz zu nehmen. Seitdem dauerte der Krieg zwischen der französischen und der Durazzoschen Partei unabläßig fort, bis Ladislaus, der inzwischen für eine kurze Zeit den Thron von Ungarn bestiegen hatte, 1414 verstarb, und so seine Schwester den Thron erbte.

269. Medaille mit dem Bildnis Alfons', des Weisen, Königs von Neapel, Sizilien und Aragonien,

aus dem Jahre 1449, von Viktor Pisanus. Nach dem Exemplar im Königl. Münzkabinett zu Berlin; Originalgröße.

Johanna II.

Johanna II. (1414 bis 1435), bereits 44 Jahre alt und seit dem Tode ihres Gemahls, eines Herzogs Wilhelm von Österreich, an ein fröhliches und ausgelassenes Witwenleben gewöhnt, stand ganz in der Gewalt von Günstlingen. Daher bildete sich in Neapel eine mächtige Gegenpartei, und selbst der Papst bedrängte sie, indem er Ludwig III. von Anjou, den er für ihren rechtmäßigen Erben erklärte, gestattete, sie schon jetzt in Neapel durch seinen Statthalter Sforza zu ängstigen. In solcher Not entschloß sie sich, Alfons V., den König von Aragonien und Sizilien zu adoptieren und zum Erben ihres Königreichs zu bestimmen. Nun begann dieser den Krieg, hielt 1421 seinen Einzug in Neapel, ließ aber 1423 den Geliebten Johannas, Caraccioli, gefangen nehmen und schreckte dadurch die Königin so sehr, daß sie ihren Adoptivsohn jetzt aller Rechte verlustig erklärte und wieder Ludwig III. von Anjou zum Sohn und Erben bestimmte. Allein König Alfons blieb trotz des beständigen Parteiwechsels, sowohl der Höflinge als der Söldnerführer, ja trotz seiner Rückkehr nach Aragonien lange Zeit Herr des Königreiches, bis sein Gouverneur von Neapel, der Condottiere Caldora, zu Ludwig überging und auch die Königin wiederherstellte. Nur die grausame Willkür ihres übermütigen Günstlings ertrug man nicht lange mehr; 1432 wurde er von den Verschworenen in seinem Schlafzimmer niedergestoßen. Als zwei Jahre später Ludwig von Anjou kinderlos starb, gingen alle Ansprüche auf seinen Bruder René,

den Herzog von Bar und Lothringen, über, den auch Johanna, als sie sich dem Tode nahe fühlte, noch einmal zum Erben des Königreichs bestimmte (1435).

Die Geschichte Siziliens bis 1435 bietet nur ein äußerst geringes Interesse dar. Es war kein großer Vorteil für die Insel, daß sie nach dem Tode Jakobs II., von Aragonien als ein eignes Königreich abgetrennt (1296—1402), und ebenfalls keiner, daß sie durch die Vermählung Marias I., der einzigen Erbin aus dieser jüngeren Linie, mit Martin I., aus dem Hause Aragonien, wieder mit dem Hauptstamme vereinigt wurde. Sie befand sich stets in einem Zustande der Zerrissenheit, und nur seine glückliche maritime Lage sicherte das Königreich davor, die Beute irgend eines Prinzen aus Anjou, Neapel oder Ungarn zu werden.

Alfons, König beider Sizilien.

König Alfons (1416—58), (s. Abb. S. 531) der schon seit 1416 in Sizilien und Aragonien herrschte, sah nach dem Tode der Königin Johanna die Aussicht vor sich, nun auch Neapel wieder zu gewinnen, das er einst schon sein eigen genannt hatte. Da René von Anjou im Kampfe um Lothringen mit Anton von Vaudemont einstweilen in Dijon gefangen saß, so eilte er, allen Verteidigungsanstalten der Neapolitaner zuvorzukommen. Allein die Gemahlin des gefangenen René hatte inzwischen Mailand und Genua für sein Interesse gewonnen, und Alfons, in einer Seeschlacht bei Gaëta im August 1435 besiegt, geriet in Gefangenschaft des Herzogs von Mailand. Dieser trat jedoch sofort auf seine Seite über, ließ ihn frei, und Alfons leitete seitdem von Gaëta aus die Bewegung seiner Partei, während René, den endlich der Herzog von Burgund auch losgelassen hatte, in Neapel residierte. Vergebens forderte nun René einen Zweikampf oder eine Entscheidungsschlacht; langsam, aber ununterbrochen gewann der Aragonese einen Vorteil nach dem andern, bis er im Jahre 1442 selbst in Neapel eindrang und sogar mit Papst Eugen IV. Frieden erlangte. Seitdem war ihm der Thron so sicher, daß er wagen konnte, das Königreich Neapel auf seinen einzigen, wenn auch nicht ehelichen Sohn Ferdinand zu vererben, während in Sizilien und in Aragonien sein Bruder, Johann II., folgte.

270. Gonsalvo de Cordova.

Nach einem Stiche des 16. Jahrhunderts.

Die letzten Könige beider Sizilien.

König Ferdinand (1458—94) hatte das Glück, daß er mit dem gleichzeitig erhobenen Papste, Pius II., im besten Verhältnisse stand, die Versuche des Hauses Anjou, Neapel wiederzugewinnen, 1464 ebenso scheiterten wie früher, und daß die Eroberung Otrantos (im Sommer 1480) durch die Türken schon im folgenden Jahre mit dem Tode Mohammeds II. wieder rückgängig wurde. Aber sein Sohn Alfons II. flüchtete vor Karl VIII. von Frankreich, der das Erbe des Hauses Anjou in Besitz nahm, in ein Kloster. Da sein einziger Sohn starb (1496), nachdem er eben die Franzosen vertrieben hatte, kam das Königreich an seinen Bruder Friedrich, welcher jedoch von dem eignen Vetter, Ferdinand II. von Aragonien, der sich zu diesem Zwecke mit Ludwig XII. von Frankreich und Cesare Borgia verbunden hatte, 1501 vertrieben wurde und 1504 in Frankreich starb. Friedrichs Sohn Ferdinand, der junge Herzog von Kalabrien, welcher sich nach der festen Seestadt Tarent geflüchtet hatte, ergab sich im März 1502 dem siegreichen spanischen Feldherrn Gonsalvo, welcher ihm auf die Hostie zugeschworen

hatte, ihn frei abziehen zu lassen, und wurde in eidbrüchiger Weise gefangen nach Aragonien geschleppt.

Das ganze Königreich kommt an Spanien.

Schon nach wenigen Wochen gerieten die beiden Besitzer des Königreichs miteinander in Streit. Als Gonsalvo die Seestadt Barletta besetzte, um mit Hilfe der Flotte jederzeit Verstärkungen aus der Heimat oder aus Sizilien herbeiziehen zu können, unternahm es der französische Gouverneur, der Herzog von Nemours, ihm dieses zu verwehren, und belagerte ihn. Es begann ein Krieg, der in allen Formen eines ritterlichen Turniers geführt wurde. Der edle Bayard vollführte hier seine ersten Heldenthaten, und in Gonsalvos Heer zeichnete sich Pizarro aus, der Vater des Eroberers von Peru. Bei Cerignola entschied am 28. April 1503 das militärische Geschick der Spanier, welche durch vorteilhafte Aufstellung und durch meisterhafte Verwendung des Geschützes den Vorteil errangen, die Zukunft Neapels. Am 14. Mai hielt Gonsalvo de Cordova seinen festlichen Einzug in die Hauptstadt, und nach einem letzten Ringen der Franzosen am Flusse Garigliano, bei welchem auch der aus Florenz vertriebene Peter de Medici den Tod in den Wellen fand, schlossen die Trümmer des geschlagenen Heeres am 1. Januar 1504 die Kapitulation von Gaëta und räumten für immer das Feld. Dem zu erwartenden Kriege zwischen Spanien und Frankreich wurde im Jahre 1505 durch einen Frieden vorgebeugt, nach welchem Ferdinand der Katholische Neapel behielt und — seine Gemahlin Isabella war 1504 gestorben — die Nichte Ludwigs XII., Germaine von Foix, heiratete, deren Nachkommen den streitigen Thron erben sollten. Seitdem wurde Neapel bis zum Jahre 1706 ein spanisches Vizekönigreich, welches an allen Vorteilen des Großstaates keinen, an allen Leiden und Schäden desselben doppelten Anteil bekam.'

Florenz.

Reichtum von Florenz.

Florenz, im Altertum wenig bekannt, hatte sich im Laufe des Mittelalters durch seine Lage in einer anbaufähigen Ebene und zugleich an einem Flusse, anderseits auf der großen Straße nach Rom und in nicht zu großer Entfernung vom Meere, zumeist aber durch die angeborene Tüchtigkeit seiner Bevölkerung zu einem Mittelpunkte des Binnenhandels und der Industrie aufgeschwungen, wie er in Italien nicht seinesgleichen hatte. Während sich der Adel in den blutigen Kämpfen der Guelfen und Ghibellinen ermüdete, schwächte und teilweise den Untergang bereitete, stieg der Bürgerstand durch Fleiß und Sparsamkeit zu immer größerer Macht und Bedeutung empor. Die Wollweberei, für welche Frankreich, Katalonien und England den Rohstoff lieferten, sowie das Wechselgeschäft standen nirgends so in Blüte wie hier.

Kämpfe mit den Ghibellinen. Die Signoria.

Solange noch die Hohenstaufen in Italien ein Königreich besaßen, erhoben die Ghibellinen des benachbarten Pisa und Siena oft genug ihre stolzen Häupter und ihre schneidigen Waffen, aber nach dem Tage von Benevent (1266) einte Karl I. von Neapel fast alle Guelfen unter seinem Banner und besaß auch in Florenz zwölf Jahre lang die Signorie. Dazu kam das eifrige Bestreben Gregors X., bald durch Friedensvermittelung, bald durch Interdikt die Streitenden zur Ruhe zu bringen. Sein Legat stiftete (1278) sogar eine Versöhnung mit den Ghibellinen, denen ein Teil ihrer Besitzungen wiedergegeben wurde, und machte die Einrichtung, daß hinfort statt der zwölf Mitglieder, aus denen die oberste Behörde zusammengesetzt war, vierzehn gewählt wurden, acht Guelfen und sechs Ghibellinen. Aber 1282 erhob sich mit aller Energie das Volk selbst, schaffte die Regierung der Vierzehner ab und stellte drei Prioren der Zünfte (dann sechs, zuletzt zwölf, aber nur der höheren aus dem popolo grasso) an die Spitze, welche auf Staatskosten unterhalten werden und alle vierzehn Tage wechseln sollten. Diese zusammen betitelte man jetzt als Signoria.

Niederwerfung von Pisa.

Florenz war nicht eher im stande, sich zur vollen Blüte des Reichtums und der Macht zu entwickeln, bis das ghibellinische Pisa im Kampfe mit Genua eine schwere Niederlage (1288 bei der Insel Molara) erlitten hatte und durch die Greuelthaten ihrer Parteihäupter — Erzbischof Ruggiero ließ den guelfischgesinnten Signore, Grafen Ugolino, 1288 mit zwei Söhnen und drei Enkeln im Turme verhungern — innerlich zerrüttet

war. Nun zogen die Florentiner im Bunde mit Lucca und Genua vor die Stadt und feierten 1292 unter den Mauern derselben das Johannisfest, ohne daß man wagte, sie zu vertreiben oder anzugreifen. Dann schloß man (1293) mit Pisa einen Frieden, der Florenz den unbeschränktesten Handel gestattete und die Versicherung brachte, daß niemals ein Podestà an die Spitze jener Stadt treten dürfe, der dieser feindselig gesinnt wäre: der erste Anfang einer gänzlichen Unterwerfung.

Demokratie.

Solche Erfolge erfüllten die Bürger von Florenz mit steigendem Übermute, und einer unter ihnen, Giano della Bella, drang auf strenge Gesetze gegen die Adligen. So wurde 1293 bestimmt, daß ein Adliger, der einem Popolanen zu nahe träte, doppelte Strafe erlitt, als wenn dieser dem Adligen etwas angethan hätte. Auch sollte man sich, wenn ein Adliger zu strafen wäre, an jeden Verwandten desselben halten können, wie an ihn selbst. Zur strengen polizeilichen Ausübung dieser Gesetze bestellte man zugleich einen Gonfaloniere della giustizia (Fahnenträger der Gerechtigkeit), der alle zwei Monate neu gewählt wurde. Übrigens schloß man von diesem, wie von den Priorenämtern alle Adligen aus, wenn sie auch durch Handel oder Gewerbe etwa einen Platz unter den Zunftgenossen erlangt hatten. Die bewaffnete Macht aber, welche sich, sobald die Glocke der Prioren angeschlagen ward, zum Schutze der Stadt unter weißem Banner mit roten Kreuzen zu versammeln hatte, bestand anfangs aus 1000, dann 2000, endlich 4000 gewählten Bürgern.

Friede und Freude.

Bei diesem Zustande der Demokratie befand sich die Republik äußerst wohl. Machiavelli rühmt: „Die Bewohner von ganz Toscana gehorchten ihr teils als Unterthanen, teils als Verbündete, und obgleich zwischen Adel und Volk einiger Haß und Argwohn bestand, so lebten doch beide in Frieden.“ Während in den meisten Städten Mittelitaliens die starken Rundmauern nicht hinreichten, um den nötigen Schutz zu gewähren, sondern man jedes größere Privathaus mit einem festen, hohen Turm versah, um den angstvollen Blick in die Nähe wie in die Ferne streifen zu lassen und nötigenfalls eine letzte Zuflucht zu haben (s. Abb. 271), vermochte man hier zuerst auf jene unschöne Zugabe zu verzichten und seiner Wohnstätte den Charakter des Behagens, ja der Anmut aufzuprägen. Von Reichtum erfüllt, mit Frieden gesegnet, wurde Florenz weit und breit als Sitz alles dessen gepriesen, was das Leben reizend macht. Jongleurs aller Art, lustige Leute und solche, die von den Gaben ihres Witzes und ihrer Fertigkeit im Reden und Dichten lebten, sogenannte uomini da corte (Hofleute) strömten herbei, da man sie hier gern sah und bezahlte. Die reichen Popolani zogen nicht nur wie Ritter geschmückt einher, sondern hielten auch täglich zum Imbiß und zu Abend reiche Tafeln, von welchen einen uomo da corte wegzuweisen, für unritterlich galt. Vielmehr schenkte man diesen Männern, welche in gesellschaftlicher Bildung zu glänzen zur Aufgabe ihres Lebens gemacht hatten, aber andern Reichtum nicht besaßen, wohl neue Kleider oder schöne Pelze zum Osterfeste.

Mitten in solches Glück der Eintracht fiel durch einen eigentümlichen Umstand plötzlich der Apfel des Streites.

Die Schwarzen u. die Weißen.

In der benachbarten Stadt Pistoja hatte vor Zeiten der Stammvater der Cancellieri, welchem sie ihren Reichtum verdankten, nacheinander zwei Frauen gehabt. Die Nachkommen der einen hießen seit langer Zeit die weiße, die der andern die schwarze Linie. Als nun am Ende des 13. Jahrhunderts die zahlreichen Mitglieder beider miteinander in Streit gerieten, nahm ganz Pistoja für die eine oder die andre Partei, für die Weißen oder die Schwarzen, die Bianchi oder die Neri. Die Florentiner glaubten nun dem Übel abzuhelfen, indem sie die Signorie der Stadt an sich rissen und die Glieder beider Linien eine Zeitlang von Pistoja entfernten und nach Florenz übersiedelten. Nun aber folgte gerade das Gegenteil von dem, was man gewünscht hatte. Nicht die Cancellieri wurden vereint, sondern die Florentiner entzweit. Da nämlich die Weißen bei dem geldstolzen Geschlechte der Cerchi Aufnahme fanden, die zwar von adligem Herkommen, aber Kaufleute waren, die Schwarzen bei den Frescobaldi, so schlossen sich die letzteren an die streitlustigen, ärmeren Donati an, welche stets mit jenen in Unfrieden lebten. Nicht lange dauerte es, so vereinigten sich mit jenen, den Weißen oder Cerchi, alle ghibellinischen Adelsfamilien und viele arme Popolani, mit diesen, den Schwarzen oder Donati, der welfische Adel und die reichsten Popolanen. Bei einem „Frauentanze“ am 1. Mai 1300 kam es unter den zuschauenden Männern beider Parteien zum ersten Blutvergießen. Dante, eigentlich Durante Alighieri (1265—1321), versuchte als einer der Prioren die Ordnung herzustellen, indem er nach einem Handgemenge am Johannisfeste die Anstifter aus beiden Parteien strafte und sogar seinen besten Freund, den Dichter Guido Cavalcanti, in die Verbannung schickte. Allein in solcher Zeit grenzenloser Aufregung erntete er dafür nur Haß und Verfolgung. Als er 1301 nach Rom ging, um die Einmischung des Papstes und des Königs von Neapel abzuwehren, verurteilte man ihn mit drei andern, „weil sie Unterschleife verübt und Geld angenommen hätten“, zunächst zu einer unerschwinglichen Geldstrafe und dann zur Verbannung auf Lebenszeit mit Androhung des Feuertodes, wenn man ihrer habhaft werde. Heimatlos irrte der Dichter der „göttlichen Komödie“ seitdem von einem zum andern, bis er bei Guido von Polenta in Ravenna 1321 ein Grab fand.

Die Signorie Karls von Valois.

Inzwischen kam im Auftrage Bonifacius' VIII. Karl von Valois, der Bruder des Königs von Frankreich, mit 500 französischen Rittern herbei, übernahm die Signorie, welche ohnehin von den Zünften schlecht verwaltet wurde, um alle Fehden abzustellen, wurde aber nur

Zeuge des entsetzlichsten Blutvergießens, in dem viele Bianchi ermordet und ihre Güter verwüstet wurden. Auch ein Kardinallegat kam an und stiftete eine Menge Heiraten zwischen den Familien beider Parteien — aber vergebens. Endlich sprach Karl von Valois über alle Häupter der Weißen, die sich übrigens bereits am 4. April 1302 eilends nach Pistoja, Pisa oder Arezzo geflüchtet hatten, das Verbannungsurteil aus, darunter auch über Dante, Petrarca, den Vater des Dichters, und über den Geschichtschreiber dieser Umwälzung, Dino Campagni. Dennoch war durch diese Maßregel nur der Bürgerkrieg in einen auswärtigen verwandelt und die Stadt in einen Zustand größter Unsicherheit versetzt, da man fast in jeder Nacht einen bewaffneten Überfall von seiten der Verbannten erwarten mußte. Unter solchen Umständen war es schon eine Verbesserung der Lage, daß man 1306 im Bunde mit Lucca die Ghibellinenstadt Pistoja zur Unterwerfung zwang. Man gestattete den Bianchi freien Abzug, ließ aber die Gräben füllen und die Mauern niederreißen.

271. Bild einer italienischen Stadt im Mittelalter: San Gimignano (bei Florenz).

San Gimignano war im 13. Jahrhundert in höchster Blüte, eine mächtige und angesehene Stadt; aber innere Streitigkeiten, dann die Pest des Jahres 1348 ließen sie verfallen. Die Zahl ihrer Einwohner sank gegen Ende des 17. Jahrhunderts bis auf etwa 3500 herab, so daß die zahlreichen großen Gebäude leer standen; auch in neuerer Zeit hat sie keinen großen Aufschwung genommen. So kam es, daß alle die Jahrhunderte an der Stadt fast spurlos vorüberzingen; wie sie zwischen 1200 und 1300 entstand, fast so steht sie noch heute, ein vergessenes Stück Mittelalter; die Thore finster, die Mauern und Mauertürme noch mit Zinnen versehen, liegt sie in eigentümlicher Starrheit und doch in interessanter Größe am Bergrande, überragt von den zahlreichen Türmen, die in jenen unruhigen Zeiten fast jedes Haus bewachten.

Die Fremdherrschaft.

Es ist in der Geschichte Deutschlands erzählt worden, daß Florenz dem heranziehenden Könige Heinrich VII. die Thore verschloß und dem Könige Robert von Neapel die Signoria übergab (s. S. 368). Dann richtete man für kurze Zeit wieder eine demokratische Verfassung unter Prioren und einem Gonfaloniere ein. Allein die unglücklichen Kämpfe mit Castruccio, dem Herrn von Lucca, brachten es dahin, daß man 1326 dem Sohne König Roberts, dem Herzog Karl von Kalabrien, wieder für zehn Jahre die Signoria übergab und ihm gestattete, nicht bloß die Prioren, sondern alle Beamten der Stadt nach Gefallen zu ernennen. Während Kaiser Ludwig in Italien weilte, glückte es Castruccio, den Florentinern Pistoja zu entreißen (1328), und wenn auch in demselben Jahre der Sieger starb und ihm am Ende desselben der kostbare und tyrannische Signore von Florenz in den Tod nachging, so brachte die Herstellung der republikanischen Verfassung kaum einen Vorteil. Als die Florentiner im Streite über die Signoria von Lucca von den Pisanern 1341 gänzlich geschlagen waren,

übertrugen sie doch wieder die oberste Gewalt einem Fürsten und zwar dem Herzoge von Athen, einem Grafen Walther von Brienne, den sie auch zum Anführer ihrer Truppen machten. Dieser suchte sofort mit Hilfe des heruntergekommenen Adels sowie des popolo menuto, des niederen Volkes, die Signoria auf Lebenszeit zu gewinnen. Allein der jubelnden Begeisterung folgte eine schnelle Ernüchterung. Der Herzog suchte auf jede nur mögliche Art Geld zu erpressen; und wenn er schon dadurch allein die Unzufriedenheit einer bedeutenden Volksklasse erweckte, so thaten die mit ihm gekommenen Franzosen durch zügellose Keckheit gegen die Frauen das ihrige, um das Mißvergnügen ziemlich allgemein werden zu lassen. Nach kurzer Zeit schon wankte der Boden unter seinen Füßen, und je mehr sich durch den Zweifel an der Dauer seiner Herrschaft seine Grausamkeit steigerte, um so schneller wuchs auch die Erbitterung in allen Teilen des Volkes. Bald hatten sich zur gewaltsamen Beendigung seiner Tyrannei drei große Verschwörungen gebildet, von denen eine dem Kreise der Nobili und zwei dem Kreise der Vollbürger angehörten. Keine Verbindung wußte etwas von der Existenz der andern, bis sich endlich jede für mächtig genug hielt, offen hervortreten zu können, und dadurch die unerwarteten Bundesgenossen entdeckte. Die drei Verbindungen verschmolzen sofort zu einer einzigen und brachten so einen allgemeinen Aufstand gegen den verhaßten Herzog zuwege, ohne daß dieser vorher die geringste Warnung erhielt. Am 26. Juli 1343 stand plötzlich die ganze Stadt in Waffen und erhob die alten Fahnen wieder. Von allen Seiten tönte der Ruf durch die Straßen: „Tod dem Herzog und seinen Anhängern! Es lebe die Volksverfassung, die Freiheit von Florenz!“ Acht Tage noch hielt sich der Herzog mit seinen 400 Mann im Palaste; dann zog er es vor, dem Bischof und einer provisorischen Regierung von 14 Bürgern denselben zu übergeben und am 6. August unter dem Geleite der französischen Hilfstruppen abzuziehen. Lange noch feierte man den 26. Juli zum Andenken an diesen Aufstand als einen Nationalfesttag.

Die neue Verfassung und der Aufstand der Wollkämmer.

Die neue Verfassung, welche jetzt entworfen wurde, hatte zunächst den Zweck, wegen der jüngsten Vorfälle zu belohnen und zu bestrafen. Während man einen großen Teil des Adels zur Belohnung der bei der Befreiung bewiesenen Vaterlandsliebe in den Stand der Vollbürger erhob und so an der höchsten Regierungsgewalt beteiligte, schloß man die Kleinbürger, welche der Tyrannei des vertriebenen Herzogs Vorschub geleistet hatten, von derselben aus und schuf dadurch eine zahlreiche Partei von Unzufriedenen, welche nur einer geschickten Führung bedurften, um ihre alten Rechte wiederzugewinnen. Das Auftreten Karls IV. (s. S. 377), der 1355 in Italien erschien, um die Kaiserkrone zu erwerben, und sich begnügte, allen Städten (Pisa und Siena ebenso wie Florenz) ihre Privilegien für vieles, vieles Geld zu bestätigen, schuf nur einen kurzen Aufenthalt. Schon im Jahre 1360 drohte eine Verschwörung aller derjenigen, die als angebliche Ghibellinen nicht zu Ämtern zugelassen wurden, unter einem gewissen Bartolommeo, einem Sohne Alemannos de' Medici, den Umsturz der Verfassung, ward aber rechtzeitig entdeckt. Erst als das zweite Auftreten Karls IV. (1369) wieder bedeutende Geldsummen gekostet hatte, damit er sich nicht in die Angelegenheit der Republik mische, als der herrschsüchtige Papst Gregor XI. sich im Kampfe mit den Visconti in Mailand mehrerer den Florentinern unterworfener Städte bemächtigte und ebenfalls mit schweren Geldopfern abgekauft werden mußte, bildete sich eine Vereinigung von zurückgesetzten Popolanen, um die tyrannisch herrschende Fraktion der Albizzi zu stürzen, die jeden „ammonierten“, d. h. für einen Ghibellinen erklärten und ihm die Zulassung zu Ämtern verwehrten, der ihnen unbequem war. An ihrer Spitze stand Salvestro de' Medici, der Bruder Bartolommeos, aber die Führung der Bewaffneten, welche im Juli 1378 den Sturm auf den Palast der Prioren unternahmen, hatte Michele di Lando, ein Wollkämmer, welcher die Fahne der Justiz trug, aber ohne Strümpfe und Schuhe einherschritt. Sein Einfluß war um so bedeutender, als vor allen die Wollkämmer ihn begleiteten, welche bei dieser Gelegenheit zu einer eignen Zunft neben den Tuchmachern erhoben werden wollten. Daher nennt man auch den ganzen Aufstand den „der Wollkämmer“. Kaum aber war Lando Gonfaloniere und Signore geworden, so suchte er seine Macht gerade dadurch zu befestigen, daß er auf das gemeine Volk wenig Rücksicht nahm und

sich eine Partei unter den Wohlhabenderen bildete. So kam es, daß die Familien der Medici, Scali, Alberti mehr und mehr in den Vordergrund traten.

Erwerb von Volterra und Pisa.

Mitten unter diesen Parteikämpfen war es den Florentinern schon geglückt, sich (1361) der Stadt Volterra zu bemächtigen. Wenn sie auch vorübergehend von Giovanni Galeazzo Visconti aus Mailand arg bedrängt wurden, der die Signorie über viele Städte Toscanas erlangt hatte und nach der Königskrone von Italien strebte, so gelang ihnen doch nach dem Tode desselben, von seinem Sohne Gabriele 1405 die einst so gefürchtete Stadt Pisa zu kaufen. Seitdem gehorchte ihnen ganz Toscana außer Perugia, das der Papst an sich gerissen hatte, Lucca, das einen eignen Herrn hatte, und der Republik Siena, mit der sie in Frieden lebten.

Giovanni de' Medici.

Im Innern befand sich Florenz fortdauernd in einem blühenden Zustande. Man zählte an 150000 Einwohner (fast 100000 mehr als in Rom), von denen gegen 30000 in den Wollfabriken arbeiteten. Daneben gab es viele Werkstätten für Seidenzeug, Brokat und Damast. Das Abendland schickte die Rohwolle und empfing dafür Seidenzeuge, das Morgenland umgekehrt. Der überaus reiche Gewinn, den diese Industrie eintrug, mehrte sich noch durch das umfangreiche Bank- und Wechselgeschäft. Die florentinischen Geldmänner hatten ihre Tische in aller Welt. Auf solchen Wegen gewannen auch die Medici ihr Glück. Gerade in der Zeit, in der sie durch die Herrschsucht der Albizzi aus allen Ämtern verdrängt waren, breiteten sich ihre geschäftlichen Verbindungen am weitesten aus. Giovanni, der einem ärmeren Zweige der Familie angehörte, wußte als päpstlicher Bankier die Verlegenheiten der geistlichen Herren auf dem Kostnitzer Konzil vortrefflich zu benutzen. Schon vorher (1402, 1408, 1411) hatte man ihn, weil er wenig besaß, unter die Prioren, 1413 sogar in den Kriegsrat gewählt, 1416 auch seinem Sohne Cosmo diese Ehre erwiesen; jetzt schaffte ihm sein Reichtum noch größeren Einfluß. Als 1423 die florentinische Republik in einen Grenzstreit mit dem mächtigen Herzog von Mailand verwickelt wurde und gar ihr Feldhauptmann, der berühmte Piccinino, überging, wurde die Not in Florenz um so größer, als das niedere Volk im Begriff war, wegen der unmäßigen Steuern zu den Waffen zu greifen. Damals hielt Giovanni bereits durch die außerordentliche Liebe, die er bei dem niederen Volke besaß, durch seinen ungewöhnlichen Rechtssinn, an den man glaubte, und durch seine weitverzweigten Geldgeschäfte, die ihn fast mit jeder Familie aus dem niederen Volke in Verbindung brachten, die Wage der Entscheidung in den Händen. Als die Prioren ihn um Rat fragten, verlangte er auf das entschiedenste, daß man dem Volke Erleichterung verschaffen, es nicht noch mehr bedrücken solle. Er stand bereits, obwohl ohne Amt, zwischen der Regierung und dem Volke und erschien als der größte und mächtigste Mann in Florenz. Nachdem er 1427 es durchgesetzt hatte, daß eine neue Taxation des Vermögens eines jeden Unterthanen

272. Medaille mit dem Bildnis des Piccinino.

Der berühmte Condottiere Niccolò Piccinino (so benannt nach seiner kleinen Gestalt) starb 1444. Die Schaumünze ist gewiß vor dieser Zeit entstanden. Nach dem Exemplar im Königl. Münzkabinett zu Berlin.

der Republik, ein sogenanntes Catasto, vorgenommen und auf jede Summe von 200 Gulden ein Steuersimplum ausgeschrieben werden sollte, vermittelte er durch die geschickteste Diplomatie 1428 für seine Vaterstadt und ihre Verbündeten einen höchst annehmbaren Frieden mit Mailand und starb im Jahre 1429.

Cosmo de' Medici

Von den beiden Söhnen, denen Giovanni sein unermeßliches Vermögen hinterließ, Cosmo und Lorenzo, war der ältere der bei weitem begabtere, so daß er unmittelbar an die Stelle seines Vaters auch in politischer Beziehung treten konnte. Gleich im ersten Jahre erklärte er sich für den Krieg gegen Lucca, der bisher mehrmals versucht und immer einen üblen Ausgang gehabt hatte. Auch diesmal nahm die Sache einen bedenklichen Verlauf. Die Lucchesen wandten sich an den Herzog von Mailand und erhielten durch diesen die Hilfe des gefürchteten Piccinino; ja sogar Siena und

273. Das Kastell von Ferrara.

Das „Castello" ist der alte herzogliche Palast von Ferrara in gotischem Stile aus dem 14. und 15. Jahrhundert, mit vier gewaltigen Ecktürmen besetzt und von einem breiten und tiefen Graben umzogen. Es wurde von Nikolaus von Este erbaut, später, nachdem eine Feuersbrunst 1554 den größten Teil des Innern verzehrt hatte, durch Giordano da Carpi erneuert. Heute dient es als Amtsgebäude. Davor steht das 1875 errichtete Marmorstandbild Savonarolas.

Genua erklärten sich für die bedrängte Stadt. Obwohl nun die Florentiner mit Venedig und mit dem Papste ein Bündnis abschlossen, so blieb ihnen doch endlich nichts übrig, als sich mit dem Frieden zu begnügen, der während der Anwesenheit des Kaisers Sigmund 1433 in Ferrara zustande kam. Dieses gab den Gegnern Cosmos einen willkommenen Anlaß, um mit Eifer dafür zu wirken, daß die Familie der Medici wieder zu der früheren Unbedeutendheit zurückgebracht werde. Unter einem Vorwande ließ man ihn in seinem Palaste verhaften und verklagte ihn dann vor der Volksversammlung wegen Hochverrats, weil er als Freund des Francesco Sforza den Erfolg der florentinischen Waffen gehindert habe. Cosmo hätte sicher durch das schnell aufgereizte Volk sein Leben eingebüßt, wenn nicht derselbe Gonfaloniere, Bernardo Guadagni, der von seinen Gegnern mit Geld gewonnen war, jene unsinnige Anklage zu erheben, sich von ihm hätte durch 1000 Gulden bestimmen lassen, ihm das Leben zu retten. So lautete das Urteil nur auf zehn Jahre Verbannung und Degradation in

den Adelstand. Denn schon längst war der Adel so außerhalb aller politischen Rechte erklärt, daß in dieser demokratischsten Republik die Verstoßung in den Adelstand ebenso als Strafe verhängt wurde, wie in andern Staaten die Ausstoßung aus demselben. Einstweilen herrschten nun die Albizzi wieder.

Seine Verbannung und Wiederherstellung.

Persönlich litt Cosmo sehr wenig unter diesem Urteilsspruch. Da ihm gestattet wurde, in Venedig zu leben, nahm er hier sogleich eine einflußreiche Stellung ein und gab Rat in allen Angelegenheiten. In Florenz aber empfand man bald in großen und kleinen Dingen, vor allem in Handelsangelegenheiten, die Abwesenheit des mächtigen Geldmannes sehr drückend. Daher verging nicht ein volles Jahr, so rief die neugewählte Signoria ihn zurück mit allen, die sein Schicksal geteilt hatten, und verbannte statt dessen mehr als die doppelte Zahl von seinen Gegnern. Seine Rückkehr wurde zu einem Triumphfeste, bei dem man ihm öffentlich den Titel „Vater des Volkes und des Vaterlandes" beilegte. Von jetzt an erschien seine fürstliche Macht gesichert, und er stellte sich eine Aufgabe, die weit über die Grenzen seines engeren Vaterlandes hinausging: den Frieden und das Gleichgewicht Italiens herzustellen, nicht aber mit Hilfe der schwankenden Institutionen der demokratischen Verfassung von Florenz, sondern durch geheimes Bündnis mit dem tapfersten Söldnerführer der Zeit, mit Francesco Sforza. Diesen Feldherrn, der solange für die Florentiner und die ihnen verbündeten Venezianer gekämpft hatte, unterstützte er auch mit seinen unerschöpflichen Geldmitteln bei der Besitznahme des mailändischen Thrones, als der letzte Visconti 1447 gestorben war. In Florenz selbst war seine Hauptstütze, besonders als 1458 die Wogen der Demokratie wieder einmal unberechenbar hoch gingen, einer der reichsten Kapitalisten, Luca Pitti, dessen großartiger Palast, der später großherzogliche, noch heute von der Macht und dem Glanze jener Tage Zeugnis gibt. So blieb Cosmo de' Medici die Seele der florentinischen Signoria. Ohne eine äußere Gewalt, ohne besonderes Amt, leitete er — wie einst Perikles — die Regierung durch seinen Einfluß und sein Talent, indem er zugleich Kunst und Wissenschaft mit Hilfe seiner bedeutenden materiellen Mittel auf jede Weise förderte und sich dadurch die anerkennenswertesten Verdienste um das geistige Leben der Stadt erwarb. Sein Einfluß, obgleich vielfach angefeindet und bekämpft von der Popolanenfamilie Albizzi, erhielt sich bis an seinen Tod (1464) und ging sogar auf seine Nachkommen über, auf die Mediceer, die, ohne Herrscher zu heißen, allmählich Herrscher wurden.

274. Cosmo de' Medici.
Nach Ge. Longhi gestochen von Isaac di Parma.

Cosmo als Mäcen der Wissenschaften und Künste.

Wie Cosmo seine kaufmännischen Beziehungen und deren weite Ausdehnung bis in ferne Länder für die Politik benutzte, so war sie ihm auch das Mittel, um seiner Liebe zu den Studien des Altertums nachzugehen. Da die Staaten selbst noch nicht wie in unsrer Zeit für Unterstützung der Wissenschaften sorgten, so waren dieselben auf die Gunst bemittelter Gönner und Freunde angewiesen. Bei seinen unberechenbaren Geldmitteln kam es ihm nicht darauf an, ja er sah es gern, wenn man ihm statt einer schuldigen Summe ein wertvolles römisches,

griechisches oder gar hebräisches Manuskript übersandte. Dazu fügte er die ersten Erzeugnisse der jungen Buchdruckerkunst und sorgte dafür, daß sein kostbarer Besitz durch Kommentatoren der gebildeten Welt zugänglicher gemacht wurde. Nun aber war Italien längst erfüllt von Sehnsucht nach der Kenntnis und dem Verständnis des römischen und griechischen Altertums. Man nahm die flüchtigen Griechen, die vor der Roheit der Türken eine Zuflucht suchten, überall in Italien bereitwillig auf, um ihre Sprache zu erlernen und ihre Erklärung der griechischen Autoren zu hören.

Niccoli und Poggio.

Vor allem war Niccolo de' Niccoli, der litterarische Minister Cosmos, ein eleganter, feiner Mann der Konversation, ein unwiderstehlicher Gesellschafter, der nicht ahnen ließ, daß er ehemals Kaufmann gewesen, und zugleich der begeistertste Verehrer von Dante und Petrarca, der sorgfältigste Kopist eines Lucretius und Plautus und vieler andren Klassiker des Altertums. Die Bücherjammlung, die er hinterließ, war die beste und größte in ganz Italien, aber seine ganze Existenz wäre nicht denkbar, wenn nicht jede Rechnung für seine Auslagen oder seine Ausgaben, die er an Cosmos Bank schickte, sofort bezahlt wäre. Ebenso fand Francesco Poggio, der im Dienste der Kurie ein Vermögen erworben hatte, in Florenz eine heitere Ruhestätte, wo er sich nicht nur an seinen römischen und griechischen Manuskripten, sondern auch an seiner seltenen Sammlung von Statuen, Marmorköpfen, Gemmen, Münzen und allerlei andern Altertümern ergötzen konnte. Auf Cosmos Kosten wurde ihm in Florenz ein Haus gebaut, in dem alles dieses seinen Platz fand.

Filelfo.

Nicht immer war der Verkehr mit diesen Gelehrten und der ihrige miteinander ein angenehmer und behaglicher. Es fehlte nicht an Brotneid, Eifersucht und gegenseitiger Verkleinerung. Die weltgeschichtlichen Vorwürfe aller Philologen, der Gegner verstehe kein Latein, kein Griechisch, er schmücke sich mit fremden Federn, finden wir auch in diesem ersten Gelehrtenkreise der Welt bis zum Überdrusse ausgesprochen. Oft nahmen diese Streitigkeiten sogar einen sehr ernsten Charakter an. Es blieb nicht immer bei den geistreichen und bissigen Satiren, die ein Poggio gegen einen Filelfo schleuderte und umgekehrt. Der letztere, bereits 1428 von Niccoli, damals einem der Kuratoren der Universität, also nicht erst von Cosmo berufen, überwarf sich wegen seiner grenzenlosen Eitelkeit bald mit allen und schmähte selbst die edlen Mediceer. Wer jenen Banditen bezahlt hat, der im Frühling 1433 Filelfo auf dem Wege nach der Universität mit dem Schwerte anfiel, ist nicht herausgebracht worden; sicher jedoch ist, daß dieser in Siena, wohin er floh, mit einigen Gesinnungsgenossen bis 4000 Goldgulden zusammenbringen wollte, um einen heruntergekommenen Griechen und seine fünf bis sechs Bravi zu bezahlen, damit sie die Gelehrten Marsuppini und Broccardo, ja sogar Cosmo ermordeten. Die Sache kam heraus, als jener Grieche den beiden bedrohten Gelehrten in Florenz anbot, für einen höheren Preis den Filelfo zu ermorden und deshalb verhaftet wurde. Der letztere griff nun zu seiner alten Waffe und schrieb „Das Buch von der Verbannung", in dem er Lorenzo (Cosmos Bruder) mit einem Stier, Cosmo mit einem Fuchs verglich und ihren Vorfahren jede Schandthat nachsagte, welche die Phantasie nur erfinden kann. Es ist charakteristisch für Cosmo, daß er trotzdem die glänzenden Talente dieses Mannes ungern vermißte und ihn später durch Traversaris Vermittelung zur Rückkehr auffordern ließ, worauf jener das stolze Wort erwiderte: „Ich will nicht Cosmos Freundschaft und ich verachte seine Feindschaft". Dennoch kam er als dreiundachtzigjähriger Greis wirklich nach Florenz zurück, aber nur um alsbald zu sterben (1481).

Die florentinischen Künstler.

Man hat wohl mit Recht gesagt, daß das Mäcenatentum der Medici in bezug auf die Gelehrten des Humanismus nicht das erste in Italien gewesen sei, daß vielmehr die Begünstigung solcher Studien zurückzuführen sei auf den reichen und üppigen Acciaiuoli, der später als Großseneschall in Neapel starb und frühzeitig von Petrarca angeregt war. Sicher dagegen ist Florenz die Heimat der wiederauflebenden Kunst. Die Stätte, auf welcher ein Cimabuë, Giotto di Bondone gelebt hatten, war einmal geweiht Anderseits wuchs mit dem Studium der Antike das Interesse nicht nur an den Inschriften, Medaillen und Münzen, die der Erdboden wiedergab, sondern auch an den Statuen und Baureſten aus der Griechen- und Römerzeit. Früher als irgend eine antike Statue zog jene Venus, die man die Mediceische nennt, in einem florentinischen Palaste die Blicke auf sich. Cosmo hatte die bedeutendste Sammlung von antiken Vasen, und seine ganze Kundschaft in der Levante und auf den griechischen Inseln spähte für ihn nach Marmorstatuen aus dem Altertume. Da gingen auch die Künstler der Gegenwart nicht leer aus, sie waren ihm nur andre Glieder derselben Kette, zu der auch der Grammatiker, der Übersetzer aus dem Griechischen, der gelehrte Theolog und Philosoph gehörten. Dieselbe fürstliche Freigebigkeit, wie gegen diese, bezeugte Cosmo auch gegen Maler; Bildhauer und Architekten. Dabei schien er den Unterschied nicht zu kennen zwischen dem, was seiner Familie, und dem, was dem Staate und dem Volke zu gute kam. Damals wölbte der große Baumeister der Renaissance, Philippo Brunellesco (1377—1446), nachdem er den Römer Vitruv studiert und das neu ausgegrabene Pantheon in Rom, die mächtige Kuppel des Domes, gestaltete die Kirche S. Lorenzo nach römischem Muster als Säulenbasilika und wurde durch den Palazzo Pitti der Begründer des Palaststiles. Lorenzo Ghiberti (1378—1455) schuf jene berühmten Thüren des Baptisteriums zu Florenz, die Michelangelo würdig fand, die Pforten des Paradieses zu bilden. Viele Kirchen Toscanas schmückte sein jüngerer Zeitgenosse Luca della Robbia (1399—1482) mit jenen empfindungsvollen biblischen Darstellungen in glasierter Terrakotte, und Donatello (1386—1466) lieferte im Dom zu Florenz jene Marmor-

reliefs, die durch ihre lebendige Natürlichkeit alle Künstler der naturalistischen Richtung zur Nachahmung reizten. Zu gleicher Zeit malte Masaccio (1402—29) in Gemeinschaft mit Philippo Lippi (1412—69) in der Karmeliterkirche jene berühmten Fresken, die Szenen aus der Geschichte der ersten Menschen und der des Petrus in einer durch Wahrheit der Empfindung und Natürlichkeit der Form ergreifenden Weise darstellen. Nicht alles dies, aber doch das meiste war das Werk Cosmos, der unaufhörlich sann und sorgte, nicht nur für die Stadt selbst, sondern auch für die Umgegend, und der zum mindesten den Verkehr vermittelte zwischen den Künstlern und Gelehrten, wenn sie einander bedurften. So wies Lionardo Bruni der bildnerischen Phantasie Ghibertis die zehn Geschichten aus dem Alten Testamente und die acht Propheten zu, die sich auf jenen Kirchthüren finden, und dichtete das Epitaphium für den Reliquienschrein des heiligen Zenobius, den derselbe Künstler gearbeitet hatte. Eine wahrhaft reizende und nur in der Atmosphäre der Medici denkbare Erscheinung zeigt Leo Baptista Alberti (1404—72), der Paläste und Kirchen erbaute und zugleich als gründlicher Kenner sowohl der alten Klassiker wie der realen Wissenschaften eine große Anzahl von Abhandlungen philosophischen, antiquarischen und mathematischen Inhaltes, ja sogar Elegien, Hirten- und Liebesgedichte verfaßt hat. Am meisten schätzte er selbst seine Werke über die Theorie der bildenden Künste, zu der er eifrigst den Vitruv und andre Klassiker studiert hatte. Gewöhnt an ununterbrochene Thätigkeit malte er wohl, während er seinem Schreiber diktierte, dessen Gesicht ab oder formte irgend eine Figur in Wachs.

275. Philippo Brunellesco.
Nach einem Bilde von Francesco Sacconi.

Cosmos Privatleben.

Für seine Person erschien Cosmo ohne Ehrgeiz oder Selbstsucht, er lebte in würdevoller Einfachheit; wenn er durch die Stadt ging, folgte ihm ein einziger Diener; älteren Bürgern ließ er bescheiden den Vortritt. Sein Betragen war gemessen aber stetig; er erschien wohl einsilbig, lachte selten und war jedem rohen Spaße abgeneigt, aber gegen Bedürftige stets huldvoll und freigebig. Seine rastlose Arbeitsamkeit, oft bis tief in die Nacht, schien nur dem Wohle des Staates, sein Reichtum nur dessen Zierde gewidmet zu sein. Selten nur gönnte er sich eine Erholung, indem er las oder die Weinstöcke seiner Gärten beschnitt, oder eine Partie Schach spielte. Daß die Republik zu einem Schatten geworden, daß Cosmo nicht nur als erster im Staate, sondern als einziger Herrscher über demselben stand, wußte man wohl, aber man fühlte es nicht. Arbeitend und lernend starb er am 1. August 1464 im fünfundsiebzigsten Jahre seines Lebens. Den Künstlern hinterließ er jene großartigen Werke seiner Zeitgenossen zur Bewunderung und Überholung, den Gelehrten die Marcianische Bibliothek, welche Niccoli gegründet und er vermehrt hatte, und die eigne, die später nach seinem Enkel die Laurentiana genannt wurde, endlich die Platonische Akademie, die er auf Anregung des gelehrten Gemisthus Pletho gegründet hatte, und deren bedeutendster Leiter der geniale Sohn seines Leibarztes, Marsilius Ficinus, wurde. Zum Privatgebrauch seines hohen Gönners, den er noch im Greisenalter in der Philosophie des Plato unterrichten mußte, unternahm dieser die mühsame Übersetzung der Werke des Philosophen in das Lateinische.

Akademie.

Kurz vor seinem Tode hatte sich Cosmo durch alle Zimmer seines Palastes tragen lassen und dann seufzend ausgerufen: „Ein zu großes Haus für eine so kleine Familie!" Da sein jüngerer Sohn Johann schon 1461 kinderlos verstorben war, kam das ganze Vermögen und die Würde des Hauses an Peter de' Medici (1464—69), der beständig an der Gicht litt und nur mit Mühe einer Verschwörung entging, die Lucas Pitti und die Familie Acciaiuoli mit Herkules von Este zusammen unternommen hatten, um ihn zu ermorden. Eifrig beschäftigt, die gelehrten und die künstlerischen Arbeiten seines Vaters fortzusetzen und zu ergänzen, erlag er seinen körperlichen Leiden schon am 3. Dezember 1469.

Peter de' Medici.

Die Verschwörung der Pazzi.

Auf Anregung des Tommaso Soderini wurden beide Söhne Peters, Lorenzo (1469—92) und Giuliano, als „Fürsten des Staates“ anerkannt. Sogleich versuchten aber die verbannten Florentiner unter Bernardo Nardi sich in Prato festzusetzen, um von hier aus Florenz zu bedrängen. Als ihr Versuch scheiterte und Nardi mit achtzehn Gefährten enthauptet war, bildeten andre Gegner der Medici 1478 ein Komplott zur meuchlerischen Ermordung. An ihrer Spitze stand die durch Geburt und Reichtum angesehene Familie der Pazzi, obwohl Guglielmo dei Pazzi mit Bianca, einer Schwester der beiden Fürsten, verheiratet war. Auch der Papst Sixtus IV., gegen dessen Nepotismus die Medici eingeschritten waren, stand durch seinen Hofbankier Francesco dei Pazzi mit den Verschwörern in Verbindung. Da der Anschlag, die Mediceischen Brüder bei einem Gastmahl zu ermorden, zweimal gescheitert war, beschloß man, das feierliche Hochamt in der Kathedrale, das der eben zum Kardinal erhobene Raphael Riario celebrieren sollte, zur Ausführung zu wählen. In dem Augenblicke, wo der Priester das Allerheiligste erheben und die ganze Versammlung auf die Kniee sinken würde, sollten die beiden Brüder mit Dolchen niedergestoßen werden. Aber der Condottiere, welchem man den Auftrag gab, lehnte ihn aus Scheu vor der Heiligkeit des Ortes ab, und man übertrug die Ausführung zwei Priestern, Antonio und Stefano, die zwar nicht jenes Bedenken, aber auch nicht das nötige Geschick hatten. So glückte das mit grenzenloser Verschlagenheit und Keckheit geplante Unternehmen doch nicht vollständig. Als der Gottesdienst begonnen hatte und Giuliano noch nicht in der Kirche war, gingen Francesco dei Pazzi und der ehrgeizige junge Gelehrte Bernardo Bandini in seine Wohnung und bewogen ihn durch Bitten und Scherzreden, mit in die Kirche zu kommen. Unterwegs trieben sie allerlei Kurzweil und versäumten nicht bei der Gelegenheit zu fühlen, ob ihr Opfer etwa einen Brustharnisch unter dem Oberkleide trage. Als der Augenblick kam, zog Bernardo eine kurze Waffe, die zu diesem Zwecke verfertigt war, und stieß sie Giuliano in die Brust, der nach wenigen Schritten zu Boden fiel. Nun stürzte sich auch Francesco auf den Unglücklichen und stach mit solcher Heftigkeit auf ihn zu, daß er sich selbst schwer am Beine verwundete. In demselben Augenblicke griffen auch die beiden Priester Lorenzo an; allein die Geistesgegenwart, mit der er das Schwert zog, und die Hilfe seiner Begleiter machten, daß

276. Palast der Medici zu Florenz.

Jetzt Palazzo Riccardo, das Meisterwerk Michelozzos, um 1440 vollendet, mit der alten Hauskapelle der Mediceer.

er nur leicht am Halse verwundet wurde und sich mit seinen Freunden in die Sakristei retten konnte, deren Thür er hinter sich verschloß. In dem allgemeinen Tumult, den diese Ereignisse hervorriefen, entkamen die beiden Priester und versteckten sich, wurden aber von dem wütenden Volke, das entschieden für das Haus Medici Partei nahm, gefunden, getötet und durch die Straßen der Stadt geschleift. Inzwischen hatte der Erzbischof, ebenfalls Teilnehmer an der Verschwörung, den Versuch gemacht, in den Palast einzudringen und die Signoren zu verhaften; allein diese ergriffen ihn und hängten ihn mit zweien seiner Begleiter vor den Fenstern auf. Nur Bernardo wandte sich, als er die Sache verloren sah, mit kalter Besonnenheit zur Flucht, wurde aber in Konstantinopel ergriffen, durch den Sultan gefesselt nach Florenz geschickt und 1479 hingerichtet. Francesco dei Pazzi, durch den Blutverlust geschwächt und an allem verzagend, warf sich matt auf sein Bett. So fanden ihn die Männer aus dem Volke, die, nach Rache dürstend, die Häuser aller Pazzi stürmten, schleppten ihn unter Schmähworten und Mißhandlungen durch die Straßen und hängten ihn neben dem Erzbischof auf. Jacopo dei Pazzi machte noch den eitlen Versuch, auf dem Platze vor dem Palast das Volk zur Freiheit aufzurufen und wandte sich dann zur Flucht. Beim Übergang über das Gebirge aber von den Bergbewohnern ergriffen und nach der Stadt gebracht, wurde er vier Tage später verurteilt und hingerichtet, an der Stadtmauer verscharrt, dann wieder ausgegraben, durch die Straßen geschleift und in den Arno geworfen. Nur Guglielmo, der Schwager Lorenzos, flüchtete in dessen Haus, wo er wegen seiner Unschuld und durch die Fürbitte seiner Gemahlin Bianca versteckt wurde. Gegen siebzig Menschen waren erschlagen, und man ließ aus Wut ihre Glieder noch eine Zeitlang in den Straßen liegen. Dann erst folgte das Leichenbegängnis Giulianos, den jeder beklagte; denn jeder liebte ihn wegen seiner Freigebigkeit, seiner Leutseligkeit und munteren Lebenslust. Sein natürlicher Sohn, der bald nach seinem Tode geboren wurde, Giulio mit Namen, bestieg später als Clemens VII. den päpstlichen Stuhl.

277. Lorenzo de' Medici.
Nach dem Gemälde von Angelo Bronzino.

Lorenzos Regierung.

Durch den tragischen Tod Giulianos und durch die Rettung Lorenzos, wie durch die allgemeine Sympathie, welche die große Masse dem Geretteten bezeugt hatte, war Florenz für immer, wie es schien, mit dem Schicksal des Hauses Medici verkettet. Wenn sich der Papst Sixtus IV. und der König von Neapel nicht scheuten, jener mit Bann und Interdikt, dieser mit seinen Kriegshaufen Toscana zu bedrängen, so fanden sie jetzt wenigstens keine Partei mehr im Lande, die ihnen zustimmte, vielmehr beschlossen die Florentiner, nicht nur Lorenzo zum Schutze seiner Person mit einer Leibwache zu umgeben, sondern nahmen auch ohne Bedenken alle Not des Krieges auf

sich. Freilich war dieser nicht glücklich. Aus Eifersucht hielten die Venezianer ihre oft bewährte Hilfe zurück, und auch Mailand, wo kurz vorher der Herzog in einer Kirche ermordet war, vermochte ihnen nicht beizustehen. Da entschloß sich Lorenzo zu einem unerhörten Wagestück. Auf einer neapolitanischen Galeere begab er sich selbst (1480) nach Unteritalien, wo man den kühnen Schritt mit auffallendem Jubel begrüßte, ihn mit Freudenbezeigungen empfing und sofort Unterhandlungen anknüpfte. Da gerade zu jener Zeit der Herzog René von Lothringen seine Ansprüche auf Neapel erneuerte, kam es schnell zum Friedensschlusse. Zum Danke dafür wurden seitdem, vollkommen wie Lorenzo es wünschte, alle öffentlichen Angelegenheiten in die Hand von siebzig Bürgern gelegt, die, durch den Gonfaloniere gewählt, alle Ämter besetzten und über die Staatskasse verfügten: eine um so bedenklichere Verfassungsänderung, weil von nun an die Kasse der Medici mit der der Republik in eins zusammenfloß und diese nur zu bald durch mangelhafte Finanzoperationen jener in Mitleidenschaft gezogen wurde. Als durch einen mehr als fürstlichen Aufwand Lorenzos Vermögen allmählich erschöpft war, griff er sogar außer den öffentlichen Kassen auch Stiftungs- und Wohlthätigkeitsgelder an.

So war Florenz wohl ein monarchischer Staat, aber der Herrscher verwendete seine Macht und verschwendete seine Mittel doch nur zum Vorteile der Republik. Überdies genoß Mittelitalien während Lorenzos Regierung und noch über seinen Tod hinaus alle Segnungen eines lange entbehrten Friedens. Seiner Begünstigung aller Wissenschaften und Künste vor allem verdankte er den Beinamen il Magnifico, „der Prächtige".

Lorenzos Musenhof.

Lorenzo selbst gibt in seinen Dichtungen nicht nur eine anschauliche Schilderung des geselligen Treibens an seinem Hofe, wie in der „Falkenjagd" und in dem „Gelage", sondern er stellt auch die Vergnügungen des Landvolkes in einer derb realistischen und dennoch wahrhaft poetischen Weise dar. Ebenso schildern Luigi Pulci und Angelo Poliziano das Leben der Bauern, ja sogar das Liebesleid eines Zigeuners. Selbst in seinen lateinischen Gedichten zeigt der letztere sich bereits unabhängig von dem großen Vorbilde aller bisherigen Dichter, von Vergil. Im Palast der Mediceer galt kein Unterschied der Stände. Schon Dante hatte gesagt: „Der Adel ist doch nur ein Mantel, von dem die Zeit beständig abschneidet, wenn man nicht täglich neuen Wert dazu thut." Lorenzo lobte nur „Trefflichkeit oder ererbten Reichtum". Selbst in der Kleidung kannte man kein Gesetz des Standes oder der Mode; jeder zog sich so geschmackvoll oder geschmacklos an als er konnte und mochte. Man färbte die Haare oder suchte sie an der Sonne zu bleichen, man trug Chignons von allen Schattierungen und schminkte sich rot oder weiß. In den heiteren Gesellschaften, die Lorenzo um sich versammelte, war alles erlaubt, was der Geist schuf: die tiefsinnigsten Debatten der Platonischen Akademiker, die wildesten Komödien in lateinischer oder italienischer Sprache, selbst die tollste Zote, trotzdem man eine von den verheirateten Damen — unverheiratete besuchten überhaupt nicht Gesellschaften — zur „Königin" zu ernennen pflegte. Auch die Musik fand hier ihre Stätte, wenngleich den Taktstock fast ausschließlich ein Niederländer führte. Am schönsten und edelsten spricht der junge Freund Lorenzos, Fürst Pico della Mirandola, der schon im Alter von einigen zwanzig Jahren ein tiefgelehrter, geschmackvoll gebildeter und, was am meisten in dieser Zeit zu verwundern ist, ein charakterfester Mann war, die Überzeugung aus (in seiner Rede „von der Würde des Menschen"), Gott habe den Menschen am Ende der Schöpfungstage geschaffen, damit er die Gesetze des Weltalls erkennen, alles Schöne lieben, alles Große bewundern solle. In diesem Sinne lebte und waltete Lorenzo, der seine Gärten mit den neu ausgegrabenen Antiken schmückte und in der neugegründeten Schule für zeichnende Künste an den ersten Arbeiten seines jungen Freundes Michelangelo sein Auge weidete. Er selbst war weder schön noch tugendhaft. Seine Haut war olivenfarben wie die seines Großvaters, sein Mund groß, die Nase platt und, wie man sagte, ohne den Sinn des Geruchs, die Stimme näselnd; nur Auge und Stirn waren edel und schön; dennoch fesselte er alle jene verschiedenartigen Elemente nicht nur durch seine Freigebigkeit, sondern auch durch die gewinnende Liebenswürdigkeit seines Umgangs und seiner Unterhaltung.

Religionslosigkeit.

Nur zwei Gefühle gingen diesem Zeitalter mehr und mehr verloren, das für das Recht und das für die Religion. Man kannte wohl ein Ehrgefühl, welches dem Menschen gebot, weder Mühe noch Gefahr, noch Kosten zu scheuen, um das Ziel zu erreichen, das er sich vorgesetzt, aber dieses verbot nicht, auch das Böse zu thun, wenn es den gewünschten Vorteil brachte. Wer Glück im Spiel hatte, zog wohl von Ort zu Ort, um große Summen zusammenzubringen; Glücksritter dieser Art, die sich auch vor dem Betrug nicht scheuten, gab es nicht nur unter den Soldknechten, sondern auch unter den Kardinälen. Für gemein galt nur der kleine Gewinn, den größten verbot

kein Gesetz der Moral. Da die Phantasie längst Herrin geworden war auf dem ganzen Gebiete der schönen Litteratur, so trug sie auch den Sieg davon über Recht und Sittlichkeit. Alle Novellen und Komödien jener Zeit traten die Sitte und das Recht der Ehe mit Füßen.

Mangel an Rechtsgefühl.

Da die ganze Zeit der Minnepoesie fast ausschließlich die Verehrung verheirateter Frauen ins Auge faßte und diese Gewohnheit in dem Zeitalter der Renaissance nur zu sehr auf die Verhältnisse der feinen Gesellschaft übertragen wurde, so sprach man überall und ganz offen von Liebesverhältnissen Verheirateter außerhalb der Ehe. Da die letztere fast ausschließlich nach dem Willen der Eltern oder nach äußeren Rücksichten oder gar im unmündigen

278. **Italienische Trachten aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts.**

Nach Figuren in Ölgemälden jener Zeit.

Die Tracht und Bewaffnung der Krieger Fig. a und b ist von der andrer Länder sehr verschieden. Fig. a trägt eine kleine Eisenhaube und als Schutz der Brust ein Stück Leder; b hat nur an den Unterbeinen, von den Knöcheln bis gegen die Kniee, eiserne Beinschienen, wie sie um diese Zeit in Deutschland nie vorkommen. Den Oberkörper schützte man offenbar durch einen großen Schild. Der Bogen war damals vielfach noch neben der Armbrust im Gebrauche. An der Seite trägt der Schütze einen Köcher, ganz nach orientalischer Art; er trägt ferner einen großen ovalen Schild und einen Stahlpanzer, der den Oberkörper nur von vorn schützt. Der kurze, an beiden Hüften ausgeschnittene Scheckenrock erscheint um diese Zeit in allen christlichen Ländern. Fig. c ist ein junger vornehmer Italiener; sein Kostüm unterscheidet sich von dem entsprechenden deutschen nur wenig. (Hefner-Alteneck.)

Lebensalter geschlossen wurde, so fand man in ihr nur ein rauhes und äußerliches Band, das abzustreifen die Klugheit und das Herz geboten. In allen Novellen und Romanen des Zeitalters wird deshalb die Unsittlichkeit gepriesen, wenn sie klug und geheim bleibt, Recht und Sitte verspottet, wenn sie sich nur überlisten lassen. Freilich zeigt uns die Zeit auch, welche grausame Rache das beleidigte Recht oder die getäuschte Liebe suchten. Selbst unter den Bauern auf dem Lande gehörte die Blutrache mit dem Wechselmord durch Generationen und allen Scheußlichkeiten roheſter Grausamkeit zur Volksmoral. Strick, Dolch und Gift waren die gewöhnlichen Mittel, mit welchen man ebensowohl sich von einem unbequemen Ehebande losmachte, als die Zerreißung eines solchen rächte. Nicht nur das Volk, sondern auch die Gebildeteren, vor allem die Frauen, hatten nur für den Mörder Teilnahme ohne Rücksicht auf das Verwerfliche der That, und widmeten ihm, falls ihn doch die Justiz ergriff, die zärtlichste Teilnahme, ja Bewunderung, sobald er nur mit stolzer Todesverachtung den letzten Gang ging. Wer nicht selbst

morden wollte, fand für geringes Geld eine Hand, die seinen Wunsch ausführte. Von Neapel sagte Pontano: „Hier ist nichts billiger zu kaufen als ein Menschenleben." Freilich gingen die Mächtigen mit schlimmem Beispiel voran. Viele kleine und große Fürsten Italiens, auch wenn sie nicht aus dem Stamme der verrufenen Borgias waren, betrachteten den Mord als ein erlaubtes Mittel ihrer Macht.

Sittenlosigkeit.

„Ja, wir Italiener", sagte Machiavelli, „sind vorzugsweise irreligiös und böse — weil die Kirche in ihren Vertretern das übelste Beispiel gibt." Allerdings war bei den Priestern und Mönchen die Verletzung ihrer Gelübde an der Tagesordnung. Nicht nur in dem Hause der Päpste spielten die Hochzeiten ihrer Söhne und Töchter eine große Rolle in den Festlichkeiten, sondern man wußte auch von förmlichen Mönchs- und Nonnenehen mit Kantaten, Zivilakten und Festmahlzeiten. Wohl rächte sich das Volk durch Spott und Schimpf an den geist- und sittenlosen Bettelmönchen, aber man war doch einmal so an die Herrschaft der Kirche und ihrer Diener gewöhnt, daß man das Kleid verehrte und nicht den, der es trug. Daneben freilich ahmte man fleißig die Sünden und Verbrechen der Priester nach und schaffte sich für ein Billiges den Erlaß der Kirchenstrafe. Das religiöse Gefühl der Ungebildeten begnügte sich mit dem kirchlichen Kultus und dem Reliquiendienste; der Gebildete sah bereits vom Mariendienste ab; in den frommen Gedichten des Lorenzo Magnifico und des Michelangelo findet er kaum eine Erwähnung. Einige von den Humanisten verbinden mit dem tiefsinnigsten Studium des Altertums die gründlichste Bibelkenntnis, manche sogar strengste Frömmigkeit, die meisten kümmerten sich weder um das Alte, noch um das Neue Testament. Der Kardinal Bembo schrieb wenige Jahre später an Sadoleto: „Lies nicht die Briefe St. Pauli, damit jener barbarische Stil nicht deinen Geschmack verderbe. Laß diese Kindereien, die eines ernsten Mannes unwürdig sind." In betreff der Weltregierung glaubten viele von ihnen an ein unabänderliches Schicksal oder suchten die Lehren Platos mit dem Christentum in Einklang zu bringen. Im Leben folgten die meisten den Lehren Epikurs. Gegen Zauberei, Astrologie, Gespenster-, Dämonen- und andern rohen Aberglauben schien niemand gewaffnet zu sein. Nur der edle Pico von Mirandola ging kühn auf wissenschaftlichem Wege dem Sternglauben zu Leibe, in welchem er die Wurzel aller Gottlosigkeit und Unsittlichkeit fand, und wies wenigstens von ihren Wetterprophezeiungen nach, daß drei Viertel nicht zutrafen.

Mächtig und zeitgemäß war demnach die Erscheinung jener Bußprediger, welche das Gewissen zu regen vermochten oder gar Wunder thaten. Oft genug vermochten freilich die vornehmen Humanisten oder das gemeine Volk der Spötter ihre Autorität schnell zu vernichten, bisweilen auch einen gemeinen Heuchler glücklich zu entlarven; einzelne von wahrer Seelengröße fanden immer wieder wenigstens vorübergehend Anerkennung, Verehrung und Nachfolge.

Girolamo Savonarola.

Eine solche wirkungsreiche Persönlichkeit war der edle Dominikaner Girolamo Savonarola.

Geboren zu Ferrara am 21. September 1452 als Sohn eines Arztes, war er bestimmt, ebenfalls Mediziner zu werden. Aber Thomas von Aquino und die Alten zogen ihn mächtig an, dazu das Studium der Bibel. Sein religiöser Sinn wurde abgestoßen und beleidigt durch die heidnischen Festlichkeiten, die er als achtjähriger Knabe beim Empfange Pius' II. in seiner Vaterstadt (1460) mit ansah. Er fand, daß man den Nachfolger Petri nur durch den Anblick heidnischer Götterbilder erfreuen wolle. Bald nahm er Anstoß an der Gleichgültigkeit gegen alles Religiöse, an der Korruption, den Ausschweifungen überhaupt, die er in Ferrara, damals einer Stadt von 100000 Einwohnern, täglich vor Augen sah. Dazu stieß ihn der glänzende Palast der Estes ab, oben das Geklirr von Silber- und Goldgeschirr, unten das Rasseln der Ketten in den Kerkern. Einmal leuchtete ihm ein Stern des Glückes auf. Er freite um die Hand einer Strozzi, deren Vater aus Florenz nach Ferrara geflüchtet war. Als sie ihn hochmütig zurückstieß, versank er in ernste Schwermut. Im Alter von zwanzig Jahren schrieb er ein Werk „über die Verachtung der Welt", lag voll Andacht und Verzagtheit an den Stufen des Altars und klagte sein Leid im Lautenspiel. Da erweckte die herrliche Predigt eines Augustinermönchs in ihm den heimlichen Entschluß, ins Kloster zu gehen. Als die Mutter am 23. April 1475 sein Lautenspiel in der Abenddämmerung hörte, rief sie ihm erschreckt zu: „Mein Sohn, das bedeutet Abschied!" Am andern Tage war er fort und trat in das Dominikanerkloster zu Bologna, nicht um „vom Aristoteles der Welt zum Aristoteles im Kloster überzugehen", sondern um die niedrigsten Dienste zu vollführen. „Nicht eines Fürsten, sondern Christi Ritter" wolle er sein, so schrieb er den klagenden Eltern auf ihre Vorwürfe zur Antwort. Wegen eines Krieges siedelte er 1482 nach dem Kloster San Marco in Florenz über, dessen Zellen einst der fromme Fra Fiesole (starb 1455) mit biblischen Bildern geschmückt hatte, und wo er in Fra Bartolommeo della Porta (starb 1517) einen Freund und Gesinnungsgenossen fand.

Anfangs besuchten nur wenige Zuhörer seine Predigten, kaum fünfundzwanzig, weil er nur die Bibel citierte und nicht die Alten, wie der geistreiche und elegante Mariano in S. Spirito. Mehr Eindruck machte er in andern Orten, wohin ihn sein

Prior schickte, in Pavia, Genua und in Reggio, wo er die Freundschaft des edlen Fürsten Pico von Mirandola gewann. Auf dessen Empfehlung und auf Lorenzos Wunsch geschah es wohl, daß er ein Jahr nach seiner Heimkehr (1491) zum Prior des Klosters San Marco gewählt wurde. Erst jetzt füllte sich die Kirche mehr und mehr, so daß er sich bald genötigt sah, vor derselben, statt darin zu predigen. Seine Gestalt war weder groß, noch schön. Auf den beiden Porträts, die wir von Fra Bartolommeo besitzen, erscheint seine Gesichtsfarbe dunkel, sein Mund groß, die Lippen fest geschlossen, die Stirn auffallend platt. Allein seine Adlernase und sein glühendes Auge zogen doch mächtig an. Seine Stimme war nicht bedeutend, sein Ausdruck nicht rhetorisch, aber aus ihm redete die Kraft der Überzeugung mit flammender Gewalt. Man kannte ihn bald als den größten Bußprediger der Zeit. Seitdem er Prior geworden war, traten die Besten scharenweise in sein Kloster: statt fünfzig zählte S. Marco bald 238 Mönche, der Dominikanerorden wurde geradezu das Salz Toscanas. Savonarola war der einzige Prediger, der offen gegen die Alten auftrat, ja gegen ihren mächtigsten Verehrer, Lorenzo il Magnifico. Er meldete sich nicht einmal bei ihm, obwohl jener ihn erhoben, er kümmerte sich nicht um ihn, wenn der Mediceer in den Gärten des Klosters lustwandelte, er dankte ihm nicht einmal für die reichen Geschenke, die jener S. Marco zuwandte. Er fuhr fort zu predigen, daß ein „einfältiger Mann, ein geringes Mägdelein durch Befolgung der christlichen Gebote und Verachtung alles Irdischen weiter gelangten, als Plato und Pythagoras", auch wenn Lorenzo unten saß, den doch bisweilen die Neugier zu ihm trieb.

279. Girolamo Savonarola.
Nach dem gleichzeitigen Gemälde von Fra Bartolommeo.

Lorenzos Tod.

Im Frühjahr 1492 warfen unaufhörliche gichtische Leiden den Mächtigen auf das letzte Krankenbett. Die öffentlichen Geschäfte hatte er schon an seine Söhne, Giuliano und vor allem an Pietro, abgegeben, die er freilich selbst für weniger begabt erklärte, als den jüngsten, Giovanni, der bereits Kardinal war und später Papst (Leo X.) wurde. Über seine letzten Stunden gibt es verschiedene Berichte, aber der wahrscheinlichste bleibt doch der, welcher noch am auffallendsten den schneidenden Gegensatz zwischen den beiden einflußreichsten Männern in Florenz aufdeckt. Von den Freunden umstanden nur Poliziano, Ficino und Pico das Lager des Sterbenden. Als der Arzt erklärte, daß seine Kunst zu Ende sei, begehrte Lorenzo dringend zu beichten. Er klagte wohl: „Keiner hat je den Mut gehabt, mir je mit einem entschiedenen Nein zu erwidern." Was einst sein Stolz gewesen, ward ihm jetzt zur Qual. Er verlangte nach Savonarola: „Er ist der einzige echte Mönch, den ich kenne." Der Dominikaner wurde geholt und tröstete den Beängstigten mit den milden Worten: „Gott ist gütig, Gott ist barmherzig",

aber seinen Segen knüpfte er doch noch an drei Bedingungen, die Lorenzo zuerst erfüllen müsse. Die erste war, daß er einen starken lebendigen Glauben habe an die Barmherzigkeit Gottes. Der Fürst bejahte es. Die zweite, daß er alles unrechtmäßige Gut zurückerstatten lasse. Der Kranke schien überrascht zu sein und wollte sich kaum an solches erinnern; endlich gab er auch hierin nach. Als jedoch Savonarola mit gewaltiger Stimme, die Augen starr auf ihn geheftet, verlangte, daß er die monarchische Verfassung aufhebe und der Stadt die Freiheit wiedergebe, da wandte ihm Lorenzo mit der letzten Kraft seines Körpers den Rücken und starb (8. April 1492).

Pietro de' Medici.

Von seinen Söhnen hatte der Vater selbst gesagt, Pietro sei ein Thor, Giuliano sei gut, Giovanni allein klug. Dennoch erbte gerade der älteste die Macht des Vaters in Florenz, obwohl außer dessen Herrschsucht und Ehrgeiz keine seiner Eigenschaften auf ihn übergegangen war. Er gefiel sich, in Turnieren und Festzügen körperliche Gewandtheit und schöne Kleider zu zeigen; von den Wissenschaften und Künsten verstand er wenig. Es charakterisiert ihn vollkommen, daß er sich rühmte, zwei der seltensten Männer in seinem Dienste zu haben, einen spanischen Lakaien von großer Schönheit, der auch ein galoppierendes Pferd im Laufe überholen könne, und Michelangelo, der ihm die besten — Schneemänner zu machen verstehe. Schon nach wenigen Wochen wandten sich die Unzufriedenen scharenweise von Peter ab und vermehrten die Zahl der Anhänger des mächtigen Bußpredigers, der ohne Scheu prophezeite, daß Gott zur Strafe für das gottlose Leben der Florentiner und ihres Herrschers die Pest schicken werde, und, falls auch die nicht helfe, einen feindlichen König, um die Mediceer zu vertreiben.

Karl VIII. von Frankreich. Pietros Vertreibung.

Als Karl VIII. von Frankreich, der Erbe des letzten Anjou, sich anschickte, dessen Ansprüche auf den Thron von Neapel geltend zu machen, und mit einem bedeutenden Heere über die Alpen zog, glaubte Peter anfangs nichts besseres thun zu können, als daß er sich mit dem Könige von Neapel und mit dem Papste verband. Sobald Karl aber bis an die Grenzen von Toscana gerückt war, eilte er unbewaffnet ins französische Lager und erbettelte fußfällig einen demütigenden Frieden. Das empörte Volk jedoch erklärte ihn für unfähig die Republik zu leiten, verbannte alle Mediceer, vertrieb ihn selbst bei seiner Rückkehr mit Steinwürfen und plünderte seinen Palast. Einige Tage später hielt Karl VIII. seinen Einzug, legte nur vor Savonarola eine außerordentliche Hochachtung an den Tag und nahm in demselben Palast seine Wohnung. Obwohl mit Jubelruf und Festlichkeiten empfangen, fand er entschiedensten Widerspruch, als er die Zurückberufung Peters verlangte, als seine Soldaten zu plündern und zu erpressen anfingen und er gar selbst mit Gewaltmaßregeln drohte. Da er die Energie der Republikaner und ihres greisen Führers Capponi sah, schloß er einen Vertrag, nach welchem ihm 12000 Goldgulden gezahlt und der Titel Restaurator et protector libertatis Florentinae („Wiederhersteller und Schützer der florentinischen Freiheit") gegeben werden sollte, und zog ab, jedoch nicht, ohne zuvor den Palast der Mediceer völlig auszuplündern und viele Handschriften, Antiken und Kunstsachen zu entführen oder zu zerstören, die der Geschmack und der Fleiß der hochgebildeten Eigentümer während eines halben Jahrhunderts gesammelt hatte (28. November 1494). Angelo Poliziano und Pico von Mirandola sahen dieses schmachvolle Ende der Mediceischen Herrlichkeit nicht mehr: sie waren wenige Wochen zuvor zu Grabe getragen.

Die neue Verfassung.

Kaum hatte Karl VIII. die Stadt verlassen, so dachte man an eine neue Gestaltung des Staates. Man berief durch Glockengeläute das Volk zu einem sogenannten Parlament, ließ aber durch bewaffnete Jünglinge an den Zugängen jeden zurückweisen, dem man nicht traute, und gab hier die oberste Gewalt an eine „Balia", deren zwanzig Mitglieder durch lauten Zuruf ernannt wurden. Diese sollten an Stelle des Rates der Siebenzig, den Lorenzo eingesetzt, die obersten Beamten und vor allen den „Gonfaloniere der Gerechtigkeit" berufen. Aber bald stellte es sich klar heraus, daß diese Reform von oben keine genügende war, wenn das übrige Gebäude des Staates noch in den alten Formen weiter bestand, zumal bei der bedrohten Lage nach außen hin. Mehrere Städte, die Florenz bisher unterthan gewesen, hatten sich losgerissen, wie Pisa und Arezzo, andre standen im Begriff ein gleiches zu thun, und die Medici, deren Partei im geheimen

wieder zunahm, warteten nur auf den günstigen Augenblick zur Rückkehr. Savonarola erkannte zuerst die Mängel der neuen Einrichtung und sprach dieses am offensten in seinen Adventspredigten aus, in denen er seine Anschauungen von der idealen Form einer Republik ausführlich darlegte. „Nur dann sei eine Stadt wohlgeordnet, wenn der Obrigkeit in kurzem eine Zeit angekündigt sei, wo man über ihr Thun und Lassen richten wolle. Was bedeute sonst die freie Wahl? Nur dem Besseren wolle jedermann gehorsam sein. Allen wahren Bürgern gebühre ein Anteil an der Gewalt!" Es gelang ihm, selbst einige der Vornehmsten zu überzeugen, einen Soderini und Vespucci. Zum Teil nach dem Muster der venezianischen Verfassung beschloß man aus allen, die selbst, deren Väter oder Großväter, bereits zu hohen Würden berufen oder doch als wählbar bezeichnet waren, einen Großen Rat zu bilden, der alle wichtigeren Ämter durch Wahl, die unwichtigeren durch das Los besetzen und über die Gesetze beschließen solle. Während zu diesem schon das erfüllte dreißigste Lebensjahr den Zutritt gestattete, durften in den eigentlichen Verwaltungsrat, den Rat der Achtzig, nur vierzigjährige, und zwar nur auf sechs Monate gewählt werden. Der Gonfaloniere und die acht Signoren mußten sogar jeden zweiten Monat wechseln. Zugleich wurde eine eigne Kommission ernannt, um die Steuern zu reformieren, die fortan nur auf Grund und Boden, nicht auf das bare Vermögen gelegt werden sollten. Auch die Justiz wurde neu geordnet und jedem Verurteilten die Appellation an den Großen Rat gestattet. — Als das große Werk vollendet war, welches der berühmte Staatsmann und Geschichtschreiber Guicciardini (s. Bd. V, S. 111) als die „beste, ja die einzige gute Verfassung" bezeichnet, „die Florenz in seiner langen und stürmischen Geschichte besessen hat", stellte man in dem Palaste eine Statue von Donatello auf, Judith darstellend, welche den Holofernes erschlägt, als ein Zeichen des Triumphes der Freiheit über die Tyrannei.

Florenz sollte nicht nur ganz frei, es sollte auch ganz fromm, ja heilig sein: so wollte es der Dominikaner. Als eine gewaltige Triebfeder kam die Not der Zeiten hinzu, welche beten lehrte. Krankheit und Hungersnot, Zerrüttung der Finanzen und feindliche Heerscharen schufen nach der Zertrümmerung der Mediceischen Herrlichkeit ein nie gekanntes Elend. Die Pisaner zerstreuten ein florentinisches Heer. Kaiser Maximilian ließ sich zum Schutzherrn von Pisa machen und belagerte Livorno. Die Wiederkunft Karls VIII., der sich nach der schnellen Eroberung und nach dem ebenso schnellen Verlust Neapels mühsam bei Fornuovo (6. Juli 1495) den Rückweg erkämpft hatte, wurde von Tage zu Tage zweifelhafter, und doch war er der einzige Bundesgenosse der jungen Republik. Allein auf die Gotteskraft ihres Propheten stützte sich alle Hoffnung. Man sah die Weissagung erfüllt, durch welche er dem französischen Könige den Verlust seiner Macht vorhergesagt hatte, wenn er sich von Gott abwende, man sah in allem Elend die vorher verkündeten Strafen des Höchsten. Ganz Florenz entschloß sich zur Besserung des Lebens. Über dem Signorenpalaste befestigte man die Inschrift: „Jesus Christus Rex populi Florentini S. P. Q. decreto creatus" (Jesus Christus, durch Beschluß des Senates und Volkes erwählter König von Florenz). In diesem Sinne gedachte man zu leben. Karten- und Würfelspiel hörte auf, viele Wirtshäuser wurden geschlossen, auf den Landstraßen hörte man fromme Gesänge statt der rohen Volkslieder, die Frauen legten den Schmuck ab und kleideten sich einfach, die Handwerker saßen in den Feierstunden vor ihren Werkstätten mit der Bibel oder den Predigten Savonarolas in der Hand; mit Staunen sah man Kaufleute, die den unrechtmäßigen Gewinn zurückzahlten, von Gewissensangst getrieben. Scharenweise sammelten sich die Kleinen der Stadt zu den Kindergottesdiensten des hehren Bettelmönches, der mit Strenge und Freundlichkeit zugleich sie frühzeitig auf den richtigen Weg lenkte, und Männer aus den angesehensten Familien, sechs Brüder aus der Familie Strozzi, mehrere Salviati, Acciaiuoli, und Gelehrte von Ruf wie Ruccellai, Giorgio Vespucci, der Oheim des Seefahrers, der Jude Blemmet, Picos Lehrer, traten in seinen Orden ein und ließen sich ruhig als „Frateschi" und „Paternosterkäuer" verspotten.

Die Herrschaft des Propheten.

Die Verbrennung der Eitelkeiten.

Eine wunderbare Hilfe in größter Not vermehrte noch das Ansehen des Propheten. Eine französische Flotte, welche der bedrängten Stadt Livorno Hilfe bringen sollte, wurde unaufhörlich durch widrige Winde zurückgehalten: da ordnete er eine allgemeine Prozession an, in welcher von Männern und Weibern, von Geistlichen und Kindern, unter Gebeten und Wehklagen, ein wunderthätiges Marienbild durch die Straßen getragen ward. Eben waren sie am Marienthore angelangt, als sie einen Boten zu Pferde, mit einem Ölzweige in der Hand, über die Arnobrücke traben sahen. Sie hielten an und erfuhren mit Staunen, daß die Flotte im Angesicht des Kaisers Maximilian mit Hilfsmannschaft und Munition im Hafen gelandet sei. Nicht lange danach kehrte sich der Kaiser von Livorno ab und über Pavia nach Deutschland zurück. Seitdem glaubte die große Masse an die göttliche Sendung des Propheten, und die heimlichen Anhänger der Medici, die sogenannten Arrabiati („die Rasenden"), mußten sich verstecken. Er selbst aber sprach selten von seiner prophetischen Gabe und erklärte, auch der geringste Mann könne, wenn Gott ihn erleuchte, die Zukunft vorherwissen und -sagen. In denselben Tagen predigte er über die Kunst gut zu sterben und feierte zu Weihnachten 1496 zusammen mit den Priestern und 1300 Kindern unter 18 Jahren das heilige Abendmahl. Den größten Triumph, so sagen die Zeitgenossen, hatte er zur Zeit des Karnevals 1497. In allen Vierteln der Stadt gingen die Kinder in die Häuser und baten um Auslieferung aller Dinge, die dem göttlichen Leben zuwider seien. „Die Männer gaben ihnen Karten, Würfel, Brettspiele, die Frauen falsche Haare, Schminke, wohlriechende Wässer. Manche brachten den Morgante, Boccaccio und unzüchtige Bilder; einige schonten ihre Harfe nicht, wahrscheinlich in Erinnerung, wozu sie dieselbe gebraucht; Fra Bartolommeo brachte die nackten Figuren aus seiner Werkstatt. Nun ward auf dem Markte ein pyramidenförmiges Gerüst mit vielen Stufen erbaut, auf welchem man dies alles niederlegte. Am Tage des Karnevals versammelte sich das ganze Volk und die Signoren saßen nieder. Dann kamen die Kinder aus der Messe, weißgekleidet, Olivenzweige um die Köpfe, rote Kreuze in den Händen, und sangen italienische Loblieder. Vier traten zu den Signoren, empfingen brennende Fackeln und zündeten die Pyramide an, die unter Trompetenstößen aufbrannte. Indes hatte man Almosen für die verschämten Armen gesammelt." Dies nannte man die „Verbrennung der Eitelkeiten".

Übrigens war Girolamo Savonarola weder ein Feind der Wissenschaften noch der Künste: Auf seine Veranlassung kaufte das Kloster S. Marco die Reste der reichhaltigen Mediceischen Bibliothek an und richtete eine Zeichenschule ein; aber nicht mehr die Antike und die Natur sollten zu Vorbildern dienen, sondern Kunst und Wissenschaft sollten Gott allein gehorchen.

Reaktionsversuche.

Nicht nur die Freunde der Medici und die große Partei des weltlichen Vergnügens und der Lust, sondern auch das höchste Haupt der Kirche grollte längst dem frommen Mönche. Vergebens hatte man den redegewandten Franziskaner Mariano da Ghennazzano nach Florenz geschickt, damit er durch die Eleganz seiner Predigten die Zuhörer von dem strengen Savonarola abwende. Als die Neugier befriedigt war, kehrten alle wieder zurück. Da versuchten die „Arrabiati" Peter Medici zurückzuführen, obwohl sie ihn haßten, und versprachen, ihm die Thore zu öffnen, wenn er mit Bewaffneten herankäme; aber rechtzeitig erfuhr Savonarola davon, ließ die Glocke läuten, und Peter mußte unverrichteter Sache abziehen (April 1497). Nicht viel später entstand ein Bund aus vornehmen Jünglingen, die das Wohlleben liebten und den starren Ernst dieser Zeit haßten, um Savonarola am Himmelfahrtstage im Dome zu ermorden, in dem er predigen wollte; aber sie vermochten nur den Gottesdienst zu stören: von bewaffneten Anhängern geschützt, kehrte er unversehrt in sein Kloster zurück.

Savonarola durch Alexander VI. gebannt.

Inzwischen hatte sich Mariano nach Rom begeben und den Papst mit den Worten angerufen: „Schneide dies Ungeheuer von der Kirche ab!" Alexander VI. bedurfte kaum solcher Ermahnung. Er hatte längst den tiefen Gegensatz empfunden, in welchem Savonarola zu dem Leben an der päpstlichen Kurie stand. Zuerst suchte er den Mönch nach Rom zu locken, „damit wir", so schrieb er, „durch dich den Willen Gottes besser erkennen und danach handeln mögen, da du sagst, daß deine Weissagung von Gott komme". Da Savonarola, wohl wissend, daß Dolch und Gefängnis seiner warteten, ihm antwortete, er dürfe Florenz um seiner Sicherheit willen nicht verlassen, erneute jener die Aufforderung an den „Mönch, der falsche Lehren verbreitet" in der Sprache des Gebieters. Als auch die dritte Einladung und die plumpe Lockung mit dem Kardinalshute ohne Erfolg blieb, übrigens der fromme Mönch seinen Gehorsam gegen die Kirche versicherte, antwortete der Papst mit einem sehr höflichen Schreiben, in welchem er ihm nur befahl, sich in Zukunft alles Predigens zu enthalten, damit er nicht Unfrieden säe. Aber die Not des Landes gebot Savonarola zu reden und zu trösten, und nur wegen dieses Ungehorsams sprach Alexander VI. im Mai 1497 den Bann über

ihn aus. Vergebens erklärte der Mönch in einem ernsten und bescheidenen Schreiben, daß er niemals eine andre Lehre, als die der Kirchenväter, gepredigt habe. Die Bannbulle wurde trotzdem an den Kirchthüren angeschlagen und in Gegenwart des gesamten Klerus im Dome zu Florenz verkündigt. Nun erst erklärte Savonarola offen, „daß man einem Befehle, der der christlichen Liebe und dem Gesetze des Herrn widerspreche, nicht gehorchen dürfe", und gab zugleich in dem „Triumphe des Kreuzes" eine Darlegung des christlichen Glaubens, begründet durch die natürliche Vernunft. Er erklärte den Papst für ein „zerbrochenes Eisen" und den Glauben an seine Unfehlbarkeit für

280. Savonarolas Tod.

Nach dem gleichzeitigen Gemälde in der Zelle des Savonarola im Kloster von San Marco zu Florenz.

thöricht, hielt Weihnachten 1497 das Abendmahl in der früheren Weise und erneute im Frühjahr 1498 die „Verbrennung der Eitelkeiten" wie im Jahre zuvor, wenn auch schon unter viel geringerer Teilnahme des Volkes. Als sich der Papst mit einem Breve und mit der Drohung des Interdikts an die Signoria wandte, erklärte dieselbe, obwohl die Majorität aus Arrabiaten bestand, man könne gegen einen Mann nicht einschreiten, der sich durch seine Rechtschaffenheit so sehr die Liebe alles Volkes erworben habe, untersagte aber dem Mönche das Predigen. Savonarola gehorchte zwar, appellierte aber in einem kühnen Schreiben, das er Alexander VI. übersandte, an ein Konzil, auf welchem er ihn selbst als simonistisch gewählt, als lasterhaft, als Verderber der Kirche anklagen werde. Zugleich schrieb er Briefe an alle christlichen Fürsten, vor allem an

Karl VIII., der durch den Kardinal della Vincula (Julius II.) gewonnen war, um sie gegen den Papst einzunehmen. Allein es machte schon einen ungünstigen Eindruck auf viele sonst getreue Anhänger Savonarolas, als der Papst einen von diesen Briefen, der in seine Hände gefallen war, veröffentlichen ließ.

Inzwischen suchte auch ein andrer Franziskaner das Ansehen des Dominikaners zu erschüttern, indem er ihn offen als einen Ketzer und falschen Propheten bezeichnete und zur Ablegung der Feuerprobe aufforderte. Da Savonarola erklärte, das heiße Gott versuchen, so erbot sich sein Freund Domenico für ihn einzutreten. Aber als das Volk erwartend auf dem Platze stand und alles vorbereitet war, erregte man auf hinterlistige Weise zu dieser Stunde einen Tumult des Volkes, welcher den Franziskaner von der Lösung seines Wortes befreite und alle Schuld auf Savonarola warf, weil er sich gescheut, die Feuerprobe zu bestehen. Vor den andringenden Scharen flüchteten seine Anhänger unter Psalmengesang und Gebeten, ihren Meister schützend, in das Kloster, die Signoren selbst hatten ihre Leibwache zu seiner Verfolgung abgeschickt (7. April 1498).

Savonarolas Ende.

Während der Papst die Sieger belobte, kam die Nachricht, daß Karl VIII. am Tage nach diesem Siege der Arrabiaten (8. April) durch einen Schlagfluß getötet und auf einem elenden Strohlager verschieden sei. Obwohl dies wörtlich der Prophezeiung Savonarolas entsprach, empfand man es mehr als einen Sieg der Gegner, daß ihm nun der letzte mächtige Bundesgenosse entrissen sei. Nachdem die Regierung der Stadt geändert und alle Stellen der Signoria mit Arrabiaten besetzt waren, begann eine Kommission von 17 Richtern die Untersuchung gegen den gefangenen Mönch und seine „Mitschuldigen". Savonarola, obwohl täglich — nach der Aussage eines Augenzeugen an einem Tage vierzehnmal — gefoltert, so daß ihm oft Besinnung und Gedächtnis verging, sagte doch nichts aus, was ihn als Ketzer überführen konnte. Da meldete sich aus der Zahl seiner Gegner ein florentinischer Notar und versprach für einen Preis von 400 Dukaten das Protokoll so geschickt zu fälschen, daß er als Ketzer verurteilt werden könne. Nun schritt man auch zur Verurteilung der beiden einzigen Genossen, welche sich in letzter Stunde nicht von ihm getrennt hatten. Einige von den Richtern wollten sie retten, andre fürchteten sich und erklärten: „Ein Frate mehr oder weniger, was kommt es darauf an? Mögen sie auch sterben!" Nachdem Savonarola mit seinen Freunden gemeinsam das Abendmahl genommen und noch einmal seinen katholischen Glauben feierlich bekannt hatte, bestieg er das Schafott vor dem Stadtpalaste. Der Bischof beraubte die drei ihrer Mönchsgewänder, ein Richter verlas den Urteilsspruch, und mit ruhiger Entschlossenheit gingen sie dem Tode entgegen. „Der Herr hat so viel für mich gelitten", sprach Savonarola; dann schlang der Henker die Kette um den Hals der Unglücklichen und gab ihnen den Todesstoß (am 23. Mai 1498). Ihre Leiber wurden unter dem Wutgeschrei der Arrabiaten verbrannt, während einige Anhänger mühsam ihre Thränen und ihr Schluchzen zu verbergen suchten.

Ihre Asche wurde in den Arno versenkt, aber Fra Bartolommeo malte um das Bild seines verstorbenen Freundes einen Heiligenschein, und der größte Künstler von Florenz, Michelangelo, bekannte noch im spätesten Alter: „Seine Predigten waren meines Fußes Leuchte und ein Licht auf meinen Wegen." Daß er ein Ketzer gewesen sei oder gar ein Reformator im Sinne Luthers, hat die spätere Kirche mit Recht immer verneint, und der Papst Benedikt XIV. dachte sogar an seine Heiligsprechung.

In einem Zustande wilder Anarchie trat Florenz in die neue Zeit ein.

Mailand.

Während die Republik Mailand am Anfange dieses Zeitraumes trotz unaufhörlicher Kämpfe streitender Familien ihr Landgebiet so sehr vergrößert, daß es bald die Hälfte der lombardischen Tiefebene umfaßt und sich bis zu den Ufern des Mittelmeeres erstreckt, so verliert sie doch fast zu gleicher Zeit ihre Freiheit an ein mächtiges Geschlecht und zum Schluß gar ihre Selbständigkeit, indem sie für immer unter fremde Herrschaft gerät.

Die Familie Viscontt.

In der Geschichte der Hohenstaufenzeit ist bereits darauf hingewiesen worden, daß die Losreißung der Lombardei wie die des ganzen Königreichs Italien von der deutschen

Krone zugleich den Sieg der Guelfenpartei bedeutete. Nach dem Unterliegen Manfreds und Konradins schien dieselbe im unbestrittenen Besitze der höchsten Macht zu sein, und ihre Häupter, Napoleone und Francesco della Torre, wurden nebst dem Markgrafen von Montferrat die Anführer einer Liga, zu welcher außer Mailand auch die Städte Vercelli, Novara, Como, Ferrara, Mantua, Parma, Vicenza, Padua, Bergamo, Lodi, Brescia, Cremona und Piacenza gehörten. Die Ghibellinen wurden aus allen diesen Orten vertrieben, und selbst der Erzbischof Otto Visconti von Mailand, obwohl in seiner geistlichen Würde von allen anerkannt, ließ eine Zeitlang seine priesterlichen Funktionen durch einen Stellvertreter versehen, weil er nicht wagte in die Stadt zu kommen. Allein in der Verbannung wuchs sein Anhang so sehr, daß er nach dem Sturze Francescos und der Gefangennahme Napoleones della Torre 1277 seinen Einzug halten konnte und einstimmig zum Signore gewählt wurde. Mit der Ernennung seines Großneffen Matteo zum „Capitan des Volkes" (1287) schien die Herrschaft der Visconti für immer gesichert.

281. Matteo Visconti.

Mailands Reichtum.

Zeitgenössische Geschichtschreiber schätzen die Einwohner Mailands zu jener Zeit auf 150000 bis 200000, die in 13000 Privathäusern wohnten; davon waren 40000 waffenfähige Männer; aber das ganze Gebiet der Stadt umfaßte außer 60 Vorstädten 600 Dörfer und 150 Burgen, so daß man die gesamte Streitmacht auf 50000 Mann berechnen konnte. Für den Unterricht geschah nicht viel, man zählte höchstens 80 Elementarlehrer, 15 Lehrer der Grammatik und Logik, dazu 50 Bücherabschreiber. Unverhältnismäßig zahlreich waren die Ärzte, 180—200. Tausend Weinschenken und 105 Gasthäuser zeugten von dem Wohlstande der Stadt. Unzählige Arbeiter verdienten sich Lohn durch Bereiten der Drahtmaschen für die Harnischfabrikanten, deren es über 100 gab. Vollständige Rüstungen für Mann und Roß oder einzelne Waffen aus mailändischen Werkstätten gingen bis zu den Sarazenen und Tataren. Auch ihre Sattlerarbeit und Pferdezucht war berühmt; ihre Tuche und Tücher aus französischer, holländischer und englischer Rohwolle gingen ebenso in alle Welt wie ihre Konfitüren. Ein richterliches Kollegium, aus 120 gelehrten Juristen zusammengesetzt und in Kommissionen geteilt, sprach Recht in Zivilsachen; den Blutbann übte der Podestà. Über allen aber stand der Capitano, welcher durch einen Eid gelobte, „alle Dekrete, Statuten und Ordnungen der Kommune aufrechtzuerhalten, und wo sie Mängel zeigen sollten, dem römischen Gesetze zu folgen".

Matteo Visconti.

Dieses Amt wurde Matteo schon 1283 auf fünf Jahre verlängert, und zugleich gab man ihm zwei Adjutanten, zwölf Ritter und drei Rechtsgelehrte bei. Dazu fügten noch die Könige Adolf und Albrecht I. (1294 und 1298) die Würde eines Vikarius oder königlichen Statthalters. Dennoch zwangen ihn seine zahllosen inneren und äußeren Feinde 1302 zum Rücktritt, und erst Kaiser Heinrich VII. setzte ihn im Jahre 1311 wieder als Reichsvikar in Mailand ein. Seitdem behauptete Matteo trotz des Bann-

fluches, der von Avignon aus gegen den „Feind der Kirche“ geschleudert wurde, seine Machtstellung, bis ihn die Altersschwäche bewog, dieselbe an seinen energischeren Sohn Galeazzo abzutreten und den Frieden mit der Kirche zu suchen. Ergriffen von großer Seelenangst vor den Folgen des Bannes, ging derselbe Mann, welcher einst die Klugheit und Kühnheit selbst zu sein schien, von einer Kirche zur andern, um Gottes Gnade zu erflehen. Ein dunkles Gefühl, welches er immer gehabt hatte, daß alle Werke des reinen Verstandes teuflisch seien, ließ ihn nicht zur Ruhe kommen, bis er im Juni 1329 in Monza erkrankte und starb.

Wachsende Macht des Hauses Visconti.

Galeazzo I., obwohl von energischem Charakter und herrischer Denkart, mußte nach hartem Kampfe den Frieden mit dem Papste suchen, wurde darüber durch seinen eignen Bruder Marco bei dem König Ludwig IV. von Deutschland, als dieser nach Italien kam, verdächtigt und zusammen mit zwei andern Brüdern und seinem Sohne Azzo verhaftet (1327); Mailand erhielt eine Regierung von 24 Edelleuten und einen deutschen Podestà; Galeazzo, mühsam durch die Fürbitte seiner Freunde befreit, starb 1328 als Verbannter in Toscana. Dennoch wurde sein Sohn Azzo für 60000 Gulden von dem stets geldbedürftigen Kaiser zum Vikar in Mailand ernannt und sein Bruder Giovanni durch den kaiserlichen Gegenpapst Nikolaus (V.) zum Kardinal, zum Erzbischof von Mailand und zum päpstlichen Legaten in der Lombardei erhoben. Als jener im Alter von 37 Jahren (1339) starb, traten sofort seine beiden Oheime, Lucchino und Giovanni, als sogenannte Signoren an seine Stelle: zwei energische Heerführer, welche ihre Herrschaft bis über Brescia, Parma und Alessandria ausdehnten. Nach des ersteren Tode eroberte der Erzbischof Giovanni allein Bologna und zwang sogar mit Hilfe Venedigs das mächtige Genua zur Unterwerfung. Der Doge selbst trug ihm im Namen des Großen Rates die Signoria an, und er verstand durch Linderung der Not das niedere Volk, durch Zulassung zu den städtischen Ämtern den Adel zu gewinnen. Als man auf diese anwachsende Macht des Hauses Visconti aufmerksam wurde und eine gewaltige Liga den Kaiser Karl IV. gegen ihn zu Hilfe rief, suchte er vergebens durch seinen Freund Petrarca die Republik Venedig wiederzugewinnen. Unter kriegerischen Zurüstungen starb er 1354, ein Mann von feiner Bildung, der zwei Theologen, zwei Philosophen und zwei Meister der freien Künste zusammen beauftragte, einen Kommentar zu Dantes „Divina Comedia“ auszuarbeiten, und sich lebhaft um die Hebung der Universität Bologna bemüht hat.

Zersplitterung und Schwäche.

Nach dem Tode des Erzbischofs folgten seine drei Neffen, Matteo (gest. 1355), Bernabo (gest. 1385) und Galeazzo II. (gest. 1378), in der Herrschaft über die „Republik“, als ob sie ihr rechtmäßig ererbtes Eigentum in Besitz nähmen, aber sie zogen es vor, den Besitz zu teilen, um allen Streitigkeiten aus dem Wege zu gehen: nur Mailand und Genua blieben ihnen gemeinsam. Ein glücklicher Zufall war es, daß im ersten Jahre ihrer Herrschaft Karl IV. nach Italien kam und den Frieden mit Venedig vermittelte, das eben zuvor eine bedrohliche Stellung eingenommen hatte. Dafür gab man ihm gern die Krone der Lombardei und für die Ernennung zu kaiserlichen Vikaren außerdem noch 150000 und ein Reisegeschenk von 50000 Goldgulden; als er nach kurzer Zeit von Rom zurückkehrte, verschloß man ihm schon die Thore, weil man seine Ohnmacht erkannt hatte und seiner nicht mehr bedurfte. Bald aber gaben die drei Viscontischen Brüder so deutliche Zeichen ihrer Schwäche und ihrer Zwietracht, daß mancher dadurch zum Abfall verlockt wurde. Gegen den Willen Matteos behauptete sich der Statthalter seines Oheims in Bologna und ließ sich auch von Bernabo nicht vertreiben, sondern erbot sich nur zu einer Jahresabgabe. Genua verwarf die Anordnungen des mailändischen Statthalters, wählte wieder seinen Dogen und wurde mächtiger als zuvor. Allein durch wohlbezahlte Soldknechte retteten sich die Brüder wenigstens den übrigen Besitz gegen den Angriff einer Liga, zu der fast alle mächtigsten Signoren, die Gonzagas, Carraras, Estes, della Scalas und Karl IV. selbst gehörten. Nur Bologna ging gänzlich verloren, indem der obengenannte Statthalter es für eine Geldsumme an die Florentiner abtrat und es vorzog, als päpstlicher Lehnsträger Markgraf von Fermo zu werden.

Tyrannei.

Zugleich gibt die Regierung jener drei das Zerrbild der unerhörtesten Tyrannei und eines Übermutes, der sich ebensowenig um Bann und Interdikt, als um das Murren oder Seufzen der Unterthanen kümmert. Ob Matteos plötzlicher Tod (1355) eine Folge seiner Ausschweifungen war, oder ob ihm die Brüder Gift beibringen ließen, weil er gesagt haben sollte: „Regieren ist hübsch, aber — ohne Gesellschaft", läßt sich nicht erweisen. Sicher erwartete man jedoch einen Aufstand der vielen Männer und Väter, an deren Familien der begabte, aber sittlich entartete Jüngling sich in frechster Weise versündigt hatte. Schlimmer jedoch war Bernabo. Als der Papst Innocenz VI. ihn ermahnte, das Gebiet des Kirchenstaates nicht anzugreifen, und die Gesandten ihm das Schreiben auf einer Brücke überreichten, fragte er sie wütend, ob sie lieber essen oder trinken wollten. Da sie fürchteten, in den Fluß geworfen zu werden, wählten sie das Essen und wurden nun gezwungen, den mitgebrachten Brief bis auf den letzten Fetzen zu verschlucken. Wilder noch wurde er, als trotzdem die Vermittelung der Könige von Frankreich, Ungarn und Deutschland ihm (1364) den Frieden mit dem Papste und die Lösung vom Banne zustande brachten. Jetzt ließ er alle diejenigen Unterthanen, welche sich während des Krieges mit der Liga ihm feindlich gezeigt hatten, zum Teil in qualvollster Weise foltern und hinrichten.

Ein ausführliches Torturmandat, nach welchem die Pein der Unglücklichen durch 41 Tage langsam gesteigert wurde, doch immer mit Unterbrechung durch einen Ruhetag, damit ja nicht der Tod Erlösung schaffe, befahl ausdrücklich, mit fünf Schlägen anzufangen und nach der entsetzlichsten Verstümmelung mit dem Rade abzuschließen. Einen weniger schauderhaften, aber nicht minder starken Beweis von seiner wahrhaft erfinderischen Tyrannei gibt seine Einrichtung des sogenannten Hundeamtes. Als Freund der Jagd auf wilde Schweine unterhielt er 5000 große Jagdhunde, für welche er in Mailand ein eignes Gebäude errichten ließ. Weil aber nicht alle Hunde hier untergebracht werden, auch ihr Unterhalt ihm zu kostspielig wurde, so erfand sein Despotenscharfsinn ein sehr praktisches Mittel, beide Verlegenheiten zu beseitigen. Er gab den größten Teil der Hunde an wohlhabende Privatleute in Pflege, welche verpflichtet wurden, ihre vierfüßigen Kostgänger unentgeltlich zu füttern und sie allmonatlich zweimal einer besonderen Behörde, dem sogenannten Hundeamte, zur Prüfung vorzuführen. Zeigten sich hierbei die Hunde abgemagert, so mußten die Kostgeber eine ihnen willkürlich zuerkannte Geldstrafe wegen der schlechten Fütterung bezahlen; waren die Hunde aber gut gefüttert, so mußte eine ähnliche Strafe erlegt werden für das Verbrechen, die Hunde durch zu gute Nahrung zur Jagd untauglich gemacht zu haben. Wer aber gar einen der ihm übergebenen Hunde hatte sterben lassen, der verlor unnachsichtlich sein ganzes Vermögen. Niemand außer Bernabo sollte einen Hund halten, und der geringste Jagdfrevel wurde mit den grausamsten Strafen belegt. Seine Tyrannei steigerte sich zum Schluß so sehr, daß es schon todbringend war, ihm am unrechten Orte zu begegnen.

Bernabos Reichtum und Macht.

Zu den schmerzlichen Klagen, welche von Geistlichen und Laien über ihre unerhörten Grausamkeiten laut wurden, bildete die glänzende Ausgelassenheit der Hoffeste einen schneidenden Gegensatz. Vergebens schleuderte der Papst Urban V. seinen Bann gegen die mailändischen Tyrannen und verband sich mit Karl IV., um sie niederzuschmettern (1368), sie vermochten doch nichts gegen die bessergeübten und besserbezahlten italienischen Söldner auszurichten, zu welchen noch Engländer, Deutsche, Ungarn und Brabanzonen traten. Bernabo nötigte sie alle 1370 zum Frieden, unterwarf bald darauf Reggio, mehrere Teile von Modena und schloß sich 1375 einer Liga der toscanischen Republiken gegen den Papst an. Bedenklich wurde Bernabos Lage erst, als sein Bruder Galeazzo II. 1378 starb und dadurch die westliche Lombardei dessen Sohne, Giovanni Galeazzo III., zufiel, welcher schon eine Zeitlang die Regentschaft gehabt hatte.

Universität Pavia.

Es ist nur in jenem Zeitraume verständlich, daß der Verstorbene zu gleicher Zeit alle edlen Wissenschaften auf das lebhafteste unterstützte — er gründete 1361 die Universität Pavia, welche bald durch die Vorzüglichkeit ihrer Lehrer Bologna eine bedenkliche Konkurrenz machte — und mit unerbittlicher Grausamkeit jeden zu Grunde richtete, den er für seinen Gegner hielt. So war es allen Viscontis eigen, daß sie durch ihre Söldnerscharen Erpressungen übten, mit dem erpreßten Gelde wieder neue Krieger mieteten, sich endlich eine unüberwindliche Machtstellung und einen unermeßlichen Reichtum schufen und dann in der freigebigsten Weise jene Männer unterstützten, deren Wissen und Talente die großartige Renaissance der Wissenschaften herbeiführten. Petrarca, oft von ihnen in den ehrenvollsten Geschäften gebraucht, verlebte unter ihrem Schutze seine letzten Tage. Er starb 1374 in der Nähe von Padua.

Bernabos Gefangennahme und Tod.

Giovanni Galeazzo III. (1385—1402), gewöhnlich der „Graf von Vertu" genannt, weil seine erste Gemahlin Isabelle, die Tochter des Königs Johann von Frankreich, ihm eine Grafschaft dieses Namens zugebracht hatte, und zugleich weil der Titel „Tugendgraf" in einem komischen Gegensatze zu seinem lasterhaften Privatleben stand, mäßigte doch ein wenig aus Klugheit seine Grausamkeit und erlangte bei den Italienern eine gewisse Zuneigung, von Kaiser Wenzel (1380) die Vikariatsrechte. Um die Besorgnisse seines Oheims Bernabo zu beschwichtigen, nahm er selbst — denn er war Witwer — dessen Tochter Catterina zur Frau und gab seine Schwester dessen Sohne zur Ehe; er spielte den Bescheidenen, den Feigen, ja den Frommen. Während Bernabo unermeßliche Abgaben forderte und verschwendete, schränkte er sich ein und erleichterte die Steuerlast; scheinbar aus Furcht vor Nachstellungen verließ er seinen Palast nicht und trieb nur noch Studien mit den Gelehrten in Pavia oder geistliche Übungen mit den Priestern. Endlich enthüllte er sich. Auf einer Betfahrt nach einem Muttergottesbilde in der Nähe von Varese kam er im Mai 1385 bis dicht vor Mailand. Da ihn sein unbegreifliches Angstgefühl hinderte, den teuren Oheim — so hatte er geschrieben — in der Stadt selbst zu begrüßen, bat er ihn, herauszukommen. Bernabo, der den Neffen schon für vollkommen dumm und beschränkt hielt, folgte seiner Lockung und wurde mit zwei Söhnen von der begleitenden Leibwache Galeazzos sofort in den Kerker geschleppt; zwei andre entflohen. Mit allgemeinem Jubel wurde nun der „Graf von Vertu" in Mailand und bald darauf im ganzen Staatsgebiete als Herrscher anerkannt. Bernabo starb schon im Dezember, wie man sagte, an Gift, seine Söhne später in demselben Kerker.

282. Giovanni Galeazzo.

Giovanni Galeazzo wird Herzog.

Durch einen geschickten Unterhändler, den Bischof von Novara, gelang es dem glücklichen Emporkömmling Giovanni, vom Könige Wenzel in Prag, wie man sagte, für 100 000 Gulden im Mai 1395 den Herzogsrang zu erhalten. So war er der erste italienische Machthaber, dem es glückte, statt des geringen Titels eines kaiserlichen Vikars, den vollen Glanz eines rechtlich bestätigten fürstlichen Namens zu erwerben. Er hatte vollkommen recht, diese Erhebung in Mailand (September 1395) durch prunkvollste Hoffeste zu feiern, wenn auch Wenzel dafür mit dem Verlust seiner Krone bestraft wurde. Es war selbstverständlich, daß Ruprecht von der Pfalz, der an Wenzels Stelle trat, alsbald nach Italien eilte, wo ihn ohnehin alle Feinde Mailands mit Sehnsucht und Hoffnung erwarteten, allein schon das erste Zusammentreffen der Deutschen mit den trefflich geleiteten italienischen Soldtruppen entschied 1401 in der Gegend von Brescia zu gunsten des Herzogs; Ruprecht zog im Anfange des Jahres 1402 ab. Giovanni Galeazzo griff nun immer noch weiter, indem er unter

dem Vorwande des Schutzes gegen Florenz sich der geringeren Republiken Toscanas, Sienas, Perugias und Pisas, bemächtigte. Dann nahmen seine Statthalter hinzu, was so vor der Hand lag: Assisi, Nocera, Spoleto. Endlich zog er in Bologna als Herr ein und stand im Begriff, seine Macht gegen Florenz zu richten, wo er sich den Königsthron von Italien wieder aufrichten wollte, als er am 3. September 1402, von einer epidemischen Krankheit ergriffen, starb. Es gilt von ihm, was von den übrigen galt: neben Hinterlist und Grausamkeit aufrichtige Liebe zu Kunst und Wissenschaft. Nicht nur die prunkvolle Certosa von Pavia, sondern auch der zauberhafte Marmordom von Mailand, begonnen 1386, erinnert an ihn; und an die erneuerte Universität Piacenza berief er 71 ausgezeichnete Gelehrte.

Giovanni Maria Visconti.

Sein unfähiger Sohn und Nachfolger, Giovanni Maria Visconti (1402—12), wurde bereits nach wenigen Monaten ein Spielball der Parteien, die anfangs um die Regierung kämpften, dann aber für gut fanden, die Herrschaft in den verschiedenen Landesteilen an sich zu reißen. Das mächtige Herzogtum, dadurch in eine Menge souveräner Besitzungen zerstückelt, erschien seitdem als ein republikanisches Staatswesen mit despotischer Spitze. Denn bei aller Schwäche des Verstandes und Charakters war Giovanni Maria doch ein leidenschaftlicher Tyrann, der sein einziges Recht, nämlich das, Todesstrafen zu verhängen, mit wilder Mordlust ausübte. Zahllose Verurteilungen oft wegen der geringsten Versehen gingen von seinem Munde aus; aber seine höchste Freude bestand darin, daß er die Unglücklichen vor seinen Augen von Hunden zerreißen ließ, die zuvor mit Menschenfleisch gefüttert waren. Die eigentliche Herrschaft, selbst die Verwaltung der Finanzen, führte zuletzt der rauhe Condottiere Facino Cane. Als er schon todkrank war, wurde Giovanni Maria in der Kirche des heiligen Gothard (1412) niedergestoßen. Ganz Mailand jubelte über den Tod des feigen Tyrannen; sein Hundewärter wurde vor der eignen Hausthür aufgehängt und der Leichnam in eine Kloake geworfen. An dem Abend desselben Tages wurde auch Facino Cane getötet.

283. Franz Carmagnola.

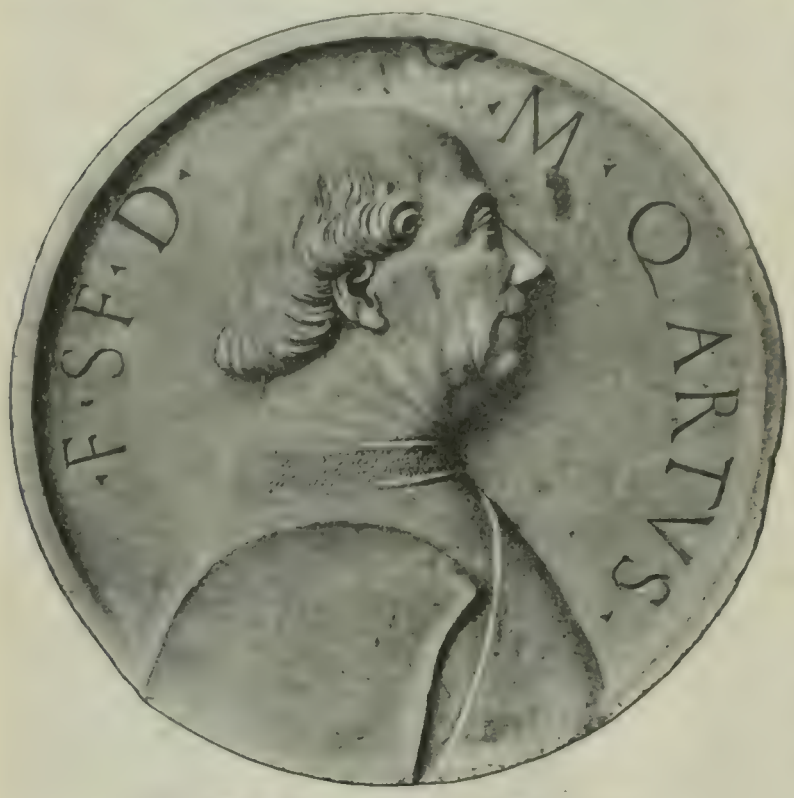
Der letzte Visconti.

Durch den Einfluß von Canes Witwe, die er zur Ehe nahm, durch sein Vermögen und seine Söldner, verschaffte sich der letzte legitime Visconti, Philippo Maria (1412—47), der Bruder des Ermordeten, den Thron und hegte den festen Entschluß, die herzogliche Gewalt wiederherzustellen. Zuvörderst entledigte er sich seiner Gemahlin, der er den Thron verdankte, indem er sie der Untreue mit einem Musiker beschuldigte, diesen so lange foltern ließ, bis er das gewünschte Geständnis machte, und nun beide hinzurichten befahl. Unter dem Beistande des als Feldherr ausgezeichneten Franz Carmagnola brachte er dann nicht nur die losgerissenen Gebiete wieder unter das herzogliche Zepter, sondern auch Genua für einige Zeit (1421—36) in seinen Besitz. Durch unaufhörliche Kämpfe mit den Schweizern, Florentinern und Venezianern, die

mit einer viermaligen Unterbrechung durch vorübergehende Friedensschlüsse bis zum Jahre 1441 dauerten, fügte er einen so großen Teil des lombardischen Gebietes dem mailändischen Herzogtume hinzu, daß die ganze Lombardei nur noch venezianisches und mailändisches Besitztum war und das letztere von jetzt ab vorzugsweise unter dem Namen Lombardei begriffen wurde.

Die Condottieri.

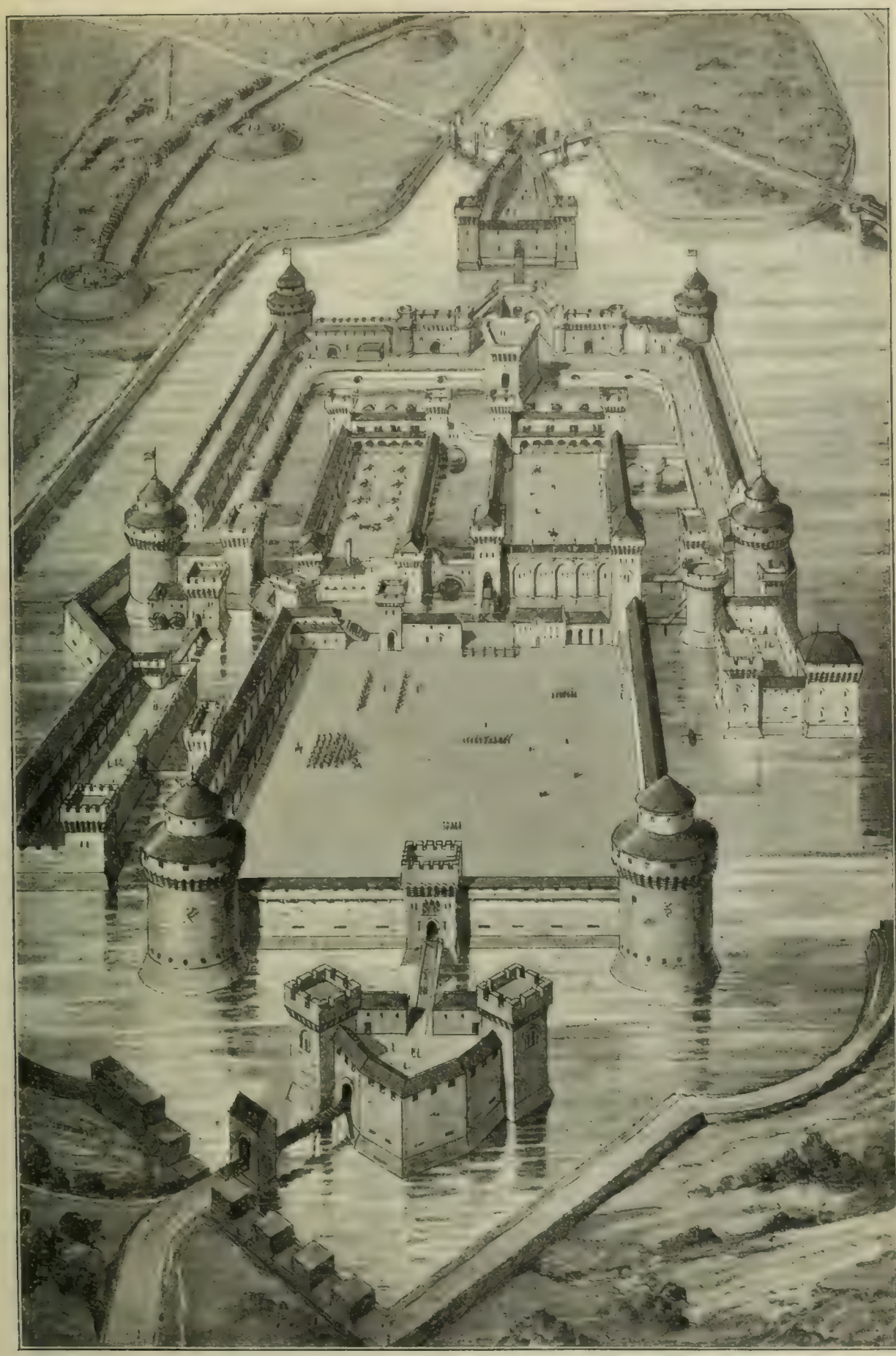
Als Carmagnola sich mit seinem Herrn entzweit hatte und in venezianische Dienste übergetreten war, stellte der Herzog den jungen und aufstrebenden Franz Sforza, sowie den schon bewährten Karl Malatesta an die Spitze seiner Truppen und zugleich seiner Flotten, die auf dem Po und auf dem Meere gegen Venedig kämpften. Während dieses beständigen Kriegszustandes entwickelte sich jene eigentümliche Art einer eleganten Kriegführung, die durch die Kunst der Strategie, durch geschickte Stellung, durch Benutzung des Terrains und durch Überraschung mehr als durch Blutvergießen zu siegen suchte. So gelangten einzelne geniale Heerführer, sogenannte Condottieri, zu einem Ansehen, das ihnen die Möglichkeit gab, zu Zeiten das Geschick der Staaten Italiens zu bestimmen oder gar selbst zur Herrschaft zu gelangen. Danach trachtete vor allen Franz Sforza, der, eine Zeitlang im Dienste von Florenz und auch des Papstes, die Heere und damit den Ruhm seines ehemaligen Gönners Piccinino niedergeworfen, ihn selbst gefangen genommen hatte. Da Philippo Maria keine Söhne, sondern nur eine uneheliche Tochter, Blanca Maria, besaß, so verlangte Franz Sforza dieselbe 1441 zur Gattin und brachte nun sofort einen Frieden zwischen dem Herzoge und allen seinen Gegnern zustande, da jedermann den mächtigen Schwiegersohn fürchtete. Seitdem strebte dieser mit allem Eifer, die Krone des letzten Visconti an sich zu reißen, obgleich er mächtige Nebenbuhler zu fürchten hatte. Denn einmal erhob der Herzog Karl von Orleans, des ermordeten Ludwig Sohn, wegen seiner Mutter Valentine, einer rechten Schwester der beiden letzten Herzöge, Anspruch auf die Erbschaft der Viscontis, zum andern bezeigte nach dem Tode Philippo Marias 1447 Kaiser Friedrich III. von Deutschland Lust, Mailand als erledigtes Reichslehen einzuziehen; endlich suchten einige alte Familien die Republik herzustellen. Trotzdem gelang es dem kühnen Franz Sforza, der die Venezianer durch einen schnellen Sieg bei Caravaggio zum Frieden und selbst zur Hilfsleistung gezwungen hatte, ein 60000 Mann starkes Welfenheer zu bekämpfen, die Einnahme der Hauptstadt durch Hunger zu erzwingen und sich als unbeschränkter Herrscher auf den mailändischen Thron zu schwingen, der nun im Hause Sforza weiter erbte.



284. Franz Sforza. Nach einem Marmorrelief.

Franz Sforza.

Franz Sforza (1450—66) war ein trefflicher Regent, der das erworbene Erbe seines Schwiegervaters ganz in dessen Sinne verwaltete. Allein seine erste Sorge mußte doch dem Kriege gewidmet sein, da nicht nur Kaiser Friedrich, sondern auch mehrere italienische Staaten, darunter selbst Venedig, das schnell wieder die Partei gewechselt hatte, ihn nicht anerkennen wollten. Im Jahre 1454 erlangte er einen erträglichen Frieden,



285. **Die Burg von Mailand zu Anfang des 16. Jahrhunderts.**

Nach einem deutschen Stich des 16. Jahrhunderts.

Das Bild zeigt in anschaulichster Weise das System von Abwehr und Angriff zur Zeit Maximilians I. und Franz' I.

indem er Brescia und Bergamo an Venedig zurückgab. Als der Doge des abgefallenen Genua 1458 diese Stadt an die Franzosen übergab, traten die unzufriedenen Bürger sogar mit Sforza in Verbindung, der schließlich mit allgemeinster Beistimmung 1464 unter dem Jubel des Volkes seinen Einzug in die Stadt hielt. Zwei Jahre später starb er an der Wassersucht und wurde ebenso aufrichtig betrauert, wie sein Vorgänger. Denn er war nicht nur gerecht und mild, sondern auch nach Möglichkeit beflissen, Ackerbau und Handel zu heben. Er ließ den Kanal von Mailand nach Trezzo (a. d. Adda) anlegen und das große Hospital sowie die Festung in seiner Hauptstadt errichten. Den Wissenschaften war er ebenso ergeben wie seine Vorgänger. Die großen Vertreter des neu erweckten Altertums priesen ihn als ihren wohlwollenden Patron.

Galeazzo Maria.

Der letzte Visconti und der erste Sforza waren fast die einzigen Herrscher, deren Andenken für Mailand nicht fluchwürdig erscheint. Schon Franz Sforzas Sohn, Galeazzo Maria Sforza (1466—76), trat ganz in die Fußstapfen der Visconti. Die Blätter seiner Regierungsgeschichte sind angefüllt mit schauderhaften Beispielen seiner Grausamkeit und Wollust. Nach zehnjähriger Regierung wurde er am 26. Dezember 1476 in der Kirche San Stefano von zwei Jünglingen ermordet, die durch die Erzählung ihres Lehrers von Tarquinius und Nero zu diesem Entschluß gekommen waren.

Ludovico il Moro.

Da sein hinterlassener Sohn, Giovanni Galeazzo Sforza, erst acht Jahre alt war, so bemächtigte sich sein Bruder, Ludovico, nach einem maulbeerförmigen Muttermale il Moro genannt, der vormundschaftlichen Regierung, indem er durch kluge Bündnisse, durch Bestechung und List jede Feindschaft entwaffnete. Eine Verschwörung von angesehenen Ghibellinen, die ihn in der Ambrosiuskirche ermorden wollten, gab ihm (1484) willkommene Gelegenheit, mit Strenge aufzutreten und die angesehensten Gegner zu verhaften oder zu strafen. Dann wieder erschien er mild und leutselig gegen jedermann, gründete Kirchen und Klöster, ließ Lazarette bauen und Kanäle anlegen, gab selber das Muster friedlichster Landwirtschaft in seinem Landgute Vigevene und zeigte sich eifrig für die Wissenschaften und Künste. Er wußte berühmte Lehrer des Rechts und des Griechischen in sein Land zu ziehen, errichtete in Mailand eine Musikschule und berief den vielseitigsten Künstler, Lionardo da Vinci, zunächst um eine Statue seines großen Vaters Franz zu formen. Nachdem er sich durch alle diese Handlungen die Gunst der Mailänder verschafft hatte, damit sie sich nicht für seinen Neffen erklären möchten, der inzwischen großjährig und schon verheiratet war, gab er seine Nichte Blanca Maria mit einer damals ungewöhnlichen Aussteuer von 400 000 Dukaten an den stets geldbedürftigen Kaiser Maximilian und erhielt dafür eine Belehnungsurkunde. Vor allem aber verschaffte ihm ein geheimer Bund mit Karl VIII. auf dessen Durchzug nach Neapel 1494 die Macht, nach dem Tode des jungen Herzogs, der wahrscheinlich durch Gift starb, dessen vierjährigen Sohn zu verdrängen und sich zum regierenden Herzog ausrufen zu lassen. So hatte er das lange erstrebte Ziel erreicht, aber Karl VIII. war ein unsicherer, Maximilian ein machtloser Bundesgenosse. Da jener 1498 ohne Erben starb, folgte ihm Ludwig XII. von Orleans, der als Enkel jener Valentina Visconti zweifellos ein näheres Anrecht an Mailand hatte, als Ludovico, der Sohn der unechten Tochter Philippo Marias, und alsbald sich rüstete, dieses in Anspruch zu nehmen. Von allen verlassen, schickte Ludovico seine Söhne Maximilian und Franz nach Deutschland und flüchtete nach Tirol. Als er wenige Monate später mit einem stattlichen Söldnerheere zurückkehrte (1500) und schon seinen Einzug in Mailand gehalten hatte, geriet er dennoch durch Verrat und Bestechung in die Hand seines Gegners und starb 1510 in französischer Gefangenschaft zu Loches in der Auvergne.

Die letzten Sforzas.

Es wird später erzählt werden, wie seine beiden Söhne, Maximilian (1512 bis 1515) und Franz (1525—35), die letzten Sforzas, durch fremde Gewalt noch einmal zurückgeführt wurden und endlich doch das Herzogtum an den Erben der spanischen Krone kam.

Genua.

Genua (la Superba, die stolze) war schon durch die Natur völlig auf die See hingewiesen, um durch Kampf und Handel fremde Küsten zu gewinnen. Der Krieg mit den sarazenischen Seeräubern hatte die Schiffer frühzeitig kühn und wehrhaft gemacht, da die Kreuzzüge willkommene Gelegenheit boten, ihren Blick auf die Küsten Kleinasiens, Syriens und des Schwarzen Meeres zu richten. Auf Corsica, Sardinien, Mallorca, in Nîmes und Aiguesmortes gründeten sie Heimstätten für ihren Handel, und ihr Leuchtturm in Kaffa, dem alten milesischen Theodosia, war nicht nur für ihren Handel im Schwarzen Meere, sondern auch für die Verbreitung des Christentums ein Ausgangs- und Mittelpunkt. Mit Ausnahme der Zeit von Mitte November bis Mitte Februar sandten die Genuesen nach allen genannten Stellen in 50—70 größeren Schiffen ihre Materialwaren, ihre Wolle und Felle, ebenso ihr Salz nach Sizilien. Von jedem Ballen wurden beim Ein- und Ausladen vier Denare bezahlt, und dieses Einkommen war 1293 für 49000 Lire verpachtet. Außerdem brachten die Salzsteuer noch 30000, die übrigen Zölle und indirekten Einkünfte noch 61000 Lire ein: im 13. Jahrhundert Summen von staunenswerter Größe. Allein dieser blühende Zustand des Handels mußte nicht nur durch beständige Kriege im westlichen Meere mit Pisa, im östlichen mit Venedig, geschützt werden, sondern führte auch durch den Vorrang einzelner reich gewordenen Familien zu beständigen Parteistreitigkeiten im Innern der Stadt und des Landes. Genuas Handel und Kolonien.

Immer energischer strebten die reich gewordenen Bürgerlichen nach der Herrschaft im Staate und nach den einflußreichsten Stellen in demselben. So bildete sich bereits im 12. Jahrhundert gegenüber dem alten Kriegsadel eine kaufmännische Notabilität. Zu dieser gehörten vorzugsweise die Familien der Doria, Spinola, Sismondi, Grimaldi und Fieschi, welche die reizendsten Teile der genuesischen Küste besaßen und lieber der Republik als dem fernen und machtlosen Könige von Deutschland Gehorsam leisteten. Die gesamte herrschende Bevölkerung teilte sich in acht sogenannte Kompanien, die einerseits in den geringeren, aber doch noch wohlhabenden Stadtbewohnern, anderseits in den übermächtigen Familien ihre Bedränger fanden. Unter diesen Umständen hatte der Vorstand der Gerichte, der Podestà, oft einen schweren Stand, denn Zwietracht und Familienhaß zerrütteten den Frieden Genuas ebenso, wie den aller andern italienischen Städte. Auch die Einsetzung eines Capitano mit einem städtischen Rate von 32 Mitgliedern (1256), dann die Einsetzung von zwei Capitanen neben dem Podestà besserte wenig; beständig befehdeten einander die guelfischen Fieschi und Grimaldi einerseits und die ghibellinischen Spinola und Doria anderseits. Da gaben jene beiden Familien im Jahre 1272 das beklagenswerte Beispiel, daß sie auswärtige Fürsten in ihr Interesse zogen, indem sie dem Papste Gregor X. und dem Könige von Neapel die Herrschaft über ihre Vaterstadt zusagten, wenn sie ihnen Hilfe leisten wollten im Kampfe mit ihren Gegnern. Blieben auch die Bannflüche des Papstes ebenso wirkungslos als die Hilfesendungen des neapolitanischen Königs, so hinderte doch diese Hereinziehung Fremder die innere Entwickelung und Erstarkung der Republik um so mehr, als der Krieg mit Pisa und mit Venedig unablässig fortdauerte und mit höchster Erbitterung geführt wurde, bis das erste 1288 seine ganze Macht im Mittelmeere durch mehrere Niederlagen und einen ungünstigen Friedensschluß einbüßte. Genua verlor zwar im folgenden Jahre das syrische Tripolis an die Ägypter, handelte aber dafür um so lebhafter mit Armenien und dem afrikanischen Tunis. Kämpfe der Nobili.

Die Ruhe nach dem Kriege führte alsbald Unruhen im Innern herbei. Da neben den beiden Capitanen auch der sogenannte „Volksabt" (Abbas populi) aus den Reihen der ghibellinischen Familien gewählt war, so bildete sich 1289 eine große Verschwörung der Guelfen gegen dieselben, die zwar niedergeschlagen wurde und mit der Verbannung von vierzig Teilnehmern endigte, aber zugleich ein Gesetz zur Folge hatte, nach welchem die Würde eines Capitano nur an Fremde gegeben werden durfte (1291). Trotzdem

nahmen weder die Kriege mit Venedig, Pisa, Neapel und dem Papste, noch die inneren Streitigkeiten ein Ende. Die Ankunft Heinrichs VII. (1310) brachte nur für wenige Jahre Ruhe. Sogar die ghibellinischen Familien der Spinola und Doria gerieten miteinander in Streit, weil jene durch Reichtum und Heirat übermächtig zu werden drohte. Nun hielten die Grimaldi zu den Doria, die Fieschi zu den Spinola, und manche Familien teilten sich gar zwischen beiden Parteien. Erst 1331 gelang es dem Könige Robert von Neapel, einen Frieden zustande zu bringen, nach dem künftig alle Ämter aus beiden Familien zu gleichen Teilen besetzt werden sollten.

Wahl eines Dogen.

Auf dem Meere kämpfte Genua inzwischen glücklich gegen die Katalonier, die damals eine nicht unbedeutende Rolle unter den Handelsleuten spielten und eine größere spielen wollten. Man überfiel ihre Küsten, verbrannte ihnen ihre Schiffe, verscheuchte sie aus den Häfen Sardiniens und hinderte ihren Handel nach der Levante. Aber an einen dauernden Frieden im Innern war nimmer zu denken. Einige Veränderungen, die König Robert in Genuas Verfassung vorgenommen hatte, mißfielen den Ghibellinen. Unter einem einzigen neapolitanischen Capitano sollten anstatt des einen jetzt acht „Volksäbte“ die Herrschaft führen. Als 1335 ein solcher aus Neapel ankam, ohne daß die Ghibellinen vorher von seiner Erwählung Kenntnis erhalten hatten, griffen sie zu den Waffen, sperrten ihre Stadtreviere, gewannen auch die guelfischen Salvagi für ihre Partei und vertrieben sowohl die Fieschi als jenen neapolitanischen Capitano, von dem sie annahmen, daß er mit den Guelfen in Verbindung gestanden habe. Dann stellten sie die alte Verfassung wieder her, beriefen einen Doria und einen Spinola zu Capitanen auf zwei Jahre und ließen nur einen einzigen Volksabt wählen. Endlich schafften sie den Podestà ab, verlängerten den beiden Capitanen ihr Amt auf drei Jahre und gaben ihnen das Recht, selbst einen Volksabt einzusetzen, anstatt ihn wie bisher wählen zu lassen (1337). Da führte plötzlich ein geringfügiger Aufstand zu einer durchgreifenden Verfassungsänderung. Seeleute von einer Flotte, die an den König von Frankreich zum Kampfe mit England vermietet worden war, klagten über Beeinträchtigungen bei der Soldzahlung durch ihre adligen Führer, verbanden sich, da sie nicht sofort Genugthuung erhielten, mit den unzufriedenen Handwerkern, warfen den Admiral Odoardo Doria ins Gefängnis und erzwangen, als sich ihnen auch die reichen Bürgerlichen, die „Popolaren“, anschlossen, die Wahl eines neuen Volksabtes. Als nun am 23. September 1339 die Volksmenge ungeduldig im großen Hofraum des Palastes wartete, wen ihre in den unteren Gemächern beratschlagenden Deputierten ihnen vorschlagen würden, sprang ein gemeiner Handwerksmann auf die dort angebrachte Rednertribüne und rief: „Ihr Herren! wollt ihr wissen, was euch fehlt?“ Einige riefen: „Nein“, andre, die ihn für verrückt hielten, wünschten sich einen Spaß zu machen und forderten ihn höhnend auf, zu reden. „Nun, so sage ich euch“, rief er, „Simone Boccanera muß unser Abt werden!“ Dieser Name eines allgemein verehrten Nobile schlug plötzlich in die Gemüter der Versammlung, und alles rief: „Ja, ja! hin zum Boccanera!“ Da er zufällig anwesend war und entdeckt wurde, so hoben ihn die Umstehenden auf ihre Schultern und schrieen: „Es lebe Boccanera, unser Volksabt!“ Doch Boccanera, dem es als Nobile nicht ehrenvoll schien, einen Titel zu führen, den bisher nur Bürgerliche besessen hatten, lehnte die Würde ab, indem er erklärte, daß seine Familie adlig sei und bis dahin nur höhere Staatsämter verwaltet habe. Statt in diesem Einwand eine dem Volke ungünstige Gesinnung zu sehen und den Erwählten fallen zu lassen, erkannte ihm die Menge sofort einen höheren Titel zu und rief: „Er soll unser Doge sein!“ Nun trug man ihn durch die Straßen, plünderte die Häuser der Doria und Salvagi und nötigte die beiden Capitane, die Stadt zu verlassen. So hatte man einen Dogen auf Lebenszeit mit einem Rat von fünfzehn Popolaren und einem Podestà zur Seite. Bald gelang auch die Unterwerfung des umliegenden Gebietes, und der vertriebene, machtlose Adel lebte seitdem von Seeräuberei; nur die Doria unterwarfen sich 1342 und erhielten einen Teil ihrer Güter zurück. Eine kurze Zeit betrieb man den Handel nach Pera, Kaffa, Trapezunt, dann wurden die seeräuberischen Anfälle des Adels so lästig, daß Boccanera sich entschloß (1344), einen Ver-

gleich mit ihnen einzugehen und einen neugebildeten Rat von zwölf Mitgliedern zur Hälfte mit Adligen zu besetzen. Von diesem Zeitpunkte an wurde seine Gewalt mehr und mehr durch Gesetze eingeschränkt, so daß er sich entschloß, noch am Ende desselben Jahres seiner Würde zu entsagen.

Wie es ihm nicht gelungen war, den Frieden unter den Geschlechtern zu einem dauernden zu machen, so gelang es auch seinen Nachfolgern nicht. Man schritt bald zu dem trübseligsten Auskunftsmittel, wieder die Hilfe eines mächtigen Nachbarn zu suchen. Wohl wurde Boccanera nach kurzer Frist zum zweitenmal zum Dogen gewählt und erhielt sich durch Verbannung der Adligen, durch enge Verbindung mit reichen Bürgerlichen, durch geschickte Abwehr der Mailänder sieben Jahre lang in dem Besitz der höchsten Gewalt. Dennoch wurde er 1363 während der Anwesenheit des Königs Peter von Cypern auf einem Festmahle bei Pietro de' Malocelli vergiftet. Er lebte noch, als man seinen Gegner, Gabriele Adorno, zum Dogen ausrief, und ward fast ohne alle Begleitung begraben. Kaum sieben Jahre später wurde auch dieser wegen der drückenden Abgaben durch einen Aufstand zur Abdankung genötigt und in Gefangenschaft gebracht (1370).

Krieg mit Venedig.

Bei der feierlichen Krönung des Königs Peter von Cypern entstand aus einem Rangstreit zwischen dem venezianischen und genuesischen Konsul um den Vortritt ein blutiger Kampf, in dem acht Genuesen getötet wurden. Um diese Schmach zu rächen, rüstete man unter Pietro Fregoso, dem Bruder des Dogen, eine große Flotte aus und begann den Krieg. Wohl gelang es den Genuesen, in Konstantinopel den gefangenen Prinzen Andronikos zu befreien und an Stelle seines Vaters auf den Thron zu setzen, so daß sie nun im Byzantinischen Reiche die Oberhand hatten, den König von Ungarn und den Patriarchen von Aquileja zu Bundesgenossen zu bekommen, dennoch errangen sie mehrere Jahre lang keinen weiteren Erfolg. Erst 1379 glückte es ihnen, mit 23 Galeeren unter Lucian Doria einen Teil der venezianischen Flotte bei Pola zu vernichten und Chioggia, Venedigs Hafenstadt auf dem Lido, zu besetzen. Allein die Venezianer, obwohl von der See abgeschnitten und auf der Landseite von einem ungarischen Heere bedroht, machten in dieser äußersten Bedrängnis die sorgfältigsten Zurüstungen. Als sie am Neujahrstage 1381 von allen Seiten zugleich einen Angriff unternahmen, verloren die Genuesen 26 Galeeren, und ihr Anführer sah sich genötigt, Chioggia, sich selbst, 5000 Mann und 32 Galeeren in die Hände der Venezianer zu geben. Noch in demselben Jahre vermittelte Amadeo von Savoyen einen Frieden, der Genua zwar keine große Einbuße auferlegte, jedoch die Übermacht Venedigs für alle Zeit feststellte.

Genuas Niedergang.

Die Geschichte der Parteiungen und Kämpfe in der Stadt oder vor den Thoren wird mehr und mehr eintönig und ermüdend. Nur die Freude des Italieners an immer neuem Streit, an unsicherer Hoffnung mehr als an ruhigem Besitze, die tolle Lust, alles in Frage zu stellen, um ein kleines Gut zu erringen, dazu die reichen Hilfsquellen, welche der orientalische Handel immer von neuem gewährte, machen jenes Treiben erklärlich. Da das benachbarte Landgebiet durch die Riesenmauer der Alpen und Apenninen gesichert, die nächste Küste jenseit des Meeres zu fern war und zu wenig bot, so blieb der Beutelust sowie dem Kapital und den Waffen der Genuesen kein höheres Ziel, als gegenseitige Ermüdung und Vernichtung, bis die Republik ein Spielball mächtiger Nachbarn werden mußte, der Herren von Mailand oder von Frankreich.

Französische Gouverneure.

Da der Doge Adorno selbst die Wahl eines fremden Fürsten zum Dogen der Republik für das einzige Rettungsmittel erklärte und den König von Frankreich vorschlug, schlossen die Genuesen mit Karl VI. 1396 einen Vertrag, nach dem ein französischer Gouverneur den Staat beherrschen sollte.

Aus der Reihe der französischen Gouverneurs, deren erster, Adorno selbst, der ehemalige Doge, sich schon nach Jahresfrist vor den Angriffen seiner Gegner in das Privatleben flüchtete, ist nur ein einziger von Bedeutung, weil er dem unaufhörlichen Kampfe der Fieschi und Doria zu wehren vermochte: der Marschall Boucicault. Bekannt und geehrt, weil er an der Spitze der genuesischen Flotte kurz zuvor siegreich

in der Levante gekämpft hatte, vermochte er (1401) sich schnell mit seinen 1200 Franzosen und andern Söldnern der Stadt und des Landgebiets zu bemächtigen. Nachdem er eine Masse Hinrichtungen vorgenommen und die Staatskasse durch eine lange Reihe indirekter Steuern gefüllt hatte, stellte er das Ansehen Genuas auf dem Meere und den Inseln, auf Elba und Corsica, auf Cypern und in Syrien her, so daß die Bürger selbst ihm zur Anerkennung das Gehalt verdoppelten. Sogar während seiner Abwesenheit enthielt man sich des Mordens, da seine Vertreter ganz nach seinen Vorschriften und den neuen Statuten der Republik handelten. Von höchster Wichtigkeit für alle spätere Zeit war die Gründung der berühmten Bank von St. Georg (1407) zur selbständigen Verwaltung des Staatsschuldenwesens.

Die Bank von St. Georg.

Während bisher das sogenannte „Kapitel", das aus den Staatsgläubigern bestand, denen die Einnahmen verpfändet waren, den Inhabern der Schuldverschreibungen die Zinsen bezahlte oder, wie es ziemlich oft geschah, wegen Mißwachs, Hungersnot und Krieg vorenthielt, weil die Kosten der Administration schon sehr beträchtlich waren, so wurde jetzt von den Besitzern der Schuldscheine selbst ein Kollegium von acht Mitgliedern gewählt, das, unabhängig vom Staate und seinen Bankiers, die Verwaltung der verpfändeten Einnahmen und die Bezahlung der Zinsen übernahm. Da alle Oberbehörden schwören mußten, die Bank von St. Georg bei ihren Rechten und Freiheiten zu schützen, so bildete diese Genossenschaft der Staatsschuldner nach kurzer Zeit eine besser geordnete und reicher ausgestattete Geldmacht, als der Staat selbst war.

Allein in Genua konnten auch solche offenbare Vorteile der Ruhe und einer guten Verwaltung nicht lange die Sicherheit des Machthabers verbürgen. Ein Angriff, den der benachbarte Markgraf von Monferrat auf das Gebiet der Republik machte, genügte schon, um alle Gegner des strengen Regenten unter die Waffen zu rufen. Da Boucicault kurze Zeit von Genua abwesend war, bemächtigte sich der Pöbel aus allen Parteien der Stadt, verjagte seinen Stellvertreter und tötete alle Franzosen (1409). Frankreich selbst, vielfach bedrängt, brachte weder Hilfe, noch nahm es Rache.

Ein mailändischer Gouverneur.

Eine kurze Zeit versuchte man es wieder mit einem Capitano (bis 1413), dann mit einem Dogen. Als die Bedrängnis durch die Ausgewanderten, durch Katalonier, Aragonier und den Herzog von Mailand zu groß wurde, übergab der Doge Fregoso selbst dem letzten Gegner, als dem mächtigsten, die Stadt (1421) unter denselben Bedingungen, unter welchen Frankreich sie besessen hatte. Aber auch der mailändische Gouverneur vermochte der Stadt keine Ruhe zu verschaffen und wurde 1435 ermordet. Die Verwirrungen begannen von neuem.

Einbruch der Türken.

Es ist wunderbar, daß alle Bürgerkriege nicht die äußere Wohlfahrt Genuas vernichten oder auch nur verringern konnten, so lange der Handel und die Kolonien im Osten nicht bedrängt wurden. Allein schon seit einem Jahrhundert wälzte sich die Wolke der türkischen Eroberer gegen das Byzantinische Reich heran und drohte jeden Augenblick auch Pera und Kaffa zu bedecken. Vorsorglich hatte mit ihnen sowohl die Regierung der Republik als auch die Bank von St. Georg, in deren Hand fast der ganze Handel und ein Teil der Kolonien war, von Anfang an ein möglichst freundliches Verhältnis eingeleitet. Allein mit dem energischen Mohammed II. schien jede friedliche Einigung unmöglich. Die Familie Giustiniani rettete sich den Besitz von Chios nur durch einen Jahrestribut von 6000 Dukaten, und ein Mitglied derselben, Giovanni de' Giustiniani, brachte vergeblich der bedrängten Hauptstadt des byzantinischen Kaiserreiches Lebensmittel und Kriegsschiffe. Auch der Doge Pietro da Campofregoso sandte 900 Mann zur Verteidigung der genuesischen Vorstädte Pera und Galata; aber die tapferste Gegenwehr half nichts mehr, als am 29. Mai 1453 der Sultan mit seinen siegesgewissen Scharen in die Stadt eindrang. Nur durch einen hohen Tribut erkauften die genuesischen Kaufleute in Konstantinopel sich einen Handelsvertrag, durch welchen ihnen ihre Freiheit und ihr Besitz gesichert wurde.

Verlust des Schwarzen Meeres.

Wenige Jahre nach dem Falle von Konstantinopel zwang Sultan Mohammed (1461) das reiche Amastris zur Ergebung, welches, auf einer Halbinsel im alten Paphlagonien gelegen, jahrhundertelang mit seinem Hafen und seinem Turm für die genuesischen Schiffer auf der Südseite des Schwarzen Meeres Ausgangspunkt und Endziel ihrer Fahrten gewesen war. Zwei Drittel der Bevölkerung wurden nun nach dem verödeten

Konstantinopel geschafft. Vierzehn Jahre später (1475) lag ein türkischer Pascha vor Kaffa mit einer Flotte von 300 Segeln und belagerte es zugleich mit einer zahlreichen Mannschaft von der Landseite. Nachdem es vier Tage und vier Nächte beschossen war, ergab es sich dem Sieger unter der Bedingung, daß Leben und Eigentum der Bewohner verschont bleibe. Allein kaum waren die Türken in die Stadt eingedrungen, so ließ ihr Anführer die Vornehmsten töten und gegen 40000 als Gefangene nach Konstantinopel schaffen. Nur von den 1400 jungen Edelleuten, welche zur Aufnahme in das Janitscharenkorps bestimmt waren, entkamen viele bei der Fahrt und retteten sich nach Kilia an der Mündung der Donau. Nicht lange danach fiel auch die letzte und fernste Kolonie der Genuesen im Orient, Tana am Don (das heutige Asow), in die Hand der Osmanen, und der gefangene Chan der Krim leistete den Lehnseid als türkischer Vasall.

Unter französischen Eroberern.

Genua wurde mehr und mehr ein Spielball der beiden mächtigen Nachbarn, die es entweder an sich rissen oder es für irgend welchen Gewinn einander zuwarfen. Seitdem Karl VIII. mit seinem kühnen Eroberungszuge nach Neapel das Thema der Geschichte für ein Jahrzehnt angegeben hatte, war auch das Geschick von Genua dadurch mitbestimmt. Sein Landgebiet war nichts andres als eine breite Heerstraße zwischen Gebirge und Meer: so mußte es von jedem zertreten werden, der aus Frankreich nach Italien kam, um zu erobern, wenn es nicht die Pforte an seiner Westgrenze energisch zu verschließen vermochte. Von 1499—1512 war es Ludwig XII. unterthan, dann gleichzeitig mit Mailand drei Jahre lang frei, endlich wieder von Frankreich beherrscht, als Franz I. gegen Mailand auszog (1515).

Handelsmacht.

Die Geschichte Genuas zeigt das doppelte Bild eines ruhelosen Familienzwistes um die Herrschaft im Staate, eines blutigen, ideenlosen Kämpfens für ein rein egoistisches Ziel und anderseits eines stillen und mächtigen Vorwärtsschreitens auf allen Gebieten des Handels. Die wahre Einheit der Entwickelung ist nur in dem geschickten Walten der Bank von St. Georg zu sehen, welche zuletzt alle Kolonien an sich zieht und selbst den größten Teil des genuesischen Landgebietes pfandweise erwirbt. Allein zu solcher Höhe der Bildung, wie in Florenz, vermag die Kaufmannsaristokratie es doch nicht zu bringen, da ihr am Schlusse des Mittelalters durch die Knechtung der orientalischen Kolonien und die Beschränkung des Handels die Flügel gelähmt sind. Es ist ein Zeichen von ihrer unversiegbaren Lebenskraft und ihrem fast unerschöpflichen Reichtum, daß die Republik Genua in der neueren Zeit dennoch eine nicht unbedeutende Selbstständigkeit erlangte und bis zu den Tagen Napoleons fristete.

Venedig.

Vermählung des Dogen mit der Hadria.

Die älteste und mächtigste Republik Oberitaliens war innerhalb des vorigen Zeitraumes zu einem so außerordentlichen Glanze gelangt, daß man kaum glauben sollte, es sei ihr noch Größeres zu erreichen übrig geblieben (s. S. 114 ff.). Aus allen Verwickelungen und Kämpfen hatte Venedig seinen Vorteil gezogen und zu benutzen gewußt. Wo man in seiner Nähe stritt, da schleppte es einen Teil der Beute weg für geringe Dienste, die es mit seinen Schiffen leistete. Von den Byzantinern, unter deren Oberhoheit es bis zum 11. Jahrhundert stand, hatte es zahlreiche Handelsvorteile und einige Landstriche an der Küste Dalmatiens und Istriens gewonnen. Bald beherrschte es den gesamten Handel des Adriatischen Meeres. Als Venedig 1177 den Papst Alexander III. aufnahm, wurde es Zeuge der tiefsten Demütigung des großen Hohenstaufen. Bis auf den heutigen Tag zeigt man mit Stolz an der Seite der Markuskirche den Stein, auf welchem das Knie Friedrichs I. ruhte, als er vor dem geistlichen Herrscher niedersank, um dessen Fuß zu küssen. Zum Dank für seine Treue erhielt der Doge vom Papste neben andern Geschenken einen Ring als Zeichen der „Belehnung mit dem Adriatischen Meere". Seitdem wiederholte man jährlich am Himmelfahrtstage die feierliche Vermählung des Dogen mit der Hadria. Dieser bestieg dann die festlich geschmückte und mit allem Pomp ausgestattete Galeere Bucentoro, fuhr, von den fremden Gesandten begleitet, unter dem Klange der Festmusik und dem Beifallsrufe der zahlreich versammelten Volksmenge ins

Adriatische Meer und warf einen goldenen Ring hinein. Volksfestlichkeiten aller Art beschlossen die Feier des Tages, der als der höchste Festtag der Republik betrachtet wurde.

Enrico Dandolo.

Zur größten Machtentfaltung aber stieg Venedig unter der Herrschaft des 80jährigen Enrico Dandolo auf. Wenn die früheren Kreuzzüge schon Handelsgewinn und Hafenplätze an den Küsten Syriens und Ägyptens eingebracht hatten, so erwarb die Republik durch den vierten noch Kandia, die schönsten von den kleineren Inseln des Archipels, viele Städte in Morea, Livadien, Albanien, und fast die ganze Gewalt über das lateinische Kaisertum in Konstantinopel. Von ihrer Vorstadt Pera aus gab sie ihrem Handel die Richtung nach dem Schwarzen Meere und von dort sowohl nach Armenien als auch die Donau aufwärts bis nach Deutschland hinein; bald gelangte er eben dahin über die Alpen und endlich sogar die Oder abwärts bis zur Ostsee.

286. Der neuerwählte Doge schreitet den Marksplatz in Prozession ab.

Nach einem Holzschnitte Jost Ammans aus dem 16. Jahrhundert.

Das Abzeichen des Dogen ist die hornartige, fahnförmige, goldbrokatene Mütze, nach ihrer Form il corno genannt, und der Hermelinmantel, die Toghe, hinter ihm ein Fächerträger (wie beim Papst). Beim Begehen des Markusplatzes wurde er nach alter Sitte von den Arbeitern des Arsenals begrüßt: so ist es auch hier dargestellt. Seit Lorenzo Tiepolo (1268) wurde er von ihnen auf einem Tragsessel getragen. Unter den zahlreichen, an den Fenstern und Galerien befindlichen Zuschauern sind viele Türken, ein deutlicher Hinweis auf den lebhaften Verkehr Venedigs mit dem Orient in jener Zeit.

Allein diese bedeutende Machtfülle war doch wieder gegen das Ende des vorigen Zeitraums in Frage gestellt. Der traurige Abschluß der Kreuzzüge, der vollständige Sieg der Sarazenen über die letzten christlichen Stätten im Orient vernichtete für einige Zeit den syrischen Handel.

Beständiger Kampf mit Genua.

Bedenklicher noch wurde die beständige Eifersucht der Republik Genua. Ein geringer Streit über den Besitz einer Kirche in St. Jean d'Acre gab 1256 den ersten Anlaß, kleinlichste Rangstreitigkeiten und großartigste Habsucht die späteren Anlässe zu jenem Kriege, der erst nach 125jährigem Ringen (1381) seinen Abschluß fand (s. oben). Den schwersten Schlag hatte die Gegnerin Venedig versetzt, als sie 1261 dem Paläologen Michael zum Besitze von Konstantinopel und zur Herstellung des griechischen Kaisertums verhalf. Zum Dank übergab jener den Genuesen die Vorstadt Pera und damit die Schlüssel zum Schwarzen Meere. Die Venezianer spürten es bald im Palast und

in der Hütte, daß ihnen die reichen Kornkammern im Tatarenlande verschlossen waren und die eifersüchtigen Nachbarn auf dem italienischen Festlande eine boshafte Freude daran fanden, ihnen das Brot nach Möglichkeit zu verteuern.

Venedigs unermüdliche Kriegführung.

Die nächste Folge von der Bedrängnis der Republik war, daß Padua und Treviso für ihr Korn unerschwingliche Preise verlangten, daß Ancona und Bologna die Herrschaft Venedigs auf der Hadria bestritten, daß endlich Capo d'Istria und Triest sich losrissen. Allein die schnelle Ausrüstung einer Flotte und die geschickte Anführung der Söldner brachte den Venezianern (1275) in wenigen Jahren die unbedingte Anerkennung ein, daß es ihnen freistehe, jedes Schiff auf dem Adriatischen Meere zu durchsuchen; auch die beiden abtrünnigen Kolonien wurden (1279 und 1289) wieder zur Unterthänigkeit gezwungen. Das letzte Gelingen war schon ein Verdienst des tapferen und energischen Dogen Pietro Gradenigo (1289—1311), der die reichen Geldaristokraten zu den äußersten Opfern und — was mehr sagen will — zur mutigen Ausdauer selbst in Zeiten des Mißglückens zu bewegen wußte. Nach großen Verlusten 1294 gelang es ihm, Pera und Kaffa 1296 zu überfallen und teilweise zu zerstören, aber 1298 erlitt seine Flotte eine schwere Niederlage. Andrea Dandolo und Matteo Quirini hatten schon den Genuesen 20 Galeeren entrissen und verfolgten die übrigen 75 bis in die Gewässer von Curzola (an der Küste von Dalmatien). Als sie hier Ergebung auf Gnade oder Ungnade verlangten, drängten sie jene zur verzweifeltsten Gegenwehr und erlitten nun selbst eine vollkommene Niederlage. Von ihren 95 Galeeren retteten sich nur 30; Matteo Quirini war tot, Dandolo mit 5000 andern gefangen. Er selbst war schuldlos, denn er hatte den Kampf nur auf den Beschluß der ihm beigegebenen Räte und gegen die eigne bessere Einsicht begonnen. Dennoch wollte er den Schimpf nicht überleben und zerschlug den Schädel an der Schiffswand, noch ehe das Schiff in Genua gelandet war.

Venedig rüstete sich in solchem Unglück mit derselben Standhaftigkeit und Energie wie das alte Rom. In kurzer Zeit waren 100 neue Galeeren segelfertig, neue Kriegsmaschinen und acht Rüstmeister aus Katalonien verschrieben, das damals in allem Militärwesen obenan stand. Als die Genuesen dies erkannten und überdies von einem kühnen venezianischen Freibeuter, Domenico Schiavo, argen Schaden und Spott erlitten, zeigten sie sich schnell bereit, durch Matteo Viscontis Vermittelung einen Frieden zu machen (zu Mailand 1299). Da es in demselben Jahre den Venezianern glückte, das aufständische Kandia wieder zu unterwerfen und Frieden mit dem griechischen Kaiser zu bekommen, so standen sie trotz jener zahlreichen Unglücksfälle am Ende des Jahrhunderts wieder vollkommen unangefochten da.

287. Venezianischer Edler des 12. Jahrhunderts.

Nach einem Mosaikbild in der Markuskirche zu Venedig.

Die Schließung des Großen Rates.

Der erneute Aufschwung Venedigs war vor allem ein Werk der Aristokratenpartei unter Pietro Gradenigo, welcher den Dukat im heißen Wahlkampfe mit dem altbürgerlichen Hause der Tiepoli erstritten hatte. Dies gab jener den Mut, schon im Jahre 1296 ein provisorisches Gesetz zustande zu bringen, welches das feste Fundament geworden ist für jene unantastbare Gewaltherrschaft der stolzesten Aristokratie, welche es jemals in der Weltgeschichte gegeben hat. Danach wurden die Namen aller derjenigen, welche in den vier letzten Jahren im Großen Rate gesessen hatten, der sogenannten Quarantia (dem Rate der Vierzig), dergestalt zur Wahl vorgeschlagen, daß schon zwölf Stimmen zur Aufnahme in den neuen Rat genügen sollten. Zwar verordnete man, daß in den ersten vierzehn Tagen jedes neuen Jahres der Große Rat über die Frage verhandle, ob dieses Gesetz weiter bestehen solle oder nicht, aber man bestimmte zugleich, daß nur eine Majorität von zwei Drittel Stimmen oder wenigstens fünfundzwanzig Mitglieder der Quarantia es abschaffen dürften.

Seitdem verblieb die Herrschaft über den Staat ausschließlich denjenigen altadligen oder popolaren Familien, welche sich Stellen im Großen Rate zu bewahren verstanden, oder durch einen eignen Beschluß unter die ratsfähigen Familien aufgenommen wurden. Alle übrigen Venezianer, selbst die Seitenlinien jener Bevorzugten, wurden Unterthanen

derselben. Schon im Jahre 1298 erhöhte man die Stimmenzahl (in der Quarantia), welche zur Aufnahme in den Großen Rat notwendig war, von zwölf auf zwanzig, nahm aber 1299 das Kandiotengeschlecht der Kalergis und später mehrmals andre Geschlechter unter die Ratsfähigen auf.

Die Staatsinquisitoren.

Als im Jahre 1310 die Tiepoli und Quirini mit Waffengewalt die starre Oligarchie zu bekämpfen versuchten und nur mühsam durch den Dogen Gradenigo bekämpft waren, ging die mächtige Aristokratie daran, sich für alle Zukunft gegen ähnliche Umsturzversuche zu sichern. Um zu untersuchen, wer alles bei der unterdrückten Verschwörung mit Rat und That beteiligt gewesen sei, wurde eine außerordentliche Kommission von zehn Staatsinquisitoren berufen und diese mit der ausgedehntesten Vollmacht ausgerüstet, jeden, wes Standes und Amtes er auch sei, der etwas gegen die Regierung im Schilde zu führen scheine, zu ergreifen, zu verhören und zu strafen, wie es ihr gut scheine. Anfangs nur auf zwei Monate eingesetzt, erlangte dieses mit allen Schrecken der grausamsten Justiz ausgestattete Tribunal durch immer wiederholte Erneuerungen seiner Amtsgewalt eine dauernde Macht, wurde 1335 vom Großen Rate und von dem versammelten Volke für ein organisches und dauernd notwendiges Institut erklärt und füllte später die Kerker in den Kellern und unter den Bleidächern des Dogenpalastes mit zahllosen Opfern seiner grausamen Justiz.

288. Venezianischer Polizeihauptmann.

Nach einem Holzschnitte im Trachtenbuche Cesare Vecellios.

Diese Polizeihauptleute waren Organe der drei Staatsinquisitoren, die aus dem Rate der Zehn gewählt waren: des Rates der Drei (consiglio dei Tre). Sie wachten mit ihren Sbirren über die Sicherheit Venedigs und hatten auf Grund anonymer Anzeigen die Leute zu verhaften und kurzerhand aus dem Wege zu räumen.

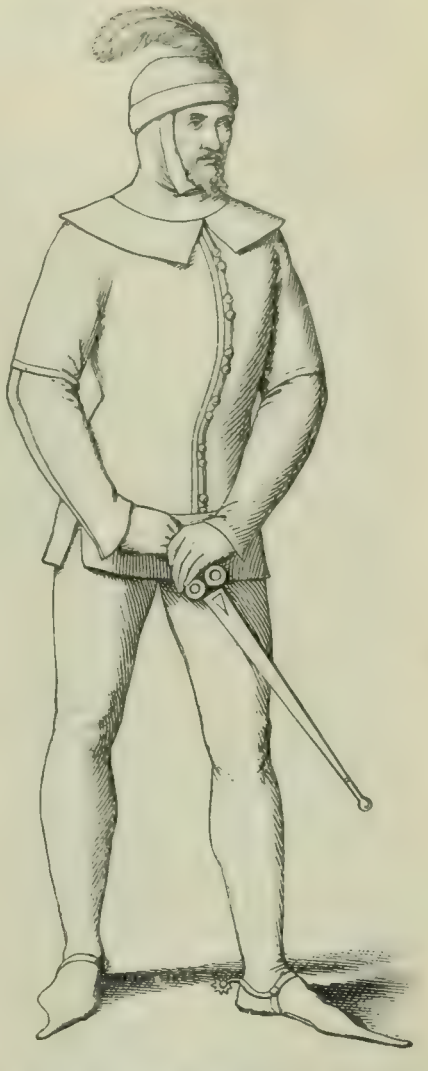
Wachsende Macht Venedigs.

Seitdem Francesco Dandolo als venezianischer Gesandter in Rom mühsam — er lag tagelang wie ein Hund unter dem Tische Seiner Heiligkeit — den Frieden mit dem Papste hergestellt und dadurch den Gegnern der Republik eine mächtige Stütze entzogen hatte, begann diese wieder mächtig nach außen zu werden. Schon der Doge Saranzo, Gradenigos Nachfolger, zwang Genua durch einen Angriff auf Pera zu reichlichem Schadenersatz; Francesco Dandolo, der 1328 die Dogenwürde erhielt, wandte sofort seine Blicke auf das benachbarte Gebiet von Verona. Hier hatte Can della Scala, eine Zeitlang der Beschützer des großen Dante, als Reichsvikar von Verona und Vicenza — Heinrich VII. hatte ihn dazu ernannt — Padua, Treviso, Cividale und Brescia erobert. Seine Neffen, Alberto und Mastino della Scala, unterwarfen auch Bassano, Feltre, Belluno, Parma, Reggio und Lucca, so daß ihr umfangreiches Gebiet mit den Republiken Venedig und Florenz zusammenstieß und beiden gefährlich wurde. Den bedeutenden Handel der ersteren bedrängten sie durch hohe Zölle, ihre Grenzen bedrohten sie durch den Bau von Trutzburgen. Da Verhandlungen nicht zum erwünschten Ziele führten, machte Dandolo einen großartigen Bund mit den Viscontis von Mailand, den Estes von Ferrara, den Gonzagas von Mantua, den Florentinern, ja mit Karl und Johann Heinrich, den Söhnen Johanns von Böhmen, welche über Tirol und Kärnten geboten, und schloß die übermächtigen und übermütigen Scaliger von allen Seiten ein. Anfangs widerstanden sie glücklich; als aber der Verrat im eignen

Lande dazu kam, eine Stadt nach der andern ihnen entrissen wurde und endlich Alberto della Scala in Gefangenschaft geriet, sah Mastino die Notwendigkeit vor Augen, um jeden Preis Frieden zu schließen. Ein jeder erhielt ein Trümmerstück von der stolzen Mark Verona: Venedig das ganze Gebiet von Treviso, dazu die freie Schiffahrt auf dem Po. Mastino und sein aus dem Kerker entlassener Bruder Alberto schwuren, sich als Bürger der venezianischen Republik zu betrachten und ihr ewig treu zu sein. So war Venedig nicht nur die Lebensmittelzufuhr vom Festlande gesichert, sondern auch ein Handelsweg über die Alpen zu eigen geworden: zwei Vorteile, die nur allzu sehr zu neuem Erwerb reizten.

Ebenso glückte es den Venezianern, mit dem aufständischen Zara und dem Könige Ludwig von Ungarn, welchem es sich unterworfen hatte, fertig zu werden. Nach kurzem Kampfe zwangen sie diesen zum Abzuge, jenes zur Unterwerfung (1346).

Eine kurze Ruhe brachte in den folgenden Jahren (1347 und 1348) der Schwarze Tod, das Schreckenis von ganz Europa, das den dritten Teil aller Einwohner der Republik verschlang; dann tobte gleich wieder der Krieg mit Genua im Schwarzen und Ägäischen Meere, bis die Venezianer in einem Friedensschluß (1355) versprachen, das Meer westlich von Pisa bis Marseille, die Genuesen dagegen das Adriatische Meer, beide drei Jahre lang das Asowsche Meer nicht zu befahren, überdies keine Verbannten, Rebellen und Seeräuber zu schützen.



Marino Falieri.

289. Scherge (Sbirre, ital. sbirro).

Nach dem Trachtenbuche Jean Bonnarts.

Typus aus den Zeiten der Willkürherrschaft (15. Jahrhundert) in Venedig oder im Kirchenstaate. Der Polizeidiener trägt eine Art Uniform: Schecke mit Koller, Strumpfhosen und Schnabelschuhe; Sporen. Helm mit Sturmband, darauf eine Feder; unterhalb der Taille um die Hüften laufender, hier aufgenähter oder eingehakter Gürtel, der „Dupfing", an dem das Seitengewehr hängt.

Derselbe Doge, der über diesen Frieden mit Genua verhandelte, Marino Falieri, wurde zwischen Waffenstillstand und Frieden das Haupt einer Verschwörung gegen die Aristokratie, deren Ursprung und Verlauf so sehr durch romantische Sagen verhüllt worden sind, daß die Wahrheit kaum mehr erkannt werden kann. Daß die mächtige Partei der von allen Ämtern ausgeschlossenen Adligen und Popolaren nicht schlummerte, sondern in stummem Groll nur des richtigen Augenblickes wartete, daß das oft mißhandelte niedere Volk bereit war, jeden zu unterstützen, der — wie auf dem Festlande so viele gethan hatten — an die Stelle einer habsüchtigen Aristokratie eine freigebige Monarchie setzen wollte, unterliegt keinem Zweifel. Marino Falieri wußte das. Als die junge, blendend schöne Gemahlin des siebenundsiebzigjährigen Greises — so erzählt man — von dem jungen und übermütigen Michele Steno entweder gröblich beleidigt oder gar verführt wurde, die herrschende Aristokratie aber, mit welcher der junge Übelthäter vielfach verwandt war, eine strenge Bestrafung verweigerte, beschloß jener, durch Ermordung aller Senatoren und durch den Umsturz der Verfassung Rache zu nehmen. Allein durch seine eigne Unsicherheit und durch das Ungeschick seiner Genossen wurde der grausame Plan verraten. Am 15. April 1355, an welchem derselbe ausgeführt werden sollte, wurden die Hauptteilnehmer gehenkt, der Doge selbst verhaftet und vor den furchtbaren Rat der „Zehn" geführt. Zwei Tage später fiel sein Haupt vor allem Volke auf derselben Riesentreppe des Dogenpalastes, auf welcher man es erst sechs Monate zuvor gekrönt hatte. Seitdem wurde das Vorgehen der herrschenden Adelspartei grausamer als je.

Höchste Bedrängnis und Sieg.

Je mächtiger die Republik wurde, desto mehr Feinde regten sich. Der König von Ungarn ersah doch einmal den günstigen Augenblick, ließ seine Truppen in Dalmatien und Treviso zugleich einfallen, so daß die Kriegsmacht der Venezianer gespalten wurde, und erlangte wirklich durch den Friedensschluß des Jahres 1358 die dalmatische Küste. Als die Kandioten und Triestiner nun auch den Abfall versuchten, wurden sie freilich niedergeworfen und gemißhandelt, auch der begehrliche Nachbar Francesco di Carrara von Padua zu einem demütigenden Frieden gezwungen; allein bedenklich wurde die Lage Venedigs, als mehrere seiner Gegner sich mit Genua verbanden. An Streit mit diesem fehlte es niemals. In Konstantinopel unterstützte jenes einen gestürzten Kaiser, dieses den Usurpator, in Cypern, ja in Tenedos hatten beide ihre Parteien, die beständig miteinander im Kampfe lagen. Alsbald sammelten sie Verbündete. Für Genua kämpfte Ungarn, Padua und der Patriarch von Aquileja, für Venedig dagegen Mailand, Cypern und Aragonien. Als 1379 der genuesischen Flotte gelang (s. S. 563) in die venezianischen Gewässer einzudringen, schien Venedig verloren. Allein größer als die Bedrängnis war die Vaterlandsliebe und die Opferwilligkeit. Es gab keine Parteien mehr; es gab nur einen Wettstreit, wer dem andern durch Anbieten seines Besitzes, seiner Thätigkeit, ja seines Lebens zuvorkommen könne. Auf neugerüsteten Galeeren segelten sie gegen den Feind und begannen in einer hellen Mondnacht (23. Dezember) ein verzweiflungsvolles Ringen mit dem sicher und kühn gewordenen Gegner. Schon war Pietro Doria, der genuesische Anführer, durch eine venezianische Bombarde gefallen, die Schiffe rings von jedem Ausgange aus dem Hafen abgeschnitten, da erschien noch der kühne venezianische Abenteurer Carlo Zeno, der in allen Gewässern die Genuesen angegriffen und gezerrt hatte, mit seinen 14 Galeeren in der Neujahrsnacht zu 1380. Nun wurde die Belagerung vollständig. Im Februar ließ die ganze Mannschaft ihre Schiffe im Stich, um sich nach Chioggia zu retten. Zwei Flotten, die Genua zum Entsatze schickte, wurden zurückgeworfen, alle Versuche, sich durchzuschlagen oder die venezianischen Söldner durch Bestechung zum Abfall zu bewegen, vereitelt, und im Juni 1380 ergab sich Tizio Cibo mit 5000 Genuesen und 32 Galeeren dem Dogen Andrea Contarini. In dem Friedensschluß, welchen Graf Amadeo von Savoyen im August 1381 zustande brachte, büßte Venedig nur die Mark Treviso ein, die es in der Not an den Herzog von Österreich abgetreten hatte, um von dieser Seite gegen Ungarn geschützt zu sein. Die Regierung gewann im Innern neue Kraft, indem sie 30 Familien, welche sich besonders

290. Barmherziger Bruder

von der venezianischen „Bruderschaft des Todes", die den zum Tode verurteilten Verbrechern bei der Hinrichtung Beistand leistete und sie begrub: eines der sieben Werke der Barmherzigkeit. Ähnliche Bruderschaften gab es auch in Rom und Florenz. Sie sind alle vom Kopfe bis zum Fuße in einen schwarzen Sack (Saccone) gehüllt, der auch über das Gesicht herabfällt und nur die Augen freiläßt: auf der Brust befindet sich das Bild des Gekreuzigten, auf dem Munde die Mater Dolorosa, in der Linken hält der Bruder ein Christusbild in der Rechten eine Geißel. (Nach dem Trachtenbuche des Cesare Vecellio.)

durch Patriotismus ausgezeichnet hatten, zum Eintritt in den Großen Rat befähigte, und brachte durch Milde und Friedensliebe allmählich die lästige Unzufriedenheit der Rechtlosen im Staate zur Ruhe. Die Signoria, die Quarantia und die Pregadi, welche letzteren bisher noch immer aus allen Ständen erwählt waren, hatten bald nur noch Mitglieder aus der Aristokratie aufzuweisen. Alle höheren Behörden bildeten zusammen einen Senat, welcher, in Sektionen geteilt, den verschiedenen Geschäften der Republik vorstand.

Seitdem zog sich der begüterte Adel mehr und mehr von Handel und Gewerbe zurück und überließ diese ausschließlich den niederen Klassen, welche es an Regsamkeit nicht fehlen ließen und neben den alten und längst gewohnten neue und gewinnbringende Wege versuchten. Mit besonderem Eifer betrieb man den Handel nach den Niederlanden, die damals (sonderbarerweise) rohe Metalle in reichem Maße lieferten und dafür verarbeitete empfingen. Durch Kriegsschiffe des Staates geschützt, ging seitdem jährlich eine Flotille, „Caravana" genannt, von acht Galeeren nach der Nordsee ab und brachte reichen Gewinn zurück.

291. Andrea Contarini, Doge von Venedig.

Weitere Eroberungen.

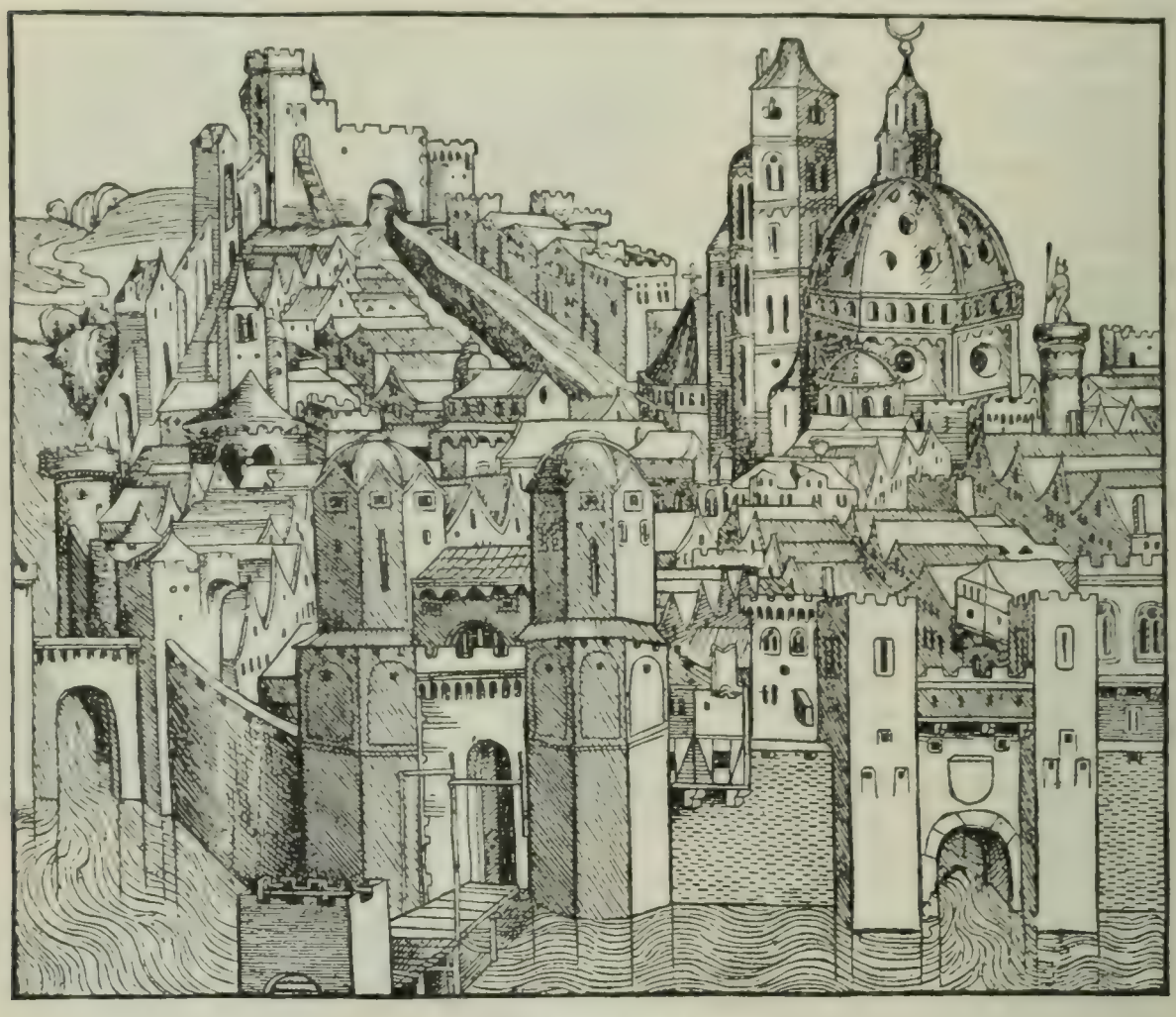
Schon 1387 sagte sich die reiche Insel Korfu von der Herrschaft des Königs von Neapel los und stellte sich freiwillig unter die der Republik. Im folgenden Jahre begann diese den Krieg gegen den übermächtigen Francesco di Carrara in Padua, welcher eben zuvor (April 1387) den letzten della Scala aus Verona verdrängt und früher schon die Mark Treviso in Besitz genommen hatte. In schnellem Siegeslauf, fast ohne Schlacht, verjagten die Venezianer im Bunde mit den Mailändern beide Carraras, Vater und Sohn, aus ihrem Lande und teilten so, daß Venedig das Gebiet von Treviso, von Ceneda und ein Stück von der paduanischen Landschaft erhielt (1388). Als aber der jüngere Francesco di Carrara mit Hilfe der Florentiner nach Padua zurückgekehrt war und den ebenfalls wiederhergestellten Antonio della Scala aus Verona vertrieben hatte, fielen die Venezianer plötzlich über ihn her und eroberten (1405) Verona und Padua, die sich gegen Zusicherung ihrer bisherigen Verfassung ihnen bereitwillig unterwarfen. Die gefangenen Fürsten, der alte Francesco und seine beiden Söhne, Francesco und Giacomo, wurden eine Zeitlang in einen Käfig von $2^1/_2$ m Breite und $3^1/_2$ m Länge gesperrt, endlich im Januar 1406 erdrosselt. Als man in ihren Papieren fand, daß der alte Carlo Zeno ihnen einst einige hundert Dukaten geliehen hatte, bestrafte man den hochverdienten Helden mit dem Verlust aller Ämter und zweijähriger Gefängnishaft. Das Staatsinteresse überwog in Venedig jedes andre Gefühl.

Gegen die Türken, welche Kandia bedroht und Negroponte verwüstet hatten, kam es 1416 zu einer heftigen Seeschlacht bei Gallipoli, durch welche sie genötigt wurden, den mohammedanischen Seeräubern den Schutz zu versagen und auch die ehemals griechischen Besitzungen, Negroponte, Koron, Modon und Korinth, welche sich aus Furcht vor ihnen den Venezianern unterworfen hatten, nicht weiter zu bedrängen. So war ihr mächtiger Handelsstaat der einzige an den Küsten des Mittelmeeres, dem die Invasion

der Mohammedaner in Europa eher Vorteil als Nachteil zu bringen schien. Gleichzeitig erwarb Venedig im Kampfe mit Ungarn (1418) die ganze Küste Dalmatiens bis Dulcigno.

Francesco Foscari.

So besaß Venedig, als der Doge Tommaso Mocenigo 1423 starb, die ganze Küste des Adriatischen Meeres von den Mündungen des Po bis nach Albanien hin. Dem neugewählten Dogen Francesco Foscari (1423—57), der als Gesandter an den Höfen des deutschen und des griechischen Kaisers, des Papstes und des Sultans reiche Erfahrungen gesammelt hatte, erschien es als würdiges Ziel der Politik, die Weltherrschaft der Römer nachzuahmen, obwohl Venedig nach der Art seiner Entstehung nur den Boden seiner Schiffe und die Wellen des Meeres zum



292. Alte Ansicht von Padua.

Fundament hatte, und der Handel, der allein im Frieden gedeihen mag, seine einzige Nahrungsquelle war. Wie Hannibal einst, stand er an der Spitze einer kleinen, aber intelligenten Partei, die den Gewinn der früheren Jahrhunderte an jene großartigste Aufgabe setzen wollte. Wohl mißglückte gleich zu Anfang die Beschützung Salonichis, das sich früher schon einmal vergeblich den Venezianern angeboten hatte. Der Sultan bemächtigte sich der Stadt (1429) durch einen Überfall, gewährte aber der Republik trotzdem die Herstellung aller früheren Handelsverträge. Um so erfolgreicher war ein Krieg, den sie gleichzeitig im Bunde mit Florenz gegen Mailand unternommen hatte. Unter der Führung des geschicktesten Feldherrn jener Zeit, des Francesco von Carmagnola, den der Herzog von Mailand durch Gift hatte töten wollen, bemächtigten sich die Venezianer des Gebietes von Brescia und Bergamo (1426); allein dieser glänzende Erfolg hinderte nicht, daß man nach dem ersten Mißglücken den berühmten Feldherrn des Verrates beschuldigte und nach einem grausamen Verfahren (1432) auf dem Platze vor dem

Dogenpalaste köpfen ließ. Inzwischen gewann die Friedenspartei, welche von der Familie Loredano angeführt wurde, so sehr an Macht, daß Foscari es für geraten hielt, sein Amt niederzulegen. Allein das wollte man doch nicht, da ein Zusammenstoß mit Mailand unvermeidlich schien.

Kampf und Frieden mit Mailand.

Schon 1434 begannen die Feindseligkeiten wieder, als der Herzog Philipp Maria den Marsiglio di Carrara in Padua herzustellen versuchte. Allein die Bauern ergriffen diesen und lieferten ihn an die venezianische Regierung aus, die ihn sofort köpfen ließ. Es war ein Glück für Venedig, daß nicht nur Florenz und der Papst, sondern auch Genua auf seiner Seite stand, das sich inzwischen von Mailand wieder losgerissen hatte, und daß Franz Sforza die Anführung hatte, der einzige Feldhauptmann, der Piccinino, dem Feldherrn der Mailänder, an Geschick und Ruf ebenbürtig war. Alsbald geriet der Herzog von Mailand in solche Bedrängnis, daß er dem feindlichen Feldherrn seine Tochter Bianca Maria zur Gemahlin anbot und ihm zugleich die Vermittelung des Friedens mit Venedig überließ. So erhielt dieses 1441 (zu Cremona) alle bisherigen Besitzungen bis an den Gardasee zurück und verband zugleich Ravenna mit seinem Gebiete, dessen letzter Herrscher, Ostasio da Polenta, nach Kandia in die Verbannung geschickt wurde. Als einige Jahre später der Krieg mit Mailand dennoch von neuem ausbrach und nun Francesco Sforza seine Waffen gegen Venedig führte, gelang es der geschickten Unterhandlung eines gefangenen Staatsbeamten, mit dem kühnen Söldnerhauptmann einen Frieden zu vermitteln (1448), nach welchem die Adda zur Grenze bestimmt wurde. Dafür unterstützte die Republik ihren bisherigen Gegner mit Truppen und Geld bei der gewaltsamen Eroberung des schwiegerväterlichen Erbes: im Februar 1450 konnte Sforza in Mailand seinen Einzug als Herzog halten. Daß er nun doch nicht Frieden hielt, versteht sich von selbst. Erst 1455 kam es in Lodi zu einem neuen Abschluß, der das Gebiet von Cremona an Mailand zurückgab; dann war eine Zeitlang Ruhe in ganz Oberitalien.

293. Goldmünze Francesco Foscaris. (Königl. Münzkabinett zu Berlin.)

Friede mit den Türken.

Erschütternd hatte die Nachricht gewirkt, daß 1453 in Konstantinopel bei der Eroberung durch die Türken außer vielen andern Venezianern auch 47 Nobili umgekommen, fast alle Warenlager vernichtet und seitdem alle Niederlassungen auch an andern Stellen des griechischen Reiches bedroht waren. Sofort entsandte man den geschickten Flottenführer Jacopo Loredano mit zwölf Galeeren zum Schutze der Bedrängten und erlangte, nachdem der erste Sturm sich gelegt, nun doch wieder einen günstigen Frieden, durch welchen der Republik wenigstens der Handel nach allen türkischen Landschaften gesichert wurde.

Der Humanismus.

Einen Anteil, wenn auch nur einen geringen, hat Venedig an dem geistigen Gewinn gehabt, welchen die Eroberung des Byzantinischen Reiches durch die Türken dem gebildeten Westen brachte. Verhielt sich auch der venezianische Adel in seiner Gesamtheit vollkommen gleichgültig gegen die neue Bildung des Humanismus, so fanden doch wenigstens einzelne Familien lebhaften Gefallen daran. So war der Palast der Giustiniani der erste in der Stadt, welcher eine größere Sammlung lateinischer und griechischer Bücher einschloß. Leonardo Giustiniani, der Prokurator von San Marco, sein Bruder Lorenzo, später Patriarch von Venedig, und sein Sohn Bernardo standen in lebhaftem Briefwechsel und gelehrtem Verkehr mit den angesehensten Humanisten von Florenz und strebten ihnen nach, soweit es ihre Staatsgeschäfte irgend gestatteten. Francesco Barbaro, der schon im 17. Jahre als Schriftsteller der neuen Gattung auftrat und mit den namhaftesten Litteraten der Zeit bekannt war, mußte wie jene seine Lieblingsstudien bald der Arbeit für den Staat aufopfern; im Alter hatte er „all sein Griechisch" vergessen, das ihn einst berühmt gemacht. Er selbst sprach später mit Vorliebe nur von der tapferen Verteidigung Brescias gegen Piccinino, die er im Jahre 1437 geleitet. Der vorübergehende Aufenthalt eines Guarino, Filelfo, Vittorino da Feltre und andrer Humanisten hinterließ nur geringe Spuren: Venedig war nicht der Ort, sie anzuziehen, zu würdigen und festzuhalten. Eine bessere Heimat fanden die neuen Studien jedoch in dem benachbarten Padua, das unter der venezianischen Herrschaft ein stiller Ort der Gelehrsamkeit wurde, an dem viele Jahre der berühmte Vergerio Rechtswissenschaft und Medizin lehrte.

Foscaris Absetzung und Tod.

So war unzweifelhaft die Regierungszeit des Dogen Foscari eine Periode hohen Glanzes. Dennoch war die Loredanische Partei unablässig bemüht, ihn anzugreifen, zu kränken, zu schwächen und zu stürzen. Seinen einzigen Sohn Jacopo verwickelte man in Kriminaluntersuchung und verbannte ihn mehrmals, obwohl jedermann überzeugt war, daß er vollkommen unschuldig sei; endlich folterte man ihn derartig, daß er im Kerker starb. Da der greise Vater seitdem nicht mehr die Sitzungen der öffentlichen Behörden besuchte, beschloß der Rat der Zehn, auf seine Absetzung wegen Altersschwäche anzutragen. Als man ihn, der zweimal hatte abdanken wollen und genötigt worden war, sein Amt zu behalten, jetzt ersuchte, sein Amt niederzulegen, antwortete er trotzig, er werde warten, bis man ihn absetze. Als dies wirklich geschah, verließ der Greis, auf seinen Stab gestützt, ohne das herzogliche Gewand (25. Oktober 1457) das stolze Haus, welches er 34 Jahre lang bewohnt hatte. Das Volk aber liebte ihn und war von Unwillen über die rohe neidische Aristokratie erfüllt. Dennoch kam es nicht zu einem Aufstande; es genügte das Verbot der Staatsinquisitoren, daß von dieser Angelegenheit auch nicht einmal gesprochen werde, um jede Zunge und jede Hand durch Angst zu fesseln. Am Tage, nachdem die Glocken die Wahl eines neuen Dogen verkündigt hatten, starb Francesco Foscari (1. November 1457).

294. Hof des Dogenpalastes zu Venedig.

Nach einem Gemälde des 16. Jahrhunderts.

Rechts die Riesentreppe mit den Bildsäulen des Mars und des Neptun, auf deren oberstem Absatze die Dogen gekrönt wurden. Sie führt zu der Galerie, wo die in Form von Löwenmäulern gebildeten Briefkasten der Staatsinquisitoren zur Aufnahme von Denunziationen dienten. Staatsgefängnisse, Bleidächer, Brunnen. Im Hintergrunde die Markuskirche, an die der Palast mit der einen Seite anstößt.

Krieg gegen die Türken.

Den Nachfolgern des Francesco Foscari, insbesondere dem zweiten, Cristoforo Moro, fiel der Krieg mit dem gewaltigsten Sultan der Türkei, mit Mohammed II., zu. An Übertretungen der bestehenden Verträge hatte es längst schon nicht gefehlt, allein nun trat immer entschiedener die Absicht des rauhen Herrschers zu Tage, dem ganzen Christentum der Welt ein Ende zu machen. Im Jahre 1470 unternahm der Sultan selbst den Angriff auf Negroponte, ging mit einem Heer auf einer Brücke hinüber und stürmte dreimal vergeblich die belagerte Stadt, erst beim viertenmal glückte die Eroberung, die nicht weniger als 70 000 Türken das Leben gekostet hatte. Paolo Erizzo, der die Citadelle erst übergab, als ihm das Leben zugesichert wurde, ließ er in Stücke sägen. Hier und in Morea, wo die Türken mehrere wichtige Seeplätze

den Venezianern entrissen, hatte sich zum erstenmal die schreckliche Bedeutung ihrer Seeflotte gezeigt. Seitdem begann auch der Papst vor ihnen zu zittern und stiftete eine große Liga zur Abwehr der Mohammedaner, zu der sich fast alle italienischen Staaten verbanden. Den Venezianern schlossen sich sogar Karl der Kühne von Burgund und aus der Ferne die Perser an. Allein die Liga kam nicht über Rüstungen hinaus, der kühne Herzog that nichts, und die Perser mußten nach einem vorschnellen Einfall in Kleinasien eiligst wieder umkehren. So blieben die Venezianer doch auf ihre eigne Kraft angewiesen. Da ihnen bald darauf der Besitz von Cypern besonders lockend erschien, entschlossen sie sich, den Kampf gegen die Türken aufzugeben und für die Abtretung Skutaris, das sie lange Zeit auf das tapferste verteidigt hatten, sich von ihnen 1479 günstige Handelsbedingungen einzutauschen.

Besitznahme von Cypern.

Auf Cypern, das Richard Löwenherz einst (s. S. 98) an Guido von Lusignan gegeben hatte, war der vierzehnte König 1458 gestorben und hatte, außer einer Tochter Charlotte, nur einen unehelichen Sohn, Jakob II., hinterlassen. Für jene, die sich 1459 mit dem Prinzen Ludwig von Savoyen vermählte, erklärten sich der Papst und die Johanniter auf Rhodus, für diesen der Sultan von Ägypten, von welchem die Lusignans seit längerer Zeit ihr Königreich zu Lehen trugen. Mit Hilfe eines Mamlukenheeres hatte Jakob II. sich bald der ganzen Insel bemächtigt und dann Caterina Cornaro, die Tochter eines venezianischen Nobile, geheiratet, die zuvor von der Republik adoptiert war, um dadurch den Rang einer Prinzessin zu erhalten. Allein wenige Monate später (6. Juli 1473) starb der junge König unter verdächtigen Umständen. Sofort entstand im Volke das Gerücht, die Venezianer, welche mit der jungen Königin auf die Insel gekommen wären, hätten ihn durch Gift beiseite geschafft, und sowohl ihr Vater Andrea wie sein venezianischer Leibarzt, Marco Bembo, wurden bei einem Aufstande ermordet. Die Barone der Insel entrissen Caterina ihren nach dem Tode des Gemahls geborenen Sohn, Jakob III., und übernahmen für ihn die Regierung. Allein der junge Fürst starb schon 1474, und der venezianische Admiral Mocenigo, der unmittelbar danach mit einer Flotte landete, bestrafte alle, die am Aufstande teilgenommen hatten, setzte zwei Nobili als Vormünder für die verwitwete Königin ein, die fortan nur den Titel und den Glanz ihrer Stellung behielt, und gab der neuen Regierung durch eine große Anzahl von Ritterlehen, durch eine Flotte und ein Heer die nötige Sicherheit. Schon jetzt waren die Venezianer im Besitze der ganzen Insel und sorgten dafür, daß auch einige natürliche Kinder Jakobs II. nach Venedig gebracht wurden, wo sie bald darauf in verdächtiger Weise ums Leben kamen.

Die Herrschaft auf der schönen Insel hatten die Venezianer längst, und die Bewohner, vor allem die Königin Caterina selbst, empfanden dies schwer genug. Da entstand insgeheim der Gedanke, sich lieber dem Sultan der Türken zu unterwerfen, der eben im Kampfe mit dem von Ägypten lag, welchem die Venezianer gehuldigt hatten. Auch war die Hoffnung vorhanden, daß der Prinz Friedrich von Neapel landen und sich sowohl der jungen schönen Witwe, als auch des Reiches bemächtigen werde. Diese Hoffnungen waren für die Republik ebenso viele Befürchtungen. Daher sandte der Rat der Zehn Caterinas Bruder, Georgio Cornaro, mit einer Flotte nach Cypern und gab ihm den strengen Befehl, seine Schwester nach Venedig zu bringen oder der Strafe gewärtig zu sein. Wie es ihm gelang, die königliche Schwester zum Gehorsam zu bewegen, erzählt die Geschichte nicht, aber im Februar 1489 führte er sie nach Venedig, wo sie mit größtem Pomp als die dankbare Tochter der Republik empfangen wurde, welche der Mutter ihr Königreich geschenkt hatte. Auf ihrem Schlosse Asolo im Trevisanischen lernte sie allmählich unter Festlichkeiten aller Art vergessen, daß sie eine strengbewachte Gefangene sei. Auf der Piazzetta wehte seitdem neben den Flaggen der Königreiche Morea und Kandia auch die von Cypern, auf der Insel selbst nur die von San Marco.

Venedigs Handel und Industrie.

Abend- und Morgenland tauschten in den Gewässern der stolzen Republik ihre Waren aus und bezahlten dafür unermeßlichen Zoll. Durch einen Herold rief man die Nobili zur Versteigerung der Galeeren, die, mit fremden Waren beladen, die Abfahrt

erwarteten, entweder nach Alexandrien, nach dem Schwarzen Meere oder nach Afrika und den Küsten des Atlantischen Ozeans. Nach den mohammedanischen Ländern brachte man Kupfer und Quecksilber aus Ungarn, Stahl aus Deutschland, Alaun aus Italien, Samt, Wollzeuge, Spiegel, Perlen und andre Glaswaren aus dem Venezianischen. Dafür empfing man über Mekka und Alexandria die Gewürze von den Molukken, den Zimt von Ceylon, den Pfeffer von Malabar, die Edelsteine Indiens, die Perlen aus dem Persischen Golfe und die Seide Bengalens. Auch die kostbaren Ziegenhaare von Angora kamen, von venezianischen Schiffen getragen, zum Verkaufe in den Hallen des Rialto. Nach den westlichen Ländern segelten sie mit Tuchen und Metallen, mit goldenen Ketten, mit Wachskerzen und Glaswaren. Bis nach Timbuktu hin trug man allein venezianische Schleier und musterte sein Antlitz in venezianischen Spiegeln. Die entleerten Schiffe wurden in England mit Rohwolle, in Spanien mit Seide gefüllt, um den heimischen Fabriken reichlichen Stoff zuzuführen. Dabei wachten die strengsten Gesetze über den Handel und die Industrie. Wenn ein Fabrikarbeiter ins Ausland ging, suchte man ihn zuerst durch Festnahme seiner heimischen Verwandten zur Rückkehr zu bewegen; blieb dieses ohne Erfolg, so wurde er für vogelfrei erklärt, und jeder Venezianer, der ihm im Auslande begegnete, durfte ihn töten.

Sein Reichtum.

Durch solche Mittel hatte Venedig, der Staat sowohl wie seine Mitglieder, jene beispiellosen Reichtümer erworben, durch die es im Anfange des 16. Jahrhunderts die Habgier aller Fürsten, aller Machthaber Europas reizte. An die Stelle jener niedrigen Lehm- oder Strohhütten, die einst italienische Flüchtlinge, von Osten und Westen kommend, auf den sumpfigen Inseln zwischen den Lagunen erbaut hatten, waren jetzt ganze Reihen von stolzen Marmorpalästen getreten; dazwischen über siebzig von Gold prangende Kirchen. Der venezianische Nobile wohnte und lebte köstlicher als mancher deutsche Fürst, aber auch geringere Leute schliefen hinter seidenen Vorhängen, aßen von Silber und trugen Ketten oder Ringe zur Schau.

Bisher hatten die Venezianer auf ihren Handelswegen keinen Nebenbuhler gehabt, den sie fürchteten. Anders wurde es, seitdem die Portugiesen an der Küste Malabar die Last indischer Gewürze für 10—20 Dukaten kauften, die man in Venedig mit mehr als hundert bezahlte. Zunächst brachte der Krieg in Indien eine solche Handelsstockung zustande, daß 1499 die Last Pfeffer in Venedig von 40 auf 110 Dukaten stieg; drei Jahre später war der Preis durch die Konkurrenz der Portugiesen so tief herabgedrückt, daß die Zahl der kaufmännischen Bankrotte auf dem Rialto täglich zunahm. Vergebens unterstützte Venedig die Ägypter und die Mauren mit Geld und Munition in den indischen Gewässern; am 3. Februar 1509 wurden diese von den Portugiesen im Angesichte der Stadt Diu vollkommen geschlagen und seitdem von den Küsten Indiens gänzlich verdrängt. Damit war der Handel Venedigs nach den indischen Gewässern für immer dahin.

Venedigs Macht auf dem Festlande.

Um so wichtiger war es jetzt, daß die Republik seit langer Zeit die Verhältnisse der großen Machthaber in Italien und in Europa schärfer ins Auge gefaßt hatte, als irgend ein andrer Staat. Durch regelmäßige und außerordentliche Gesandtschaften nach allen weltgeschichtlich bedeutenden Städten verschafften sie sich die genaueste Kunde von allem, was in der Welt vorging. Da solche Gesandtschaftsreisen, gewöhnlich auf fünf Jahre unternommen, die erste Probe der künftigen Staatsmänner ausmachten, wurden diese Gesandtschaftsberichte durch Treue und Eleganz zugleich der Ausdruck der höchsten staatsmännischen Intelligenz. Philipp von Commines, der geniale Minister Karls des Kühnen, sagte von den venezianischen Herren: „Sie sind sehr klug, sie sitzen täglich und halten Rat, ihre Nachbarn werden sie fühlen.“ In der That benutzten sie den Zug Karls VIII. von Frankreich (1495) nach Unteritalien, um fünf Städte in Apulien zu erwerben; in Tarent, Florenz und Rom, ja fast in jeder wichtigen Stadt Italiens hatten sie ihre eigne Partei. Als Cesare Borgia in der Romagna ein Fürstentum bildete, wandten sich manche von den Städten und Herren an den Löwen von San Marco, damit er sie schütze und beherrsche. So bemächtigten sich die Venezianer Riminis, Faënzas, Imolas, Cesenas, so daß man sie in Florenz, in Mailand,

bald sogar in Rom fürchtete. Macchiavelli sagte: „Sie wollen den Papst zu ihrem Kapellan." Aber gerade von dieser Seite kam ihr Verhängnis.

Die Ligue von Cambrai.

Kaum hatte der gewaltige Julius II. 1503 den päpstlichen Thron bestiegen, so verlangte er die Städte Imola und Cesena zurück, und die Venezianer zogen es vor, diesem Verlangen friedlich nachzukommen. Bald wünschte er nun auch Rimini und Faënza zu gewinnen, und die Gelegenheit dazu gaben ihm die Venezianer selbst, indem sie Ferdinand von Aragonien feindlich entgegentraten und Maximilian von Deutschland den Durchzug durch ihr Land verweigerten. Da schloß Ludwig XII. von Frankreich mit dem Kaiser Maximilian im Dezember 1508 die Ligue von Cambrai, der im folgenden Jahre auch Ferdinand der Katholische und der Papst beitraten. Die Republik war in der äußersten Gefahr, aber um so größer war auch ihr Eifer. Die besten Ritter Italiens, das beste Fußvolk aus Apulien und der Romagna nahmen sie in ihren Sold, Bauern und Bürger bildeten eine Landwehr, und Kreta schickte seine altberühmten Bogenschützen. So gingen sie mutig unter der Führung des greisen Vitigliano im April 1509 über die Adda vor, aber alsbald eilte der französische König aus Mailand ihnen entgegen und siegte entscheidend bei Agnadello. Triumphierend hielt er in Brescia seinen Einzug; die Bewohner von Ferrara verjagten ihren Vizedominus; die päpstlichen Truppen besetzten Rimini und Faënza; die Deutschen drangen bis Vicenza vor; man erwartete die Franzosen schon in Venedig. Die venezianischen Söldner liefen nach allen Seiten auseinander, Mutlosigkeit und Verrat öffneten überall den Feinden die Thore; dennoch verzagten die klugen Staatsmänner in Venedig nicht. Als schon nach wenigen Wochen Padua, Legnago, Triest und Fiume den Mut bekamen, die fremden Eindringlinge wieder zu vertreiben, faßten jene die Hoffnung, die unnatürliche Verbindung ihrer Gegner in geschickter Weise zu sprengen. Ferdinand wurde mit den apulischen Städten befriedigt, Julius II. mit denen der Romagna, Maximilian hob, mißvergnügt über die Streitigkeiten mit den französischen Rittern, die Belagerung von Padua auf und ging nach Deutschland zurück. Venedig wurde vom Banne gelöst und trat alsbald in die heilige Liga ein, die Julius II. am 5. Oktober 1511 mit Ferdinand von Aragonien, den Schweizern und Heinrich VIII. von England abschloß, um die Franzosen aus Italien zu vertreiben. In der Geschichte Frankreichs wird erzählt werden, welchen Erfolg dieses Unternehmen hatte.

Fünfter Abschnitt.

Englands insulare, politische und nationale Ausbildung.

Abwendung vom romanischen Wesen.

Während der Regierung Heinrichs III. von England hatte sich die bedeutendste Wandlung in der Geschichte dieses Landes vollzogen. Einst holten die Könige, ihrer normannisch-französischen Abkunft gemäß, fast ausschließlich ihre Ratgeber wie ihre Gattinnen über das Meer herbei und gaben sich allein der romanischen Bildung hin. Ihr ganzes Interesse schien an das französische Festland geknüpft zu sein, von welchem fast ein Drittel ihr Eigentum war. Später, als der kluge und tapfere König Philipp II. von Frankreich den größten Teil desselben an sich gerissen, suchten der geist- und energielose Johann „ohne Land" und sein ähnlich gearteter Sohn Heinrich III. einzig die Hilfe des Papstes und versanken dadurch in die schnödeste Abhängigkeit von Rom. Seitdem bezog die päpstliche Kammer ihre reichsten Einnahmen aus England, und päpstliche Legaten führten in der Regierung des Landes das große Wort. Gegen diesen Einfluß vor allem war dann die Magna Charta geschrieben, gegen ihn vor allem der Kampf unter Simon von Montfort gerichtet (s. S. 203 ff.). Mit den Legaten hatte man zugleich alle Fremden vertrieben, und zum erstenmal wieder erhob das lange niedergedrückte und gefesselte Volk der Angelsachsen sein Antlitz. Von jetzt an wird zugleich mit der Freiheit die germanische Nationalität die Grundlage des Staatslebens, und England durchlebt sein erstes wahres Heldenzeitalter im Kampfe mit den keltischen Völkerschaften in der Nähe und mit den romanischen jenseit des Meeres. Es erscheint dies als eine späte Fortsetzung des Kampfes der alten Angelsachsen gegen Kelten und Römer, der im 5. Jahrhundert begonnen hatte und im 11. durch die Invasion Wilhelms des Eroberers unterbrochen war.

Eduard I. (1272—1307).

Eduard I

Als Heinrich III. in der Westminsterabtei beigesetzt wurde, wußte man in England nicht einmal, ob der Kronprinz Eduard noch am Leben sei. Er war mit König Ludwig IX. von Frankreich nach Tunis gesegelt (1270) und dann nach dem heiligen Lande gewallfahrtet, überall durch den Ruf persönlicher Tapferkeit ausgezeichnet. Wohl hätte er gern, wie sein Vorfahr Richard Löwenherz, sein Leben allein dem Kampfe gegen die Ungläubigen oder der Wiedereroberung der französischen Besitzungen gewidmet — er sprach dies noch in seinem Testamente aus — aber mit derselben Thatkraft widmete er sich auch der nationalen Aufgabe, die ihm das Schicksal zuwies.

Als ihn in Neapel die Nachricht vom Tode des Vaters erreichte, kehrte er sofort über Rom, Paris, Guienne und Flandern in die Heimat zurück, wurde am 19. August in Westminster gekrönt und empfing am folgenden Tage die Huldigung seiner Vasallen, unter ihnen auch die seiner beiden Schwäger, Alexanders III. von Schottland und Johanns von Bretagne. Dann forderte er im Jahre 1275 durch sein erstes Statut von Westminister nicht nur alle königlichen Domänen zurück, deren sich die Reichsbarone während der vorigen Regierungen bemächtigt hatten, sondern er verlangte sogar von allen großen Grundbesitzern den Nachweis über den Erwerb ihrer Ländereien, bis ihm der kecke Graf von Waremme, auf sein Schwert deutend, antwortete: „Diese Waffe, mit der mein Ahnherr für die Rechte Wilhelms des Eroberers gekämpft, ist der Titel, mit dem ich mein Recht beweisen werde.“ Der König merkte die Gefahr und stand seitdem von jener Forderung ab. Vier Jahre später zwang er auch die Geistlichkeit, ihren angemaßten Besitz herauszugeben, und verbot sogar ausdrücklich, daß Grundbesitz künftig an „die tote Hand“ falle. Als der Erzbischof von Canterbury die Geistlichkeit zum Widerstande aufforderte, drohte der thatkräftige König, der Kirche alle Reichslehen zu entziehen.

Eroberung von Wales.

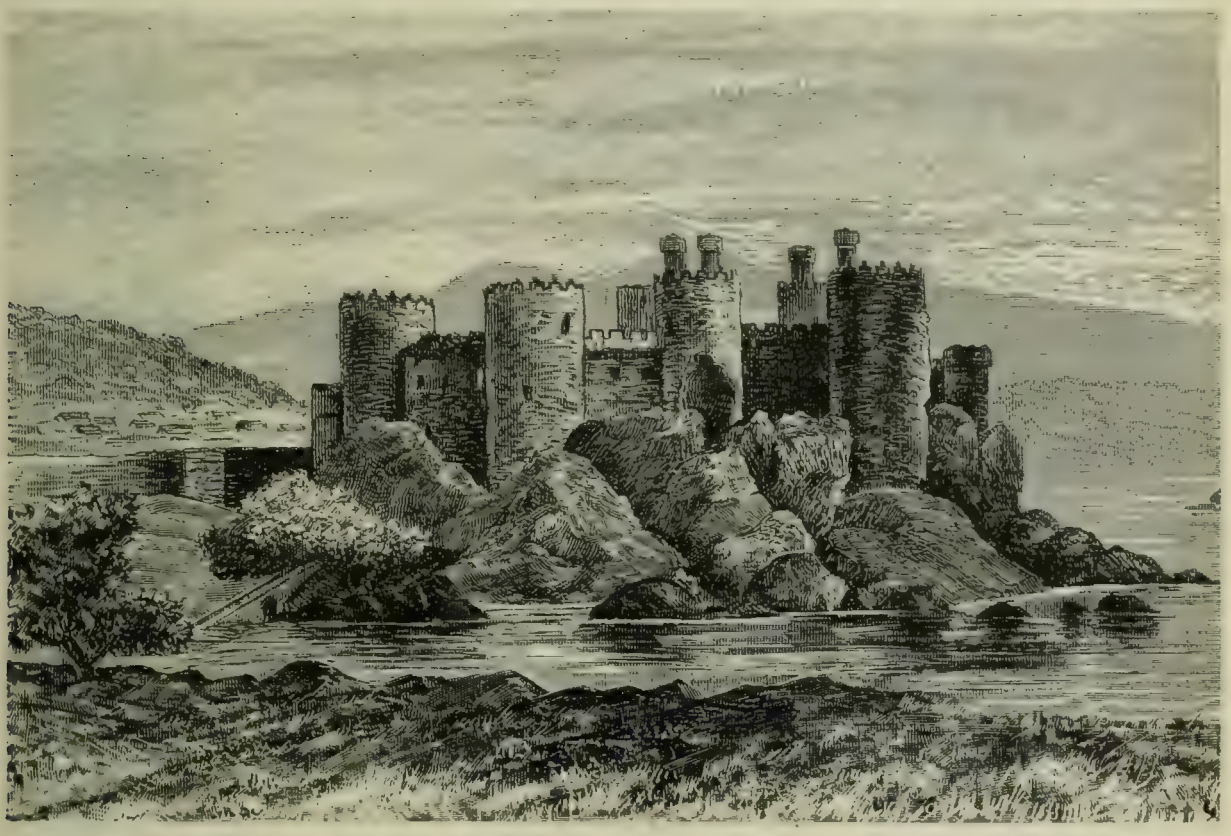
In Wales, dessen Unterjochung ebenso oft gescheitert als versucht war, lebte damals der schöne und verschlagene Fürst Lewellyn, dem die heimischen Barden den freien Besitz der Krone geweissagt hatten. Nachdem er zweimal vergeblich zur Huldigung vorgeladen war, wurde er (1276) durch den König und das Parlament in die Acht gethan und ein allgemeines Aufgebot gegen ihn erlassen. Durch Schiffe von der Insel Anglesea abgeschnitten und durch ein Heer in die engen Pässe am Fuße des Snowdon zurückgedrängt, sah er sich bald genötigt, einen Teil seines Landes abzutreten und für den Rest in Westminster die Huldigung zu leisten (1277). Dennoch versuchte er nach fünf Jahren in Gemeinschaft mit seinem Bruder David, der in englischen Diensten stand, eine neue Erhebung. Allein sobald er sich aus den Bergen hervorwagte, wurde er überwältigt und im Handgemenge erschlagen. Mit Epheu bekränzt wurde sein Kopf auf einem Spieße nach dem Tower gebracht. So erfüllte sich der Spruch des Zauberers Merlin, „der Fürst werde gekrönt in London einziehen“. Seine einzige Tochter wurde in ein Kloster gesteckt, sein Bruder David grausam hingerichtet, seine Krone (wie man sagte, die Krone Arthurs) und ein Stück des „wahren Kreuzes Christi“ dem siegreichen Könige überbracht. Das Land aber behielt noch immer seine Selbstverwaltung, und der zweite Sohn des Königs, der spätere König Eduard II., der in demselben geboren war, empfing den Titel „Prinz von Wales“ (1284). Da der älteste Sohn, Alfons, nach wenigen Monaten starb und Eduard Thronfolger wurde, so blieb jener Titel fortan bis auf den heutigen Tag der des ältesten Prinzen.

Austreibung der Juden.

Um die zahlreichen Söldner zu unterhalten, welche in diesem Kriege notwendig gewesen waren, hatte der König von allen Städten, Reichs- und geistlichen Lehen eine Zwangsanleihe erhoben, die er jedoch niemals zurückzahlte. Bald darauf that er energische Schritte gegen den Wucher der Juden und benutzte dann, als jene erfolglos blieben und die Wut der Kaufleute selbst immer größer wurde, diesen Umstand, um 1290 alle Israeliten, über 16000 an der Zahl, aus dem Reiche zu vertreiben. Ihr Geld durften sie mitnehmen, ihren Grundbesitz zog er ein. Erst im 17. Jahrhundert wurde ihnen durch Karl II. die Rückkehr gestattet.

Um die Einnahmen des Staates zu vergrößern, setzte sich der König mit den reichen Kaufmannsinnungen von Florenz, Siena und Lucca in Verbindung, weil er richtig erkannte, daß sie allein geläuterte Begriffe von einer geschickten Finanzwirtschaft besaßen. Er gab ihnen mehrere von den Staatsabgaben in Pacht und brauchte sie bei den häufig notwendigen Staatsanleihen als seine Bankiers. Verpachtung der Staatseinnahmen.

Als König Alexander III. von Schottland, der Schwager Eduards I., durch einen jähen Sturz vom Pferde 1286 sein Leben einbüßte, endigte mit ihm zugleich der Mannesstamm des Hauses Kenneth, welches über 450 Jahre geherrscht hatte. Da ihm seine drei Töchter vorangegangen waren, so kam die Krone nach dem Wunsche der Schotten zunächst an seine achtjährige Enkelin Margarete, „das Mädchen von Norwegen", wie man sie nannte, die Tochter eines norwegischen Königs. Allein das Kind Thronstreit in Schottland.



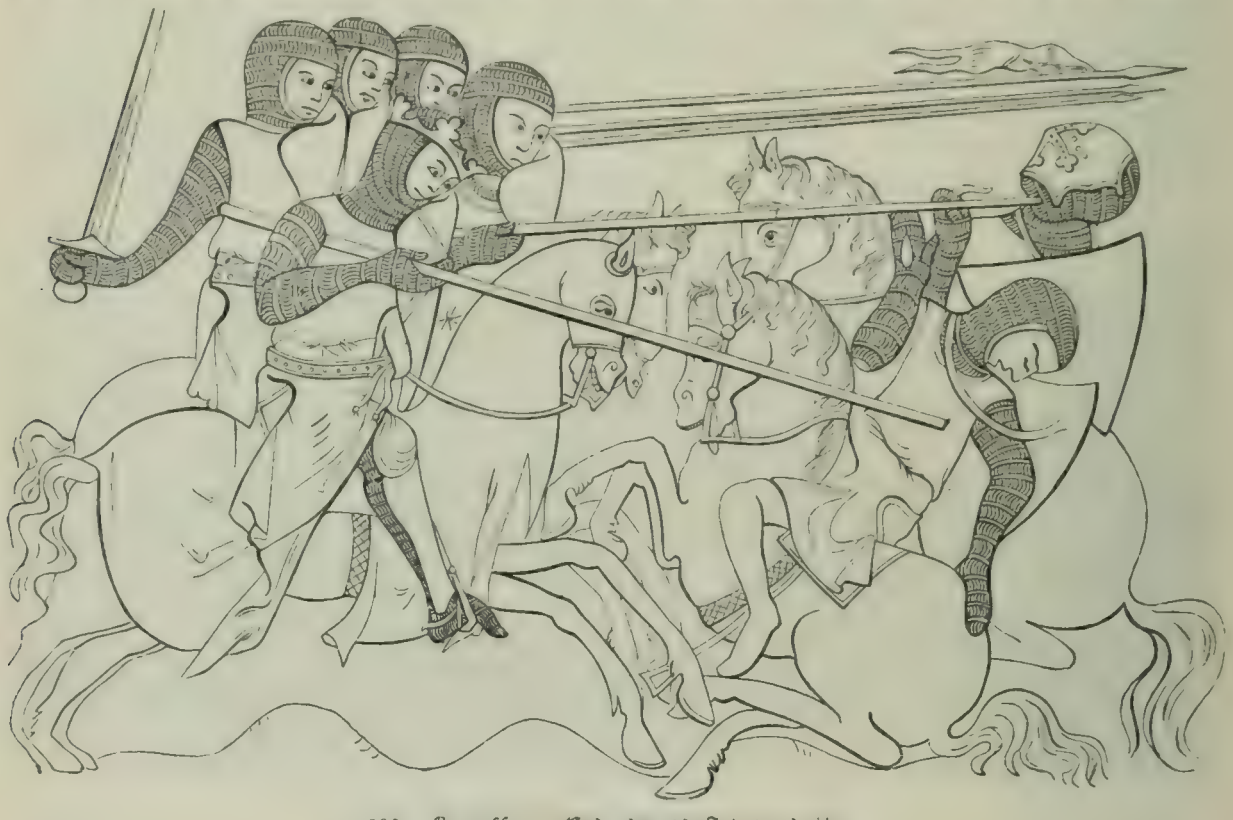
295. Conway Castle in Wales.

Der Bau dieses festen Schlosses ward 1285 begonnen und vor dem Tode Eduards I. beendet.

starb 1290 während der Überfahrt, und nun erklärten nicht nur die Großen Schottlands, sondern sogar neun Thronbewerber, daß sie sich dem Richterspruche des Königs von England, als ihres „Oberherrn", unterwerfen würden. Im August 1291 eröffnete man zu Berwick am Tweed die Sitzungen einer Jury, welche aus 40 von Bruce, 40 von Baliol und 24 von Eduard I. gewählten Mitgliedern zusammengesetzt war und die Ansprüche der Thronbewerber — es waren inzwischen 13 aufgetreten — prüfen sollte. Nach sorgfältiger Beratung, welche über ein Jahr währte, erklärten alle einstimmig das Anrecht des John Baliol (1292) als das nächste. Nachdem dieser dem Könige von England den versprochenen Lehnseid geleistet hatte, wurde er zu Scone (bei Perth) gekrönt.

Eduard I. hatte jedoch die Absicht, allmählich das nördliche Königreich ganz mit dem englischen zu vereinigen, und suchte deshalb zur besseren Sicherheit die Freundschaft des Königs von Frankreich zu erlangen. Allein Philipp IV. blickte längst mit Eifersucht auf die wachsende Macht, vor allem auf die Seeherrschaft seines größten Lehnsvasallen. Als nun der König Eduard um Blanca, die Schwester des französischen Königs, anhielt, ging man zwar bereitwillig darauf ein, benutzte aber die Zeit der Verlust von Gascogne.

Verhandlungen, um die Gascogne zu besetzen, und erklärte dann, der Bräutigam sei für sie zu alt, die Gascogne aber werde man behalten. So war ein Krieg unvermeidlich, und selbst das Parlament sparte kein Geld, um schnell und erfolgreich die Rüstungen durchzuführen. Allein König Adolf von Nassau, der versprochen hatte, Frankreich anzugreifen, verbrauchte die empfangenen Summen für seine eignen Angelegenheiten in Deutschland, und nur die englische Flotte errang einige Erfolge an der Küste von Guienne. Des Königs Lage wurde noch bedrängter, da sich auch Wales und Schottland erhoben. Nachdem er das erste schnell niedergeworfen, wandte er sich gegen John Baliol, der ihm feierlich das Lehnsverhältnis hatte aufkündigen lassen. Ein einziger Sieg bei Dunbar am 27. April 1296 entschied das Schicksal von Schottland. Über 10000 Mann waren gefallen; im Triumph durchzog der englische König das Land, und eine Stadt nach der andern öffnete ihm die Thore. Dann empfing er die demütige Erklärung des Königs, daß er das Königreich in seine Hand zurück-



296. Kampfszene, Ende des 13. Jahrhunderts.
Miniatur in einer Handschrift dieser Zeit. (Hewitt.)

gebe, da er selbst durch „bösen Rat und eigne Einfalt" schuldig sei, es zu verlieren. Sein Siegel wurde zerbrochen, er selbst nach dem Tower gebracht, wo er mit anständigem Gefolge leben durfte, aber schwören mußte, sich nicht über 40 km von London zu entfernen. Der alte Krönungsstein von Scone aber, an dessen Besitz nach der Sage die Herrschaft über Schottland geknüpft war, wurde in der Westminsterabtei niedergesetzt, wo er noch heute steht.

Das Steuerbewilligungsrecht des Parlaments.

Um so entschiedener hoffte nun der siegreiche König gegen Philipp IV. vorzugehen, der zweifellos die Schotten zum Aufstande ermuntert hatte. Allein zu Zwangserhebungen von Steuern oder Anleihen wollte er doch nicht wieder greifen, und so berief er nicht nur den Adel und die Geistlichkeit, sondern auch aus allen Grafschaften zwei Ritter und zwei Bürger zum Parlamente. Doch widersetzte sich hier mit großer Entschiedenheit die Geistlichkeit auf Grund einer Bulle des Papstes Bonifacius VIII. jeder Besteuerung ihrer Güter, so daß der König dem Erzbischof von Canterbury, um ihn zu zwingen, alle Einkünfte mit Beschlag belegte. Allgemeiner schon war die Opposition des Parlamentes, zu welchem er im Februar 1297 nur den Adel berief. Da er zu einem Zuge gegen Flandern sowohl die unmittelbaren wie die mittelbaren Lehnsleute

aufbot, erklärten diese einstimmig unter Führung des Connetables und des Marschalls, daß weder sie noch ihre Vorfahren zur Heeresfolge jenseit des Meeres verpflichtet gewesen seien. Außerdem stellten sie alle Beschwerden des Landes zusammen und drangen auf ungesäumte Erledigung. Für den Augenblick trotzte der König, ging eilends mit walisischen Söldnern nach Flandern hinüber und ließ seinen Sohn als Reichsverweser zurück; aber bald kehrte er wieder um, da der Aufstand der Schotten seine Anwesenheit notwendig machte. Nun blieb auch ihm nichts andres übrig, als am 5. November 1297 durch ein eignes Statut die Erklärung abzugeben, daß künftig keine Steuern oder Anlagen oder Naturallieferungen, wie dringend sie auch seien, auch nicht der Ausgangszoll für die Wolle eingezogen werden sollten, außer mit Bewilligung des Parlamentes und zu dem gemeinen Besten. Seitdem ist diese Bedingung stets als die hauptsächlichste Grundlage der englischen Verfassung festgehalten worden.

Erhebung der Schotten.

Vor der unerträglichen Härte des englischen Regimentes in Schottland waren ganze Scharen von Geächteten oder Verbannten in die Berge geflohen; jetzt stiegen sie zur Rache wieder in die Ebene herab, geführt von William Wallace. Seine gigantische Körperkraft, sein angeborenes Kriegstalent, sein Haß gegen die Engländer verschafften ihm Anhänger in großer Zahl. Seitdem er einen englischen Sheriff erschlagen, blieb ihm nur die Wahl zwischen Sieg und Tod. Anfangs erkannten ihn nur die niederen Volksklassen an, zumeist die raublustigen, dann selbst die Vornehmsten, endlich auch Robert Bruce. Nach dem Siege bei Stirling (im September 1297) brach er in England ein und verwüstete weit und breit das Land.

297. William Wallace. Stich von Walker, nach R. Walker.

Eduards Sieg.

Gerade noch zu rechter Zeit hatte Eduard I. mit den Ständen Frieden geschlossen und sich die Freundschaft Philipps IV. durch die Auflösung der Bundesgenossenschaft mit Flandern und Deutschland erkauft. Im Juni 1298 kam sogar ein Doppelverlöbnis zustande, indem der englische König sich selbst mit Margarete, der Schwester des französischen Königs, und den Prinzen von Wales mit dessen Tochter Isabella, zu vermählen versprach. Von den Ständen reichlich unterstützt, zog Eduard jetzt gegen Wallace, den er bei Falkirk (Juli 1298) überfiel und total schlug. Vergebens suchte dieser bei dem Könige von Frankreich Hilfe, vergebens nahm Bonifaz VIII. die Entscheidung über die schottische Krone für sich in Anspruch; Frankreich wies jenen, das Parlament von Lincoln (1301) diesen zurück.

Wallaces Hinrichtung.

Inzwischen hatte der unermüdliche William Wallace, der längere Zeit fast verschollen war, neue Anstalten zur Befreiung getroffen und unternahm glückliche Ausfälle von den Bergen her gegen die Engländer. Als jedoch Eduard selbst in das Land kam und die Großen durch Strenge und Nachsicht zur Unterwerfung gebracht hatte, geriet auch der kühne Wallace durch gemeinen Verrat eines seiner Diener, den er beleidigt hatte, in Gefangenschaft; man fand ihn im Versteck bei seiner Geliebten. Eduard I.,

über diesen Fang seines gefährlichsten Feindes frohlockend, beschloß, sich für immer von demselben zu befreien. Er ließ ihn in Ketten nach London führen und im Tower hinrichten (im August 1305). Man nannte ihn in gewohnter Weise einen Hochverräter; aber sein Name und das Andenken seiner Thaten leben noch heutzutage in dem Munde des schottischen Volkes.

Robert Bruce. Der Tod des geliebten Anführers, weit entfernt, die Schotten zu entmutigen, trieb vielmehr ihre Erbitterung gegen den König von England auf die höchste Spitze. Ein neuer Aufstand bereitete sich vor, an dessen Spitze ein Mann trat, der bei größerem Glück alle Talente des hingerichteten Wallace besaß und der Befreier Schottlands wurde. Es war Robert Bruce der Jüngere, ein Enkel des obengenannten älteren Robert Bruce. Die Umstände, unter denen er bei seinem Auftreten dem Verrate und der Gefangenschaft entging, sind nur durch das Volkslied der Vergessenheit entrissen. — Mit seinem Nachbar, dem ehemals sehr beliebten Reichsverweser Comyn la Roux, hatte Robert das Abkommen getroffen, daß derjenige von beiden, dem die Krone zu teil werde, dem andern den Erbsitz seiner Ahnen abtreten sollte. Comyn heuchelte seinem Nachbar Freundschaft, verständigte sich aber heimlich mit König Eduard und versprach, Robert Bruce, der sich damals gerade in England befand, in seine Gewalt zu bringen. Allein noch rechtzeitig gab Gilbert de Clare dem Bedrohten einen Wink, indem er ihm durch einen Eilboten ein Paar Sporen einhändigen ließ. Bruce verstand die Warnung, schwang sich auf sein Roß und entkam glücklich nach Schottland. Hier streckte er den verräterischen Nachbar mit dem Dolche nieder und rief alsbald seine freiheitliebenden Schotten zu den Waffen. Vertrauensvoll scharten sie sich um den thatkräftigen Helden, vertrieben die Engländer und setzten Robert Bruce (1306) in Scone eine kleine goldene Krone aufs Haupt.

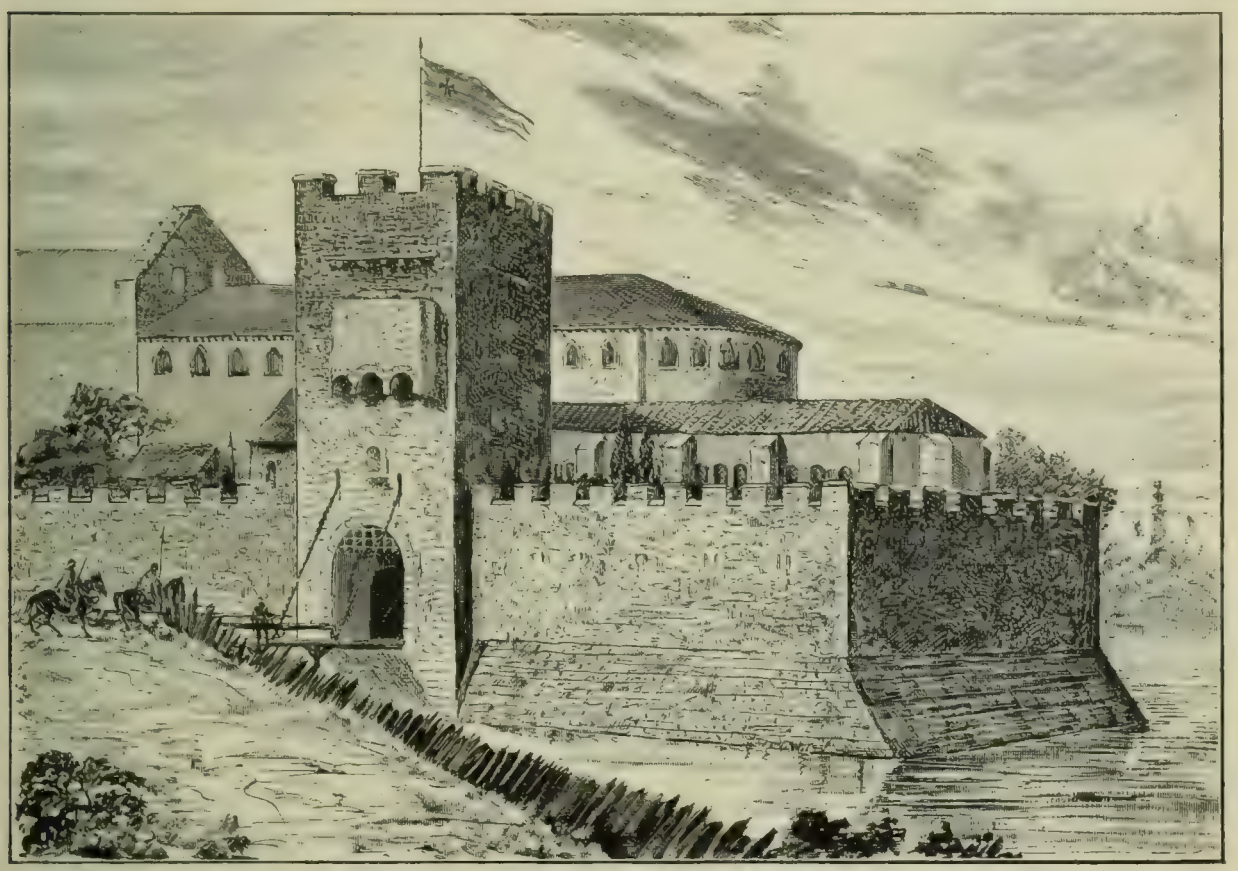
Eduards I. Tod. Nun aber galt es, die so schnell gewonnene Krone zu verteidigen. Wütend eilte Eduard herbei, ließ alle Anhänger des schottischen „Usurpators", die er ergreifen konnte, hinrichten und gab eine Menge schottischer Lehen an Engländer (Juni 1306). Allein kaum hatte er das Land verlassen, so begab sich Bruce, der nach Irland geflüchtet war, wieder nach den Moorgegenden Schottlands und organisierte den Aufstand von neuem. Obwohl von Alter und Kränklichkeit entkräftet, unternahm der englische König noch einmal großartige Rüstungen, um Schottland zu unterwerfen und alsdann für immer der Freiheit zu berauben. Am Anfange des Juli 1307 brach er von London auf, allein nur mit Mühe setzte er wenige Tage hindurch den Marsch fort. Als er sich am siebenten des Morgens aufrichten wollte, um etwas zu sich zu nehmen, sank er in die Arme seiner Diener zurück und war tot.

Sein Wesen. Er war doch einer der besten von allen Plantagenets: von edler Gesinnungsart, von scharfem Verstande, von sittlicher Reinheit, der treueste Gemahl sowohl seiner ersten Gattin, Eleonore, als der zweiten, Margarete, ein sorgsamer Vater seiner sechs Söhne und zehn Töchter, dabei immer von frohem Gemüt. Die Zeitgenossen erzählen sich allerlei freundliche Scherze, die er mit Hohen und Niederen vorgenommen habe. Als leidenschaftlicher Jäger pflegte er das Hochwild mit dem Schwerte, anstatt mit dem Speere zu töten. Überhaupt liebte er jedes Spiel, in welchem körperliche Gewandtheit zu Tage treten konnte. Auch äußerlich bot er eine außergewöhnliche Erscheinung dar. Seine hohe und schlanke Gestalt, seine regelmäßigen Gesichtszüge zeigten ein schönes Ebenmaß. Sein Haar, in der Jugend silberhell, wurde später fast schwarz, dann wieder schneeweiß. Obwohl er mit der Zunge anstieß, sprach er, seinem Charakter gemäß, mit außerordentlicher Schnelligkeit.

Eduard II. (1307—1327).

Eduard II. Dem 23jährigen Thronfolger, der ebenfalls stark an Körper und schön von Antlitz war, fehlte jede Lust zum Kampfe und jedes höhere Ziel. Nicht die Erfüllung seiner königlichen Pflichten, sondern nur der Genuß aller erdenklichen Freuden lag ihm am Herzen. Seine erste Regierungshandlung war, daß er den gleichalterigen Gascogner, Peter von Gaveston, welchen der Vater wegen seines bösen Einflusses aus England verbannt hatte, eilends zurückrief, obwohl er jenem eidlich gelobt hatte,

dies niemals zu thun. Nachdem er in unkluger Hast zu Roxburgh die Huldigung der wenigen Schotten empfangen, welche sich dazu bereit fanden, und einen Statthalter eingesetzt hatte, dem kaum jemand gehorchte, ging er nach England zurück und belehnte seinen Liebling mit der reichen Grafschaft Cornwall, während er seine beiden Stiefbrüder mit Norfolk und Kent abfand. Sogar zum Reichsverweser machte er jenen, als er sich selbst im Anfange des Jahres 1308 nach Frankreich begab, um sich mit Isabella zu vermählen und für Guienne den Lehnseid zu leisten. Bei der Krönung in Westminster ließ er durch ihn die Krone vortragen und beleidigte zugleich die englischen Großen dadurch, daß er den Eid auf die alten Freiheiten in französischer Sprache schwur. Bald stieg der Groll über die Dreistigkeit und den Übermut des kecken Emporkömmlings so weit, daß das Parlament im Mai 1308 den König zu dem urkundlichen Gelöbnis zwang, „daß Gaveston das Reich verlassen solle". Trotzdem ließ er demselben



298. Ordenshaus der Templer in England (13. Jahrhundert).

nicht nur seine Güter, sondern ernannte ihn auch zum Statthalter von Irland und rief ihn gar im Sommer 1309 zurück, um mit ihm gegen Schottland zu ziehen. Durch dieses Benehmen brachte er das Parlament dermaßen auf, daß es die neuen Geldbewilligungen zum Kriege an die Bedingung knüpfte, künftig sollten alle Regierungshandlungen des Königs an die Zustimmung einer Kommission gebunden sein, die sie ihm beigaben.

Gavestons Tod.

Kaum war er ohne Sieg und ohne Erfolg aus Schottland zurückgekehrt, da Bruce jeder Schlacht auswich, so erklärte jene Kommission (1311), der König habe „die bösen Ratgeber zu entfernen und ohne die Zustimmung des Parlaments weder Krieg zu führen, noch außer Landes zu gehen, noch Krongüter zu verleihen". Als trotzdem Eduard II. mit dem verhaßten Günstlinge verkehrte, zog der eigne Vetter des Königs, Thomas von Lancaster, mit bewaffneter Macht vor das Schloß des Grafen und nahm ihn gefangen. Bald darauf aber bemächtigte sich des Verhaßten ein persönlicher Feind, der Graf Guido von Warwick, holte ihn aus dem Bette, schleppte ihn auf sein Schloß und ließ ihn zu Blacklowe bei Gaverside 1312 durch einen Waliser ent-

haupten. Mitleidige Dominikaner setzten die Leiche Gavestons in Oxford bei, von wo sie der König drei Jahre später nach seiner neuen Stiftung zu Langley hinübernahm.

Prozeß gegen die Tempelherren.

Der überwältigende Schmerz, welcher den König auf die Nachricht von dem Tode seines Lieblings ergriff, hätte in einer stärkeren Seele, als die seinige war, den Entschluß gereift, mit allen Mitteln der Justiz die Unthat zu rächen. Allein Eduard II. war dazu nicht fähig; er hoffte vielmehr an Macht zu gewinnen, wenn er allen, die sich vor ihm demütigten, die erbetene Verzeihung zu teil werden ließ. Überdies war sein Sinn damals ganz auf die gewinnbringende Beraubung des Templerordens gerichtet, der seit den Tagen des Königs Stephan und vor allen von den Königen Richard und Johann mit reichen Lehnsgütern ausgestattet war. Nach scheinbarer Weigerung und, obwohl er ausdrücklich erklärt hatte, daß er den Anklagen keinen Glauben schenke, beschloß der charakterlose Fürst, dem Drängen des Papstes Clemens V. und des französischen Königs Philipp IV. nachzugeben und am 7. Januar 1308 in England, Wales und Irland alle Tempelritter einkerkern zu lassen. Seit dem Oktober 1309 wurden sie einzeln über die 87 vom Papste selbst eingesandten Anklageartikel durch eine Kommission unter dem Vorsitze des Bischofs von London verhört. Da kein einziger etwas von den scheußlichen Verbrechen gegen die Sittlichkeit eingestand, welche ihnen zur Last gelegt wurden, trotzdem man bei dieser Gelegenheit zum erstenmal in England die Tortur anwandte, berief man sich auf die Aussagen solcher, die nicht zum Orden gehörten. Auch diese wußten nur von der großen Strenge, Heimlichkeit und Verschwiegenheit der Templer Beweise zu geben, allein dem Drängen des Papstes und des französischen Königs gab man doch soweit nach, daß man die Mehrzahl der Angeklagten dazu zwang, die vermeintliche Ketzerei und Todsünde abzuschwören, und sie dann in verschiedene Klöster des Landes steckte. Der Großpräzeptor de la More, dessen Verurteilung man dem Papste anheimgab, da er hartnäckig die Unschuld des ganzen Ordens behauptete, starb glücklicherweise im Tower, ehe die Antwort einlief. Im ganzen kam es doch in England nicht zu solchen Greueln bei der Verurteilung wie in Frankreich; das Volk und selbst der Klerus schauderten davor zurück. Für den König blieb die Hauptsache der Ländergewinn. Nur zögernd entschloß er sich dem Befehle des Papstes gemäß, die eingezogenen Güter des Ordens dem Prior der Johanniter zu übergeben, und auch dann nur unter dem Protest, daß er als Oberlehnsherr den Besitz zu beanspruchen habe. Der Tempel in London wurde der Advokateninnung in Pacht gegeben, welche ihn noch heute besitzt.

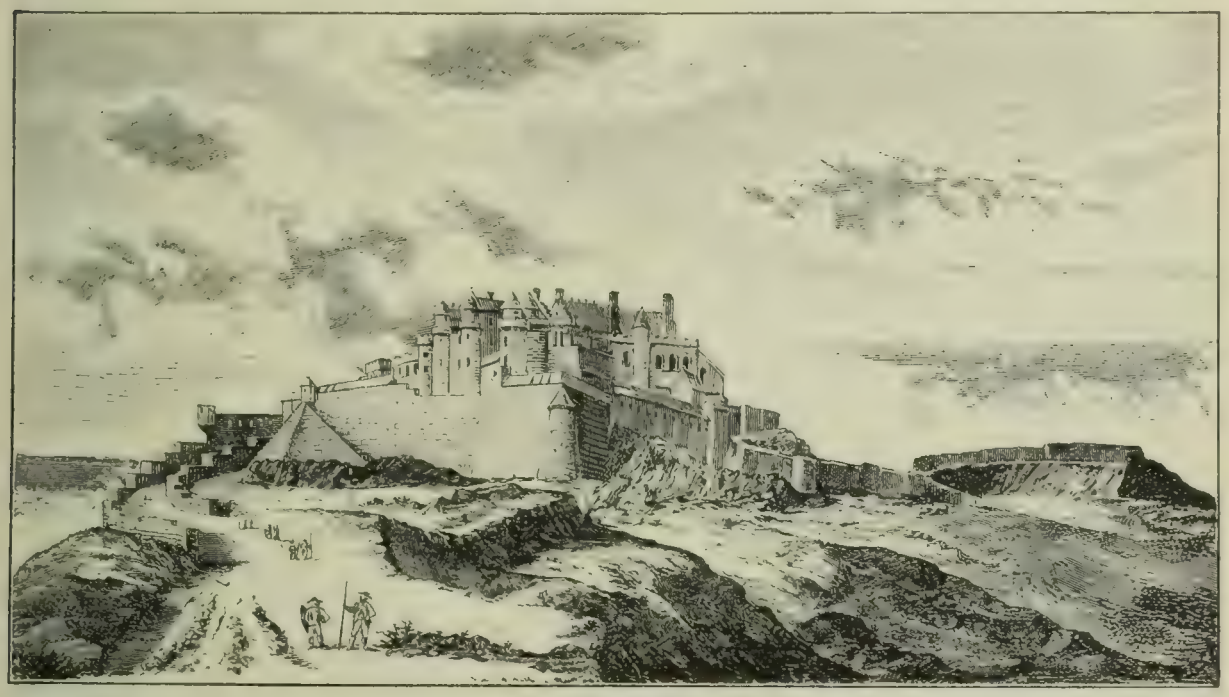
Sieg der Schotten bei Bannockburn.

Endlich ging Eduard auch daran, die Ehrenschuld seines Vaters einzulösen und sich gegen Schottland zu wenden, von wo aus Robert Bruce alljährlich die nördlichen Landschaften Englands verheerte und einen Tribut erpreßte. Im Januar 1314 hatte er selbst die Besatzung von Perth vertrieben, im Februar Douglas sich Roxburghs, im Mai der tollkühne Thomas Randolf, Graf von Moray, sich Edinburgs bemächtigt. Nur Stirling, das auch schon belagert wurde, hielt sich noch in der Hoffnung, daß der König es vor dem Johannistage entsetzen würde, an dem es den Belagerern sich zu ergeben versprochen hatte. Nachdem er mit Gattin und Sohn nach St. Albans gewallfahrtet war, brach Eduard in prunkvollem Aufzuge an der Spitze von 100000 Mann gegen Norden auf. Die Schotten zählten wohl nur 30000 Mann, aber Bruce, der eigentlich nur die Nachhut von 500 geharnischten Reitern befehligte, hatte sie so aufgestellt, daß sie sich zur Rechten an den sumpfigen Bach Bannockburn, zur Linken an die Felsen von Stirling anlehnten und siegte am 24. Juni 1314 wie Miltiades bei Marathon. Nach langem Ringen wichen die Engländer, anfangs langsam, endlich in wilder Flucht, da sie den Zug ihrer eignen Packwagen für ein neues Herr hielten, das ihnen in den Rücken fallen sollte. Eine große Zahl ihrer Barone lag entseelt auf dem Schlachtfelde, der König selbst entging nur mit genauer Not dem ihm nachsetzenden Douglas, indem er von Dunbar aus zu Schiffe nach Berwick entfloh. Am folgenden Tage ergab sich Stirling den Siegern. Einen englischen Dichter, den Eduard mitgenommen, um seinen Sieg zu feiern, zwangen die Schotten, ein Loblied auf die Schlacht zu verfassen, das noch vorhanden ist. Seitdem unter-

nahmen sie um so kühner ihre Einfälle in die nördlichen Landschaften Englands und erpreßten einen um so größeren Tribut. Wales erhob sich und wurde nur mühsam bewältigt. Auch die Iren faßten neue Hoffnung auf Freiheit und boten Robert Bruce ihre Krone an. Er selbst lehnte sie ab, aber sein Bruder Eduard, den er ihnen schickte, blieb drei Jahre Sieger, fiel dann aber in einer Schlacht (1318), und das unglückliche Irland wurde nun um so grausamer von den Engländern für seinen Abfall gestraft.

Der König unter Kuratel.

Nach dem unglücklichen Kriege herrschten in England Mißwachs und Tierseuchen und, was schlimmer war, Zwiespalt zwischen Volk und König. Dieser hatte sich ganz dem Einflusse der beiden Spenser, Vater und Sohn, hingegeben, welche von Charakter nicht besser waren, als der Gascogner Gaveston. So blieb denn auch das Verhältnis zu dem klugen, kühnen und ehrgeizigen Thomas von Lancaster und zum Parlamente unverbesserlich, und der Schottenkönig oder auch der überall gefürchtete



299. Stirling Castle.

Nach Slezer, „Theatrum Scotiae", 1693.

Seit Bruces Zeit wurde das Schloß vollständig umgebaut, aber die Wälle sind auf dem alten Platze. Unter den Stuarts wurde Stirling eine königliche Residenz, und der innere Ausbau stammt von James III. IV und V

„schwarze Douglas" setzten unablässig ihre Einfälle in das englische Gebiet fort. Der König wandte sich an den Papst, aber weder dessen Friedensvorschläge noch dessen Bannstrahl hatten Erfolg. Da blieb ihm denn nichts übrig, als die Spenser fortzuschicken und sich der Bedingung zu fügen, daß ihn künftig zwei Bischöfe, ein Graf und ein Baron nebst „einem Stellvertreter des Grafen Lancaster" begleiten sollten, um alle seine Schritte zu überwachen (1318). Nun bewilligte man ihm zwar Truppen zum Kriege gegen Schottland, allein diese wurden ebenso geschlagen wie die früheren, und endlich riet der Papst selbst zum Frieden. Schon 1319 schloß der König deshalb einen Waffenstillstand auf zwei und 1323 nach neuen Niederlagen auf dreizehn Jahre.

Spenser und Lancaster.

Nicht nur der Mangel an kriegerischem Talent hinderte ihn zu siegen, sondern mehr noch der Unfriede im eignen Reiche. Kaum waren die Spenser wieder am Hofe und streckten ihre Hände nach allen erledigten — oder auch nicht erledigten Lehen aus, so zwangen die Großen, geführt von Thomas von Lancaster, den König (im August 1321), in die ewige Verbannung der beiden Günstlinge zu willigen. Allein sofort nach der Entlassung des Parlaments rief Eduard den jüngeren, Hugo Spenser, dennoch zurück und ließ jenes Urteil durch eine Versammlung seiner getreuen Anhänger

umstoßen. Thomas von Lancaster mit mehreren Baronen stellte sich jetzt offen auf die Seite des schottischen Königs, geriet aber in Gefangenschaft und wurde im März 1322 mit mehreren Genossen hingerichtet; das Volk aber verehrte ihn als Martyrer.

Isabella und Mortimer. Tod des Spenser

Den Übermut der Spenser empfand auch die Königin Isabella mit Unwillen, und es scheint, daß sie ihren Bruder Karl IV. von Frankreich deshalb gegen ihren Gemahl reizte; denn dieser besetzte plötzlich die Gascogne, weil Eduard ihm nicht rechtzeitig den Lehnseid geleistet hätte. Seine Gemahlin bestrafte der englische König, indem er ihr das reiche Cornwall entzog, war aber schwach genug, darein zu willigen, daß sie selbst nach Frankreich gehe, um den Frieden zu vermitteln, und den dreizehnjährigen

300. Karl IV. empfängt die Königin von England.

Miniatur in der auf der Nationalbibliothek zu Paris befindlichen Handschrift der Chroniken des Froissart.

Prinzen von Wales mitnehme, damit dieser für das ihm abgetretene Fürstentum Guienne den Lehnseid leiste. Nun blieb die Königin einstweilen ganz in Paris, wo sie den schönen Roger Mortimer wiederfand, der als Anhänger Lancasters verhaftet gewesen und (1323) glücklich aus dem Tower entkommen war. Ihrem Gemahl längst entfremdet, wandte sie ihr Herz dem jungen Liebling zu und unternahm von den Niederlanden aus, wo sie ihren Sohn mit Philippa, der Tochter des Grafen Wilhelm von Holland, vermählt hatte, mit Mortimer zusammen einen offenen Einfall in England, wo ihr der größte Teil des Adels, ja sogar der Geistlichkeit zufiel. Doch erklärte das Volk, das ihr ebenfalls zuströmte, sehr entschieden, man hasse die Spenser, aber man wünsche ihre Vereinigung mit dem Könige. Nun drang Isabella unaufhaltsam nach Westen vor, ließ den alten neunzigjährigen Spenser, den sie in Bristol fand, vierteilen, und bald darauf spürte der junge Heinrich von Lancaster auch den Versteck des

Königs und seines Günstlings auf. Eduard wurde gefangen genommen, Spenser starb den Tod des Verräters (1326).

Ein Parlament in London huldigte alsbald den „Befreiern" und schickte, da der Prinz Eduard ohne Bewilligung des Vaters die Krone nicht annehmen wollte, eine Deputation aus allen drei Ständen zum gefangenen Monarchen. Halb ohnmächtig, jammernd und weinend, erklärte dieser, er danke zu gunsten seines Sohnes ab, und nun trat der Prinz als König die Regierung an, da sein Vater sie „aus freien Stücken" niedergelegt habe. Eduards II. Ende.

Den abgesetzten König schleppte man seitdem von Ort zu Ort, damit das Volk über seinen Aufenthalt im Zweifel sei. Man gab ihm schlechte Nahrung, dünne Kleidung, suchte ihn durch öftere Unterbrechung seines Schlafes zu entkräften und behandelte ihn mit der ausgesuchtesten Geringschätzung. So erzählte man, die Wächter des Königs hätten ihn unkenntlich machen und ihm deshalb den Bart abscheren wollen, zu welchem Zwecke man aus einer nahen Pfütze kaltes und schmutziges Wasser gebracht habe. Darüber sei Eduard II. in lautes Weinen ausgebrochen und habe, auf seine herabrollenden Thränen deutend, mit schmerzlichem Vorwurfe gesagt: „Seht, gegen euren Willen bekomme ich da warmes und reines Wasser für meinen Bart."

Die zähe Natur Eduards II. widerstand allen gegen ihn angewandten Maßregeln solange, daß man zwei Dienern den Auftrag gab, ihn gewaltsam, aber möglichst ohne Spuren der Gewaltsamkeit zu töten. Zu diesem Ende stieß man ihm ein glühendes Eisen in den Mastdarm, wodurch seine Eingeweide verbrannt und sein plötzlicher Tod herbeigeführt wurde (22. September 1327). In der Burg hatten viele einen durchdringenden Schrei gehört. Ob die Königin, ob Mortimer jenen Befehl gegeben, ist in ewiges Dunkel gehüllt. Nach einer flüchtigen Totenschau setzte man die Leiche still in der Abtei St. Peters zu Gloucester bei.

Eduard III. (1327—1377).

Der vierzehnjährige Sohn des Entthronten, Eduard III., wurde zwar als Thronerbe anerkannt und in Eile am 1. Februar 1327 gekrönt, stand aber unter einer Regentschaft, die seine Mutter Isabella und Mortimer aus Männern ihrer Partei unter dem Namen eines Reichsrates gebildet hatten. Dem Titel nach regierte dieser Reichsrat, dem Wesen nach die Königin-Mutter, die zwei Drittel der königlichen Einkünfte für sich behielt, und ihr Günstling, den sie zum Grafen von March ernannt hatte. Da beide nur an das eigne Behagen, nicht an die Wohlfahrt und Ehre des Reiches dachten, war es ihnen höchst ungelegen, daß König Robert von Schottland den Waffenstillstand vor der Zeit kündigte. Obwohl er selbst vom Aussatz befallen war und nicht in den Kampf ziehen konnte, schlugen sich seine Schotten mit vortrefflichem Geschick. Nachdem sie den Feind durch bloße Scharmützel irre geführt und bis an den Fluß Wear gelockt hatten, überfielen sie ihn in einer finsteren Nacht. Der junge König wurde nur dadurch gerettet, daß sein Kaplan und einige Diener ihn mit ihren Leibern deckten. Entmutigt und zersprengt, wichen die Engländer zurück, und ihre Regierung entschloß sich nach langen Verhandlungen, die kühnen Pläne Eduards I. für immer aufzugeben. Am 1. März 1328 erkannte Eduard III. Robert Bruce als König von Schottland an und nannte ihn seinen „geliebten Verbündeten und Freund". Die Vermählung seiner siebenjährigen Schwester Johanna mit dem schottischen Thronerben besiegelte die Freiheit Schottlands und die Schmach Englands. Die Regentschaft und der Sieg der Schotten.

Die Regentschaft war durch die Anerkennung der schottischen Unabhängigkeit im ganzen Lande verhaßt geworden. Nur durch eine starke Leibwache vermochte sich Mortimer vor den Ausbrüchen des allgemeinen Zornes zu schützen. Der junge Heinrich von Lancaster und sogar der eigne Oheim des Königs, Graf Edmund von Kent, standen an der Spitze der Unzufriedenen. Die Hinrichtung des letzteren „wegen Hochverrates" (21. März 1330) war der letzte Akt der verhaßten Willkürherrschaft. Der König selbst entschloß sich, ihr ein Ende zu machen und das Zepter zu ergreifen; war er doch schon seit zwei Jahren verheiratet, seit einigen Monaten Vater eines Thronerben, des später so ausgezeichneten „schwarzen Prinzen". Im Oktober (1330) wurde während der Parlamentssitzung zu Nottingham der entscheidende Streich geführt. Ende der Regentschaft.

Mortimers Hinrichtung.

Da sich die Königin Isabella und Mortimer in einem wohlbewachten Schlosse aufhielten, so beschloß Eduard III., sie daselbst durch List zu überraschen. Er gewann den Befehlshaber des Schlosses, der ihn mit seinen Begleitern durch einen unterirdischen Gang einließ. Nachdem er die Wachen niedergehauen, gelang es ihm leicht, sich der Person Mortimers in seinem Schlafzimmer zu bemächtigen. Die Königin, durch den Lärm erweckt, eilte herbei, beteuerte unter Thränen, daß ihr Freund ein untadelhafter, würdiger Ritter sei, und bat ihren Sohn fußfällig um das Leben und die Freiheit ihres Liebhabers. „Lieber, süßer Sohn!“ schrie sie, „schone meinen einzigen Mortimer!“ Allein Eduard III. blieb für ihre Bitten taub. Er ließ Mortimer in den Tower abführen, durch Parlamentsbeschluß verurteilen und (29. November 1330) wie einen gemeinen Dieb und Räuber am Galgen sterben. Isabella verwies er auf ihr Gut Risings mit einer Jahresrente von 3000 Pfund Sterling, besuchte sie alljährlich einmal, gestattete ihr aber niemals einen Einfluß auf die Regierung. In gänzlicher Abgeschiedenheit von der Welt, als Mitglied der Clarissinnen, starb sie erst 1357, wie man sagte, nach vielen Bußübungen.

Eduard III. in Schottland.

Zunächst wollte Eduard III. in **Schottland** die verpfändete Ehre wiedergewinnen. Da sein noch unmündiger Schwager **David** und der Reichsverweser Graf **Moray** sich beharrlich weigerten, einigen Engländern die ihnen entrissenen schottischen Lehen wiederzugeben, griff er sie an, siegte und erhob die Partei der Baliols wieder. **Eduard Baliol**, der Sohn des in London 1305 verstorbenen Königs John Baliol, wurde allgemein als König anerkannt, trat die Stadt und Grafschaft **Berwick** an England ab und leistete den Lehnseid. Allein sowohl die unrühmliche That seiner Thronbesteigung als auch das zänkische Wesen seiner Parteigenossen waren die Veranlassung, daß man ihn schon nach Jahresfrist zur Flucht nötigte. Von diesem Augenblicke an wechselten Verhandlungen und Kämpfe miteinander ab. Während Eduard auf das entschiedenste danach strebte, Schottland entweder ganz zu unterwerfen oder doch zur Lehnsabhängigkeit zu zwingen, hatte sein Schwager **David Bruce** in **Frankreich** eine Zuflucht gefunden und Philipp VI., dem ersten Könige aus dem Hause Valois, den Lehnseid geleistet. Seit dieser Zeit fand die schottische Nationalpartei beständig Anregung und Unterstützung auf dem Festlande, wo selbst der Papst, durch Philipp dazu aufgestachelt, sich einzumischen begann. Um die Zeit von 1337 wurde es Eduard III. vollkommen klar, daß er das Königreich Schottland nur in **Frankreich** erobern könne.

Der Kampf um die französische Krone.

Eduard III. im Bunde mit den flandrischen Städten.

Anderseits war Eduard III. schon durch seine Verheiratung mit **Philippa** von **Holland** und Hennegau, sodann durch die seiner Schwester **Eleonore** mit einem Grafen von **Geldern**, in engere Beziehung zu den **Niederlanden** getreten. Schon seine Kriege gegen die Schotten führte er mit niederländischen Söldnern. Allein wichtiger noch war es, daß die großen flandrischen Städte Gent, Brügge, Löwen, Brüssel und Mecheln die Hauptstapelplätze für englische **Wolle** wurden, deren Verkauf damals vorzugsweise das Einkommen der Großgrundbesitzer Englands bildete. Eduard III. erkannte die Wichtigkeit dieses Handelsartikels so vollkommen, daß er die Niederlassung flandrischer Tuchweber und die Gründung von Tuchfabriken in England auf jede Weise begünstigte. Schon 1337 konnte er die Einfuhr auswärtiger Tuche verbieten, da man ihrer nicht mehr bedurfte. Da nun der Graf **Ludwig von Flandern** beharrlich gegen das Interesse seiner Städte mit dem **Könige von Frankreich** zusammenhielt und gegen das auftretende Bürgertum mit grausamer Härte verfuhr, fand Eduard bei den flandrischen Städten sowohl wie bei seinem Hause der Gemeinen die kräftigste Unterstützung im Kampfe mit jenen beiden. Das Parlament von 1337 bewilligte ihm nicht nur die Hälfte der letzten Wollschur, sondern gab auch den Wollstapel in den Hafenstädten ausschließlich in seine Hand. — Als nun im Anfange des Jahres 1338 **Jakob von Artevelde**, ein Adliger, der aber zur Brauerzunft in Gent gehörte, den Grafen Ludwig aus dem Lande getrieben hatte und selbst zum „Ruwaert“ von Flandern erhoben war, segelte Eduard III. im Juli 1338 mit 400 Schiffen nach **Antwerpen**, um ihn zu unterstützen. Im September hielt er eine Zusammenkunft mit **Kaiser Ludwig** in **Koblenz** und wurde von diesem zum Reichsvikar auf der linken Rhein-

seite ernannt. Dem Papst aber, der Verhandlungen einleitete, um den Krieg mit Frankreich zu verhindern, erklärte der englische König Eduard entschieden, daß er als Enkel Philipps IV. ein Anrecht an die französische Krone habe. Schon im Mai 1328 hatte er auf Wunsch seiner Mutter Isabella dasselbe feierlich erklärt, sich später jedoch entschlossen, dem ersten Valois den Lehnseid für Guienne zu leisten. Nun aber nahm er am 25. Januar 1340 den Titel eines Königs von Frankreich und England an und sprach es in einer Proklamation an die Stände Frankreichs offen aus, daß Philipp von Valois ihn während seiner Minderjährigkeit um den Thron Frankreichs

301. Die Schlacht bei Sluys.

Miniatur in der Handschrift der Chroniken des Froissart auf der Nationalbibliothek zu Paris.

gebracht habe, den er jetzt mit den Waffen wiederzugewinnen hoffe. So begann jener englisch-französische Erbfolgekrieg, der über ein Jahrhundert die Kräfte beider Länder fast vollkommen in Anspruch genommen, aber auch mehr als irgend eine andre Sache den englischen wie den französischen Volksgeist in ihrer Eigenart entwickelt und gereift hat.

Sieg der englischen Flotte bei Sluys 1340.

An der Mündung der Schelde bei Sluys trafen 1340 zum erstenmal die Flotten, jede 200 Segel stark, aufeinander. Nach kurzem Kampfe gewannen die Engländer einen so vollkommenen Sieg, daß nur zwanzig französische Schiffe davonkamen und die Franzosen haufenweise ins Meer sprangen. Man behauptete, daß sie 30000 Mann verloren hätten. Da es ihm an Geldmitteln fehlte, vermochte Eduard auf dem Festlande keine größeren Erfolge zu erzielen und mußte es sogar geschehen lassen, daß David Bruce 1342, von Frankreich unterstützt, in sein Vaterland zurückkehrte. Infolgedessen

entschloß er sich, das Kanzleramt mit der gesamten Leitung der Finanzen in die Hand eines Ritters, anstatt wie bisher in die eines Geistlichen zu legen.

Arteveldes Sturz.

Im Jahre 1345 that Eduard ernste Schritte, um den Krieg gegen Frankreich zur Entscheidung zu bringen. Er begab sich nach der flandrischen Küste und unterhandelte mit Jakob von Artevelde und den Bürgermeistern von Brügge und Ypern, um mit ihrer Hilfe Westflandern in seine Gewalt zu bekommen und den Prinzen von Wales als Herzog von Flandern einzusetzen. Diese Absichten stießen indessen in den flandrischen Städten, die durchaus keine Lust hatten, das Joch der Fremdherrschaft zu tragen, auf ernsten Widerstand. Gegen den zurückkehrenden Artevelde, der die einstige Gunst seiner Mitbürger schon seit längerer Zeit infolge seines despotischen Regiments verloren hatte,

302. Schlacht bei Crécy.
Miniatur in einer Handschrift der Nationalbibliothek zu Paris.

entstand in Gent ein allgemeiner Aufruhr, den die zurückgesetzten Patrizier der Stadt bereitwilligst unterstützten. Dieselbe Menge, die einst in der allgemeinen Verwirrung vor sein Haus gezogen war, um ihn zu bitten, daß er die Leitung der Stadt übernehme, begrüßte ihn jetzt, als er am Fenster erschien, mit Drohungen, beschuldigte ihn, die öffentlichen Gelder zu gunsten Englands veruntreut und die alte Freiheit verraten zu haben. Sein Haus wurde erstürmt und geplündert, er selbst im Getümmel erschlagen. Für Eduard bedeutete Artevelds Sturz den Verlust Flanderns trotz aller Freundschaftsversicherungen, die ihm die Genter durch Abgesandte überbringen ließen. Unter dem Eindrucke dieser moralischen Niederlage verschob er den geplanten Kriegszug, und erst im folgenden Jahre fuhr er mit einem Heere nach Frankreich hinüber.

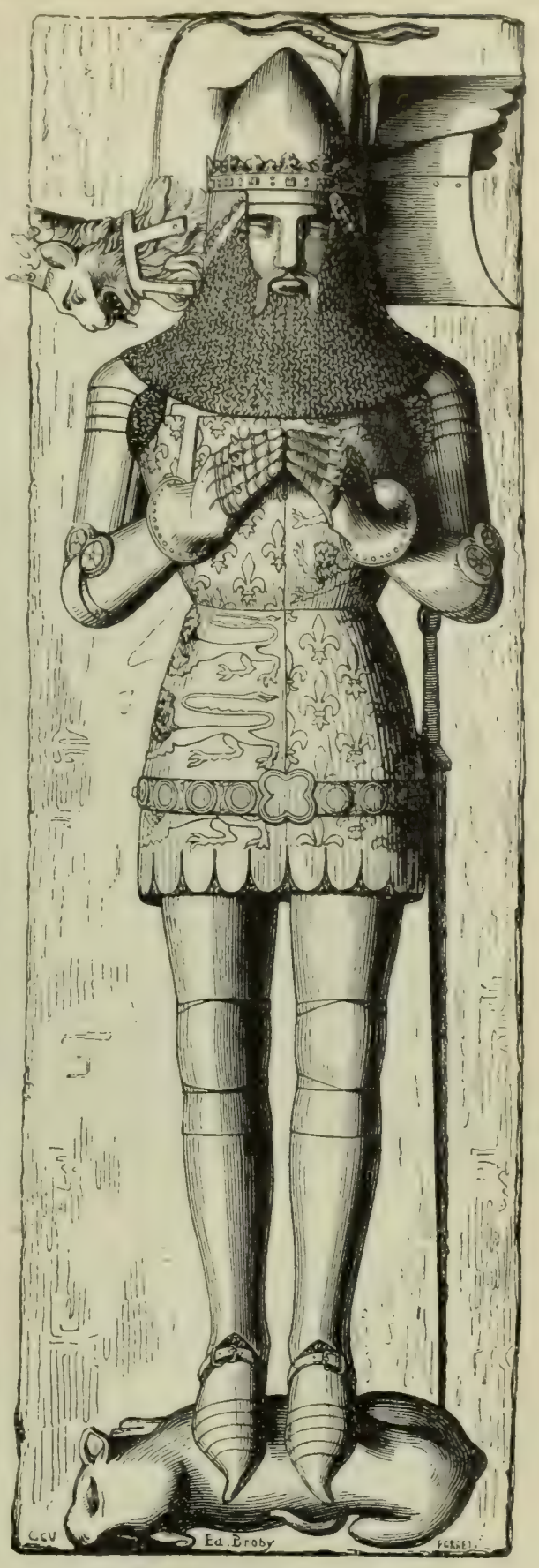
Sieg bei Crécy.

Ein heftiger Erbfolgestreit in der Bretagne, in dem Eduard III. auf der einen, Philipp VI. auf der andern Seite stand, trieb beide Könige von neuem zu energischen Rüstungen. Da der letztere zu diesem Zwecke eine Salzsteuer ausschrieb, nannte jener

ihn spottend „den Verfasser des salischen Gesetzes“ und empfing dafür von ihm den Spottnamen des „Wollhändlers“. Im Jahre 1346 landete der König selbst mit 50 000 Mann in der Normandie und wandte sich dann zur Picardie, um sich mit einem Heere der flandrischen Städte zu vereinigen. Bei dieser Gelegenheit traf er in der Nähe der Somme auf ein weit überlegenes französisches Heer. Nachdem er die Nacht über vor einem Kruzifix auf den Knieen gelegen hatte, wählte er den Kampfplatz am Rande des Waldes von Crécy und gewann dort am 26. August einen glänzenden Sieg.

Eduard selbst hatte nur 30 000 Mann beisammen, der Feind 60 000 zu Fuß und 12 000 Ritter. Trotzdem standen jene mauerfest, als sie von den genuesischen Armbrustschützen mit dreimaligem Hurra angegriffen wurden; ein dichter Pfeilregen war ihre Antwort. Alsbald drang auch der sechzehnjährige Prinz Eduard von Wales plötzlich aus seiner Wagenburg hervor und brachte den Feind in äußerste Verwirrung. Schon war der blinde König Johann von Böhmen im Getümmel gefallen, als der französische König zu spät herbeieilte, um die Ordnung herzustellen. Bis in die helle Mondscheinnacht währte das Morden, das 20 000 Franzosen das Leben kostete. Freilich waren auch die Verluste der Engländer nicht unbedeutend; Prinz Eduard hatte einmal in äußerster Lebensgefahr geschwebt. Als seine Begleiter den König um Hilfe angingen, fragte er, ob der Prinz tot oder verwundet sei. Da sie beides verneinten, rief er: „So mag er sich heute seine Sporen selbst verdienen!“ Nach der Schlacht umarmte er ihn und nannte ihn den Sieger des Tages.

Daß die Engländer ihren ersten großen Sieg auf dem Festlande der Anwendung von Geschützen („Bombarden“) verdankt hätten, ist weder erwiesen noch glaublich. Wohl verteidigte sich Metz 1324, Cambrai 1330 mit Geschütz, aber die Mitführung von solchen über See und die normannische Küste entlang zu Lande ist nicht wohl anzunehmen, und kein englischer Schriftsteller erwähnt es. Auch daß der „schwarze Prinz“, so genannt von seiner schwarzen Rüstung, die er mit Vorliebe zu tragen pflegte, die Straußfedern mit der Devise: „Ich diene“ (Je sers) der Helmzier des gefallenen Böhmenkönigs entnommen habe, ist spätere Erfindung. Dieser führte nachweislich keines von beiden. Jene Federn gehörten wahrscheinlich in das Wappen der Königin Philippa, seine ritterliche Devise brauchte der König zum erstenmal 1360.



Der „schwarze Prinz“.

Die Devise: je sers.

303. Eduard der schwarze Prinz.

Darstellung auf seinem Grabe in der Dreieinigkeitskapelle der Kathedrale zu Canterbury.

Auch an drei andern Stellen waren die Engländer siegreich. Der Vetter des Königs, Graf Heinrich von Derby, eroberte fast die ganze Guienne, König David Bruce geriet durch eine Niederlage bei Nevils Croß in Gefangenschaft und wurde

Einnahme von Calais (1347).

in den Tower gesperrt (Oktober 1346). Gleichzeitig begann der König von England die Belagerung von Calais und ließ dazu kolossale Wurfmaschinen von England herüberkommen. Nach elfmonatlichen Leiden ergab sich die ausgehungerte Stadt auf Gnade und Ungnade am 4. August 1347. Sechs edle und reiche Bürger erschienen, den Strick um den Hals, vor Eduard und überreichten knieend die Schlüssel der Stadt. Über die großen Verluste an Kriegern erzürnt, wollte Eduard sie hinrichten lassen, aber durch das Flehen seiner Gemahlin Philippa gerührt, begnadigte er sie. Tausende waren vor Hunger gestorben, und noch einige Hunderte verloren ihr Leben durch zu raschen Genuß der Nahrungsmittel, welche ihnen die Sieger zuschickten. Die nächste Folge

304. Schlacht bei Poitiers.

Miniatur in einer Handschrift der Nationalbibliothek zu Paris.

dieser glänzenden Siege war ein Waffenstillstand, welcher wegen des „Schwarzen Todes", dessen Schrecknisse schon eingehend in der Geschichte Deutschlands geschildert sind, mehrmals verlängert wurde.

Sieg bei Poitiers (1356). König Johanns Gefangennahme.

Nachdem König Johann an die Stelle seines Vaters, Philipps VI., getreten war (August 1350), zeigte sich bald, daß ein neuer Krieg mit Frankreich unvermeidlich sei, weil es die Schotten, obwohl ihr gefangener König David bereits die Lehnshoheit des englischen Königs anerkannt hatte, unablässig zu neuen Kämpfen anstachelte. Im Frühling 1355 wurde deshalb ein gleichzeitiger Angriff des Prinzen von Wales auf Guienne, des Königs selbst auf die Normandie beschlossen, aber erst im folgenden Jahre der erstere zur Ausführung gebracht. Schon war der Name des „schwarzen Prinzen" den Franzosen so schreckensvoll, daß seine Reiter ungehindert den Süden Frankreichs durchzogen und ihre Pferde „in den Fluten des Mittelmeeres tränkten". Dann wandte er sich nach dem Norden, um sich mit dem Herzog von Lancaster zu vereinigen, welcher bei La Hogue landen wollte. Bei diesem Zuge stieß er jedoch in der Nähe der Loire, bei dem Gehöfte Maupertuis, zwei Meilen von Poitiers, auf

die fünfmal stärkere Armee des Königs von Frankreich. Trotzdem wiesen seine städtischen Bogenschützen am Morgen des 19. September 1356 den kühnen Angriff der Feinde mit ihren Pfeilschüssen zurück und durchbrachen dann, als es an Geschossen fehlte, von den Höhen herabstürmend, die Reihen des Feindes. Der König Johann selbst und sein jüngster Sohn Philipp gerieten nach tapferer Gegenwehr in Gefangenschaft, mit ihm noch 1933 Ritter, während 2426 Ritter und Edelknappen samt dem Connétable von Frankreich tot auf dem Schlachtfelde lagen. Nach der Rittersitte der Zeit wartete der Sieger dem gefangenen Könige, als dem älteren Ritter, demütig bei der Tafel auf und ritt bei dem feierlichen Einzuge in London auf einem kleinen schwarzen Klepper neben jenem, der, mit fürstlicher Pracht ausgestattet, auf einem weißen Zelter saß; aber die Freiheit hatte er doch verloren und, wie es schien, auch die Krone Frankreichs.

Friede zu Bretigny (1360).

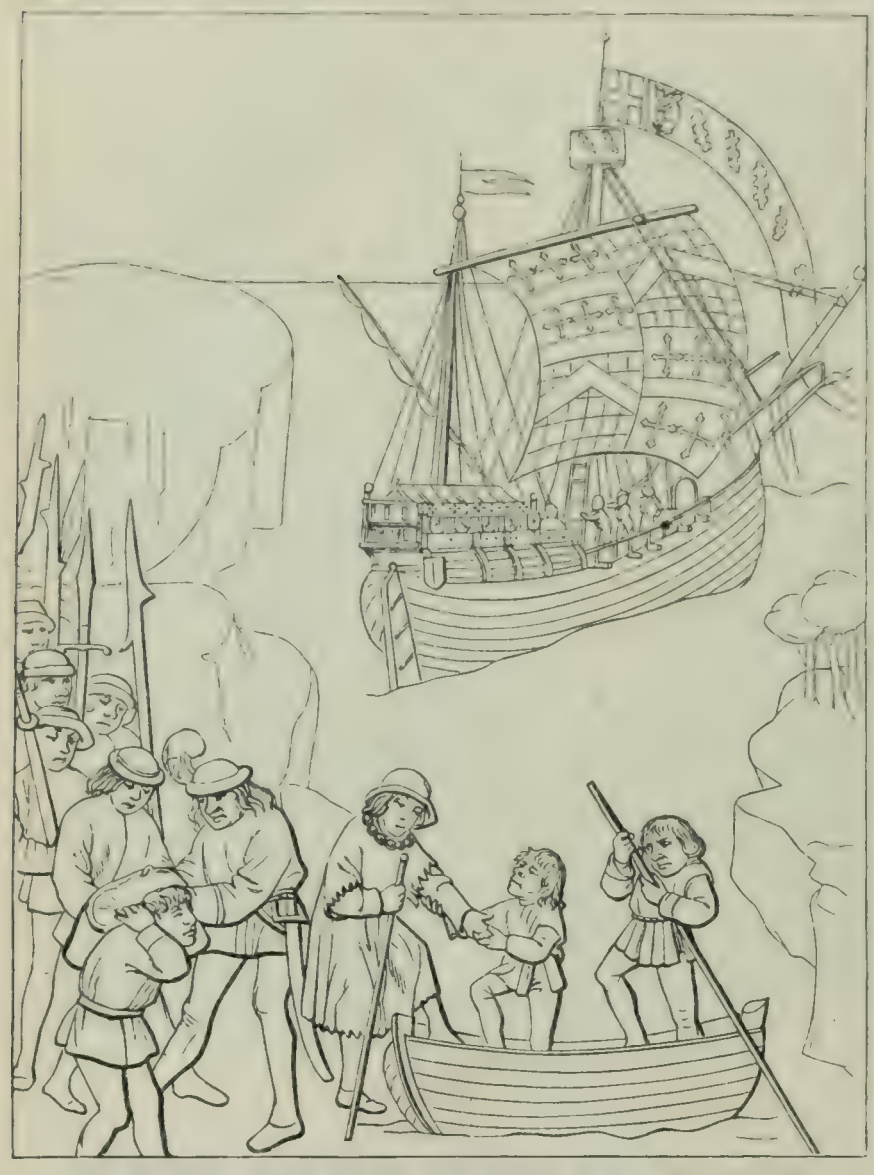
Die Niederlage der Franzosen hatte auch den trotzigen Sinn der Schotten geschmeidig gemacht. Sie versprachen, mit einer hohen Summe die Freiheit ihres Königs zu erkaufen und zehn Jahre Frieden zu halten, wofür ihnen der Besuch der englischen Universitäten und vorteilhafte Handelsverbindungen gewährt wurden. Nachdem der König sich in solcher Weise den Rücken gedeckt hatte, zog er, von vier Söhnen begleitet, nach Calais hinüber, um sich in Reims krönen zu lassen. Allein die tapfere Gegenwehr der Bürger dieser Stadt nötigte ihn, nach sieben Wochen abzuziehen, und der zunehmende Mangel in seinem Heere sowie der Nationalhaß der Franzosen machten ihn geneigt, die Friedensvorschläge des Papstes und des Dauphins anzunehmen. Am 8. Mai 1360 kam in der Nähe von Chartres bei Bretigny ein Friede zustande, in welchem ihm Gascogne, Guienne, Poitou und Calais als freies Eigentum zugesprochen wurden und er selbst auf alle andern französischen Ländereien, vor allem auf die Krone verzichtete und den gefangenen König für drei Millionen Goldstücke freizugeben versprach. Übrigens kam es nie zur vollständigen Ausführung dieser Bedingungen, da der Adel von Poitou sich weigerte, englisch zu werden, und jene Summe bei dem damaligen Zustande Frankreichs unerschwinglich war. Trotzdem behandelte Eduard III. die französischen Prinzen, welche als Geiseln an seinem Hofe lebten, mit größter Milde.

Englands Niedergang.

Sowohl der schwarze Prinz als Fürst von Aquitanien und Gascogne (seit 1362), wie Karl V. (1364—80) von Frankreich mischten sich in den Thronstreit von Kastilien, jener für den rechtmäßigen König, Pedro den Grausamen, dieser für dessen unechten Bruder, Heinrich von Trastamara. Im Winter 1367 überschritt der schwarze Prinz die Pässe von Roncesvalles, nahm in der siegreichen Schlacht bei Navarete den französischen Feldherrn Bertrand du Guesclin gefangen und setzte Pedro wieder auf den Thron. Allein der Undankbare bezahlte ihm nicht einmal den Sold für seine Truppen, und die drückenden Steuern, mit welchen er infolgedessen Guienne belasten mußte, gaben dem Könige von Frankreich willkommenen Anlaß, ihn vor seinen Pairshof zu fordern (Januar 1369). „Ich werde kommen", rief jener wütend, „aber den Helm auf dem Kopfe und an der Spitze von 60000 Mann!" So begann der Krieg von neuem, den Karl V. selbst sofort gegen den König von England erklärte. Allein die Zeit von Englands Heldenthaten war vorüber. Der schwarze Prinz, kränklich und voll Schwermut, konnte nur in einer Sänfte dem Heere folgen, das unter der Führung seines Bruders, Johann von Lancaster, gegen das aufständische Guienne kämpfte; nach der grausamen Züchtigung des abgefallenen Limoges mußte er auf den Rat der Ärzte 1371 nach England zurückkehren. Vergebens suchte König Eduard selbst im August 1372 La Rochelle wiederzugewinnen, welches durch einen Sieg der kastilischen Flotte unter Heinrich von Trastamara in die Hand der Franzosen gekommen war: wegen widriger Winde mußte er unverrichteter Sache zurückkehren. Zuletzt waren nur noch Calais, Bayonne und Bordeaux in den Händen der Engländer. Auch in Schottland zeigte sich keine Aussicht auf Wiedergewinn, seitdem 1370 der energische Robert Stuart den Thron seines schwachen Oheims, David Bruce, geerbt hatte. Da entschloß sich der alternde König 1375 zum Abschluß eines Waffenstillstandes, der wiederholentlich verlängert wurde, aber nie zu einem wirklichen Frieden führte.

Wachsende Bedeutung des Parlamentes.

Je kostspieliger die immerwährenden Kriege des Königs gewesen waren, desto häufiger hatte er sich genötigt gesehen, das Parlament zu berufen und seine Geldbewilligungen durch Bestätigung oder gar Erweiterung der Rechte desselben zu erkaufen. Die Sprache der Gemeinen war zwar die denkbar demütigste, sie nannten sich die „Armen und einfältigen Kommunen" und ihn ihren „ruhmwürdigen und dreifach gnädigen König und Herrn", aber sie knüpften doch ihre reichen Geldbewilligungen an die vollkommene Erledigung ihrer Beschwerden und widersetzten sich standhaft jedem Versuche des Königs, die Gesetzgebung allein durch seinen großen Rat auszuüben. Anderseits fand er in dem Parlamente eine mächtige Stütze gegen die unberechtigten Forderungen der Päpste. Als Urban V. im Jahre 1366 die Kühnheit hatte, den seit Eduard I. „rückständigen" Lehnszins von 1000 Mark jährlich einzufordern, erklärten die Prälaten, Barone und Gemeinen einmütig jene Forderung für nichtig, da König Johann kein Recht gehabt habe, Reich und Volk ohne Zustimmung der Stände und wider seinen Krönungseid so schimpflich einem fremden Fürsten zu unterwerfen. Die weltlichen Stände fügten hinzu: wolle der Papst Gewalt anwenden, so seien sie bereit, ihm nach Kräften zu begegnen. Seitdem ist auch von dem Lehnszins an den Papst nie mehr die Rede gewesen. Ebenso entschieden widerstanden sie den „Provisionen" (Vergebungen der Bistümer durch den Papst) und den „Annaten" (Zahlung der dreijährigen Einkünfte eines Bistums an den Papst). Durch solche Entscheidungen gewann die Regierungszeit Eduards III. einen nationalen, ja reformatorischen Charakter.



305. Englisches Schiff aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts.

Nach einer Handschrift dieser Zeit im Britischen Museum zu London.

Dieses Bild, das die Einschiffung des Richard Beauchamp, Grafen von Warwick, nach dem heiligen Lande darstellen soll, gibt eine sehr klare Darstellung von einem Schiffe und seinem Boote Ende des 14. Jahrhunderts. Im Vordergrunde der Graf im Pilgerhemd, im Begriff das Boot zu besteigen, das ihn zu dem im Hafen vor Anker liegenden Schiffe bringen soll. Dieses gleicht im wesentlichen einem gewöhnlichen Handelsschiffe, ist aber, da für den eignen Gebrauch eines vornehmen Mannes bestimmt, mit ungewöhnlicher Sorgfalt und reicher als sonst gebaut.

John Wiclif.

Ein solches Zeitalter war ganz dazu geartet, einen Mann zu erzeugen, wie John Wiclif (geboren um 1330 in oder bei Wycliffe in Yorkshire; sein Name erscheint in etwa 60 verschiedenen Formen), der als Professor in Oxford mit kühnem Mute den Papst als „Antichrist" bezeichnete und die Bettelmönche, welche auf Kanzeln und Kathedern die Sache der rohesten Hierarchie vertraten, wegen ihrer Weltlichkeit, Träg-

heit und Heuchelei verspottete. Indem er seinen Glauben allein auf die Bibel gründete, die er selbst in das Englische übertrug, verwarf er die Transsubstantiation und verlangte vor allem Besserung und Bekehrung in Leben, Lehre und Kultus. Als der Streit über die päpstlichen Erpressungen zu einer Konferenz in Brügge führte, auf der mit den Gesandten des Papstes verhandelt werden sollte, schickte man auch den mutigen Wiclif dorthin. Bei dieser Gelegenheit scheint er die Gunst des geistvollen und äußerst freisinnigen Prinzen Johann von Lancaster und Leicester, gewonnen zu haben, welcher für das Laienregiment und für alle Schritte des Parlaments gegen den Klerus eingenommen war. Da der Prinz von Wales krank und schwermütig dem Tode entgegenreifte, der zweite Sohn des Königs, Lionel von Clarence, frühzeitig gestorben war, so hatte Johann als der dritte Sohn die Zügel der Regierung zum größten Teil schon aus der altersschwachen Hand des Vaters genommen. Es war eine augenscheinliche Demonstration gegen das Papsttum, daß durch seine und des Hofes Gunst Wiclif nach seiner Heimkehr aus Brügge die einträgliche Pfründe Lutterworth im Sprengel Lincoln erhielt (1374).

306. John Wiclif.
Nach dem Gemälde von Knole.

Unzufriedenheit des Parlaments.

Als im April des Jahres 1376 das sogenannte „gute" Parlament zusammentrat, zeigte sich zum erstenmal im Schoße desselben eine vollkommene Spaltung in zwei Parteien. Über geistliche und staatliche Übelstände wußten die Gemeinen zu klagen, über die päpstlichen Erpressungen und über die Zerrüttung im Staatshaushalt, der vor allem in den Händen Johanns von Lancaster war. Selbst gegen den alten König ging man vor, der in seinen Gunstbezeigungen gegen die Hofdame Alice Perrers soweit ging, daß diese übermütig wurde und sich nicht nur in der Gesellschaft, sondern selbst in der königlichen Gerichtsbarkeit eine Machtstellung anmaßte. Sie setzte sich zu den Richtern auf die Bank und bestimmte sie, wider Urteil und Recht zu stimmen. Infolgedessen beschloß das Parlament, daß „fernerhin keine Weiber sich in die Angelegenheiten der königlichen Gerichtshöfe zu mischen hätten". Als Alice Perrers sich vom Hofe entfernte, um dem Streite zu entgehen, wurde der König vor Sehnsucht krank, und sie mußte zurückkehren.

Tod des schwarzen Prinzen (1376). Sturz des John von Lancaster

Nicht lange danach starb der schwarze Prinz (am 8. Juni 1376) und fand seine Ruhestätte im Dome von Canterbury nicht weit von Thomas Becket, wo noch heute sein Helm, Schild, Schwert und Waffenrock hängen, die er in Frankreich getragen. Die erneuerte Ehrfurcht vor seiner tadellosen Heldengestalt und der Zorn über das kecke Sichvordrängen Johanns von Lancaster, wie über die Habgier seiner Anhänger,

307. Eduard III. im Alter.
Nach seinem Grabmal in der Westminsterabtei zu London.

Das Bildwerk ist von Kupfer vergoldet, und von großartig einfacher Formgebung. Das Haar fällt über den Nacken, und der Bart ist geteilt, wie man es damals trug. Der Mantel ist an der Schulter gehalten durch ein gesticktes Band, das ihn über der Brust zusammenhält. Darunter in schöne Falten gelegt eine Talmatica, mit gesticktem Saum. Der König hält in jeder Hand ein Zepter, um seine zwiefache Herrschaft anzuzeigen.

Eduards III. Tod (1377).

führten jetzt dahin, daß auf dringenden Wunsch des Parlaments der hinterlassene Sohn des schwarzen Prinzen, der junge Richard von Bordeaux, zum Prinzen von Wales und zum Thronerben erklärt wurde. Um so enger schloß sich Johann von Lancaster an Wiclif an, der, ebenso wie er, den reichen Besitz des hohen Klerus anfocht und dessen Verwendung für nationale Zwecke forderte. Als nun der Bischof von London diesen vor ein geistliches Gericht in die Paulskirche beschieden hatte, und der Herzog ihn begleitete, kam es zu lebhaftem Wortwechsel zwischen dem heftigen Prälaten und dem übermütigen Prätendenten. Darüber wurde dieser von dem ergrimmten Volke zur Flucht genötigt und sein Haus niedergerissen, Wiclif aber, dessen Lehre nicht nur im Adel und in der reichen Bürgerschaft Londons, sondern längst in ganz England zahlreiche Anhänger hatte, wagten weder die Prälaten noch der Pöbel etwas anzuhaben (Februar 1377).

Wenige Wochen danach (21. Juni 1377) starb der kranke König, einst der allgemein gepriesene Sieger und Held, jetzt von allen verlassen; die Gattin war tot, die Söhne kümmerten sich nicht um ihn, die habgierige Geliebte und die Diener rissen die Ringe von den Fingern des Sterbenden, raubten die Kostbarkeiten und flohen davon; ein einziger Priester harrte an seinem vereinsamten Sterbelager aus. Er war immer freigebig, gütig und freundlich gewesen, dabei tapfer und den Frauen ergeben — ein echter Ritter. Wahrscheinlich nach der Eroberung von Calais (1347 oder 1348) hat er diesem Charakterzuge entsprechend den „Hosenbandorden“ (order of the garder) gestiftet mit der berühmten Devise: „Honny soit qui mal y pense.“ Gegen Ende des folgenden Jahrhunderts kam die bekannte Erzählung auf, der König habe diese Worte gesprochen, als er das Strumpfband der Gräfin von Salisbury aufhob, welches diese beim Tanz verloren hatte, und dann zur Inschrift des Ordens genommen. Ein äußerer Anlaß dieser Art war den Zeitgenossen ebenso unbekannt, wie die Idee des Ordens der Zeit entsprechend und klar. Der Prinz von Wales und 24 tapfere Ritter aus seinem Gefolge waren die ersten 25 Mitglieder, eine größere Zahl darf der Orden überhaupt nicht haben.

Richard II. (1377—99).

Zehn Tage nach der feierlichen Beisetzung des verstorbenen Königs leistete der elfjährige König Richard II. (1377—99) den Krönungseid und empfing die Huldigung. Eine Minderjährigkeit von sechs Jahren stand bevor, während das Reich in allen Fugen erschüttert war: die Finanzen zerrüttet, die Franzosen und Schotten zum Einfall bereit, der Religionskampf im Ausbruche begriffen und an der Seite des unmündigen Königs einige Oheime, von denen zum mindesten einer die ehrgeizigsten Pläne hegte. Charakteristisch ist, daß schon im ersten Parlamente (Oktober 1377) die Gemeinen mit dem Verlangen durchdrangen, zu den neun Mitgliedern der Regentschaft noch acht hinzuzufügen, und bei der Erhebung und Verwendung der beschlossenen Steuer zwei Londoner Bürgern die Aufsicht zu übergeben; überdies solle vorläufig kein Geld, auch an den Papst nicht, außer Landes gehen. Da der letzte Beschluß sich auf ein Gutachten Wiclifs stützte, wurde dieser nochmals vor ein geistliches Gericht gestellt, aber von einer Schar Londoner Bürger und einem Kavalier der Prinzessin von Wales aus der Not befreit. Regentschaft für Richard II.

Die vergeblichen Angriffe des allgemein verhaßten Herzogs Johann von Lancaster auf die Bretagne (1379) und die Schotten (1380), vor allem aber eine 1379 beschlossene, äußerst drückende Kopfsteuer schufen allgemeine Erbitterung. Besonders geriet die zahlreiche leibeigene Bevölkerung in gefährliche Aufregung. Nachdem in Essex das Landvolk begonnen, unter Führung des Bäckers Thomas die Steuer zu verweigern, folgte das von Kent diesem Beispiel und stellte 1381 den unerschrockenen Wat Tyler („Walter, der Ziegeldecker") an seine Spitze, während ein vagabundierender Priester, John Ball, vor Hunderttausenden in der Nähe Londons über das alte Sprichwort predigte: „Als Adam grub und Eva spann, wer war denn da der Edelmann?" Mit unglaublicher Geschwindigkeit verbreitete sich der Aufruhr über den ganzen Osten Englands und führte zur Verwüstung der Güter der Geistlichkeit wie des Adels; selbst einige der reichsten Kaufleute in der City wurden gemordet. Überall vernichtete man die Urkunden und Kostbarkeiten und steckte dann den herrlichen Palast des Herzogs von Lancaster in Brand. Einen Buben, der ein kostbares Juwel in die Tasche gesteckt, warf man mit seinem Raube in die Flammen. Nur in den Weinkellern that man sich gütlich bis zum Übermaß. Bauernerhebung unter Wat Tyler.

Der junge König, welcher sich mit seinen Oheimen und Vettern in den Tower geflüchtet hatte, besaß die große Kühnheit, mitten unter die Empörer zu reiten und sich nach ihren Wünschen zu erkundigen. Da sie ihm ruhig und mit Ehrerbietung antworteten, verhieß er ihnen, die Leibeigenschaft aufzuheben und unter keinen Umständen von dem Bauer mehr als vier Pfennige jährlicher Steuer zu erheben. Nach verbriefter Zusage dieser Forderung begaben sich die meisten Empörer ruhig in die Heimat zurück. Allein, während hier ein ruhiger Vertrag gemacht wurde, hatten die Kenter unter dem verschlagenen Wat Tyler die Themsebrücke erobert und den greisen Erzbischof von Canterbury, der bisher das Staatssiegel geführt hatte, den königlichen Beichtvater und drei andre Beamte geköpft. Am Abend war der verwegene Ziegeldecker Herr der Stadt London und prahlte, indem er den Finger auf seinen Mund legte, in wenigen Tagen würden sämtliche Gesetze Englands nur von da her fließen. Am folgenden Morgen (24. Juni 1381) traf er in Smithfield mit dem Könige zusammen, welcher aus Westminster zurückkehrte. Er ritt dicht an den jungen König heran und that, mit einem Messer spielend, die keckſten Forderungen. Eben wollte er ihm in den Zügel greifen, da stieß ihm der Lord-Mayor John Walworth das Schwert in die Brust. Dem wütenden Volke aber rief Richard, den sein Mut keinen Augenblick verlassen, entgegen: „Was wollt ihr, meine Leute? Er war ein Verräter, ich will euer Hauptmann sein und euch führen!" Teils erschreckt, teils überzeugt, wichen die meisten Aufrührer, die übrigen wurden zu Paaren getrieben, da die erschreckten Grundbesitzer wieder Mut gewannnen. Einen Monat später widerrief der König alle Zugeständnisse und ließ an 1500 Menschen hinrichten. Der Herzog von Lancaster aber, dessen Palast zerstört und dessen Leben in Gefahr gewesen war, soll von da an alle Sympathien für die Refor- Beendigung des Aufstands durch Richard II.

mation und alle herrschsüchtigen Neigungen aufgegeben haben. Seitdem verkehrte der junge König mit ihm auf das freundlichste und vermittelte sogar seine Aussöhnung mit dem Herzog von Northumberland.

Wiclifs Verurteilung

Die politische Reaktion machte auch der geistlichen Mut. Die begeisterten Schüler des Reformators Wiclif hatten durch ihre fromme Predigt des einfachen „Gesetzes Gottes" es dahin gebracht, daß fast die größere Hälfte der Bevölkerung zu der Sekte der sogenannten „Lollarden" (wahrscheinlich von dem niederdeutschen „Lullen", d. i. „leise vor sich hin singen", abzuleiten) gehörte. Infolgedessen ließ der Erzbischof von Canterbury auf einer Synode im Mai 1382 den Beschluß fassen, daß die Anhänger von vierundzwanzig wiclifitischen Sätzen, welche der Papst als Irrlehren bezeichnet hatte, verfolgt werden sollten, und das Oberhaus bestätigte denselben, ohne bei dem Unterhause anzufragen. Der Universität Oxford gab der König selbst den Befehl, Wiclif vor eine Synode zu stellen. Eine Bittschrift aber, welche der Angeklagte an den König und an das Parlament richtete, hatte zur Folge, daß auf Verlangen des Unterhauses jener Beschluß des Oberhauses zurückgenommen wurde, und Wiclif von dem geistlichen Gerichte zwar aus der Universität gestoßen, aber in seiner geistlichen Wirksamkeit bis zu seinem Tode (1384) nicht weiter gestört wurde.

Streit mit dem Parlament.

Mit wachsender Kühnheit stellte sich dem jungen Könige bei jeder Gelegenheit das Parlament entgegen. Als er im Oktober 1381 den Wunsch aussprach, auf dem gesetzlichen Wege die Hörigkeit des niederen Volkes abzuschaffen, versagten alle drei Stände ihre Zustimmung und verlangten sogar, man solle die Kinder der Hörigen nicht mehr in die Schule gehen und etwas lernen lassen. Man klagte über den Steuerdruck, man verweigerte jede Beihilfe zum Kriege gegen Frankreich, zur Eroberung von Kastilien, dessen Krone Johann von Lancaster an sich reißen wollte, ja selbst zu den Kosten der Vermählung des Königs mit Kaiser Karls IV. Tochter Anna; man ließ es endlich ruhig geschehen, daß Philipp von Artevelde, der Sohn Jakobs, welcher sich gegen Ludwig von Flandern erhoben hatte, von der französischen Ritterschaft besiegt und getötet wurde. Erst als Schottland und Frankreich 1385 einen Bund zur Erneuerung des Krieges schlossen, bewilligte das Parlament eine mäßige Summe. Allein der tapfere junge König sah sich bald durch den Mangel an Lebensmitteln in seinem Heere genötigt, umzukehren, und Johann von Lancaster, der durch Portugal gegen Kastilien vorgedrungen war, entschloß sich 1386, Johann II. als König daselbst anzuerkennen und seine Tochter mit dessen Sohn zu vermählen.

Des Königs Günstlinge.

Schon längst hatte es in England das höchste Mißfallen erregt, daß Richard II. mehr und mehr sich von seinen Günstlingen leiten ließ. Trotzdem fuhr er fort, junge Freunde auf das höchste auszuzeichnen und verdienstvolle Männer, vor allem seine Oheime, durch Rücksichtslosigkeit zu kränken. Den unbesonnenen Robert de Vere, Grafen von Oxford, ernannte er zum Marquis von Dublin und gab ihm auf Lebenszeit die Einkünfte Irlands; seinen Kanzler de la Pole erhob er zum Grafen von Suffolk. Da verband sich der hohe Adel, geführt von dem jüngsten Oheim des Königs, dem Herzoge Thomas von Gloucester, mit dem Parlamente (Oktober 1386).

Das unbarmherzige Parlament.

Man klagte, daß die übermäßigen Steuern am Hofe vergeudet würden, und versetzte die Räte des Königs in Anklagezustand. Pole wurde verurteilt, so lange im Kerker zu bleiben, bis er die unterschlagenen öffentlichen Gelder zurückgezahlt habe, und der König mußte ein Statut beschwören, durch welches zur Abstellung der unzähligen Mißbräuche ein Reichsrat an seine Seite gestellt wurde. Trotzdem es einem Mitgliede des letzteren, dem Admiral von Arundel, geglückt war, die spanische und französische Flotte zu besiegen, ging Richard II. nach der Entlassung des Parlaments auf Antrieb Roberts de Vere sofort daran, jenen Regierungsrat zu sprengen. Nachdem einige Rechtsgelehrte auf seinen Wunsch erklärt hatten, daß durch das letzte Statut die Rechte der Krone verletzt seien, suchte er durch die Sheriffs die Wahlen zum Parlamente zu beeinflussen und sich im Volke von London einen Anhang zu verschaffen. Aber auch dieses erklärte sich für den Herzog von Gloucester und für Heinrich von Derby, den Sohn des Herzogs von Lancaster, welche mit einem Heere heranzogen und gegen fünf

Räte des Königs, vor allem de Vere und de la Pole, eine „Appellation auf Hochverrat" einreichten. Der erstere, welcher mit 5000 Bewaffneten zur Rettung des Königs herbeikam, wurde in die Flucht getrieben und fand in den Niederlanden später (1392) den Tod auf der Jagd. Als das Parlament — die Geschichte nennt es das „unbarmherzige" — im Februar 1388 das Todesurteil über drei Räte ausgesprochen hatte, wurden zwei von ihnen gehenkt; dem dritten, de la Pole, gelang es, nach Frankreich zu entfliehen, wo er (1389) starb. Als ob er bisher noch nicht regiert habe, mußte der König jetzt noch einmal den Krönungseid leisten und empfing noch einmal die Huldigung, stand aber in Wahrheit völlig in der Hand Glocesters und seiner Anhänger. Nur scheinbar hatte er eine Machtstellung wiedererlangt, wie er sie seit seiner Thronbesteigung nicht besessen.

Des Königs Heirat und Glocesters Tod.

Da die „gute Königin" Anna, ohne ihm Kinder zu bringen, 1394 verschieden war, vermählte er sich drei Jahre später mit Isabella, der elfjährigen Tochter Karls VI. von Frankreich, welche ihm eine Mitgift von 800000 Goldfranken und dem Staate einen Waffenstillstand auf 28 Jahre einbrachte. Als der Herzog von Gloucester diese Ehe als unnational offen mißbilligte und die Opposition des Parlamentes sich auf seinen Antrieb wieder über die Verschwendungen des Hofes beschwerte, beschloß der König plötzlich, Rache zu nehmen. Er ließ sowohl jenen als den Grafen von Arundel hinterlistig verhaften und auf einem Parlamente (1397) zum Tode verurteilen, weil sie sich zu seiner Absetzung verschworen hätten. Arundel wurde hingerichtet, von Gloucester hieß es, er sei in des Königs Gefängnis zu Calais bereits gestorben. Die Grafen von Derby und Nottingham, seine ehemaligen Genossen, wurden für ihre Zustimmung zu Herzögen von Hereford und von Norfolk ernannt.

308. Richard II., König von England.
Nach einem Gemälde im Chor der Westminsterabtei zu London.

Heinrich von Herefords Verbannung.

Unmittelbar darauf war Heinrich von Hereford von dem Herzoge von Norfolk bei einem Spazierritte gewarnt worden, es werde nun bald die Reihe an sie beide kommen. Da jener diese Äußerung alsbald dem Könige mitteilte, der andre aber sie standhaft leugnete, sollte ein gerichtlicher Zweikampf entscheiden. Im Augenblicke jedoch, als beide beginnen wollten, rief der König „Halt!" und verlangte an Stelle des Zweikampfes den Spruch des Ritterhofes. Dieser bestimmte nach zweistündiger Beratung, daß der Herzog von Hereford auf zehn Jahre, der von Norfolk für immer das Land räumen solle. Der letztere starb im September 1399 auf der Rückkehr aus Jerusalem in Venedig, Heinrich von Hereford aber fand beim französischen Hofe die freundlichste Aufnahme.

Richards Absetzung und Tod.

Sobald er auf diese Art alle entfernt hatte, die er fürchtete, schritt Richard II. unter Leitung seiner Günstlinge zu tyrannischer Willkür und maßloser Schwelgerei. Schon fühlte er sich mächtig genug, als der alte Herzog John von Lancaster im Februar 1399 starb, dem verbannten Sohne widerrechtlich die Erbschaft vorzuenthalten,

was in ganz England Unwillen erregte. Kaum hatte er sich nach Irland begeben, um einen Aufstand zu bekämpfen, so landete Heinrich von Hereford in den ersten Tagen des Juli mit etwa 100 Bewaffneten in der Nähe von Hull und pflanzte sofort sein Banner als Herzog von Lancaster auf. In wenigen Tagen durchflog die Nachricht von seiner Ankunft ganz England und erweckte sofort die Hoffnung, daß er es von der Tyrannei befreien werde. Obwohl er wiederholt erklärte, er komme nur, um seine Erbschaft anzutreten, sammelten sich bald 30000 Bewaffnete um ihn und forderten ihn auf, sich die Krone zu erobern. Mit Leichtigkeit bezwang er die geringen Mannschaften, welche sein Oheim, Edmund von York, als Stellvertreter des Königs gegen ihn führte, und schloß mit ihm einen Vertrag; von Bristol aus nach Chester zog er schon an der

309. Das Parlament setzt König Richard II. ab und wählt Heinrich IV.

Nach einer Handschrift der Bibl. Harleiana.

Heinrich, eine hohe Mütze auf dem Kopfe, steht neben dem erledigten Thron, als der erste der Barone: diesen gegenüber sitzen Prälaten. Die zwei in der Mitte stehenden sind wohl die Earls von Northumberland und Westmoreland.

Spitze von 100000 Mann. Als Richard II. nach mehreren Wochen endlich landete, gab er sein Spiel so ganz und gar verloren, daß er, als Franziskaner verkleidet, nach Frankreich zu fliehen beschloß, um dort günstigere Umstände abzuwarten. Schon befand er sich in einem Hafen der Landschaft Wales und außer aller Gefahr, als ein Abgesandter seines Gegners Heinrich, der Graf von Northumberland, den kurzsichtigen König unter dem Vorwande aus dem Hafen lockte, der Herzog verlange nur Versöhnung und die Länder seines Vaters. Kaum aber hatte er ihn in seiner Gewalt, so nahm er ihn gefangen und führte ihn zu Heinrich. Dieser empfing ihn mit den höhnenden Worten: „Euer Volk beklagt sich, daß Ihr es seit 22 Jahren schlecht regiert. Wenn es Gott gefällt, will ich Euch besser regieren helfen!“ Dann führte er den Gefangenen nach London, wo er selbst mit Jubel als „Eroberer von England“ begrüßt wurde. Eine Deputation von Prälaten, Baronen, Rittern und Richtern mußte Richard zur

Thronentsagung auffordern, die dieser schon nach wenigen Stunden eidlich bekräftigte. Um aber die Absetzung noch zu begründen, hatte Heinrich 33 Klagepunkte dem Parlamente vorgelegt, denen zufolge Richard mehrmals den Krönungseid verletzt und die Freiheit der Wahlen zum Parlamente beeinträchtigt hätte. Nun erklärte das Parlament die Thronentsetzung für gerechtfertigt und machte dadurch zum erstenmal die Ansicht geltend, daß das Königtum ein Amt sei, dessen unwürdige und ungenügende Verwaltung die Absetzung durch einen förmlichen Prozeß zur Folge haben könne. — Mit der Thronentsetzung Richards II. wurde zugleich seine lebenslängliche Haft verfügt, aus welcher er indes schon nach wenigen Monaten durch den Tod erlöst wurde (14. Februar 1400). Über die Ursachen desselben ist etwas Zuverlässiges nicht bekannt geworden. Einige behaupten, daß ihm auf Heinrichs Befehl jede Nahrung entzogen und er nach fünfzehntägiger Hungerqual erlegen sei. Andre sagen, er sei im Gefängnis geradezu ermordet worden, als einige seiner Anhänger den Versuch machten, ihn zu befreien und wieder auf den Thron zu setzen. Noch andre glauben, der König habe im Kummer über die Niederlage seiner Freunde, von der er erfahren, sich vierzehn Tage der Nahrung enthalten und dadurch selbst getötet. Im Volke flüsterte man sich wohl gar noch zehn Jahre später zu, er sei überhaupt nicht tot, er lebe noch.

Heinrich IV. (1399—1413).

Heinrichs IV. Kämpfe gegen die Percys und Glendower.

Der erste Lancaster suchte als Usurpator den Thron durch engen Anschluß an die orthodoxe Kirche und durch Nachgiebigkeit gegen das Parlament zu befestigen. Dennoch hatte er keine ruhigere Regierung als sein Vorgänger. Auch gegen ihn fanden unaufhörlich Empörungen statt, zunächst von seiten der Anhänger Richards II, wurden indes bald unterdrückt. Wichtiger war der Aufstand der Percys, welche im Besitze der Grafschaft Northumberland standen. Während der König mit seinem 15jährigen Sohne gegen den tapferen und geschickten Owen Glendower, unter dem sich Wales empört hatte, im Felde lag, verbreitete man im Norden die Kunde, Richard II. lebe noch und befinde sich in Schottland. Dies benutzten der kriegslustige Heinrich Percy, genannt Hotspur („Heißsporn"), und sein Vater, der Graf von Northumberland und beteiligten sich an einem großen Aufstande englischer Edelleute, welche damit umgingen, Heinrich IV., weil er von dem dritten Sohne Eduards III. abstammte, als Usurpator zu entsetzen und den Thron einem jungen Manne zuzuwenden, der, wenn auch nur in weiblicher Linie, von dem zweiten Sohne abstammte, dem jungen Grafen Edmund von March, dessen Vatersschwester übrigens die Gemahlin Heinrich Percys war. Allein kaum hatte Percy offen die Fahne der Empörung erhoben, so eilte der König herbei, trennte ihn geschickt von seinem Vater und siegte entscheidend in der Schlacht bei Shrewsbury (1403), in welcher der Graf Douglas schwerverwundet gefangen genommen wurde und Hotspur durch einen Pfeilschuß das Leben verlor. Im Triumph zog Heinrich IV. jetzt durch den ganzen Norden, wo sich der ältere Percy, der Graf von Northumberland, demütig ergab und jetzt selbst offen dem Gerücht entgegentrat, daß Richard II. noch in Schottland lebe. Allein schon einen Monat später empörte er sich wieder, wandte sich, in die Flucht getrieben, über Schottland nach Wales, dessen Aufstand noch immer unbesiegt war, und fand später (1408) im Norden Englands den Tod in einem Gefechte. Owen Glendower, von ihm, von den Franzosen und von den Schotten im Stich gelassen, wurde bis in die Schluchten am Snowdon zurückgedrängt, wo er sich noch bis über Heinrichs IV. Tod hinaus hielt. — Gegen Frankreich einen energischen Kampf zu unternehmen, ward der König durch Mangel an Geldmitteln und durch zunehmende Kränklichkeit gehindert, doch wußte er durch geschickte Parteinahme bald für den Herzog von Burgund, bald für die Armagnacs sich wenigstens vor Verlust zu schützen.

Beziehungen zum Auslande und Tod.

Wie alle Usurpatoren, war er bestrebt, durch Familien- und andre Verbindungen günstige Beziehungen zu auswärtigen Mächten herzustellen. Zwei Schwestern waren an die Könige von Kastilien und Portugal, die älteste Tochter an den Pfalzgrafen Ludwig, den Sohn des Königs Ruprecht, die zweite an den König Erich von Dänemark verheiratet. Mit den Venezianern stand er in Handels-, mit Genua und

310. König Heinrich IV. von England und seine Gemahlin Johanna von Navarra.
Nach dem Grabdenkmal in der St. Thomas Becket-Kapelle der Kathedrale zu Canterbury (Stothard).

Florenz in Geldbeziehungen; dem Kaiser Manuel, der bei England Hilfe gegen die Türken suchte, bereitete er wenigstens einen glänzenden Empfang und gestattete die Erhebung einer Kreuzzugssteuer. Am liebsten hätte er selbst einen Kreuzzug unternommen, um manche Schuld abzubüßen, deren Andenken ihn nie verließ, doch brach seine Gesundheit vor der Zeit zusammen. Erst befiel ihn eine Art Aussatz, den das Mittelalter immer für eine Strafe Gottes ansah, und dann litt er an epileptischen Krämpfen, die ihn oft in einen scheintodähnlichen Zustand versetzten. Ob wirklich der Kummer über den ausgelassenen Lebenswandel seines ältesten Sohnes seine letzten Lebensjahre trübte, wie spätere Erzählungen ausführlich berichten und der größte dramatische Dichter in unnachahmlicher Weise darstellt, ist nicht sicher zu erweisen. Daß Prinz Heinrich Schulden gemacht habe, die noch im Jahre 1421 nicht abgetragen waren, daß er gern und unmäßig Wein trank, daß er Musik und Lustbarkeit mehr liebte, als dem kränklichen, mürrischen Vater angenehm war, ist ebenso unzweifelhaft als seine ruhmvollen Kriegsthaten. Eine ernstliche Entfremdung trat 1411 zwischen Vater und Sohn zu Tage, weil sich jener mit der französischen Familie Orleans aussöhnte, während der Prinz mit einer Prinzessin von Burgund vermählt war. Jedenfalls forderte dieser im Juni 1412 Genugthuung gegen seine Verleumder und trug mit vielen andern Großen darauf an, daß der König wegen seiner Krankheit auf die Krone verzichten sollte. Doch erholte sich der König wieder und hinterließ erst durch seinen Tod (am 20. März 1413) die Krone dem Prinzen von Wales, nachdem er ihn gesegnet und die Thränen der Reue in seinen Augen gesehen hatte.

Heinrich V. (1413—1422).

Heinrichs V. erste Regierungshandlungen.

In der Nacht nach dem Tode des Vaters beichtete der sechsundzwanzigjährige Thronerbe einem frommen Mönche und gelobte, „ein neuer Mensch zu werden"; auch bei der Krönung (am 9. April) zeigte er sich so voll Ernst und Würde, daß er bei der Mahlzeit weder Speise noch Trank genoß. Er entfernte die lustigen Genossen seiner zügellosen Jugend und wählte seine neuen Ratgeber ausschließlich nach der Tüchtigkeit. Daß er aber die vertrauten Beamten seines Vaters, die ihn einst zur Rede gestellt, und vor allem den Oberrichter Gascoigne, der ihn nach einer Rauferei in das Gefängnis gesteckt hatte, in ihren Stellen gelassen, ist eine verschönernde Unwahrheit späterer Erfindung: in den ersten acht Tagen waren die meisten von ihnen ihres Amtes enthoben. Jedoch erlöste er den Grafen Edmund von March ebenso wie den Sohn Percys aus der Gefangenschaft und gab ihnen die väterlichen Güter zurück; er ließ die Gebeine Richards II. ebenso feierlich in Westminster niedersetzen wie die seines Vaters in Canterbury. Dann gewann er das Volk durch eine Amnestie, die Bettelorden durch Gründung neuer und prächtiger Klöster und die Geistlichkeit durch die schärfsten Verfolgungen der Lollarden. Als er die kühnsten zum Flammentode verurteilte, entstand eine Zusammenrottung, um ihn zu überfallen; aber er besiegte sie und schreckte die Wiclifiten dadurch so sehr, daß sie das Wort Gottes nur noch im Verborgenen predigten und lasen. Der König, die Universität, die Konvokation und das Parlament beschlossen einstimmig, die Inquisition einzuführen, und steuerten vor allem „der unbefugten und thörichten Übersetzung aus dem Latein in die Volkssprache."

Kriegserklärung an Frankreich.

Alle jene frommen und sanften Regierungshandlungen sollten nur den glühenden Wunsch des Königs vorbereiten helfen, in die Fußstapfen seines kriegerischen Urgroßvaters, Eduards III., zu treten. Im November 1414 sprach er es offen vor dem Parlamente aus, er sei gewillt, das alte Erbe der Krone im Auslande mit den Waffen wieder herbeizubringen. Obwohl ihm von den Peers, von den Rittern, von den Gemeinen, ja von der Kirche die außerordentlichste Unterstützung mit Geldmitteln nicht nur zugesagt, sondern auch sofort gewährt wurde, versuchte er auf ihren Wunsch zuerst den Weg der Verhandlung mit Frankreich, schritt aber doch endlich im Juli 1415 zur Kriegserklärung.

Durch eine sonderbare Verschwörung wurde der Beginn des Krieges noch um einen Monat verzögert. Richard von Cambridge, der zweite Sohn des Herzogs Edmund von York, also ein Enkel Eduards III. und zugleich Gemahl von Anna Mortimer, der Schwester

des Grafen von March, war beschuldigt, er habe dem Könige nach dem Leben getrachtet, um seinem Schwager die Krone zu verschaffen. Das Verfahren gegen Richard war außerordentlich schnell. Nachdem er vor einer Kommission von neun Peers, unter ihnen der Graf von March selber, ein Geständnis seiner Schuld abgelegt hatte, wurde er zum Tode verurteilt und enthauptet (August 1415).

Schlacht bei Azincourt (1415).

Wenige Tage später segelte der König selbst mit 6000 Rittern, 2000 Bogenschützen und 1000 Schanzgräbern in die Seinemündung hinein und stieg unweit Harfleur an das Land. Nachdem er vor der Front seines Heeres den Segen des Himmels erfleht und durch ein strenges Kriegsgesetz Brennen und Morden verboten hatte, belagerte er die Stadt, die ihm nach 38 Tagen die Thore öffnete. Vergebens forderte er den Dauphin zum Zweikampfe um die Krone Frankreichs heraus; dann unternahm er nach dem Vorbilde seines Urgroßvaters quer durch Frankreich nach Calais zu marschieren. Mit großer Vorsicht vollführte er den scheinbar tollkühnen Zug von 30 Meilen, bis er, nicht fern vom Ziele, bei dem Schlosse Azincourt (die Engländer pflegen Agincourt zu schreiben und zu sprechen) den Weg durch 50000 Franzosen, darunter allein 14000 Ritter, versperrt fand.

311. König Heinrich V. von England.
Nach einem Gemälde in Queens College zu Oxford.

Während die Franzosen in Siegeszuversicht bereits um die Gefangenen des nächsten Tages würfelten, herrschte bei den 15000 Engländern der größte Ernst und die todesmutigste Frömmigkeit. König Heinrich V. begann den Schlachttag (25. Oktober) mit einer Messe und bat Gott auf den Knieen um Schutz für sein Recht, an das er ernstlich geglaubt zu haben scheint. Dann ermutigte er sein Heer, indem er auf einem kleinen Grauschimmel vor ihm herritt, mit begeisterten Worten. Anfangs wurde noch verhandelt, aber ohne Erfolg. Dann gab Heinrich selbst um 11 Uhr morgens den Befehl zum Angriff: „In Gottes Namen! Sankt Georg mit uns! Vorwärts!“ Anfangs schritt der französische Adel unbeirrt durch den dichten Pfeilregen auf dem schlüpferigen Boden vorwärts; als er aber Brust an Brust mit den kräftigen, wenn auch schlecht gekleideten Bogenschützen aus dem englischen Landvolke stand, und diese gar zu den Schwertern und Streitäxten griffen, vermochte er nicht lange zu widerstehen.

Nach dreistündigem, hartnäckigem Ringen war ein vollständiger Sieg von den Engländern erfochten. Unter den 10000 Toten fand man 8000 Adlige, unter den Gefangenen 1500 Ritter und Edelknappen sowie den Neffen des Königs, Herzog Karl von Orleans. Von den englischen Schützen waren kaum 1000 Mann geblieben. Nachdem der König tags darauf seinen Einzug in Calais gehalten hatte, kehrte er Anfang November nach London zurück, wo das Parlament bereitwillig die Mittel zur Fortsetzung des Krieges bewilligte.

Kaiser Sigmund in England.

Eine merkwürdige Unterbrechung führten die Verhandlungen herbei, welche der römische Kaiser Sigmund begann, um zwischen den streitenden Mächten den Frieden zustandezubringen, damit derselbe auch dem Frieden der Kirche zu gute komme. Nachdem er sein kaiserliches Wort gegeben, „niemals in England eine Handlung der Oberherrlichkeit auszuüben", wurde er mit aller Pracht empfangen, in seiner Gegenwart das Parlament versammelt und nach seinem Wunsche verhandelt. Allein währenddessen griff schon eine französische Flotte unter Armagnac die englische an, von der sie vollkommen geschlagen wurde, und das Ende war ein Schutz- und Trutzbündnis zwischen Heinrich und Sigmund, das keinem von beiden Vorteil brachte.

Vertrag von Troyes (1420).

Im Jahre 1417 landete Heinrich von neuem bei Harfleur mit 16 000 Mann, während der Herzog von Bedford gleichzeitig die Schotten bekämpfte, welche sich für das Phantom Richards II. erhoben hatten. Der König durchzog die Normandie und pflanzte überall seine Fahne auf. Dennoch hätte er nimmermehr sein höchstes Ziel erreicht, wenn nicht die unseligen Parteizwistigkeiten zwischen den Armagnacs und dem Hause Burgund, dann zwischen dem Dauphin und seiner eignen Mutter Isabeau, diese selbst und den jungen Herzog Philipp von Burgund ihm in die Arme getrieben hätten. So kam es 1420 zu dem Vertrage zu Troyes, nach welchem Heinrich V. sich mit Katharina von Frankreich verheiratete und anstatt des Dauphins zum Thronerben erklärt wurde. Am 1. Dezember hielt er mit seinem geistesschwachen Schwiegervater Karl VI. seinen Einzug in Paris, um den Vertrag durch die Stände bestätigen zu lassen, verlor aber sehr bald durch sein rauhes, gebieterisches Wesen die Gunst der Hauptstadt und kehrte im Februar 1421 nach London zurück, wo er mit um so größerem Jubel empfangen wurde.

312. Bogenschütz im Kampf.
Nach einer Miniatur in der Chronik von Hennegau.

Heinrichs V. Tod.

Schon nach wenigen Monaten aber kehrte er mit einem großen Heere nach Frankreich zurück, da sein Bruder, Thomas von Clarence, im Kampfe mit Lafayette, dem Marschall des Dauphins Karl, Sieg und Leben verloren hatte. Obwohl die Stadt Meaux ihn durch ihre tapfere Gegenwehr bis in das folgende Frühjahr beschäftigte, eroberte er doch so viele andre Plätze der Normandie, daß er mit seiner Gemahlin feierlich in Paris einziehen konnte. Allein das Schweigen der Bevölkerung, die Komplotte unter den zu hoch besteuerten Handwerkern, die Siege des Dauphins über den Herzog von Burgund, vor allem aber zunehmende Kränklichkeit nötigten ihn bald, den Oberbefehl an seinen Bruder, den Herzog von Bedford, und seinen Oheim, den Herzog von Exeter, zu übergeben. In Vincennes angelangt, erkannte er bald, daß die Kunst der Ärzte nichts mehr vermochte. Nachdem er jeden um Verzeihung gebeten, dem er etwa unrechtmäßig Leid gethan habe, gab er die Vormundschaft über seinen Knaben an Exeter, die Statthalterschaft von England und Frankreich an seine Brüder Gloucester und Bedford. Dann fragte er die Ärzte, wie lange er noch zu leben habe. Da einer antwortete: „vier Stunden", empfing er das Sakrament und die letzte Ölung. Noch einmal schien er in seinen Fieberphantasien mit dem Teufel zu ringen und schrie laut auf: „Du lügst, mein Teil ist in meinem Herrn Jesu Christo!" Dann empfahl er seine Seele dem Heiland und starb am 21. August 1422 im Alter von 35 Jahren. Seine Leiche wurde einige Monate später in der Westminsterabtei beigesetzt.

Noch auf dem Sterbebette hatte er von einem Kreuzzuge gesprochen. Eine Chronik von Jerusalem und eine Geschichte Gottfrieds von Bouillon waren die Bücher, die er

am liebsten und immer wieder las. In der That war bereits ein Ritter Gilbert de Lannoy auf der Reise nach Ägypten, Syrien und Palästina, um die Länder und Fürsten zu erforschen und darüber zu berichten. Die Eroberung des heiligen Grabes sollte den Abschluß seines großen Lebenswerkes bilden. Als ein Mann von lauterster Sittenreinheit, strengster Religiosität, schärfstem Verstande und edelstem Mute, war er mehr als irgend ein früherer Herrscher Englands befähigt, seinem Vaterlande eine Art von Weltherrschaft zu verschaffen. Statt dessen erfüllte sich an diesem bald die Weissagung Salomos: „Wehe dir, Land, des König ein Kind ist!"

Heinrich VI. (1422—1461, gest. 1471).

Bedfords Regentschaft in Frankreich.

Da der geistesschwache Karl VI. schon am 21. Oktober 1422 starb, so ließ der Herzog von Bedford seinen noch nicht ein Jahr alten Neffen Heinrich VI. auch als König von Frankreich ausrufen. Allein der Dauphin Karl (VII.), der nur im Süden Frankreichs einen nicht unbedeutenden Anhang hatte und deshalb spottweise „König von Bourges" genannt wurde, ließ sich sofort in Poitiers krönen und drang, da die niedere Bevölkerung der englischen Herrschaft abhold war und die Herzöge von Bretagne und Burgund sich schwankend zeigten, bereits bis über die Loire vor. In dieser schwierigen Lage bewies Bedford eine staunenswerte Umsicht. Er ließ die Bevölkerung von Paris einen neuen Eid schwören, er gewann auf einer persönlichen Zusammenkunft die beiden Herzöge für sich, befestigte dies neue Bündnis durch seine Verheiratung mit der einen Schwester des Herzogs von Burgund, während die andre mit einem Bruder des Herzogs von Bretagne vermählt wurde, und schreckte die Armagnacs durch neue Verstärkungen, die er aus England herbeikommen ließ, aus der Picardie und Champagne zurück. Da der Dauphin durch den schottischen Grafen Douglas Hilfstruppen erhielt, entschloß er sich, den jungen König Jakob I., der vor achtzehn Jahren, noch als Prinz, bei der Überfahrt nach Frankreich in englische Gefangenschaft geraten war, aus dem Tower zu entlassen, und gewann ihn durch Verheiratung mit einer Verwandten des Hauses Lancaster, Johanna Beaufort, für das englische Interesse. Endlich erfocht er durch die Tapferkeit seiner Schützen über die französischen Söldner einen glänzenden Sieg (bei Verneuil) und sicherte dadurch die englische Herrschaft in der Picardie und Maine. Dennoch nötigten ihn die inneren Verhältnisse Englands, plötzlich seinen Siegeslauf zu unterbrechen.

Gloucesters Herrschaft in England.

Das erste Parlament unter König Heinrich VI. hatte den ehrgeizigen Herzog Humphrey von Gloucester nur für die Zeit der Abwesenheit seines älteren Bruders Bedford als „Protektor und Defensor des Reiches" eingesetzt und betrachtete alle seine Schritte mit Mißtrauen. Dieses stieg, als der Herzog sich mit Jakobäa, der Gräfin von Holland und Hennegau, vermählte, die ihrem ersten Gatten, dem Herzoge von Brabant, entlaufen war, und sich anschickte, die Grafschaft Hennegau an sich zu reißen (1424). Die Angelegenheit endigte um so unrühmlicher, da Gloucester schon im folgenden Jahre dem päpstlichen Banne nachgab, sich von Jakobäa lossagte und diese sich genötigt sah, dem Vetter des ersten Gemahls, dem Herzoge Philipp von Burgund, die Erbfolge sogar in ihren eignen Ländern zu versprechen. Trotzdem gab Gloucester gleich darauf durch die öffentliche Vermählung mit einem bürgerlichen Fräulein Cobham, wie durch seinen unwürdigen Verkehr mit dem niederen Volke allgemeines Ärgernis. Sein eigner Oheim, der Bischof von Winchester, der seit 1424 die Kanzlerwürde bekleidete, trat ihm jetzt offen entgegen, so daß ihr Streit bis vor das Parlament gebracht wurde. Auch Bedford sah sich genötigt, dem ehrgeizigen Streben seines Bruders einen Riegel vorzuschieben durch eine Erklärung des Geheimrats, daß „der Vorsitz im Staatsrate nur ihm selbst als dem ältesten Prinzen und allein in seiner Abwesenheit dem Herzog von Gloucester zustehe". Mühsam verstand sich der letztere zu einer zweideutigen Anerkennung dieses Beschlusses und äußerte bald zu seinen Genossen: „Laßt nur meinen Bruder, solange er im Lande weilt, regieren; sobald er wieder in Frankreich ist, will ich herrschen, wie es mir gut scheint" (Januar 1427).

Verluſt von Orleans (1429).

Bedford eilte allerdings ſofort wieder nach Frankreich, zwang in wenigen Monaten den abtrünnigen Herzog von Bretagne zu einem Vertrage und begann (Oktober 1428) die Belagerung von Orleans, das als der Schlüſſel zum Süden galt, in dem ſich eine wachſende nationale Partei für den Dauphin gebildet hatte. Schon hatte er ſtarke Kaſtelle auf beiden Seiten der Loire beſetzt und die Stadt beinahe umzingelt, ſchon dachte der Dauphin daran, von Chinon aus ſich nach Spanien oder Schottland zu flüchten, als durch Dunois und durch Jeanne Darc aus Domremy die entſcheidende Wendung eintrat. Nachdem ſie glücklich einen Transport von Lebensmitteln in die Stadt gebracht hatten, gelang ihnen am 4. Mai 1429 die Eroberung des Forts Saint-Loup, am 7. Mai nach dreizehnſtündigem Ringen die des Kaſtells Les Tourelles — der engliſche Feldherr, Glasdale, ertrank unter der in Flammen zuſammenbrechenden Zugbrücke — und am 8. Mai befahl der Herzog von Bedford den Abzug. Er ſelbſt ſchrieb den kläglichen Ausgang der ſiebenmonatigen Belagerung nächſt dem Tode des tapferen Salisbury der unerklärlichen „Angſt vor jener Ausgeburt der Hölle und den Zauberkünſten der Pucelle“ zu; doch trug wohl mehr das Ungeſchick und die Eiferſucht der drei engliſchen Befehlshaber Glasdale, Faſtolf und Talbot die Schuld.

313. Johann Plantagenet, Herzog von Bedford, vor dem heiligen Georg knieend. Dies Bild iſt aus dem „Bedford Miſſal“, das für den Herzog in Frankreich um 1430 geſchrieben und gemalt wurde; jetzt iſt es im Britiſchen Muſeum. Das Geſicht des Herzogs iſt offenbar ein Porträt.

Jeanne Darcs Gefangennahme.

Mit Hilfe eines Kreuzheeres, das der Kardinal von Wincheſter eigentlich gegen die Huſiten geworben hatte, ſuchte er die Schmach der engliſchen Waffen wieder auszutilgen. Es kam zwar zu keinem größeren Gefecht, jedoch zu einem für England bedeutenden Glücksfall, der ihm gleichzeitig für immer Unehre gebracht hat. Am 23. Mai 1430 wurde Jeanne Darc bei einem Ausfall aus Compiègne von dem Grafen de Ligny, einem Lehnsmanne des Herzogs Philipp von Burgund, gefangen genommen und für 10000 Frank an den Biſchof von Beauvais ausgeliefert, der ſie nach Rouen brachte und nach dem ſchmählichen Prozeſſe am 30. Mai 1431 dem Feuertode übergab (wie in der Geſchichte Frankreichs erzählt werden wird).

Rückgang des englischen Waffenglückes.

Bedford, der es vorsichtig vermieden hatte, bei dem gerichtlichen Verfahren gegen die Jungfrau seinen oder des jungen Königs Namen gebrauchen zu lassen, führte jetzt den letzteren, der 1429 in Westminster gekrönt war, nach Paris, wo der Bischof von Winchester, damals schon Kardinal, seinem zehnjährigen Großneffen fast nur in Gegenwart englischer Peers — weder französische noch burgundische Große waren dabei — das Diadem aufsetzte (1431). Trotzdem aber ging es mit den englischen Waffen immer unglücklicher. Die Truppen, aus Geldmangel am Solde geschmälert, verloren in demselben Grade den Mut, als das neu erwachte französische Nationalgefühl täglich mehr erstarkte. Bei einem Besuche in England fand Bedford überdies die Finanzen zerrüttet, die Staatskasse mit einem für jene Zeit schon unerhörten, jährlichen Defizit von 35000 Pfund Sterling belastet, so daß ihn die Gemeinen dringend baten, das Land nicht wieder zu verlassen, da man seinem Bruder durchaus nicht geneigt war. Vergebens suchte Talbot mit nur 800 Engländern die Franzosen von der Normandie abzuwehren. Da gelang es endlich der Vermittelung des Baseler Konzils, zu Arras wenigstens einen Friedenskongreß zustande zu bringen. Hier wurde zunächst nur zwischen Burgund und Frankreich ein Bündnis geschlossen, da England, dem man für den Verzicht auf Krone, Titel und Wappen von Frankreich anfangs nur Guienne, dann freilich auch die Normandie anbot, sich nicht so weit seiner nationalen Ehre zu entäußern vermochte. Trotzdem der kriegerische Herzog Bedford in denselben Tagen einer hartnäckigen Krankheit erlag, bewilligte das Parlament im Oktober 1435 bereitwilligst neue Mittel zur Fortsetzung des Krieges.

Daß Paris zu Ende des Jahres 1435 den Engländern entrissen wurde, daß anderseits der Herzog von Burgund von Calais und gleich darauf von Abbeville (1437) zurückgetrieben wurde, führte wegen der allgemeinen Geldnot zu neuen Friedensverhandlungen (zu St. Omer 1439), doch nicht zum wirklichen Frieden. Als König Karl VII. durch mehrere seiner Lehnsvasallen, ja selbst durch seinen Sohn (die sogenannte Praguerie) hart bedrängt wurde, erfochten die Engländer (1440) einige Vorteile, verloren sie aber nach der Bekämpfung jenes Aufstandes so vollständig, daß die französische Herrschaft selbst in der Normandie 1443 sich zu befestigen begann.

Heinrichs VI. Charakterschwäche und Heirat.

Heinrich VI. zeigte, je mehr er zu Jahren kam, bedenklichen Mangel an Geist und an Willenskraft. Es geschah wohl auch nicht allzuviel, um beide zu entwickeln. Seine Mutter Katharina, zum zweitenmal unter ihrem Stande mit dem Waliser Owen Tudor verheiratet, wurde wegen ihrer französischen Abkunft von ihrem Sohne ferngehalten und starb bereits 1437. Später suchte vor allem der herrschsüchtige und sittenlose Gloucester seine Gunst zu gewinnen. Allein er vermochte nicht, den Einfluß des staatsklugen Kardinals von Winchester zu vernichten, welcher den Plan hatte, eine Heirat des Königs mit einer französischen Prinzessin zur Grundlage des Friedens zu machen. So kam es endlich zum Abschlusse eines Waffenstillstandes und 1445 zur Vermählung Heinrichs VI. mit der ebenso schönen als klugen und energischen Margarete von Anjou, der Tochter des Herzogs René, der sich König von Neapel und Sizilien nannte.

Ruhmloser Abschluß des Kriegs mit Frankreich.

Durch den Einfluß der jungen Königin und des klugen Grafen von Suffolk, der diese Ehe vermittelt hatte, verlor der Herzog von Gloucester täglich mehr an Ansehen. Als er 1447 im Parlamente plötzlich des Hochverrats angeklagt wurde, fand man ihn tot im Bette, ehe noch ein Prozeß eingeleitet war. Da wenige Wochen später auch der Bischof von Winchester starb, kam die Regierungsgewalt fast allein in die Hände Suffolks, der mit allem Eifer den Frieden suchte, aber höchstens eine Erneuerung des Waffenstillstandes mit kurzer Frist erlangte. Seit der Umwandlung des französischen Heeres in ein wahrhaft nationales und wohlgeübtes war Karl VII. nicht gesonnen, die englische Herrschaft länger auf dem Boden Frankreichs zu dulden. Die schlecht ausgerüsteten Heere Somersets und Talbots wurden 1449 aus der Normandie verdrängt und nach der Einnahme von Rouen und Harfleur bei Formigny (1450) so gänzlich geschlagen, daß ihre letzten Reste nach der Räumung von Caen

und Cherbourg zu Schiffe nach der Heimat segeln mußten. Im folgenden Jahre nahm Dunois Blaye und Bayonne, Bordeaux kapitulierte ebenfalls, und den Engländern blieb allein Calais und die benachbarte Grafschaft Guines übrig. Noch einmal versuchte der achtzigjährige Talbot mit 4000 Mann die Gironde wiederzugewinnen, und Bordeaux öffnete ihm die Thore, weil es mit der französischen Herrschaft unzufrieden war, aber schon 17. Juli 1453 verlor er Sieg und Leben bei Castillon. Seitdem vermochten die Engländer lange Zeit hindurch nicht mehr einen Angriff zu wagen. Ein förmlicher Friede kam erst 1475 zu Picquigny zustande, als der staatskluge Ludwig XI. für geraten fand, einen solchen von dem unternehmungslustigen Eduard IV. mit hohen Geldsummen zu erkaufen.

Richards von York erstes Protektorat.

Je weniger die Mehrheit der englischen Nation einzusehen vermochte, daß diese unaufhörlichen Niederlagen eine notwendige Folge seien von der wunderbaren Erstarkung des französischen Nationalgefühls, und den Wechsel des Glücks allein den Fehlern der Regierung und der schlechten Führung der Geschäfte zuschrieb, um so mehr wandte sich der Haß gegen den allmächtigen Minister, der durch die Gunst der jungen Königin fast allein die Regierung in der Hand hatte. Auf Verlangen der Gemeinen und trotz des Widerspruchs der Lords wurde Suffolk im Anfange des Jahres 1450 verhaftet. Man klagte ihn an, „er habe den König mit Hilfe der Franzosen stürzen und seinen eignen Sohn auf den Thron erheben wollen", und da dies nicht zu erweisen war, „er habe die Regierung durch böse Ratschläge schlecht geleitet". Es half ihm nicht, daß der Hof selbst ihn auf fünf Jahre verbannte; das Volk von London rottete sich zusammen, um ihn zu ermorden; als er mühsam auf ein Schiff entkam, nahm ihn der Kapitän gefangen und ließ ihn in der Nähe von Dower in einem Boote köpfen. Einen zweiten Aufstand unter einem Irländer Namens John Cade führte die Nachricht von der Niederlage bei Formigny herbei. Er wurde für einen Augenblick Herr der Hauptstadt, dann aber von den eignen Leuten bei einem Streite über die Beute getötet. Zum erstenmal wurde hier das Verlangen geäußert, daß der Herzog Richard von York zu vollem Vertrauen erhoben werden solle, den Suffolk mit Vorbedacht zum Statthalter von Irland ernannt hatte, um ihn zu entfernen. Jetzt erschien er ohne Urlaub an der Spitze von 4000 Vasallen, beugte sein Knie vor dem Könige und bat um Berufung eines Parlaments zur Beseitigung der allgemeinen Beschwerden. Als der König nachgab, stellte das Parlament schon im November des Jahres 1450 den Antrag, den Herzog zum Nachfolger des kinderlosen Königs zu erklären. Allein der König, oder vielmehr die Königin, wollte davon nichts wissen und gab die Regierung in die Hand Somersets, der aus Frankreich zurückgekehrt war (1451); auch Richard wurde durch eine kurze Haft gezwungen, sich vor ihm zu beugen. Da traf die Nachricht von dem Verluste Bordeaux' und von der Geburt eines Thronerben (des Prinzen Eduard) zusammen mit der Erkenntnis, daß der König in eine nicht bloß körperliche, sondern auch geistige Krankheit verfallen sei. Nun wurde nach einer geheimen Beratung mit Richard von York auf Anordnung des Staatsrates Somerset in den Gemächern der Königin verhaftet und jener von den Peers zum „Protektor und Defensor des Reiches" erklärt. Kaum hatte er seinen Schwager Richard Nevil zum Kanzler und andre Mitglieder dieser Familie zu bedeutenden Staatsämtern erhoben, als ein Aufstand der Percys im Norden und die unerwartete Erklärung, der König sei wieder gesund (Ende 1454), seinem Protektorat ein Ende machte. Schon im Februar 1455 wurde Somerset seiner Haft entlassen und wieder allmächtiger Regent.

Der Krieg der beiden Rosen (1455—1485).

Indem Richard von York jetzt zu seiner eignen Sicherheit zu den Waffen griff, konnte es nicht fehlen, daß er im Laufe des Kampfes auch an das Recht erinnerte, das ihm seine Geburt auf den englischen Thron gab. Dadurch wurde derselbe zu jenem erbitterten Erbfolgekriege der beiden Häuser York und Lancaster, den man nach den Devisen derselben den der weißen und roten Rose nennt.

Richards zweites Protektorat.

Im Jahre 1455 siegte Richard von York bei St. Albans über ein königliches Heer unter Somerset, der in der Schlacht fiel. Der König, obwohl selbst verwundet, nahm nun den Sieger zu Gnaden auf, und dieser erhielt im November wieder die Regent-

schaft, da jener abermals erkrankte. Selbst nach dem Aufhören dieser Machtstellung, da der König im Februar 1456 „genas", herrschte zwei Jahre vollkommener Frieden; sogar mit dem jungen Herzog von Somerset kam es zu einer Versöhnung. Allein der Parteihader war doch schon zu tief in die Gemüter aller Anhänger gedrungen, als daß er nicht bei der ersten kleinsten Gelegenheit auf um so bedenklichere Weise hätte ausbrechen müssen. Als Richards Neffe Nevil, Graf Warwick, als Befehlshaber in Calais über hanseatische Schiffe hergefallen war und deshalb vom Könige zur Rechenschaft gezogen wurde, rüstete er mit aller Macht, „um den gerechten Beschwerden über die schlechte Regierung abzuhelfen", zog mit 30000 Mann in London ein und siegte nach hartnäckigem Kampfe bei Northampton 1460; der schwache König wurde gefangen genommen, die Königin mit dem siebenjährigen Prinzen Eduard entkam nur mühsam. Der Sieger, der von Anfang an erklärt hatte, nur gegen den Adel für das Volk und für den König zu kämpfen, hielt mit dem letzteren seinen Einzug in London und ernannte seinen Bruder George Nevil zum Kanzler. Jetzt erst kam Herzog Richard von York, der durch Verrat unter seinen eignen Parteigenossen zu schneller Flucht genötigt war, im Oktober aus Irland herbei und trat mit der offenen Erklärung auf, die er dem Kanzler schriftlich überreichte: Nach der Entsagung Richards II. habe sich Heinrich von Derby widerrechtlich der Krone bemächtigt, da nähere Erben von dem zweiten Sohne Eduards III., von Lyonel von Clarence abstammend, am Leben gewesen seien; seit dem Tode derselben sei er als der Sohn von Anna Mortimer der Repräsentant dieser älteren Linie. Wie erstaunte Heinrich VI., der, soweit seine Gedanken reichten, als König betrachtet war, daß sein Anrecht an die höchste Würde bezweifelt, ja geleugnet werden könne! Als er die Richter beauftragte, den Antrag zu prüfen, erklärten sie, er gehe nur die Prinzen von Geblüt und die Peers an; diese beriefen sich auf die wiederholentlich beschlossene männliche Erbfolge, durch die Richards Mutter und Urgroßmutter vom Throne ausgeschlossen wären, dann aber gaben sie doch dem Drängen Richards und der allgemeinen Überzeugung der Bürgerlichen soweit nach, daß sie den König bewogen, den Herzog zum Thronerben einzusetzen. Am 6. November 1460 wurde er feierlich als solcher in London ausgerufen.

Der König in der Gefangenschaft Warwicks.

314. Nevil, Graf Warwick, „der Königsmacher".
Aus einem Verzeichnis der Grafen von Warwick von John Rous, der 1491 starb.

Sofort begab sich der Herzog nach dem Norden, um nun auch die Königin Margarete zu bekämpfen, welche, gestützt auf den tapferen Adel, das Thronrecht ihres Sohnes kühn gegen den „Rebellen" zu verteidigen unternahm. Allein am 30. Dezember 1460 unterlag er bei Wakefield mit seinen 6000 Mann den 18000 der Königin. Nachdem in einer halben Stunde 2800 Mann niedergemacht waren, nahm eine wütende

Richards Tod bei Wakefield (1460).

Schar, so erzählte man später, den Herzog gefangen, setzte ihn auf einen Ameisenhaufen, der als Thron dienen sollte, flocht ihm eine Krone aus Gras und schlug ihm unter dem Rufe: „Heil, König ohne Reich! Heil, Fürst ohne Volk!“ das Haupt ab. Sein 17jähriger Sohn Rutland, welcher mit seinem geistlichen Erzieher über die Brücke floh und dem wütenden Lord Clifford begegnete, warf sich sprachlos auf die Kniee, und der Priester bat um Schonung, aber jener rief ihm entgegen: „Dein Vater tötete den meinigen, so will ich dich und alle deine Angehörigen umbringen!“ und stieß ihm den Dolch ins Herz. Das Haupt des Herzogs, mit einer papierenen Krone geschmückt, ließ die Königin auf der Thorzinne der Stadt York aufpflanzen.

Aber der Sieg gehörte ihr doch nicht. Richards ältester Sohn Eduard (IV.) von March warf 1461 bei Mortimers Croß den Adel ihrer Partei nieder, und wenn sie auch vierzehn Tage später bei St. Albans den Grafen Warwick schlug und ihren Gatten befreite, so wurden doch Eduard und Warwick mit Jubel in London empfangen. Die anwesenden Peers und Prälaten erklärten den Grafen Eduard von March als ihren König, und dieser bestieg am 2. März 1461 den Thron als der erste König aus dem Hause York. Wenn das Haus Lancaster vor allem dem Adel und der Geistlichkeit seinen Thron verdankte, so fand das Haus York seine Stütze hauptsächlich in dem Bürgerstande, welchem überhaupt das Jahrhundert angehörte, und bald entschloß sich auch die Geistlichkeit, ihm die Weihe zu teil werden zu lassen.

Eduard IV. (1461—1483).

Kein anmutigerer König hatte jemals Englands Thron inne, als dieser 19jährige Eduard von York. Wohl erzogen, gut unterrichtet, begabt und mit einem edlen und gefälligen Antlitz ausgestattet, war er geeigneter als irgend ein andrer Prinz, die Gunst des ganzen Volkes zu gewinnen; aber das war ebenso gewiß, daß der schnell erworbene Thron nur durch einen entscheidenden Sieg gesichert werden könne. Schon am 28. März 1461 traf er bei Towton in der Nähe von York mit dem 60000 Mann starken Heere Heinrichs VI. zusammen. Erst am Nachmittage des zweiten Schlachttages, nachdem viele Tausende gefallen waren, da auf beiden Seiten die Losung lautete: „Kein Pardon!“ wandten sich der König Heinrich und seine Gemahlin zur Flucht. Einen Monat später empfing Eduard die Krone aus den Händen des Erzbischofs, und im November begrüßte ihn das Parlament — das Oberhaus war freilich schwach besetzt — als den „wahren Erben der Krone“, erklärte die drei Lancasters für Usurpatoren und sprach ihnen als Hochverrätern alle Güter ab. Nun ernannte Eduard IV. seine Brüder Georg und Richard zu Herzögen von Clarence und Gloucester.

Eduards IV. Sieg bei Towton.

Als, vom Herzoge von Bretagne und dem Könige von Frankreich unterstützt, die unermüdliche Königin Margarete (1462) im Nordosten von England landete, eilten alsbald Warwick und der König herbei und nötigten sie zur Flucht. Nur in einem Fischerboote soll sie mit ihrem Knaben und mit dem französischen Feldherrn nach Berwick entkommen sein.

Margarete auf der Flucht.

An jene abenteuerlichen Irrfahrten knüpfte man später die Erzählung von romantischen Schicksalen und von Beispielen männlicher Geistesgegenwart. So berichtet eine spätere Quelle folgendes: Als sie einst auf ihren Hin- und Herzügen mit ihrem kleinen Sohne und wenigen Begleitern durch eine Gebirgsgegend eilte, geriet sie in die Hände einer Räuberbande. Aus Besorgnis, an Eduard IV. ausgeliefert zu werden, gab sie sich nicht zu erkennen und benutzte die erste passende Gelegenheit, mit ihrem Sohne in das Dickicht zu entfliehen. Einer der Räuber aber springt ihr nach, erreicht sie und ist eben im Begriff, Mutter und Kind niederzuhauen, als sie ihm zuruft: „Hier, mein Freund, ist der Sohn deines Königs; ich vertraue ihn deinem Schutze!“ — Der Räuber, teils von dieser Ehre überrascht, teils von dem ihm geschenkten Vertrauen gerührt, gelobt sich dem Knaben zum Schützer und bringt Mutter und Sohn wohlbehalten zu den Lancastriern.

Trotzdem erschien der schwache König Heinrich im Norden Englands und fand im März 1464 aufopfernden Beistand bei den Percys und bei dem jungen Herzoge von Somerset, aber auch diese wurden geschlagen, ein Percy fiel in der Schlacht, und Somerset nebst zwei Lords und 25 Herren von Rang wurden hingerichtet. Der König, aller äußeren Macht entkleidet, ohne Heer, ohne Waffen, selbst ohne Geld, irrte

Heinrich VI. im Tower.

ein ganzes Jahr in den nördlichen Gebirgen umher, bis er endlich von einem Mönche an den Grafen von Warwick verraten und ausgeliefert wurde. Als er vor demselben zu Pferde erschien, ließ ihm Warwick die Füße an die Steigbügel binden, führte ihn dreimal um den Schandpfahl herum und brachte ihn sodann nach London in den Tower, wo er seitdem in milder Gefangenschaft gehalten wurde.

Während die geächteten Adligen ihre Güter verloren hatten und ein kümmerliches Dasein führten, beförderte der junge König durch energische Sicherung der allgemeinen Ruhe den Wohlstand der Bürger und Bauern und erlangte auch die Gunst des Parlamentes in dem Maße, daß es ihm sowohl die Wollsteuer als das Pfund- und Tonnen-

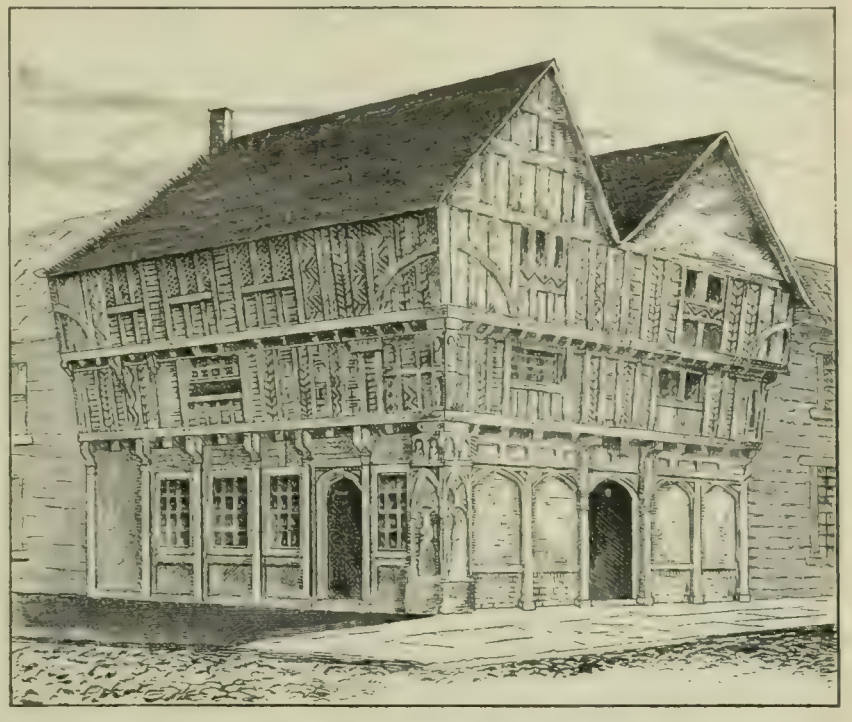
315. Englische Schiffe zur Zeit König Eduards IV.

geld für die ganze Regierungszeit bewilligte. Dabei lebte er mit dem Auslande in Frieden, schloß mit Spanien, Neapel, Polen und Dänemark Bündnisse und mit Frankreich und Schottland wenigstens Waffenstillstand.

Streit mit Warwick (1470).

Als der König seinen Thron genügend befestigt zu haben glaubte, ergab er sich in jugendlichem Übermute dem Genusse. Lebhaft angezogen von der außerordentlichen Schönheit der jungen Witwe Elisabeth Grey, schloß er mit ihr einen geheimen Ehebund, erkannte denselben nach einem halben Jahre öffentlich an und ließ sie im Mai 1465 feierlich zur Königin krönen. Von nun an begünstigte er vor allem ihre Verwandten, erhob ihren Vater zum Grafen Rivers, obwohl er ein Anhänger des Hauses Lancaster gewesen war, und sorgte für die Verheiratung ihrer fünf Schwestern mit Grafen und Herzögen. Darüber ergrimmten die mächtigen Nevils, denen er doch den Thron verdankte, und vor allem der Graf Warwick, der sich sofort mit dem staatsklugen König Ludwig XI. von Frankreich in geheime Verbindung einließ. Anderseits schloß der aufstrebende Karl der Kühne mit Eduard IV., dessen Schwester Margarete er zur Gemahlin nahm, ein Bündnis, welches zunächst den Handel der Engländer mit Burgund sicherte, aber auch die Aussicht bot, die alten Ansprüche der englischen Könige auf die französische Krone wieder aufzunehmen. Kaum hatte Warwick noch gar den 19jährigen

Bruder des Königs, den wankelmütigen Georg von Clarence, für sich gewonnen, indem er ihn ohne Wissen des Königs mit seiner älteren Tochter Isabella vermählte, so benutzte er einen Aufstand des Landvolkes im Norden von England, der gegen die Einsammler einer geistlichen Abgabe entstanden war, fiel an der Spitze von 60000 Rebellen über den Grafen Rivers her, den er hinrichten ließ, und setzte Eduard IV. selbst gefangen. Wenn dieser auch nach kurzer Zeit für das Versprechen der vollkommensten Verzeihung wieder freigelassen wurde, so war doch die Eintracht der Gemüter nie ganz herzustellen. Da der König bei der Bekämpfung eines Aufstandes zu gunsten Heinrichs VI. von den Gefangenen erfahren hatte, daß sein Bruder und Warwick die Anstifter seien, flüchteten beide sofort nach Frankreich und versprachen der unermüdlichen Königin Margarete, deren 17jähriger Sohn Eduard sich mit Warwicks zweiter Tochter Anna vermählte, die Wiedereinsetzung ihres Gemahles. Während Eduard IV. in Sorglosigkeit ihrer spottete und mit der Bekämpfung eines zweiten Aufstandes im Norden beschäftigt war, landete Warwick in Plymouth und rief die Bevölkerung des Südens zur Wiedereinsetzung Heinrichs VI. auf. Da jetzt sogar die Stadt London sich für den Lancaster erklärte, blieb König Eduard, der nicht Truppen genug zur Stelle hatte, nichts andres übrig, als sein Heil in der Flucht zu suchen. Warwick hielt nun seinen Einzug in die Hauptstadt und führte den schwachsinnigen König Heinrich am 6. Oktober 1470 aus dem Tower, in den er ihn selbst gesteckt hatte, auf den Thron, während die Königin Elisabeth mit ihren Töchtern am Altare von Westminster Zuflucht suchte, wo sie einen Sohn gebar. Der geächtete Lancastersche Adel kehrte wieder auf seine Güter zurück, und Warwick wurde Protektor.



316. Haus des Walter Coney in Lynn.

Walter Coney war ein vermögender Kaufmann in Lynn, der 1440—79 lebte. Das kulturgeschichtlich merkwürdige Haus ist vor einiger Zeit abgebrochen worden.

Warwicks Ende.

Kaum war der Winter vorüber, so landete Eduard IV., unterstützt von seinem Schwager, Karl von Burgund, und begleitet von seinem klügsten und kühnsten Bruder, Richard von Gloucester (1471), im Nordosten Englands, wie er vorgab, nur um seine Familiengüter in Besitz zu nehmen, wie einst Heinrich von Derby. Bald aber mehrte sich sein Anhang, und er nannte sich wieder König von England. Nun söhnte sich auch sein Bruder Clarence, dem es doch bei der Verbindung mit den Lancasters unheimlich zu Mute geworden war, heimlich mit ihm aus und führte ihn nach London. Hier warteten nicht nur seine angstvolle Gattin und seine zahlreichen Gläubiger auf seine Rückkehr, sondern auch das niedere Volk, und vor allem die Weiber schwärmten für den schönen, zutraulichen Monarchen. Als ihm am 11. April die Schlüssel des Towers übergeben waren, schloß er den unglücklichen König Heinrich wieder in sein Gefängnis ein und nahm den Thron in Besitz. Drei Tage später, am Ostertage 1471, stand Warwick mit seinen Truppen in der Nähe bei Barnet. Sein Verhängnis war gekommen. Im dichten Nebel hieb ein Teil seiner Mannschaften eine ganze Schar der

eignen Leute nieder, weil man sie für Feinde hielt. Nach einem Blutbade von vier Stunden war Eduard unbestritten der Sieger und der stolze Warwick, „der Königsmacher", wie man ihn nannte, war gefallen.

Ende des Hauses Lancaster (1471).

Wenige Stunden nach dieser Niederlage landete die Königin Margarete mit ihrem Sohne Eduard bei Weymouth (in Wessex) und hatte den Mut, über Bristol weiter vorzudringen, obwohl sie das Schicksal Warwicks erfuhr. Bei der Abtei Tewksbury traf sie am 4. Mai mit Eduard und Richard zusammen. Sowohl das bessere Geschütz, als die bessere Führung der königlichen Truppen verhalfen diesen auch hier zu einem entscheidenden Siege. Der 18jährige Prinz Eduard wurde nach tapferer Gegenwehr erschlagen und die Königin gefangen genommen. Am 21. Mai zog Eduard IV. mit Heeresmacht wieder in seine Hauptstadt ein. In der Nacht zum 22. Mai verlor auch Heinrich VI., der letzte Lancaster, sein Leben, der schon in der Wiege zwei mächtige Königreiche besaß und doch in den 50 Jahren seines Lebens und seiner Regierung stets fremdem Willen unterthan gewesen war. Daß der Gram ihn getötet, wie die Anhänger Eduards erzählten, ist bei der Beschaffenheit seines Gemütes nicht denkbar; später betrachtete man den 18jährigen Richard von Gloucester als den Anstifter des Mordes oder gar als den Mörder selbst.

Friede mit Frankreich (1475).

Eduard IV. fand die lebhafteste Zustimmung und die reichlichste Unterstützung beim Parlamente und bei der Nation, als er die Absicht aussprach, im Bunde mit Karl dem Kühnen (Februar 1474) einen Rachekrieg gegen Frankreich zu unternehmen, welches erobert und geteilt werden sollte. Alles schien schon vorbereitet, als sich der abenteuernde Bundesgenosse andern Plänen zuwandte und Eduard IV. es vorzog, im Vertrage zu Picquigny (August 1475) für ein reichliches Jahrgeld einen siebenjährigen Waffenstillstand mit dem Könige von Frankreich zu schließen und für eine weitere Geldsumme der Königin Margarete die Freiheit zu geben. Sie kehrte in ihre Heimat zurück und starb 1482, ohne je wieder eine politische Rolle zu spielen. Der König aber kam durch die Geldsummen und durch glückliche Spekulationen in eine so glänzende Lage, daß er an Pracht mit dem burgundischen Hofe wetteifern konnte.

Clarences Ende.

Nicht lange danach zerfiel der König mit seinem Bruder Clarence, welcher nach dem Tode seiner ersten Gemahlin die Erbin Karls des Kühnen, Maria von Burgund, zur Ehe begehrte. Allein Eduard erklärte, daß er dies wegen seiner Freundschaft für Ludwig XI. nicht zugeben könne, und die Königin strebte ganz offen danach, die Hand jener reichen Prinzessin für ihren Bruder, den Grafen von Rivers, zu gewinnen. Darüber wurde der Haß Clarences gegen diese habsüchtige Familie so heftig und führte zu so vielen Feindseligkeiten, daß der König endlich den wiederholten Klagen der letzteren Gehör schenkte und seinen Bruder wegen Hochverrat vor Gericht forderte. Obwohl die Anschuldigungen allein darauf herauskamen, daß sich Clarence mit Schwarzkünstlern verbunden habe, so sprach doch auch kein Zeuge zu seinen gunsten, und die Peers fällten das Todesurteil (Februar 1478). Zehn Tage später, als sich der König noch immer weigerte, es vollstrecken zu lassen, vernahm man, der Schuldige sei im Tower gestorben. In der Stadt kam das Gerücht auf, er sei seinem Wunsche gemäß in einem Fasse Malvasier ertränkt worden. Seine Güter fielen der habgierigen Sippschaft der Königin zu, die vor allem den Antrieb zum Prozeß gegeben hatte.

Der König fühlte sich seit der schauderhaften Verurteilung seines Bruders durch Reuegedanken beunruhigt. Dazu kam allerhand häuslicher Kummer. Er hatte den lebhaften Wunsch, seine sieben Töchter womöglich alle mit Kronen zu versehen. Allein nach langen Verhandlungen wurde die eine, welche dem schottischen Thronfolger verlobt war, wieder zurückgeschickt, die andre vom französischen Thronfolger nicht hinübergeholt, obwohl es längst so versprochen war. Alle diese Gemütsaufregungen erschütterten seine durch unmäßige Ausschweifungen ohnehin geschwächte Gesundheit. Nachdem er sich mit einer Hingebung, über welche die Umstehenden erstaunten, auf den Tod vorbereitet, starb er am 9. April 1483 im 41. Jahre seines Lebens.

Benevolenzen.

Trotz der Unwürdigkeit seines Privatlebens hatte er doch jene eigentümliche Volksbeliebtheit sich gewonnen, die den trotzigen Adel in Schranken hielt und ihm sowohl die kriegerische als auch die Geldunterstützung des reichen Bürgerstandes jeden Augenblick bereit stellte. Um das Parlament nicht zu oft anzugehen, erfand er die sogenannten „Benevolenzen", bei welchen etwas von der königlichen Würde eingebüßt wurde, aber viel Geld einkam. Er reiste im Lande umher und bat. Als er einst von einer reichen alten Witwe eine Beisteuer zum Kriege verlangte und sie ihm antwortete: „Um Eures schönen Angesichts willen sollt Ihr 20 Pfd. Sterl. haben", gab er ihr einen Kuß und erhielt 40.

Eduard V. (1483).

Der älteste, noch nicht 13jährige Sohn des verstorbenen Königs, jetzt Eduard V. genannt, befand sich an der Grenze von Wales, wo er zusammen mit seinem älteren Stiefbruder, dem jungen Lord Grey, eine sorgfältige Erziehung erhielt, die sein Oheim, der Graf Rivers, leitete. Während nun seine Mutter Elisabeth mit großer Entschiedenheit in seinem Namen schaltete, als ob niemand sonst ein Recht zu regieren hätte, traten die Häupter des Adels, der ausschweifende Lord Hastings, der Oberhofmeister Lord Stanley und der junge Herzog von Buckingham, welcher in weiblicher Linie von Eduard III. abstammte, mit dem einzigen Bruder des verstorbenen Königs, mit Richard von Gloucester, in Verbindung, der zur Zeit in York residierte. Eduard V. (1483).

Niemand hatte bis dahin den Verdacht ausgesprochen, daß Richard den König Heinrich VI. im Kerker ermordet, daß er dessen Sohn, den Prinzen Eduard, umgebracht, daß er seinen Bruder Clarence durch eine Kette von Intrigen mit Absicht in das Verderben gebracht. Erst die tendenziöse Geschichtschreibung im Zeitalter der Tudors und ganz besonders die vortrefflich stilisierte Darstellung Richards (III.) von der Hand des Kanzlers Thomas Morus, der sich aber vollkommen auf die boshaften Entstellungen des Bischofs Morton verließ, welcher noch Heinrichs VI. Staatsmann und Parteigänger war, hat das Bild Richards durchaus zu dem eines Henkers und Teufels von Profession gemacht, den auch die Natur schon durch ein entsprechendes Äußere gezeichnet hätte. Shakespeare, der aus solchen Quellen schöpfte, war darum in seiner Zeit (sein „Richard III." erschien 1597) ebenso berechtigt, jene schauervolle Gestalt künstlerisch zu gestalten und dadurch für alle Zeiten zu verewigen, als die Nachwelt verpflichtet ist, aus den weniger anmutigen als wahren Berichten der Zeitgenossen sich ein richtiges Bild des eigentümlichen Helden zu schaffen. Richards Charakter.

Schön war er nicht. Seine linke Schulter stand höher als die rechte, sein Gesicht war bleich und hager, sein tiefliegendes Auge verriet eine verzehrende Leidenschaft, die er mühsam bezähmte. Man rühmte ihn als schweigsam, kühn und konsequent im Handeln. Ein schottischer Gesandter sprach einmal seine Verwunderung aus, „eine wie mächtige Seele in einem so winzigen Körper wohne". Daß er von Charakter ebensowenig ein Teufel als ein Engel war, beweisen seine Thaten.

Sobald Richard durch den Herzog von Buckingham, nicht durch die Königin, die Nachricht von dem Tode seines königlichen Bruders empfing, bot er seiner Schwägerin in dem Beileidsschreiben die Hilfe seines Armes an, die sie nicht begehrte. Dann ließ er unverzüglich satteln und begab sich zusammen mit Buckingham und dessen Mannschaften nach dem Süden. In der Nähe von Northampton überraschten sie den Lord Rivers, welcher mit einer ansehnlichen Macht im Begriffe stand, den jungen König nach London zu führen. Nach kurzem Kampfe gelang es ihnen, dem Gegner die kostbare Beute abzugewinnen, und am 4. Mai ritt der junge König im blausamtnen Mantel durch das Thor von London, hinter ihm barhäuptig in Trauerkleidung, mit finsterem Blicke, sein Oheim Richard. Nach altem Gebrauch nahmen beide ihre Wohnung im Tower. Die Königin, welche sich wiederum mit ihren Kindern in das Sanktuarium der Westminsterabtei geflüchtet hatte, machte keinen Versuch zum Widerstande; daher wurde Gloucester auf Wunsch des Geheimen Rates von dem Parlamente mit derselben Machtvollkommenheit wie einst Bedford als Protektor anerkannt, und auf den 22. Juni die Krönung des jungen Königs angesetzt. Richards Protektorat.

Allein schon nach wenigen Tagen gab es Anzeichen, daß die neue Ordnung nicht lange Bestand haben werde. Als Richard eine Äußerung des Lords Hastings erfuhr, durch die Veränderung der Regentschaft sei nichts gewonnen, beschloß er, seine Feinde zu vernichten und den Thron in Besitz zu nehmen. Nach der energischen Weise, die ihm eigen war, begann er sofort, ohne Rücksicht auf Moral und Recht und ohne Menschenfurcht. Vernichtung seiner Gegner.

Nach Mores Erzählung, dessen Gewährsmann Morton zugegen war, trat Richard mit wirren Zügen zu den Lords in der Ratskammer des Towers und brach in die Worte aus: „Welche Strafe verdienen diejenigen, die sich zum Morde des Protektors verschworen haben?" Auf Hastings' Antwort: „Den Tod!" rief er, die Hexe Jane Shore hätte durch Zauberkünste seinen Körper zum Schwinden gebracht, wobei er seinen linken Arm enthüllte, der, wie jeder wußte, von jeher verwachsen und abgemagert war. Jene Shore war nämlich früher des Königs, dann Hastings' Geliebte gewesen. Als dieser es nochmals unternahm, von der Bestrafung zu reden, wenn man jene für schuldig finde, schrie der Protektor wütend: „Weg mit deinem ‚Wenn'

und ‚Aber'! Ich sage dir, sie hat es gethan, und das sollst du büßen, Verräter!" Indem er auf den Tisch schlug, stürzten Bewaffnete aus dem Gange hinter den Teppichen hervor und verhafteten Hastings, Stanley, den Erzbischof von York und den Bischof Morton. Umsonst verlangte Hastings, vor Gericht gestellt zu werden; man führte ihn in den Hof hinab und schlug ihm auf einem Balken Bauholz, der gerade dort lag, den Kopf ab. Am Sonntag darauf mußte Jane Shore vor aller Augen in der Kirche ihren Bußgang abhalten, für das große Volk eine willkommene Erscheinung, die sowohl auf die Tugend des Protektors wie auf die Lasterhaftigkeit des verstorbenen Königs den Blick lenken sollte. Am folgenden Tage begab sich der Protektor nach Westminster und verlangte von der unglücklichen Königin die Auslieferung des neunjährigen Prinzen Richard, „damit der junge König einen Gespielen habe". Nachdem sie ihn unter Thränen übergeben, blieb sie mit ihren Töchtern unthätig in ihrem Asyl zurück. Inzwischen hatte der Bote Richards, Richard Ratcliffe, bereits aus York Mannschaften herbeigeholt und ließ nun auch das Todesurteil an Rivers und Grey vollstrecken.

Der schlaue Gloucester rechnete vor allem auf den allgemeinen Wunsch, daß nach 28 Jahren beständiger Unruhe die Minderjährigkeit Eduards V. nicht zu neuen Bürgerkriegen führen möchte. Um die Ansprüche des königlichen Knaben zu beseitigen, mußte an demselben Sonntage, welcher zur Krönung bestimmt gewesen war, ein gewandter Kanzelredner, Dr. Shaw, der Bruder des Lord Mayor, „am Kreuze von St. Pauls" vor versammelter Menge von der lasterhaften Lebensweise Eduards IV. predigen. Indem er andeutete, daß sogar die rechtmäßige Abkunft dieses Königs zweifelhaft sei, behauptete er, daß seine Ehe mit Elisabeth keineswegs für kanonisch gelten könne, weil er einst einer andern Dame die Ehe versprochen habe; demnach sei jene auch nicht Königin und ihr Sohn nicht legitim. Endlich wies er gar darauf hin, daß das Antlitz des Vaters sich keineswegs in dem des verstorbenen Königs, sondern allein in den „wahrhaft königlichen" Zügen des Protektors abspiegele. Trotz dieser Anstrengungen des sonst ehrenwerten Predigers erreichte der Protektor, welcher während der letzten Worte auf der Galerie sichtbar wurde, noch nicht, daß er als König ausgerufen wurde. Die Masse blieb stumm, und der Prediger schlich beschämt von dannen. Sogar eine Rede des Herzogs von Buckingham in der Gildhalle vor dem Rate und den Bürgern der City bewegte nur einige Gesellen im Hintergrunde zu dem Rufe: „König Richard hoch!"

Es bedurfte erst einer umständlichen Wühlerei, bis das Parlament sich zu der offenen Bitte entschloß, der Protektor möchte, da er der einzige legitime Sproß des Hauses York sei, den ihm allein zustehenden Thron in Besitz nehmen. Nach scheinbarer Zögerung erklärte Richard sich bereit, ritt im feierlichen Aufzuge nach den beiden Hauptkirchen Londons, um daselbst zu opfern, und schlug seine Residenz in Westminster auf, während die Herolde ihn in allen Teilen der Stadt als Richard III. ausriefen. So endigte das Königtum Eduards V. nach zwei Monaten und 27 Tagen.

Richards III. Krönung.

Richard III. (1483—85).

Schon am 6. Juli fand mit allem dem Pompe, welcher für Eduard vorbereitet war, die feierliche Krönung des neuen Königs statt. Sofort nahm er persönlich mit Klugheit und Kraft die Regierung des seit einem Menschenalter zerwühlten Reiches in die Hand. Er kümmerte sich mit Eifer um die Herstellung einer geordneten Rechtspflege, er beriet mit dem Parlamente, anstatt zu „Benevolenzen" zu greifen, die Neuordnung der Finanzen, er zeigte sich besorgt für häusliche Zucht und bürgerlichen Frieden und schuf sich dadurch in wenigen Wochen die allgemeinste Anerkennung nicht nur bei den Bürgerlichen und bei den hündisch unterwürfigen Geistlichen, sondern sogar im Auslande. Kastilien, Burgund und Frankreich, selbst die Päpste Sixtus IV. und Innocenz VIII. säumten nicht, ihn anzuerkennen.

Ermordung der Söhne Eduards.

Aus Besorgnis vor dem zahlreichen Anhang, den der junge Eduard V. und sein Bruder Richard im Süden des Landes besaßen, beschloß Richard ihre gewaltsame Beseitigung. Da der Befehlshaber des Tower, Robert Brackenbury, entschieden erklärte, daß er der Befehlshaber, nicht aber der Henker des Tower sei, und daß sich die Ermordung der beiden Prinzen weder mit seiner Ehre noch mit seinem Gewissen vertrüge, sandte ihm Richard III. seinen Stallmeister Jakob Tyrrel zu mit dem schriftlichen Befehle, diesem auf 24 Stunden die Schlüssel des Tower zu übergeben. Dieser schlich nun mit seinem Reitknecht Dighton und einem spitzbübischen Gefängniswärter, Namens Forest, zur Nachtzeit in das Schlafgemach der Unglücklichen. Während Tyrrel an der offenen Thür des Zimmers stehen blieb, schlichen sich Dighton und Forest zum Lager der beiden Prinzen, die einer in des andern Arm sorglos schlummerten,

und erstickten dieselben mit den Decken und Kissen des Bettes, so daß sie lautlos aus dem Leben schieden. Die entkleideten Leichen wurden sodann am Fuße der Treppe verscharrt, und ein Haufen rauher Bausteine darüber geschüttet.

Buckinghams Abfall und Tod.

Schon in den Tagen der prunkvollen Krönungsreise hatte der eitle und gänzlich gesinnungslose Herzog von Buckingham, obwohl er mit allen Ehren und Ämtern wahrhaft überhäuft war, seine Sache von der des Königs zu trennen begonnen, ohne äußerlich davon irgend etwas merken zu lassen. Anfangs stachelte ihn wohl gar der ehrgeizige Gedanke, er selbst, als Abkömmling sowohl von Eduards III. jüngstem Sohne, Thomas von Gloucester, wie von den Somersets aus dem Hause Lancaster, könne den Zorn des Volks und der Verwandten über den Prinzenmord benutzen, um an die Stelle des Königs zu treten. Allein auf Anraten des Bischofs Morton gab er diese egoistischen Pläne auf, um dem in der Bretagne als Flüchtling lebenden Heinrich von Richmond die Krone zuzuwenden, dem die eifrigsten Anhänger des Hauses Lancaster dieselbe längst bestimmt hatten, obwohl er weder von väterlicher noch von mütterlicher Seite ein legitimer Abkömmling von John von Lancaster war. Denn daß sein Vater Edmund Tudor, der Sohn des Walisers Tudor, dieselbe Mutter mit Heinrich VI. hatte (nämlich Katharina von Frankreich) und von diesem schwachen Monarchen als Graf von Richmond adoptiert worden war, konnte ebensowenig für eine Verwandtschaft mit dem Königshause gelten, wie die Abkunft seiner Mutter Margarete von Johann Beaufort, einem unechten Sprößlinge Johanns von Lancaster. Allein er schien der Partei der Lancasters durch die Schule der Leiden eher für den Thron gereift, als der viel nähere Verwandte Eduards III., der Herzog von Buckingham. Es gelang ihnen, diesen selbst davon zu überzeugen, daß durch eine Verheiratung jenes Prätendenten mit Elisabeth von York, der ältesten Tochter Eduards IV., die wünschenswerte Vereinigung der roten und der weißen Rose zustande kommen werde. So hatte Morton, der Bischof von Ely, den Plan erdacht. Allein Richard III. war nicht so leicht zu stürzen, wie Richard II. oder Heinrich VI. Schon am 11. Oktober, als ihm durch Verrat die erste Kunde zukam, erklärte er die Teilnehmer jenes Komplottes für Hochverräter und schrieb in höchster Erregung an seinen Kanzler von seinem festen Entschlusse, der Bosheit zu begegnen, wie sie es verdiene. Als wirklich in fünf Landschaften des Südens sich Ritter und Gutsbesitzer für Heinrich (VII.) erhoben, setzte er 1000 Pfd. Sterl. auf jeden Kopf der Rädelsführer und eilte Buckingham entgegen, ehe er noch von Wales nach dem Südosten durchdringen konnte. Da die Waliser ihn feige im Stiche ließen und ein Pächter, bei dem er sich versteckt hatte, ihn für Blutgeld verriet, wurde er in die Hand des Königs geliefert und sofort (2. Juli) zu Salisbury enthauptet. Kurz zuvor war die Flotte Heinrichs von Richmond durch den Sturm zerstreut, und so konnte Richard am 1. Dezember im Triumphe in London einziehen. Hier erhielt er nicht nur (Januar 1484) von den Lords und der Bevölkerung einen neuen Treueid, sondern, was mehr wert war, vom Parlamente die Bewilligung aller verlangten Steuern.

Richards Bedrängnis.

Soweit die Grenzen Englands reichten, war der König durch seinen unbeugsamen Terrorismus wieder Alleinherrscher, aber zwei Dinge gab es, die er nicht zu bekämpfen vermochte: die immer neue finanzielle Not und das Asylrecht. Schon griff er 1484 und 1485 zu den Benevolenzen Eduards IV., die man längst spottweise „Malevolenzen" nannte, und brachte doch nicht das Notwendige zusammen. Anderseits scheiterten seine Versuche, das Asylrecht zu vernichten, ebenso sehr an Frankreich, wie an den heiligen Mauern von Westminster. Als er von den großartigen und unermüdlichen Rüstungen seines Gegners Tudor Kunde erhielt, verlor seine ganze Natur den Halt. Er geriet ins Schwanken. Im Januar (1484) entzog er der unglücklichen Witwe im Sanktuarium zu Westminster alle Titel und Einkünfte, sie sollte arm sein und Elisabeth Grey heißen; im März setzte er ihr wieder einen hohen Jahresgehalt aus und versprach, ihre Töchter standesgemäß zu vermählen, damit sie von der Verbindung mit dem Gegner ablasse. Endlich dachte er alles Ernstes daran, Elisabeth York selbst zu heiraten, da seine Gemahlin Anna — wie man sagte, an Gift — sichtlich dahinschwand (sie starb im März 1485). Von diesem Vorhaben abzustehen mahnten ihn aber auf das dringendste seine letzten und treuesten Anhänger, der Lord-Mayor und die Gemeinen. Hatte er doch die jugendliche Prinzessin — welche sich übrigens nicht abgeneigt zeigte — selbst für illegitim erklären lassen. So blieben ihm bald keine schärferen Waffen mehr, als — Worte. Mit heftigen Proklamationen suchte er in der Bevölkerung von England den Haß gegen den „Bastard-Prätendenten" zu schüren, aber lauter sprachen gegen ihn selbst der Prinzenmord, das Schicksal Buckinghams, der Steuerdruck und die ungeheuerliche Absicht auf die Hand seiner Nichte. Allgemein war die Sehnsucht nach Befreiung.

Richards Tod bei Bosworth (1485).

Am 14. August 1485 landete, von Karl VIII. unterstützt, der 26jährige Heinrich von Richmond mit geflüchteten Anhängern und zahlreichen Söldnern in einer Felsenbucht von Wales und wurde sofort von der dortigen Bevölkerung als Nachkomme des sagenhaften Königs Arthur begrüßt, der gekommen sei, das Joch der Sachsen und der Normannen abzuwerfen. Als er in England einrückte, zählte er bereits eine zahlreiche Heeresmacht. Richard freilich spottete des „unerfahrenen Jünglings" (er selbst war vier Jahre älter) und zeigte sich froh, daß er sich seiner entledigen könne. Denn er gebot über ein gewaltiges Heer und war zu siegen gewöhnt. Trotzdem schwankte der Boden unter seinen Füßen. Daß Stanley, der dritte Gemahl von Heinrich Tudors Mutter Margarete, den er mit Ehren, Würden und Einkünften überhäuft hatte, mit dem Stiefsohne schon einmal konspiriert habe, war ihm wohl bekannt. Nur um den eignen Sohn zu retten, der in Richards Hand war, hatte er jetzt offen die Partei des Königs genommen und Verzeihung erlangt, da man seiner bedurfte. Allein am 20. August wich er dennoch mit 5000 Mann vor Richmond zurück und lagerte abseits, um zu warten, ob es möglich sei, die Partei zu wechseln, ohne das Leben des Sohnes zu gefährden. Am 22. August 1485 lagen die Heere bei Bosworth (in der Nähe von Leicester) einander gegenüber. Richard war seinem Gegner an Streitkräften weit überlegen. Dennoch hatte er eine Ahnung von dem Verhängnis, das seiner wartete. Gewissensangst peinigte ihn, böse Träume hatten ihm den Schlaf verscheucht. Die Kapläne und der Diener mit dem Frühstück fanden ihn am Morgen des Schlachttages vor der Zeit aufgestanden, sein Antlitz bleicher und hagerer als gewöhnlich. Er sprach davon unverhohlen, daß dieser Tag über das Reich entscheide. Für den Fall des Sieges drohte er blutigste Rache den Verrätern; aber noch wußte er nicht, wer diese seien.

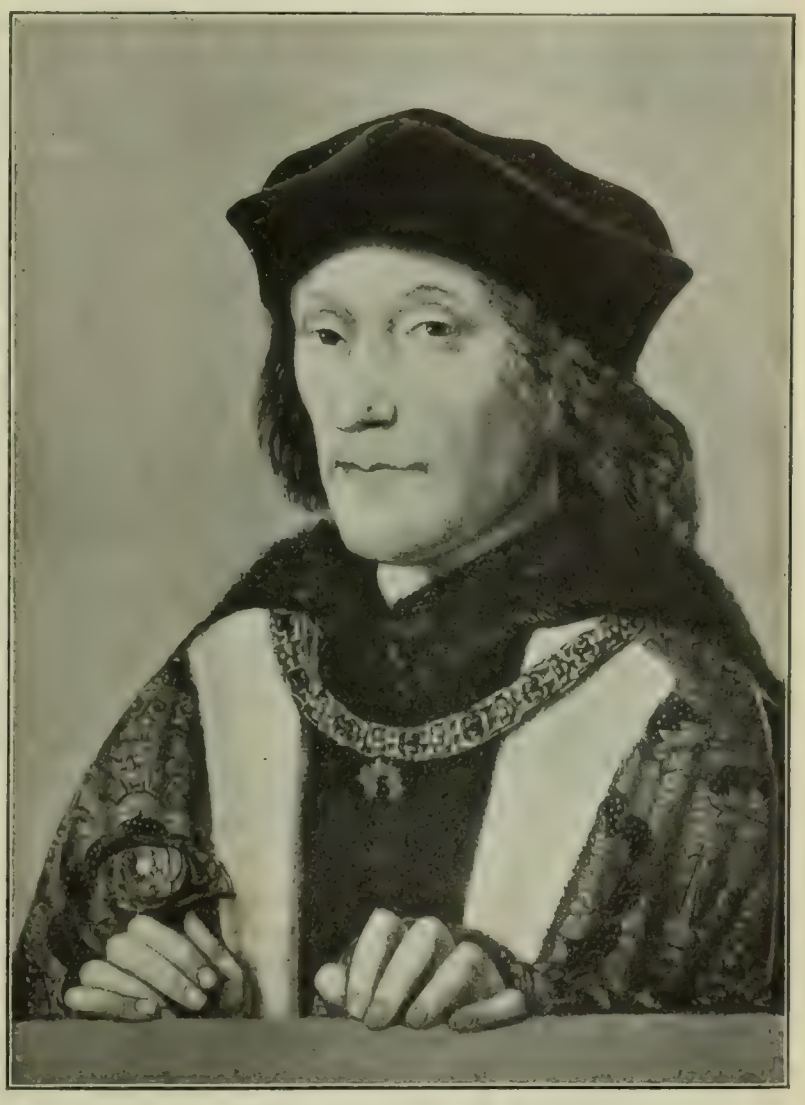
Als Heinrich die Höhe hinab gegen die Scharen des Herzogs von Norfolk vordrang, geschahen zwei Dinge, die entscheidend waren: der Graf von Northumberland, von dem dies am wenigsten erwartet wurde, steckte das Schwert in die Scheide und führte seine Leute fort; gleichzeitig warf Richards Oberhofmeister Stanley die Maske ab und drang mit seiner Schar wütend auf die Stelle ein, wo das königliche Banner Richards wehte. Dieser, eben abgestiegen, um sich durch einen Trunk Wasser aus dem Brunnen zu erfrischen, sah die Gefahr vor Augen. Dennoch verschmähte er es, zu fliehen. Er drückte die goldene Krone fest auf den Helm und stürmte Heinrich von Richmond entgegen. Dessen Bannerträger rannte er mit der Lanze nieder, dann nahm er das Schwert zur Hand und hieb so löwenmutig um sich, daß ihm niemand zu nahen wagte. Endlich aber drängte sich William Stanley mit andern so gewaltig an den Ermüdenden, daß dieser vom Pferde gerissen und getötet wurde. Williams Bruder, der Lord Stanley, brachte die zum Teil von Schwertern zerhauene Krone des Gefallenen noch auf dem Schlachtfelde dem Sieger und setzte sie ihm aufs Haupt, während das Heer jubelnd rief: „König Heinrich VII. hoch!" Der Sieg war vollständig. Das große Heer des letzten York war zersplittert. Richards nackter, verstümmelter Leichnam wurde einige Tage in Leicester ausgestellt, dann von den Nonnen des Ortes in der Kirche der Grauen Brüder bestattet. Ein Marmordenkmal mit alabasternem Bildnis ließ zehn Jahre später Heinrich VII. daselbst errichten, doch ist es nicht lange danach, bei der Aufhebung der Klöster, zerstört worden.

Als Richard III. tot war, vergaß man gern, daß er zuzeiten ein wilder Tyrann, ja ein rachsüchtiges Untier gewesen, und rühmte seine Pflege der Gerechtigkeit, seine Sorge für Veredelung der Kirchenmusik, seine Sammlung geschichtlicher Urkunden, seinen Eifer für die Ausbreitung des Handels bis nach Island. Allein alle diese und noch mehr Züge, welche den Geist der neuen Zeit ankündigen, zeigten sich auch bald bei den Herrschern aus dem Hause Tudor (1485—1603), und machten dieses zur beliebtesten unter allen Dynastien, die England je beherrscht haben.

Heinrich VII. (1485—1509).

Heinrich VII. und Elisabeth von York.

Der erste Tudor wurde bei seinem ersten Einzuge in London (27. August) von allen Klassen der Bevölkerung mit Jubel begrüßt. Man feierte, ermüdet durch dreißigjähriges Blutvergießen, in seiner Thronbesteigung zugleich das Ende des Kampfes der beiden Rosen und hoffte dieses alsbald gesichert zu sehen durch die versprochene Vermählung Heinrichs mit Elisabeth York. Allein der König zögerte auffallend und that vielmehr lauter Schritte, um gerade den eignen Stamm, der doch so äußerst geringes Thronrecht aufweisen konnte, als den allein legitimen darzustellen. Indem er neben die Fahne St. Georgs in der Paulskirche den kymrischen Drachen von Wales aufhängen ließ, suchte er seine Dynastie unmittelbar an den sagenhaften König Arthur zu knüpfen und betrieb mit Eifer die Krönung in Westminster und die Anerkennung durch das Parlament, noch ehe er sich mit Elisabeth vermählte. Kaum war die schreckliche Seuche des Englischen Schweißes erloschen, die ganz England (nicht Irland und Schottland) verheert hatte, so hielt er am 30. Oktober in London seinen festlichen Einzug zur Krönung. Es fiel wohl auf, daß er, der englischen Sitte entgegen, im verschlossenen Wagen einfuhr, umgeben von fünfzig starken Leibwächtern, auch daß bei seinem Ritt über die Londonbrücke zum Tower seine Begleiter nach französischer Sitte zu zweien auf einem Pferde saßen, aber man erblickte in solchen Neuerungen nur Zeichen der Kraft und hoffte auf einen langen Frieden im Innern. Nachdem die Krönung vollzogen war, erklärte er den Gemeinen, er habe die Krone auf Grund seines Erbrechtes und des ihm „von Gott verliehenen" Sieges genommen. Nicht Lancaster, nicht York solle also den Thron inne haben, sondern ein neuer Zweig der beiden endlich versöhnten Rosen. Nachdem der König „den Herzog von Gloucester" (Richard III.) nebst 30 Anhängern geächtet, desgleichen alle, die sich seit seiner auf den 21. August zurückdatierten Thronbesteigung gegen „die Majestät des Königs" vergangen, ihrer Güter beraubt, alle andern aber, wenn sie seine Gnade suchten, amnestiert hatte, forderte er alle Krongüter zurück, die seit Richards Protektorat (1455) vergeben waren, und erhielt dadurch so reiche Geldmittel, daß er sich mit einem einfachen Pfund- und Tonnengelde begnügen konnte, welches ihm die Gemeinen sofort auf Lebenszeit bewilligten. Nun erst



317. König Heinrich VII. von England.
Gemälde in der National-Porträtgalerie zu London.

gab er der einmütigen Bitte der Stände nach und führte Elisabeth (18. Januar 1486) zum Altare, wie er selbst erklärte, „um fernerhin allem Blutvergießen vorzubeugen".

Vernichtung der Prätendenten.

Da der einzige rechtmäßige Nachkomme des alten Königshauses, Eduard von Warwick, der Sohn Georgs von Clarence, im Tower gefangen gehalten wurde, hatte der König niemand mehr zu fürchten. Zwei Betrüger, von der reichen Witwe Karls des Kühnen, Margarete von York, als Gegenkönige ausgerüstet und aufgestellt, wurden glücklich besiegt und unschädlich gemacht.

Simnel.

Der hübsche Sohn eines Orgelbauers, Lambert Simnel, der sich für jenen Eduard ausgab, fand in Irland Glauben und Anhang. Als der König aber den wahren Eduard in Prozession durch London führen ließ, verlor jener so ganz die Sympathie, daß er (16. Juni 1487) bei Stoke total geschlagen und gefangen gesetzt wurde. Um ihn gänzlich der Verachtung preiszugeben, stellte ihn der König in seiner Küche als Bratenwender und später wegen guter Führung als Falkenier an. Trotzdem trat fünf Jahre später auch ein Pseudo Richard auf. Perkin (d. i. Peterchen) Warbeck, der Sohn eines Flußschiffers aus Tournai, gab sich für den Prinzen Richard, den im Alter von zehn Jahren ermordeten Bruder Eduards V. aus. Da Margarete von Burgund ihn offen als ihren Neffen anerkannte, fand er bei seinem öffentlichen Auftreten (1492) nicht allein in Irland ungeteilten Anhang, sondern auch beträchtliche Unterstützung von seiten Frankreichs und Schottlands. Jakob IV. von Schottland empfing ihn wie einen Fürsten, gab ihm Katharina Gordon, eine Verwandte des Königshauses, zur Ehe und hoffte ihn als „Richard IV." auf den englischen Thron zu führen. Allein bald fand er es doch für geratener, mit König Heinrich einen Waffenstillstand auf Lebenszeit abzuschließen (September 1497). Warbeck hatte inzwischen eine Landung in Cornwall versucht, das sich eben zuvor wegen zu hoher Steuern empört hatte, wurde aber schon im Oktober 1497 bei Taunton gefangen genommen. Anfangs genoß der Abenteurer trotz der Bewachung eine staunenswerte persönliche Freiheit; als er aber seinen Wächtern entwischte und wieder eingefangen wurde, war es mit der ehrenwerten Behandlung vorbei. Er mußte unter dem Portale von Westminster öffentlich mit einem Blatt Papier in der Hand niederknieen und laut sein Sündenbekenntnis ablesen. Am zweiten Tage gestand er auch seine niedere Herkunft und erzählte seinen ganzen Lebenslauf unter Verwünschung seines maßlosen Ehrgeizes, der ihn zum Betrüger und Staatsverbrecher gemacht habe. Dann wurde er als Leidensgenosse jenes obengenannten Prinzen Eduard von Warwick

Warbeck und Eduard von Warwick.

in den Tower gesperrt. Beide vereinigten sich zur Flucht, gerieten aber sofort wieder in die Hand Heinrichs VII., welcher 1499 Perkin Warbeck als Betrüger hängen, den halbblödsinnigen Eduard aber, dessen einziges Verbrechen darin bestand, daß er aus dem Hause York war, enthaupten ließ. Nun erst war das Haus Tudor auf dem Throne so befestigt, daß an einen Ausbau der Monarchie im Innern und an eine einflußreiche Stellung dem Auslande gegenüber gedacht werden konnte.

Befestigung der Königsgewalt.

Die schlimmste Folge des jahrelangen Bürgerkrieges und der endlosen Kette von Verschwörungen war ohne Zweifel die allgemeine Unsicherheit des Rechtes. Daher ließ es Heinrich VII. eine seiner ersten Sorgen sein, den Landfrieden durch ein höchstes Reichsgericht zu befestigen. Indem er erkannte, daß die Sitte, oder richtiger Unsitte, der Gefolgschaften, welche der Adel in seine Farben kleidete und zur blutigen Ausführung seiner Selbsthilfe verwandte, das Haupthindernis einer allgemein geachteten Justiz sei, benutzte er den günstigen Umstand, daß bei seiner Thronbesteigung in dem ersten Parlamente nicht mehr als 25 geistliche und weltliche Peers zusammenzukommen vermochten. In so erschreckender Weise hatte der Krieg der beiden Rosen unter dem Adel aufgeräumt. Indem der König an das Parlament des Jahres 1487 ein verschärftes Gesetz gegen die bewaffneten Gefolgschaften des Adels brachte, schuf er zugleich in der Sternkammer (vielleicht so genannt, weil das Zimmer, in welchem der Geheimerat bisher über Ruhestörer aburteilte, an der Decke mit einem Stern geschmückt war) eine Kommission aus königlichen Richtern, deren Kompetenz allein von der Willkür des Königs abhing und nicht durch die Mitwirkung von Geschworenen beschränkt wurde.

Beschränkung des Asylrechts.

Auch die sogenannte Rechtswohlthat des Klerus, nach welcher jeder, der lesen konnte, bei dem ersten Raube oder Morde den weltlichen Gerichten entzogen und allein dem Bischof übergeben wurde, also straflos ausging, sowie das Asylrecht aller geistlichen Häuser beschränkte der König mit Hilfe des Parlaments und selbst der Päpste. So kam es allmählich dahin, daß ein Fremder rühmen konnte, unter Heinrichs VII. Regierung sei die Sicherheit der Person und der Habe größer gewesen als jemals seit den Zeiten Wilhelms des Eroberers.

Handel und Gewerbe.

Eine besondere Sorgfalt wandte Heinrich VII. der Pflege des Handels und Gewerbes zu. Wenn er die Einfuhr französischer Weine und Färbepflanzen sowie

die Ausfuhr englischer Tuche allen fremden Nationen (vor allem den Hansen) untersagte, um den englischen Schiffbau und Handelsverkehr zu heben, so erkennen wir in solchem Verbot die erste Grundlage der berühmten Schiffahrtsakte, durch welche Cromwell später den englischen über den niederländischen Handel erhob (s. Bd. VI. S. 490). Auch vermehrte er die Zahl der königlichen Schiffe, um durch sein Beispiel anzuspornen. Damit sich die einheimische Tuchfabrikation hebe, erhöhte er den Ausfuhrzoll für Rohwolle bis zu $33\frac{1}{3}$, ja 70 Prozent des Wertes, während er den für fertige Tuche bis zu 7, ja 2 Prozent herabsetzte. Vergeblich klagten die Hanseaten, die englischen Tuchscherer verdürben ihre Tuche selbst.

Cabottos Entdeckungen.

Sogar den Hoffnungen auf die Neue Welt im Westen verschloß Heinrich weder seinen Sinn noch seine Kasse. Bartolomeo Colombo, der bei der Überfahrt nach England von Seeräubern ausgeplündert war, konnte erst 1493 mit den Plänen seines Bruders vor den König treten, als es schon bekannt war, daß jener von Isabella unterstützt wurde. Allein Giovanni Cabotto, ein Genueser, der in Bristol lebte, erhielt 1496 einen Freibrief für sich und seine drei Söhne, um mit fünf Schiffen in allen unbekannten Ländern die Flagge des Königs aufzupflanzen und dafür das Handelsmonopol und vier Fünftel des Reinertrages zu genießen. Ein Schiff hatte der König allein ausgerüstet. Trotzdem Cabotto bei der Berührung des menschenleeren Festlandes (24. Juni 1497), vielleicht von Labrador, keine Neigung zu tieferem Eindringen verspürt hatte, erhielt er 10 Pfd. Sterling. Eine neue Entdeckungsflotte, die ebenfalls von Bristol aus auf nordwestlicher Fahrt zu dem reichen „Großchan" in Asien durchdringen sollte, verfehlte ihren Zweck ebenso. Giovanni starb unterwegs und sein Sohn Sebastian genoß nicht in gleichem Maße das Vertrauen des Königs. Doch ließ dieser mehrere Eingeborene (Eskimos), die 1502 über Bristol an seinen Hof gebracht wurden, soweit ausbilden, daß sie sich „wie Engländer" kleideten und benahmen.

318. Ausstellung am Pranger in England 1497. Nach einem alten Bilde.

Die größten Schwierigkeiten bot die Befriedigung der immer gesteigerten Geldbedürfnisse dar, da es weder eine geordnete Finanzverwaltung noch ein geordnetes Steuerwesen gab. Man hat Heinrich VII., welcher für seine Person sparsam, bei Hoffesten verschwenderisch war, geizig und habgierig gescholten, weil er in großen und kleinen Geldangelegenheiten die peinlichste Ordnung hielt und kein Mittel, auch unerlaubte nicht, scheute, um seine Kasse, welche zugleich die des Staates war, zu bereichern. Er ließ sich „Subsidien" zu Kriegen bewilligen, welche er nicht führte, er griff zu den mißliebigen Benevolenzen und erneuerte mit der größten Schärfe die Einrichtung der außer Gebrauch gekommenen Strafgelder. So gewann er die Möglichkeit, das Parlament in den letzten dreizehn Jahren seiner Regierung nur ein einziges Mal einzuberufen und dennoch einen Schatz von mindestens 1800000 Pfd. Sterl. zu hinterlassen. — Freilich galt er selbst für den weisesten und reichsten König der Welt. Auch das eigenste Glück der Könige besaß Heinrich, daß er tüchtige Gehilfen für seine Regierungsthätigkeit fand. Der alte Morton, welcher schon Heinrich VI. gedient hatte, war sein Kanzler, Poynings der gefürchtete und zugleich geachtete Statthalter von Irland, und der junge Wolsey, der Sohn eines Fleischers aus Ipswich, damals Kaplan des Königs, begann sein großartiges diplomatisches Talent zu entwickeln.

Finanzverwaltung.

Ehebündnisse.

Als Heinrich VII. 1499 den Waffenstillstand mit Schottland zu Stirling in einen Frieden verwandelte, suchte er das Bündnis der beiden Kronen zugleich für spätere Generationen zu sichern, indem er seine zehnjährige Tochter Margarete mit Jakob IV. verlobte. Dem Geheimen Rate, welcher die Besorgnis aussprach, es könne England einst infolge dieser Ehe sehr leicht an Schottland fallen, erwiderte er in richtiger Vorahnung: „Schottland wird an England kommen, denn das kleine geht dem größeren nach." Auch mit Ferdinand von Aragonien und Isabella von Kastilien, welch letztere durch ihre Großmutter Katharina eine legitime Urenkelin Johns von Lancaster war, knüpfte er verwandtschaftliche Bande, indem er mit ihrer 16jährigen Tochter Katharina 1501 seinen 14jährigen Sohn Arthur vermählte, und als dieser nach einem halben Jahre bereits verstarb, die Hand der jungen Witwe für seinen jetzt einzigen Sohn, den 11jährigen Heinrich (VIII.) begehrte, jedoch unter der charakteristischen Bedingung, daß erst der Rest der Mitgift bezahlt werde. Trotzdem trat er in dem Streite Ferdinands des Katholischen mit seinem Schwiegersohne Philipp auf die Seite des letzteren und verhandelte eben über seine eigne Vermählung mit dessen Schwester Margareta — seine Gemahlin Elisabeth war bereits 1503 gestorben — als wiederholte Gichtanfälle seinem Leben ein Ende machten. Er starb, nachdem er die Königsmacht des Hauses Tudor im Innern und nach außen hin befestigt und fast zu einer absoluten gemacht hatte, am 21. April 1509 auf seinem prächtigen Landsitze Richmond im Alter von 52 Jahren.

Des Königs Gestalt und Charakter.

Der erste Tudor war weder von Gestalt noch von Antlitz schön, eine lange hagere Gestalt mit dünnem Haupthaar, gefurchter Stirn und Wange, der Mund durch Zahnlücken entstellt. Nur das Auge blickte mehr Milde, als die energische Handlungsweise sonst bezeugte. Beim Reden gewann sein Aussehen, denn er war schlagfertig in Ernst und Scherz und wünschte dafür zu gelten. Das Zeremoniell und die Pracht seiner Feste sollten den Glanz des Königtums erhöhen. Seine persönlichen Ansprüche waren bescheiden. Die Leidenschaft der Jagd trieb ihn von Ort zu Ort. Sonst umgab er sich mit Minstrels, Orgelspielern, Pfeifern, ja Trompetern, ließ Harfen- und Geigenspieler, mit Vorliebe auch „Walliser Reimer" und italienische Poeten vor sich kommen. Wie sein peinlich geführtes Ausgabenbuch bezeugt, belohnte er reichlich, geborene Franzosen doppelt. Auch Schwimmer, Zauberkünstler, Seiltänzer und Feuerfresser gingen nicht leer aus. Groß war die Zahl von Narren und andern Seltsamkeiten an seinem Hofe. Da waren der „närrische Herzog von Lancaster", der spanische Narr Dego, der „Narrenmeister", das „große Walliser Kind", der schottische Zwerg Allen und das „große Weib aus Flandern". wilde Katzen und fremde Vögel; aber auch für eine Nachtigall bezahlte er ein Pfund Sterling. Der Kirche war er treu ergeben und bestrafte die Ketzer mit Pranger oder gar mit Verbrennung. Er selbst stiftete sechs Klöster, zwei große Hospitäler und die berühmte Kapelle am Ostende der Westminsterabtei. Es erscheint unsrer Zeit wunderbar, daß erst wegen solcher Handlungsweise die Konvokation von Canterbury 1504 den Beschluß faßte, es solle in jeder „größeren" Kirche Englands der zelebrierende Priester in der Messe für das Heil des Königs bitten.

Blick auf das Kulturleben Englands.

Englands Wohlstand.

Wenn das Königtum von der Zeit Eduards I. bis zu der Heinrichs VII. seine hauptsächlichste Stütze in dem sächsischen Bürgerstande fand, so verdankte dieser sein Emporkommen und seinen Reichtum vor allem dem einträglichen Handel mit Korn und Wolle. Trotz der beständigen Kriege stieg die Bevölkerung des Königreichs vom Anfange des 14. bis zum Ende des 15. Jahrhunderts von 2500000 auf 3 Millionen. Während auf dem Lande der freie Grundbesitz des ehemals so geknechteten sächsischen Adels immer mehr Geltung gewann, entstanden in den Handelsstädten nach dem Vorbilde der Italiener und Hanseaten Handelsgesellschaften und Wechselbanken. Wenn auch Eduard III. noch den Handel vorzugsweise in die Hand der deutschen Hansa gab, so suchten die englischen Schiffe doch sich den Weg nach dem fernen Bergen in Norwegen ausschließlich zu sichern. Wohl ging durch den Verlust von Gascogne die Hauptstation für den Verkehr mit dem Mittelmeere verloren, und 1474 mußte Eduard IV. den Burgundern den gesamten Handel in der Nordsee, den Hanseaten den in der Ostsee einräumen, aber doch gewannen Calais und Dover, welche schon Kaiser Sigmund die beiden Augen nannte, die das enge Meer bewachen, mit der Thronbesteigung des ersten Tudors ihre frühere Bedeutung wieder. Dazu erwarb er (1499) Berwick für immer als wichtigen Stapelplatz gegen Schottland und wirkte durch Verträge dem Über-

gewicht der Flandrer, Holländer und Hanseaten entgegen. Bei seinem Leichenbegängnis geschah es zum letztenmal, daß zwischen den städtischen und königlichen Behörden auch die Vertreter der fremden Handelsgilden einherritten.

Landwirtschaft.

Um die einheimische Landwirtschaft zu schützen, wehrte schon der erste Tudor dem massenhaften Erwerb von Grundbesitz durch reiche Kaufleute, weil diese gewöhnlich das Saatland in Weideland für ihre bedeutenden Schafherden verwandelten. Doch schützten die meisten englischen Könige seit Eduard III. vor allem die einheimische Industrie abwechselnd durch Ausfuhr- und Einfuhrverbote. Um die Zeit von 1500 galt England nach der Versicherung des venezianischen Gesandten für das reichste Land Europas.

Das Parlament.

Der Ausdruck „Parliamentum", welcher sich zum erstenmal im Jahre 1244 gebraucht findet, bedeutet die seit Erlaß der Magna Charta (1215) ständisch gegliederte Versammlung von einberufenen Vertretern des Hofes, des Heeres, der Kirche und des Landbesitzes. Da nach der Bestimmung der Magna Charta die „Meistbelehnten", also weltliche und geistliche ohne Unterschied, durch ein besonderes königliches Ausschreiben zu dem Parlamente geladen wurden, war für England wenigstens die Möglichkeit aufgehoben, daß die Geistlichkeit als solche auch ohne Berufung durch den König eine besondere und berechtigte Kurie bilden könnte. In betreff der weltlichen Lords galt zwar der Unterschied, daß die großen Barone persönlich, alle kleineren, wenn auch unmittelbare Lehnsträger, insgesamt eingeladen wurden, doch verfuhren die Könige seit Eduard I. oft mit größter Willkür, indem sie Peers von der ersten Gattung nicht persönlich beriefen oder solche von der niederen Gattung zu Peers erhoben.

319. Englischer Kaufmann des 15. Jahrhunderts.
Nach einer Handschrift dieser Zeit.

Die Gemeinen.

Außerdem bestand frühzeitig eine Ladung von Vertretern der niederen Geistlichkeit, welche, von dieser selbst erwählt, als geistliche Beisitzer den Versammlungen der „Gemeinen" zugesellt wurden*). Zu diesen gehörten zunächst jene kleineren Lehnsträger, welche nur kollektiv berufen wurden und ihre Vertretung selbst ordneten, sodann die vielen freien Grundbesitzer, die nach und nach genötigt wurden, Ritter zu werden. Es ist erwiesen, daß die Ladung von vier Rittern aus jeder Grafschaft schon vor Simon von Montfort (s. S. 211) üblich war, aber erst seit Eduard I. regelmäßig ausgeübt wurde. Von den Städten waren bis zum Jahre 1265 nur London und die fünf großen Hafenstädte Hastings, Romney, Hythe, Dover und Sandwich (die sogenannten Cinque Ports) als „Seebaronien" befugt, sich durch ihre Vertreter an den öffentlichen Angelegenheiten zu beteiligen, dann erhielten auch andre dies Recht, allein erst seit der Regierung Eduards I. sandten wirklich alle dazu berechtigten Städte ihre Vertreter zum Parlamente, und später unter Eduard III., der freilich noch oft mit den Geistlichen, Baronen, Rittern und Städten einzeln verhandelte, vollzieht sich doch zum Schluß die Gruppierung in zwei Hauptmassen, in die der persönlich und die der insgesamt Berufenen, oder wie man zu sagen pflegte, der „beiden Häuser", weil jene im Bildersaale des Palastes, diese gegenüber in dem Kapitelhause der Abteikirche tagten.

*) Wunderlicherweise wird die Ladung bis heute fortgesetzt, obwohl ihr Recht zu erscheinen seit der Reformation aufgehört hat.

Wachstum der Rechte des Unterhauses.

Im Laufe des 15. Jahrhunderts gelang es vorzugsweise dem Unterhause bei Gelegenheit immer neuer Bewilligungen während der Bürgerkriege die Summe seiner Rechte mehr und mehr zu vergrößern, während die meisten Peers in dem unseligen Kampfe der beiden Rosen verbluteten und die neuernannten von Anfang an sich gewöhnten, nur von der Gnade des Königs zu leben. Das Recht der freien Rede wurde zwar von dem Sprecher der Gemeinen bei jeder Eröffnung des Parlamentes durch einen Fußfall vom Könige erst erbeten, aber auch stets gewährt. Die Ordnung der Geldangelegenheiten des Englischen Reiches wurde ihnen seit dem Jahre 1408 zugestanden, und das Recht der Beschwerde wie der Ministeranklage machte sich später von selbst geltend.

So war allerdings das Königtum, welches einst Wilhelm I. allein auf die Eroberung gegründet hatte, vielfach beschränkt, aber dadurch zugleich das Haupt eines organischen Körpers geworden, in welchem ein frisches, entwickelungsfähiges Leben durch alle Adern pulsierte. Schon Fortescue, der mit Heinrich VI. verbannte Kanzler und Oberrichter des Königreiches, rühmte es mit Recht als den Unterschied Englands von den Ländern des Kontinents, daß dort der Fürst weder Gesetze noch Steuern auflegen, noch richten dürfe nach eigner Willkür, das sei nicht nur eine Sicherung der Freiheit des Volkes, sondern auch eine Erleichterung der Aufgabe des Herrschers.

320. Geoffrey Chaucer.
Nach dem Kupferstiche von J. Houbraken.

Die Universitäten und Colleges.

Die altberühmten Universitäten Englands zeigen in diesem Zeitraume kaum einen Fortschritt gegen früher. Heinrich VI. gründete unter dem Burgfelsen von Windsor die berühmte Schule von Eton und als Fortsetzung derselben das Königskollegium in Cambridge, in welchen reichausgestatteten Anstalten noch heute je 70 Knaben und Studenten die Vorteile der wahrhaft königlichen Stiftungen genießen. Das Allerseelenkollegium in Oxford beschenkte er mit einer für jene Zeit reichen Büchersammlung und gründete in derselben Stadt 1447 das großartige Magdalenenkollegium. Auch die Gemahlin Eduards IV., welche das Königinkollegium in Cambridge, und die Mutter Heinrichs VII., welche daselbst das St. Johns College begründete, sorgten wenigstens für das materielle Wohl der armen englischen Theologen. Wer das vaterländische Recht erlernen wollte, mußte sich freilich von der Universität zu einer der juristischen Innungen wenden.

Bürgerschulen und Buchdruckerei.

Auch mit der Gründung von Schulen für Bürgerliche ging König Heinrich VI. vor, indem er nach dem Muster von Eton in der Hauptstadt ähnliche Anstalten errichten ließ. Seitdem fingen die jungen Leute aus allen Ständen an, nicht nur Lesen und Schreiben, sondern auch etwas Latein zu lernen. Um 1477 eröffnete auch William

Caxton in der Nähe der Westminsterabtei die erste Druckerei, aus der freilich erst gegen das Ende des Jahrhunderts auch gelehrtere Werke hervorgingen.

Bibelübersetzung.

Am bemerkenswertesten erscheint immer die litterarische Thätigkeit John Wiclifs (gest. 1384), wenn auch die äußere Form seiner lateinischen wie seiner englischen Schriften kaum einen Fortschritt zeigt. Seine Übersetzung der „Vulgata" in das Englische steht gewissermaßen am Anfange der gesamten nationalen Prosalitteratur.

Poetische Litteratur.

Die poetische Litteratur dieses Zeitraumes zeigt sich mehr oder minder von der italienischen abhängig, die kaum ein Jahrhundert früher erwachte. Mit Recht bezeichnet man Geoffrey Chaucer (geb. um 1328, gest. 1400) als den „Vater der englischen Nationallitteratur", wenn auch die Stoffe seiner Dichtungen fast alle entlehnt sind. In seiner „Romanze von der Rose" überträgt er eines der populärsten französischen Gedichte, in „Troilus und Kressida" vielleicht den „Filostrato" des Boccaccio, in der „Geschichte von den guten Weibern" entnimmt er den Stoff Ovids Episteln. Seine Unsterblichkeit verschafften ihm jedoch unzweifelhaft die „Canterbury-Erzählungen", die bei weitem bedeutendste und originellste Nachahmung von Boccaccios „Decamerone". Jene dreißig Personen, welche auf der Wallfahrt nach Beckets Grabe zu Southwark im Gasthause „Zum Waffenrock" einkehren, erzählen einander in anmutigster Weise bald heitere, bald ernsthafte Geschichten, die der Dichter lateinischen, französischen und italienischen Quellen entnommen hat, aber mit originellen Reizen auszustatten weiß. Unter der Regierung Heinrichs VII. endlich verfaßte Stephan Hawes ein langes allegorisches Gedicht, „Der vergnügte Zeitvertreib", welches bei aller seiner Langweiligkeit doch die Sprache bereits im wesentlichen soweit fertig zeigt, wie Shakespeare sie fand.

321. Tudorbogen: Portal am Kreuzgange zu Windsor.

Baukunst.

Die stumme Kunst der Architektur entwickelte sich nach den Gesetzen der Gotik und doch mit jenen Eigentümlichkeiten weiter, welche oben (s. S. 220 ff.) sowohl im allgemeinen als auch speziell an der Kathedrale von York, welche diesem Zeitraume angehört, erläutert wurden. Das glänzendste Gebäude wurde jedoch nach erfolgtem Neubau (1327—69) die Kathedrale von Exeter mit ihren Arkadenpfeilern von ganzen Säulenbündeln, ihren sternförmigen Gewölben und ihren reichgeschmückten Rosettenfenstern. Das Maßwerk in den Fenstern und selbst in den Arkadenflächen erschien seitdem immer reichhaltiger, und dieser „gezierte Stil" führte endlich in der Kapelle Heinrichs VII. zu Westminster zu einer wahrhaft üppigen (fast maurischen) Weise der Ornamentik, indem man die Schlußsteine des Gewölbes sogar stalaktitenartig niederhangen ließ. Daneben entwickelte sich der sogenannte „wagerechte Stil", welcher die Strebebogen nach Möglichkeit beseitigte und seit dem Ende des 15. Jahrhunderts den England ganz eigentümlichen gedrückten Tudorbogen einführte. Von solcher Anlage sind die Redcliffkirche in Bristol, die Kirche zu Bath (wegen ihrer großen Fenster die „Laterne von England" genannt), die Kathedrale von Norwich, die Marienkirche in Oxford u. a. m., während die Kapitelhäuser von Exeter und Canterbury sich durch den zierlichen Schmuck ihrer flachgiebeligen Holzdecken auszeichnen.

Schottland.

Erlöschen der Dynastie Kenneth (1286).

Es ist in der Geschichte Eduards I. von England ausführlich erzählt worden, welche tragischen Folgen für das Geschick des nordischen Gebirgslandes der unselige Sturz mit dem Pferde hatte, durch welchen am 19. März 1286 das Leben Alexanders III. (s. S. 579) und zugleich die Dynastie Kenneth erlosch.

Nach dreißigjährigem unaufhörlichen Ringen erlangte Schottland seine Selbständigkeit wieder, und Robert I. Bruce (1306—29) konnte daran gehen, durch treffliche Gesetze, durch Einführung englischer Einrichtungen und mit Hilfe eines Parlamentes die Wunden zu heilen, welche der Krieg geschlagen hatte. Die Minderjährigkeit seines Sohnes David II. (1329—71) und die mißliebige Regierung des Reichsverwesers, des Grafen Moray, führten dann einen Abfall der schottischen Nation zu Eduard Baliol (1332—56) herbei, welcher bald wieder durch seine Unterthänigkeit gegen England den Zorn der Nationalgesinnten wachrief. Geriet auch David II., der in Frankreich ein Asyl gefunden hatte, in die Gefangenschaft der Engländer, so glückte es doch seinem Neffen Robert „Stuart" (so genannt, weil sein Vater lange Zeit das Amt eines Stewart oder Reichshofmeisters verwaltet hatte), jenen Baliol zum Verzicht auf die Krone zu zwingen (1356) und dem König David für ein fast unerschwingliches Lösegeld von 100000 Mark die Freiheit zu erkaufen.

Thronbesteigung des Hauses Stuart (1371).

322. Kopfputz im 15. Jahrhundert.

Nach dem Bildnis der Beatrix, Gräfin von Arundel, in der Kirche zu Arundel.

Zwar hatte der König versprechen müssen, für den Fall der Kinderlosigkeit sein Reich an England zu vererben, allein der schon gealterte Eduard III. konnte es doch nicht mehr hindern, daß die Schotten nach Davids Tode die Krone an seinen nächsten Verwandten, jenen Robert II. Stuart (1371—90) gaben, welcher durch seine Mutter Maria Bruce, ein Enkel von Robert I. war. Mit Hilfe Frankreichs behauptete sich dieser gegen Richard II., sank aber vor der Zeit ins Grab, als sein Enkel Jakob I. auf der Fahrt nach Frankreich, wo er seine Ausbildung empfangen sollte, in die Gefangenschaft der Engländer geriet. Erst seitdem dieser 18 Jahre nach dem Tode seines Vaters Robert III. (1406) aus politischen Gründen von dem Herzog von Bedford freigelassen und auf den Thron gekommen war (1424—37), entwickelte sich mehr und mehr der Gegensatz zwischen dem gebildeten Königshause und dem rohen, kampflustigen und fehdesüchtigen Adel Schottlands. Seine weisen Gesetze zur Hebung des Ackerbaues und der Industrie, die Gründung von Universitäten (namentlich St. Andrews) und Schulen konnten ihn nicht schützen gegen den rohen und gewaltthätigen Adel. Als er einigen Großen die eingezogenen Krongüter entriß, bildeten sie eine Verschwörung und hieben ihn im Kloster zu Perth, wohin er sich mit seinem Gefolge geflüchtet hatte, erbarmungslos nieder. Sein eigner Stiefonkel, ein Graf von Athol, war mit unter den Mördern.

Der trotzige Lehnsadel.

Der Gewaltigste unter ihnen, Archibald Douglas, entriß der Witwe den jungen Jakob II. (1437—60); sein Sohn und seine Enkel scheuten sich nicht, zur Behauptung ihrer Herrschaft einen Bund mit England einzugehen. Nachdem zwei von ihnen gemordet, einer verbannt, ihre Güter eingezogen waren, blieben ihre Verwandten, die Grafen Angus, mächtig genug, um jene Rolle weiter zu spielen. Wohl glückte es dem kühnen, jungen Könige, endlich alle Fesseln abzustreifen und die Macht des königlichen Gerichtshofes zu heben, auch gestatteten ihm die Stände, alles eingezogene Krongut ohne vorherigen Prozeß zurückzunehmen, aber sein frühzeitiger Tod im Kampfe gegen England brachte einen siebenjährigen Knaben auf den Thron. Jakob III. (1460—88) war mit reichen Gaben ausgestattet, hatte aber kaum seine Neigung an den Tag gelegt, auf

seinem Schlosse Stirling allein mit Künstlern und Gelehrten zu verkehren, als sich die Großen, an der Spitze seine eignen Brüder, der Graf von Mar und der Herzog von Albany, gegen ihn erhoben. Nachdem jener (1477) im Kerker, dieser als Flüchtling in Frankreich gestorben war, empörte sich nochmals ein Douglas zusammen mit dem 15jährigen Thronfolger. Als der König, bei Stirling geschlagen und verwundet, in einer Mühle lag, wurde er von einem Krieger getötet.

Jakob IV. (1488—1513), welcher die ritterlichen Vergnügungen des Adels liebte, erfreute sich der allgemeinsten Zuneigung, trotzdem er die Selbsthilfe durch verschiedene strenge Gesetze verpönte und durch Begünstigung der Fischerei, Gründung einer Kriegsflotte und Errichtung von Prachtgebäuden sich dem Geiste der neuen Zeit näherte. Obwohl er mit Margarete, der ältesten Tochter Heinrichs VII. vermählt war, reizte ihn angeborene Thatenlust, die Waffen gegen England zu führen. Allein bei Flodden, am südlichen Abhange der Cheviotberge, verlor er am 9. September 1513 Schlacht und Leben. Anfangs galt er für verschollen, aber nach langem Suchen fand man seinen Leichnam unter einem Haufen von Edelleuten, die seinen Fall nicht hatten überleben wollen. An 10000 Schotten, zum Teil aus den edelsten Familien, deckten das Schlachtfeld, und die Freiheit schien verloren. Dennoch hat Schottland seine Unabhängigkeit und seine Eigenart sich noch jahrhundertelang zu bewahren gewußt.

Sechster Abschnitt.

Frankreichs territoriale, nationale und monarchische Erstarkung.

Rück- und Vorblick.

Da die Schicksale der monarchischen Staaten im Mittelalter mehr als zu irgend einer andern Zeit von den Charaktereigenschaften ihrer Herrscher abhängig waren, so konnte sich Frankreich glücklich preisen, welches in der Reihe seiner Fürsten aus dem Hause Capet wiederholentlich gerade zur passenden Zeit solche Regenten besaß, entweder die dem Lande und dem Volke zum größten Segen waren oder ihm äußere Vorteile und höchsten Ruhm brachten. In Ludwig IX. hatte es einen Fürsten gehabt, der als Muster und Vorbild aller religiösen Könige angesehen werden darf, der bei aller Selbstvergessenheit nur Gott und seiner Pflicht diente und dennoch das seltene Glück besaß, daß ihm weltliche Güter und Erweiterungen seines Gebietes in den Schoß fielen. Andre Monarchen zeigt der nächste Zeitraum, solche, die ihren Beruf allein in der inneren Stärke und äußeren Größe des Landes sehen, die mit angeborener Energie des Willens jeder Beschränkung spotten und mit praktischem Sinne, wenn auch vielfach auf Kosten der christlichen Moral, die neue Zeit schaffen, wie Philipp IV. und Ludwig XI.

Philipp III. (1270—1285).

Philipp III. (1270—1285).

Als der heilige Ludwig am 25. August 1270 (s. S. 244) unmittelbar nach dem Tode eines geliebten Sohnes selber an den Folgen des ungewohnten Klimas gestorben war, unternahm der neue König Philipp III., der Kühne genannt, zusammen mit den Herrschern von Neapel und Navarra einen vereinten Angriff, welcher den Sultan von Tunis sofort zu Friedensanträgen bewog. Dennoch glich des Königs Heimkehr einem Trauergeleite. Da er auch seine junge Gemahlin in Cosenza durch einen Sturz vom Pferde verlor, führte er drei teuere Leichen nach Frankreich, setzte sie in der Königsgruft zu St. Denis feierlich bei und empfing dann erst die Krone zu Reims.

Vergebliche Kämpfe in Kastilien und Aragonien.

Es war ein seltenes Glück, das diesem Könige vergönnte, in dem Jahre seiner Thronbesteigung nicht nur die Grafschaft Valois, welche sein verstorbener Bruder innegehabt, sondern auch Poitou, Auvergne und Toulouse, welche seinem Oheim Alfons und dessen Gemahlin gehört hatten, mit der Krone zu vereinigen. Dagegen war er in seiner äußeren Politik, namentlich in Spanien und Navarra, entschieden unglücklich. Vergebens versuchte er den beiden Söhnen seines verstorbenen Schwagers Ferdinand die Herrschaft von Kastilien zu sichern, da der Vater jenes, Alfons X., nach altspanischem Rechte und nach Reichstagsbeschluß seinen zweiten Sohn Sancho

zum Thronerben ernannt hatte. Auch in Navarra, in welchem er die verwitwete Königin, eine geborene Gräfin von Champagne und Brie, gegen ihre eignen Stände in Schutz nahm, richtete er nichts aus und konnte eigne Hoffnungen nur auf die Vermählung seines Sohnes Philipp (IV.) mit der Erbin Johanna gründen (1284). Endlich ließ er sich vom Papste das Königreich Aragonien, dessen König Pedro durch die Besetzung von Sizilien den Zorn seiner Heiligkeit wachgerufen hatte, zum Geschenke geben. Allein der fromme Kreuzzug, dem die Bettelmönche mit ihren Predigten, der Papst mit seinem Segen den unentbehrlichen Heiligenschein verliehen, endigte schmachvoll. Seine Flotte fiel fast ganz in die Hände des sizilischen Seehelden Loria, und das Landheer sah sich durch Krankheiten und schlechte Verpflegung zum Rückzuge genötigt. Verzagt und krank kam der König in Perpignan an, wo er am 5. Oktober 1285 starb.

Rechtsweisen.

In bezug auf die Verwaltung hinterließ er ein wertvolles Andenken durch die Gründung eines eignen Parlamentes in Toulouse, durch die Einführung des römischen Rechtes bei den Gerichtshöfen von Paris und durch die Erteilung adliger Lehen (und damit auch des Adels) an Bürgerliche. Auch rührt von ihm die Verordnung her, welche er schon 1270 erließ, daß der Thronfolger mit dem vollendeten 14. Lebensjahre die Großjährigkeit erlangen und selbst regieren solle.

Philipp IV (1285—1314).

323. Philipp III., König von Frankreich.
Nach seinem Grabmal in dem Chor der Metropolitankirche zu Narbonne.

Philipp IV., der Schöne, und seine drei Söhne (1285—1314; 1314—1328).

Kaum war der 17jährige König Philipp IV. mit seiner 15jährigen Gemahlin in Reims gekrönt, so begannen die Unterhandlungen mit Aragonien, welches jetzt der Bruder Philipps IV., Karl von Valois, auf Wunsch des Papstes sich erkämpfen sollte. Erst 1295 vermittelte Bonifacius VIII. jenen Vertrag, durch welchen dem Prinzen Karl anstatt Aragoniens Sizilien zugesprochen wurde, welches er freilich auch nicht erlangt hat.

Des Königs Stellung zu England.

Jene maßvolle Unterhandlung Philipps IV. zeigt deutlich an, daß es ihm vollkommen gleichgültig war, ob sein Bruder Karl das Königreich Aragonien besitze oder nicht, denn seine Art und Weise war vom ersten Tage seiner Regierung an die, daß er mit größter Rücksichtslosigkeit, Energie und Schnelligkeit überall da zugriff, wo er Gelegenheit sah, die Wohlfahrt und die Macht seines Landes zu erhöhen. Als sich König Eduard I. zum Oberlehnsherrn in Schottland machte, ergriff er die erste Gelegenheit, um Streit anzufangen. Es genügte ihm, daß bei einer der gewöhnlichen Raufereien im Kanal ein normannischer Schiffer von englischen Seeleuten erschlagen war, um jene mit 200 Segeln anzugreifen. Da diese von der Schutzflotte der fünf englischen Häfen („Seebaronien") überwältigt wurden, schickte er sofort ein Landheer gegen die englischen Besitzungen in Südfrankreich ab und forderte den König (1293) vor sein Gericht in Paris. Dann ging er wieder in freundlichster Weise mit des

Königs Bruder Edmund auf Friedensverhandlungen ein und versprach sogar, dem Könige seine Schwester Blanca zur Gemahlin zu geben. Dennoch benutzte er die Friedenspause nur, um einen großen Teil jener Ländereien wegzunehmen (1295), und wies, nachdem er dies erreicht hatte, die Werbung des englischen Königs zurück (s. S. 579).

Flandern wird französisches Lehen.

Während derselben Zeit warf er sich mit ganzer Macht auf den Grafen Veit von Flandern, welcher soeben mit Eduard I. im Bunde gewesen war, bemächtigte sich der Städte Lille und Brügge, machte sich den Kaiser Albrecht geneigt, indem er seine Schwester Blanca einem Sohne desselben zur Gemahlin gab, und erklärte Flandern nach der Gefangennahme des Grafen und zweier Söhne für ein an die Krone zurückgefallenes, eröffnetes Lehen. Daß es bisher (seit 300 Jahren) stets für ein deutsches Reichslehen gegolten hatte, machte ihm wenig Bedenken. Er folgte nicht dem geschriebenen, auch nicht dem moralischen Rechte, sondern dem Vorteil und der „Natur der Dinge", oder wie man heute sagen würde, dem „Nationalitätsprinzip", dem längst eine französisch gesinnte Partei, die „Lilianer", in Flandern geneigt war.

324. Französischer Ritter gegen Ende des 13. Jahrhunderts.

Nach dem Grabmal des Hugues Bidame (gest. 1279) in der Abtei von Chalon in der Champagne.

Anspruchung Burgunds.

Mit derselben Willkür verfuhr er (1295) bei der Verlobung seines Sohnes mit der einzigen Tochter des letzten Grafen Otto von Burgund. Sofort nahm er alle Besitzungen desselben für jenen in Anspruch, sogar das deutsche Reichslehen Burgund, und verschaffte sich die Anerkennung von Albrecht I. durch die Unterstützung, welche er ihm gegen Adolf von Nassau versprach. Freilich stand auch diese Erweiterung seines Gebietes nur im Dienste des nationalen Bandes, das er auf jede mögliche Art verstärkte und das ihm selbst in dem Riesenkampfe mit der Hierarchie zum Siege verhalf.

Streit mit Bonifaz VIII.

Der kühne Papst Bonifacius VIII. hatte, wie es scheint, den päpstlichen Stuhl mit der Absicht bestiegen, durch Einmischung in die weltlichen Händel den bereits sinkenden Einfluß der päpstlichen Macht wieder zur Geltung zu bringen. Wenn Philipp IV. endlich über diesen letzten großen Hierarchen und bald auch über die Kirche selbst in einem mehrjährigen Kampfe einen vollen und ganzen Sieg gewann, wie in der Geschichte des Kirchenstaates (s. S. 518) erzählt worden ist, so verdankte er diese unerwartete weltgeschichtliche Wendung zumeist der Versammlung der Stände, zu der er außer den Prälaten und Baronen zum erstenmal auch die Abgeordneten der Städte berufen hatte. Am 10. April 1302 gab in der Notredamekirche zuerst der Adel und der Bürgerstand, endlich zögernd auch die Geistlichkeit die Versicherung, „ihn bis zum Tode unterstützen zu wollen". Nun trat sein Siegelbewahrer und Vizekanzler Wilhelm von Nogaret, bisher Doktor der Rechte in Montpellier in einer außerordentlichen Sitzung des Staatsrates, welcher auch Erzbischöfe und Bischöfe beiwohnten, mit der Erklärung auf, Bonifacius sei nicht Papst, sondern ein falscher Prophet, ein Übelthäter, ein Simoniacus voll Herrschsucht und Golddurst, der durch ein allgemeines Konzil

verurteilt werden müsse und übergab schließlich diese Anklage in Form einer Bittschrift, von allen Anwesenden unterzeichnet, dem König Philipp als dem Verteidiger der gallikanischen Kirche. Als nun Bonifacius durch den päpstlichen Legaten in Frankreich dem König Philipp die Mitteilung machte, daß er „nach der löblichen Sitte der heiligen römischen Kirche" dem Banne verfallen sei, berief dieser (Juni 1303) einen zweiten allgemeinen Reichstag, der jene Anklage wiederholte und einstimmig an ein zu berufendes Konzil, sowie an den künftigen Papst appellierte. Bonifacius VIII., welcher sich inzwischen wegen eines Aufstandes in Rom nach seiner Vaterstadt Anagni zurückgezogen hatte, war eben im Begriff, durch eine bereitgehaltene Bulle alle diejenigen mit dem Banne zu bedrohen, welche dem Könige noch ferner die gelobte Treue halten würden, als im Jahre 1303 jener Gewaltstreich geschah, welcher dem ganzen Streite ein unerwartetes Ende machte. Wilhelm von Nogaret, von seinem Könige mit unbedingter Vollmacht ausgerüstet, hatte sich in Rom mit den Colonnas verbunden, drang mit Sciarra an der Spitze von Bewaffneten unter dem Rufe: „Es sterbe der Papst Bonifacius! Es lebe der König von Frankreich!" in den päpstlichen Palast zu Anagni ein und nahm den Greis gefangen, während die Krieger das silberne und goldene Gerät und die Weinvorräte plünderten, die Papiere vernichteten. Nach dreitägiger Gefangenschaft wurde er zwar durch den Kardinal Fieschi im Triumphe wieder nach Rom entführt, doch ereilte ihn schon im Oktober desselben Jahres der Tod (1303). Der friedliche Benedikt XI. sprach den französischen König schon vom Banne los, und als er im Juli 1304 plötzlich starb, verpflichtete sich sein Nachfolger, der Erzbischof von Bordeaux, durch einen Eid, den König von Frankreich mit der Kirche vollständig auszusöhnen, Bonifacius zu verdammen und jenem eine noch später zu eröffnende Forderung zu bewilligen. Er wurde zu Lyon als Clemens V. in Gegenwart des französischen Königs geweiht und blieb seitdem in Frankreich.

Philipp gibt in Flandern nach.

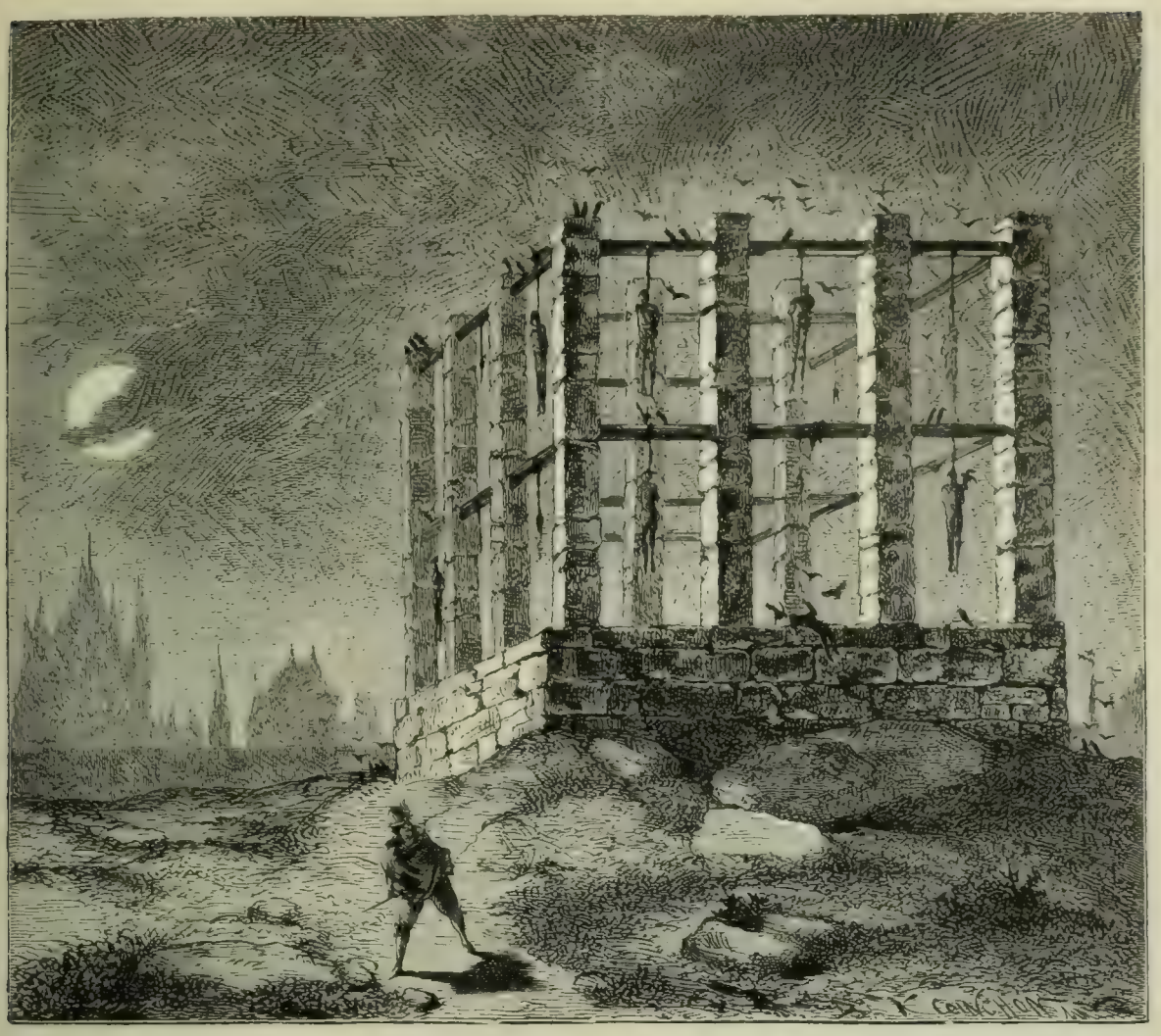
Während dieses Streites hatte sich Philipp den Frieden mit Eduard I. nur dadurch zu sichern vermocht, daß er ihm (1303) Guienne und Gascogne als französische Lehen zurückgab und ihm seine Schwester Margarete vermählte. Aber die drückenden Steuern erbitterten in denselben Tagen die Bevölkerung von Flandern. Unter Führung des Peter Koning, des Vorstehers der Wollweberzunft in Brügge, empörte sie sich und mordete in einer einzigen Nacht 3000 Franzosen. Als ein Heer bei Courtrai (1302) durch Handwerker, die nur mit langen Spießen bewaffnet waren, eine vollständige Niederlage erlitt und Philipp IV. selbst (1304) bei Mons nochmals geschlagen wurde, mußte sich der stolze König zur Unterhandlung bequemen. Er erkannte die alte Freiheit der Flandrer an, entließ alle Gefangenen und empfing als Pfand für die zu zahlenden 200000 Pfd. Sterl. die Städte Lille, Douai und Béthune mit dem dazwischenliegenden Landstriche.

Die Vernichtung des Templerordens.

Der Orden der Tempelherren, welcher um 1270 (s. S. 35) die meisten Mitglieder, gegen 20000, und in Spanien, England, vor allem aber in Frankreich die größten Einnahmen hatte, war der Herrschsucht Philipps IV. längst im Wege, weil er allein dem Großmeister und dem Papste gehorchte, und seiner Habsucht ein Gegenstand der Lockung, weil er über die größten Kapitalien verfügte und oft der Gläubiger der Staaten wurde. Seitdem der Großmeister Jacques de Molay früher geliehene Geldsummen ungestüm zurückforderte, haßte Philipp ihn persönlich und benutzte nun die Gerüchte, welche im Volke über Ketzerei und Unsittlichkeit der Ordensbrüder umliefen, dann die Aussagen zweier Nichtswürdigen, eines ehemaligen Ordenspriors, der durch den Großmeister zu lebenslänglicher Haft verurteilt war, und eines abtrünnigen Templers, der ebenfalls im Kerker saß, um mit einem Schlage den ganzen Orden zu vernichten und sich seiner Schätze zu bemächtigen.

Der Prozeß.

Als sich Molay 1306 auf Wunsch des Papstes in Paris eingefunden hatte, „um mit ihm über einen Kreuzzug zu verhandeln", sicherte sich Philipp zunächst den Erfolg, indem er schon im voraus dem Papste das Versprechen abnötigte, den Orden aufzuheben. Dann verfügte er durch geheime Schreiben, daß sämtliche Templer in Frankreich verhaftet würden. Der Großmeister selbst wurde im Temple verhaftet, alle Güter und Schätze des Ordens mit Beschlag belegt. Die widerlichen Anklagen, welche der König zuerst seinen Beamten, dann einer Theologen-



325. Das Hochgericht von Montfaucon.

Nach einem Stiche im Pariser Kupferstichkabinett (Nationalbibliothek).

Der Rabenstein von Montfaucon, im Norden von Paris, genannt gibet (Galgen) de Montfaucon, wurde 1300 von dem Finanzintendanten Philipps IV., Enguerrand de Marigny, errichtet, um die hingerichteten Verbrecher daran zu hängen, also nicht eigentlich als Galgen, sondern als eine Stätte, wo die Verbrecherleichen zur Schau und den Vögeln zum Fraße ausgesetzt wurden. Im Jahre 1315 hing Marigny selbst auf dem Montfaucon (vgl. S. 633) der nach ihm noch viele andre vornehme Gäste sah. Im Jahre 1572 wurde der Leichnam des Admirals Coligny nach Montfaucon geschleift und an den Füßen mit einer eisernen Kette aufgehangen. Der Anblick dieses Hochgerichts war schaurig; hingen doch dort, umschwärmt von Tausenden von Raben, gewöhnlich 50 bis 60 Leichen. Die Todesstrafe war eben im Mittelalter kein seltenes Ding; 1416 mußte man sogar einen zweiten „Galgen" errichten und 1457 einen dritten.

versammlung und endlich gruppenweise der Pariser Bürgerschaft mitteilen ließ, bezogen sich vor allem auf drei Punkte. Nach der Aussage jener beiden Verbrecher mußte jeder neu Aufzunehmende heimlich hinter dem Altare dreimal Christus verleugnen und das vorgehaltene Kruzifix anspeien, sodann sich entkleiden und, nachdem er auf Mund, Nabel und Rücken einen Kuß empfangen, sich zu ekelhaften Unsittlichkeiten ermahnen lassen, endlich den Götzen Baffomet anbeten. Nach jahrhundertelangem Streite hat die Geschichtsforschung wenigstens erwiesen, daß jene Anklagen nicht ganz erfunden waren. Seit dem Anfange des 13. Jahrhunderts kam wohl durch den Zorn über das Mißlingen der Kreuzzüge in dem Orden eine gewisse Verachtung Christi auf, der sich trotz aller Anstrengungen der Ritter weniger stark gezeigt habe als Mohammed. Im ganzen 13. Jahrhundert kehrt der Zweifel wieder an der Rechtgläubigkeit der französischen und englischen Tempelherren (der übrigen nicht). Man sprach schon 1272 von einer Verschmelzung derselben mit den Johannitern, da diese doch wenigstens in dem Kampfe gegen die mohammedanischen Seeräuber, jene in keiner Weise mehr ihren eigentlichen Beruf erfüllten. Auch deuten die sorgfältige Bewahrung gewisser Geheimnisse, die Androhung strenger Strafen für den Verräter auf ein „geheimes Statut". Man sagte, daß dieses den Aufzunehmenden zu dem Bekenntnis des sogenannten „Luciferianismus" verpflichtete, welcher alles Übersinnliche, vor allem die Menschwerdung Christi, leugnete und dem unteren Gotte diente, der irdischen Besitz und Genuß verleiht. Die Anklagen wegen grober Unsittlichkeit sind durch die langen und vielen Verhöre von 1307—11 nicht erwiesen.

Die Verurteilung.

Sollten aber auch die Verbrechen einzelner oder gar des ganzen Ordens verabscheuungswürdig gewesen sein, jedenfalls war die Art der Verurteilung noch verabscheuungswürdiger. Auf Verlangen des Königs befahl der Großinquisitor, die gefangenen Templer bei der Befragung

zu foltern, so daß allein in Paris 36 durch die Qualen ihr Leben einbüßten, und die Stände Frankreichs machten sich zu Mitschuldigen, indem sie fast einstimmig das Verfahren des Königs für gerecht und die Templer des Todes schuldig erklärten. Wenn auch Clemens es durchsetzte, daß die Untersuchung durch eine päpstliche Kommission in milderer Weise fortgeführt wurde, und zur Entscheidung des Prozesses im Oktober 1311 ein Konzil zu Vienne zusammenkam, so setzte Philipp IV., der sich selbst mit einer starken Leibgarde dorthin begeben, es dennoch durch, daß der Papst ohne richterliche Entscheidung „aus Fürsorge und päpstlicher Machtvollkommenheit" am 22. März 1312 die Aufhebung des Ordens aussprach und zugleich bestimmte, die Johanniter sollten seinen bedeutenden Landbesitz für eine große Geldsumme vom Könige zu Lehen empfangen. Dem Konzile, welches erst am 3. April 1312 in Gegenwart des Königs und seiner Bewaffneten seine zweite Sitzung hielt, blieb nichts übrig, als jenen Beschluß zu bestätigen. Gewissermaßen zum Danke für diese Nachgiebigkeit versprach Philipp, binnen sechs Jahren mit seinen Söhnen, Brüdern und Baronen einen Kreuzzug in das heilige Land zu unternehmen.

Jacques de Molays Ende.

So war der Orden selbst vernichtet, seine Mitglieder wurden zum Teil in Klöstern untergebracht oder blieben im Gefängnis oder verkamen auf der Flucht, 54 aber, welche die erpreßten Geständnisse wieder abgeleugnet, hatten schon früher auf dem Scheiterhaufen als rückfällige Ketzer ihren Tod gefunden. Dasselbe Ende fand auch der Großmeister Jacques de Molay. Als er nach sechsjähriger strenger Haft im Angesicht des Scheiterhaufens aufgefordert wurde, die früher schon gemachten Geständnisse zu wiederholen, erklärte er jene für abgedrungen, den Orden für rechtgläubig und unschuldig und „verzichtete freudig auf sein Leben". Infolgedessen wurde er noch an demselben Tage, zusammen mit drei andern Großwürdenträgern des Ordens, auf Befehl des Königs bei gelindem Feuer langsam verbrannt. Das große Gebäude des Tempels blieb seitdem im Besitz des Königs und bekam in späteren Jahrhunderten eine neue geschichtliche Bedeutung, als es in einem der Nachfolger Philipps IV. das unglückliche Opfer einer ebenso verbrecherischen Justiz beherbergte.

Lyon wird französisch.

Lyon, die größte und reichste Stadt des Königreichs Burgund, um welches sich die eignen Herrscher, die Könige von Deutschland, noch weniger kümmerten als um das lombardische, rief in einem Streite mit dem Erzbischof die Hilfe Philipps IV. an, und dieser zögerte nicht, es für französisch zu erklären und als obersten Richter einen Seneschall einzusetzen (1313). Seitdem wurde es die zweitgrößte Stadt in Frankreich.

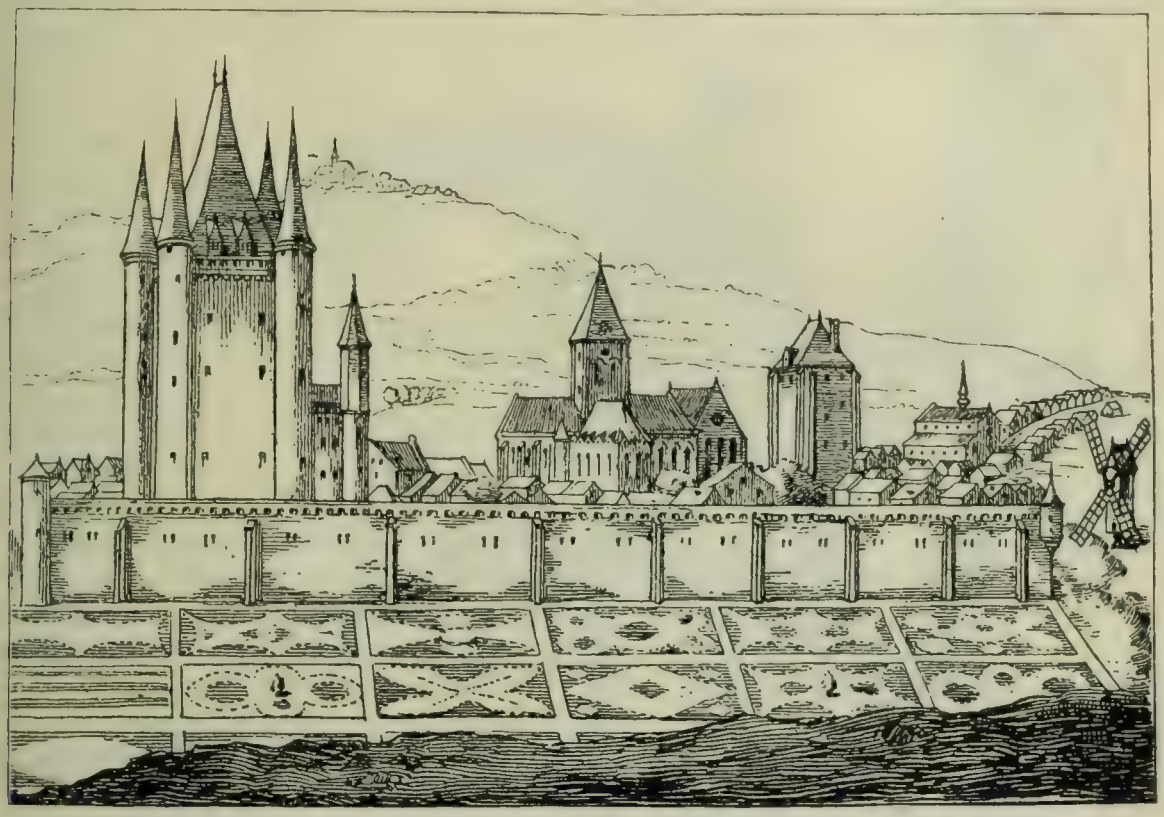
Gesetzgebung.

Durch die große Anzahl der königlichen Verordnungen und Erlasse weht ein einziger, allen gemeinsamer Geist. Es handelt sich darum, die Gewalt der Krone über alle andern Gewalten, das Interesse des Reiches über alle andern Interessen zu erheben. In diesem Sinne suchte der König durch strenge Beaufsichtigung und zeitweise durch Verbot das Münzrecht der Barone und Prälaten mehr und mehr zu beschränken und dasselbe zu einem Privileg der Krone zu machen. Er begann schon, dem Parlamente von Paris, einem Gerichtshofe, den er zu einer administrativen Behörde umgeschaffen hatte, eine Oberherrschaft über die andern Parlamente Frankreichs zu übertragen, damit eine größere Einheit hergestellt werde, und war sehr ungehalten darüber, daß die Parlamente von Toulouse und Rouen dagegen protestierten. Eine höchst folgenreiche Verordnung war die, durch welche er 1314 seinem Sohne die Grafschaft Poitou übertrug, jedoch — zum erstenmal in der Geschichte Frankreichs — mit der ausdrücklichen Bedingung, daß sie nur Mannlehen sei. Dies hatte zur Folge, daß es fortan üblich wurde, die französischen Lehen überhaupt als Mannlehen zu betrachten und diese Ansicht selbst von dem ganzen Königreiche gelten zu lassen. Als er (November 1314) im Alter von 46 Jahren starb, fühlte sich die Bevölkerung Frankreichs wie von einem Alpdrucke befreit; denn sie empfand von seiner ganzen Erscheinung zumeist den hartherzigen Zwang. Selbst der tiefsinnigste Denker Italiens, Dante, der doch im Grunde über das Wesen der Monarchie mit dem französischen Könige eines Sinnes war, spricht unverhohlen seinen Haß aus gegen diesen „neuen Pilatus". Man spürte zum erstenmal den „schneidenden Luftzug der neuen Zeit", ohne, wie erst Machiavelli vermochte, den Wert desselben schätzen zu können.

Ludwig X. (1314—1316).

Ludwig X. (1314—16), seit seinen Jugendjahren durch den Beinamen „Hutin" (der Schreihals oder der Zänker) ausgezeichnet, war 25 Jahre alt, als sein Vater starb, und besaß seit seinem 16. Jahre, als Erbe seiner Mutter Johanna, das Königreich Navarra. Da er jedoch die Vergnügungen und das Nichtsthun über alles schätzte, überließ er die Regierung gänzlich seinem herrschsüchtigen Oheim, dem Herzoge Karl von Valois. Dieser mußte die oft verletzten Rechte der Großen und der Städte von

neuem bestätigen, die eben erweiterte Gerichtsbarkeit des königlichen Gerichtshofes zu Paris wieder beschränken und die Unzufriedenheit des niederen Volkes dadurch beseitigen, daß er ihr ein Opfer hinwarf. Er ließ nämlich den Oberaufseher der Finanzen, Enguerrand von Marigny, Grafen von Longueville, welcher beschuldigt wurde, den verstorbenen König zu ungerechten Auflagen und Münzveränderungen bewogen und das Leben des gegenwärtigen durch Schmelzen eines Wachsbildes im Feuer gefährdet zu haben, vor Gericht stellen und auf dem Montfaucon (1315) hinrichten. Damit erreichte er zwar seinen nächsten Zweck, hob aber die Geldverlegenheit der Krone nicht auf; und da er sich scheute, neue Steuern auszuschreiben, so verfiel er endlich auf die Idee,



326. Der Tempel (Ordenshaus der Tempelherren) zu Paris.

Nach einem Kupferstiche des 16. Jahrhunderts in der Pariser Nationalbibliothek.

Er stand da, wo sich jetzt, an der Rue du Temple, der gleichnamige Markt befindet. Hier, im Nordosten von Paris, bauten die Templer 1128 einen vierseitigen, fast 50 Meter hohen, durch vier runde Türmchen verstärkten, vierstöckigen Bergfried mit drei Meter dicken Mauern; daneben eine Kirche, andre Türme und eine vollständige Burg mit großen Höfen und schönen Gärten. Rund herum zog sich eine Mauer und ein tiefer Graben. Der Tempel war eine so sichere Burg, daß Ludwig der Heilige im Sommer 1248, ehe er zum Kreuzzuge abging seinen Schatz darin niederlegte. Nach der Unterdrückung des Tempelherrenordens erhielten den Tempel (1312) die Johanniter. Ihr Großprior ließ (1567) eine Priorei aufführen. Der Tempel, wo (1711) Philipp von Vendôme und (1749) der Prinz von Conti als Großprior in Frankreich residierte, wurde durch seine Soupers berühmt; die Würdenträger des Ordens und andre große Herren hatten daselbst Häuser; er galt für ein Asyl die Handwerker, die keine Meister waren konnten daselbst arbeiten, zahlungsunfähige Schuldner fanden hier eine Zuflucht. Der Tempel zählte damals an 4000 Seelen. In der Revolution verwandelte man den Turm in ein Staatsgefängnis. Dieses wurde 1811, der Rest unter Napoleon III. abgetragen und an dessen Stelle ein schönes Square mit großer Halle für Trödelmarkt errichtet.

nicht nur den Juden, welche er beraubt und vertrieben hatte, für Geld auf zwölf Jahre die Rückkehr nach Frankreich zu gestatten, sondern auch den Leibeigenen für Geld „auf gute und angenehme Bedingungen" die Freiheit zu geben.

Erbfolgeordnung durch Philipp V.

Ludwig X. war eben im Begriff, in einem Feldzuge gegen Flandern ein Zeichen seiner Thätigkeit zu geben, als er von einer damals herrschenden Fieberkrankheit 1316 in wenigen Tagen dahingerafft wurde. Zum erstenmal seit Hugo Capet entstand jetzt ein Zweifel über die Thronfolge. Ludwig X. hinterließ nämlich nur eine Tochter, Johanna, welche noch minderjährig war. Daher bemächtigte sich mit Zustimmung einer Versammlung von Baronen und Rittern der Bruder Ludwigs, Philipp von Poitou, der Regierung und nannte sich Philipp V., „König von Frankreich und Navarra", indem er seine Nichte Johanna als Weib von der Thronfolge ausschloß, obwohl in Navarra die Erbfolge der Töchter unbestrittenes Herkommen und in bezug auf die Krone Frankreichs die Frage noch nie gesetzlich geordnet war, da es bisher stets

männliche Erben gegeben hatte. Philipp selbst wußte sehr wohl, daß er kein Recht auf den Thron habe, und hat ein solches auch nie zu beweisen versucht; allein er wußte ebensowohl, daß Frankreich längst gewohnt war, mehr nach den Gesetzen der Zweckmäßigkeit als nach denen des Rechts und der Moral regiert zu werden. Er beeilte sich deshalb, in Reims die Krone zu empfangen, ließ sich von dem ihm ergebenen Erzbischofe salben und krönen und berief eine zahlreiche Versammlung von Prälaten, Baronen, Adligen und Bürgern von Paris (nicht die Generalstaaten), um für sich und seinen Sohn die Huldigung zu empfangen. Zugleich sprach die Versammlung — ohne auch nur des „salischen Gesetzes" zu erwähnen — nach eingeholtem Gutachten der Universität Paris es als Gesetz aus, daß keine Frau die Königskrone von Frankreich tragen dürfe (Februar 1317). Dadurch war zwar das Königreich Navarra der Prinzessin Johanna nicht abgesprochen, allein Philipp behielt auch dieses vorläufig in der Hand, weil seine Nichte noch minderjährig war. Durch geschicktes Benehmen wußte er bald alle seine Gegner zu gewinnen. Da er nach dem Tode seines einzigen Sohnes durchaus keinen Versuch machte, das neue Throngesetz etwa zu gunsten seiner Töchter zurückzunehmen, so sahen sich sein Bruder Karl und sein Oheim Karl von Valois dem Throne um ein bedeutendes näher gerückt; selbst der Herzog von Burgund, welchem er seine älteste Tochter Johanna zur Gattin und die Grafschaften Burgund und Artois als Mitgift gab, verkaufte bereitwilligst im Namen seiner Nichte Johanna — ihre Mutter war des Herzogs Schwester — (1308) alle Rechte derselben auf Frankreich, Navarra, sogar auf Champagne und Brie an den König, der ihr eine jährliche Rente aussetzte und den jungen Grafen Philipp von Evreux zum Gemahl bestimmte. Auch mit Flandern, welches noch immer nicht in die Auslieferung der oben genannten Städte willigen wollte, kam ein leidlicher Vertrag zustande, als Philipp V. seine zweite Tochter Margarete — welche übrigens später noch den ganzen obengenannten Besitz ihrer kinderlosen Schwester Johanna erbte — an Ludwig von Flandern, den Erben seines Großvaters Robert, vermählte.

327. Standespersonen des 14. Jahrhunderts.

Nach Glasgemälden der Zeit. Gezeichnet von Leonh. Geyer.

Der Edelmann links trägt einen Pelzrock mit fliegenden Ärmeln; von seinem phantastisch geformten Hute hängt die Sendelbinde herab. Rechts ein königlicher Kaufmann in langer Schaube, in der Hand einen kegelförmigen federgeschmückten Filzhut. Der damaligen Mode entsprechend Schnabelschuhe

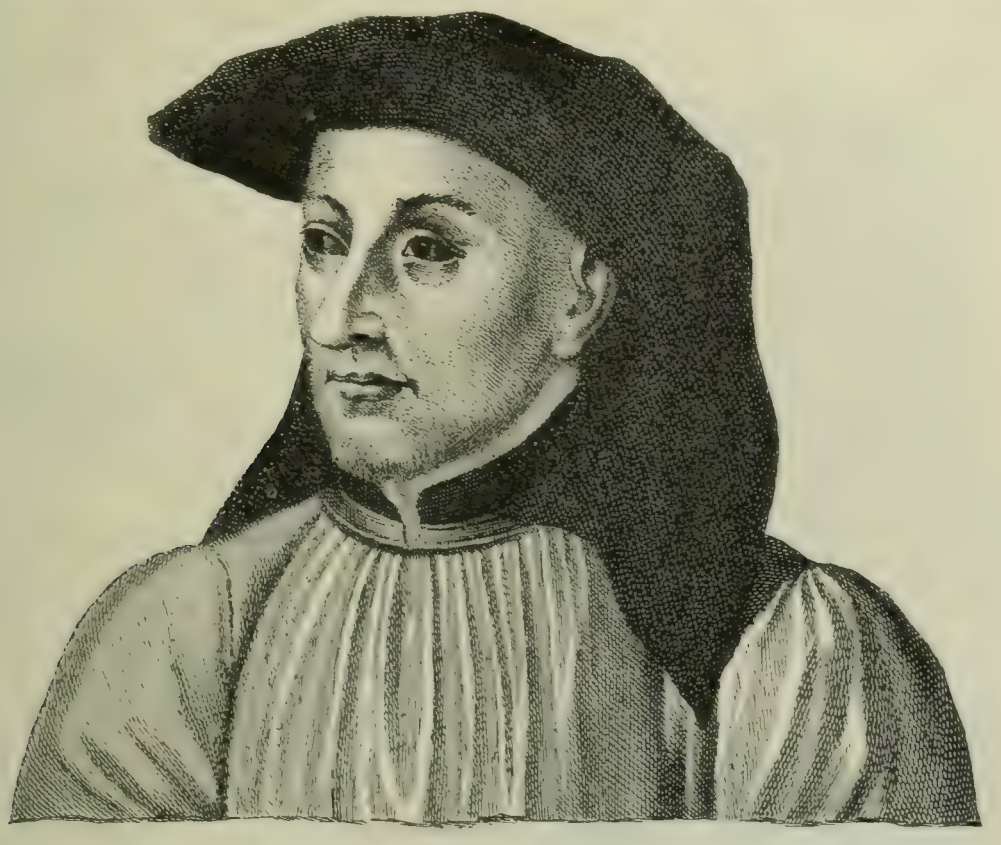
Philipp V. (1316–1322).

Philipp V. (1316—22) ist in mehreren Beziehungen den Spuren seines klugen Vaters nachgefolgt. Er fuhr fort in der Freilassung der Leibeigenen, erklärte alle Krondomänen für unveräußerlich, nahm den Prälaten die Erlaubnis, Mitglieder eines Parlamentes zu werden, „weil dieselben ihrer geistlichen Geschäfte wegen nicht ununterbrochen in demselben anwesend sein könnten", und stellte zur Einnahme der Steuern besondere

streng kontrollierte „Receveurs" an. Endlich ließ er durch die Stände des Jahres 1321 ein Gesetz beschließen, welches alle Privatfehden untersagte, und zugleich für das ganze Reich gleiche Münzen (und zwar von jetzt an nur königliche), gleiches Maß und Gewicht einführen.

Karl IV. (1322—28).

Als er am 3. Januar 1322 starb, folgte ihm, trotzdem er vier Töchter hinterließ, ohne irgend einen Widerspruch sein Bruder Karl IV., „der Schöne" (1322—28). Daß seine Bemühungen um den deutschen Kaiserthron trotz der Hilfe seines Schwagers Johann von Böhmen, Leopolds von Österreich und des Papstes scheiterten (s. S. 366), ist in der deutschen Geschichte erzählt worden; ebenso in der englischen (s. S. 586), in welchen Streit er über die Huldigung für Guienne mit Eduard II. geriet und welchen Frieden er 1327 mit dem jungen Könige Eduard III. abschloß. Als er sich dem Tode



328. Philipp VI., König von Frankreich.
Nach einem gleichzeitigen Gemälde auf Holz.

nahe fühlte und die einzige Hoffnung, seinen Thron einem Sohne zu hinterlassen, sich auf eine noch bevorstehende Geburt richtete, bestimmte er, daß sein Vetter Philipp von Valois einstweilen die Regentschaft übernehme und, sollte ein Sohn geboren werden, bis zu dessen Volljährigkeit weiter führe. Im andern Falle sollten „die Pairs und Barone das Königreich demjenigen geben, welchem es gebühre". Darauf starb er am 1. Februar 1328, der letzte Herrscher Frankreichs aus der älteren Capetingischen Linie.

Philipp VI. (1328—1350).

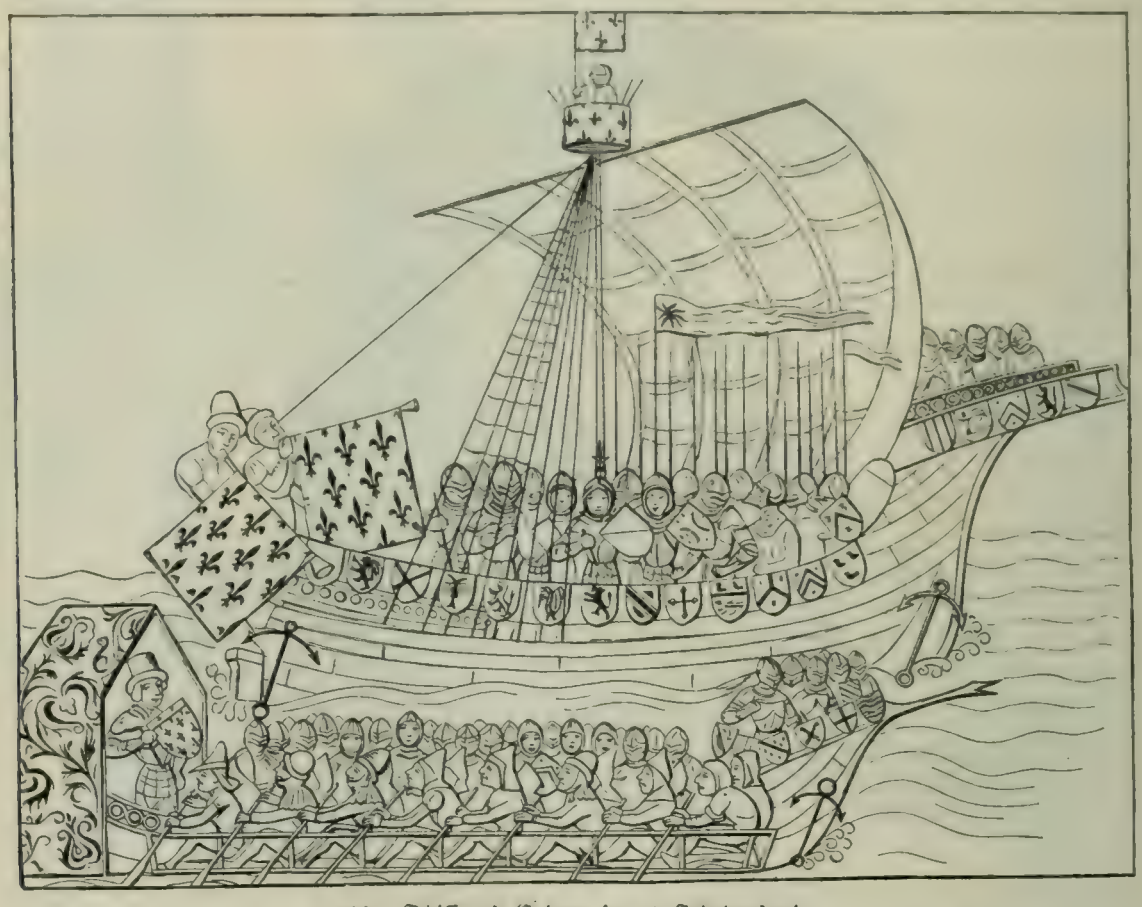
Philipp VI., der erste Valois (1328—1350).

Zunächst erhielt nach dem Tode Karls IV. den Thron noch niemand, vielmehr kamen unverzüglich die Barone des Reiches zusammen, um zuvor über das Recht der Regentschaft und zugleich der eventuellen Erbfolge zu beraten. Obwohl es über allen Zweifel war, daß Eduard III., dessen Gesandte vor ihnen erschienen, als Sohn von Karls IV. Schwester Isabella, dessen nächster Verwandter sei, so erklärten die Barone doch, im Einverständnis mit vielen „im kanonischen und bürgerlichen Rechte erfahrenen" Männern, daß dem ferneren Verwandten Philipp von Valois — er

war ein Sohn von Philipps IV. Bruder Karl von Valois, also ein rechter Vetter Karls IV. — in betreff der Regentschaft und der Nachfolge der Vorzug gebühre, da Eduard III., obwohl näher verwandt, ein Recht nicht erben könne, das seine Mutter, als Frau, nicht besessen. Die „Barone" wiesen also die Ansprüche des englischen Prätendenten für alle Fälle zurück, gleichviel ob die königliche Witwe einen Sohn oder eine Tochter zur Welt bringe.

Das sogenannte salische Gesetz.

So berichten die Zeitgenossen. Erst über 50 Jahre später, und von da an immer ausführlicher, wird als Grund jener Entscheidung hinzugefügt, es habe sich um die Auslegung einer Stelle im salischen Gesetze gehandelt, welche „die Frauen vom Throne ausschließe", aber, wie Eduard III. behauptet haben solle, „nicht die Söhne der Frauen". Daraus entstand denn der heute noch herrschende Sprachgebrauch, nach welchem man einfach den Ausschluß der Frauen von der Thronberechtigung „das salische Gesetz" nennt.



329. Schiff und Galeere im 14. Jahrhundert.

Nach einem Miniaturgemälde in der Chronik des Froissart (Handschrift des Britischen Museums).

Dieses Bild gibt eine der besten authentischen Abbildungen einer Galeere aus jener Zeit. Sie besteht aus einem langen offenen Boote, mit Galerien für die Ruderer, während der Innenraum für Waren oder, wie in diesem Falle für Bewaffnete frei bleibt. Das Vorderschiff ist wie gewöhnlich gebaut; die Schilde sind am Schiffsrande aufgehangen; im Stern, unter seiner zeltartigen Bedachung, steht der Befehlshaber. Das auf unserm Bilde dargestellte Schiff ist ein gewöhnliches Lastschiff, gefüllt mit Rittern und bewaffneten Knechten. Die Trompeter am Schiffsende weisen darauf hin, daß der Kommandeur der Flotte an Bord ist.

Die „Lex Salica" aber enthält überhaupt nichts davon. Die betreffende Stelle lautet: „Vom salischen Lande soll kein Teil der Erbschaft an eine Frau kommen, sondern die ganze Erbschaft des Landes an das männliche Geschlecht gelangen." Mag nun unter dem „salischen Lande" das Gebiet an der Leys, einem Nebenfluß der Schelde, oder alles Land südlich bis zur Loire verstanden werden, so steht doch im Gesetze von der Herrschaft über Frankreich kein Wort. Da übrigens die Königin-Witwe (April 1328) eine Tochter gebar, wurde Philipp VI. sofort im ganzen Reiche als König anerkannt. Doch trat er an Johanna, die Tochter Ludwigs X., freiwillig das Königreich Navarra ab, wofür sie auf ein andres Erbteil, Champagne und Brie, zu gunsten der Krone verzichtete.

Krieg mit England (1339—1453).

Nachdem sich der König durch Hinrichtung des betrügerischen Schatzmeisters Remy den Ruf der Gerechtigkeit, durch Andachtsübungen den der Frömmigkeit, durch Speisung der Armen den der Mildthätigkeit erworben hatte, bekämpfte er einen Aufstand der Flandrer gegen den Grafen Ludwig und empfing die willig geleistete Huldigung des

Königs Eduard III. für Guienne. Allein als er, um diesen König zum Aufgeben seiner Ansprüche auf die Krone von Frankreich zu nötigen, unklugerweise in Guienne einfiel und zugleich dem König David II. von Schottland gegen den von England unterstützten Eduard Baliol Beistand leistete, fand sich Eduard III. veranlaßt, entschiedener aufzutreten. Die nächste Gelegenheit zur Feindseligkeit gab ihm Flandern, dessen freiheitsdurstige Bürger sich unter der Leitung des Brauherrn Jakob von Artevelde in seinen Schutz begaben, während ihr Graf Ludwig bei Philipp VI. Unterstützung fand. So entstand jener unselige Krieg zwischen Frankreich und England, welcher mit mehrfacher Unterbrechung vom Jahre 1339—1453 fortdauerte und großenteils bereits in der Geschichte der englischen Kriege dargestellt ist. Die gemieteten genuesischen Galeeren erlagen 1340 bei Sluys der nationalen Seemacht Englands und das prunkvolle Heer der französischen Herren und Adligen den wohlgeübten angelsächsischen Bogenschützen bei Crecy 1346. Nicht weniger als 11 Prinzen, 80 Herren und 1200 Ritter lagen tot auf dem Schlachtfelde, und die zahlreichen Bürgermilizen, wenig geübt und schlecht versorgt, kamen nicht einmal in das Gefecht, sondern wurden gleich in die Flucht der Reiter mit fortgerissen. Calais fiel für zwei Jahrhunderte in die Hand der Engländer, und der „Schwarze Tod" beschleunigte den Abschluß eines Waffenstillstandes.

330. Johann der Gute, König von Frankreich.
Nach dem Originalporträt in der Nationalbibliothek zu Paris.

Trotz der unglücklichen Kriege und der verheerenden Pest, welche im Süden des Königreiches fünf Sechstel der Bevölkerung hinraffte und in Paris selbst so verheerend wirkte, daß eine Zeitlang aus dem großen Krankenhause Hotel-Dieu täglich über 500 Tote auf den Kirchhof getragen wurden, fuhr der König fort, eine unmäßige Pracht zu entfalten und mit allen Mitteln nach Erwerbung von Landgebiet zu streben. Gerade als er durch das verwerfliche Gelderwerbsmittel der Münzverschlechterung eine allgemeine Teuerung erregt hatte, erwarb er für schweres Geld den Delphinat von Viennois, den besten Teil des einstigen arelatischen Königreiches. Denn nur für 120000 Goldgulden „schenkte" der alte kinderlose Herzog Humbert II. bei seiner Einkehr in ein Kloster den Dauphiné (1349) Philipps VI. Sohne und Nachfolger Johann; von der Bedingung, daß er, und in Zukunft jeder französische Thronfolger, zum Gedächtnis dieser „Schenkung" den Titel Dauphin führe, steht in der Urkunde nichts, aber seit Karl VII. nahm man es so an. Wenige Wochen nach seiner zweiten Verheiratung mit Blanca, der Schwester Karls des Bösen von Navarra, starb der König (1350), ohne von der Bevölkerung betrauert zu werden, welche von seiner Prachtliebe um so mehr zu leiden hatte, als der Adel mit ihm wetteiferte.

Erwerb des Dauphiné.

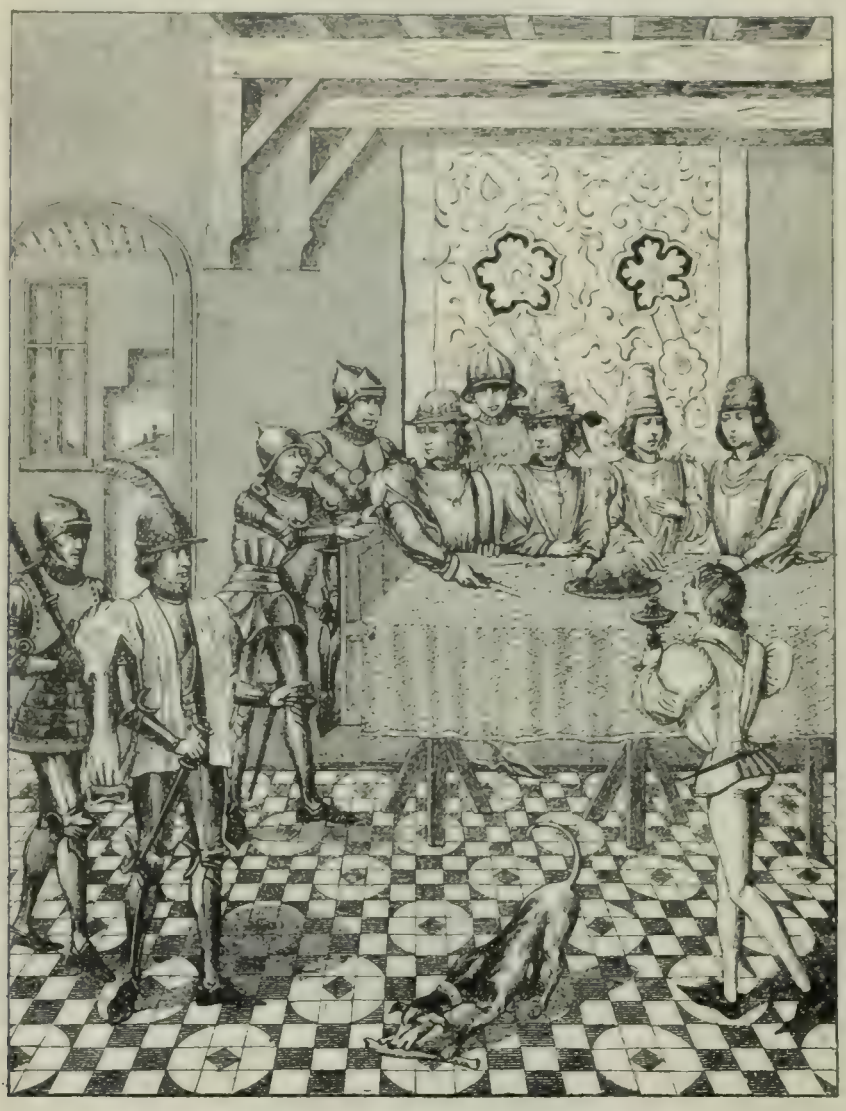
Johann (1350—64), der nach seines Vaters Tode im Alter von 29 Jahren den Thron bestieg, wird von der Geschichte der Gute genannt, obwohl er diesen Beinamen kaum als Mensch, gewiß nicht als Regent verdiente. Nach der Weise seines Vaters

Johann der Gute (1350—1364).

ſtrebte er danach, durch Tapferkeit und Prachtliebe die Bewunderung des Adels zu erwerben, während er den Bürgerſtand durch unabläſſige Geldforderungen, Münzveränderungen und offenbare Geringſchätzung erbitterte. Nur durch das Verſprechen der Abſtellung von Mißbräuchen erlangte er von einer nicht einmal zahlreich beſuchten Reichsverſammlung die Mittel zur Fortſetzung des Krieges, kümmerte ſich dann aber mehr um die pomphafte Ausſtattung eines neugegründeten Ritterordens („Unſrer Frau vom edlen Hauſe"), als um die verzweifelte Lage der Bürger und Bauern.

Streit mit Karl dem Böſen von Navarra.

Um den 20jährigen Karl den Böſen von Navarra, welcher als Enkel Ludwigs X. durch ſeinen Anſpruch an die Königskrone, durch ſeine Beſitzungen und vor allem durch ſeine Begabung der gefährlichſte Gegner des Hauſes Valois werden konnte, für ſich zu gewinnen, vermählte er ihn (1350) mit ſeiner Tochter Johanna und verſprach ihm zugleich außer einer jährlichen Rente eine vollgültige Entſchädigung für ſeine Anſprüche auf Champagne und Brie. Als der König nach zwei Jahren dieſes Verſprechen noch nicht erfüllt hatte, vielmehr die Grafſchaft Angoulême, auf welche Karl einen Erbanſpruch beſaß, dem Connetable übergab, ließ jener den verhaßten Nebenbuhler (Januar 1354) überfallen und morden. Es war ganz nach der wechſelvollen Art des Königs Johann, daß er dem Thäter zuerſt alle ſeine Beſitzungen entreißen wollte und ſich dennoch ſchon nach einem Monate entſchloß, ihm Verzeihung zu gewähren und alle ſeine Forderungen zu befriedigen. Trotzdem befand ſich dieſer unter den wenigen, welche nach dem Wiederausbruche des engliſchen Krieges auf der Reichsverſammlung (November 1355) die Salzſteuer verweigerten, während dieſe nebſt einer Warenabgabe von allen Prälaten, vielen Adligen und vom ganzen Bürgerſtande ſofort bewilligt wurde. Die Bedingung freilich, die der letztere daran geknüpft, daß nämlich die Erhebung durch ſtändiſche Abgeordnete geſchehe, ging der König zwar ein, hielt ſie aber nicht. Dadurch büßte er ſein Anſehen beim Volke ebenſo ein, wie beim Adel durch einen Akt roheſter Willkür. Als Karl von Navarra im April dieſes Jahres mit mehreren Rittern bei ſeinem Schwager, dem Dauphin Karl, als eingeladener Gaſt zu Tiſche ſaß, trat der König plötzlich mit Bewaffneten ein, nahm ihn gefangen, ließ vier ſeiner Begleiter hinrichten und behauptete dann, indem er jedes Gerichtsverfahren verweigerte, die Verhafteten



331. Die Gefangennahme Karls des Böſen von Navarra.
Miniatur in einer Handſchrift der Bibl. nat. zu Paris.

hätten, mit dem Könige von England im Bunde, ihn und seinen Sohn ermorden wollen: eine Beschuldigung, welcher nicht nur von den Angeklagten, sondern auch von Eduard III. auf das entschiedenste widersprochen wurde.

Gefangennahme des Königs bei Maupertuis (1356).

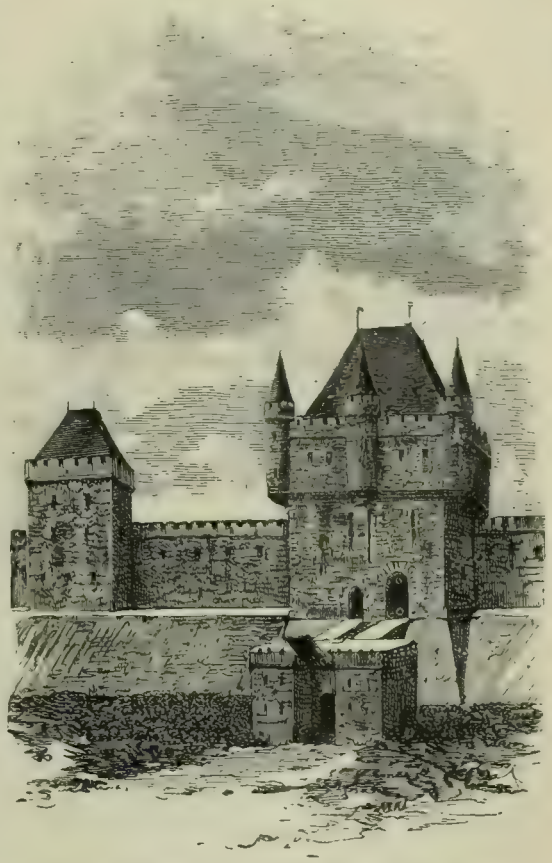
Wenige Monate später, am 19. September 1356, kam es zu jener ungeheuren Niederlage bei Maupertuis (s. S. 592), durch welche der König Johann in die Gefangenschaft der Engländer geriet. Voll Grimm über den geschlagenen Adel und den schmählichen Verlust der aufgewandten Mittel, benutzten die Reichsstände, jetzt zum größten Teile nur noch Abgeordnete des Bürgerstandes, den Waffenstillstand zur weiteren Verfolgung ihrer Zwecke. Sie ernannten den Dauphin unter dem Titel eines Generalstatthalters während der Gefangenschaft des Königs zum Regenten Frankreichs (Oktober 1356) und hofften durch ihn oder gegen ihn eine durchgreifende Reform des Staates, vor allem die Herabsetzung der königlichen Gewalt nach englischem Muster durchzusetzen.

Aufstand unter le Coq und Marcel.

Zu Stimmführern warfen sich hierbei zwei entschlossene Demagogen, Robert le Coq, ehemals Advokat am Pariser Parlament, später Bischof von Laon, und Stephan Marcel, der Vorsteher (Prévôt) der Kaufmannschaft auf und befreiten König Karl den Bösen aus seinem Gefängnisse, um die Opposition durch seine Teilnahme gewissermaßen zu legitimieren. Dieser wandte sich jedoch nach kurzer Zeit in die Normandie, weil ihm die Genossenschaft mit jenen wenig behagte.

Sieg des dritten Standes.

Der Dauphin Karl suchte sich anfangs dadurch zu helfen, daß er die allgemeinen Stände unter einem Vorwande auflöste und mit den einzelnen von Languedoc, Auvergne und andern über die notwendigen Kriegsmittel verhandelte. Allein die in Paris versammelten Stände des nördlichen Frankreich brachten ihn doch wieder in den Verkehr mit jenen Demagogen, welche mehr und mehr ihre Macht zu fühlen begannen. Nun mußte er 22 namhaft gemachte Beamte durch Absetzung entfernen und sich einen Rat von 36 ständischen Abgeordneten, je 12 aus jedem Stande, gefallen lassen, welcher die Abgaben erheben, die vorhandenen Mißbräuche in der Verwaltung abschaffen und eine Revision des Parlamentes und der Rechenkammer durch Ausstoßung und Ersatz mißliebiger Mitglieder zustande bringen sollte. Es lag aber im Wesen der Zeit und zugleich des Ortes, daß die 12 städtischen Abgeordneten einen bedeutend größeren Einfluß gewannen, als die des Adels und der Geistlichkeit. Während diese beiden Stände genötigt waren, ihre Schlösser und ihre Habe gegen die wilden Söldnerbanden, französische und englische, zu verteidigen oder zu verlieren, erhöhten die Pariser Bürger ihre Stadtmauern, boten einer Masse von flüchtigen Landleuten ein Asyl und konnten dafür um so sicherer auf ihre Hilfe rechnen.



332. Das alte Thor St. Honoré zu Paris.
Nach den alten Plänen der Stadt Paris.

Der Dauphin als Regent.

Zu der für den 13. Januar 1358 vom Dauphin berufenen Ständeversammlung fanden sich deshalb in Paris außer wenigen Geistlichen nur bürgerliche Abgeordnete ein. Als nun der Dauphin, offenbar um seine eigne Sicherheit besorgt, 2000 Gendarmen in der Stadt und um dieselbe versammelte, kam die Gärung der Gemüter zum Ausbruch, welche sich längst durch den plötzlichen Gebrauch von nationalfarbigen (halb roten, halb blauen) Mützen, an welchen man die Freunde der Volkspartei erkannte, angekündigt hatte. Es bedurfte nur eines Zeichens, und Paris stand in bewaffnetem Aufruhr gegen

den Thron. Stephan Marcel ließ die Sturmglocke läuten; und während sich die Zünfte unter ihren Fahnen sammelten, rottete sich der Pöbel zusammen, stürmte die Gefängnisse und befreite die Gefangenen. Hierauf setzte sich die ganze bewaffnete Volksmasse unter Marcels Anführung nach dem Palaste des Dauphins, dem Louvre, in Bewegung, wo sogleich zwei besonders verhaßte Räte desselben niedergehauen wurden, so daß ihr Blut seine Kleider bespritzte. Der Dauphin selbst erwartete zitternd seinen Tod; allein Marcel, ihm seine eigne blaurote Mütze aufsetzend, beruhigte ihn und versicherte, daß sein Leben außer Gefahr sei, sobald er die Partei des Volkes ergreife und das, was im Namen des Volkes geschehen sei, billige. Der Dauphin versprach alles, gab jede Erklärung, die man verlangte, und empfing dafür von Marcel ein rotes und ein blaues Stück Tuch zu patriotischen Mützen für den Hof, der seitdem unter beständiger Aufsicht des Volkes stand. Kaum aber war der schlaue Dauphin zum „Regenten des Königreiches" ernannt, so entfloh er heimlich aus Paris und versammelte wenigstens einen Teil der zuvor nach Paris berufenen Stände in Compiègne um sich. Zum mindesten erhielt er hier von einem großen Teile des Adels und von den Abgeordneten vieler Städte, welche das Gebaren der Hauptstadt mißbilligten, die Zusage der nötigen Hilfe. Marcel ließ deshalb durch Abgesandte der Universität mit ihm unterhandeln und ihm Genugthuung versprechen, wenn er niemandes Leben gefährden wolle. Da er jedoch auf das entschiedenste die Auslieferung jener Mörder verlangte, so rüstete der kühne Prévôt von neuem zum Kampfe gegen den Regenten.

Die Jacquerie.

Zu derselben Zeit entstanden ähnliche Unruhen in den Provinzen, wo sich die Bauern erhoben, um das Joch der Leibeigenschaft zu brechen. Dieser Bauernaufstand, von dem Spottnamen des Bauern, „Jacques Bonhomme", gewöhnlich die „Jacquerie" genannt, dehnte sich mit allen Schrecken der Verwüstung über ganz Nordfrankreich aus, indem es namentlich der Vertilgung der Edelleute und ihrer Schlösser galt. Die Zahl der wütenden Bauern soll sich auf 100000 belaufen haben, die mit Knütteln, Messern und eisenbeschlagenen Stöcken bewaffnet waren. Ihre furchtbarste Waffe aber war das Feuer: wo sie ein adliges Schloß antrafen, wurde es den Flammen übergeben, so daß überall Rauchsäulen emporstiegen und die Landstraßen mit flüchtenden Adelsfamilien bedeckt waren. Zu diesen Greueln, die wenigstens noch einen politischen Grund und Zweck hatten, gesellten sich aber noch die rein tierischen Räubereien der Soldtruppen, welche durch den Waffenstillstand außer Brot gekommen waren und unter dem Namen der „Compagnies" Räuberbanden bildeten, deren einziger Zweck die Plünderung war. Anfangs suchten die Edelleute ihr Heil in der Flucht. Als sie sich aber entschlossen, in geordneter Schlachtreihe den Kampf zu wagen, wurden in kurzer Zeit an 30000 Bauern erschlagen, die übrigen liefen davon.

Marcels Tod.

Da Marcel fürchtete, der siegreiche Adel werde sich nun mit dem Regenten gegen Paris verbinden, bat er Karl von Navarra, zurückzukehren und „Kapitän des Volkes" zu werden. Karl ging zwar darauf ein, verlor aber alsbald das Vertrauen der Bürger, weil er mit dem Regenten Unterhandlungen anknüpfte. Als sie trotzdem unter seiner und Marcels Führung einen Ausfall gegen englische Söldner machten und dabei in einen Hinterhalt fielen, verschloß ein wilder Volkshaufen jenem die Thore und ermordete Marcel, als er in die Stadt zurückkehrte, als einen Verräter.

Sieg des Dauphins.

Die Größe der Leiden hatte inzwischen in dem Dauphin Karl die Kraft und den Mut erweckt, sie zu bewältigen. Er entwickelte plötzlich eine Thätigkeit, wie man sie so umfassend von ihm nicht erwartet hätte. Der Adel, den er sich ganz verbunden, hatte die Unterdrückung der Jacquerie übernommen und sah seine ernstlichen Bemühungen mit Erfolg gekrönt; die Feldherren des Dauphins zogen aus, um die „Compagnien" zu überwinden oder in Sold zu nehmen. Karl selbst, der sich die Bewältigung der Revolution in Paris zum Ziele gesetzt hatte, wurde wenige Tage nach dem Tode Marcels mit Freuden in die Hauptstadt wieder aufgenommen. Dennoch rasten an vielen Stellen Frankreichs plündernd, sengend und brennend allerlei Söldnerscharen, welche wenigstens vorgaben, für das Thronrecht des mißhandelten Königs Karl von Navarra zu kämpfen. Um so dringender schien es geboten, sich mit diesem auszusöhnen. Durch

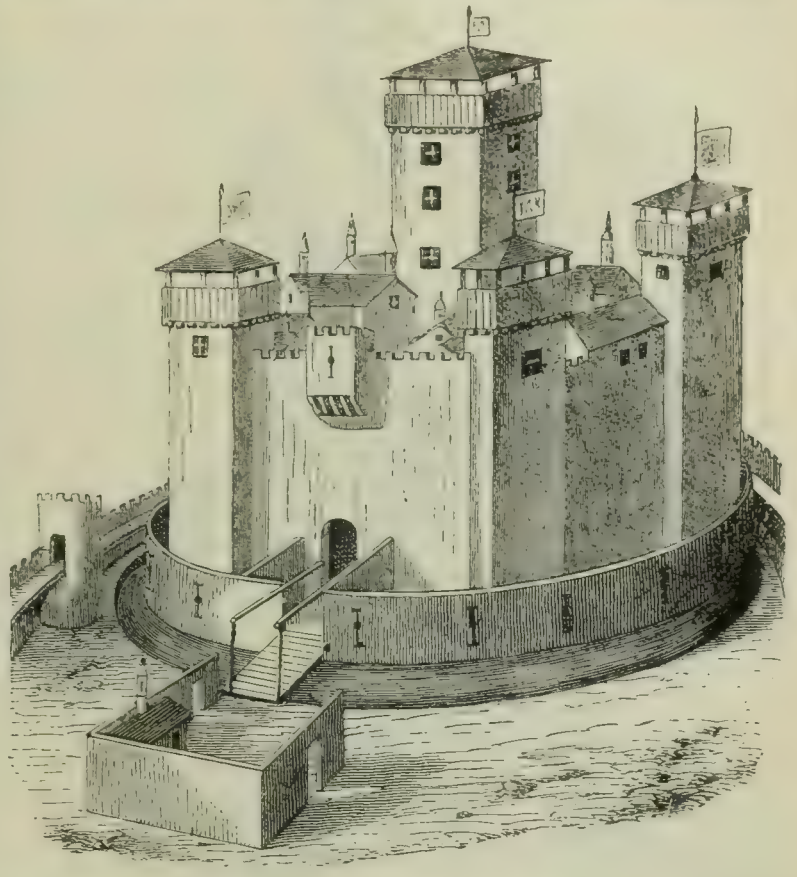
Vermittelung der verwitweten Königin Blanca, einer Schwester desselben (s. S. 637), machte der Regent mit seinem Schwager am 21. August 1359 einen Vertrag, in welchem er ihm alle entrissenen Besitzungen zurückgab und außer einer einmaligen Summe eine Rente von 12000 Livres anwies.

Friede zu Bretigny.

Dies war um so notwendiger geworden, als der gefangene König bereits mit Eduard III. einen Frieden verabredet hatte, dessen schwere Bedingungen von der Ständeversammlung nicht gebilligt wurden. Als nun aber die Engländer von neuem die Champagne durchzogen und ihnen Karl von Navarra in der Normandie auch wieder die Hand reichte, sah der Regent sowohl als sein Rat die Notwendigkeit ein, auf jede Bedingung Frieden zu machen. Dieser wurde 1360 zu Bretigny (einem Dorfe bei Chartres) geschlossen und brachte Gascogne, Guienne, Poitou, Saintonge, Angoumois, Calais und viele kleinere Landschaften an England, wofür es auf die andre Hälfte Frankreichs förmlich verzichtete. Als Lösegeld für den König Johann, der sofort in Freiheit gesetzt wurde, sollten drei Millionen Goldgulden gezahlt werden.

Johanns Tod in London.

Das Reich hatte von der Auslösung seines Königs keinen Gewinn; denn Johanns Thätigkeit nach seiner Rückkehr beschränkte sich darauf, sein Lösegeld zusammenzutreiben, was ihm trotz der Erhöhung aller Abgaben nicht einmal gelang. Da sich außerdem die Reichsstände gegen die Abtretung der England zugesprochenen Landschaften sträubten, sah sich Johann völlig außer stande, die Bedingungen des Friedens zu erfüllen. Ohne sich um die näherliegenden Aufgaben eines Königs zu kümmern, schwärmte er beharrlich für den Gedanken eines Kreuzzuges, ging aber plötzlich, da sein Sohn, der als Geisel des englischen Königs in Calais saß, einen Urlaub mißbrauchte und nach Paris entfloh, um wenigstens seine persönliche Ehre zu retten, wieder nach London zurück, wo er schon im folgenden Jahre starb (1364). Er hinterließ vier Söhne und dadurch zugleich den Keim zu neuen Unruhen: den Dauphin Karl, Herzog Ludwig I. von Anjou, Herzog Johann von Berry und Philipp den Kühnen, dem er das 1361 an Frankreich als erledigtes Lehen zurückgefallene Herzogtum Burgund (1363) übergeben hatte.



333. Ein französisches Feudalschloß des 14. Jahrhunderts.
Nach einer Miniatur in einer Handschrift der Nationalbibliothek zu Paris (Lacroix).
Es ist das Schloß Panouse (Aveyron), dessen Ruinen noch vorhanden sind.

Karl V. (1364—1380).

Karl V. (1364—80), welchen man „den Weisen" nennt (weil er sich lieber mit biblischen und lateinischen Büchern, als mit den Waffen beschäftigte), während er eher verdiente „der Schlaue" zu heißen, hatte das Glück und das Geschick, die monarchische Gewalt und die innere Ruhe in Frankreich aufrecht zu erhalten und sich sogar siegreich gegen die feindliche Macht Englands zu behaupten. Allerdings half dazu die Erschlaffung, der Städter und Bauern nach den verfehlten Anstrengungen zur Erringung der Freiheit anheimgefallen waren, und anderseits verdankte er seine Siege

gegen England einem jener Helden, welche in wunderbarer Weise zu Trost und Hilfe ihres Vaterlandes oft gerade zur rechten Zeit auftauchen. Ein solcher Held war **Bertrand du Guesclin.**

Bertrand du Guesclin.

Er war auf dem Schlosse Motte Broon unweit Rennes in der Bretagne geboren, von edler, aber armer Familie. Seine große Lust zum Kriegshandwerke, von welcher sich schon in seinem Knabenalter Proben finden, scheint in ihm durch die Erkenntnis seiner Häßlichkeit erzeugt worden zu sein, denn er sagte selbst von sich, wenn man ihm diese vorwarf: „ich weiß es; aber weil ich nicht schön bin, so werde ich tapfer sein; und die Frauen, die mich wegen meines Gesichtes fliehen, werden mich wegen meiner Kühnheit lieben.“ Er gab sich mit ganzer Seele dem Waffenwerke hin, und zwar mit solchem Erfolge, daß er als zarter, kaum dem Knabenalter entwachsener Jüngling auf einem Turniere zu Rennes alle ersten Preise gewann. Er hatte sich in geborgter Rüstung dorthin gestohlen, weil ihn sein Vater nicht mitnehmen wollte. Unerkannt besiegte er den ersten Gegner, der sich ihm anbot, mit so kräftigem Arme, daß er die Aufmerksamkeit aller Zuschauer und Kämpfer in gleichem Grade auf sich zog. Da bot sein eigner Vater dem unbekannten Ritter eine neue Lanze; allein kaum erblickte Bertrand jetzt auf dem Schilde desselben das Wappen seiner Familie, so senkte er seinen Speer ehrerbietig zur Erde, zum Zeichen, daß er den Kampf mit einem Verwandten ablehne. Damit man aber nicht glauben solle, es habe ihm an Mut gefehlt, band er sogleich mit neuen Kämpfern an und rannte hintereinander fünfzehn Ritter in den Sand zum größten Erstaunen der versammelten Menge, die vor Begierde brannte, den unbesiegbaren Kämpfer kennen zu lernen. Da gelang es endlich einem neuen Gegner, ihm den Helm vom Haupte zu stoßen, und nun erkannte man mit staunender Überraschung den jungen Bertrand du Guesclin. Er hatte sich in diesem Turniere nicht bloß die ausgesetzten Preise, sondern auch die Herzen aller seiner Bekannten erworben, und sein Vater versprach ihm Geld und Pferde vollauf, damit er ausziehen könne, um seinem Namen Ruhm und Ehre zu erkämpfen.

334. Bertrand du Guesclin.

Sein Siegeslauf.

Bald gab der **bretagnische Erbfolgekrieg** dem kampflustigen Jüngling eine willkommene Gelegenheit, sich zum Krieger zu bilden und zugleich seine Lust an Waffenabenteuern zu befriedigen. Die Art jenes Krieges, bei dem es sich meistens um die Eroberung einzelner Schlösser handelte, war der Neigung Guesclins durchaus angemessen. Nicht die offene Feldschlacht, sondern der unerwartete Angriff, der Überfall, war seine Sache. Seine Kriegsthaten zeugen außer von Mut, Kraft und Tapferkeit von einer Verschlagenheit, einer List und einer Kunst der Täuschung, die in einem solchen Grade schwerlich wieder gefunden werden möchten. Nach Beendigung dieses Krieges, durch welchen Johann von Montfort die Bretagne erhielt, machte sich Guesclin zur nächsten Aufgabe, die französischen Länder von den räuberischen „Compagnien“ zu befreien, indem er sie in einem Kriege außerhalb des Landes beschäftigte. Glücklicherweise fand sich eine Gelegenheit, den Krieg nach Spanien zu verpflanzen, wo Heinrich von Trastamara mit Pedro dem Grausamen von Kastilien in Kampf verwickelt war (s. spanische Geschichte). Da dieser bei dem Schwarzen Prinzen Unterstützung fand, sammelte Bertrand du Guesclin die zerstreuten „Compagnien“ durch die Aussicht auf neue Beute und zog an ihrer Spitze über die Pyrenäen, um Heinrich von Trastamara Beistand zu leisten, gefolgt vom Schwarzen Prinzen, der vor Begierde brannte, sich mit seinem berühmten Nebenbuhler zu messen. Bei Navarete (1367)

kam es zur Schlacht zwischen den beiden größten Helden des Zeitalters, und sie endete mit der Gefangenschaft Guesclins. Bald darauf von seinem großmütigen Sieger für ein Lösegeld in Freiheit gesetzt, ging er wieder nach Spanien und errang durch seine hervorragende Kriegskunst den Sieg bei Montiel (14. März 1369), der dem unseligen Thronfolgestreite ein Ende machte.

Guesclin wird Connetable.

Als Guesclin in sein Vaterland zurückkehrte, hatte Karl V. soeben die Kühnheit gehabt, den Schwarzen Prinzen wegen der Klagen, welche aus Guienne gegen ihn erhoben waren, vor den französischen Pairshof zu laden. Zum Glück für Frankreich aber erkrankte der Schwarze Prinz unmittelbar nach der Einnahme von Limoges (1371) und begab sich nach England zurück. Bertrand du Guesclin hatte zwar nicht vermocht, Limoges zu entsetzen, bewahrte jedoch die Hauptstadt vor einem Überfall und wurde zum Lohne dafür zum Connetable ernannt. Von nun an drängte er die Engländer unter dem Herzog Johann von Lancaster aus Poitou, Bretagne und Guienne, so daß ihnen im Jahre 1374 im Süden schließlich nur noch Bordeaux und Bayonne übrig blieben.

Guesclins Ende.

Als Eduard III. (1377) gestorben war und ein unmündiger Enkel seinen Platz einnahm, trugen sich der König und sein Feldherr mit der Absicht und der Hoffnung, der englischen Herrschaft in Frankreich überhaupt ein Ende zu machen, gerieten aber

335. Sergents d'armes um 1370. Nach Witt, „Les chroniqueurs".

Zeichnung auf einem Stein, der 1367 von Karl V. aufgestellt wurde und seit 1777 in der Basilika von S. Denis sich befindet.

deshalb in Streit miteinander. Nur mit Widerstreben folgte der edle Guesclin dem Befehle des Königs, die Waffen gegen sein Heimatland Bretagne zu führen, deren Herzog wegen seines Einverständnisses mit den Engländern seiner Länder verlustig erklärt war, schickte dem launenhaften König, der ihn selbst des Einverständnisses mit dem Herzoge beschuldigte, sein Connetableschwert zurück und gedachte den Rest seines Lebens in Spanien hinzubringen. Der Versuch des Königs, ihn zu begütigen, war vergebens, nur der Tod fesselte ihn in letzter Stunde an das Vaterland. Als er auf dem Wege nach den Pyrenäen den festen Platz Chatelneuf de Randon belagerte, dessen sich eine Räuberschar bemächtigt hatte, zwang er sie noch zu dem Versprechen, an einem bestimmten Tage zu kapitulieren, wenn ihnen kein Entsatz käme, erlag aber selbst noch vor dem Termine, 66 Jahre alt, einer tödlichen Krankheit. Dennoch hielten die Belagerten Wort: ihr Befehlshaber erschien am festgesetzten Tage, kniete am Sarge des Connetable nieder und legte die Thorschlüssel der Burg zu den Füßen der Leiche nieder (1380). Karl V. aber ehrte seinen größten Helden durch Aufnahme seiner irdischen Reste in die Königsgruft von St. Denis. Zwei Monate später öffneten sich die Pforten derselben noch einmal, um auch die Leiche des Königs selbst aufzunehmen.

Karls V. Verdienste um die Ordnung des Staats.

Wenn die Siege Frankreichs über seinen nationalen Feind mehr dem Verdienste der Feldherren zuzurechnen sind, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß dem Könige eine ganze Kette von Verordnungen angehören, die darauf ausgingen, die Kraft des

Staates durch Vermehrung der königlichen Macht zu erhöhen. Ungern und nur in äußerster Not erweiterte er die Privilegien der Städte, untersagte noch entschiedener als sein Vorbild, Philipp IV., alle Privatfehden und verbot dem Parlamente, seine Richtersprüche hinauszuschieben, „selbst wenn es der König befehle". Er unternahm keine Münzveränderungen und befreite das Gewerbe, soweit möglich, von allen lästigen Abgaben. Den Handel belebte er durch Verträge mit fremden Kaufleuten. Er ordnete die Finanzen durch sorgfältigste Verwaltung und Beaufsichtigung, gab dem Kriegsvolke durch Einteilung in Kompanien und durch möglichst strenge Zucht eine festere Gestalt und beschränkte sogar den Einfluß der Prinzen, indem er verordnete, daß jüngere Söhne nur den gräflichen Titel mit bestimmten Geldeinkünften, nicht aber ganze Provinzen erhalten sollten.

Karl VI. (1380—1422).

Karl VI. (1380—1422).

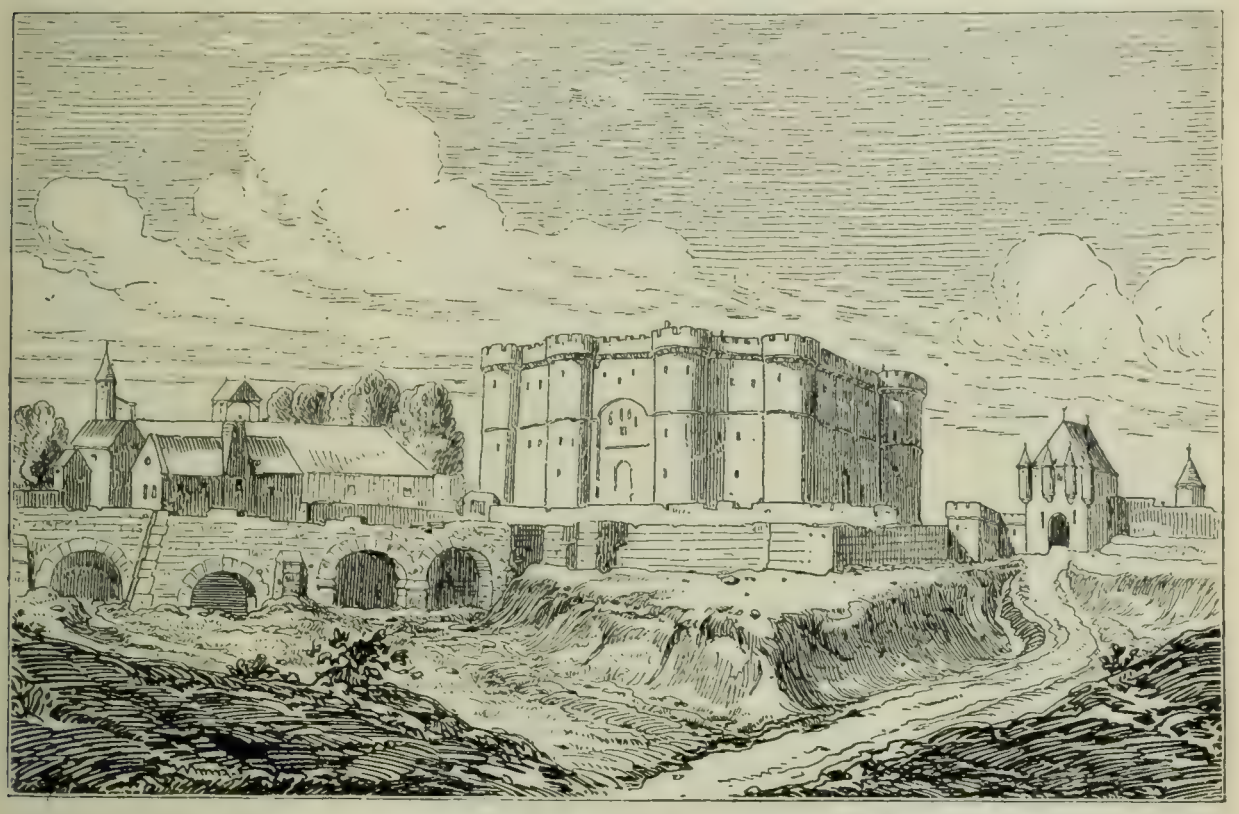
Als der 12jährige Karl VI. den Titel eines Königs erbte, nahm der älteste Bruder seines Vaters, Ludwig von Anjou, Vormundschaft und Regentschaft in Anspruch, obgleich die erstere durch das Testament dem Bruder der Mutter, Ludwig von Bourbon, und dem jüngsten Bruder des Vaters, Philipp von Burgund, zugesprochen war. Als man schon zu den Waffen greifen wollte, erklärten die Stände den jungen König für großjährig und ließen ihn krönen. Nun aber erhob sich die Bürgerschaft an allen Enden. Die Pariser, geführt von einem Schuhmacher, ertrotzten die Aufhebung der drückendsten Steuern; die „Weißkappen" in Flandern machten ihren Führer, Philipp von Artevelde, den Sohn Jakobs (s. S. 588), zum „Regenten". Die Bewohner von Rouen und andern Städten wurden nur mühsam durch die Nachgiebigkeit und Milde Ludwigs von Anjou zum Gehorsam zurückgeführt. Da dieser Herzog aber zu derselben Zeit vom Papste die Belehnung mit dem Königreiche Neapel empfing und bald darauf (1384) starb, so blieb der einflußreichste Verwandte sein jüngerer Bruder, der Burgunderherzog Philipp. Er führte, als Schwiegersohn des Grafen von Flandern, die Oriflamme (1382) gegen die aufständischen Flandrer und siegte vollständig in der Schlacht bei Roosbeke, wo Philipp von Artevelde seinen Tod fand. Dann wandte er sich gegen Paris, hielt triumphierend mit dem jungen König seinen Einzug, ließ über alle Gegner ein furchtbares Strafgericht ergehen, setzte einen königlichen Prévôt an die Stelle des städtischen und vollendete den unter Karl V. angefangenen Bau der Bastille. Nachdem er auch in andern Städten die demokratische Partei niedergeworfen hatte, zog er nochmals gegen das mächtige Gent, welches sich von neuem mit England verbündet hatte, sah sich aber 1385 genötigt, den meisten flandrischen Städten ihre alten Freiheiten durch eine Friedensurkunde zu bestätigen.

Karls VI. Geisteskrankheit.

Inzwischen war Karl VI. herangewachsen, hatte sich in seinem siebzehnten Lebensjahre mit Isabeau, der 14jährigen Tochter des bayrischen Herzogs Stephan, verheiratet und beschloß, nachdem er das zwanzigste Lebensjahr erreicht hatte, die Regierung selbst zu übernehmen. Er machte sich durch herablassende Freundlichkeit beliebt, milderte den Steuerdruck, gab Paris einen Teil seiner Rechte zurück und schloß mit England einen Waffenstillstand. So war der Zustand des Reiches ein verhältnismäßig günstiger, als plötzlich die Gesundheit des Königs, vielleicht infolge seiner Ausschweifungen, zu leiden anfing. Als er eben mit dem Herzoge von Bretagne im Streite lag, überfiel ihn in Le Mans ein heftiges Fieber (1392), in welchem er die ersten Spuren von Geisteszerrüttung zeigte. Trotzdem setzte er seinen Marsch fort. Da erschreckte ihn mitten im Walde ein Mensch, der barhäuptig und barfuß aus dem Gebüsch vorsprang, den Zügel des Pferdes ergriff und ihm entgegenrief: „Kehre um, denn du bist verraten!" Als gleich darauf der Weg über eine kahle Heidestrecke führte und bei der Hitze des Tages ein Page, der ihn begleitete, einschlief, so daß seine Lanze auf den Helm eines andern fiel, schrie der König: „Auf, gegen die Verräter!" und tötete sofort mit dem Schwerte mehrere aus seinem Gefolge. Mühsam bändigte man ihn und gab ihn in ärztliche Behandlung.

Nun berief sein Oheim, der Herzog von Burgund, eine Ständeversammlung und ließ sich die Reichsverwaltung übertragen. Der König erlangte jedoch vorübergehend seine Geisteskraft wieder und brachte selbst 1395 durch Vermählung seiner sechsjährigen Tochter Isabella mit Richard II. von England einen 28jährigen Waffenstillstand zustande, der freilich nicht lange währte, da Richard nach fünf Jahren Thron und Leben verlor. Waffenstillstand mit England.

Allein die Krankheitsanfälle des Königs kehrten immer häufiger, die lichteren Pausen immer seltener wieder, und sein Bruder, der jetzt 30jährige Herzog Ludwig von Orléans, sah mit Eifersucht auf die unbeschränkte Machtfülle seines habsüchtigen Oheims. Mit den Waffen in der Hand forderte er die Regentschaft für sich. So entstand der blutige und langdauernde Familienkrieg der burgundischen und orléansschen Partei, an welchem Adel und Volk gleichgroßen Anteil nahmen, da sich die erstere auf den Streit um die Regentschaft.



336. Die Bastille und das Thor S. Antoine zur Zeit Karls VI.

Nach einer gleichzeitigen Zeichnung aus „Paris à travers les âges."

Das Chastel Saint-Antoine, gewöhnlich Bastille genannt, am Thore S. Antoine, am Eingange in das Faubourg Saint-Antoine, ein Bauwerk des 14. Jahrhunderts, war eine viereckige, an den beiden langen Mauern mit je vier runden, weit ausladenden Türmen verstärkte, mit Wällen und Gräben umschlossene Zwingburg, in deren Verliesen und Käfigen durch Jahrhunderte die Staatsgefangenen geschmachtet haben. Berüchtigt waren die vierzig tiefen Löcher die sogenannten Cachots, unter denen es welche gab, die unten spitz zuliefen, so daß die armen Gefangenen, die man da hinabließ, weder sitzen, noch liegen oder auch nur stehen konnten.

Bürgerstand, die andre auf den siegreichen Adel stützte. Der Plan der Königin, einen Staatsrat zu bilden, in dem neben den höchsten Beamten alle Prinzen sitzen und die Majorität entscheiden sollte, befriedigte niemand. Zum offenen Kampfe mußte es kommen, als nach dem Tode Philipps (1404) der ebenso kluge als kühne Johann der Unerschrockene an seine Stelle trat und die Königin Isabeau sich offen zur Partei des Herzogs von Orléans schlug, den sie liebte und mit dem sie jetzt in Verschwendung und Kleiderpracht wetteiferte.

Ludwig von Orléans, der Gemahl der edlen, schönen und gelehrten Valentina Visconti, welche selbst ihrem Stiefsohne, dem Bastard Dunois, eine treue Mutter war, verschwendete sinnlos. Als ihm (1404) ein schweres Gewitter das Gewissen beängstigte, hieß er schnell alle seine 800 Gläubiger in sein Palais kommen, um sie zu bezahlen, jagte sie aber fort und lachte sie aus, als das Unwetter inzwischen vorüber war. Die Königin Isabeau war älter als er und wohlthätig gegen arme Studenten, Unglückliche und Neuvermählte, trieb aber unmäßigen Luxus in Schleppen, Kopfputz, Duftbädern, hielt Singvögel und Nachteulen, einen Narren, zwei Närrinnen und eine Zwergin. Aus Angst für ihre Gesundheit trank sie aufgelöste Perlen und Ludwig von Orléans.

zerstäubte Edelsteine; um ihrer Seele willen ließ sie durch andre nach allen Himmelsgegenden für Geld Wallfahrten unternehmen, denn sie war fettleibig. Eine Ordensschwester faitete 36 Tage lang anstatt der Königin für 9 Livres und 4 Sous die Rechnung ist noch vorhanden.

Ermordung des Herzogs von Orléans.

Wohl gelang es noch einmal, die streitenden Prinzen zu einem eidlichen Freundschaftsgelöbnis zu vereinigen (1406), als es galt, den Krieg gegen England wieder aufzunehmen. Allein schon während der Zurüstungen kam es wieder zu Vorwürfen und Streitigkeiten, und als sie dennoch ihrem Oheim, dem Herzog von Berry zuliebe sich am 20. November 1407 beim gemeinsamen Empfange des Abendmahles „brüderliche Liebe" zuschworen, hatte Johann die Meuchelmörder bereits gedungen. Am 23. November wurde Orléans abends spät von der Königin fortgerufen, „weil ihn der König eiligst zu sprechen wünsche". Als er sogleich sein Maultier bestieg und nur von zwei Knappen, welche auf einem Pferde saßen, und von vier bis fünf Dienern zu Fuß begleitet durch die nächsten Straßen ritt, stürzte plötzlich eine Schar Bewaffneter auf ihn ein, hieb ihm erst eine Hand ab und spaltete ihm dann den Kopf. Da der Herzog von Burgund die höchste Entrüstung heuchelte und bei der Beerdigung sogar einen Zipfel des Leichentuches mit der Hand faßte, hielt man ihn nicht eher für den Schuldigen, als bis er die Nachsuchungen, welche der Prévôt von Paris in allen prinzlichen Wohnungen vornehmen ließ, in der seinigen verweigerte und eilends die Hauptstadt verließ. Aber da ihm nicht nur die gesamte niedere Bevölkerung, sondern auch ein großer Teil der Prinzen ergeben war, so hielt er an der Spitze von 800 Edelleuten bald darauf einen glänzenden Einzug in Paris und ließ sogar in Gegenwart des Dauphins und vieler andrer Prinzen, Doktoren und Geistlichen den Tyrannenmord durch den spitzfindigsten Theologen der Pariser Sorbonne, Jean Petit, öffentlich rechtfertigen. Wenige Jahre später wurde diese Theorie von der Zulässigkeit des Tyrannenmordes in Konstanz geächtet.

Die Armagnacs.

An die Spitze der Orléans trat nun der Graf Bernhard von Armagnac, einer der Mächtigsten und Reichsten aus dem französischen Adel und zugleich einer der geschicktesten Bandenführer. Da seine Tochter mit dem jungen Herzog von Orléans verheiratet war, hielt er sich für verpflichtet, für denselben die Blutrache zu übernehmen. Mit ihm verbanden sich die Herzöge von Berry und Bourbon, und nun erklärte man öffentlich die Absicht, „eine Armee von 9000 Mann zu sammeln, um die Majestät und Freiheit des Königs zu schützen". Seitdem wurde der Name dieser durch Grausamkeit und Raubsucht berüchtigten gascognischen Söldnerscharen der Armagnacs ein noch größerer Schrecken aller Städte Frankreichs, als die niederländischen und deutschen Soldtruppen des Johann von Burgund mit ihrer roten Kopfbinde und dem Andreaskreuze. Das Hauptziel des Kampfes war der Besitz der Hauptstadt, welche bald von der einen, bald von der andern Partei erobert, immer aber geplündert und gemißhandelt wurde. Alle Friedensvorschläge, welche von der Universität Paris und von den Reichsständen ausgingen, blieben erfolglos. Endlich bildete sogar der Dauphin Ludwig, welcher sich der rauhen Vormundschaft des Herzogs von Burgund entziehen wollte, eine dritte Partei, welche Reformen in der Staatsverfassung erzwingen wollte; dennoch glückte es den Bürgern von Paris, mit den Waffen in der Hand den Herzog von Burgund als einen Feind des Friedens aus der Stadt zu treiben (1413), bis er im Vertrage zu Arras (1414) wegen aller seiner Verschuldungen um Verzeihung bat.

Azincourt (1415).

Dies war der Zustand Frankreichs, als der junge König Heinrich V. von England, um dessen Freundschaft sich abwechselnd und gleichzeitig beide Parteien bemüht hatten, die alten Ansprüche auf die Krone Frankreichs erneuerte. Nie war das unglückliche Land auf einen solchen Krieg, noch dazu mit solchem Gegner, weniger vorbereitet, als damals. Der Adel war in Genußsucht versunken und des Krieges entwöhnt, das Landvolk durch die Söldlinge gemißhandelt, verarmt und verzagt; eine Liebe zum Vaterlande oder zum Königtume besaß niemand mehr. Da sich der König und die Barone vor der Kriegstüchtigkeit der bürgerlichen Bogen- und Armbrustschützen fürchteten, war längst die Verordnung Karls V., welche solche Waffenübungen anriet, aufgehoben und durch ein Verbot derselben ersetzt. Als sich die Pariser trotzdem erboten, 6000

bewaffnete Männer zu stellen, erklärten die Prinzen, des „Krämervolkes" nicht zu bedürfen. So war es nicht zu verwundern, daß die Städte wie die übrigen Anhänger des Herzogs von Burgund offen ihre Freude aussprachen, als 1415 die Kunde ankam, bei Azincourt seien die „Armagnacs" besiegt, 8000 Edelleute mit dem Connetable d'Albret an der Spitze gefallen und die Herzöge von Orléans und Bourbon gefangen.

Armagnacs Tyrannei.

Trotz dieser Niederlage stieg die Macht des Grafen von Armagnac, dessen Erfahrung und Tüchtigkeit man in solchen Zeiten um so mehr bedurfte, immer höher: er wurde Connetable, Generalgouverneur der Finanzen, Generalkapitän aller Festungen und führte die Regierung um so selbständiger, als durch den Tod von vier älteren Brüdern der jüngste Sohn des Königs, Karl (VII.), Dauphin wurde (1417). Seitdem herrschte er in Paris wie ein finsterer Despot: er ließ den Bürgern nicht bloß alle Waffen abnehmen, sondern verbot ihnen auch jede Art gesellschaftlicher Zusammenkünfte, selbst Hochzeitsfestlichkeiten und Trinkgelage. Zahlreiche Spione lauschten auf den Straßen und in den Häusern auf jede Äußerung der Mißstimmung, und wo sie einen Unzufriedenen oder Mißvergnügten erspähten, da waren auch die Schergen bei der Hand, um den Verdächtigen heimlich aufzugreifen und nachts in der Seine zu ersäufen. Endlich wagte er sogar, sich wegen des Einflusses auf den Dauphin mit der Königin Isabeau völlig zu entzweien und diese nach Beraubung ihres Vermögens in Tours gefangen zu setzen, eine Handlung, welche die ränkevolle Königin für immer zur unversöhnlichen Feindin der Armagnacs und ihres Sohnes machte.

337. Johann der Unerschrockene, Herzog von Burgund.

Nach einem gleichzeitigen Gemälde.

Armagnacs Tod (1418).

Je mehr Armagnac durch diese und andre Gewaltmaßregeln beim Volke verhaßt wurde, desto mehr suchte sich Johann von Burgund die Liebe desselben zu erwerben, indem er bei jeder Gelegenheit als Verteidiger der Volksrechte und der von den Armagnacs Unterdrückten auftrat. Er befreite zunächst (1417) durch einen bewaffneten Zug nach Tours die Königin Isabeau, welche sich seitdem aufs innigste mit ihm ver-

band, und rückte dann vor Paris, in dem er sofort einen großen Anhang fand, als er erklärte, alle Steuern, außer der Salzsteuer, sollten aufhören. Von dem Sohne eines Viertelsmeisters, der dem Vater die Schlüssel unter dem Kopfkissen weggenommen, wurde ihm ein Thor geöffnet (1418). Kaum waren seine Truppen durch dasselbe eingerückt, so ergriff der größte Teil der Bevölkerung offen für den Herzog Partei. Die Massen eilten herbei, bewaffneten sich mit Hilfe der burgundischen Reiter, und ehe noch die aufgeschreckten Armagnacs zur vollen Erkenntnis der Lage gekommen waren, wimmelten schon die Straßen von roten Kreuzen, dem burgundischen Feldzeichen. Der Graf Armagnac wurde in seinem Verstecke bei einem Maurer aufgefunden, getötet und sein Leichnam durch die Straßen geschleift, der Dauphin aber, in ein Betttuch gewickelt, zuerst nach der Bastille und dann nach Melun gerettet. Seitdem herrschte in Paris die wildeste Mordsucht. Da man der Bewachung der zahlreichen gefangenen Armagnacs überdrüssig wurde, beschloß man, sich ihrer zu entledigen. Die Gefängnisse wurden von bewaffneten Volkshaufen umringt, und in ihren Mauern begann ein schonungsloses Morden. Die Zellen schwammen in Blut, die Leichname der Erschlagenen wurden zu den Fenstern hinausgeworfen; ja hier und da zwang man die Schlachtopfer sogar, selbst aus den Fenstern in die unten aufgepflanzten Piken zu springen. Endlich stürzten sich die mordlustigen Rotten in die Häuser, um auch hier umzubringen, was an Armagnacs noch verborgen sein mochte oder vielleicht verräterischerweise als solche bezeichnet wurde. Auf diese Art wurden in den ersten zwei Tagen nicht weniger als 1500 Menschen, darunter selbst Frauen, getötet. Aber damit hatte das Morden noch kein Ende. Der entfesselte Pöbel, an seiner Spitze Capeluche, der Henker von Paris, zog Tag für Tag umher, neue Opfer aufzusuchen, und vielleicht wäre die Stadt entvölkert worden, wenn der Herzog Johann nicht endlich eingesehen hätte, daß die längere Duldung des Mordens ihm in den Augen der besseren Bürger schaden müßte. Er entfernte die mordlustigen Banden unter dem Vorwande, die Armagnacs in Montl'héry zu belagern, aus der Stadt und rief die reichen Bürger unter die Waffen, um in Verbindung mit ihnen die Ruhe und Ordnung wiederherzustellen.

338. Wurfmünze aus 1417 mit der Inschrift: „Vive Bourgogne".
Auf der Vorderseite das Bild des heiligen Andreas.

Herrschaft Johanns von Burgund.

Die Königin hielt nun mit dem Herzoge von Burgund zusammen ihren Einzug in Paris, vermochte aber nicht, die Unruhen des Pöbels und ebensowenig den Hunger der zum Teil an Seuchen erkrankten Bevölkerung abzustellen, da die Armagnacs der Stadt die Zufuhr abschnitten. Überdies fanden diese einen Bundesgenossen im Dauphin, welcher in Bourges versuchte, eine selbständige Regierung zu führen, und seinem Feldherrn du Chatel, demselben, welcher ihm in jener Schreckensnacht das Leben gerettet hatte, den Befehl erteilte, gegen den Herzog von Burgund ins Feld zu ziehen.

Johanns Ermordung (1419).

Inzwischen aber war der König Heinrich V. von England in der Normandie überall siegreich gewesen und begann mit beiden Höfen, in Paris und in Bourges, Verhandlungen, um einen möglichst reichen Gewinn zu machen. Obwohl er auf einer Zusammenkunft mit Isabeau und dem Herzog von Burgund einen lebhaften Eindruck von der Schönheit der Prinzessin Katharina empfing, so machte er dennoch die unmäßigsten Forderungen und drohte zuletzt, den Herzog samt dem Könige aus dem Lande zu jagen. Unter solchen Umständen machte Johann den Vorschlag zu einer Aussöhnung mit dem Dauphin. Dieselbe sollte zuerst in Pontoise und, da dieses von den Engländern besetzt wurde, auf der Yonnebrücke in Montereau stattfinden, welche deshalb von der Stadt durch feste Barrieren abgesperrt war Obwohl der Herzog Johann noch beim Eintritt in die Stadt gewarnt wurde, folgte er der dringenden Bitte seiner Geliebten, einer Frau von Giac, und begab sich mit wenigen Begleitern auf die Brücke, auf welcher ihn der Dauphin bereits erwartete. Kaum aber war er zum Gruße auf das

Knie niedergesunken und hatte einige Worte gesprochen, als einer von Karls Begleitern ihm durch einen ungeschickten Hieb mit der Streitaxt das Kinn abschlug, worauf andre zusprangen und ihn vollends töteten (1419). Wer eigentlich die Seele dieser verruchten Mordthat gewesen, ist nie klar geworden. Alle Berichte der Zeitgenossen widersprechen einander: die Burgunder sagten, du Chatel habe das Zeichen gegeben, die Gegner behaupteten, er habe vielmehr den verwundeten Herzog in seinen Arm genommen, um ihn von der Brücke wegzutragen, und sich später zum gerichtlichen Zweikampfe erboten. Viele klagten auch die Frau von Giac an, welche sogleich nach der That die Freundin des Dauphins wurde.

Vertrag von Troyes (1420).

Der einzige Sohn des Ermordeten, Philipp der Gute, beschloß, den Tod des Vaters an dem Dauphin zu rächen, und bot deshalb den Engländern einen Waffenstillstand mit der Bedingung an, daß ihr König die Prinzessin Katharina heirate, zum Thronfolger ernannt werde und sofort die Regentschaft antrete. Bei einer Zusammenkunft in Troyes unterzeichneten auch Isabeau und der geistesschwache König (April 1420) diesen schmählichen Vertrag. Nachdem Heinrich V. für sich und seine Erben das Versprechen gegeben, beiden Völkern ihre Rechte und Freiheiten zu erhalten, vollzog er am 2. Juni die Vermählung, legte eine englische Besatzung nach Vincennes, hielt mit Karl VI. und dem Herzoge von Burgund seinen Einzug in die Hauptstadt und nahm fünf Tage später von den Reichsständen die Erklärung entgegen, daß jeder Gegner dieses Vertrages als Majestätsverbrecher behandelt werden solle. Dann lud der kranke König selbst seinen einzigen Sohn, den Dauphin, vor das Parlament, um sich wegen der Ermordung des Herzogs zu rechtfertigen, und verbannte ihn, da er nicht erschien, als „unwürdig der Herrschaft" für immer aus Frankreich. Wohl fand dieser im Süden allgemeine Anerkennung und wagte sogar bis Chartres vorzudringen, aber der englische König nötigte ihn, sich hinter die Loire zurückzuziehen (1421). Als er hier die Nachricht empfing, daß Heinrich V. und Karl VI. kurze Zeit nacheinander (31. August und 21. Oktober 1422) verstorben und gleich darauf der zehn Monate alte Heinrich VI. von seinem Oheim Bedford zum Könige von Frankreich ausgerufen sei, nahm er selbst als Karl VII. den Königstitel an und wurde von seinen Anhängern in Poitiers gekrönt (November 1422).

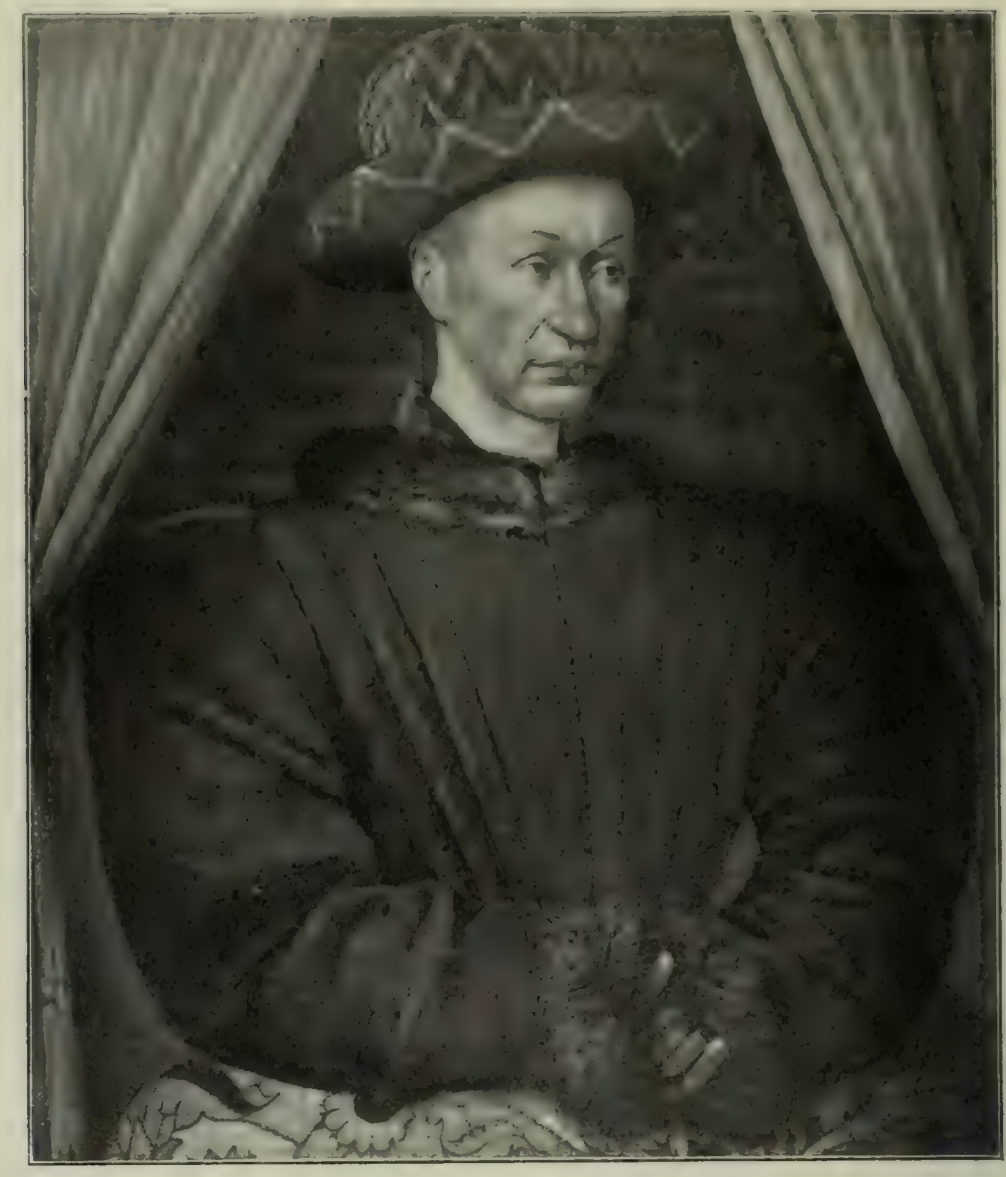
Karl VII. (1422—1461).

Herrschaft Bedfords.

Obwohl die Bevölkerung von Paris über die englischen Truppen, die englischen Fahnen, die englische Grobheit Bedfords sich ebenso ungehalten zeigte, wie ein Teil des hohen Adels, so gelang es dem Regenten und Vormund Heinrichs VI. doch, die Häupter des letzteren durch Ehebündnisse zu gewinnen und die offenen Anhänger des Dauphins bei Verneuil (1424) niederzuwerfen. Er hatte alle Aussicht, trotz des stillen Widerwillens der französischen Nation, die Herrschaft des englischen Königskindes über das ganze große Reich zu verbreiten, wenn es seinen Heerscharen glückte, durch die Einnahme von Orléans den Schlüssel zum Süden Frankreichs in die Hand zu bekommen. Als der Graf von Salisbury das stärkste Kastell (Les Tourelles) erstürmt hatte, schien dieselbe nur eine Frage der Zeit zu sein, da der Hunger bereits unerträglich wurde.

Karl VII. (1422—1461).

Die verzweifelte Lage der Stadt zu ändern oder zu bessern, hatte freilich derjenige am wenigsten versucht, welchen es zumeist anging. Karl VII., obwohl nicht ohne Begabung, noch dazu im kräftigsten Jünglingsalter — er war 25 Jahre alt — war und blieb ein willenloses Werkzeug in der Hand der Armagnacs. Beherrscht von Günstlingen, gefiel er sich im Verkehr mit Frauen, Höflingen und fahrenden Sängern, vergeudete seine geringen Geldmittel in prunkvollen Festen und begriff doch ganz wohl, daß ihm allein die Aussöhnung mit dem Hause Burgund Heil bringen könne. Aus seiner Neigung zum Nichtsthun, welche ihn bisweilen bis zur gänzlichen Lethargie brachte, vermochte ihn nur seine andre Leidenschaft, nämlich die für schöne Frauen, herauszureißen. In der That schwärmten zuerst die Frauen von ganz Frankreich, auch



339. Karl VII., König von Frankreich.
Gemälde von Jean Foucquet.
Nach einer Photographie von Ad. Braun, Clément & Cie. Nachf. in Dornach i. E.

dort, wo die Engländer herrschten, für den phlegmatischen königlichen Jüngling, denn er besaß alle diejenigen Eigenschaften, für welche Frauen eingenommen zu sein pflegen: er war jung, schön, durchaus nicht geistvoll, von königlichem Stamme und unglücklich. So war es denn auch eine Frau, welche ihm auf den Thron verhalf.

Jeanne Darc.

Jeanne Darc war in dem Dorfe Domremy, einem französischen Königsgute am linken Ufer der Maas (angeblich am 6. Januar 1412) geboren, die Tochter eines wohlhabenden Grundbesitzers und hat weder Schafe noch andre Tiere gehütet, wie sie später vor den Richtern ausdrücklich erklärte, um freilich zwei Tage später das Gegenteil zu behaupten. Landleute, die später über ihren Lebenswandel zeugen sollten, erklärten sie für ein „gutes, verständiges Mädchen, von schlichter Einfalt und unsträflichem Wandel; jedermann hatte sie lieb"; der Pfarrer sagte von ihr, sie habe „nicht ihresgleichen in der Gemeinde". Trotz der strengen Frömmigkeit half sie am Frühlingsfeste die alte heilige Buche bei Tanz und Gesang bekränzen, die man den „Feenbaum" nannte, doch versicherte sie später, nichts von den Feen zu wissen, auch ihre Sendung nicht an dem Baume bekommen zu haben. Dagegen erklärte sie frühzeitig, bei einer benachbarten Heilquelle „öfters ihre Heiligen zu erblicken", auch war ihr wohl die alte, dem

Zauberer Merlin zugeschriebene Weissagung bekannt, daß eine Jungfrau aus dem Walde Chesnu in Lothringen Frankreich retten werde. Mit der politischen Parteiung war sie von Anfang an vertraut; lieferten sich doch die Schulkinder des königlich gesinnten Dorfes mit denen des burgundisch gesinnten Nachbarortes förmliche Schlachten. Ein Jahr nach der Schlacht bei Verneuil wollte sie um die Mittagszeit im Garten ihres Vaters von der Kirche her eine Stimme vernommen haben. Erst nach langem Zweifel und als sie die Stimme zum drittenmal hörte, glaubte sie den Erzengel Michael, den sie „mit eignen Augen sah", an seinem „Aussehen, an seiner Sprache und der eigentümlichen Redeweise der Engel" zu erkennen. Sie vernahm dann neben allgemeinen Ermahnungen, gut und fromm zu sein, von ihm die Aufforderung, „ihrem Könige zu Hilfe zu kommen"; die heilige Katharina und Margareta würden sie leiten, das sei „Gottes Vorschrift". Alsbald erschienen auch diese, und seit der Zeit verkehrte sie fast allein mit jenen Gestalten, deren Stimme ihr „schön, sanft und demütig" erschien und welche „französisch sprachen, weil sie auf Seiten der Franzosen standen". Von nun an glaubte sie zwei- bis dreimal in der Woche die Mahnung zu vernehmen, sie solle „nach Frankreich gehen".

Erst im Sommer 1428 teilte sie nach dem Befehl ihrer Stimmen ihr Vorhaben dem Vogt Baudricour in Vaucouleurs mit, der sie anfangs exorcisieren lassen wollte (den Teufel austreiben), aber ihr doch endlich die nötige Begleitung gab, mit welcher sie in Mannskleidern, umgürtet mit einem Degen, quer durch Feindesland sich zum Könige nach Chinon begab. Obwohl ihr hier sowohl Verachtung als Verdacht entgegenkam, ließ der König, den sie, ohne ihn vorher gesehen zu haben, aus dem ganzen Gefolge heraus erkannt haben soll, sie am 9. März (1429) vor sich kommen und nahm ihre Erklärung entgegen, daß Gott sie gesandt habe. Nachdem sie durch eine geistliche Kommission für eine gute Katholikin, überdies durch die Frauen für eine tugendhafte Jungfrau erklärt war, erhielt sie Rüstung, Waffen, Pferde und Gefolge, wie ein Anführer. Als Schwert wählte sie eines, das nach ihrer Angabe hinter dem Altare zu St. Katharinen in Fierbois gefunden wurde, und nahm ein weißes, mit goldenen Lilien besticktes Banner in ihre Hand, auf welchem der Heiland mit der Weltkugel in der Hand thronend dargestellt war. Als sie so, die 18jährige, von kräftiger, schlanker Gestalt, obwohl nur von mittlerer Größe, mit freundlichem, vollem Antlitz unter dunklen Locken, vor den Kriegern erschien, durchzuckte alle eine freudige Hoffnung und der Glaube an ihre göttliche Sendung.

Rettung von Orléans (1429).

Karl VII. nahm, wohl mehr aus politischen Gründen als aus Überzeugung, keinen Anstand, die Jungfrau mit 2—3000 Mann nach Orléans zu entsenden (1429). Nachdem sie dem Befehlshaber des englischen Belagerungsheeres ihre göttliche Sendung angezeigt und zugleich die Mahnung geschickt hatte, zurückzugehen, führte sie ungehindert einen Transport von Lebensmitteln und Truppen von Blois aus zu Schiffe in die Stadt. Als sie beim Scheine der Fackeln auf weißem Zelter vor dem Zuge herritt, erscholl lauter Jubel. Acht Tage später soll sie die Verteidiger der Stadt zum Angriff auf das Fort St. Loup ermutigt und es selbst an der Spitze ihrer Scharen nach dreistündigem Angriff genommen haben; dann betete sie einen Tag, es war der Himmelfahrtstag, und stürmte trotz aller Einreden das stärkste Kastell, welches die Engländer inne hatten, les Tourelles. Am Nachmittage erhielt sie selbst beim Anlegen der ersten Sturmleiter einen Pfeilschuß in die Schulter und brach in Thränen aus. Als aber Dunois schon zum Rückzuge blasen ließ, widerstand sie dem, ergriff von neuem das Banner und pflanzte es, allen vorandringend, mit eigner Hand auf die Mauerzinne der Festung. Orléans war gerettet. Bedford selbst, der sie eine „Hexe" nannte und ihre „Zauberkünste" als ein Werk der Hölle bezeichnete, befahl den eiligen Abzug, indem er seine Bombarden und Bagage im Stiche ließ. Das französische Volk aber nannte sie seitdem die „Jungfrau von Orléans".

Karls Krönung in Reims.

War auch die Befreiung Orléans' zum großen Teile der Uneinigkeit und Zerfahrenheit der englischen Heerführer und Dunois' energischer Führung zu danken, so wurde doch auch der Glaube an Johannas göttliche Sendung befestigt und erweckte das schlummernde Nationalgefühl, daß es sich bald nicht nur in Liedern, sondern auch in Thaten aussprach. Zum erstenmal seit vielen Jahrzehnten waren Adel und Bürgerschaft eines Sinnes. Dem Mangel an Geldmitteln half selbst der erstere bereitwillig ab, indem er verkaufte und verpfändete, was er in der Heimat besaß, um sich zu rüsten. Da unternahm die Jungfrau trotz aller Bedenken den kühnen Zug mitten durch ein vom Feinde besetztes Land nach Reims. Am 11. Juni stellte sie sich, auf einem schwarzen Pferde reitend, mit dem Banner in der Hand, ohne Schwert und Streitaxt, denn sie selbst wollte nicht Blut vergießen, an die Spitze ihres Heeres, verjagte die Engländer unter Suffolk aus Jargeau, obwohl sie selbst, durch einen Stein am Halse

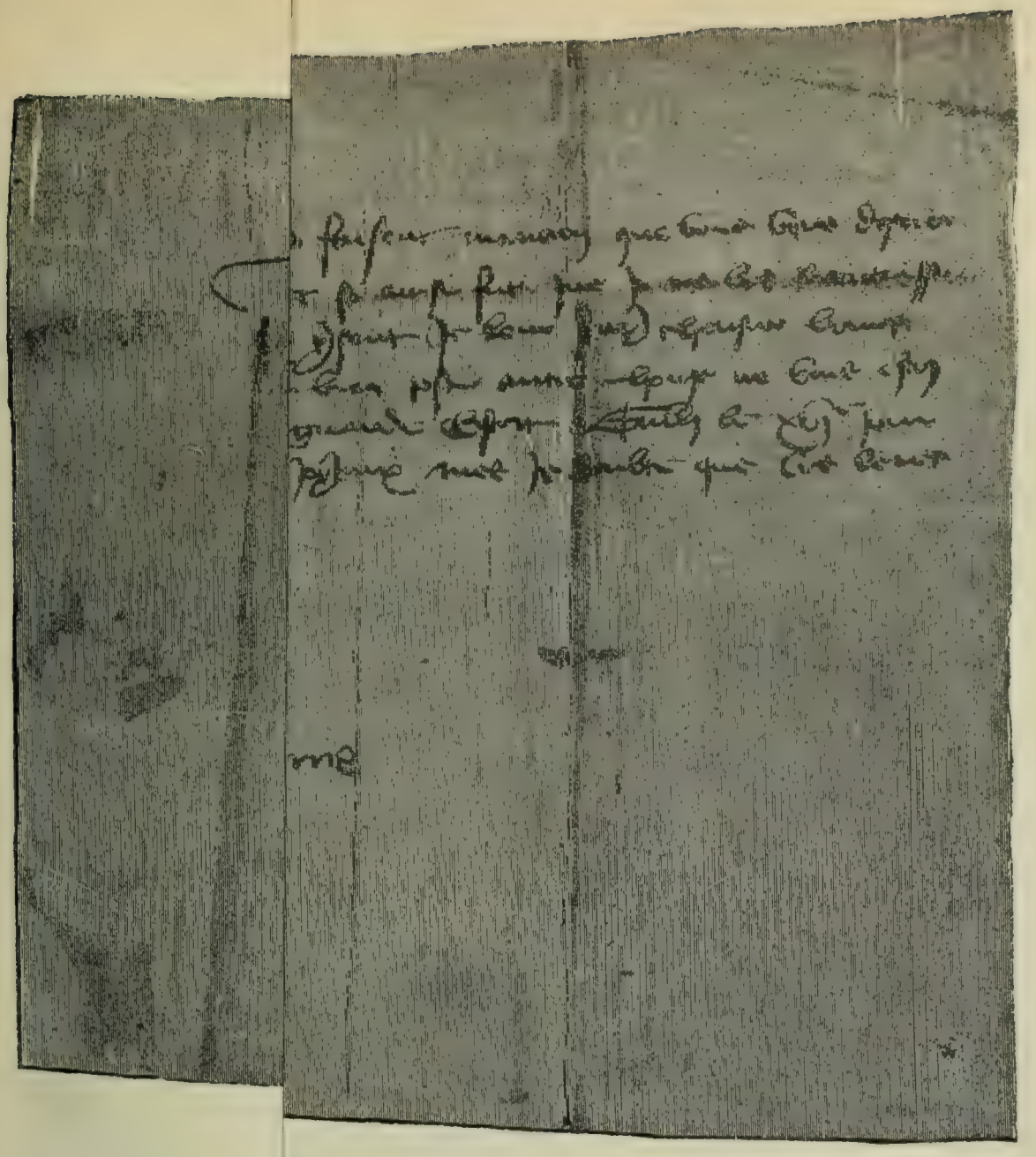
getroffen, einen Augenblick in den Graben geschleudert wurde, und verlegte ihnen bei Patay den Weg, wo Talbot gefangen genommen wurde. Jetzt erst entschloß sich auch der immer noch unthätige und von La Tremouille beherrschte König, sich nach der alten Krönungsstadt führen zu lassen. Eine Stadt nach der andern unterwarf sich und öffnete die Thore. Über Troyes und Chalons erreichte er Reims und empfing am 17. Juli 1429 die Krone und die Salbung mit dem heiligen Öle, wodurch der Glaube der Nation erweckt wurde, daß er nun der wahre König Frankreichs sei. Mit dem Banner in der Hand stand die Jungfrau während der Feier neben ihm. Durch Geldgeschenke an sie und ihren Vater, durch Befreiung Domremys von allen Steuern, endlich durch Erhebung der ganzen Familie in den Adelstand (Dare de Lys) bezeugte Karl VII. der Heldenjungfrau seinen Dank, die für ihre nächste und schwerste Aufgabe erklärte, den nationalen Feind auch aus Paris zu verjagen. Nicht die Energielosigkeit des Königs, sondern die Verhandlungen mit Burgund waren schuld, daß dieses nicht sogleich versucht wurde; als Johanna endlich zusammen mit dem Herzog von Alençon den Angriff wagte, wurde er zurückgeschlagen und sie verwundet.

Johannas Gefangennahme.

Karl VII. begab sich, um ungestört seinen Vergnügungen leben zu können, für den Winter nach Bourges und wandte sich mehr und mehr von Johanna ab, welche, kaum von ihrer Wunde genesen, stürmisch die Fortsetzung des Krieges verlangte. Aus der Ferne bedrohte sie die kirchenschänderischen Hussiten und sprach schon von einem Kreuzzuge zur Vertreibung der Türken. Ende März 1430 wurde ihr der Hof als eine Stätte der Wollust und der Intrigen dermaßen zuwider, daß sie mit wenigen Begleitern nach dem Norden floh, um den Krieg auf eigne Hand fortzusetzen, jetzt nicht mehr „das Kriegshaupt einer Nation, sondern Führerin einer Freischar". Schon vor Melun weissagten im April 1430 ihre „Stimmen", daß sie vor Johannistag in englische Gefangenschaft geraten werde; sie betete um einen schnellen Tod und einen Sitz im Paradiese. Dennoch war die Furcht vor der „Hexe" so groß, daß gegen die englischen Kapitäne und Soldaten, welche sich gegen sie zu kämpfen weigerten, am 3. Mai ein strenges Strafedikt erlassen wurde, dauerte doch die Flucht der englischen Unterthanen aus den französischen Ländereien noch bis in den Dezember fort, als sie längst hinter Schloß und Riegel saß. Am 22. Mai glückte es ihr, bei Nacht in das von Engländern und Burgundern bedrohte Compiègne einzudringen. Als sie jedoch am folgenden Tage einen Ausfall versucht hatte und mit einer kleinen Schar den Rückzug deckte, fand sie das Fallgitter der Zugbrücke niedergelassen, wurde durch einen Schützen rücklings vom Pferde gerissen, von dem Bastard de Vendôme gefangen genommen und von dem Lehnsherrn desselben, dem Grafen Ligny-Luxemburg, unter starker Bedeckung auf das Schloß Beaulieu gebracht (23. Mai 1430).

Verhandlung in Rouen.

Schon drei Tage darauf verlangte der Generalvikar der Glaubensinquisition von dem Herzoge von Burgund ihre Auslieferung, allein diese geschah erst zwei Monate später an den Bischof von Beauvais, Peter Cauchon, welcher im Auftrage des Herzogs von Bedford die Gefangene dem Grafen von Luxemburg für 10000 Frank abkaufte. Da die Ketzerin in seinem Sprengel ergriffen sei, behauptete er, allein das Verhör derselben in Anspruch nehmen zu dürfen, und die Pariser Universität stimmte dem bei. Nun wurde Jeanne Darc nach Rouen gebracht, mit Fesseln an einen schweren Holzblock geschmiedet und von englischen Soldaten bewacht, die sie verhöhnten und mißhandelten. Das Mitleid der Herzogin von Bedford, die sich der Gefangenen freundlich annahm und ihr statt der verpönten Männerkleidung Frauengewänder anmessen ließ, verscherzte sie bald, weil sie die Zudringlichkeit des Schneiders mit Maulschellen beantwortete. Am 9. Januar 1431 begannen in Rouen nach einem Befehle des „Königs von England" die Sitzungen der Kommission von Doktoren der Theologie und Lizentiaten des bürgerlichen wie des kanonischen Rechtes, welche unter dem Vorsitze des Bischofs von Beauvais über sie richten sollten. Ein Bericht den man über ihr früheres Leben aus der Heimat eingefordert hatte, sprach so sehr zu ihren gunsten, daß der Bischof es vorzog, ihn geheim zu halten. Allein, was man auch that, um sie durch übermäßige Dauer der Verhöre zu ermüden, durch rasch aufeinanderfolgende, schwierige, verfängliche, ja schmutzige Fragen zu verwirren, so blieb sie doch trotz mancher Widersprüche in ihren Aussagen ihrer Anhänglichkeit an den König treu und sprach die feste Überzeugung aus, daß ihre Erscheinungen und Stimmen von Gott kämen, daß noch die heilige Katharina und Margareta sie im Kerker besuchten und trösteten. Nach drei Monaten ließ Cauchon zwölf Artikel zusammenstellen, in welchen ihre „Geständnisse" auf arglistige Weise entstellt und verfälscht waren. Ihr Verlangen, vor den Papst gestellt zu werden, wies man zurück; einem Predigermönche, der



30.

Nach J. Rogie ihr die Hand führe, so rührt weder Schrift noch Unterschrift von

bersetzung:

Très a zu sehen wünschet, ich habe Eure Briefe erhalten, in
(vos lettres) sset, daß das nicht sein wird, wenn ich sie (die Feinde)
vous letes fa d sie zu Euch kommen, so haltet Euch tapfer, denn ich
(aurez) (le s
n'ares point Feinde) dort sind, werde ich machen, daß sie so schnell
ne eux venis en wohin, und das wird bald sein. Weiter schreibe ich
(si les ennemis y seiet. Ich bitte Gott, Euch in seinen Schutz zu nehmen.
et ci eux y 1430. Ich würde Euch noch Nachrichten schreiben, die
prandre et l meine Briefe unterwegs geraubt würden und daß man
le present n

Johanna.

Escrit à Sul

series bien j
vit les dites ster, Bürger und andere Einwohner der Stadt Reims.

A mes très

Die Burg von Nürnberg von Nordost gesehen.

Links der Vestnerturm, in der Mitte der Heidenturm.

ihr riet, sich dem Baseler Konzile zu unterwerfen, drohte der Graf Warwick, ihn in die Seine zu werfen. Nachdem man jene zwölf Artikel ohne die Untersuchungsakten einer Versammlung von 53 Gelehrten, dem Kapitel von Rouen und der Universität Paris zur Begutachtung vorgelegt hatte, erklärten diese nacheinander, am ausführlichsten die letzte, Johannas Offenbarungen für Lügen, ihre Thaten für Werke des Teufels, obwohl eine Ketzerin aus der Diözese Toul allein vor den Richterstuhl des Erzbischofs von Reims oder des Papstes gehörten. So wurde denn von Peter Cauchon und Le Maitre, dem stellvertretenden Inquisitor Frankreichs, einem von den Engländern durch Drohungen eingeschüchterten Manne, das Verdammungsurteil abgefaßt, durch welches Johanna wegen verstockter Ketzerei aus der Kirche ausgestoßen und der weltlichen Justiz übergeben wurde. Als man ihr am 23. Mai auf dem Kirchhofe der Abtei St. Ouen eine Abschwörungsformel vorlas, durch welche sie sich retten sollte, erklärte sie anfangs standhaft, sie habe nichts Böses gethan, sie sei rechtgläubig, man solle ihre Antworten dem Papste übersenden; dann aber, als man auf den Henker hinwies, der mit seinem Karren bereit stand, sie zum Scheiterhaufen zu führen, wurde sie schwankend und rief „mit lächelnder, fast irrer Miene", sie wolle

340. Geburtshaus der Jeanne Darc. Nach Laborde.

dem gehorchen, was die heilige Kirche verordne, und nicht mehr an ihre Erscheinungen glauben. Sofort las man ihr das schon für diesen Fall bereitgehaltene Urteil vor, durch welches sie verdammt wurde, „den Rest ihrer Tage bei dem Brot des Schmerzes und dem Wasser der Betrübnis zuzubringen, um ihre Sünden zu beweinen".

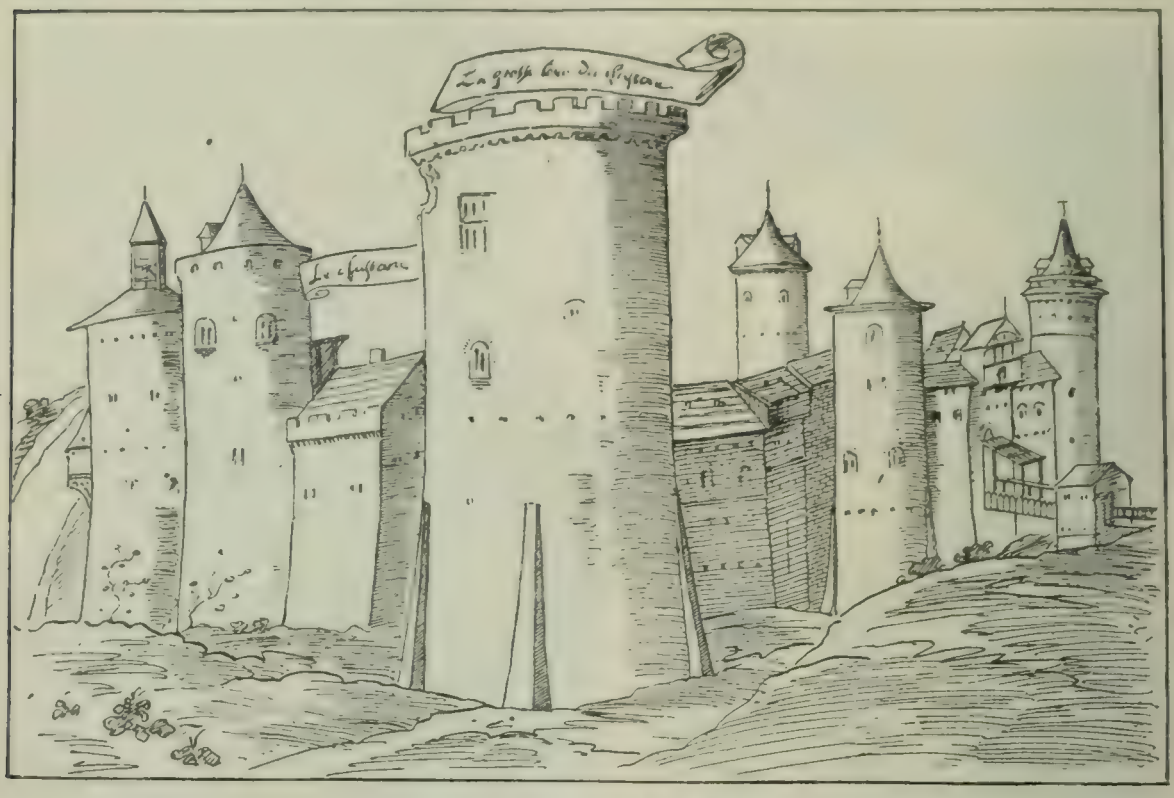
Johannas Tod (30. Mai 1431).

Dann führte man sie in ihr bisheriges Gefängnis zurück, fesselte sie bei Nacht an Händen und Füßen und gab ihr Frauenkleider, legte aber ihre Manneskleider, welche sie geschworen hatte, nie mehr anzulegen, um „nicht gegen die göttliche Ordnung zu verstoßen", in einen Sack gepackt, neben ihr Lager. Wenige Tage danach, als sie die letzteren doch wieder angelegt hatte, kamen Cauchon und der Vizeinquisitor herbei und vernahmen nun freilich bei einem letzten Verhör, jene Heiligen seien ihr wieder erschienen und hätten ihr das Unrecht vorgeworfen, welches sie aus Furcht vor dem Feuer durch ihre Abschwörung begangen. Dies genügte, um sie durch einen letzten Urteilsspruch als „Rückfällige" zum Feuertode zu verdammen. Am 30. Mai 1431 morgens um 9 Uhr wurde sie, gestärkt durch das Sakrament, welches man ihr jetzt zum erstenmal bewilligt hatte, in langem Gewande, ein kleines unförmliches Kruzifix in der Hand, auf einem Karren zu dem alten Markte von Rouen gefahren. Hier wurde sie von zwei englischen Soldaten an den Pfahl gebunden und dann der Scheiterhaufen angezündet. Sterbend rief sie mit lauter

Stimme, den Blick auf das Kruzifix gerichtet, den Namen „Jesus". Ihre Asche wurde in die Seine geworfen. Weder ihre Anhänger, wie Alençon und Dunois, noch ihre Verwandten wagten energische Schritte, um sie zu retten.

Widerrufung des Urteils (1456).

Als Karl VII. fast zwanzig Jahre später, nach der Eroberung von Rouen (1450) durch Theologen und Rechtsgelehrte den Prozeß noch einmal prüfen ließ, erklärten diese einstimmig das Verfahren für rechtswidrig. Später erlangten Johannas inzwischen verwitwete Mutter und ihre beiden Brüder von dem Papste Calixtus' III., daß eine neue Untersuchung angestellt wurde. Nun erklärten die Richter, nachdem nicht weniger als 144 Zeugnisse gesammelt und alle Akten nochmals sorgfältig geprüft waren, am 7. Juli 1456, daß die zwölf Artikel „auf entstellende, arglistige, verleumderische und boshafte Weise" verfälscht, die Abschwörung mit Gewalt erzwungen und Johanna frei von allen in jenen Artikeln angeführten Verbrechen sei. Das Urteil von 1431 wurde für null und nichtig erklärt, ein Kreuz an der Stätte ihres Flammentodes errichtet und Rouen durch eine feierliche Prozession entsühnt.



341. Das alte Schloß zu Rouen.

Nach einem Manuskript der Mairie zu Rouen (Witt, „Les Chroniqueurs").

Karls VII. Versöhnung mit Philipp von Burgund.

Es war weniger das Verdienst des immer wieder in Trägheit versinkenden Königs, als des einmal erwachten Patriotismus und der wachsenden Abneigung gegen die Engländer, daß die französischen Waffen auch nach dem schmählichen Ende der Jungfrau von Orléans einen Erfolg nach dem andern erzielten. Philipp von Burgund, dessen Schwester, die Gemahlin Bedfords, 1431 kinderlos gestorben war, schloß 1435 zu Arras mit Karl VII. einen Vertrag, durch welchen er die Lehnsunabhängigkeit seiner Besitzungen für seine Lebenszeit und die große Genugthuung erhielt, daß der König ihm versprach, alle an der Ermordung seines Vaters Beteiligten verbannen oder töten zu lassen. In denselben Tagen starb auch die streitsüchtige und unnatürliche Mutter des Königs, welche zum Schluß, selbst von ihren Parteigenossen verachtet, in Dürftigkeit gelebt hatte. Nun bewilligte das Parlament die Steuern und Anleihen zur Fortsetzung des Krieges, und im Frühling 1436 bemächtigten sich die Franzosen der Stadt Paris, in welcher die englische Besatzung der Bastille auf freien Abzug kapitulierte.

Freiheiten der französischen Kirche.

Es war vollkommen dem neuerwachten nationalen Sinne gemäß, daß der König im Einverständnisse mit dem Klerus den Bestrebungen des Baseler Konziles geneigt war, dem hierarchischen Papsttume gegenüber für die Freiheit und Selbständigkeit der Landeskirche einzutreten. Demgemäß ließ er auf einer großen Versammlung zu Bourges, im Jahre 1438, welche von 5 Erzbischöfen, 25 Bischöfen und vielen Geistlichen niederen

Ranges besucht wurde, die sogenannte Pragmatische Sanktion beschließen, durch welche den französischen Kirchen das Recht der freien Wahl zurückgegeben und jeder von derselben ausgeschlossen wurde, der nicht im Lande geboren und Unterthan des Königs sei.

Damit stand auch die Erneuerung des Pariser Parlamentes in Verbindung, welches der König ausschließlich mit treuen Anhängern besetzte und wie zu Philipps IV. Zeit mit der Vollmacht ausrüstete, auch in geistlichen Dingen zu urteilen. „Der römische Bischof", schrieb Pius II., „dessen Pfarre die Welt ist, hat in Frankreich nicht mehr Gerichtsbarkeit, als das Parlament ihm bewilligt; sogar den geistlichen Zensuren glaubt es den Eingang in das Königreich versagen zu können."

Die Söldnerbanden.

Als eine entsetzliche Landplage zeigten sich während des Krieges und mehr noch nach demselben die rohen Söldnerscharen, welche ohne Unterschied der Partei raubend und plündernd durch alle Landschaften zogen, écorcheurs (Schinder) genannt, weil sie alle, welche in ihre Hände fielen, bis aufs Hemde auszogen. Indem einige französische Herren Kriegsleute warben, um sich zu verteidigen, vergrößerten sie das Übel. Infolgedessen beschloß der König mit den zu Orléans versammelten Reichsständen 1439 eine Umgestaltung des Kriegswesens, indem er eine bestimmte Anzahl Kapitäne ernannte, welche für ihre Gendarmen und Leichtbewaffneten in jeder Beziehung aufzukommen hatten. Seitdem sollte niemand bei Strafe des Majestätsverbrechens Kriegsvolk werben und zu diesem oder irgend einem andern Zwecke seinen Untergebenen ohne Bewilligung des Königs eine Steuer auferlegen.

Die Praguerie.

Diese überaus zweckmäßige Einrichtung erbitterte nicht nur die Söldner und die Kapitäne, sondern vor allem die Großen des Reiches, welche dadurch die vollständige Vernichtung ihrer bisherigen Unabhängigkeit fürchteten. Unter der Führung der Herzöge von Bourbon und von Alençon, der Grafen von Vendôme und Dunois traten viele von ihnen in Blois 1440 zusammen, um mit Waffengewalt den 17jährigen Dauphin Ludwig, welcher der fremden Aufsicht des Grafen von La Marche überdrüssig war, an die Spitze der Regierung zu stellen. Allein ihre Aufforderung an die Barone und Edlen mehrerer Landschaften, dem Dauphin Treue zu schwören, fand wenig Anklang. Der König selbst trat ihnen jetzt kühn entgegen, gewann alsbald den Bastard Dunois durch Verzeihung für sich und zwang mit Hilfe des Herzogs von Burgund die Abtrünnigen, seine Gnade zu suchen (1440). Als zwei Jahre später Philipp von Burgund im Einverständnisse mit Karl von Orléans selbst die Waffen gegen ihn erhob, wurde auch er nach kurzem Kampfe zur Unterwerfung gezwungen. Schon die Zeitgenossen nannten diesen Aufstand im Vergleiche mit dem der Husiten gegen den Kaiser Wenzel (s. S. 410) die „Praguerie".

Das stehende Heer.

Um die Söldner zu entfernen, führte der König selbst für seinen Bundesgenossen René ein Heer derselben vor Metz und der Dauphin andre 30000 für Friedrich III. bei St. Jakob (1444) gegen die Eidgenossen (s. S. 475). Der Erfolg war der erwünschte. Jene wilden Scharen waren dermaßen zusammengeschmolzen, daß der König nun durch Vertrag mit den angesehensten Hauptleuten den Rest — 15 Ordonnanzkompanien, jede zu 100 Lanzen à 6 Mann — als zu Pferde dienende „Gensd'armes" 1445 auf Lebenszeit in Sold nahm und dadurch das erste stehende Heer der neuern Zeit schuf. Da die außerordentlich hohen Kosten nicht einmal durch eine allgemeine Auflage gedeckt wurden, die dem König von den Ständen bewilligt war, vermittelte ihm ein begüterter Kaufmann, Jacques Coeur, seitdem des Königs „Argenteur", die erste Staatsanleihe. Schon im folgenden Jahre fügte man zu der Reiterei der Gendarmen noch ein nationales Fußvolk, die Francsarchers, welche außer einem Monatssold von vier Frank Befreiung von allen Abgaben erhielten (daher ihr Name).

Ende des Krieges mit England (1453).

Jene militärischen, wie finanziellen Einrichtungen befestigten sich um so leichter, als der Krieg mit England, trotz der verschiedensten Versuche, eine Aussöhnung zustande zu bringen, noch immer kein Ende finden wollte, das dem stolzen Selbstgefühle der ehemals so siegreichen Engländer und der jetzt so weit überlegenen Franzosen zugleich Genüge leistete. Es ist in der Geschichte Englands erzählt worden, wie die

342. **Gerichtsverhandlung unter Karl VII. gegen den Herzog von Alençon wegen Hochverrats zu Vendôme im Jahre 1458. Miniatur des Jehan Foucquet (15. Jahrhundert). Nach Lacroix.**

Die Darstellung bezieht sich auf den bedeutendsten unter den vielen Hochverratsprozessen, die unter Karl VII. geführt wurden. Der tapfere und verdiente Herzog von Alençon, dem Königsstamme angehörig, hatte, erbittert über launenhafte Zurücksetzung, den Engländern heimlich seine Hilfe zur Wiedereroberung der Normandie versprochen. Verraten und durch Dunois verhaftet, wurde er zum Tode verurteilt, aber zu lebenslänglicher Gefangenschaft in Loches, und Verlust der Güter begnadigt. Von Ludwig XI. 1461 hergestellt, später wiederholentlich empört (1465, 68, 72), wurde er nochmals zum Tode verurteilt, nochmals zum Gefängnis begnadigt, nochmals freigelassen und starb 1476.

Einnahme von Rouen und Harfleur, der Sieg des Connetable von Richmond bei Formigny (1450), der Fall von Caen und Cherbourg (1450), die Wegnahme von Blaye, Bordeaux und Bayonne (1451) durch Dunois, endlich der Tod des alten Talbot bei Castillon (17. Juli 1453) die Engländer nötigte, ihre Herrschaft auf Calais und die benachbarte Grafschaft Guines zu beschränken: geringe Zeichen der Erinnerung an jene großartige Heldenzeit, in welcher sie sich den dritten Teil Frankreichs erkämpft hatten. Damit endete der Krieg nach 114jähriger Dauer vorläufig ohne Friedensschluß.

So war die Regierungszeit dieses Königs, in welcher sich Frankreich glücklich von der Last der Fremdherrschaft befreite, in mehr als einer Beziehung merkwürdig, als der Anfang derjenigen Verhältnisse, auf welchen die moderne Entwickelung des Staates beruht; dennoch ist sein persönliches Verdienst dabei ein verhältnismäßig sehr geringes. Auch in den späteren Jahren blieb er unthätig und unselbständig in den Händen von Günstlingen und Frauen. Zum Glück für ihn und für Frankreich besaß seine Gemahlin, Marie von Anjou, wenn auch nicht die männliche Energie ihrer Nichte Margarete, welche dem englischen Könige zur Seite stand, so doch die nötige Einsicht und Entschlossenheit, um, unterstützt von ihrer Mutter Jolanthe, den Gemahl zur richtigen Stunde seinem Traumleben zu entreißen. Später verschmähte sie zu diesem Zwecke auch die Hilfe jenes Edelfräuleins aus der Touraine nicht, welche sie einst an den Hof mitgebracht und bald zur Nebenbuhlerin hatte. Agnes Sorel (oder richtiger Sorelle) war es vor allem, die im Bunde mit der Königin den schwachen König immer wieder zum Kampfe gegen den Nationalfeind reizte, dessen gänzliche Vertreibung sie bereits ahnte, als der Tod sie (1450) von der Seite des Königs riß.

Karls VII. Tod.

In den letzten Lebensjahren peinigte Karl VII. die beständige Angst vor den Intrigen seines Sohnes, des Dauphins Ludwig, dem man nicht nur die Vergiftung der Agnes Sorel nachsagte, sondern sogar ähnliche Absichten gegen das Leben des Vaters zutraute. Tagelang nahm er aus Angst vor Vergiftung keine Speise und, als ihn ein böses Zahngeschwür quälte, auch keine Medizin. Er starb am 22. Juli 1461, wenige Monate nachdem jener Heinrich VI. vom Throne Englands in den Kerker verstoßen war, welcher in der Wiege die Krone Frankreichs getragen hatte. So ähnlich beide einander in ihrem Wesen waren — dürftigen Geistes, schwachen Charakters, nur durch die Kraft der Frauen aufrecht erhalten — so verschieden war ihr Schicksal. Während dieser zwei Kronen nacheinander einbüßte, gewann jener die seinige wieder und starb geliebt und verehrt von einer Nation, die sich unter seiner Regierung selbst wiedergefunden hatte.

Ludwig XI. (1461—1483).

Ludwig XI. (1461—1483).

Da die Räte des verstorbenen Königs die Absicht hegten, dem jüngeren Sohne Karl die Krone zu verschaffen, Ludwig sich aber für diesen Fall schon der kriegerischen Hilfe des Herzogs von Burgund versichert hatte, bemühten sich jetzt die angesehensten Herren des Hofes mit wahrem Wetteifer um seine Gunst, und Herzog Philipp war zwar der erste, aber nicht der einzige, welcher in Reims dem neuen Könige die Huldigung leistete.

Kaum fühlte Ludwig die Zügel der Regierung in seiner Hand, so ersetzte er alle Räte durch andre, die ihm allein ergeben waren, zum Teil von niedrigster Herkunft, und erwarb die Gunst des Papstes Pius II., indem er die Pragmatische Sanktion für aufgehoben erklärte, vielleicht in der Hoffnung, mit Neapel belehnt zu werden. Thatsächlich aber bestand sie weiter fort. Sodann kettete er das Interesse der größten Städte Frankreichs an die Krone, indem er ihnen die selbständige Verwaltung ihrer Gemeinde- und Finanzangelegenheiten überließ und den inneren wie den äußeren Frieden zu erhalten suchte, der ihnen ebenso zu gute kam wie der Krone.

Die Ligue du bien public.

Die Großen empfanden bald, daß Ludwig keineswegs an die Herstellung ihrer früheren Herrschaft denke, sondern in den Bahnen seines Vaters wandle und über sie Macht zu gewinnen suche. Infolgedessen stiftete einer von ihnen, der Graf von Saint-Pol, heimlich einen Bund zur Schwächung der Königsmacht und Herstellung der alten Lehnsverhältnisse, welcher sich heuchlerisch „la ligue du bien public“

nannte, aber bald vom Volke als „ligue du mal public“ bezeichnet wurde. Zu ihr gehörten (1465) zum erstenmal die Führer beider solange streitenden Parteien: der Graf von Armagnac (ein Enkel des bekannten), Graf Karl von Charolais (Burgund), Dunois und die Herzöge von Alençon, Bretagne und Bourbon. Bei Montl'héri (unweit Longjumeau) drängte der König die Empörer 1465 zurück, wich einer zweiten Schlacht vorsichtig aus und warf sich nach Paris, wo er die Bürgerschaft durch geschicktes Benehmen für sich gewann. Da jedoch kurze Zeit nach seiner Entfernung die Stadt von dem liguistischen Heere bedroht wurde, entschloß er sich zu einem Vergleiche und versprach, die Abstellung aller Gebrechen in Staat und Kirche einer Kommission von 36 Männern anzuvertrauen.

Hilfe der Reichsstände.

343. Ludwig XI., König von Frankreich.
Nach einem Stiche von Morin in der Nationalbibliothek zu Paris.

Da Karl von Charolais, seit 1467 Erbe von Burgund, sich durch eine Empörung flandrischer Städte genötigt sah, mit Ludwig XI. einen Waffenstillstand zu schließen, so benutzte dieser die Zeit der Ruhe, um durch Freiheiten und geschickte Einrichtungen die Bürger der Hauptstadt und besonders das Heer an sich zu fesseln, und ließ sich durch eine Versammlung der Reichsstände in Tours, zu welcher aus 64 Städten je ein Geistlicher und zwei Laien geladen waren, das Recht beilegen, künftig ohne Berufung der Stände gegen äußere oder innere Feinde die Waffen zu führen. Sofort rückte er nun in die Bretagne ein und zwang deren Herzog, sich für günstige Bedingungen von der Ligue zu trennen und ihm Beistand gegen jedermann zuzusagen.

Der König bei Karl d. K. in Péronne.

So war die Ligue eigentlich schon aufgelöst; es kam nur noch darauf an, den Herzog von Burgund ganz zu gewinnen. Da der König die ritterliche Gesinnung Karls des Kühnen kannte, stand er keinen Augenblick an, sich im Oktober 1468 zu ihm zu begeben. Um ihm einen Beweis seines Vertrauens zu geben, zog er mit geringer Begleitung in Péronne ein, wo ihm der Turm zur Wohnung angewiesen wurde, in welchem einst Karl der Einfältige gefangen gesessen hatte. Eben erst hatten die Unterhandlungen begonnen, als plötzlich die Nachricht von einer Empörung Lüttichs einlief, welches sich, durch Ludwigs heimliche Versprechungen verlockt, für Frankreich erklärt habe. Im ersten

Augenblicke der Wut wollte Karl der Kühne den König entthronen und zeitlebens gefangen setzen. Allein Ludwig XI. hatte bereits die angesehensten Räte des Herzogs (vor allen Commines) bestochen. Diese stellten ihm vor, wie sehr seine Ehre durch den Bruch des freien Geleites befleckt würde, und rieten, den König nur solange in anständiger Haft zu halten, bis er die ihm vorzulegenden Bedingungen angenommen hätte, die man bei dieser Gelegenheit doppelt vorteilhaft für Burgund stellen könne. So kam es zum Abschlusse jenes demütigenden Vertrages, in welchem der französische König versprach, alles noch einmal zu beschwören, was Philipp dem Guten 1435 zu Arras und 1465 zu Paris bereits versprochen war.

Ludwigs XI. Befreiung.

Um aber seinen hinterlistigen Feind wenigstens zu demütigen, zwang Karl den König am folgenden Tage, ihn auf dem Zuge nach Lüttich zur Dämpfung des Aufstandes zu begleiten, und Ludwig XI. war Politiker genug, um sich durch solche schiefe Stellung nicht aus dem Gleichgewichte bringen zu lassen. Als die belagerten

344. Schloß Péronne.

Lütticher bei dem ersten Ausfalle im Heere der Feinde ihren heimlichen Bundesgenossen gewahrten, riefen sie im Vertrauen auf dessen Unterstützung: „Es lebe Frankreich!" Doch Ludwig XI. sprengte ihnen eilig mit dem Feldgeschrei entgegen: „Es lebe Burgund!" Sobald Lüttich nach tapferster Gegenwehr überwunden war, beschwor der König nochmals den Vertrag — es kam ihm auf einen Eid mehr nicht an, weil er ihn nicht zu halten gedachte — und eilte nach Frankreich zurück.

Verhältnis zu Burgund und England.

Als Karl der Kühne sich immer entschiedener an seinen Schwager Eduard IV. von England anschloß und auch den Herzog von Bretagne für dieses Bündnis gewann, unterstützte Ludwig nicht nur den Grafen Warwick, welcher 1470 Heinrich VI. wieder auf den Thron setzte, sondern berief nach Tours eine Notabelnversammlung, welche den Beschluß faßte, Karl der Kühne habe als Bundesgenosse des Reichsfeindes alle seine Besitzungen verwirkt. Da sich übrigens Karl im Jahre 1475 zur Eroberung Lothringens wandte, anstatt seinem Schwager Eduard IV. beizustehen, der gelandet war, um Frankreich „als sein Erbe" in Besitz zu nehmen, so ließ sich dieser für eine bedeutende Geldsumme einen siebenjährigen Waffenstillstand abkaufen, der also schon einem Frieden gleichzuachten war (s. S. 614). In demselben Jahre gab Ludwig durch

einen neunjährigen Waffenstillstand trotz jenes Beschlusses Karl dem Kühnen selbst Lothringen, Elsaß und die Schweizer preis, mit denen er noch ein Jahr zuvor einen Bund geschlossen hatte. Freilich kam es ihm im Augenblicke darauf an, den Grafen Saint-Pol in seine Gewalt zu bekommen, der seit Jahren insgeheim ein hochverräterisches Spiel gespielt hatte. Als einer der ersten hatte er, der eigentliche Gründer der Ligue, durch Unterwürfigkeit die Gnade, ja das Vertrauen des Königs erworben und war zum Connetable erhoben worden. Seitdem hatte er jedoch fortdauernd bei allen Kriegszügen und Verhandlungen den tollen Plan verfolgt, mit Hilfe der unzufriedenen Großen sich der Person des Königs zu bemächtigen und im Namen des Dauphins zu regieren. Als seine Intrigen offenbar waren, flüchtete er nach Burgund, wurde aber ausgeliefert, vom Parlament zum Tode verurteilt und hingerichtet.

Die Erbschaft von Burgund.

345. Französischer Bauer des 15. Jahrhunderts.

Miniatur in einem Totentanz der Nationalbibliothek zu Paris.

Die Tracht ist die im 15. Jahrhundert bei den Bauern übliche: auf dem Leibe eine Armeltunika, darüber ein Kittel von grober Leinwand, anstatt der Hosen Wadenstrümpfe, die hier über den Knöcheln gebunden sind, auf dem Kopfe Bandhaube und Hut; an den Füßen sogenannte Kuhmäuler.

Mit dem Tode Karls des Kühnen (1477) war Ludwig nicht nur der bisherige Gewinn erst gesichert, sondern es kamen auch durch schleunige Besetzung das Herzogtum und die Grafschaft Burgund hinzu. Den ganzen großartigen Besitz des burgundischen Hauses mit Gewalt an sich zu reißen, verhinderte den König die schnelle Verheiratung der Erbin Maria mit Maximilian und dessen Sieg bei Guinegate (1479); erfolgreicher schien der Weg der Verhandlungen. Zu Arras versprach der Erzherzog (1482), seine zweijährige Tochter Margarete als Braut des zwölfjährigen Dauphins nach Paris zu schicken und die Grafschaften Artois, Bar (sur Seine), Auxerre, Mâcon und Burgund als ihre Mitgift in Ludwigs Händen zu lassen (s. S. 458).

Vereinigung der Provence und Anjous mit der Krone.

Um Ludwigs Glück zu vollenden, ließ sich Karl von Maine, der Neffe des 1480 kinderlos verstorbenen René von Anjou, bereden, nicht nur die Provence (welche eigentlich als Teil des alten Königreichs Burgund zum Deutschen Reiche gehörte) an die französische Krone abzutreten, so daß nun auch das altberühmte Marseille ein französischer Hafen wurde, sondern auch den König selbst zum Erben seiner übrigen Besitzungen, wie seiner Ansprüche auf das Königreich Neapel einzusetzen. Da er schon 1481 starb, besaß der König persönlich alle großen Herzogtümer mit Ausnahme der Bretagne und vererbte zugleich eine lockende Hoffnung auf seine Nachfolger.

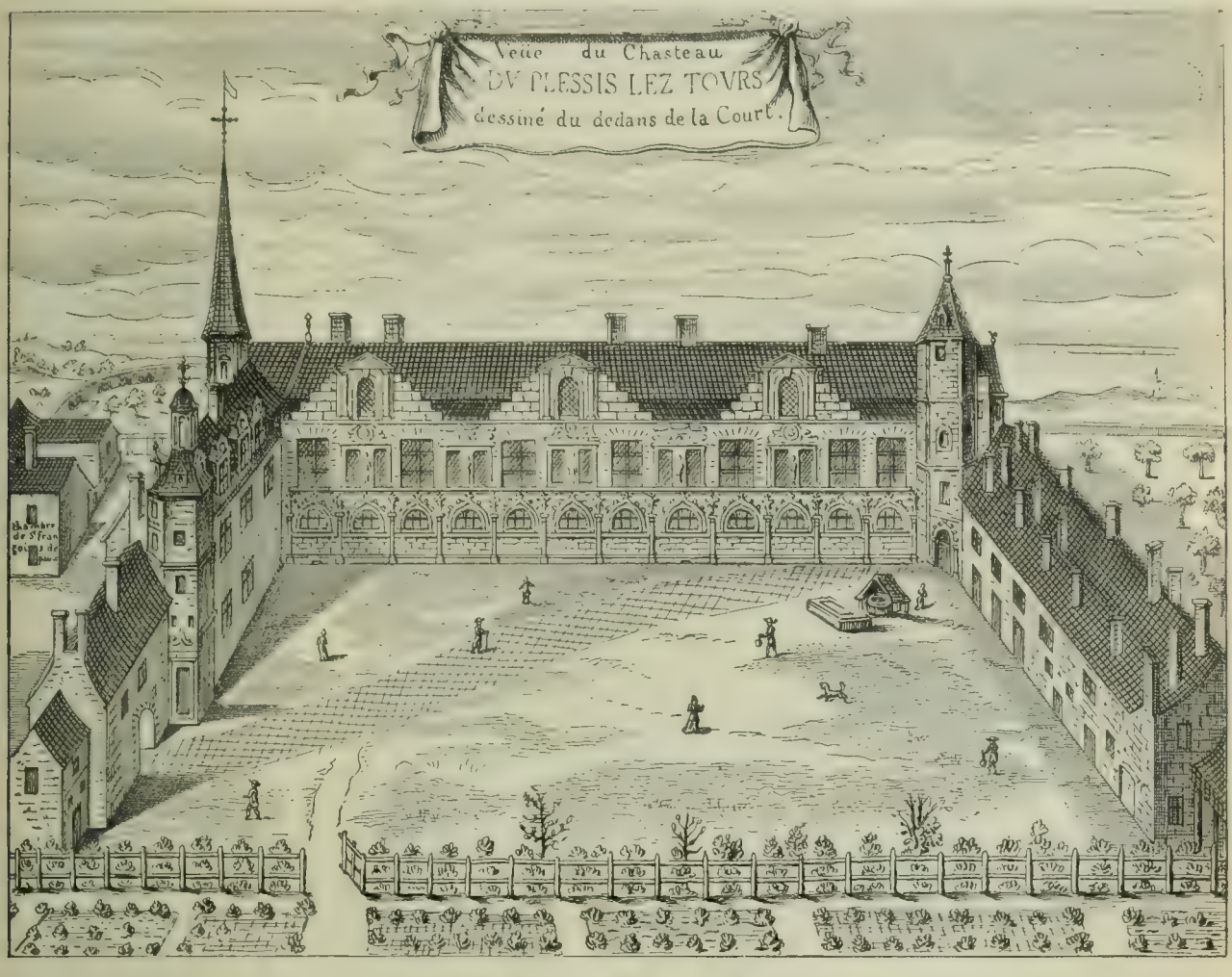
Die absolute Monarchie.

Vor allem gelang es Ludwig auch, die letzten Stützen des Feudaladels zu zerbrechen und durch die absolute Monarchie, der er als wirklicher Selbstherrscher musterhaft vorstand, die nationale Staatseinheit zu begründen, als das Fundament, auf welchem sich Frankreichs spätere Großmachtsstellung aufbaute. Nicht, daß er

soweit gegangen wäre, die provinziellen Verschiedenheiten mit Gewalt zu vernichten, vielmehr versammelte er mit Vorliebe die Provinzialstände, deren es damals 47 verschiedene gab. Wohl drängte er sie oft zu Geldbewilligungen, aber er ließ sich auch klagen und half ihren Beschwerden ab. Er befahl die Sammlung ihrer Gewohnheitsrechte und gab ihnen, wie schon der Vater gethan, eigne oberste Gerichtshöfe (Parlamente), wenn auch der von Paris immer den Vorrang hatte. Er scheute sich nicht, den Städtern Waffen in die Hand zu geben, und beeiferte sich, ihren Gewerbfleiß durch Bestätigung von Innungsstatuten, ihren Handel durch Privilegien und Verträge zu kräftigen. Noch 1483 schloß er mit der Hansa „Frieden und Freundschaft auf ewige

Provinzialstände.

Parlamente.



346. Schloß Plessis bei Tours. Hofansicht.

Zeiten". Die Benutzung seiner 1465 eingerichteten Posten gestattete er jedoch nur dem Papste und befreundeten Fürsten für Geld, sonst niemand.

Posten.

Freilich klagte man über vieles: über willkürliche und grausame Eingriffe in die Gerichtsbarkeit, über die Aufopferung der Pragmatischen Sanktion, vor allen Dingen über die Steuerlast. Daß die „Taille" in mehreren Landschaften auf das Fünf- und Sechsfache, in einigen auf das Zwanzigfache gesteigert wurde, erklärte sich leicht durch die Vermehrung des stehenden Heeres auf 30000 Mann und durch die immer wachsende Zahl gutbesoldeter, freilich auch äußerst brauchbarer königlicher Beamten. Daß er wegen irgend welcher Ordnungswidrigkeiten, vor allem im Steuerwesen, Hunderte sofort hat aufknüpfen lassen, ist allerdings eine Grausamkeit, die durch kein Verdienst vergessen gemacht wird. Wie eine weise und wohlwollende Regierung beschaffen sein müsse, hat er in einer Anweisung „über die Kunst zu regieren" für seinen Sohn (unter dem Titel „Rosier des Guerres") entweder selbst aufgezeichnet oder durch Commines aufzeichnen lassen, dessen Memoiren für die Zeitgeschichte von großer Bedeutung sind. Noch nie hatte Frankreich eine so bedeutende innere Kraft, noch nie eine so gesicherte

Steuerlast.

Grausame Justiz.

Stellung nach außen gehabt, als unter diesem Könige; aber niemand dankte es ihm, niemand liebte ihn, niemand konnte ihn lieben. Obwohl er der erste Fürst des Mittelalters war, der die hohe Anschauung vom Königtum hatte und bezeugte, daß es ein Amt und zwar ein schweres Amt sei, hat er doch nicht vermocht, seiner persönlichen Leidenschaften und Schwächen zu gunsten dieses Amtes Herr zu werden, daß er Verehrung verdiente. So groß er oft als Monarch war, so klein blieb er immer als Mensch. Die meisterhafte Schilderung seines Wesens durch den großen schottischen Dichter Scott (in Quentin Durward) kann durch den Geschichtschreiber kaum vervollständigt oder berichtigt werden.

Ludwigs Bigotterie.

Befangen in einer Bigotterie, wie sie bei einem so aufgeklärten Geiste kaum denkbar ist, spendete der sonst geizige, selbst in seiner Tracht nachlässige und dürftige König verschwenderisch an Kirchen und Klöster und Heilige, damit man für seine Gesundheit und ein langes Leben bete. In Gesellschaft von Vertrauten, meistens niederen Leuten, die er erhoben hatte, schien er auch vertraulich und konnte die derbsten Scherze vertragen. Ob die Novellen, welche man unter seinem Namen verbreitet hat, wirklich von ihm herrühren, ist nie vollgültig erwiesen; daß man sie ihm zutrauen konnte, zeugt von wenig Achtung vor seiner Sittlichkeit. — Leidenschaftlich liebte er die Jagd, wohl zumeist als ein Mittel, seine Seele zu beschwichtigen, denn ihn peinigten die Furcht und das Mißtrauen, wo er ging und stand.

Sein Leben in Plessis.

Sein Residenzschloß Plessis bei Tours, worin er sich ohne Unterbrechung die letzten Jahre seines Lebens, wohlbewacht von schottischen Bogenschützen und 100 ergebenen Edelleuten, aufhielt, war eine vollständige Citadelle, in welcher nur drei Menschen seine Einsamkeit teilten, die einzigen, denen er stets unbedingtes Vertrauen geschenkt und seine Person überlassen hatte: sein Barbier Olivier le Mauvais, den er unter dem Namen le Dain in den Adelstand erhoben hatte, der Generalprofoß (Oberscharfrichter) Tristan L'Hermite, das fürchterliche Werkzeug seiner geheimen Kabinettsjustiz, endlich sein Arzt und Astrolog Jakob Cottier, welcher sich dem beständig vor dem Tode zitternden Monarchen durch seine Kunst unentbehrlich zu machen und dem äußersten Zorn desselben wiederholt dadurch zu entrinnen wußte, daß er die Prophezeiung aussprach, er werde nur acht Tage vor dem Könige sterben. In seiner Rache war Ludwig grausam und unerbittlich. Dies erfuhr der unglückliche Kardinal Balue, der, von ihm aus einem armen Priester zu dem höchsten geistlichen und weltlichen Würdenträger gemacht, später seinen Wohlthäter an Karl den Kühnen verriet und dafür elf Jahre in einem engen Käfig zubringen mußte, der noch heute im Schlosse von Loches gezeigt wird.

Sein Tod.

Der König starb, gemartert von Visionen und Gewissensbissen, am 30. August 1483 infolge wiederholter Schlaganfälle.

Karl VIII. (1483—1498).

Regentschaft für Karl VIII.

Obwohl der 13jährige Karl VIII. dem Alter nahe war, welches ihn nach dem Hausgesetze der Valois zur Übernahme der Regierung berechtigte, so war es doch zu sehr offenbar, daß sein Geist noch nicht die notwendige Reife hatte. Seine Mutter Charlotte von Savoyen ging schon nach wenigen Monaten aus der Welt, sein Schwager, der 21jährige Ludwig von Orléans, welcher ihm vom Vater selbst zum Leiter und Ratgeber bestimmt war, lebte zur Zeit ausschließlich seinen ritterlichen und unritterlichen Vergnügungen. So gewann seine ältere, wenn auch erst 22jährige Schwester Anna, welche an den Bruder des Herzogs von Bourbon, Peter von Beaujeu, verheiratet war, freies Spiel für ihre vom Vater ererbte Herrschsucht. Sie ernannte den älteren Bruder ihres Gemahls, den Herzog von Bourbon, in des Königs Namen zum Connetable und wußte durch eine Menge von Anordnungen im Adel und im Volke diejenigen auf ihre Seite zu bringen, welche sich über Grausamkeit und Ungerechtigkeit des vorigen Königs beklagten.

Karls Selbstregierung.

Jahrelang tobte nun der Parteikampf zwischen den Familien Bourbon und Orléans, bis der junge König Karl VIII. endlich eine selbständige Thätigkeit entwickelte. Hinter dem Rücken seiner Schwester begab er sich nach Bourges und söhnte sich mit dem daselbst seit drei Jahren gefangenen Ludwig von Orléans so vollständig aus, daß auch die übrigen Parteihäupter dem unseligen Streite ein Ende machten und einander die Hände reichten. Dann begab er sich sofort nach der Bretagne und entschloß sich nach kurzen Verhandlungen (November 1491), Anna, die Erbin dieses letzten unabhängigen Herzogtums, zum Altare zu führen, obwohl dadurch zwei kirchlich vollzogene Ehen

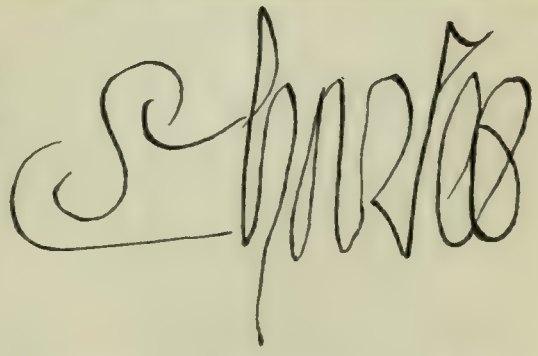
zerrissen wurden. Er selbst war als Dauphin mit der jetzt erst 11jährigen Tochter Maximilians, Margarete, getraut und Anna durch eine symbolische Handlung mit diesem selbst vermählt worden. Wohl dachte Maximilian daran, für diese doppelte Beleidigung Rache zu nehmen. Da er jedoch weder von dem englischen Könige noch von dem spanischen Königspaare die gewünschte Unterstützung erhielt, begnügte er sich mit den Bedingungen des Friedens von Senlis (1493), durch welchen er die Franche Comté und Artois zurückerhielt.

Karl VIII. aber rüstete bereits zu großen Unternehmungen; seine Blicke schweiften nach Neapel, ja selbst nach Konstantinopel hin. Er wollte „neue Dinge sehen und viel von sich reden machen".

Zug nach Neapel.

347. Karl VIII., König von Frankreich.

Nach einem gleichzeitigen Gemälde.



Tollkühn genug war das Unternehmen des 24jährigen königlichen Jünglings. Obwohl ihn seine angesehensten Räte warnten, obwohl er nur mühsam durch eine erzwungene Anleihe im Lande und dann für hohe Zinsen in Genua die notwendigen Geldsummen zusammenbrachte, so blieb er doch fest auf seinem Sinn und sammelte im Frühling 1494 bei Lyon außer einer tüchtigen Feld- und Belagerungsartillerie 1600 Gendarmen, 6000 Schweizer und ebensoviele französische Infanteristen, um das Königreich Neapel zu erobern, dessen Krone er als Erbe des Hauses Anjou in Anspruch nahm. Freilich waren seine Gesandten, die ihm Bundesgenossen und Freunde in Italien verschaffen sollten, nicht glücklich gewesen; in Venedig, Florenz, Rom gab man seine Entschuldigungen zur Antwort, nur Ludovico il Moro in Mailand machte schnell einen geheimen Vertrag mit ihm (s. S. 560) und versprach sowohl freien Durchzug, als auch Geld, Truppen und Schiffe. Im August zog Karl über die Alpen und hielt einen prunkvollen Einzug in Florenz, von wo der schwache Peter von Medici nach kurzen Unterhandlungsversuchen entflohen war. Nachdem er fünf Festungen und Städte besetzt und 12000 Dukaten empfangen hatte, folgte er den dringenden Mahnworten Savonarolas und zog zehn Tage später ab, um in den

Kirchenstaat einzudringen, an dessen Grenze ihm schon die Colonnas entgegenkamen. So sehr ihn auch einige Kardinäle ermahnten, den verbrecherischen Papst Alexander VI, der in die Engelsburg geflüchtet war, seiner Würde zu entsetzen, zog er es doch vor, mit ihm ein Bündnis zu machen, um schneller davonzukommen. Als sein siegesgewisses Heer die Grenzen des Königreichs Neapel überschritt und die gesamte Bevölkerung der Abruzzen sich für ihn erklärte, legte der stolze und grausame König Alfons die Zügel der Regierung in die Hand seines jungen Sohnes Ferdinand II. Allein auch dieser vermochte nicht seine Truppen zum Standhalten zu bewegen: sie erblickten kaum den Vortrab, als sie bis nach Capua flohen. Schon in Aversa empfing Karl von einer Deputation die Schlüssel der Hauptstadt und die Nachricht, daß Ferdinand nach Ischia geflohen sei, so daß er am folgenden Tage seinen Einzug halten konnte.

Geheimbund gegen Karl.

So hatte der französische König mit wunderbarer Schnelligkeit das Ziel seines Ehrgeizes erreicht und schwelgte im Genuß. Um die Regierung kümmerte er sich wenig, überließ sie seinen unfähigen und habsüchtigen Begleitern und übertrug fast alle Staatsämter und Domänen an Franzosen, indem er sogar den italienischen Anhängern des Hauses Anjou ihre Güter vorenthielt. Im Vollgefühl seines Glückes glaubte er nicht den Warnungen seines Gesandten Commines, der ihm aus Venedig meldete, daß die meisten Staaten Italiens bereits über ein mächtiges Bündnis gegen ihn verhandelten, und folgte nicht einmal seinem Rate, größere Heeresmassen aus der Heimat herbeizuziehen. Erst als am 31. März Venedig, der Papst, Ferdinand von Aragonien, Maximilian und sogar der Herzog von Mailand, der ihn gerufen hatte, ein Bündnis zur Verteidigung der Christenheit gegen die Türken mit dem geheimen Artikel machten, daß sie auch Ferdinand II. bei der Wiedereroberung seines Reiches unterstützen wollten, entschloß sich Karl, den Rat Commines' zu befolgen und, nachdem er in den größten Städten Besatzungen hinterlassen, den Rückweg anzutreten. Zum Generalstatthalter ernannte er Guilbert von Montpensier, einen tapferen Mann, aber ohne Einsicht und Thatkraft.

Karls Heimkehr.

Nur mit der Hälfte seiner Armee kam er nach Rom, welches der Papst zwei Tage zuvor verlassen hatte; dennoch schwächte er jene noch mehr durch die Besatzungen, welche er in Florenz und Pisa zurückließ. Obwohl ihm der französische Regent, der Herzog von Bourbon, jetzt ein Heer zu Hilfe schickte, waren seine Truppen dennoch in der Minderzahl, als sie am 6. Juli 1495 bei dem Dorfe Fornuovo mit den verbündeten Gegnern zusammentrafen, welche Francesco Gonzaga anführte. Allein das Bewußtsein der französischen Truppen, daß es die Rettung ihres Königs gelte, trieb sie zu solcher Energie, daß sie einen Sieg errangen und sich den Durchmarsch öffneten, ohne ein einziges Geschütz eingebüßt zu haben.

Sein Tod.

König Ferdinand aber kehrte mit spanischer Hilfe nach Neapel zurück und nötigte die französische Besatzung zum Abzuge, während sich Karl in seiner Heimat sorglos den Vergnügungen hingab. Wohl trieben ihn seine Ratgeber zu neuen Rüstungen, aber die Leidenschaft für eine Hofdame der Königin nahm seine Gedanken mehr in Anspruch. Als die neapolitanischen und venezianischen Truppen geschickt einer Schlacht auswichen, wurde Montpensier durch Mangel an Geld und Lebensmitteln genötigt, in Atella zu kapitulieren, und erhielt nicht einmal die versprochenen Schiffe zur Rückfahrt. Nachdem er selbst und der größte Teil seiner Truppen an einer pestartigen Krankheit gestorben war, welche die böse Sumpfluft erzeugt hatte, mußte der Rest der französischen Besatzungstruppen schmachvoll das Land räumen, und das großartig begonnene Unternehmen war gänzlich gescheitert. Als man hüben und drüben erwartete, daß Karl mit aller Kraft rüste, um die verpfändete Ehre Frankreichs in Italien auszulösen, kam die Nachricht von seinem Tode. In Amboise, auf dem Wege zu einem Ballspiele, das er mit ansehen wollte, brach er plötzlich durch einen Schlagfluß zusammen und verschied in wenigen Minuten auf einem ärmlichen Strohlager, das man ihm bereitet (7. April 1498). Als man im Lande davon erfuhr, war die Trauer allgemein. Mit seiner Freude an Lust und Ruhm, mit seiner Milde gegen jedermann war er doch ganz ein König nach dem Herzen der Franzosen gewesen.

Ludwig XII. (1498—1515).

Da Karls VIII. Kinder vor ihm gestorben waren, kam der Thron an Ludwig von Orléans. Als die königliche Leibwache vor seinem Fenster aufzog und ihm ein Hoch brachte, erzitterten viele, die seine Gegner gewesen waren. Allein alsbald sprach er das schöne Wort: „Der König rächt nicht, was dem Herzoge geschehen", zeigte sich freundlich gegen Anna von Beaujeu und ließ selbst La Tremouille, welcher ihn einst gefangen genommen hatte, in seinem Amte. Auch die wilden Vergnügungen früherer Jahre gab er auf und wollte als Sechsunddreißigjähriger ein ganzer König sein. „Ich will alles ertragen", sagte er, „aber an meiner Ehre und meinen Ländern will ich nichts leiden." Das war seitdem sein Lebensgrundsatz, und der getreue Erzbischof von Rouen, **Georg von Amboise**, war fortan in allen Dingen sein Ratgeber. Ludwig XII.

Das erste war, daß er seine Gemahlin Johanna, die häßliche Tochter Ludwigs XI., verstieß, welche ihm keinen Erben gebracht hatte, und seine Hand der schönen Witwe Anna von Bretagne.

348 und 349. Bronzemünze mit den Bildnissen König Ludwigs XII. und seiner Gemahlin Anna von Bretagne (Witwe Karls VIII.).
(Königl. Münzkabinett in Berlin.)

seines Vorgängers reichte, die sich schnell getröstet hatte; er vereinigte dadurch für immer die reiche **Bretagne** mit der Krone. Der Papst gab zu allem seinen Segen, denn er hoffte, manchen Vorteil zu gewinnen.

Dann reformierte der König den Staatsrat, das Gerichtswesen und vor allem die Finanzen; denn sein ganzer Sinn war auf **Italien** gerichtet, wo ihn **Mailand** als das Erbe seiner Großmutter Valentina Visconti und **Neapel** als das des Hauses Anjou lockte. Schon bei seiner Thronbesteigung nannte er sich Herzog von Mailand und König von Neapel. In einem Friedensschlusse mit Ferdinand von Aragonien (1498) war bereits über die Teilung dieses Königreiches verhandelt worden, und zum Bunde gegen Ludovico il Moro gewann Ludwig 1499 die Schweizer und Venezianer. Hoffnung auf Italien.

Mit einem für jene Zeit gewaltigen Heere von 9600 Gendarmen (s. Bd. V, S. 260) und 13000 Mann zu Fuß, dazu 58 Kanonen, ging der König 1499 über die Alpen und drang siegreich in die Lombardei ein. Da Ludovico vergeblich auf die deutschen Landsknechte Maximilians gehofft hatte, suchte er sein Heil in der Flucht. Am 6. Oktober hielt Ludwig seinen Einzug in **Mailand** und bestimmte **Trivulzio** zum Statthalter des Herzogtums, einen Grafen von Kleve-Ravenstein zum Gouverneur von **Genua**, das sich ihm ebenfalls anschloß. Allein das schnell gewonnene Glück zerrann in wenigen Monaten. Da Trivulzio den Übermut der Seinigen, den Unmut der andern erregte, Steuern erpreßte und seinen Leuten manche Keckheit gegen die schönen Mailänderinnen Ludwig in Mailand.

nachsah, kehrte Ludovico zurück und verdrängte ihn schon im Februar 1500 wieder aus der Hauptstadt. Aber sein Geschick erfüllte sich doch bald. Bei dem ersten Zusammentreffen seiner Schweizer mit den Franzosen zwischen Novara und Mortara (März 1500) ließen ihn jene im Stiche. Seine Gefangenschaft und sein Ende ist in der Geschichte Mailands erzählt worden (s. S. 560). Nachdem Cremona den Venezianern, Bellinzona den Schweizern zum Lohne gegeben war, trat der mildere Karl von Amboise, ein Neffe des Kardinals, an die Stelle des verhaßten Trivulzio als französischer Statthalter.

Bund mit Ferdinand d. Kath. gegen Neapel.

Als im Königreiche Neapel an Stelle des frühzeitig verstorbenen Ferdinand sein Oheim Friedrich die Regierung erlangt hatte, schloß Ludwig XII. (November 1500) zu Granada mit Ferdinand von Aragonien und Isabella von Kastilien nochmals einen geheimen Vertrag zur Eroberung und Teilung seines Landes: Spanien sollte Apulien und Kalabrien, Frankreich das übrige erhalten. Während der König Friedrich auf die Hilfe seines aragonischen Vetters gegen die Seeräuber und gegen Ludwig hoffte und dem Kaiser für die versprochene Unterstützung große Summen im voraus schickte, rüstete jener in hinterlistiger Weise eine Kriegsflotte gegen ihn, und dieser befestigte seinen Frieden mit dem Könige von Frankreich. Der Papst Alexander VI. gab beiden Königen seinen Segen, und sein eigner Sohn, Cesare Borgia, begleitete das Heer, welches im Juli 1501 in Neapel einbrach. Der unglückliche König, von allen verraten und von den Seinigen im Stich gelassen, fand eine Zufluchtsstätte bei seinem französischen Gegner, während sein Sohn Ferdinand von Kalabrien, nachdem er für die Zusage des freien Abzugs die Festung Tarent überliefert hatte, von dem spanischen Feldherrn Gonsalvo de Cordova gefangen weggeführt wurde (1. März 1502).

Kampf zwischen beiden Eroberern.

Alsbald kam es zwischen den Truppen und Feldherren beider Eroberer zum Kampfe um die Seestadt Barletta. Obwohl die französischen Führer, der jugendliche Bayard und der ritterliche Nemours, im Zweikampfe und in kleineren Gefechten nach der Art der ritterlichen Turniere des früheren Mittelalters sich glänzend hervorthaten, siegte doch endlich die überlegene Kriegskunst Gonsalvos, der den französischen Vizekönig von Barletta zurücktrieb und Nemours bei Cerignola entscheidend schlug. Schon am 14. Mai 1503 hielt er seinen Einzug in Neapel, während die Reste des französischen Heeres sich nach Gaëta zurückzogen.

Gonsalvos Sieg am Garigliano.

Im November drang nun zwar ein großes französisches Heer durch Oberitalien und Rom bis zum Garigliano vor, dessen andres Ufer von Gonsalvo besetzt war, und schlug unter dem Schutze der Kanonen mit Hilfe französischer Barken, welche den Fluß hinauffuhren, eine Brücke, allein der Sumpfluft, den Regengüssen und Schneefällen vermochten die französischen Truppen weniger Standhaftigkeit entgegenzusetzen als die Gegner. Sie waren schon entmutigt, als ihnen bekannt wurde, daß die Spanier in der Nacht über den Fluß gegangen seien, um ihnen in den Rücken zu fallen. Sofort brachen sie ihre Brücke wieder ab, ließen ihre Artillerie, ihre Verwundeten und Kranken im Stich und wandten sich unter beständigen Kämpfen anfangs in guter Ordnung, dann in wilder Flucht nach Gaëta. Da auch dies schon am 1. Januar 1504 von ihnen für das Versprechen des freien Abzuges ohne Verteidigung aufgegeben wurde, so war ihre gänzliche Niederlage entschieden.

Aussöhnung mit Ferdinand dem Katholischen.

Noch einmal suchte Ludwig durch große Versprechungen an seinen künftigen Schwiegersohn, den jungen Karl (V.) von Burgund — er versprach, ihn mit den Herzogtümern Burgund, Bretagne und Mailand zu belehnen, sobald die Ehe vollzogen sei —, den Vater und den Großvater desselben, Philipp und Maximilian, für seine Sache zu gewinnen, aber schon im folgenden Jahre erkannte er die Gefahr einer solchen Verbindung für Frankreich und schloß 1505 zu Blois doch wieder Bündnis und Freundschaft mit Ferdinand dem Katholischen, welcher für eine Million Dukaten den Alleinbesitz Neapels empfing und Ludwigs Nichte, Germaine de Foix, zur Gemahlin nahm. So war Süditalien für immer aufgegeben.

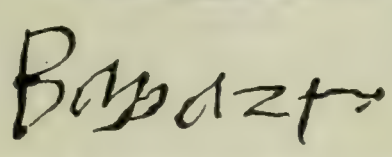
Dennoch fühlte sich der König jetzt stark genug, über seine Tochter Claudia anders zu verfügen. Als die Reichsstände 1506 den Wunsch aussprachen, er möge sie Franz von Angoulême zur Gemahlin geben, der „ganz Franzose" sei, ging er sofort darauf ein und kümmerte sich wenig um den jungen Karl, dessen Vater Philipp und Großvater Maximilian, um Rache zu nehmen, nur über Worte, nicht über Waffen geboten.

Nach kurzer Zeit des Friedens richtete Ludwig seine Absicht auf Venedig, das er als eine übermütige Kaufmanns- und Handelsrepublik verachtete, obwohl er noch kurz zuvor mit ihr gegen Maximilian verbündet gewesen war. Sein Bevollmächtigter, der Kardinal von Amboise, unterzeichnete mit Margarete, Maximilians Tochter und Statthalterin, zu Cambrai (Dezember 1508) einen Vertrag, welcher die Grundlage der großen Ligue gegen Venedig wurde. Man versprach, alle Fürsten aufzufordern, welche Anspruch an venezianische Besitzungen hätten. So hoffte man der stolzen Republik, welche kühn genug gewesen war, zwischen den mächtigsten Herrschern der Erde eine selbständige Stellung einzunehmen, ihr Landgebiet, vielleicht gar ihren aufgesammelten Handelsgewinn zu rauben. Zögernd entschloß sich Ferdinand von Aragonien zum Beitritt (März 1509), später noch Julius II.; als er sich entschieden, that er den Dogen und die Signorie in den Bann und rüstete. Allein von dem Worte bis zur That war bei der Mehrzahl der Verbündeten noch ein weiter Weg, den am schnellsten der allezeit thatendurstige König Ludwig zurücklegte. Er wollte durchaus „diese Fischer wieder in die Lagunen zum Fischfang zurückjagen." Dagegen sprach freilich der venezianische Gesandte in Frankreich das kecke Wort, „man werde sehen, ob die rohe Gewalt oder der Verstand siege".

Ligue von Cambrai.

Ludwigs Sieg bei Agnadello.

Im April 1509 begann der Kampf, an dem neben den Franzosen nur wenige deutsche und päpstliche Truppen teilnahmen. Die Venezianer wurden erst an der Adda umgangen und dann gänzlich besiegt. Bei Agnadello war in wenigen Stunden unter Donner und Blitz alles entschieden. Die Venezianer, unfähig, sich weiter gegen so viele zu verteidigen, beeilten sich, durch Abtretung von Städten Spanien, den Papst und Maximilian zum Frieden zu bewegen.



350. Bayard „der Ritter ohne Furcht und Tadel".
Nach einem gleichzeitigen Gemälde.

Julius II. dachte jetzt an nichts lebhafter und lieber, als an die Verjagung aller Franzosen aus Italien. Dahin zielte sein Bund mit der besiegten Republik, dahin ein Vertrag mit den Schweizern (26. Februar 1510), welche sich verpflichteten, fünf Jahre lang für je 12000 Gulden mit 6000 Mann gegen jeden zu kämpfen, der „der römischen Kirche Ungemach zufüge". Da sie noch nicht sogleich ihre Truppen schickten, versuchte der Papst selbst, Reggio und Ferrara, Venedig und das feste Verona den Franzosen zu entreißen. Nun befestigte der König noch einmal (November 1510) mit Maximilian

Die heilige Ligue.

die Ligue von Cambrai und versprach, ihn mit Truppen und Geld bei einem neuen Angriffe auf Venedig zu unterstützen. Dann stellte er den siebzigjährigen Trivulzio an die Spitze seines Heeres, und dieser zwang den Papst zum Abmarsch von Bologna; ihn selbst in Rom zu überfallen, was möglich gewesen wäre, verbot Ludwig seinem Feldherrn. Inzwischen aber schloß Julius II. in Rom (1510) die sogenannte „heilige Ligue" mit Ferdinand und der Republik Venedig ab, welche sich verpflichteten, gemeinsam für den Papst Bologna zurückzuerobern, und einen Monat später drangen 10000 Schweizer von Norden her in das Herzogtum Mailand ein. Die Stadt selbst, von der sie nur zwei Miglien entfernt waren, entging der Belagerung nur dadurch, daß es ihnen an Geschütz, Lebensmitteln und Geld fehlte. So konnte sich der junge Statthalter Gaston de Foix sogar noch zum Entsatz von Bologna fortbegeben, das hart bedrängt war, und wenige Tage später die Venezianer aus Brescia vertreiben. Endlich glückte es ihm sogar (11. April 1512), das liguistische Heer bei Ravenna nach langem blutigem Ringen so vollkommen zu zerstreuen, daß alle Festungen der Romagna sich den Siegern ergeben mußten, aber er selbst wurde im letzten Kampfe umringt, vom Pferde gerissen und getötet; „vom Kinn bis zur Stirn hatte er vierzehn Wunden." Die Reihen der Franzosen waren arg gelichtet, überdies erschreckte sie die Kunde, daß im November 1511 auch König Heinrich VIII. von England sich dem Bunde wider sie angeschlossen, ein gefährlicher Gegner, da Frankreich fast von Truppen entblößt war, und daß Maximilian, ein immer unzuverlässiger Bundesgenosse, mit den Venezianern einen neunmonatlichen Waffenstillstand gemacht habe. Frankreich war in äußerster Bedrängnis. Die Engländer landeten in Guienne, die Spanier überfielen Navarra, dessen König d'Albret ihnen den Durchzug versagte, und besetzten (1512) Pampelona; den mächtig andringenden Schweizern, welche Ludovicos Sohn, Maximilian Sforza, mit sich führten, ergab sich eine Festung nach der andern. Alfons von Ferrara, der tapferste Bundesgenosse Ludwigs, unterwarf sich dem Papste, Genua erklärte sich für frei, und noch im Dezember 1512 erhielt der junge Sforza von dem Vertreter der Eidgenossen die Schlüssel seiner Hauptstadt Mailand.

Novara und Guinegate (1513).

Julius II. ließ Freudenfeuer anzünden, weil der Franzose geschlagen und niedergeworfen sei, wie der Tempelräuber Heliodor, aber im Februar 1513 starb er, und sofort schritt Ludwig nun zur Wiedereroberung Mailands. Als seine Armee, bei welcher sich auch 8000 deutsche Landsknechte befanden, unter La Tremouille kaum die Alpen überstiegen hatte und die französische Flotte im Hafen Genuas erschienen war, unterwarf sich die stolze Republik dem französischen Statthalter Adorno, und La Tremouille drang siegreich weiter in das mailändische Gebiet vor. Schon flüchtete Maximilian Sforza aus Mailand in das feste Novara, da vernichtete eine einzige kurze Schlacht unter den Mauern dieser Stadt (Juni 1513) alle Hoffnungen des stolzen Königs. Trotz des verheerenden Geschützfeuers, trotz der zähen Standhaftigkeit der deutschen Landsknechte stürzten sich die Schweizer, welche für den Herzog kämpften, mit solcher Gewalt auf die französischen Reihen, daß fast 10000 Mann getötet, 22 Geschütze erobert und der Rest des Heeres in die Flucht getrieben wurden. Italien war für Ludwig verloren, während von Westen her ein neues Ungewitter heraufzog. Von Calais aus war eine starke englische Armee, unter König Heinrich VIII. selbst, im Vordringen begriffen, zu der nach einigen Wochen noch mehrere Tausend Reiter unter Kaiser Maximilian stießen. Im August 1513 wurden Ludwigs Truppen bei Guinegate vollständig umgangen und dann zerstreut, Bayard, Dunois, Longueville gefangen. Dem Unglück folgte der Spott auf dem Fuße nach; man sprach später von der „Sporenschlacht", weil sich die Franzosen, anstatt der Schwerter, nur der Sporen bedient hätten. Eine Rettung brachte allein, daß noch an demselben Tage 1400 Landsknechte eintrafen und der König von England sich im Oktober zu einer Herbstvergnügung nach England zurückbegab.

Ludwigs Friedensschlüsse und Tod.

Die Erschöpfung aller Kriegsmittel, der allgemeine Wunsch seiner Unterthanen, die Bitten seiner Gemahlin bewogen endlich den französischen König, die Gnade Leos X. zu suchen. Indem er sich dem lateranischen Konzil (s. S. 528) unterwarf, gewann er

Verzeihung und zugleich durch die Vermittelung des Papstes einen einjährigen Waffenstillstand mit Ferdinand, Maximilian und Heinrich VIII. Nur die Schweizer waren nicht zu befriedigen, da Ludwig nicht für immer auf Mailand verzichten wollte. Eben hatte der 53jährige König sich mit Maria, der 16jährigen Schwester des englischen Königs vermählt und dessen Bundesgenossenschaft erlangt, da starb er mitten unter den umfangreichsten Rüstungen, unerwartet am 1. Januar 1515. Die schnelle Aufeinanderfolge von großen Thaten und Leiden, vor allem aber von Gemütserschütterungen, die

351. Europäische Kaufleute in Smyrna.

Miniatur in einer Handschrift der Reisen des Marco Polo; 14. Jahrhundert. (Bibliothek des Arsenals zu Paris.)

Zwei Kaufherren sind im Begriffe einen Kaik zu besteigen, um eine Spazierfahrt im Golfe zu machen o. ä. Smyrna war damals, wie heute, der Mittelpunkt und Hauptstapelplatz des kleinasiatischen Handels.

sie mit sich brachten, hatten seine Kräfte vor der Zeit verzehrt. Der Gemahl seiner Tochter, Franz von Angoulême, wurde der Erbe seines Thrones, seiner Pläne und seines wechselvollen Geschickes. Der ritterlichste König Frankreichs war schon im September desselben Jahres durch den schwererkämpften Sieg des greisen Marschalls Trivulzio bei Marignano wieder Herr in Mailand (s. Bd. V).

Während sich aus der Verschiedenheit des Wünschens und Vermögens die großen nationalen Mächte in ihrer Eigenart gebildet haben, so daß fortan eine engere Vermischung der Interessen und Verwischung der Grenzen bei den Staaten Europas kaum denkbar wird, tritt in der neueren Zeit noch die Renaissance und die Reformation hinzu, um jene Gegensätze mannigfaltiger und einschneidender zu machen.

Kulturleben in Frankreich.

Handel und Gewerbe

Obwohl Frankreich von jeher mit Recht als dasjenige Land Europas gepriesen ist, welches verhältnismäßig den größten Reichtum an Produkten des heimischen Bodens besitzt und am wenigsten einer künstlichen Gewinnung durch fremde Zufuhr benötigt ist, so war doch schon im Mittelalter sein Handel und seine Industrie nicht unbedeutend. Freilich waren die goldenen Tage von Marseille, welches im Zeitalter der Kreuzzüge auf seinen Schiffen Hunderttausende, Franzosen und Engländer, nach dem Orient brachte und dort zugleich seinen Handelsgewinn machte, bereits vorüber mit dem Anfange dieses

352. Landleute mästen dem Grafen das Schwarzwild.

Faksimile eines Holzschnittes der Prachtausgabe des Vergil (Lyon 1517).

Das Bild zeigt so recht anschaulich die Not des Landmannes jener Zeit. Armselige Strohhütten bilden die Behausung. Im Vordergrunde das Bauernpaar: der mit der „Bundhaube" bedeckte Mann spaltet Holz; die Frau, die mit dem Spinnrocken auf einem Schemel am Kamin sitzt, rührt in einem über dem Feuer hängenden großen Kessel die Suppe um. Rechts in einem Schuppen sitzen Leute des Grafen, die sich's auf Kosten der Bauern wohl sein lassen. Dahinter ist ein junger Bauer beschäftigt, mit einer Stange Eicheln zur Schweinemast herunterzuschlagen. Im Hintergrunde sind andre dabei, mit Ästen, Knütteln und Schleudersteinen die Hirsche, Hasen und Rehe zu verjagen, die bis an das Gehege herankommen. Das infolge der Vertilgung der Raubtiere außerordentlich zahlreich gewordene Wild war eine fürchterliche Plage für die armen Bauern, denen es die Saaten vernichtete und die sich doch beileibe nicht etwa daran vergreifen durften.

Zeitraumes und nun gar seit der Einverleibung in Frankreich (s. S. 660), allein Aiguesmortes handelte noch fort mit dem Orient und mit Italien, während von Cette aus die feinen Tuche aus den Fabriken der Languedoc in die Welt gingen und in Avignon die Leinwand der Bourgogne und Franche Comté gegen italienische Seidenstoffe ausgetauscht wurde. Auch Narbonne stand in unmittelbarem Verkehr mit Italien und der Levante, während La Rochelle den größten Handel mit Wein (Bordeaux war meistens englisch) und Gewürzen trieb, und in Harfleur die Kastilianer und Portugiesen ihre Waren anbrachten. Caen, Rouen, Beauvais, Reims, Chalons, Chartres galten im 14. Jahrhundert für große Industriestädte, und in Beaucaire, Fréjus, Montpellier gab es Messen für Tuch- und andre Waren, welche von weither besucht wurden. Es war eine überaus wichtige, wenn auch gewiß nicht lange

gültige Verordnung Ludwigs XI., welche die Einfuhr orientalischer Gewürze und Waren auf fremden Schiffen untersagte, aber die Neigung, in Frankreich selbst mehr Schiffe zu bauen, wurde dadurch nicht größer. Der Geldverkehr war, wie in den meisten Ländern, während dieses Zeitraums in den Händen von Italienern und Juden. Wegen des unmäßigen Wuchers der letzteren wurde bereits zur Zeit Johanns des Guten in der kleinen Stadt Salins (Departement Jura) das erste städtische Leihhaus gegründet, von dem die Geschichte weiß. Wirksamer noch war ihre Vertreibung unter Karl VI.

Die drei Stände.

Was die Entwickelung der verschiedenen Stände, des Adels, der Geistlichkeit und des Bürgerstandes anlangt, so hatte sich darin alles zu gunsten des Absolutismus gestaltet. Den Städten wurde wohl das Recht der Selbstverwaltung (von Ludwig XI.) gegeben, aber ihre Abhängigkeit vom Könige doch ängstlich gewahrt; der Adel wurde zeitig gewöhnt, sich für die allgemeine Sache aufzuopfern und blieb davor bewahrt, dem Raubrittertum zu verfallen; die Geistlichkeit mit kurzen Unterbrechungen ausschließlich aus Landeskindern zusammengesetzt, stand in entscheidenden Momenten selbst gegen den Papst mit ihrem Könige zusammen.

Heerwesen.

Auch das gesamte Heerwesen erhielt in keinem Lande mehr als in dem der ersten stehenden Heere einen durchaus einheitlichen und monarchischen, ja in gewissem Sinne auch aristokratischen Charakter. Da es den französischen Königen, wie ihrem Adel, immer für edel galt, nach alter Ritterweise im Nahkampfe zu siegen und die blutige Arbeit unmittelbar zu verrichten, so verachteten sie die städtischen Bogenschützen, durch welche England siegte, und machten auch von der neuen Erfindung des Pulvers erst später und maßvollen Gebrauch. Endlich mußten sie aber doch den Mangel durch schottische Bogenschützen, Schweizer und deutsche Landsknechte ersetzen.

Von einer Entwickelung der Staatsverfassung durch zunehmenden Erwerb von Freiheiten, wie in England, ist in Frankreich eben so wenig zu berichten, wie von irgend einem Vorzeichen in der Geschichte der königlichen Gerichtshöfe, der Parlamente, daß sie einst in gewaltsame Parteikämpfe mit ihren Königen verwickelt werden könnten.

353. Rechtsanwalt im 15. Jahrhundert.

Figur aus einem Pariser Holzschnittwerke (Totentanz) von 1490.

Der Anwalt trägt eine lange pelzverbrämte Tunika, sowie ein Barett, unter dem die Calotte zum Vorschein kommt; daran ist die Sendelbinde befestigt, die malerisch auf Schultern und Brust herabhängt. Am Gürtel hängt die Tasche.

Epos und Geschichtschreibung.

In der Litteratur, der prosaischen wie der poetischen, spiegelt sich zunächst der Untergang des Rittertums wider. Am meisten behielten noch die großen Epen des bretonischen Sagenkreises („Roman d'Artus") den ursprünglichen Charakter bei; die des karolingischen und normannischen Kreises verwandelten sich in prosaische „Volksbücher", von denen viele (die „Schöne Magelone", „Melusine" und andre) auch in Deutschland in Übersetzungen und Bearbeitungen einen großen Leserkreis gefunden haben. Die kleineren Epen, die „Fabliaux" und „Contes", nahmen die Gestalt von „Novellen" an, in Form und Inhalt an die der Italiener erinnernd. — Das Bürgertum trat auch in der Litteratur die Erbschaft des Rittertums an; die Prosa nahm zu, und in derselben fanden Witz und Satire einen kräftigen Ausdruck. Von A. de Lasalle wurde in dem Roman „Petit Jehan Saintré" das Rittertum lächerlich gemacht. Auch die lebensvoll geschriebene Chronik des 14. Jahrhunderts von Froissart (gest. 1410) und das umfangreiche Geschichtswerk des staats- und weltklugen Philipp de Commines (geb. 1445, gest. 1509) lassen diesen Umschwung erkennen. Ähnlich wie sein Zeitgenosse Macchiavelli, tritt er in seinen Memoiren in offen-

ster Weise und mit vielem Geist für die unbeschränkte Gewaltherrschaft ein, für die er unter Ludwig XI. zum Verräter an Karl dem Kühnen (s. S. 659) unter Karl dem VIII., der ihn acht Monate in einen Käfig sperren ließ, zum Märtyrer wurde. Katharina von Medici sagte später von ihm: „Er hat mehr Ketzer in der Politik gemacht, als Luther in der Religion."

Die Lyrik. Nur wenige Nachklänge der höfischen Kunstlyrik des 13. Jahrhunderts finden wir in den Gedichten des Herzogs Karl von Orléans. Wie in Deutschland, so zog sie auch in Frankreich aus den Burgen in die Zunftstuben, wo bürgerliche Meistersänger, hier „Rhétoriciens" genannt, mehr auf die Form als auf den Inhalt achteten. Die geschulten Dichter verwendeten ihre Talente nach dem Muster Vergils zur Verherrlichung des Königtums und des Adels.

Anfänge des Lustspiels. Das erstarkende Volksbewußtsein förderte auch die Volkspoesie, welche in den Trinkliedern (chansons) des normannischen Walkmüllers Olivier Basselin (1350 bis 1418) einen durchaus natürlichen Ausdruck fand. — Auch das Theater ging nach und nach aus den Händen der Geistlichkeit in die der Laien über, indem sich zu den „Mystères", „Miracles" und „Moralités" die sogenannten „Sotties" und „Farces" gesellten, bis Franz I. die gar zu ausgelassenen Aufführungen der „Enfants-sans-soucy", die einst Karl VI. privilegiert hatte, für immer untersagte.

Schulwissenschaften. In bezug auf die strengen Schulwissenschaften wird schon in Teinturiers „Hochzeit der sieben freien Künste" der kühne Tadel darüber ausgesprochen, daß der Unterricht in den Händen der Mönche und Geistlichen sei, und d'Andelis Gedicht „der Krieg der sieben Künste" behandelt den kühnen Kampf der humanistischen Schule von Orléans gegen die einseitig scholastische von Paris, auf der sich noch mit Feuereifer die Nominalisten und Realisten bekämpften, bis Ludwig XI. (1474) die „Meinungen der ersteren in seinem Reiche zu lehren" verbot und ihre berühmtesten Bücher durch Eisenverschluß der Benutzung entzog — zugleich ein bedenkliches Zeugnis für die geistige Befangenheit dieses in politischer Beziehung so intelligenten Fürsten. Von nachhaltigster Wirkung muße es sein, daß derselbe König 1481 auf Bitten eines gelehrten Theologen von drei deutschen Buchdruckern im Gebäude der Sorbonne die erste Druckerei errichten ließ.

Baukunst. In der Baukunst, der eigentlichen Kunst des Mittelalters, zeigt das Ende des Zeitraums leichtere gotische Formen, graziösere Ausschmückung in den Maßwerken, jene Neigung zur Flammenform, welche diesem Stil den Beinamen Flamboyant verschafft hat. Die glanzreiche Fassade der Kathedrale von Rouen und der Kreuzgiebel an der von Amiens gehören dieser Zeit an, ebenso der Nordwestturm an der von Chartres und die Hauptteile der historisch so bekannten Kirche St. Germain l'Auxerrois zu Paris. Von dem stillen Fortgange der Plastik zeugt auch die ehemals reich bemalte und vergoldete Darstellung der Geschichte Christi in 24 Feldern der Choreinfassung in der Notre-Damekirche. Manches kostbare Zeugnis der Blüte der Miniaturmalerei im 14. Jahrhundert birgt noch heute die Bibliothek von Paris.

Musik. Auf dem Gebiete der Musik war mit Recht um 1300 der Lehrer an der Sorbonne, Johannes de Muris, hoch gefeiert. Er ist der eigentliche Begründer aller modernen Harmonielehre geworden. Nicht lange danach erfand man in Paris den sogenannten Discantus, d. h. das Auseinandersingen, nämlich so, daß die den Tenor (als Hauptstimme) begleitende gewöhnlich höhere Stimme die entgegengesetzte Richtung einschlägt, um zur Konsonanz zu gelangen. Indem die berühmten Discantisten Lescurel, Tapissier, Carmen, Cesaris allmählich zur zweiten die dritte und vierte Stimme mit derselben Beweglichkeit fügten, erfanden sie die Grundlage jener edlen Kunst, die innerhalb der Harmonie nur melodienartige Stimmführung gestattet, und wurden dadurch die Lehrmeister jener großen Kontrapunktisten, wie Dufay, Okenheim und Josquin de Prés aus Hennegau, welche die Niederlande für Jahrhunderte zur Heimat der Musik machten und von dort aus diese Kunst in die ganze gebildete Welt brachten. Der letztgenannte, bei Sixtus IV., Ludwig XII. und Maximilian in Diensten, wurde von Luther mit dem treffenden Lobe charakterisirt: „Josquin ist der Noten Meister, die haben's machen müssen, wie er wollt; die andern Sangmeister müssen's machen, wie es die Noten wollen."

Siebenter Abschnitt.

Die Pyrenäische Halbinsel.

Der fünfhundertjährige Religions- und Rassenkampf zwischen Christen und Mohammedanern, Goten und Mauren, der aus der blühendsten und bevölkertsten Provinz des ehemaligen römischen Reichs zum Teil eine Einöde gemacht hatte, war so gut wie erloschen. Der Fanatismus hatte ausgetobt, und die vier christlichen Reiche, welche zu Anfang des 13. Jahrhunderts auf der Halbinsel bestanden, Navarra, Portugal, Aragonien und Kastilien, lebten nur in zu häufigen Zwistigkeiten miteinander, sonst wäre es ihnen nicht schwer geworden, dem letzten Maurenkönigreiche, Granada, schon zwei Jahrhunderte früher ein Ende zu machen, als es in der That geschehen ist. Außerdem ließen sich die Herrscher jener christlichen Reiche in allerlei auswärtige Händel verstricken und entzogen dadurch der Heimat einen Teil der Kräfte. Endlich zeigte es sich, daß die lange Herrschaft semitischer Mohammedaner auch auf die einst so charaktervolle Christenbevölkerung vielfach entsittlichend eingewirkt hatte. Tragische Liebesverhältnisse zogen oft trotz der besten Verfassungen ganze Reiche in Mitleidenschaft.

Navarra.

Navarras Verhältnis zu Frankreich.

Navarra wurde noch am wenigsten davon betroffen. Durch das Pyrenäengebirge in zwei ungleiche Hälften geschieden, das südliche Ober- und das nördliche Nieder-Navarra, zwischen denen nur Saumpfade, wie die berühmte Rolandsbresche, die Verbindung herstellten, hatte das Königreich in den beiden letzten Jahrhunderten des Mittelalters häufiger französische als spanische Herrscher. Durch die Vermählung der Thronerbin Johanna mit Philipp IV. dem Schönen (1284) wurde es mit der Krone Frankreichs verbunden (S. 628) und erhielt erst durch Verheiratung ihrer Enkelin Johanna mit Philipp von Evreux 1329 (S. 634) wieder eine Art von Selbstständigkeit. Deren Sohn Karl I., der Böse (1349—1387), stürzte das Land in einen wechselvollen Krieg mit Kastilien und Frankreich, von dem in der Geschichte des letzteren gesprochen ist (s. S. 638). Nach dem Tode seines Nachfolgers Karl II. des Edlen (1387—1425), der die Künste des Friedens mehr liebte als den Krieg, starb die männliche Linie abermals aus, und Navarra kam mit der Hand einer Prinzessin Blanca an Johann von Aragonien, der es aber 1479 nicht seinem Sohne, dem bekannten Ferdinand dem Katholischen, hinterließ, sondern seiner Tochter Leonora, welche den Grafen Gaston von Foix und Béarn heiratete und ihre Stiefschwester Blanca, die ein näheres Anrecht an das Land hatte, vergiften ließ. Als nach ihrem und nach ihres Enkels Franz Phöbus Tode das Königreich samt jenen beiden Grafschaften 1483 an Leonorens Enkelin Katharina fiel, wurde es durch deren Verheiratung mit Jean d'Albret, einem benachbarten französischen Edelmanne, mit bedeutenden Landstrichen im Südwesten von Frankreich vereinigt. Seitdem war die Hauptsorge des Königs von Aragonien darauf gerichtet, das schöne Gebirgsland, welches den Haupteingang in die iberische Halbinsel bewahrte, ja nicht wieder in die Hand des französischen Königs kommen zu lassen.

Teilung zwischen Frankreich und Spanien.

Ferdinand der Katholische, im Bunde mit Heinrich VIII. von England gegen Ludwig XII. von Frankreich, ergriff bereitwillig die Gelegenheit, wenigstens den südlichen Teil bis zum Pyrenäenkamme an sich zu reißen. Da Katharina aus Argwohn ein Schutz- und Trutzbündnis mit Frankreich geschlossen hatte, überfiel der König 1512 das wenig geschützte Land und behielt es auch nach dem Ausgange des Kriegs im Jahre 1513. Nur der kleinere nördliche Teil, das sogenannte Niedernavarra, blieb bei der Familie d'Albret. Als der Erbe des Titularkönigs Jean d'Albret, Heinrich II. von Navarra, sich später mit Margareta, der bekannten Schwester des französischen Königs Franz I., vermählt hatte, war die Lostrennung dieses nördlichen Gebietes von Spanien für immer entschieden. Denn die einzige Erbin dieses Königspaares war Johanna, deren Sohn Heinrich (IV.) von Bourbon 1572 Navarra erbte und 1589 König von Frankreich wurde.

Portugal.

Die Könige Diniz und Alfons IV.

Auch in Portugal war seit der Besiegung und Einverleibung des kleinen maurischen Königreichs Algarbien der beständige Religionskampf beendigt. Dadurch gewannen begabte und energische Herrscher, wie Alfons III. (s. Bd. III, S. 623) und sein Sohn Dionysius (Diniz), der 1279—1325 regierte, die Möglichkeit, mit der einen Hand die immer begehrliche Geistlichkeit zurückzuweisen und mit der andern nach bestem Wissen dem kleinen Lande Gutes zu thun. Das Volk nannte Diniz den „Anbauer, den Gerechten, den Vater des Vaterlandes, ja den Großen", weil er unermüdlich durch Befreiung von allen Schranken den Ackerbau, den Bergbau, den Handel, das Seewesen und den Reichtum der Städte zu befördern suchte, aber die Priesterschaft klagte über die Besteuerung der Kirchen und Klöster, über Verletzung der geistlichen Gerichtsbarkeit, vor allem über die Beschränkung der Vermächtnisse an die Kirche und strafte das Land durch ein Interdikt. Wohl entschloß sich nun der kluge Monarch, durch ein Konkordat 1289 den Frieden herzustellen, stiftete aber zwei Jahre später eine Universität in Lissabon (1307 nach Coimbra verlegt), um durch das helle Licht der Wissenschaften Aufklärung zu verbreiten, und ließ gleichzeitig durch die Cortes in Coimbra das Amortisationsgesetz beschließen, welches Verkauf und Schenkung von Grundstücken an die tote Hand, d. h. an Klöster und Kirchen, untersagte. Auch das reiche Erbe des aufgelösten Templerordens beeilte er sich, 1319 dem neugegründeten Christusorden zu überlassen, ehe noch der Papst die Hand darauf legen konnte. Seine letzten Lebensjahre verkümmerte dem edlen Fürsten ein Familienzwist, an dem er nicht ganz ohne Schuld war. Durch übermäßige Zärtlichkeit für einen natürlichen Sohn, Alfons Sanchez, Herzog von Albuquerque, verstimmte er den Erbprinzen Alfonso (IV.), der endlich zu den Waffen griff, weil er fürchtete, sogar um die Erbschaft der Krone gebracht zu werden. Wohl gelang es der edlen Königin Isabella von Aragonien, die später heiliggesprochen wurde, und dem Bischof von Lissabon wiederholentlich, zwischen Vater und Sohn einen erträglichen Frieden herzustellen, aber eine vollkommene Aussöhnung kam erst 1325 in Santarem zustande, als Alfons am Sterbebette des Vaters Verzeihung erbeten hatte. Selbst zwischen dem Halbbruder Albuquerque und dem Könige Alfons IV. (1325—57) wirklichen Frieden und wahre Freundschaft herzustellen, gelang der frommen und edelgesinnten Königin-Mutter. Seitdem unterlag es keinem Zweifel, daß Portugal sich keinen besseren Fürsten wünschen konnte als Alfons IV. Im Bunde mit seinem Schwiegersohne, dem Könige Alfons XI. von Kastilien, siegte er über die Mauren von Granada und Marokko, sah überall auf Recht und Gerechtigkeit, bezeugte die natürlichste Fürsorge für alle Unglücklichen, als Lissabon 1344 durch ein schreckliches Erdbeben und vier Jahre später durch die Pest heimgesucht wurde. Auch begünstigte er die ersten Entdeckungsfahrten nach den kurz zuvor von den Genuesen gesehenen Kanarien und wies entschieden die Anmaßung des päpstlichen Stuhles zurück, der über alle neu entdeckten oder noch zu entdeckenden Länder das Eigentumsrecht in Anspruch nahm. Allein auch seine letzten Lebensjahre wurden, wie die seines Vaters, durch den Zwist mit einem Sohne und durch das Bewußtsein getrübt, an der Ermordung der Ignez de Castro mitschuldig zu sein.

Ignez de Castro.

Der Infant Pedro hatte bei seiner Vermählung mit der reichen und schönen Kastilierin Konstanza von Villena den sonderbaren Eid leisten müssen, keine Nebenfrau halten zu wollen; allein sehr bald zeigte es sich, daß das Herz sich um solchen Eid wenig kümmere. Die Schönheit und der Liebreiz einer mit Konstanza verwandten und nach Portugal mitgekommenen Hofdame, Ignez de Castro, erweckten seine ganze Leidenschaft. Als Konstanza kurze Zeit nach der Geburt des Infanten Ferdinand starb, schrieb man ihren Tod dem Kummer ihres verschmähten Herzens zu. Seitdem lebte Pedro in stiller Zurückgezogenheit fern vom Hofe mit Ignez, die ihm vier Kinder gebar. Wohl leugnete er dem Vater gegenüber, daß sie mit ihm ehelich verbunden sei, aber er weigerte sich doch standhaft, irgend eine Prinzessin von Geblüt zur Ehe zu nehmen, und begünstigte in auffallender Weise die zahlreichen kastilianischen Verwandten jener Ignez, die an seinen Hof in Coimbra kamen. Da beschloß eine erregte Hofpartei, darunter die angesehensten Beamten, endlich der König selbst, sie müsse sterben. Als Pedro einst auf die Jagd ritt und die Geliebte samt den Kindern hinter den Mauern des Klosters Santa

Clara in Coimbra sicher glaubte, brachen die Grausamen ein. Eine Zeitlang zauderte der König wohl, als die schöne Unglückliche bittend ihm zu Füßen lag, dann ließ er sich doch bereden, ihre Ermordung zuzulassen (1355). Mit tief verwundetem und empörtem Herzen ergriff Pedro, unterstützt von den Verwandten der Geliebten, das Schwert gegen den Vater. Dennoch gelang es der Königin, Beatrix von Kastilien, durch unausgesetzte Bitten es dahin zu bringen, daß Vater und Sohn in Canaveses (August 1355) einander versprachen, das Geschehene zu vergessen. Allein die Anstifter des Mordes hielten es doch für geraten, sobald der König auf sein letztes Lager sank, seiner Warnung zu gehorchen und sich nach Kastilien zu flüchten.

Peter der Grausame.

Peter I. (1357—1367), der Strenge oder der Grausame genannt, glaubte allerdings den Rachegeist der Geliebten beschwören zu müssen, indem er mit Kastilien einen Vertrag über die gegenseitige Auslieferung ihrer geflüchteten Feinde abschloß und dadurch jene drei Räte in seine Gewalt brachte, die am Morde schuld, ja vielmehr Richter und Henker zugleich gewesen waren. Wenn ihm auch einer in Verkleidung entkam, zwei ließ er vor seinen Augen qualvoll töten und ihre Leiber verbrennen. Dann versammelte er die Großen des Reichs, erklärte ihnen, daß Ignez de Castro seine ihm kirchlich angetraute Gemahlin gewesen sei, und ließ dies von dem Priester, der den Akt vollzogen, und von dem Zeugen, der ihm beigewohnt hatte, beeidigen und beurkunden. Dann befahl er, die Leiche der Getöteten herbeizuholen, mit köstlichen Gewändern und der Königskrone geschmückt, auf den Thron zu setzen und, nachdem sie durch einen Kuß auf den Saum des Kleides von allen Großen des Landes die Huldigung empfangen, in die Königsgruft hinabzutragen, wo ein Marmorsarkophag mit ihrem gekrönten Standbilde ihrer wartete.*)

354. Goldmünze Peters des Grausamen von Portugal.
(Königl. Münzkabinett in Berlin.)

Hebung des Bürgerstandes.

Wie wenn er jetzt erst den Mut habe, König zu sein, nahm er sich sofort der Regierungsgeschäfte in würdigster und eifrigster Weise an. Unermüdlich beriet er mit den Cortes nicht nur die Abstellung aller Beschwerden, sondern auch eine Fülle von neuen Anordnungen und Einrichtungen, die dem Wohlstande der Nation, vor allem des Bürgerstandes zu gute kamen. Der Handel von Lissabon erhob sich zu einer bis dahin unerhörten Höhe und brachte reichlichen Gewinn, der zum Teil wieder der Krone zufloß. Die Übelthäter zitterten vor ihm, zumal die vornehmen oder gar die geistlichen. Hier kannte er keinen Standesunterschied und ließ sich nicht darein reden. Auch scheute er sich nicht, die Geißel einmal selber zu schwingen, während er sonst heiter und wohlthätig war, tanz- und jagdliebend.

Frauenherrschaft.

Wie anders sein 22jähriger Sohn Ferdinand (1367—83), der körperlich und geistig glänzend begabt, durchaus der Festigkeit des Charakters ermangelte! Durch einen unvorsichtigen und unglücklichen Krieg mit Kastilien zerrüttete er die Finanzen und den Wohlstand des Landes (1373), durch Vermählung mit Leonore Tellez, deren Ehe mit einem portugiesischen Edelmanne, Lorenzo da Cunha, erst durch Scheingründe gewaltsam getrennt wurde, verlor er mehr und mehr die Achtung der Nation. Die Regierung lag überdies bald ganz in der Hand dieses intriganten Weibes. Da sie nur eine Tochter Beatrix hatte und die Halbbrüder ihres Gemahls, Johann und Diniz, die Söhne der unglücklichen Ignez de Castro, durchaus vom Throne fern zu halten wünschte, gab sie jene noch im Kindesalter dem Könige Johann von Kastilien zur Gemahlin.

Kurze Vereinigung mit Kastilien.

Kaum war König Ferdinand 1383 reuevoll ins Grab gesunken, so riß die Königin Leonora eilends die Regentschaft für ihre minderjährige Tochter an sich. Allein Adel und Volk waren gleichmäßig erbittert, ermordeten ihren Günstling, den Grafen Andeiro, in ihrem Vorzimmer, zwangen sie selbst zur Flucht und ernannten, um die Vereinigung des Landes mit Kastilien sicher zu verhindern, Johann, einen Sohn des Königs Pedro

*) Die ergreifendste Darstellung dieser Vorgänge gibt Camoëns in den Lusiaden III, 113—135.

des Grausamen von einer galicischen Edeldame, zum Reichsverweser. Anfangs war sein Anhang nur gering. Die kluge und immer noch schöne Königin Leonore konnte mit Tochter und Schwiegersohn 1384 ihren Einzug in Santarem halten, um feierlich die Vereinigung der Reiche Kastilien und Portugal auszusprechen. Allein kaum war dies geschehen, so zerfiel sie selbst mit Johann von Kastilien, wollte ihn morden lassen, die Regierung wieder an sich reißen, wurde aber selbst verhaftet und in eine Klosterzelle zu Tordesillas eingesperrt. Schon glaubte der König von Kastilien des Sieges gewiß zu sein, als ihn eine ansteckende Krankheit in seinem Heere nötigte, die Belagerung von Lissabon aufzugeben. Nun erklärten die Cortes in Coimbra auf den Rat eines Rechtsgelehrten, daß weder Beatrix von Kastilien noch irgend ein andres lebendes Glied der burgundischen Königsfamilie Portugals ein legitimes Erbrecht besitze, und beriefen den würdigsten von allen Prätendenten, den Regenten Johann, im März 1385 und damit die sogenannte unechte burgundische Dynastie auf den Thron (1385—1580).

Die unechten Burgunder (1385—1580).

Johann I. (1385—1433) befestigte zunächst seine Herrschaft durch den großartigen Sieg seines Kronfeldherrn Pereira im August 1385 über das dreifache Heer der Kastilianer bei Aljubarrota, allein erst 1411 kam ein endgültiger Friede zwischen beiden Reichen zustande, der Portugal die Möglichkeit gab, jenen neuen Weg zu betreten, der es für einige Jahrzehnte zum seebeherrschenden Handelsvolke der Welt gemacht hat. Als der dritte Sohn des Königs das Alter erlangt hatte, in dem er an irgend einer Kriegsunternehmung teilnehmen und den Ritterschlag empfangen sollte, beschloß man diese immerhin bedeutenden Kosten zu einem Angriff auf die maurische Feste Ceuta zu verwenden, welche den Stützpunkt des gesamten afrikanischen Handels und Seeraubes bildete. Da dies Unternehmen, an dessen Spitze man dem Namen nach den Prinzen Heinrich (den Seefahrer) stellte, 1415 vollkommen glückte, wurde bald das Kap Sagres, wo jener, inzwischen zum Großmeister des Christusordens erwählt, seinen Wohnsitz nahm, der Ausgangspunkt jener großartigen Entdeckungsfahrten, von denen Bd. V, S 37 ff. Bericht gibt.

355. Goldmünze Johanns I. von Portugal.
(Königl. Münzkabinett in Berlin.)

Heinrich der Seefahrer.

Der standhafte Prinz.

Darin änderte nicht einmal viel, daß die Nachfolger des Königs Johann weit weniger Geschick und Glück besaßen als er. Schon sein ältester Sohn Eduard (1433 bis 1438) mußte seinen Bruder Ferdinand, den „standhaften Prinzen" in maurischer Gefangenschaft sterben lassen (1445), weil die Cortes den schmachvollen Friedensschluß mit dem Sultan von Fez nicht genehmigten, der ihn befreien sollte. Alfons V. (1438 bis 1481), der Afrikaner genannt, weil er drüben geboren war, anfangs minderjährig, dann in die Verhältnisse Kastiliens verstrickt, nach dessen Krone er vergebens die Hand ausstreckte, sein Sohn Johann II. (1481—1495) und vor allem sein Neffe Emanuel der Große (1495—1521) sind die Könige, unter denen der Meerpfad nach den Zauberländern Indien, China und Japan endgültig gefunden und Portugal die größte Kolonialmacht der Welt wurde.

Portugals Seeherrschaft.

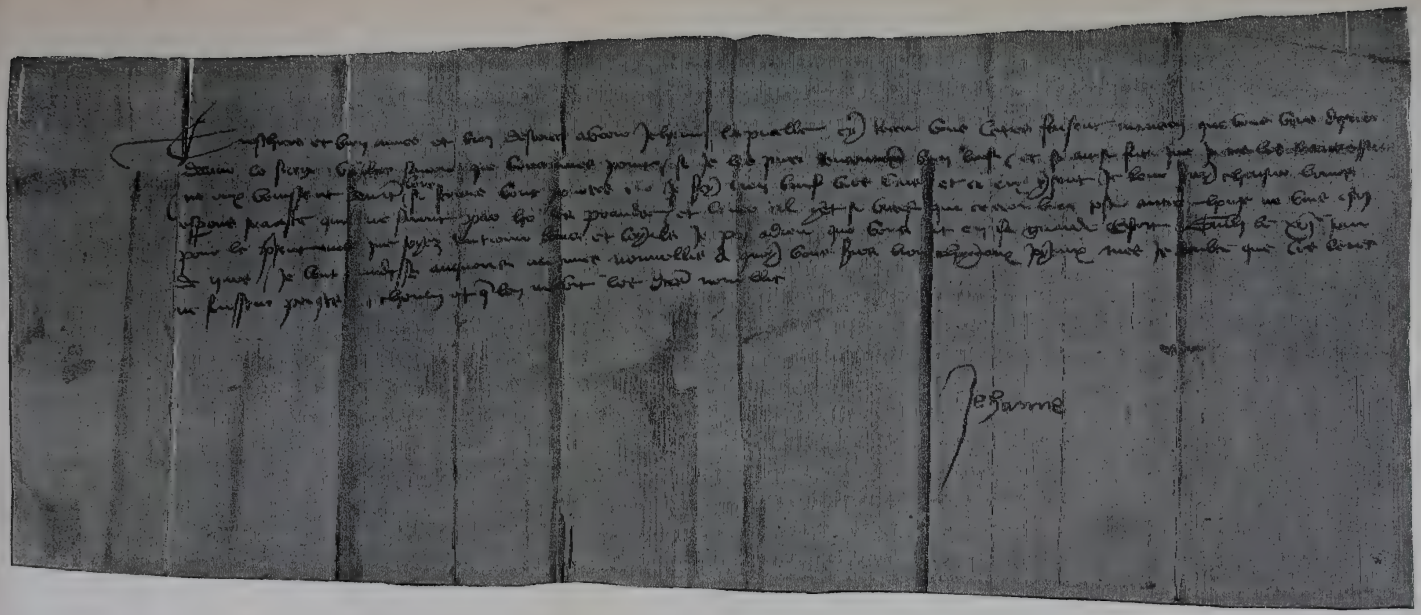
Aragonien.

Ausdehnung.

Der Tod Jakobs I. des Eroberers (1276), der zu den von seinem Vater, Peter II., ererbten Reichen Aragon und Katalonien noch Valencia, Murcia und die Balearen gefügt, der die widerspenstigen und eigensüchtigen Großen des Landes durch Kraft und Milde, durch Klugheit und Gerechtigkeit zum Frieden gezwungen hatte, bezeichnet den hervorragendsten Wendepunkt in der Geschichte des Landes.

Standesvorrechte.

Aragonien war im ganzen Mittelalter das Eldorado der Fueros (Vorrechte), Constitutiones und Usatica (in Katalonien), Privilegios, Observancias (Gewohnheitsehren) und Costumbres (Gewohnheitsregeln), die durchaus nicht den reichsten Adligen, den Ricoshombres, den Infanzones und Hijosdalgo, Mesnaderos und Caballeros, also den Besitzern der großen Honors (Lehen), sondern auch den Ciudadanos honorados (den



Brief der Jeanne Darc an die Bewohner von Reims vom 16. März 1430.

Nach J. Rogiers „Recueil" ꝛc. aus dem Reimser Archiv. — Da J. D. eidlich vor Gericht ausgesagt hat, daß sie des Schreibens unkundig sei, ihren Namen aber nur zu schreiben vermöge, wenn jemand ihr die Hand führe, so rührt weder Schrift noch Unterschrift von ihrer Hand her; der Brief ist aber wohl von ihr diktiert.

Transskription:

(désireux de voir) *(j'ai)*
Très chiers et bien aimés et bien desiriés à veoir Jehenne la pucelle ey receu
(vos lettres) *(vous redoutiez)* *(Veuillez)*
vous letes faisent mancion que vous vous dopties d'avoir le siège. Vuhes savoir que vous
(aurez) *(le siège)* *(tôt)* *(s'il arrivait)*
n'ares point si je les puis rencontrer bien bref et si ainsi fut que que ne les re(n)contrasse
(fermez bien)
ne eux venissent devant vous, si fermes vous pourtes car je seray bien brief vers vous.
(si les ennemis y sont) *(chausseur)* *(si en hâte)* *(sauront par oïr)*
et ci eux y sont je leur feray chousier leur esperons si à aste qu'ils ne saront par ho les
(lever le siège) *(si)* *(chose)*
prandre et lever c'il y est, se brief que ce sera bien tost. autre chouse ne vous escris pour
(mais je vous écrirai que)
le present mes que soyez tousiours bons et loyals. Je pri à Dieu que vous ait en sa guarde
Escrit à Sulli le 16e jour de mars (1430) Je vous mandesse auquores auquues de quoy vous
(redoute)
series bien joyeux mes je doubte que les letes ne feussent prises en chemin et que l'on ne
vit les dites nouvelles. JEHANNE.

Auf der Adresse:

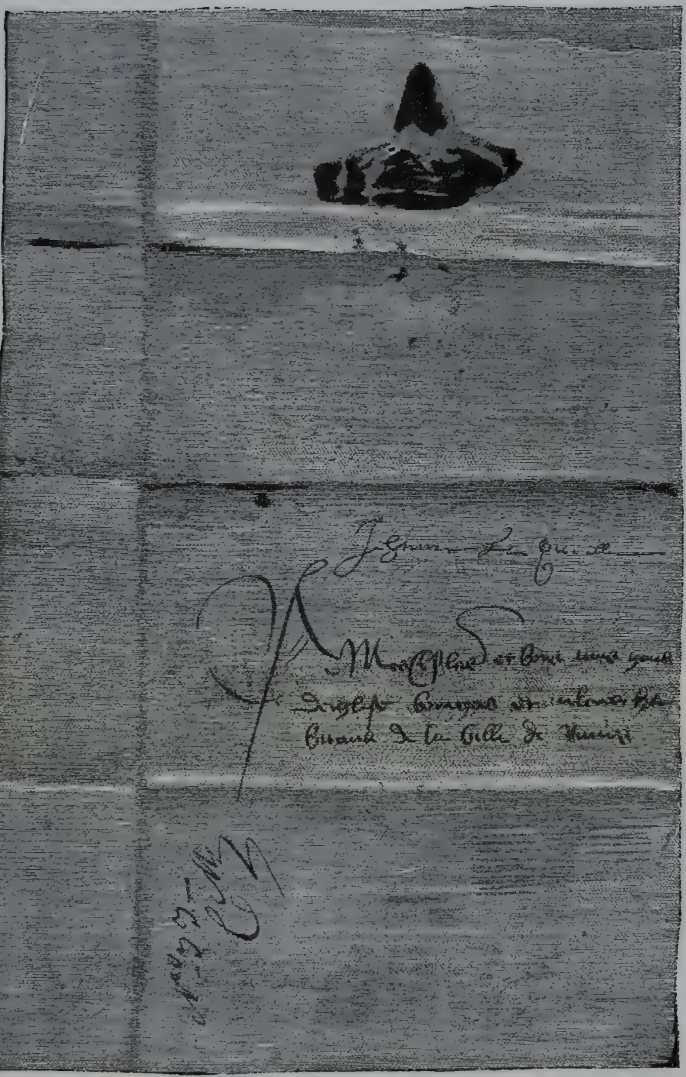
A mes très chiers et bons amis gens d'eiglise, bourgois et aultres habitans de la ville de Raim.

Übersetzung:

Teure und Geliebte, die Ihr Johanna zu sehen wünschet, ich habe Eure Briefe erhalten, in denen Ihr fürchtet, belagert zu werden. Wisset, daß das nicht sein wird, wenn ich sie (die Feinde) bald treffe; und wenn ich sie nicht treffe und sie zu Euch kommen, so haltet Euch tapfer, denn ich werde bald bei euch sein, und wenn sie (die Feinde) dort sind, werde ich machen, daß sie so schnell die Sporen geben (fliehen), daß sie nicht wissen wohin, und das wird bald sein. Weiter schreibe ich heute nicht, als daß Ihr immer gut und treu seiet. Ich bitte Gott, Euch in seinen Schutz zu nehmen. Geschrieben in Sulli am 16. Tage März 1430. Ich würde Euch noch Nachrichten schreiben, die Euch erfreuen würden, aber ich fürchte, daß meine Briefe unterwegs geraubt würden und daß man (die Feinde) diese Nachrichten sehen könnte.

Johanna.

An meine lieben und guten Freunde, Priester, Bürger und andere Einwohner der Stadt Reims.



beehrten Städtern) von Saragossa und andern Bürgerlichen zu gute kamen. Da war es denn ein ganz besonderes Verdienst Peters III. (1276—1285), daß er sowohl durch Allgemeines Privilegium (1283), als auch durch andre Vereinbarungen mit den Cortes (Ständen), zu welchen übrigens seit 1162 auch Vertreter der vornehmsten Städte und Gemeinden berufen wurden, in dieses Meer von Anlässen zu Streitigkeiten und Blutvergießen einige Ordnung brachte.

Peters III. Allgemeines Privilegium.

Freilich ging es dabei nicht ohne Verminderung der Königsgewalt ab. Während der Herrscher Aragoniens früher das Recht hatte, wann es ihm beliebte, einem Ricohombre oder Mesnadero seinen Honor zu nehmen, stand dies fortan nur dem obersten Richter des Landes, dem Justicia zu, über welchen selbst der König keine Macht hatte, und auch nur in sieben ausdrücklich bezeichneten Fällen. Wunderbar erscheint es im Vergleich zu dem Spanien der neueren Zeit, daß im Mittelalter der Klerus hier weniger Macht besaß als in andern Reichen. So gab es in Aragon anfangs nur einen Bischof. Auch durfte kein auswärtiger Kleriker ein Amt oder Benefizium erhalten. Wer sich für einen solchen verwendete, konnte sofort vom Justicia verhaftet werden. Selbst unter den Beamten und Dienern des Königs sollte nie ein Kleriker sein. Wenn der Monarch bei seiner Thronbesteigung vor dem Hauptaltare der Kirche S. Salvador in Saragossa den Eid leistete auf die Erhaltung der Gesetze und des Herkommens, so war die Anwesenheit des Justicia und der Deputierten des Reiches dabei das Haupterfordernis. Wohl ließ man sich eine Bulle des Papstes gefallen, die dem Erzbischof von Tarragona gestattete, in der bischöflichen Kirche zu Saragossa anstatt des heiligen Vaters die Krönung und Salbung des Königs vorzunehmen, allein man ließ die Bestimmung nicht gelten, daß jedesmal die Bitte darum erneuert und die Bewilligung abgewartet werden müsse. Jakob I. verzichtete gänzlich auf die Krönung; Peter III. war der erste König, der sich in Saragossa salben und krönen ließ, faßte aber zugleich einen feierlichen Protest ab, wonach er sich und seine Nachfolger für befugt erklärte, den feierlichen Akt auch in irgend einem andern Orte und von irgend einem andern Bischof des Reiches vornehmen zu lassen.

Geringe Macht des Klerus.

Eroberung von Sizilien.

Da die Fortsetzung des Kampfes gegen die Mauren infolge der vorgeschobenen Grenzen Kastiliens in der Hauptsache diesem letzteren Reiche überlassen werden konnte, richtete sich der Thatendrang der aragonischen Könige von jetzt ab auf Erwerbungen außerhalb der Halbinsel. Peter III. erhob als Gemahl von Konstanze, der Tochter des edlen Hohenstaufen Manfred Ansprüche auf das Königreich beider Sizilien. Der kühne Unternehmungsgeist seiner Katalonier und ihre Vertrautheit mit allen Gefahren und Listen der Schiffahrt und des Seekrieges lockten ihn, das kühne Unternehmen zu wagen, das ihm nicht nur den Kampf mit Karl von Anjou, sondern auch den Bannstrahl des Papstes zuziehen mußte. Die reiche Seestadt Barcelona, deren Handel sich von England bis nach Konstantinopel und Alexandrien erstreckte, deren Flotte mit der genuesischen wetteiferte, erzog damals nicht nur vortreffliche Matrosen und Schiffssoldaten, sondern auch kühne und siegesgewisse Flottenführer. In der Hoffnung, durch die Besitznahme der herrlichen Insel Sizilien nicht nur das alte Handelsgebiet zu sichern, sondern auch neuen Gewinn zu machen, scheuten ihre Bürger kein Opfer, stellten Hunderte von wohlbemannten Fahrzeugen und führten Peter von Aragonien nach Palermo. Es ist oben erzählt worden, daß die Erhebung der Sizilianer unter Johann von Procida nach dem großen Mordfeste, der Sizilianischen Vesper (1282), dem kühnen Aragonier die Besitznahme der Insel nicht nur vorbereitete, sondern auch dauernd sicherte. Das neapolitanische Festland jedoch blieb trotz eines bedeutenden Seesieges in der Hand des französischen Tyrannen (s. S. 167 f.).

Trennung Siziliens von Aragonien.

Als Peter 1285 starb, erbte seiner Bestimmung gemäß der ältere Sohn Alfons III. (1285—91) das Königreich Aragonien, der jüngere, Jakob, das Königreich Sizilien, welches fortan bis 1409 unter der Herrschaft dieser jüngeren Linie von Aragonien blieb.

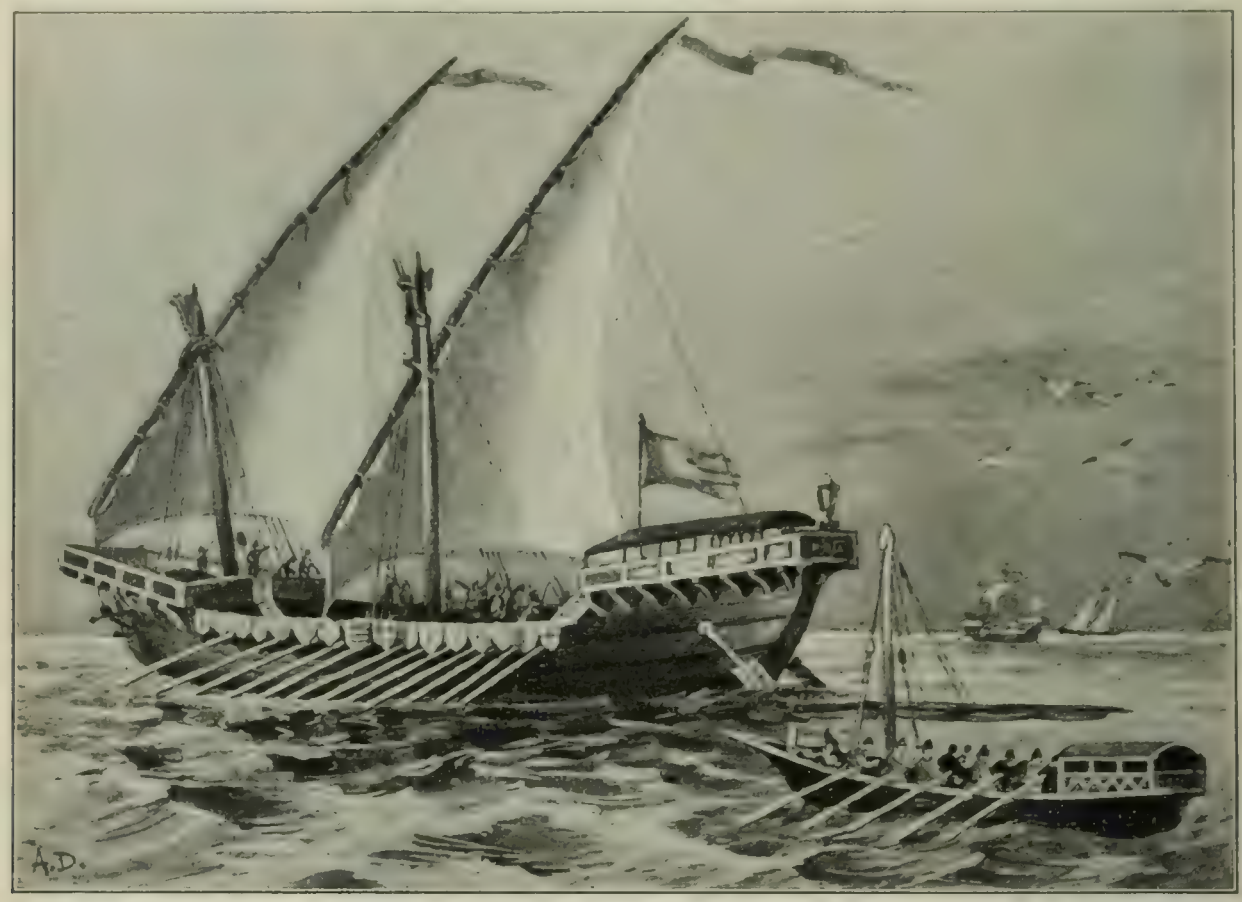
Alfons III. kämpfte nach allen Seiten, wenn auch ohne dauernden Erfolg: mit seinem Oheim Jakob um die Balearischen Inseln, mit Neapel um Sizilien, mit Kastilien zu gunsten zweier Infanten und endlich selbst mit Frankreich. Eine so kostbare und so ruhm- und wertlose Thätigkeit benutzten die Stände in seinen spanischen Königreichen, so verschieden von Charakter und Lebensart sie auch waren, um einmütig eine Beschränkung der königlichen Gewalt und die Erweiterung ihrer eignen Rechte anzustreben. So traten 1287 die aristokratisch gesinnten Aragonier mit den seefahrenden beweglichen Kataloniern und den halb orientalischen Herren von Valenzia zu

Beschränkung der Königsgewalt durch die Union.

einer bewaffneten Union zusammen und zwangen dem Könige die Unterzeichnung ihrer Privilegien ab, nach welchen er zugeben mußte, daß sie die Waffen ergreifen und einen neuen König wählen durften, sobald er ihre verbrieften Rechte verletzen wollte. Charakteristisch für die damaligen Zustände ist die Huldigungsformel der Union, die sich der machtlose König gefallen lassen mußte: „Wir, die wir ebensoviel sind wie Ihr, machen Euch zu unserm Könige und Herrn, damit Ihr unsre Rechte und Freiheiten schützt; wenn aber nicht — nicht!“ („si no — no!“). — Seitdem mußte sich der König gefallen lassen, daß alle seine Handlungen durch erwählte Mitglieder dieser Union bewacht und bisweilen sogar verhindert wurden

Jakob II. von Sizilien.

Da seine Ehe mit der englischen Prinzessin Leonore kinderlos geblieben war, folgte ihm sein Bruder Jakob II. (1291—1327), der bisher in Sizilien geherrscht hatte und diese Insel in übermäßiger Devotion nach dem Wunsche des Papstes an



356. Spanisches Schiff aus dem 13. Jahrhundert.

seinen Schwager, den König Karl II. von Neapel, abtrat. Allein die Sizilianer waren damit sehr wenig einverstanden, sie gaben die Krone an den jüngeren Bruder Jakobs, an Friedrich (II.) und wehrten energisch jeden Eroberungsversuch von neapolitanischer Seite ab.

Die Unteilbarkeit des Königreichs.

Der Umstand, daß König Jakob II. wie sein Vorgänger sich in die verschiedenartigsten Streitigkeiten in den Nachbarstaaten und darüber hinaus bis nach Genua, Pisa und Sizilien einmischte, führte auch unter ihm zu einer Stärkung der territorialen Einheit. Auf der Cortesversammlung zu Tarragona wurde 1319 festgesetzt, daß die Königreiche Aragonien und Valencia mit der Grafschaft Barcelona und der Lehnshoheit über das Königreich der Balearen unbeschadet ihrer Sonderrechte stets in einer Hand vereinigt bleiben sollten. Als Jakob, noch beschäftigt mit einem Kriege gegen Genua um den Besitz Sardiniens, 1327 starb, folgte eine Zeit beständiger Kämpfe gegen die Mauren, gegen Genua und gegen Aufstände der Union. Am bedeutsamsten aber wurde für die Geschichte Aragoniens der Sieg Peters IV. (1338—87) über die Empörer bei Epila im Juli 1348, der durch die Mäßigung und Selbstbeherrschung des Königs einen dauernden Frieden im Innern zustande brachte. Wohl vernichtete er für immer

das Waffenrecht der Stände, doch bestätigte und erweiterte er das „Allgemeine Privilegium." So blieb, wie der Geschichtschreiber Zurita sagt, die Schlacht bei Epila die letzte, in welcher es dem Unterthan gestattet war, für seine Freiheiten die Waffe gegen den Landesherrn zu ergreifen.

Die Macht des Justicia.

Von nun an erhielt das Amt des Justicia, des obersten Richters, den der König selbst aus dem Ritterstande wählte, eine noch höhere Gewalt, als je zuvor. Der Justicia wurde seitdem der unanfechtbare Richter über alle Streitigkeiten der Stände miteinander oder selbst mit dem Könige, und sein Ansehen als höchste moralische und politische Gewalt überragte selbst das des Monarchen. In dem unseligen Familienstreite, in welchen Peter IV. durch seine vierte Gemahlin mit seinem Thronerben Johann verwickelt wurde, hat der hochangesehene Justicia wiederholentlich die Hand des Monarchen von einer ungerechten und grausamen That zurückgehalten. Auch unter der Regierung des prunksüchtigen und verschwenderischen Königs Johann (1387—95), und seines Bruders Martin (1395 bis 1410), gegen den sich der Adel der Ricoshombres mit den Bürgern der reichsten Handelsstädte empörte, um das Königtum in den Stand der früheren Ohnmacht zurückzudrängen, bewährte sich die moralische Würde und Macht des Justicia als die einzige Stütze des Rechtes und der Gesetzlichkeit.

357. Medaille mit dem Bildnisse Johanns II. von Aragonien.
Nach Valera, „Historia gen. de España."

Als Martin der Jüngere, der einzige Sohn des Königs, der durch seine Vermählung mit Maria (gest. 1401), der Tochter Friedrichs III., Erbe von Sizilien geworden war, 1409 starb, wurde die lange abgetrennte Insel wieder mit dem Königreiche Aragonien vereinigt. Nach dem Tode des kinderlosen Königs wählten die Vertreter der drei verbundenen Königreiche im Juni 1412 seinen Neffen Ferdinand I. (1412—16), den Sohn seiner Schwester Eleonora und des Königs Johann I. von Kastilien aus dem unebenbürtigen Hause Trastamara. Alfons V. (1416—58; Porträt s. S. 531) überließ die Regierung Aragoniens fast ganz seinem jüngeren Bruder und späteren Nachfolger Johann, unter dem die Würde des Justicia zu einer lebenslänglichen und seine Entsetzung von der Zustimmung der Cortes abhängig gemacht wurde. Sein Hauptinteresse war auf die Besitznahme des Königreichs Neapel gerichtet, dessen Königin Johanna ihn adoptiert und zum Thronfolger ernannt hatte. Um sich das schöne Erbe dieser unberechenbaren Frau zu sichern, ging er 1421 nach Neapel und wurde vom Volke sofort als Herrscher mit Jubel begrüßt. Wie er nach kurzer Vertreibung zurückkehrte und sich 1442 durch Überrumpelung der Hauptstadt den Besitz des Königreichs sicherte, ist in der Geschichte Siziliens (s. S. 532) bereits erzählt worden. Da er keinen rechtmäßigen Erben besaß, vermachte er Neapel seinem natürlichen Sohne Ferdinand, während Aragonien mit Sizilien und Sardinien seinem Bruder Johann II. (1458—79) zufiel, der durch seine Vermählung

mit Blanca, der Tochter Karls III., zugleich Erbe von Navarra geworden war. Als sein Sohn aus dieser Ehe, Karl von Viana, der sich mit Waffengewalt des Königreichs Navarra bemächtigen wollte, hinterlistig gefangen, aber durch den Einspruch der Cortes entlassen und zum Statthalter von Katalonien ernannt, 1461 plötzlich, wie man sagte, an Gift verstorben war, brach ein Aufstand der Katalonier aus. Indes glückte es dem Könige und seiner energischen Gemahlin Johanna, mit Hilfe Ludwigs XI. von Frankreich das aufständige Königreich in seine Gewalt zu bringen; nur die Hauptstadt Barcelona, von alters her der Sitz leidenschaftlicher Freiheitsliebe, ergab sich erst 1472. Inzwischen war bereits die weltgeschichtlich bedeutende Ehe seines Sohnes Ferdinand des Katholischen (1479—1516) mit der Erbin des Königreichs Kastilien, mit Isabella, 1469 zustande gekommen, durch welche die Vereinigung aller christlichen Königreiche Spaniens herbeigeführt wurde.

Kastilien.

Thronstreitigkeiten und Kämpfe mit den Mauren.

Wenige Wochen vor dem Tode Alfons' X. (s. Bd. III. S. 620), der sich römischer Kaiser nannte, brachten seine jüngste Tochter Beatrix, die Gemahlin des Königs von Portugal, und seine Schwiegertochter, die Gemahlin Sanchos (IV.), zwischen Vater und Sohn, die einander mit Hilfe maurischer Bundesgenossen bekämpften, eine vollständige Versöhnung zustande. So war Sancho IV. (1284—95), dem die Stände des Reiches schon drei Jahre zuvor den Thron an Stelle des Vaters zuerkannt hatten, jetzt nach dessen letztem Willen der rechtmäßige Nachfolger in dem Königreiche Kastilien, das sich von den Grenzen Navarras, Portugals, Aragoniens und des Maurenreiches Granada bis in die Nähe der Straße von Gibraltar erstreckte. Allein zwei Grafen de la Cerda, die rechtmäßigen Söhne seines verstorbenen älteren Bruders Ferdinand, fanden Unterstützung bei ihrem Vetter, dem Könige Philipp IV. von Frankreich, und bei Alfons III. von Aragonien, und während der König mit wechselndem Glück jahrelang gegen sie kämpfte, empörte sich gar noch sein jüngerer Bruder Johann gegen ihn und rief die immer kampfbegierigen Mauren zu Hilfe. Aber Sancho IV. war klug genug, dem Bruder, als er ihn in seine Gewalt bekam, zu verzeihen und lieber mit seiner Hilfe 1292 den Mohammedanern die Festung Tarifa zu entreißen. Ihm selbst widerstand auch Jakob von Aragonien nicht mehr, allein gegen seinen Nachfolger, den minderjährigen Ferdinand IV. (1295—1312), erhob er sofort die Waffen von neuem, um Alfons de la Cerda auf den Thron zu bringen. Nach zehnjährigem Ringen kam es endlich zu dem Vertrage von Campillo (1305), durch den die Seeküste des Königreichs Murcia an Aragonien fiel, aber Ferdinand König blieb und die Vettern de la Cerda mit Domänen zu entschädigen versprach. Um so wertvoller erschien es diesem, daß er den Mauren von Granada eine schwere Niederlage bei Almeria beibrachte und 1310 die wichtige Meeresfestung Gibraltar entriß, die vom steilen Felsen herab den Ausgang aus dem Mittelmeere bewacht.

358. Silbermünze Alfons XI. von Aragonien.
(Königl. Münzkabinett in Berlin.)

Macht und Wohlstand unter Alfons XI.

Kaum hatte der 27jährige König die Augen geschlossen, so erhob sich um die Vormundschaft für seinen zweijährigen Sohn Alfons XI. (1312—50) ein wilder und blutiger Streit unter den Großen des Königreiches, bis der kaum 13jährige, aber hochbegabte und kriegslustige Monarch sich plötzlich für großjährig erklärte und mit bewaffneter Hand dem Widerstand ein Ende machte. Indem er durch Erweiterung ihrer ständischen Rechte die Städte für sich gewann — fortan sollten 17 durch je zwei Abgeordnete auf den Reichstagen vertreten sein — setzte er gegen den Widerspruch des Adels die drückende, aber sehr einträgliche Verkaufs- und Verbrauchssteuer Alcavala durch und benutzte die reichen Mittel zum Kampfe gegen die Mauren, denen er nach einem Siege am Flusse Salado 1340 die Stadt Algeziras (an der Hafenbucht von Gibraltar) entriß.

Sein einziger rechtmäßiger, erst 16jähriger Sohn Peter der Grausame (1350—69), zufällig ein Zeitgenosse des gleichbenannten Peters des Grausamen von Portugal (1357—67), war einer der blutgierigsten Herrscher, welche die Weltgeschichte kennt. Indem er die Regierung seinem Günstling Albuquerque und seiner Geliebten, Maria Padilla, überließ, mordete er alles, was ihm in den Weg kam, mit wahnsinnähnlicher Leidenschaft. Zunächst stieß er die Geliebte seines verstorbenen Vaters, die edle und schöne Eleonore de Guzman, nieder, dann deren zweiten, dann den dritten Sohn, endlich die eigne Gemahlin Blanca von Bourbon. Im offenen Kriege zeigte er sich feig und ohne jedes kriegerische Talent. Dies bewies er namentlich im Kampfe gegen Mohammed Barbarossa, den König von Granada, von welchem er angegriffen und bei Cadiz (1362) total geschlagen wurde. Doch wußte er durch die Kunst im Morden den Mangel an Kriegskunst zu ersetzen; denn als Mohammed Barbarossa seinem besiegten Feinde in dessen Lager einen friedlichen Besuch machte, wurde er von dem Elenden meuchlings niedergestoßen.

Schandthaten Peters des Grausamen.

Nur sein ältester Halbbruder Heinrich, später beigenannt Trastamara von jenseit des Meeres, war ihm glücklich entgangen und sammelte in Languedoc Söldner und kastilische Flüchtlinge, um die Ermordung seiner Mutter zu rächen und den Tyrannen aus Spanien zu vertreiben. Schon war er zum Könige ausgerufen und Peter in die Flucht geschlagen, als der Elende die Hilfe des schwarzen Prinzen Eduard von England für sich gewann, dem die Aufregung eines wilden Kampfes mehr behagte, als die friedliche Statthalterschaft über Guienne. Als nun Bertrand du Guesclin, den König Karl V. diesem nachschickte, mit der Mehrzahl seiner Streiter in englische Gefangenschaft fiel, mußte sich Kastilien wieder der verhaßten Schreckensherrschaft König Peters fügen und Heinrich von Trastamara Rettung in der Flucht suchen. Doch schnell genug wandte sich das Blatt. Die kräftige Unterstützung des Herzogs von Anjou und bald auch des freigelassenen Bertrand du Guesclin machte ihm die Rückkehr nach Kastilien möglich, wo Adel und Städter ihn mit Jubel empfingen. Vergebens bewaffnete Peter die Juden, vergebens rief er die Mauren von Granada und die Afrikaner aus Fez zu Hilfe. In der blutigen Schlacht bei Montiel (in der Mancha) wurde er am 14. März 1369 gänzlich geschlagen und gefangen genommen, als er im Dunkel der Nacht sich durch die Reihen der Sieger zu schleichen versuchte. Entwaffnet und vor seinen Halbbruder geführt, stürzte er sich wie ein wildes Tier auf ihn, erhielt aber beim Ringen eine tödliche Wunde und wurde alsbald von den Umstehenden abgethan.

Peters Niederlage und Tod.

Heinrich II. von Trastamara (1369—79) wurde nun allgemein als König anerkannt und verdrängte glücklich den König Ferdinand I. von Portugal, der die Krone Kastiliens an sich reißen wollte, weil er von einer rechtmäßigen Tochter Sanchos IV. abstammte; aber sein Sohn Johann (1379—90), der eine unrechtmäßige Tochter Ferdinands zur Gemahlin hatte und daher den Thron von Portugal (s. oben) beanspruchte, wurde von dem Sohn der Ignez de Castro, von Johann dem Unechten, und dessen Schwiegervater John von Lancaster bei Aljubarrota (westlich von Abrantes) 1385 entscheidend geschlagen und hinterließ das Reich in verödetem Zustande. Sein energischer Sohn Heinrich III. (1390—1406), dessen jüngerer Bruder Ferdinand König von Aragonien wurde (s. oben), stellte erst die Unordnung ab, die zur Zeit seiner Minderjährigkeit eingerissen war, und beförderte den Wohlstand des Landes durch Begünstigung der Städte und strenge Gerechtigkeit. Da er fast immer krank war, hatte er rechtzeitig dafür gesorgt, daß die Vormundschaft für seinen Sohn Johann II. (1406—1454), der im Alter von zwei Jahren den Thron erbte, seinem vortrefflichen Bruder Ferdinand zu teil wurde. Allein als dieser nach zehn Jahren starb und sich der 12jährige König für großjährig erklärte, erhoben sich die Großen des Landes, die drei alten Ritterorden und selbst die Bürger der reichsten Städte gegen ihn. Unter diesen Umständen war es ein Glück für Kastilien, daß der begabte und charaktervolle Kronfeldherr Alvaro de Luna den trägen und willenlosen Knaben nicht nur beherrschte, sondern zugleich mit Hilfe des niederen Volkes und der bewaffneten Macht dauernd gegen die übermütige

Heinrich von Trastamara und seine Nachkommen.

Aristokratie schützte. Trotzdem erlag er später dem Wankelmut des Monarchen, der ihm auf Wunsch seiner zweiten Gemahlin, Isabella von Portugal, seine Gunst entzog und ihn 1453 nach einem gänzlich ungerechten Verfahren wegen vieler vorgeblichen Verbrechen unter dem Beil des Henkers enden ließ. Der König hatte nicht so unrecht, wenn er auf dem Sterbebette bedauerte, nicht lieber als Sohn eines Handwerkers geboren zu sein: für Kastilien wäre es besser gewesen.

Zeit des Elends in Kastilien.

Fast noch erbärmlicher war sein Sohn und Nachfolger Heinrich IV (1454—74). Gegen diesen verschwenderischen, sittenlosen und unthätigen König, der sich nach Belieben von seinem Günstlinge Beltran de la Cueva und seiner zweiten ebenfalls sittenlosen Gemahlin Johanna von Portugal leiten ließ, erhoben sich die Stände 1465 einmütig, als er der einzigen Prinzessin Johanna, die man aber für eine Tochter Beltrans hielt und spottweise Beltraneja nannte, die Nachfolge sichern wollte. Unter Pacheco de Villena und seinem Bruder, dem Erzbischof von Toledo, wählten sie den elfjährigen

359. Spanisches Schiff aus der Zeit des 14. Jahrhunderts.

Bruder des Königs, Alfons, schon jetzt zum Herrscher, führten in seinem Namen die Regierung und einigten sich, als er schon nach drei Jahren starb, endlich dahin, daß Heinrich IV. dem Namen nach die Regierung weiter führte, dann aber nicht Beltraneja, sondern des Königs Schwester Isabella das Königreich erben solle, die mit dem verschlagenen und hochstrebenden, übrigens fast gleichalterigen Erbprinzen Ferdinand von Aragonien verlobt war. Da der schwachsinnige König, der durchaus Beltraneja auf den Thron bringen wollte, entschieden seine Einwilligung versagte, ging jetzt ein großer Teil des empörten Adels zweifellos in der Besorgnis zu ihm über, es könnten durch jene Vermählung vielleicht geordnetere und friedlichere Verhältnisse zustande kommen. Als man Isabella gefangen nehmen wollte, entwich sie heimlich nach Valladolid, wo sie in aller Stille am 19. Oktober 1469 den weltgeschichtlich hochbedeutenden Bund mit Ferdinand von Aragonien schloß. Wohl dauerte der blutige Bürgerkrieg noch fünf Jahre fort, aber die Nachricht von dem Tode des erbärmlichen Königs (Dezember 1474) öffnete der edlen und schönen Prinzessin erst die Thore und dann

die Herzen. Schon im Februar 1475 wurde sie als Herrscherin von Kastilien von den Cortes anerkannt und zu gunsten ihres Gemahls bestimmt, daß die Besetzung der höchsten geistlichen und weltlichen Ämter, sowie die Rechtsprechung im Namen „beider Könige" vor sich gehen, auch die Münzen die Bilder und Wappen beider tragen, sonst aber Verwaltung, Kriegswesen und Finanzen vollommen getrennt bleiben sollten.

Isabella und Ferdinand.

In der Geschichte der neueren Zeit (s. Bd. V, S. 5 f.) wird erzählt werden, wie es dem hochbegabten Herrscherpaare durch kluges Einverständnis gelang, ein Hindernis der Königsmacht nach dem andern fortzuräumen, die Mauren endgültig zu unterwerfen, Spanien zur ersten Großmacht Europas zu erheben und die Hoffnungen einer neuen Welt damit zu verbinden. Um jeden Widerstand des Adels unmöglich zu machen, gingen beide Herrscher einen engen Bund sowohl mit der Geistlichkeit als auch vor allem mit den Städten ein, und Ferdinand ließ sich zum Hochmeister der drei Ritterorden (s. S. 40) wählen.

Die heilige Hermandad.

Die heilige Hermandad (Brüderschaft) erscheint zum erstenmal um 1200 in Kastilien als eine Vereinigung zwischen vier Städten zum gemeinsamen Schutze des Verkehrs und zur Abwehr und Bestrafung aller adligen Räuber, gewann aber mehr und mehr an Ausdehnung und als Stütze des Königtums an Rechten, bis sie, über ganz Spanien verbreitet, durch ihre bewaffneten Reiter, die unter dem Läuten der Sturmglocken dem flüchtigen Verbrecher nacheilten, zur strengsten und sichersten Rächerin des beleidigten Rechtsgefühls, zuletzt freilich nur der beleidigten Majestät wurde.

Kulturleben auf der Iberischen Halbinsel.

Das spanische Rittertum.

Der Spanier verdankt den wertvollsten Teil von seinem Charakter und seiner Bildung in diesem Zeitraume in doppelter Weise dem beständigen Kampfe gegen die mohammedanischen Mauren. Das ununterbrochene Ringen um jeden Fuß breit Landes, das sich durch sieben Jahrhunderte hinzog, machte aus jedem spanischen Ritter nicht nur einen Kreuzfahrer, noch ehe die übrige Welt den Gedanken an die Eroberung des heiligen Grabes erfaßte, sondern auch einen geistlichen Ritter, noch ehe Hugo von Payens dieses Doppelwesen von Krieger und Mönch zustande brachte. Unabhängigkeitssinn, Vaterlandsliebe, unantastbares Ehrgefühl und Glaubenstreue waren Eigenschaften, die in jedem Ritterknaben von selbst emporwuchsen und sein Leben lang zur Geltung kamen. Aber einen besonderen Vorzug vor allen Rittern der christlichen Welt gab dem spanischen Ritter die frühzeitige Erkenntnis, daß der mohammedanische Gegner in bezug auf edle Ritterlichkeit ihm fast gleichstehe, an allgemeiner Bildung und feiner Lebensfitte ihn weit überrage. So zeigt sich in diesem das halbe Mittelalter erfüllenden Kampf zweier Religionen noch keine Spur von der Glaubenswut, die erst ganz am Ende dieses Zeitraums durch den Fanatismus eines Torquemada und die Verfolgungssucht des Habsburgischen Hauses gezeitigt wurde. Bisweilen kam es sogar zu einem förmlichen Wettstreit der Gegner in edler Gesinnung. Als Alfons XI. zwei Töchter eines maurischen Fürsten erbeutet hatte, schickte er sie ohne Lösegeld dem betrübten Vater zurück, und als derselbe Monarch 1350 vor Gibraltar starb, legten alle Ritter von Granada Trauer um ihn an. Auch in den friedlichen Vergnügungen der Turniere wie in den Thorheiten des Frauendienstes läßt sich kaum ein bedeutender Unterschied zwischen den arabischen und christlichen Rittern bemerken. Immer durch Kampf genährt, erhielt sich der romantische Geist auch in seinen edlen Formen auf der iberischen Halbinsel länger als sonst.

Adel und Geistlichkeit.

Daneben zeigte der höhere Adel Spaniens, wie die vorige Darstellung vielfach bezeugt, noch ein ganz andres Angesicht. Der Geschichtschreiber Mariana zählt eine Reihe von Adelsgeschlechtern auf, welche „großen Geschmack an Empörungen fänden" oder „die Gewohnheit hätten, zu den Mauren überzugehen". Da sie kraft ihrer Geburt das Anrecht auf die bedeutendsten und einträglichsten Staatsämter und durch Erbschaft die umfassendsten Liegenschaften weit zerstreut im ganzen Spanien besaßen, überdies die häufig vorkommende Minderjährigkeit des Landesherrn dazu benutzten, die einträglichsten Vorrechte und Domänen der Krone zu entreißen, so gelangten viele von ihnen zu einem

Reichtum, welcher den des Königs bei weitem übertraf. Die Herren von Biscaya geboten bis 1327 über mehr als 80 Städte und Burgen, der Constable Davalos konnte um 1400 den Weg von Sevilla bis nach Compostela durchreiten, ohne eines andern Gut zu berühren. Die höhere Geistlichkeit, in diesem Lande mit dem Kriegshandwerke näher vertraut als irgendwo sonst, scheute sich nicht, die eignen Truppen in den Kampf zu führen und sich in die Heeresreihe zu mischen. An Reichtum, Macht und Prunk, leider auch an Üppigkeit und Unsittlichkeit unterschied sich der Klerus wenig von dem weltlichen Adel. Eine Äbtissin in der Nähe von Burgos übte die Gerichtsbarkeit aus über 14 große Städte und mehr als 50 kleinere Ortschaften, und der Erzbischof von Toledo, kraft seines Amtes Großkanzler von Kastilien, war wohl der reichste Priester nach dem Papste.

Die Städte. Erst gegen das Ende des Mittelalters gelangten auch die Städte zu schnell anwachsendem Reichtum und durch die Hermandad zu einer bedeutenden Macht. Von den Arabern lernte man nicht nur eine verbesserte Landwirtschaft, sondern auch allerlei Geschicklichkeit und Kunst im Handwerk. Feinere Luxuswaren, wie Gold- und Silberarbeiten, das feinste Leder, dazu die natürlichen Erzeugnisse des Landes wie Öl, Wein und vor allem Wolle, gelangten aus den reichen Städten des Innern — die reichste war wohl Sevilla — über Barcelona bis nach Brügge in Flandern und von da aus in die weite Welt.

Schafzucht. Spaniens größte Berühmtheit, die Schafzucht, welche auf den weitgestreckten, durch den beständigen Krieg entwaldeten und verheerten Ebenen betrieben wurde, führt ein spanischer Geschichtschreiber auf die Verheiratung Heinrichs III. mit Katharina von Lancaster zurück, welche 1394 als einen Teil ihrer Mitgift eine Herde englischer Merinos (eigentlich Moedinos d. h. „wandernde", nach einem arabischen Nomadenstamme benannt) nach Spanien brachte.

Troubadours. Durch Reichtum und Bildung ragte unter allen spanischen Reichen Kastilien so weit hervor, daß seine volltönige und stolze Sprache die Hof- und Litteratursprache in den meisten christlichen Königreichen der Halbinsel wurde, selbst in Aragonien und Katalonien. Diese nämlich teilten frühzeitig mit der benachbarten Provence den Vorzug, eine ständige Heimat der „heiteren Kunst" (gaya sciencia) der Troubadours zu sein und ihre Zufluchtsstätte zu werden, als die wilden Scharen Simons von Montfort auch die Blüten der Poesie in Südfrankreich niedertraten. Noch 1390 stiftete König Johann I. von Aragonien mit vielem Gelde in Barcelona einen Dichterverein, der das „Lob der Jungfrau, Liebe, Waffen und andre gute Gebräuche" zum Gegenstande der Preisbewerbung machte. Erst 1430 gab man sich auf der Hochschule von Barcelona ernstlich dem Studium der Theologie, der Jurisprudenz, der Medizin und der schönen Wissenschaften hin, aber in Valencia blühte immer noch weiter die provençalische und limusinische Minnepoesie.

Romanzen. In betreff des Epos blieb den Spaniern die Freude an jenen halblyrischen Romanzen eigen, welche in melancholisch trochäischem Versmaß oft nur assonierend, oft auch mit wunderbar verschlungenen Reimen, Kampfszenen, Abenteuer und Liebesgeschichten enthalten. Dazu gesellte sich seit der Mitte des 13. Jahrhunderts die epische Legende, indem der älteste dem Namen nach bekannte Dichter Kastiliens, Berceo, neun Heiligengeschichten mit kindlicher Andacht in Romanzenform kleidete. Daneben fehlte selbstverständlich auch in Spanien nicht die Verherrlichung des großen antiken „Kreuzfahrers", welchen Lorenzo Segura um die Mitte des 13. Jahrhunderts in einem langatmigen Gedichte Poema de Alejandro Magno besang und dadurch auch in Spanien Anlaß gab, eine vierzeilige Strophe mit dem Namen „Alexandriner" zu bezeichnen. Ein Jahrhundert später wurde der Portugiese Lobeira durch seinen Amadis von Gallien der Vater des Liebes- und Ritterromans, der gegen das Ende des Mittelalters auf der iberischen Halbinsel zu überreicher Blüte kam. Bald fehlte es auch nicht an einer Novellensammlung ähnlich den italienischen. Der Tirante il Blanco von Martorell wird in dem Don Quixote als die vernünftigste Sammlung von Rittergeschichten gepriesen. Von besonderer Anmut war die von dem Feldherrn Juan Manuel verfaßte, unter dem Namen „der Graf Lucanor" bekannte Sammlung von 49 Erzählungen mit lehrhaftem

360. Kathedrale zu Burgos. Nach Villa-Amil.

Diese 1221 von zwei Deutschen im gotischen Stil begonnene große dreischiffige Kathedrale ist einer der schönsten vorhandenen Dome.

Ausgang. Eine hochinteressante durchaus freimütige Darstellung der Geschichte des 14. Jahrhunderts gab der Staatsmann und Militär Lopez de Ayala (gest. 1407), wie in seinem „Reimwerk vom Palaste" ein didaktisch-satirisches Spiegelbild der Zeit.

Baukunst.

Auch die eigenste und frömmste Kunst des Mittelalters, die Baukunst, fand selbstverständlich in Spanien eine Heimat. Wohl gab es in den vielen Residenzstädten der christlichen Königreiche nicht einen einzigen Palast, der sich mit den stolzen und prunkvollen Prachtbauten am Guadalquivir, in Medinah Azzahra und Sevilla oder gar mit der feenhaften, phantastischen Königsburg Alhambra (s. Bd. III, S. 632 f.) vergleichen ließe — dazu waren die Mittel und der Schönheitssinn noch zu karg bemessen — aber an hochragenden Kirchtürmen und an reichgeschmückten und wunderbar stilisierten Kathedralen, die selbst mit der Moschee von Cordova wetteifern konnten, war kein Mangel. Die phantasievolle und doch kernig-solide Gotik Nordfrankreichs und Deutschlands tritt am frühsten auf in den fast gleichzeitig begonnenen Kathedralen (1221 und 27) von Burgos und Toledo, im Innern bisweilen verziert durch romanischen und maurischen Schmuck. Dann folgen die Kathedralen von Leon, Palencia, Oviedo, Barcelona, Tortosa und Valencia, von Braga, Oporto und Lissabon. Erinnern die Zacken-

säume und die Füllungen der Bogen bisweilen an den Geschmack der benachbarten Mauren, so zeugt doch die gesamte Gliederung der hohen Spitzbogenhallen und der Kreuzgänge von der Anlehnung an nordfranzösische, der kühne Turmbau an deutsche Muster. Der Erbauer des Turmes an der Kathedrale von Valencia heißt Juan Franch, doch wohl ein Deutscher: Johann Frank.

Von Profanbauten erscheint nur das Festungsthor von Valencia, ein breiter Rundbogen zwischen achteckigen Türmen, und das Schloß Belver bei Palma (auf Malorca) bemerkenswert, ein Rundbau mit einem von offenen Bogenhallen in zwei Stockwerken umgebenen Innenhof.

Die Skulptur sucht sich an den Fassaden in Burgos und Toledo eine bescheidene Stelle zur Raumausfüllung, zeigt aber noch nirgends ein Streben nach gedankenreicher Selbständigkeit.

Von einer künstlerischen Entwickelung der kirchlichen oder der weltlichen Musik zur Ehre Gottes oder der Schönen gibt es keine Kunde.

Achter Abschnitt.

Die nordischen Reiche.

Die drei skandinavischen Staaten, Norwegen, Schweden und Dänemark, deren Volksstämme durch Sprache, Sitte und örtliche Verhältnisse einander so nahe stehen, gelangen in diesem Zeitraume durch Vererbung an eine einzige Dynastie auch zu einer äußeren Einheit, können jedoch aus ihren verderblichen gegenseitigen Fehden nicht zu dauerndem Frieden gelangen. Die allzumächtigen Sonderinteressen, die infolge der langen Kriege zu tief eingewurzelte nationale Eifersucht und Abneigung, die Schwäche der Regenten und besonders der zerstörende Eingriff einer fremden Macht, der Hansa, die ihre Interessen durch die skandinavische Einheit gefährdet sieht, lassen die Spaltung bald wieder hervortreten und die Feindseligkeiten ihren Fortgang nehmen.

Norwegen.

Erichs II. Streit mit dem Erzbischof.

In Norwegen folgte auf Magnus VII., den friedliebenden und weisen Gesetzgeber, der 12jährige Erich II. (1280—99), der „Priesterhasser" genannt, weil er in Übereinstimmung mit den Räten seiner Vormundschaft schon in den ersten Regierungsjahren den Anmaßungen der Kirche, insbesondere des Erzbischofs Jon von Nidarós aufs entschiedenste entgegentrat. Als dieser aus eigner Machtvollkommenheit Geldbußen für alle Arten von Vergehen bestimmte und dem Könige, der diesen Eingriff in die höchste Staatsgewalt für ungültig erklärte, den Gehorsam versagte, zwei königliche Räte in den Bann that, endlich gar die von Erich beim Papste beantragte Untersuchung verhinderte, wurde er selbst aus dem Lande gejagt und jeder andre widerspenstige Geistliche ins Gefängnis geworfen. Alle Ermahnungen und Drohungen des Papstes blieben wirkungslos, der Erzbischof starb 1283 im Exil. Das Volk verehrte und bedauerte ihn als Märtyrer, allein der König behielt die Oberhand und gab (1295) Verordnungen über die Beaufsichtigung der Bischöfe, über die Bestätigung ihrer Wahl, über die Unterwerfung der Geistlichkeit unter die königlichen Gerichte, über die Heranziehung der kirchlichen Dienstmannen zu Steuern und Kriegsdienst und setzte es durch, daß ihm der neue Erzbischof Jörund den Lehns- und Huldigungseid schwor und dadurch zum königlichen Vasallen (Jarl) wurde, was bis dahin in Norwegen noch nicht erlebt worden war.

Stärkung der Königsmacht.

Den Sieg über die hierarchische Gewalt verdankte Erich hauptsächlich der vortrefflichen Gesetzgebung seines Vaters. Der freie und begüterte Bauernstand, der die Wohlthaten der neuen Landgrundgesetze dankbar empfand, stand einmütig auf des Königs Seite und der Landadel ebenso, da verfassungsmäßig ausgesprochen und anerkannt war, daß die Lehen nicht erblich, sondern allein vom königlichen Willen abhängig seien. Zudem gab es in Norwegen nicht wie in Dänemark einen jährlichen Reichstag, auf welchem die weltliche und geistliche Aristokratie, zu einer mächtigen Gesamtheit verbunden, zu regierungs-

feindlichen Beschlüssen und Unternehmungen schreiten konnte. Daher gelang es Erich, der königlichen Macht nach allen Seiten hin unbedingte Anerkennung zu verschaffen, während zu derselben Zeit in allen übrigen Ländern Europas der Adel und die hohe Geistlichkeit dem Monarchen erfolgreichen Widerstand leisteten.

Unglückliche Kriege.

Leider brachte Erich sich und sein Volk um die Früchte dieser inneren Siege durch unglückliche und überstürzte Kriege nach außen. Alle Ansprüche, die sein vorsichtiger Vater hatte ruhen lassen, nahm der thatendurstige Sohn plötzlich wieder auf. Er verlangte 1288 die Herausgabe der Erbgüter seiner dänischen Mutter Ingeborg und begann, verbunden mit den als Mörder des vorigen Königs geächteten Großen, einen langwierigen Verwüstungskrieg gegen Dänemark, durch den er zwar reichliche Beute und eine kleine Insel im Kattegat gewann, dazu dem unglücklichen König Erich Menved die erniedrigende Bedingung aufzwang, die Mörder seines Vaters zu begnadigen und wieder aufzunehmen, aber doch keinen dauernden Frieden zustande brachte. In noch ernstere Verwickelungen geriet er durch sein feindseliges Auftreten gegen die deutsche Hansa. Sein Vater hatte dieser 1271 das Stapelrecht in Bergen erteilt, kraft dessen sie den ganzen Sommer über (vom 3. Mai bis 14. September, nämlich vom Feste der Auffindung bis zu dem der Erhöhung des Kreuzes — eine sonderbare Sommerbegrenzung!) alle Waren frei ein- und ausführen durfte, bald auch das sogenannte Kontorrecht, welches ihr erlaubte, den Winter über in Bergen zu bleiben und dort seßhaft zu werden. Seitdem hatten zahlreiche Deutsche daselbst Häuser und Grundbesitz erworben. Erich aber haßte die anmaßenden Fremden, weil die Hansa mit seinen dänischen Feinden zusammenhielt, verschloß ihren Angehörigen seine Häfen, belegte ihre Güter mit Beschlag und ließ die hanseatischen Schiffe ebenso rücksichtslos kapern, wie die dänischen. Dafür legten sich die Hanseaten mit ihren Koggen oder Kriegsschiffen in den Öresund und schnitten den Norwegern alle Verbindungen mit der Ostsee ab, so daß diese das deutsche Bier, Getreide und andre Waren in empfindlicher Weise entbehren mußten, und die zahlreichen Fischer für ihren Hering keinen Absatz mehr fanden. Da das Land in große Not geriet und der König sogar seine Leibwache nicht mehr besolden konnte, mußte er schließlich der Hansa alle weggenommenen Güter und zugefügten Schäden voll ersetzen, die alten Freiheiten bestätigen und neue, ausgedehntere, für alle Reichshäfen geltende, erteilen. Nur nicht nördlich von Bergen, sonst durften die Hanseaten überall im Reiche landen und handeln, der Eingangszoll wurde bedeutend ermäßigt und ihre Schiffsladung durfte ohne besonderen Grund zum Mißtrauen nicht mehr untersucht werden. Des Königs größter Schmerz blieb doch, daß ihm trotz seiner zweimaligen Vermählung mit schottischen Prinzessinnen der seit 1280 erledigte Thron von Schottland nicht zu teil wurde, da beide zu früh ins Grab sanken und eine als Erbin anerkannte Tochter Margarete auf der Überfahrt starb.

Vorübergehende Vereinigung mit Schweden.

Nach seinem Tode fiel das Reich nicht an seine zweijährige Tochter, sondern an seinen Bruder, den Herzog Hakon, der schon lange durch das Vertrauen des Königs eine so selbständige Regierungsgewalt ausgeübt hatte, daß man ihn fast als Mitregenten betrachtete. Hakon VII., genannt Hochbein (1299—1319), erbte mit der Krone zugleich den Krieg gegen Dänemark, unternahm sofort wieder im Bunde mit den Königsmördern einen Verheerungszug und schloß dann einen Waffenstillstand; einen endgültigen Frieden erst 1309. Als mit seinem Tode 1319 der Mannesstamm Swerrirs (s. S. 257) erlosch, wurde sein dreijähriger Enkel Magnus, der Sohn seiner Tochter Ingeborg und des Herzogs Erich von Schweden, der eben an Stelle seines vertriebenen Oheims Birger zum Könige von Schweden gewählt war (1319—63), zugleich König von Norwegen (1319—50, gest. 1374). Nun schloß der Reichsrat Schwedens mit dem Norwegens einen Vertrag, nach welchem die beiden Königreiche durch Personalunion vereinigt werden sollten. Natürlich regierten in beiden Ländern Vormundschaftsräte unter Führung eines Erzbischofs in der denkbar herrsch- und habsüchtigsten Weise, um so mehr als die Königin-Mutter durch eine zweite Ehe sich alles politischen Einflusses begeben hatte. Daß dieser erste Anfang einer Vereinigung skandinavischer Reiche ohne Erfolg blieb, war freilich auch die Schuld des jungen Königs selbst. Weil er der ausdrücklichen

Bestimmung des Unionsvertrages zuwider, auch als er erwachsen war, fast niemals nach Norwegen kam, bereitete sich hier offen der Abfall vor. Um diesen zu vermeiden, schickte er 1350 seinen jüngeren, zwölfjährigen Sohn Hakon VIII. (1350—80) als selbständigen König hinüber, und nun hätte wohl, da sein älterer Sohn Erich XII., dem er 1343 die Regierung von Schweden fast ganz überlassen hatte, 1359 starb, abermals eine Vereinigung der beiden Königreiche zustande kommen können, wenn nicht Vater und Sohn 1363 beide der schwedischen Krone verlustig erklärt und vertrieben wären. Hakon kehrte nach Norwegen zurück und regierte ziemlich unangefochten daselbst bis zu seinem Tode an der Seite seiner dänischen Gemahlin Margarete, die 17 Jahre später, nach dem Tode ihres Sohnes Olaf V. (1387), die denkwürdige Vereinigung aller drei skandinavischen Reiche zustande brachte (1397), so daß von nun an die Geschichte Norwegens mit der Dänemarks zusammenfloß.

Schweden.

Birgers Kampf mit seinen Brüdern.

Von den drei Söhnen des Folkunger Königs Magnus kam der älteste, erst neunjährige Birger II. (1290—1319, gest. 1321) unter der Regentschaft des Marschalls Torkel Knutson auf den Thron. Allein kaum waren die drei Brüder annähernd erwachsen, so erhoben die Jüngeren die Waffen gegen den Ältesten. Erich von Südermanland und Upland hoffte auf die Unterstützung des Königs Hakon von Norwegen, dessen Tochter er zur Ehe genommen hatte, wie seine Brüder die Töchter des Vorgängers. Obwohl der König den feindlichen Brüdern den Kopf seines Marschalls und ersten Ministers Knutson zum Opfer brachte, nahm Erich ihn gefangen und zwang ihn 1310 zur Teilung des Reiches in drei selbständige Staaten. — „Diese Herzöge", sagt ein Chronist, „die sich das Reich gewaltsam angeeignet haben, sind auf mannigfaltige Weise für das Land eine Plage geworden, durch Krieg und Verheerung, durch unerträgliches Gasten und die schwersten Auflagen, so daß der Bauer bisweilen dreimal im Jahre Abgaben im Werte einer Mark zahlen mußte." Für eine Mark kaufte man damals zwei Kühe. —

361. Wappenschild Waldemars, des ersten Folkungers auf dem Throne Schwedens.

Birgers Absetzung.

Um sich von der Schmach dieser Vergewaltigung zu befreien, griff der energielose König zu entsetzlicher Hinterlist. Mit verstellter Freundlichkeit lockte er die Brüder nach Nyköping, ließ sie hier bei Nacht aus ihren Betten zerren und in einen finsteren Turm werfen, den er fest verschloß, und warf dann den Schlüssel ins Meer. Wohl eilten ihre Freunde zur Hilfe herbei, aber als man den Turm niederriß, fand man die Herzöge elend verhungert (1317). In wilder Wut bemächtigte sich das empörte Volk des armen unschuldigen Kronprinzen Magnus und ließ ihn hinrichten (1320), Birger aber, der feig entflohen war, wurde für abgesetzt erklärt und starb 1321 in der Verbannung.

An seiner Stelle wurde der dreijährige Sohn Erichs und der norwegischen Ingeborg, der einzige Sprößling des Folkunger Stammes, Magnus (1319—63, gest. 1374) auf dem Morasteine bei Upsala, der uralten Krönungsstätte, zum Könige ausgerufen. Leider zeigte sich der junge Fürst dieser Krone ebenso unwert als der norwegischen.

Die letzten Folkunger.

Die schwedische Regentschaft beförderte, wie die norwegische, nur die Macht der Großen und die Vergewaltigung des dritten Standes. Als der König (1333) selbständig geworden war, ergab er sich einer so üppigen Verschwendung und Genußsucht, daß viele wegen der unerschwinglichen Abgaben Haus und Hof verließen. Da gleichzeitig die Russen und die Hansestädte verheerende Einfälle machten, zwangen die Stände des Reiches den unfähigen Monarchen, seinem älteren Sohn Erich XII. (1343—59) die Regierung zu übergeben. Als jedoch nach Erichs Tode der Vater und der jüngere

Bruder (Hakon von Norwegen) sich um die schwedische Krone stritten und gar wider Erwarten miteinander ausgesöhnt, vierundzwanzig der mächtigsten Großen davonjagten, wandten sich diese an einen Neffen des Königs Magnus, an Herzog Albrecht von Mecklenburg, führten ihn nach Stockholm und bewirkten 1363 seine Wahl zum schwedischen König. In der Schlacht bei Enköping 1365 siegte Albrecht entscheidend, trieb Hakon nach Norwegen zurück und nahm Magnus gefangen, der erst 1371 von seinem Sohne Hakon losgekauft wurde und 1374 bei Bergen ertrank. So endeten die Folkunger in Schweden.

Vereinigung mit Dänemark.

Da sich auch der Mecklenburger Albrecht (1363—89, gest. 1412) im Laufe der Zeit in Schweden unmöglich machte, rief man 1389 Margarete, die Herrscherin von Norwegen und Dänemark, vorläufig als Regentin herbei, die acht Jahre später alle drei Kronen auf ihrem Haupte vereinigte (1397).

Schwedische Reichsverweser.

Allein nur zu bald zeigte sich, daß die Eigenart der Schweden sich durchaus nicht mit der der Norweger und Dänen vertragen mochte, so daß nach wenigen Jahrzehnten die Regierung des Königreichs einem Reichsverweser übergeben werden mußte, dessen ganzes Streben sich dahin richtete, seiner Macht auch die Königskrone aufzusetzen. So ließ sich Karl Knutson (1448—70), obwohl er wiederholentlich vertrieben und zurückgerufen wurde, den Königstitel beilegen; und wenn auch seine beiden Nachfolger in der Reichsverweserschaft, Sten Sture und Swante Nilson Sture, auf diesen Glanz verzichteten, so blieb doch ihre Herrschaft bis zur Thronbesteigung Christians II. von Dänemark eine fast unabhängige und bereitete die vollkommene Lostrennung Schwedens von der Union vor, welche durch Gustav Wasa zur Zeit der Reformation erfolgte.

362. Schwedisches Reichssiegel.

Dänemark.

Macht des Adels und der Geistlichkeit.

Unter den Nachfolgern des hochstrebenden, aber von Mißgeschick verfolgten Waldemar II. war über Dänemark eine schwere Zeit innerer Kriege und allgemeiner Zerrüttung hereingebrochen. Das ganze folgende Jahrhundert ist noch erfüllt mit Kämpfen der Könige gegen Brüder und gegen Söhne, gegen Adel und Geistlichkeit. Endlich erringt sich diese durch Bann und Interdikt, jener durch die ihm zugestandene Erblichkeit der Lehen und die selbständige Gerichtsbarkeit eine fast unabhängige Stellung; sie bilden fast einen Staat im Staate.

Erich Menveds Kämpfe.

Es klingt wie ein Spott, daß Erich Glipping, der Enkel Waldemars des Siegreichen, 1276 ein Gesetz über das Verbrechen der beleidigten Majestät gab, denn zehn Jahre später erlag er den Dolchstößen verkappter Mörder. Für seinen zwölfjährigen Thronerben Erich (1286—1319), dem das Volk den verschieden erklärten Beinamen Menved gab, ernannte seine Mutter Agnes von Brandenburg und bald danach ein

Reichstag den Herzog Waldemar von Schleswig zum Vormund und Vertreter, obwohl viele in ihm einen Mitschuldigen am Morde des Vaters sahen. Der junge König war nicht besser dran, als er die „fünfzehn Winter" erfüllt, die das Gesetzbuch Waldemars verlangte, und die Krönung zu Lund (1289) erlangt hatte. Die Mörder seines Vaters, so viele vom Reichstag geächtet waren, fanden Aufnahme bei König Erich von Norwegen, der obendrein die Erbgüter seiner dänischen Mutter Ingeborg forderte, und endlich schlug sich gar der bisherige Reichsverweser Waldemar von Schleswig zu ihnen, weil er Alsen, Arröe und Femarn begehrte. Jahrelang wurden die Küsten der dänischen Inseln durch plötzlichen Überfall mit Brand, Verheerung und Plünderung heimgesucht, bis der König durch eine schwere Besteuerung aller Städte und Klöster die Mittel zu einer großen Flottenausrüstung, dann zum Siege (zwischen Falster und Möen 1295) und dadurch zu Waffenstillstand und Friedensschluß gewann. Obwohl er den Geächteten, die sich für unschuldig erklärten, die Heimkehr gestatten und ihre Güter ausliefern, auch einige Güter der Ingeborg an Norwegen geben mußte, erreichte er doch wenigstens die Herausgabe der von Waldemar von Schleswig besetzten Inseln. Schon während der Zurüstung hatte er sich soweit Sieger gefühlt, daß er einen übermütigen Erzbischof von Lund, der mit den Geächteten zusammenhielt, Johann Grand, durch seinen Bruder Christoph (1294) überfallen, die Beine unter dem Bauch des Pferdes fest zusammengeschnürt, bis nach einem finsteren Seeschloß entführen ließ. Als dieser nach zwei Jahren durch einen Koch des Schlosses befreit wurde, der ihm Feile und Strickleiter verschaffte, genoß wieder einmal der Papst — es war Bonifaz VIII. — die eitle Freude, zwischen dem klagenden Erzbischof, der selbst nach Rom kam, und den Abgesandten des Königs eine Entscheidung zu treffen. Da der König von einer Demütigung nichts wissen wollte, wurde außer einer Entschädigungssumme von 49000 Mark seinen Silbers, die Herstellung des Erzbischofs verlangt und das Interdikt angeordnet. Erst als ein Legat des Papstes ihn persönlich bannte und zwar in der bisher unbekannten Strenge, daß niemand mit dem Könige sprechen, verkehren, essen, trinken, oder für ihn kaufen, mahlen und kochen dürfe, erklärte er in einem demütigen Schreiben 1302 seine vollkommene Unterwerfung und erhielt nun äußerst billige Friedensbedingungen (statt 49000 nur 10000 Mark Ersatz), auch wurde der Erzbischof nach Riga versetzt.

Obwohl der König 1307 die einträgliche Ehre genoß, für 750 Mark jährlich die Schutzherrschaft über Lübeck auszuüben, so war doch sein Versuch, sich in Rostock und in Stralsund festzusetzen, äußerst kostbar und erfolglos.

Wahlkönige und Wahlkapitulation.

Da von den vierzehn Kindern, die ihm seine schwedische Gemahlin Ingeborg geboren hatte, nicht eines am Leben geblieben war — das jüngste, ein kräftiger Knabe von sechzehn Wochen, war vom Schoße der Mutter aus dem Wagen gestürzt — hinterließ er das verarmte, zum Teil an benachbarte Fürsten verpfändete Land seinem elenden Bruder Christoph II. (1319—26 und 1329—32), der fast immer unter seinen Gegnern gewesen war. Die Großen des Reichs, geistliche und weltliche, Adlige und Gemeindevertreter, ergriffen denn auch sofort die Gelegenheit zur Schwächung des Königtums. In Wiborg kamen sie im Januar 1320 zu einem Wahlparlament zusammen und stellten 37 Artikel auf, deren Annahme sie zur Bedingung der Wahl machten. — Seitdem blieb die Krone von Dänemark an eine solche Kapitulation geknüpft bis zu König Friedrich III. im 17. Jahrhundert. — Obwohl jene Artikel die Regierung eigentlich unmöglich machte, beschwor Christoph alle, weil er keine zu halten gedachte. So wurde denn auch seine Regierung eine unaufhörliche Kette von Vergewaltigungen, Aufständen, Überfällen, von Verrat und Mord. Schon 1326 sagte man ihm samt seinem Sohne Erich, den er zum Mitkönig ernannt hatte, schriftlich den Dienst auf. Dieser wurde in Fesseln gelegt, er selbst floh mit zwei andern Söhnen nach Mecklenburg. Nun ließ das Parlament den zwölfjährigen Waldemar von Schleswig als Waldemar III. (1326—30) eine Kapitulation beschwören, jagte ihn aber trotz der Reichsvorsteherschaft des wackeren Grafen Gerhard von Holstein schon wieder fort, als er erst sechzehn Jahre alt war. Eine Zeitlang versuchte die habsüchtige Aristokratie nun ohne König zu regieren, da aber an vielen Stellen jetzt wieder Christoph II.

Anerkennung fand, an andern der Graf Gerhard, der mit einer Nichte dieses Königs verheiratet war, wieder an andern Stellen die übermütigen Hanseaten sich festsetzten, so entschloß man sich endlich zur Wahl Waldemars IV., über dessen Thronrecht ebenso wenig Zweifel war, wie über seine Befähigung.

Waldemar IV. (1340—75), einer von den jüngeren Söhnen Christophs II., schien dazu geboren, das Land vom Untergange zu retten. Das Volk nannte ihn nach seinem Wahlspruch Atterdag (d. h. „es kommt noch ein andrer Tag", nämlich der Tag der Rache). Mit unsäglichen Mühen, durch rastloses Geldsammeln, um Städte und Landschaften einzulösen, durch schlaue Benutzung aller günstigen Umstände, öfter durch List als durch Waffengewalt, gelang es ihm mehr und mehr von dem Bestande seines Königreiches wiederzugewinnen. Als er 1350 dem Kaiser Karl in Prag seine Huldigung darbrachte und zugleich sich von den ihm verwandten Wittelsbachern lossagte, erschien das nicht mehr als ein Akt der Nachgiebigkeit und Schwäche, sondern allein als ein Akt der Hilfe, für die er ein Geschenk von 16000 Mark Silber empfing. Auf dem Höhepunkt seiner Macht war er angekommen, als er im Juli 1360 den schwachen König Magnus von Schweden (s. oben) zur Übergabe von Helsingborg nötigte. Indem er nun sofort durch Gewalt, List und Bestechung sich auch aller übrigen Schlösser und Festungen in Schonen, Halland und Blekingen bemächtigte, stellte er das Reich in derselben Ausdehnung her, die ihm einst Gorm der Alte gegeben hatte, ohne daß er durch einen Friedensschluß dazu befugt war. Die Schweden aber glaubten, daß ihr König Magnus oder sein Sohn Hakon darein gewilligt hätten, und beriefen Albrecht von Mecklenburg auf den Thron (s. oben). Waldemar IV.

Anstatt nach dieser glücklichen Wiedereroberung des Verlorenen den inneren Ausbau des Staates in Angriff zu nehmen und durch heilsame Grundgesetze einer künftigen Zerrüttung vorzubeugen, verfiel er auf den unglücklichen Gedanken, sein Übergewicht über das ohnmächtige Schweden noch weiter zu benutzen und ihm seine großen Inseln Öland und Gotland zu entreißen. Der Angriff und die Eroberung derselben machten in der That, wie er gehofft hatte, wenig Schwierigkeiten, aber die Folgen sollten für ihn verhängnisvoll werden. Denn durch diesen Kriegszug beschwor er die Rache der deutschen Hansa gegen sich herauf, die ihn bisher freundschaftlichst unterstützt und selbst nach der Eroberung Schonens sich noch bereit gezeigt hatte, 4000 Mark für die Bestätigung ihrer dortigen Privilegien an ihn zu zahlen. Als nun der König die am 27. Juli 1361 eroberte Stadt Wisby so verwüstete, daß sie sich nie wieder von diesem Schlage erholen konnte, beschloß die Hansa einen großartigen Rachezug. Eroberungen.

Die Stadt Wisby war seit alter Zeit eine der wichtigsten Stationen des Ostseehandels und ein hochangesehenes Glied der Hansa. Sie vermittelte den Deutschen allgemein beliebte und begehrte Handelsartikel von Rußland, das edle Pelzwerk, Leder, Wachs, Talg u. a., welche die Gotländer teils selber in die Ostseehäfen fuhren, teils den Deutschen von Wisby abzuholen gestatteten. Diese besaßen bei ihnen das Niederlassungsrecht, und wir finden im 13. Jahrhundert bereits Lübecker, Soester, Dortmunder, Münsterer, Soltwedler Kaufleute ansässig. Die Marienkirche der Deutschen zu Wisby war der Ort, wo der deutsche Hansenhof von Nowgorod seine Gelder verwahrte. Zu Lübeck stand Wisby in den engsten Beziehungen, im Jahre 1280 hatten beide Städte sogar ein zehnjähriges Bündnis zum Schutze des Ostseehandels durch vereinte Waffenmacht geschlossen. Wer also Wisby angriff, der kränkte nicht nur die Rechte der Krone Schweden, welche die Oberhoheit über die Insel besaß, sondern er verwundete auch in der empfindlichsten Weise die Ehre und das Interesse aller Hansestädte von Niedersachsen und Westfalen. Diese bildeten damals, durch äußere Gefahren zur Einigung gezwungen, eine ansehnliche Macht durch ihren Reichtum, ihre Flotten und wehrfähigen Bürger und konnten bereits auf den nordischen Meeren die gebietenden Herren spielen. Waldemar IV. war es, der durch seine kühne Eroberungspolitik ihre engere Vereinigung veranlaßte und an ihrem Widerstande mit seinen weitaussehenden Plänen vollständig scheiterte. Wisby.

Sofort nach jener Gewaltthat Waldemars legten die wendischen Städte Beschlag auf alle dänischen Güter, beschlossen den vorläufigen Abbruch jeder Handelsverbindung mit Dänemark und Schonen und sandten nach Greifswald zahlreiche Städteboten, zu denen auch noch Gesandtschaften des Deutschen Ordens und der Könige von Schweden und Norwegen kamen. Man schloß einen Bund gegen Dänemark und genehmigte zur Deckung der beträchtlichen Kriegskosten die Erhebung eines Pfundgeldes, d. h. eines Kampf gegen 77 Hansestädte.

Ein- und Ausgangszolles in den Häfen sämtlicher Hanseſtädte. Dann ſchickten 77 Städte einen Herold an den däniſchen König mit 77 Fehdebriefen. Als er die vor ſich ſah, ſoll er hell aufgelacht und einen derben Spottvers zur Antwort geſchickt haben. Allein bald wurde er andren Sinnes, als Kopenhagen geplündert, ſeine Turmglocken nach Lübeck abgeführt wurden, und der einzige Sohn, von einer ſchweren Wunde getroffen, in Raſerei verfiel und ſtarb. Nun griff er die kecken Hanſeaten mit ganzer Macht an, nahm ihnen vor Helſingborg 12 große Koggen (Kriegsſchiffe) fort und machte viele Gefangene. Für den Augenblick waren die Städte erſchreckt, zumal die verbündeten Könige ſie aus Geldmangel im Stiche ließen. Sie ließen aus Ärger über den Mißerfolg den Bürgermeiſter von Lübeck in den Turm ſperren und im nächſten Jahre öffentlich hinrichten.

Indem ſie ſich zu einem ungünſtigen Waffenſtillſtand bequemten und Waldemar mit Hakon VIII. von Norwegen, dem er zugleich ſeine elfjährige Tochter Margareta zur Frau gab (1363), ein feſtes Bündnis abſchloß, hatte er diesmal noch das Spiel gewonnen.

363. Stadtmauern von Wisby im Mittelalter (nach Süden).

Die alten 3325 m langen Stadtmauern mit ihren 38 erhaltenen Türmen ſind neben den ſieben Kirchen das bedeutendſte Denkmal von Wisbys großerer Vergangenheit. Die heutige Stadt füllt von dem ummauerten Raume, der einſt 20 000 Einwohner beherbergte, nur die Hälfte aus; von den ſieben, im 11. bis 13. Jahrhundert erbauten Kirchen wird nur eine, die 1190—1225 entſtandene Marienkirche, als Stadtkirche benutzt. Doch hat Wisby ſich in neuerer Zeit wieder zu einem nicht unbedeutenden Handelsplatze emporgeſchwungen.

Sieg der Hanſa.

Als ſich aber Waldemar und ſein Schwiegerſohn Hakon von Norwegen neue Gewaltthaten und Übergriffe den deutſchen Schiffen gegenüber zu ſchulden kommen ließen, fand eine abermalige Verſammlung ſtädtiſcher Abgeſandten zu Köln ſtatt, die Kölner Konföderation vom Jahre 1367. Lübeck, Roſtock, Stralſund, Wismar, Kulm, Thorn, Elbing, Kampen, Harderwyk, Elborg, Amſterdam und Briel beſchloſſen von neuem den Krieg gegen Dänemark und Norwegen, trafen Beſtimmungen über die Aufbringung der nötigen Kriegsſchiffe und Mannſchaften, verboten den Handelsverkehr zwiſchen beiden Königreichen und beſtimmten die Erhebung eines neuen Pfundgeldes. Lübecks Bürger Warendorp ſollte die vereinigte hanſeatiſche Flotte anführen. Als der König erfuhr, daß der große Angriff zu Oſtern 1368 erfolgen werde, beſtimmte er den Marſchall Henning Podebusk zum Regenten des Reiches mit der Vollmacht, wenn er es für nötig halte zu unterhandeln, und ſegelte nach Pommern, um aus Brandenburg oder ſonſt woher Truppen, Geld und Bundesgenoſſen zu erlangen. Inzwiſchen verwüſteten die Hanſeaten die norwegiſchen Küſten, plünderten Kopenhagen, eroberten das Schloß und verdarben den Hafen durch Verſenken von Schiffen; dann nahmen ſie Helſingör, Nyköping, Skanör, Falſterbode und

Aalholm; Seeland ward mit Feuer und Raub heimgesucht. König Albert von Schweden eroberte Schonen wieder und belagerte Helsingborg. Zuerst wurde Hakon von Norwegen zum Niederlegen der Waffen und zur Erneuerung der Privilegien der Städte gezwungen. Dann mußte sich auch der dänische Reichsrat den überlegenen Waffen fügen, in Abwesenheit und ohne Wissen des Königs Frieden schließen (1370) und ausdrücklich versprechen, ihn auszuführen, auch wenn der König seine Zustimmung versagte.

Dänemark war tief gedemütigt. Fünfzehn Jahre lang mußten zwei Drittel der Einkünfte von Helsingborg, Malmö, Skanör und Falsterbode als Schadenersatz in die Hand der Hansa fließen, welche die Städte eben so lange besetzt hielt.

Waldemars Tod.

Als Waldemar 1372 zu Stralsund den Frieden bestätigte und endlich nach Dänemark zurückkehrte, war seine Regierungsgewalt zum großen Teil an den mächtig gewordenen Reichsrat verloren. Er starb 1375 als ein gebrochener Mann, nachdem er zwanzig Jahre lang mit wunderbarem Erfolge gebaut, zehn andre Jahre an seinem Werke niedergerissen und fünf Jahre dafür gebüßt hatte.

Margareta, Regentin für Olaf V.

Von seinen sechs ehelichen Kindern war nur noch die jüngste Tochter Margareta am Leben, Gemahlin Hakons von Norwegen und seit vier Jahren Mutter des Prinzen Olaf. Da aber ihre ältere Schwester Ingeborg, Gemahlin Herzog Heinrichs von Mecklenburg, außer drei Töchtern einen Prinzen Albrecht (den Jüngeren) hinterlassen hatte, mußte dieser wohl nach dem gemeinen Erbrechte König von Dänemark werden. Der dänische Reichsrat, der inzwischen wieder die Regierung vollständig übernommen hatte, schwankte zwischen den beiden Thronbewerbern Albrecht und Olaf unschlüssig hin und her, als die energische und entschlossene Königin Margareta selber in Kopenhagen erschien und durch persönliche Überredung, reiche Spenden und klug berechnete Versprechungen an die hohen geistlichen und weltlichen Herren bewirkte, daß sich der Reichsrat schließlich für ihren fünfjährigen Sohn Olaf (1376—87) erklärte. Ihr selbst, der Königin Mutter Margareta (1376—1412) fiel zugleich die Regentschaft über Dänemark wie vier Jahre später (1380), nach dem Tode ihres Gemahls, auch die über Norwegen zu. Diese entschlossene und von männlicher Thatkraft beseelte Frau, nicht mit Unrecht die nordische Semiramis genannt, spielte hinfort in der nordischen Geschichte des Mittelalters die wichtigste und erfolgreichste Rolle.

Friedensschlüsse.

Zuerst brachte sie dem Reiche die ersehnte Ruhe im Innern. Sie gewann die heftigsten Widersacher ihres Thrones, die Herzöge von Holstein, durch die Belehnung mit Schleswig, wofür sie Lehnstreue und Heeresfolge gelobten, und zog dann im eignen Lande von Schloß zu Schloß, von Stadt zu Stadt, ließ sich huldigen, setzte Vögte ein und brachte überall ihr Ansehen zur Geltung. Selbst mit den Seeräubern ging sie gegen Bürgschaft eine Waffenruhe ein, und sogar mit der Hansa kam eine Aussöhnung zustande, als sie auf einer Tagefahrt zu Lübeck alle Rechte und Freiheiten bestätigte, welche sie dem Könige Waldemar und seinem Reichsrate abgedrungen hatten, und ihnen auch den Besitz der ihnen damals verpfändeten Schlösser von Schonen, Helsingborg, Falsterbode, Skanör u. a. zugestand, in denen von jetzt ab hanseatische Hauptleute das Kommando führten.

Olafs Tod (1387). Margaretens Regentschaft.

So weit war alles gut gegangen, als der plötzliche Tod ihres Sohnes Olaf, der im 17. Lebensjahre starb, ohne die Selbstregierung überhaupt angetreten zu haben, alle Bemühungen und Erfolge der Königin wieder in Frage stellte. Mit Olaf wurde der letzte männliche Sproß des Folkungergeschlechtes zu Grabe getragen. Aber die kluge Frau, die erst 34 Jahre alt, bereits 12 Jahre mit bewährter Hand die Zügel der Regierung zweier Reiche geführt und vor allem niemals eine Besorgnis erregende Maßregel gegen die hohe Aristokratie getroffen hatte, besaß die Gunst der einflußreichen Großen in solchem Grade, daß sie zuerst von der Schonischen Landesversammlung „in Anbetracht ihrer vielfältigen allgemein erprobten Verdienste, zur Herrin, Fürstin und selbstregierenden Vormünderin des Reiches Dänemark“ in Vorschlag gebracht wurde. Bald darauf geschah ein Gleiches von der Seeländer Landesversammlung zu Ringsted, an der auch die Bauern und Vertreter der städtischen Gemeinden teilnahmen. Dem gegebenen Anstoß folgten Fünen und Jütland, und sogar der norwegische Reichsrat

stimmte im Namen des ganzen Reiches der Wahl Margaretens zu (1388). Da der Sohn ihrer Schwester Ingeborg, Herzog Albrecht von Mecklenburg, schon in demselben Jahre starb, nahm sie, um ihre Unterthanen auch über die Zukunft zu beruhigen, mit Genehmigung der Reichsräte den ältesten Sohn ihrer Nichte Maria, die an den Herzog Wartislaw (Wratislaw) von Hinterpommern verheiratet war, Namens Erich, zu sich, um ihn für den künftigen königlichen Beruf zu erziehen. Auf diese Weise faßte ein deutscher Fürstenstamm im hohen Norden festen Fuß.

Kampf um Schweden.

Inzwischen hielt sie ihre Blicke unverwandt auf Schweden gerichtet, ohne dessen Besitz ihrem größten Plane die Vollendung fehlte. Als Witwe von Erichs Bruder Hakon glaubte sie Erbansprüche auf jenes Reich erheben zu dürfen, allein sie war klug genug, die Sache nicht zu überstürzen. Die schwedische Krone trug noch Albrecht von Mecklenburg; doch schien sie ihm nicht zu genügen. Schon vor Olafs Tode hatte er mit seinem Neffen, dem obengenannten Herzog Albrecht von Mecklenburg, auf einer Tagefahrt zu Stralsund die Hansestädte um Hilfe angesprochen, um dessen Anrecht auf den dänischen Thron geltend zu machen. Kaum aber war ihm die Nachricht von dem Tode des jungen Fürsten (1388) zugekommen, so erklärte er sich selbst offen als den Erben seiner Ansprüche und nannte sich König von Norwegen und Dänemark. Dabei übersah er gänzlich, daß sein eigner schwedischer Thron längst erschüttert war und viele von seinen Großen heimlich mit Margarete in Verbindung standen. Indem er sich anheischig machte, zwei neue Kronen zu gewinnen, fiel dem kurzsichtigen Monarchen die eigne vom Kopfe. Durch Begünstigung der deutschen und Vernachlässigung der schwedischen Reichsgroßen, sowie durch strenge Zurückforderung angemaßter Krongüter und durch verkehrte Maßregeln in der Verwaltung hatte Albrecht im ganzen Reiche Liebe und Vertrauen verloren. Es trat daher sofort eine mächtige Partei hoher Adliger gegen ihn auf, die im Besitze der stärksten und wichtigsten Schlösser und Plätze des Landes war, und trug der Königin Margareta, welche längst mit ihnen in geheimem Einvernehmen stand, die Regierung über ganz Schweden als Selbstherrscherin und Fürstin mit dem Versprechen an, auch die Wahl des künftigen Königs ganz in ihre Hand zu legen. Margareta nahm das Anerbieten bereitwillig an und fiel mit einem Heere in Schweden ein. Albrecht aber warb in Mecklenburg zahlreiche Söldnerbanden an und zog im stolzen Vertrauen den mit den schwedischen Empörern vereinten Dänen entgegen, verlor aber unweit Falköping (zwischen Wenern- und Wettern-See) die Schlacht durch einen gar zu hitzigen Angriff. Ohne die völlige Aufstellung seines Heeres abzuwarten, warf er sich auf den Feind, geriet aber während der Verfolgung und im wirren Handgemenge in einen Sumpf und wurde samt seinem Sohne und einer großen Anzahl von Edlen und Rittern gefangen genommen (Februar 1389), sein Heer aber nach kurzem Kampfe zersprengt. Die Königin, welche den Ausgang der Schlacht in nächster Nähe abgewartet hatte, eilte auf die Nachricht von dem glänzenden Erfolge frohlockend herbei und rächte sich an ihrem Gegner für seine früheren hochmütigen Späße durch bitteren Hohn und grausame Martern. Sie ließ ihn zunächst unbarmherzig foltern, um ihm zwei seiner Schlösser, Axelwald und Rummelburg, abzuzwingen, und dann mit seinem Sohne auf das Schloß Lindholm in Schonen bringen, wo er in einem Turme sechs Jahre lang gefangen gehalten wurde.

Belagerung von Stockholm.

Fast ganz Schweden fiel nun der Siegerin zu, und nur wenige von Deutschen befehligte feste Plätze leisteten noch Widerstand. Auf die Dauer hielt sich allein die Hauptstadt Stockholm. Als sie durch das dänische Heer eingeschlossen wurde, um durch Hunger zur Übergabe gezwungen zu werden, rüsteten die Verwandten des gefangenen Königs, die Herzöge von Mecklenburg, mit Hilfe der Hansestädte Rostock und Wismar eine Flotte aus und versahen Stockholm hinreichend mit Lebensmitteln.

Bund mit den Seeräubern.

Da sie selbst und der gefangene König aber voraussahen, daß der Kampf mit der mächtigen Königin der drei nordischen Reiche langwierig und ihre Kräfte bald übersteigen werde, so ergriffen sie ein andres Mittel, um die nötigen Mannschaften und Schiffe zur nachdrücklichen Fortsetzung des Krieges aufzubringen. Seit einer Reihe von Jahren schon trieben zahlreiche Scharen see- und kriegskundiger Freibeuter auf der Nord- und Ostsee ihr

Wesen und hatten trotz aller kostspieligen Gegenmaßregeln von seiten der Hansestädte deren Handelsflotten ungeheuren Schaden zugefügt. Diese kühnen Abenteurer zogen die Herzöge und jene beiden Städte auf wohlfeile Art in ihr Interesse, indem sie den Aufruf ergehen ließen, daß alle diejenigen, welche auf Freibeuterei gegen die Reiche Dänemark und Norwegen ausziehen wollten, um da zu rauben, zu plündern und zu brennen, zugleich aber auch Stockholm mit der nötigen Zufuhr an Lebensmitteln und Bedürfnissen zu versorgen, sich bewaffnet in Wismar und Rostock einfinden möchten, wo man sie mit „Stehlbriefen", wie eine Chronik diese Kaperbriefe nennt, versehen und ihnen die beiden Häfen zur Aus- und Einfahrt öffnen werde, damit sie daselbst ihre Beute in Sicherheit bringen könnten.

Vitalienbrüder.

Kaum war dieser Aufruf ergangen, als zahllose Raubgesellen von der See und vom Lande in Wismar und Rostock sich zusammenfanden. „Es steht nicht zu beschreiben", sagt ein alter Chronist, „was des losen und bösen Volkes zu Hauf lief aus allen Landen von Bauern und Bürgern, Hofleuten, Amtsknechten und anderem Volke, weil alle, die nicht arbeiten wollten, sich bedünken ließen, sie würden von den armen dänischen und norwegischen Bauern reich werden." Weil es diesen Raubgesellen für den ihnen zugesicherten Schutz mit zur Bedingung gestellt war, Stockholm mit Zufuhr und Viktualien zu versorgen, und sie gern diesen ehrenhaften Zweck ihrer Seefahrten zur Schau trugen, nannten sie sich „Vitalienbrüder". An ihrer Spitze standen Hauptleute, die zum nicht geringen Teile alten Ritter- und Adelsgeschlechtern angehörten, den Moltkes, Oertzen, Manteuffel, Rantzau, Schack, von Osten u. a. m.

364. Siegel von Stockholm.

Man hatte diese Vitalienbrüder zwar bestimmt darauf angewiesen, nur die Länder und Leute der Königin von Dänemark durch Raub und Plünderung zu schädigen, um diese zum Frieden zu zwingen, und außerdem nur diejenigen feindlich zu behandeln, welche die Königin durch Zufuhr von Lebensmitteln, Kriegsbedürfnissen und Mannschaften unterstützen würden, sonst aber keinem Kauffahrer irgend welchen Schaden zuzufügen. Aber die wilden Raubgesellen unterschieden, nachdem ihnen die Zügel einmal frei gegeben waren, durchaus nicht zwischen Dänen und Nichtdänen. Es wurde ihr Losungswort: „Gottes Freunde und aller Welt Feinde". Die ganze Ostsee wurde bereits im Jahre 1391 durchschwärmt; wo sie ein Schiff erspähten, holten sie es ein und plünderten es aus, gleichviel ob es der Hansa oder dem Deutschen Orden gehörte.

Ihre Zahl und Raublust wuchs von Tag zu Tag; von der Insel Gotland aus, deren sie sich bemächtigt hatten und wo sie teils an den festen Schlössern und Türmen, teils in der herabgekommenen Stadt Wisby sichere Zufluchtsorte fanden, machten sie die ganze Ostsee unsicher. Wiederholt plünderten sie die dänischen Küsten, und obwohl die energische Margareta ihr Land nach Kräften schützte, fielen sie in Schonen ein und bemächtigten sich der Stadt Malmö. Ebenso überfielen und beraubten sie das durch seinen Handel blühende Bergen in Norwegen und die Gegend von Reval; keine Küstenstadt war vor ihnen sicher.

Friede zu Lindholm.

Da kam endlich durch die Vermittelung des Hochmeisters vom Deutschen Ritterorden und seiner Seestädte zu Lindholm (1395) der Friede zustande. Die vier Städte Wismar, Rostock, Wisby und Stockholm mußten sich verpflichten, den Vitalienbrüdern ihre Häfen zu verschließen, Stockholm erhielt hanseatische Besatzung, Albrecht und sein Sohn wurden aus ihrer Haft entlassen und durften nach Mecklenburg zurückkehren.

Vernichtung der Vitalienbrüder.

Die Vitalienbrüder zeigten aber durchaus keine Lust, sich diesem Frieden zu fügen und ihr Räuberhandwerk aufzugeben. Es bedurfte der großartigsten Rüstungen Dänemarks, der Hansa und des Hochmeisters, um sie aus den Scheren Stockholms und aus der Ostsee überhaupt zu vertreiben. Ein Teil von ihnen fuhr nach Bergen und eroberte und plünderte diese reiche Stadt zum zweitenmal. Ein andrer Haufe ging in die Nordsee und fand seinen Hauptzufluchtsort bei den Ostfriesen, welche damals noch unter der Herrschaft vieler Häuptlinge standen, die mit einander und gegen Holland

in ununterbrochenen Fehden lagen und daher die Vitalienbrüder bereitwillig in ihre zahllosen Buchten, Häfen, Kanäle und zwischen ihre Inselchen aufnahmen. Kein Kauffahrer konnte die Nordsee ungeplündert durchsegeln, und von Flandern, England und den Hansestädten Deutschlands erschollen laute Klagen über die erlittenen Verluste. Obwohl viele von den keckſten Seeräubern 1395 und 1396 ergriffen und qualvoll hingerichtet wurden, trieben sie ihr Unwesen weiter und setzten sich 1397 wieder in Gotland fest, wo ihnen Swen Sture, der Hauptmann des Eilandes, im Namen des vertriebenen Königs für die Hälfte ihres Raubes den Bau von Burgen gestattete. Weil nämlich im Frieden zu Lindholm nichts über Gotland bestimmt war, auch Margareta die Besitznahme nicht gewagt hatte, galt König Albrecht noch als Herr und gab sich der Hoffnung hin, mit Hilfe der Seeräuber später einmal seine Krone wiederzugewinnen. Da entschloß sich endlich der deutsche Hochmeister, Konrad von Jungingen, dem unerträglichen Unfug ein Ende zu machen. Im Frühjahr 1398 bemächtigte sich ein wohlgerüstetes Ordensheer, das auf einer stattlichen Flotte heransegelte, der Hauptstadt Wisby, aus der Swen Sture mit 400 Raubgesellen entflohen war, brach alle Schlösser und vernichtete alle Räuber. Nach jahrelanger Verhandlung (zu Danzig) versprach der Hochmeister, dem König Albrecht die Insel wieder einzuräumen, wenn er 30 000 Nobles (eine englische, zuerst unter Eduard III. geprägte Goldmünze von etwa 13—15 Mark Wert) für die Unkosten seines Kriegszugs bezahle. — Schweden gewann sie erst im 17. Jahrhundert wieder.

Likendeeler. Aus der Ostsee verjagt, wandten sich die Vitalienbrüder jetzt nach der Nordsee, dort Likendeeler (Gleichteiler) genannt, bis sie 1402 von Hamburgern bei Helgoland, 1422 von Friesen auf offener See arg mitgenommen, ja fast vernichtet wurden; dennoch plünderten Vitalienbrüder noch 1439 die Stadt Bergen in Norwegen.

[Neuerdings (1896) entdeckte man auf dem Hofe Putlos bei Oldenburg in Holstein unterirdische Gewölbe und Gänge von großer Ausdehnung, die von den Gefangenen der gefürchtetsten Vitalienführer, Klaus Störtebeker und Gödecke Michael, gebaut worden sind, um den Räubern als Zuflucht und zur Aufbewahrung ihrer Schätze zu dienen.]

Kalmarische Union (1397). Noch während der schweren Heimsuchungen durch die Vitalianer faßte die große Königin den Entschluß, die zukünftige Vereinigung der drei Reiche ihrem Ziele näher zu führen. Norwegen hatte schon 1389 ihren Großneffen Erich von Pommern als König anerkannt, jetzt folgten auch — ein Jahr nach dem Frieden von Lindholm — Schweden und Dänemark (1396). Um aber diese Erhebung der jahrhundertelang miteinander hadernden Staaten zu einer den Norden beherrschenden Großmacht — so träumte sie es wohl — für alle Zeiten zu sichern, berief sie zum Feste der dreifachen Krönung des Königs Erich 1397 die drei Reichsräte nach Kalmar in Schweden und trat mit einer Urkunde vor, welche als Kalmarische Union weltberühmt geworden ist. Sie war nur von 17 Herren unterzeichnet und ist nie dem Wortlaute nach veröffentlicht worden.

Sie enthielt etwa folgende gesetzliche Bestimmungen:

Inhalt. „Herr König Erich und Frau Königin Margareta haben sich mit den Ratgebern und Männern der drei Reiche über folgende Punkte geeinigt: Fortan soll zu ewigen Tagen nur ein König über die drei Reiche herrschen. Nach König Erichs Tode soll keine einseitige Königswahl stattfinden, sondern von den drei Reichen gemeinsam vorgenommen werden. Einer von des Königs künftigen Söhnen soll zum König gewählt werden, die andern sollen Lehen erhalten. Krieg und Streit mit dem Auslande ist den drei Reichen gemeinsam, und soll die Ausrede nicht gelten, daß man nur innerhalb der Grenzen seiner Heimat zu Kriegsdiensten verpflichtet sei. Jedes der drei Reiche bleibt bei seinem Gesetze und bei seinem Rechte. Verträge mit auswärtigen Fürsten und Städten sind für alle drei Reiche verbindlich, wenn der König entweder bloß den Rat des Reiches, in welchem er sich gerade befindet, oder auch einige von den Ratgebern aller drei Reiche zur Verhandlung zieht."

Der vertriebene König Albrecht von Schweden erklärte zwar die Union für einen Vertragsbruch und forderte die Hansa zum Einschreiten auf, aber er fand bei ihr kein Gehör und mußte zusehen, wie sie Stockholm an Margareta überlieferte. Damit war Albrecht ein aufgegebener Mann, sein Reich für ihn unwiderruflich verloren.

Herstellung der Königsmacht. Staunenswert sind endlich auch die Erfolge, die Margareta mit ihren Maßregeln zur Wiederherstellung der königlichen Macht dem mächtigen Adel gegenüber erzielte. Alle Domänen, welche die Amtleute, Vögte und andre Leute durch Pfand, Darlehn oder Besitznahme seit den letzten 33 Jahren an sich gerissen hatten, mußten

ohne Entschädigung oder gegen Rückerstattung der nachweislich aufgewendeten Gelder der Krone wieder herausgegeben werden. Alle vom Adel erzwungenen Verpfändungen oder Verkäufe von Bauerngütern wurden zu gunsten der bäuerlichen Besitzer für ungültig erklärt. Alle Erhebungen in den Adelsstand, durch die viel Bauernland steuerfrei gemacht worden war, wurden rückgängig gemacht. Die in derselben Zeit gebauten Festungen und Schlösser mußten niedergerissen werden.

Eifersucht der drei Völker.

So lange Margareta selbst mit kräftiger Hand und politischem Scharfblick das Steuer führte, ging alles gut von statten, obgleich schon bei ihren Lebzeiten Versuche gemacht wurden, die alte Eifersucht der drei Völker, wieder zu erregen. Selbst die zur Mitregierung verfassungsmäßig berechtigten drei Reichsräte thaten alles, um die

365. Schloß Kalmar.

Das mit Wällen und Gräben versehene alte Schloß Kalmarnahus im südlichen Schweden ist jetzt restauriert.

Verschmelzung der drei Staaten und Völker nicht zu weit vorschreiten zu lassen. Wie eine erzwungene, unglückliche Ehe ward die Union bald Gegenstand des Widerwillens der Vereinten, bis das verhaßte Band unter entsetzlichen Greueln endlich zerriß.

Erich der Pommer.

Als Margareta, verehrt und betrauert von Dänen und Schweden, 1412 starb, folgten nacheinander fünf sogenannte Unionskönige, von denen vier gewaltsam entthront wurden. Erich der Pommer (1412—39), als Unionskönig Erich I., als König von Norwegen Erich III., als König von Dänemark Erich X. und als König von Schweden Erich XIII., war ein ehrgeiziger und grausamer Mensch, der durch seine ungeschickte Verwaltung den ersten Grund zur Trennung der Union legte, indem er den Schweden die Unionskrone als ein dänisches Joch erscheinen ließ. Aus Mißtrauen setzte er lauter dänische Vögte ein, deren Beschaffenheit nicht die beste war, denn es finden sich unter ihnen vier berüchtigte Seeräuber und einer, den man beschuldigte, er habe Bauern durch Aufhängen in Rauch gepeinigt und Weiber vor die Heuwagen gespannt.

Vergeblicher Kampf gegen Holstein.

Übrigens kämpfte Erich mit den Herzögen von Holstein fast dreißig Jahre ungeschickt und unglücklich. Es handelte sich um die Lehnsoberhoheit Schleswigs, welche die Holsteiner Grafen zwar dem Könige von Dänemark zugestanden, aber mit dem angefochtenen Anspruche ihrerseits, daß das Land ihr erblicher Besitz sei. Der König begann den Krieg 1404 zunächst wegen der Vormundschaft über die jungen Grafen, im Verlaufe desselben nahmen aber auch die wendischen Hansestädte Hamburg, Lübeck, Lüneburg und Wismar als Verbündete Holsteins teil, und dadurch wird es erklärlich, warum es ihm nicht gelingen wollte, der kleinen Grafen Herr zu werden.

Aufstand in Schweden.

Die beständigen Aushebungen von Soldaten, die schweren Steuern, das Ungeschick der Kriegsleitung erregten gegen Erich allgemeine Unzufriedenheit. Am höchsten stieg dieselbe in Schweden. Hier hatte man kein Interesse an einem Kriege, der im wesentlichen nur für Dänemark geführt wurde und dem Lande furchtbare Kosten machte. Dazu kam der Haß gegen die dänischen Beamten und ihre rücksichtslosen Erpressungen, die stockende Gerechtigkeitspflege, da aus Geldmangel kein Richter mehr angestellt werden konnte, und die zunehmende allgemeine Unsicherheit, da sich der König um Schwedens Regierung wenig kümmerte. Durch seine Mißerfolge gegen die Deutschen bekamen die Schweden den Mut zum Aufstande. Unter den Bewohnern von Dalekarlien brach derselbe (1433) zuerst aus und verbreitete sich, von einem Bergmanne, Engelbrecht Engelbrechtson, geleitet, mit einer solchen Schnelligkeit über ganz Schweden, daß sich die Nation schon nach zwei Jahren selbständig einen Reichsverweser wählen konnte. Engelbrecht, ein Mann von kleinem Körper, aber großem Geist, redegewandt und tapfer nötigte den schwedischen Reichsrat, dem König, der seinen Eid gebrochen habe, Treue und Gehorsam aufzukündigen, zwang Stockholm zur Übergabe, zerstörte viele Burgen und Schlösser, vertrieb die Vögte, entriß Holland den Dänen und befreite in wenig Wochen ganz Schweden von ihrer Herrschaft. Als aber der König mit Holstein und der Hansa 1435 Frieden schloß und selbst nach Stockholm kam, trat der Adel wieder auf seine Seite, da Engelbrecht seine Vorrechte aufzuheben drohte. Die hohen Ämter eines Truchseß und Marschalls wurden jetzt wieder hergestellt, die Steuern wieder gesetzlich vom Reichsrat bestimmt, die noch stehenden Schlösser dem König überlassen und Richter im Lande eingesetzt. Der junge Karl Knutsson aus dem Hause Bonde wurde Reichsmarschall, konnte sich aber bloß dadurch halten, daß er seine Macht mit Engelbrecht teilte, bis dieser von einem Adligen (1436) meuchlings ermordet wurde. Nun behauptete sich Karl Knutsson sowohl gegen den Adel, wie gegen die Volkspartei als alleiniger Reichsverweser und jagte sogar den König, als er im Lande wieder festen Fuß zu fassen suchte, 1438 in die Flucht.

Absetzung des Königs.

Auch die Dänen wurden bald der Regierung Erichs müde. Ermuntert durch den erfolgreichen Aufstand der Schweden, vereinigten sie sich mit ihnen zur offenen Absetzung des Königs (1439). Als die treu verbliebenen Norweger von den Schweden geschlagen wurden, gab Erich seine Sache selbst auf. Er starb (1459) zu Rügenwalde in seinem Vaterlande Pommern.

König Christoph.

Die Dänen riefen nun Christoph von Pfalzbayern (1440—1458), den Sohn von Erichs Schwester Katharina, ins Land, der sofort zum König von Dänemark und Schweden erwählt wurde. Die schwedische Krone verdankte er so sehr der Gunst der Bischöfe, daß die witzigen Mönche des Klosters Wadstena in ihr Tagebuch schrieben: „Seine Wahl geschah nach dem Willen der Prälaten, gebe Gott auch nach dem des Himmels!" Der Reichsverweser Karl Knutsson fügte sich unter vorteilhaften Bedingungen. Im Jahre 1442 huldigten Christoph auch die Norweger. — Als kluger und thätiger Herrscher sorgte er nach Kräften für die Wohlfahrt des Landes, gab Schleswig an den Grafen Adolf von Holstein als erbliches Lehen und hoffte, sich Lübecks durch Überfall zu bemächtigen. Aber der Plan war verraten, und er mußte absegeln. Auf der Rückkehr starb er plötzlich zu Helsingborg an einem Geschwüre (1448).

Das Oldenburgische Herrscherhaus.

Nach Christophs kinderlosem Tode trugen die Dänen dem oben genannten Herzoge Adolf von Schleswig und Holstein die Krone an. Er schlug sie aber wegen seines Alters und seiner Kinderlosigkeit aus und verwies die Stände auf seinen Neffen Christian. Seine Schwester Hedwig war nämlich mit dem Grafen Dietrich von Oldenburg vermählt, aus

welcher Ehe zwei Söhne vorhanden waren: Gerhard und Christian. Der erstere erhielt das väterliche Erbe; den letzteren, welcher von seinem Oheim auch zum Erben Schleswigs und Holsteins eingesetzt wurde, machten die dänischen Stände nunmehr zum König.

Christian I. (1448—81) wurde bald nach seinem Regierungsantritt in Dänemark auch von Norwegen als König anerkannt. Nur Schweden ernannte jetzt den bisherigen Reichsverweser Karl Knutsson als Karl VIII. zum König, der sich aber in wenigen Jahren durch seinen Übermut und seinen Stolz allgemein verhaßt machte. Als einer von seinen eifrigsten und einflußreichsten Feinden, der Erzbischof Johann Bentson von Upsala, zu gunsten des Dänenkönigs eine Empörung organisierte und den Reichsverweser (1456) in die Flucht jagte, brach dieser in Schweden ein, nahm das Land in Besitz, ließ sich in Upsala zum König krönen und proklamierte (1457) von neuem die Kalmarische Union. Karl aber floh mit seinen Schätzen nach Danzig, wo er sieben Jahre lang verweilte. Christian I.

Vielleicht hätte die Union unter Christians Verwaltung wieder Bestand gewonnen, wenn der König nicht durch seine großen Geldbedürfnisse genötigt worden wäre, seine Unterthanen mit hohen Steuern zu plagen. Dies gab den Schweden sehr bald einen willkommenen Anlaß zur Empörung. Ein gewisser Sten Sture stellte sich an die Spitze der Unzufriedenen und rief Karl VIII. 1464 zurück, der nun den Thron so lange behauptete, bis Christian I. geraten fand, den gefangenen Erzbischof Bentson zur Wahrung der Union wieder nach Schweden zu schicken. Vor diesem mußte Karl VIII. sofort weichen und lebte eine Zeitlang in Finnland so arm, daß er in Briefen klagt, er könne fünfzig Mark, die er schuldig sei, nicht bezahlen. Als er 1467 zum drittenmal auf den Thron berufen war, starb er nach wenigen Jahren auf dem Schlosse zu Stockholm (1470), nachdem er Sten Sture zum Reichsverweser empfohlen, ihm aber selbst geraten hatte, nie nach der Krone zu streben. Diesen Sten Sture, der 1471 vorzüglich durch die Bürger und Bauern, aber nicht von der Mehrheit des Reichsrates zum Reichsverweser erwählt wurde, erkannte König Christian zwar nicht an und erschien mit einer beträchtlichen Truppenmacht vor Stockholm, wurde jedoch in der durch Volkslieder gefeierten Schlacht am Brunkeberge (1471) gänzlich geschlagen und selber verwundet. Von jetzt ab überließ er Schweden sich selber, das unter Sten Stures Regentschaft endlich Frieden und Glück genoß. Im Jahre 1477 wurde nach dem Muster von Paris die Universität Upsala gegründet.

Von Christians I. innerer Regierung ist wenig zu sagen. Die schwedischen Wirren hinderten ihn an der Entwickelung seiner Regententhätigkeit. Doch gründete er 1478 die Universität zu Kopenhagen. Als die schleswig-holsteinischen Stände 1460 nach Adolfs Tode ihn zum Herzog von Schleswig und Grafen von Holstein wählten (1474 wurde auch Holstein durch Kaiser Friedrich III. zum Herzogtum erhoben), von freien Stücken, wie ausdrücklich betont wurde, und nicht in der Eigenschaft eines Königs von Dänemark, stellten sie als Grundgesetz für beide Länder fest, „dat se bliuen ewich tosamende ungedelt". Schleswig und Holstein ewig ungetrennt (1460).

Ihm folgte zunächst in Dänemark sein ältester Sohn Johann (1481—1513), dem 1482 auch in Norwegen, 1497 erst in Schweden gehuldigt wurde (Bd. V).

Bildungsleben in den nordischen Reichen.

Um das Bildungsleben in Skandinavien ist es während dieses letzten Zeitraumes äußerst traurig bestellt. Jenes patriarchalische Familien-, Gesellschafts-, Rechts- und Staatsleben, welches in den früheren Zeiten des Mittelalters in den Thälern Norwegens und Schwedens, wie auf den Flächen der dänischen Inseln zu Tage trat und sich mit poetischem Glanze vor allem in den isländischen Skaldenliedern abspiegelt, war aufs engste mit dem Heidentum verknüpft gewesen. Wohl hätte sich erwarten lassen, daß das Christentum, welches längst die letzten sichtbaren Spuren des Heidentums ausgetilgt hatte, seine sittliche und vertiefende Gemütskraft auch auf die Anwohner der isländischen Vulkane bis zu den Bewohnern der dänischen Kreideinseln ausüben werde. Allein davon finden sich nur überraschend geringe Spuren. Wohl setzte die Geistlichkeit 1247 in Norwegen, 1320 in Schweden durch, daß die Eisenprobe und der Gebrauch der Eideshelfer aus dem Gerichtswesen verbannt wurde; wohl klingt es anheimelnd Lust an Raub und Mord.

patriarchalisch, wenn in dem Uplandsgesetz König Birgers von 1296 geschrieben wird, wie alle Landrichter Schwedens auf der Mora-Wiese (eine Meile von Upsala) zu dem Mora-Ting zusammenkommen, um mit dem gewählten König die Eide zu tauschen, allein in Wirklichkeit gab es in diesem Zeitraum nur wenig Recht und wenig Eidestreue. Die alten Wikingerneigungen beschäftigten den Adel in allen drei Reichen; Mord und Raub war die Leidenschaft der Waffenfähigen, und kein Priesterwort, noch weniger die Frage nach dem Rechte beschränkte diese wilde Leidenschaft.

Die Städte in den Händen der Hansa.

Während in andern Staaten ein neues Bildungsleben innerhalb der Städte erwuchs und ein wohlthuendes Gegengewicht gegen den Übermut des Adels bildete, erscheinen die Städte in Skandinavien fast machtlos, denn ihr gesamter Handel gehörte den deutschen Hanseaten. Wisby, die reichste von allen, besonders durch den einträglichen Handel über Nowgorod, das vollkommen als von ihm abhängig erschien, war mehr eine deutsche als eine schwedische Stadt. Selbst Schwedens eigenster Reichtum, der Bergbau, geriet zum Teil in die Hände der Hanseaten, wenigstens erwarben die Lübecker im 14. Jahrhundert einen Anteil an dem Kupferbau zu Falun, und lange Zeit waren Burgvogt und Meister bei der Bergarbeit Deutsche. Zu den ältesten Kupfergruben rechnete man die von Garbenberg, und Garp war in Schweden der Name des Deutschen. Im 15. Jahrhundert eröffnete man auch die Eisengruben von Danemora, erst 1510 die Silbergruben von Sala. Eine große Zahl von kleineren Gruben, die sogenannten Bischofsgruben, befanden sich in den Händen der Geistlichkeit.

Bergbau.

Litteratur.

Seitdem Snorre Sturleson, der hochbegabte Verfasser der Heimskringla, einer ausführlichen Geschichte der norwegischen Könige, vielleicht auch der jüngeren Edda, 1241 auf Island ermordet war und 1262 die Insel sich halbfreiwillig dem Könige Hakon von Norwegen unterworfen hatte, verdorrte mehr und mehr, wenigstens in der schriftlichen Litteratur, die edle Freude an der Geschichte vergangener Zeiten wie an den Sagen von verklungenen Heldenthaten und von verbannten Göttern der älteren Edda. Die Geschichtschreibung, von jetzt an im dürren lateinischen Chronikenstil, kam in die nicht immer reinen Hände der Geistlichkeit, diese aber war in tiefem Verfall. Die Unsittlichkeit des skandinavischen Klerus veranlaßte in diesem Zeitraume wiederholentlich, aber vergeblich Klagen in Rom. Über den neu eingeführten Kartäuserorden äußern 1491 die Reichsräte Schwedens urkundlich die Hoffnung, er und die heilige Jungfrau würden vermögend sein, „das Leben der Brüder und Schwestern der übrigen Orden im Reiche zu bessern, so daß sie die Ordensregel ehrlicher und gründlicher beobachteten".

Volkslieder.

Auch von Wissenschaft und Dichtung ist kaum etwas zu berichten. Nur mündlich erhielt sich die Erinnerung an die alten Heldensagen in dem reichen Volksliederschatze des 14. und 15. Jahrhunderts. Nicht allein die alten Sagen, die noch heute in Island an Winterabenden um den geschickten Erzähler eine immeraufmerksame und dankbare Zuhörerschaft versammelt, sondern auch die alten Kämpeviser (Heldenlieder), wenn auch nicht mehr allitterierend wie früher, sondern jetzt immer gereimt, ertönten im geselligen Kreise, wie einst die alten Skaldenlieder. Ein überreicher Schatz von ergreifenden, fast dramatisch gestalteten Volksballaden, deren Verfasser unbekannt sind, bereichert in diesen Jahrhunderten herzloser Kämpfe das Gemüt und die Phantasie der Skandinavier durch die Erinnerung an Leid und Lust der Liebe — oder an den dämonischen Zauber des Wassermannes und der Töchter des Elfenkönigs („Erlkönigs").

Baukunst.

Die Baukunst, in früheren Jahrhunderten durch ihre eigenartigen Holzkirchen, ihre „Stab- oder Reißwerkkirchen" mit überreichen Holzschnitzereien von nationaler Eigentümlichkeit zeugend*), folgt in ihren Steinkirchen während dieses Zeitraumes fremden Mustern, in Norwegen dem englischen, in Schweden und Dänemark dem deutschen Stile, wie die Dome zu Drontheim und Stavanger oder die Marienkirche zu Bergen, anderseits die Lorenzkirche zu Wisby, die Dome von Röskilde, Ripen und die Kathedrale von Upsala bezeugen, trotzdem als Baumeister der letzteren ein Franzose genannt wird (Etienne de Bonneuil).

Plastik, Malerei und Musik haben sich aus der Niederung der Dienstbarkeit noch nicht zur Höhe künstlerischer und schöpferischer Freiheit emporgehoben.

*) Eine solche aus dem Dorfe Vang ließ Friedrich Wilhelm IV. nach Brückenberg im Riesengebirge überführen.

Neunter Abschnitt.

Die östlichen Reiche Europas.

Polen.

Unter den Reichen des europäischen Ostens nimmt Polen in diesem Zeitraume eine hervorragende Stellung ein. Aus schweren von außen und innen drohenden Gefahren ringt es sich allmählich heraus, erweitert zum Ersatz für seine Verluste im Westen sein Gebiet im Norden, Osten und Südosten bis zum entschiedenen Übergewicht über seine Nachbarn und behauptet dasselbe bis in die neuere Zeit hinein.

Polens Vorrang im Osten.

Die schon früher begonnene und nach den Verheerungen durch die Mongolen von Fürsten, Adel und Klerus aufs eifrigste geförderte Masseneinwanderung deutscher Kolonisten, die mit Pflug, Karst und Egge, mit Webstuhl, Hammer und Kelle, mit geistlicher und weltlicher Gelehrsamkeit einzogen und zahlreiche Dorf- und Stadtgemeinden nach dem Muster ihrer Heimat gründeten, erhöhte die Einwohnerzahl und hob die Volksbildung durch Anlegung von Klöstern und Schulen, den Volkswohlstand durch Handels- und Gewerbthätigkeit und durch rationelleren Ackerbau zu einer Blüte, deren Frucht wir noch heute an dem gewaltigen Abstand wahrnehmen können, der zwischen dem sittlichen und äußeren Zustande der Polen und dem anderer Slawenstämme besteht, die dem germanischen Einflusse ferner gestanden haben.

Deutsche Ansiedler.

366. Polnischer Ritter des 13. Jahrhunderts. Nach einem polnischen Siegel.

Freilich war mit diesem Aufschwunge für die Polen als Nation eine ernste Gefahr verbunden. Bald führte das schnelle Anwachsen des deutschen Volkselementes dazu, daß nicht nur ganze Provinzen, wie Schlesien und Pomerellen, dem polnischen Geist und Staatsinteresse entfremdet wurden, sondern daß auch im eigentlichen Kern des Reiches, an der Warthe und oberen Weichsel das polnisch-nationale Leben und Wesen durch die feinere Sitte, das vollkommenere Recht und die überlegene Geistesbildung der deutschen Gemeinden in eine allgemeine Zersetzung geriet, welche durch die seit Boleslaws III. Tode (1139) eingerissene politische Zersplitterung des Reiches in viele kleine, nach Unabhängigkeit strebende Fürstentümer bedenklich gefördert wurde. Von den zahlreichen, schwer festzustellenden deutschen Dorfkolonien abgesehen, besaßen in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts bereits die meisten bedeutenderen Städte Polens, wenn sie nicht überhaupt erst von Deutschen angelegt worden waren, wenigstens überwiegend deutsche Bevölkerung und infolgedessen deutsches Stadtrecht, so 26 in Schlesien, gegen 50 im eigentlichen Polen. Diese bewahrten nicht nur zäh ihre politischen Sonderrechte, sondern blieben auch in den engsten Beziehungen zum Deutschen Reiche, während sie an den allgemeinen und höheren Interessen ihrer neuen Heimat nur geringen Anteil nahmen. Sie bildeten ein zu mannigfachen Mißhelligkeiten und Übelständen führendes fremdartiges Element.

Deutsches Stadtrecht.

Trotzdem schützten die polnischen Fürsten die Deutschen in ihrer Sonderstellung so lange sie konnten, weil sie in deren Wehrkraft und Reichtum gegen die widerspenstigen und nach möglichst großer Ungebundenheit strebenden Magnaten, wie die Adligen in Polen und Ungarn hießen, ein unentbehrliches Gegengewicht fanden. Desto mehr aber wurde das Deutschtum von den letzteren, den geborenen Vertretern des Polentums,

Die Magnaten.

gehaßt und angefeindet, und je größere Macht der adlige Reichstag im Laufe der Zeit an sich riß, desto rücksichtsloser und wirksamer bedrängte und unterdrückte er jenes, um die drohende „Teutonisierung" rechtzeitig abzuwehren.

Zersplitterung Polens.

Im Beginn unseres Zeitraumes lasteten äußerst traurige Verhältnisse auf dem Lande. Es litt unsäglich unter den Einfällen der Litauer, Russen und andrer Feinde, sowie durch die Kämpfe der eignen Fürsten untereinander. Um das Jahr 1270 beherrschten nicht weniger als vierzehn Nachkommen Boleslaws III., gänzlich von einander unabhängig, Land und Leute, und alle verfolgten natürlich ihre oft sich kreuzenden Sonderinteressen. Darin lag eine Grundquelle des Verfalles und der Auflösung der rechtlichen Ordnungen im Innern, der Schwäche nach außen. Schlesien, um 1310 bereits in 18 Fürstentümer gespalten, fiel Stück für Stück den Nachbarn in die Hände. Es wurde fast ganz böhmisch.

Vereinigung von Groß- und Kleinpolen.

Sehen wir von ihm ab, so finden wir um das Jahr 1279 noch folgende polnische Fürstentümer: 1) Krakau mit Sandomir unter Boleslaw V., 2) Masovien, das in zwei, 3) Kujavien, das sogar in fünf Fürstentümer geteilt war, und 4) Großpolen, zum Teil unter Boleslaw VI., Wladislaws Odonicz Sohn (Kalisch u. a.), zum Teil unter Przemyslaw II. (Gnesen). Von einem König als dem gemeinsamen Oberhaupte war zur Zeit nicht mehr die Rede. Erst als 1279 Boleslaw VI. starb, trat wenigstens eine Vereinigung Großpolens ein unter dem Neffen des Königs Przemyslaw II., Kleinpolen aber blieb nach dem gleichzeitigen Tode (1279) Boleslaw V. eine Stätte der Empörung und Zerrissenheit. Endlich riefen die dortigen Magnaten um einen Schutzherrn gegen die Einfälle der Russen, Mongolen und Litauer zu gewinnen, den Herzog Wenzel von Böhmen ins Land, den Sohn Ottokars und Schwiegersohn König Rudolfs, welchem alle Piasten, durch Waffengewalt gezwungen, huldigten. Nun erklärte sich zwar Przemyslaw II. von Großpolen, der auch Pommern geerbt hatte, im Jahre 1295 zum König von Polen und Herzog von Pommern und wurde als solcher vom Erzbischof von Gnesen feierlich gesalbt und gekrönt, aber schon ein Jahr später wurde er ermordet und Wenzel nun auch von Großpolen anerkannt und in Gnesen gekrönt. Neun Jahre danach errang den erledigten Thron der Piastenherzog von Kujavien, Wladislaw VI. (als König Wladislaw I. 1305—33) mit dem Beinamen Lokietek, d. h. Zwerg, der während der früheren Unruhen schon zweimal die Krone ergriffen, aber wieder verloren hatte. Er endete den Zustand der Anarchie, nachdem er den größten Teil des Reiches bis auf Kujavien und Pomerellen, die in der Gewalt des Deutschen Ordens verblieben, mit vieler Mühe zurückerobert hatte. Allein einen vollkommenen Rechtszustand zu begründen, blieb seinem Nachfolger vorbehalten.

Kasimir der Große.

Kasimir III. der Große (1333—70) war ein entschlossener, kräftiger, vorurteilsloser Herrscher, der das Ansehen des Reiches wiederherstellte und wegen seiner musterhaften Regierung der Große genannt worden ist. Seine Friedensliebe entsprang nicht aus Schwäche, sondern allein aus der Erkenntnis der Notwendigkeit, das Reich im Innern zu kräftigen. Die kriegslustigen Nachbarn beruhigte er durch Verträge, die ihnen vorteilhaft waren, ohne dem Reiche zu schaden: An den Deutschen Orden trat er (zu Kalisch 1343) Pomerellen ab und erlangte dafür Kujavien wieder; Böhmen befriedigte er durch Verzichtleistung auf die schlesischen Herzogtümer, welche sich schon längst losgerissen hatten; Ungarn endlich machte er sich zum Freunde durch die Hoffnung auf die Nachfolge in Polen, indem er seine Schwester Elisabeth mit dem ungarischen Könige Karl Robert vermählte, dessen ältester Sohn Ludwig später wirklich Polen mit Ungarn vereinigte.

Kasimirs innere Regierung.

Nachdem Kasimir mit den Nachbarn Frieden gemacht hatte, widmete er sich der Sorge für die innere Wohlfahrt seines Reiches. Er errichtete ein Appellationsgericht zu Krakau und gab im Jahre 1347 das erste geschriebene Gesetzbuch heraus, das sogenannte Statut von Wislica, mit welchem die Grundlage für die gesamte spätere Gesetzgebung gewonnen war. Hungersnot und Pest, die damals ganz Europa und Asien verheerten, gaben dem Könige Gelegenheit, sich als Wohlthäter der Unglücklichen zu zeigen. Um den Ackerbau zu fördern und den Wohlstand zu heben, zog er in die ver-

ödeten Gegenden neue Ansiedler, die er auf jede Weise unterstützte und aufmunterte. Er linderte nicht allein das materielle Elend des Volkes, indem er Hospitäler gründete und an das hungernde Volk aus seinen reichgefüllten Vorratshäusern fast unentgeltlich Getreide verteilen ließ, sondern er warf sich auch zum Schutzherrn desselben gegen den Adel auf, eine Handlungsweise, welche ihm von seiten des letzteren den höhnischen, vom Volke aber und von der Geschichte den Ehrentitel des „Bauernkönigs" einbrachte. Vor allem war er auf die Verbesserung der Sitten bedacht, obwohl er selbst durch Vernachlässigung seiner Gemahlin, Adelheid von Hessen, und durch Unterhaltung von Nebenfrauen kein gutes Beispiel gab. Unter diesen genoß seine besondere Gunst die schöne Jüdin **Esther**, deren Stammes- und Glaubensgenossen er außergewöhnlich begünstigte. Auch für die Wissenschaften sorgte er durch Anlegung zahlreicher Schulen und Gründung der **Universität Krakau** (1362).

Ludwig I. von Ungarn.

367. Kasimir III. der Große, König von Polen.
Nach Matejko gezeichnet von Leonh. Geyer.

Mit diesem größten aller polnischen Könige erlosch das Haus der Piasten. Als er 1370 starb, ohne einen legitimen Thronerben zu hinterlassen, folgte, einem Vertrage von 1339 gemäß, sein Schwestersohn **Ludwig I.** (1370—1382), der König von Ungarn. Doch behielt jedes Land seine besondere Verfassung, und Ludwig überließ die Verwaltung Polens ganz seiner polnischen Mutter **Elisabeth**. Unter ihrer Regentschaft begann sofort die Auflösung der staatlichen Ordnung. Das Raubrittertum blühte, ein Adelsstamm stand in Fehde wider den andern, fremde Fürsten wurden hineingezogen, überall herrschte Gewaltthätigkeit und Elend. — Als Ludwig zu altern begann, ging sein Sinnen und Trachten allein darauf aus, durch große Zugeständnisse an den Adel seinen Töchtern die Nachfolge zu sichern. Da seine älteste Tochter Katharina vor ihm starb, bewilligten die Stände ihm, daß Maria, der Ungarn bereits bestimmt war, auch noch Polen erhalte. Allein sie widersetzten sich, als er (1382) gestorben, entschieden der weiteren Union, wählten nach mehrjährigen Kämpfen 1384 seine dritte Tochte **Hedwig** zu ihrer Königin und machten ihr zur Bedingung, daß sie dem heidnischen Großfürsten **Jagiello von Litauen** die Hand reiche, damit dessen Land dadurch an Polen komme.

Die Litauer.

Die Litauer, ehemals auf Kurland, Samogitien und die Gegend von Wilna beschränkt und den Russen zinspflichtig, hatten sich seit der Mongolenherrschaft frei gemacht, ihre Grenzen nach Süden und Osten erweitert und bildeten zu Zeit des Großfürsten Gedimin (Jagiellos Großvaters, der Wilna gründete, ein unabhängiges Reich, dreimal so groß als Polen. Ihre Bildung befand sich noch auf äußerst niedriger Stufe, ihre politischen Zustände waren traurige; Ackerbau trieb man nur wenig, die große Masse des Volkes lebte von Jagd und Fischfang.

Ihre Religion beruhte auf knechtischer Furcht vor zahllosen Geistern, von denen Erde, Wasser, Wald und die ganze Welt erfüllt sein sollten. Der oberste, furchtbarste Gott hieß Perkunos. Das religiöse Leben ging auf in dem Bemühen, die Gunst dieser gefahrdrohenden Wesen durch Beschwörung und mystische Zeichen oder durch Opfer zu gewinnen, unter denen die feierlichsten Pferdeopfer waren; jedoch kamen auch Menschenopfer noch zuweilen vor.

Die gesellschaftlichen Verhältnisse waren eine „organisierte Knechtschaft", die zahlreiche unterste Volksmenge lebte in Sklaverei. Aber auch der litauische Bojar, der selber Sklaven hielt, war ein Knecht des Fürsten. Dieser mußte zu Heiraten, Käufen und Verkäufen, Vererbung u. dgl., seine Genehmigung geben und verfügte so unbedingt über Tod und Leben, daß jeder auf sein Geheiß sich selbst den Strick um den Hals legte. Der Ruf „der Herr zürnt" genügte, um den Schuldigen zum eignen Henker zu machen. — In den Städten waren die Zustände nicht minder kläglich, obwohl hier viele Fremde, besonders deutsche Kaufleute wohnten.

Litauens Vergangenheit ist bis zum Ende des 12. Jahrhunderts vollkommen mythisch. Der Oberpriester (der Kriwe Kriweito) scheint die höchste Staatsgewalt in Händen gehabt zu haben. Der Großfürst Mindowe ließ sich zwar 1252 vom Erzbischof von Riga taufen, fiel aber wieder vom Christentum ab und blieb ein gefährlicher Feind des Deutschen Ordens. Gedimin (seit 1315), der Südrußland bis weit über Kiew hinaus eroberte, fiel im Kampfe gegen den Deutschen Orden (1328). Auch die Regierungsgeschichte seines zweiten Sohnes Olgierd (1330—1381) — der älteste starb schon nach zwei Jahren — war von beständigen Kriegen mit Rußland, Polen und dem Deutschen Orden erfüllt. Er teilte das Land unter seine zwölf Söhne dergestalt, daß jeder ein besonderes Fürstentum, der klügste aber, sein Liebling Jagiello, als Großfürst die Oberherrschaft über das ganze Land erhielt. Der aber nannte sich sofort „König" und ließ 1382 seines Vaters Bruder Kynstut, der diese Erbfolgeordnung nicht anerkennen wollte, erwürgen.

Jagiello-Wladislaw

Auf Einladung der polnischen Magnaten kam er 1386 als Bewerber um die Hand der polnischen Thronerbin nach Krakau. Hedwig, welche bereits mit dem Herzoge Wilhelm von Österreich verlobt war und diesen liebte, sträubte sich zwar anfangs gegen die Verbindung mit dem litauischen Barbaren und wollte sich sogar von ihrem Bräutigam entführen lassen, entschloß sich aber doch endlich, lieber diesem als der Krone zu entsagen. Nachdem Jagiello in Krakau die Taufe und den christlichen Namen Wladislaw empfangen und die Vermählung stattgefunden hatte, bestieg er als Wladislaw II. Jagiello (1386—1434) den Thron von Polen.

Vereinigung mit Polen.

Durch die Verbindung der beiden Reiche wurde Polen, wenngleich Litauen noch lange als eignes Großfürstentum von besonderen Statthaltern verwaltet wurde, eine Hauptmacht im östlichen Europa, und seine Politik nahm unverkennbar von jetzt an eine veränderte Richtung. König und Adel erblickten nun das Ziel ihres Ehrgeizes darin, die verschiedenen Volksstämme dieses weiten Machtgebietes politisch, kirchlich und sprachlich einander gleich zu stellen. Aber dieses Bestreben führte nur zu Kämpfen, die eine innerliche Festigung des Staatswesens verhinderten.

Einführung des Christentums.

Jagiello, obwohl selbst keineswegs ein aufrichtiger Anhänger des Christentums, betrachtete es als seine nächste politische Aufgabe, seine Unterthanen zu Christen zu machen. Die Litauer setzten ihm auch wenig Widerstand entgegen, da ihr König, dessen Befehlen jeder zu gehorchen gewohnt war, selbst im Lande als Missionar umherzog. Übrigens brachte er wollene Tuchgewänder, aus „polenischen Laken" gefertigt, die auf allen Märkten viel begehrt wurden, mit und schenkte jedem, der sich der Taufe unterzog, einen solchen weißen Tuchrock. Infolgedessen strömten die Leute an den nächsten Fluß, Männer und Frauen besonders, der Priester sprengte das Wasser über sie, sprach die Taufformel und sie galten als Christen. Da es bei solcher Massentaufe nicht möglich war, jedem einzelnen einen besonderen kirchlichen Namen zu geben, so hieß jeder, der in dem einen Haufen war, Stanul, jeder in dem andern, Lawrin u. s. w. Die Bojaren aber erhielten als Christen die freie Verfügung über ihr Eigentum, alle Rechte polnischer Edelleute, polnische Rechtspflege und dadurch Freiheit und Lebensgenuß. In Eile wurden die heiligen Haine niedergebrannt, die Götzenbilder zertrümmert, die Opfersteine umgestürzt, die heiligen Schlangen getötet und das heilige

Feuer des Perkunos im Schloßhofe von Wilna für immer verlöscht. Den Schlußakt der großartigen Komödie bildete die Gründung der Metropolitankirche zu Wilna.

Jagiellos Streit mit Witowd.

Wenn auch schon 1401 die Union beider Länder feierlich mit Wort und Eid befestigt wurde, so kam es doch zu einer wirklichen Vereinigung Litauens mit Polen erst im nächsten Zeitraume (1569). Die nationale Eifersucht der Litauer gegen die Polen nötigte den König sehr bald, seinem ebenfalls in Krakau getauften Vetter Witowd, seitdem Alexander genannt, dem Sohne des auf seinen Befehl erwürgten Kynstut, in der Regierung Litauens ziemlich freie Hand zu lassen. Witowd, ein tapferer, thatkräftiger und verschlagener Mann, vergrößerte es bis zur Ostsee und bis zum Schwarzen Meere, so daß es über 735000 qkm umfaßte. Wenn er auch einen kühnen Versuch, die Goldene Horde der Mongolen von Kiptschak aus Rußland zu vertreiben, mit einer furchtbaren Niederlage büßen mußte, so gelang es ihm doch, Rußland das Fürstentum Smolensk und ganz Podolien zu entreißen (1404). Später trat er immer feindseliger gegen Jagiello auf, weil ihn die stolze Hoffnung erfüllte, die ihm verhaßte Abhängigkeit von Polen gänzlich abzuschütteln und König von Litauen zu werden. Kaiser Sigmund, der den thatkräftigen Emporkömmling auf jede Weise für sich zu gewinnen und von den Hussiten zu trennen suchte, die er früher unterstützt hatte, sandte schon seine Boten mit der Königskrone, aber diese wurden auf dem Wege in Polen so lange aufgehalten, bis der achtzigjährige Greis (1430), den sie schmücken sollte, ins Grab sank. Jagiello ernannte nun seinen Bruder Switrigal zum Großfürsten von Litauen, aber die Bojaren weigerten sich, ihn anzuerkennen, und wählten (1432) Witowds Bruder Koribut Sigmund, der sich auch in der Herrschaft behauptete.

Witowds Tod.

Adelsherrschaft in Polen.

Wladislaws lange Regierung ist allein merkwürdig durch seine Schwäche gegenüber dem polnischen Adel und durch seine Erfolge gegen den Deutschen Orden. Gleich bei seinem Regierungsantritt mußte er den Magnaten ein „Privilegium" erteilen, dessen Hauptpunkte folgende waren: Alle Würden, Lehen und Ämter einer jeden Landschaft dürfen bloß einem in dieser Landschaft ansässigen Adligen übertragen werden. Heeresfolge außerhalb der Landesgrenzen findet nur gegen Entschädigung und Loskauf der in Gefangenschaft Geratenen nur durch den König statt. Der König entsagt jedem richterlichen Einflusse auf die Patrimonialgerichtsbarkeit des Adels. Übrigens wird zugleich betont, daß sich dieser Staatsvertrag nur auf Jagiellos Person, nicht auf seine Nachfolger erstrecke, so daß Polen dadurch zu einem Wahlkönigreich und der Adel zum einzig berechtigten Stande erklärt wurde.

Kampf gegen den Deutschen Orden.

Um sich die Zuneigung der ihm selber fremden polnischen Nation zu erwerben, wurde er der Vorkämpfer des Slawentums und führte sein Leben lang einen unausgesetzten Krieg gegen den deutschen Einfluß. Über den Deutschen Orden siegte er bei Tannenberg (1410) und demütigte ihn tief in dem ersten Frieden zu Thorn (1411).

Jagiellos Nachgiebigkeit gegen den Adel.

Trotzdem er nach Hedwigs Tode (1399) noch dreimal verheiratet war, überlebten ihn nur zwei junge Söhne der letzten Gattin, Wladislaw und Kasimir. Als er jenem noch bei Lebzeiten die Nachfolge sichern wollte, machten die Magnaten die Anerkennung von der Erweiterung ihrer Privilegien abhängig und zerhieben, da er sich weigerte, vor seinen Augen die Successionsurkunde in offener Versammlung mit Säbeln. Nun gab der König doch nach und bewilligte, daß der Adel nicht nur für ausländische, sondern auch für inländische Kriege bestimmte Löhnung (fünf Mark für jede Lanze) im voraus als Entschädigung bekommen, die Erhebung der Steuern und die Ausübung des Münzrechtes von der Genehmigung des Reichstags abhängig sein und nur auf Grund richterlicher Entscheidung Lehen und Ämter konfisziert oder Adlige verhaftet werden sollten.

Wladislaw III.

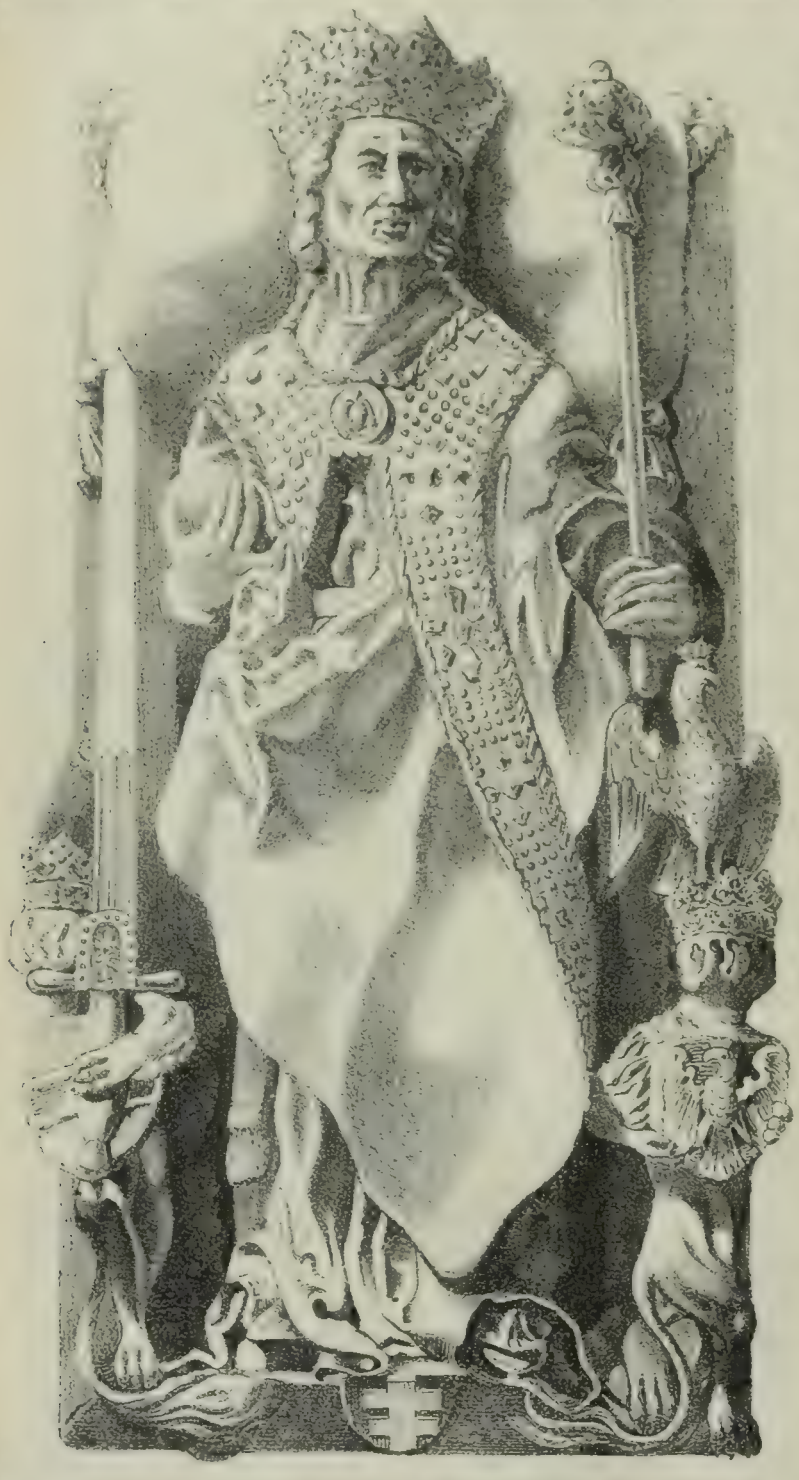
Infolge dieses weitgehenden Zugeständnisses gelangte denn nach Wladislaw Jagiellos Tode der 10jährige Wladislaw III. (1434—44) auf den polnischen Thron, dem 1439 auch die Krone von Ungarn zu teil wurde, und der, erst 20jährig, als begeisterter Verteidiger des Kreuzes gegen die Türken, in der unglücklichen Schlacht bei Varna fiel (am 10. November 1444).

Kasimir IV.

Zu seinem Nachfolger in Polen erwählten die Stände nach kurzem Zwischenregiment seinen Bruder Kasimir IV. (1445—92), der bereits von den Litauern an Stelle

des (1440) ermordeten Koribut zum Großfürsten erwählt worden war. So kamen wohl beide Nachbarländer wieder in eine Hand, aber die Regierung blieb doch vollkommen getrennt, da schon Switrigal (s. oben) sich verpflichtet hatte und die andern nach ihm, daß in Litauen nur Einheimische angestellt werden dürften.

Kampf gegen den Deutschen Orden.



368. Kasimir IV., Jagiello.
Nach dem in der Kapelle der Domkirche zu Krakau befindlichen Grabmal des Königs, einem berühmten Werke des Veit Stoß.
Nach Essenwein.

Gegenüber dem lebhaften Interesse, das Wladislaw III. für den frommen Gedanken an den Tag gelegt hatte, die Türken aus Europa wieder zu verjagen, erscheint der Horizont Kasimirs als beschränkt auf die Grenzen seines Reiches und deren Erweiterung in nächster Nähe. Nachdem er Polen mühsam von den während der ungarischen Zeit überall eingebrochenen Tataren befreit und durch Grenzwachen geschützt hatte, nahm er den Krieg gegen den Deutschen Orden wieder auf, verband sich mit den aufständischen Städten im Preußenlande und brachte diese edelste und noch vor einem Jahrhundert in schönster Blüte stehende Pflanzstätte christlich-germanischen Geistes fast vollkommen in seine Gewalt. Im zweiten Frieden zu Thorn (1466) erhielt er (s. S. 516) ganz Westpreußen, das Bistum Ermland und die Lehnshoheit über Ostpreußen.

Wie wir ihm bereits in der Geschichte Böhmens (s. S. 451) begegnet sind, wo man seinen ältesten Sohn Wladislaw 1471 zum Könige wählte, so werden wir ihn in der Geschichte Ungarns wiederfinden.

Johann Albrechts „Magna charta".

Sein Nachfolger auf dem polnischen Throne, sein ältester Sohn Johann I. Albrecht (1492—1501), mußte den Magnaten, die sich sippenweise zu Schutz- und Trutzbündnissen, hier „Konföderationen" genannt, zusammenschlossen, noch ausgedehntere Befugnisse und sogar die wesentlichsten Rechte der Krone, die Entscheidung über Krieg und Frieden und die Verfügung über die Domänen einräumen. Dies geschah vor allem durch die Konstitution von 1493 mit den Zusätzen von 1496, welche man die „Magna charta" von Polen genannt hat. Am schlimmsten kamen darin die Bauern fort, deren Freizügigkeit in der Art beschränkt war, daß immer nur ein Sohn den

Vater verlassen durfte, um Handwerker zu werden, oder, was häufig geschah, zu studieren. Man wollte, daß die Feldarbeit nicht der nötigen Kräfte entbehre. Die Not und der Grimm der Bauern aber wurde bald so groß, daß Tausende sich mit den Tataren zu Raubzügen verbanden oder vom Bettel lebten.

Polens Schwäche.

Der polnische Adel, neben dem kein andrer Stand Staatsbürgerrechte besaß, verfocht seitdem beharrlich und siegreich die verkehrte Grundanschauung, daß in der Schwächung der Königsgewalt eine Bürgschaft der Freiheit liege. So kam es, daß Polen im 17. Jahrhundert, als die übrigen europäischen Staaten vermittelst des Absolutismus sich zu geordneten Staaten in modernem Sinne herausbildeten, in seiner sogenannten Freiheit, d. h. in dem losen Verbande des landschaftlichen Föderalismus stehen blieb.

Ungarn.

Adelsherrschaft.

Die Zustände Ungarns sind im allgemeinen ziemlich dieselben wie im Nachbarlande Polen, mit dem es trotz der gänzlich verschiedenen Nationalitäten, zeitweise denselben Herrscher besaß. Auch hier haben fremde asiatische Völker furchtbar gehaust, erst die Kumanen, denen Wohnsitze im Lande eingeräumt werden mußten, dann die Mongolen, die endlich zurückgeworfen wurden; auch hier erfolgt eine lebhafte Einwanderung Fremder, besonders Deutscher und Italiener, mit ähnlichen für das Gemeinwesen mehr oder minder günstigen Folgen; nicht minder streitig wie in Polen ist auch in Ungarn die Thronfolge, und nicht minder traurig sind die dadurch hervorgerufenen Unordnungen. Die hohen Adligen, auch hier Magnaten genannt, sowie der Klerus und der niedere Adel wissen alles zu ihrem Vorteil auszubeuten und nehmen dieselbe feindliche Stellung zur Krone ein wie ihre Standesgenossen in Polen, aber ihr Sieg ist bereits im vorigen Zeitraume entschieden, da ihnen Andreas II. (1222) in der sogenannten Goldenen Bulle und in einem zweiten Privilegium vom Jahre 1231 ausgedehnte Rechte und Freiheiten bewilligt hatte.

Wahlkönigtum.

Vor dem Sarge des letzten Sprößlings aus Arpads Stamm, Andreas III., standen (1301) die ungarischen Magnaten an dem Ziele, nach welchem sie und ihre Vorfahren seit mehreren Generationen aus Selbstsucht, Haß und Mangel an politischer Einsicht ununterbrochen gestrebt hatten. Da kein direkter männlicher Erbe des Thrones vorhanden war, konnten sie jetzt das Recht beanspruchen, sich einen König nach ihrem Gutdünken zu wählen. Sie fühlten wohl die Notwendigkeit, der weiblichen arpadischen Linie ein Erbrecht zuzugestehen, aber innerhalb derselben behielten sie sich doch die freie Wahl vor. Daher erkannten sie nicht die nächste Thronerbin, des Königs Tochter Elisabeth, als Königin an, sondern erklärten sich teils für Wenzel II. von Böhmen und Polen, den Urenkel Belas IV., teils für Karl Robert, den Urenkel Stephans V. von Ungarn. Wenzeslaw lehnte zwar ab, weil er in Böhmen und Polen vollauf zu thun hatte, setzte aber durch reiche Geschenke die Wahl und Krönung seines gleichnamigen dreizehnjährigen Sohnes durch.

Siebenjähriges Interregnum.

Die Herrschaft Wenzels III. als König von Ungarn (1301—1305) war nur von kurzer Dauer. Sein ungezogenes Betragen, seine Weichlichkeit und Trägheit verminderten bald seinen Anhang und bestimmten schließlich seine eigne Partei, ihn fallen zu lassen und einen andern Enkel Belas IV., Otto von Niederbayern, zum Könige (1305—1308) zu wählen. Der alte Wenzeslaw kam wohl seinem verlassenen Sohne mit einem Heere zu Hilfe, konnte aber nichts weiter ausrichten, als daß er ihn samt allen Reichskleinodien glücklich nach Böhmen brachte, den Kirchenschatz des Graner erzbischöflichen Kapitels plünderte und dessen Urkunden teils raubte, teils vernichtete. Bald darauf aber mußte auch Herzog Otto aus dem Lande weichen und Karl Robert, den der Papst Bonifazius VIII. für allein berechtigt erklärte, wurde 1308 auf einem im freien Felde vor Pest abgehaltenen Landtage von den Händen der dicht gedrängten Magnaten feierlich als König emporgehoben, nachdem ihm alle, die gegenwärtig waren, in die Hände des Kardinal-Legaten unter Berührung des Kruzifixes Treue und Gehorsam gelobt hatten. Trotzdem dauerte es noch drei Jahre, ehe er allgemeine Anerkennung finden und in Stuhlweißenburg mit der Stephanskrone gekrönt werden konnte, weil der Woiwode von Siebenbürgen diese geraubt hatte und erst nach langen Verhandlungen wieder herausgab.

Karl Robert.

Der Urenkel Stephans V., Karl Robert (1308—42), mit dem das Haus Anjou aus Neapel auf den ungarischen Thron gelangte, ein Mann von edler Gesinnung, feiner Bildung und reinster Gesittung, sorgte wohl persönlich für die Pflege der Wissenschaften und ein geregeltes Rechtsverfahren, vermochte aber nicht zu verhindern, daß der ungarische Adel von seinen italienischen Hofleuten außer der feineren Bildung auch die übertriebene Prachtliebe, die leichtfertige und frivole Lebensauffassung der Südländer annahm.

Durch kluge Politik verstand er allmählich den Übermut der reichen Magnaten zu zügeln. Trotz aller Gütereinziehungen des Königs Andreas III. waren nämlich die Grafen von Brebir in Kroatien, Ladislaus Apor in Siebenbürgen, Palatin Omoda, die Grafen von Güssing, von Trencsin und andre in Ungarn selber durch ihren ausgedehnten Besitz kleine Könige geworden, tyrannisierten, von ihren Burgmauern geschützt, den ärmern weniger widerstandsfähigen Adel und brandschatzten nach Wohlgefallen Städte und Landschaften. Durch kluge Benutzung ihrer Parteistreitigkeiten und Fehden gelang es dem Könige schließlich, bis zu einem gewissen Grade ihr Übergewicht zu brechen und der Königsgewalt Achtung zu verschaffen. Auch wußte er durch Ausflüchte aller Art jahrelang die Einberufung des großen Landtages hinauszuschieben, der seit Andreas II. zum Tummelplatze der Parteileidenschaften und der Opposition gegen das Königtum geworden war, und ließ sich weder durch Bitten noch durch Drohungen bewegen, die von Andreas II. und Bela IV. verliehenen Handfesten zu bestätigen, vielmehr verbot er alle Versammlungen des Adels, die Andreas II. sogar für den Fall erlaubt hatte, daß sie sich gegen den König zur Wahrung ihrer Freiheiten verbünden wollten. In der Vergebung der Würden, Güter, Adelsrechte u. s. w. verfuhr Karl Robert allein nach eignem Ermessen, ohne die Magnaten dabei zu fragen, und entzog den adligen Herren alle Lehen und Gerechtsame, die sie sich gewaltsam angemaßt hatten.

Hebung des Bürgerstandes.

Das wirksamste Gegengewicht schuf er sich im Bürgerstande. Er vermehrte beträchtlich die Zahl der sogenannten königlichen Freistädte, die in bezug auf Steuern und Gerichtsbarkeit nur unter der Oberaufsicht des Königs oder dessen Schatzmeisters standen, ihre Magistrate frei wählen durften, keine Frondienste zu leisten brauchten, nur geringen Grundzins bezahlten, freies Handelsrecht, freie Gerichtsbarkeit besaßen u. s. w. Unter ihnen sind hervorzuheben Stuhlweißenburg, Preßburg, Gran, Ofen, Pest, Eperies, Kremnitz, Schemnitz, Kaschau, Käsmark, Ödenburg, Varasdin, Agram u. a. m. Karl räumte den Städten, in denen die eingewanderten Deutschen auch hier, wie in Polen, die Hauptmasse bildeten, eine Art Landstandschaft ein, beförderte ihren Handel durch das Recht, Gäste bei sich aufzunehmen und ihnen Teilnahme an allen bürgerlichen Rechten zu verleihen, und erleichterte den Zuzug der Landbevölkerung durch die Verordnung, daß kein Herr einen Bauer zurückhalten dürfe, der sich in der Stadt ansiedeln wollte. Die Sachsen in Siebenbürgen wurden von Karl nicht mehr als Gäste betrachtet, sondern als „Gesamtheit der Sachsen von Hermannstadt“ (später „Universität“) bezeichnet und erhielten von seinem Sohn Ludwig einen Deutschen als königlichen Generalstatthalter. Gleicher Aufmerksamkeit hatte sich die deutsche Gesamtheit der vierundzwanzig königlichen Ortschaften der Zips zu erfreuen. Als ein großer Teil des Adels gegen Karl beim Beginn seiner Regierung im Aufstande war, hatten sie mit Ausdauer und Unerschrockenheit für ihn gekämpft. Dafür wurden sie mit einer neuen Handfeste versehen, nach welcher sie gegen einen Zins von 1400 Mark von allen andern Abgaben und Lasten, selbst von des Königs Bewirtung und von der Heeresfolge außer Landes befreit waren, in keinem Rechtshandel aus ihrem Gebiete gefordert werden durften. Auch ihr Besitzstand wurde genau festgestellt und bestätigt.

Vergebliche Angriffe auf die Nachbarländer und auf Neapel.

Weniger glücklich als in der Befestigung seiner Herrschaft im Innern war Karl Robert in der Erweiterung derselben nach außen, und alle seine zu diesem Zwecke unternommenen Feldzüge liefen auf eine nutzlose Verschwendung an Geld und Menschen aus. Seit Andreas II. betrachteten sich die ungarischen Könige laut des offiziellen Titels auch als Herrscher von Serbien, Galizien, Lodomirien und Bulgarien, allein alle diese Volksstämme bewahrten trotz vieler Angriffe vollkommen ihre Unabhängigkeit unter einheimischen Fürsten, bis sie, nur vorübergehend einmal von König Ludwig unterworfen,

einer nach dem andern den Osmanen zur Beute wurden. — Ebenso erfolglos waren seine Versuche, den Thron seines Großvaters, Karls II. von Neapel, für sich oder für einen von seinen Söhnen zu erlangen. Er vermochte nur durchzusetzen, daß beide Enkelinnen des Königs Robert, Johanna und Maria, mit seinen beiden Söhnen, Andreas und Ludwig, verlobt wurden. Andreas heiratete wirklich die eben so lasterhafte als schöne Johanna und wurde hingerichtet, als er nach der Krone verlangte.

Glücklicher war er dagegen in Polen, da sein Schwager, der König Kasimir III., den polnischen Reichstag bewog, Ludwig, den dritten Sohn seiner Schwester Elisabeth und Karl Roberts zum Thronfolger zu bestimmen (1339). Da später die beiden älteren Brüder noch vor dem Vater starben, so erbte dieser Ludwig die Krone Ungarns und vereinigte mit ihr 1370 auch die von Polen (s. oben).

Die „Banderia".

Den einzigen großen Mißerfolg, eine schreckliche Niederlage, die er 1330 durch die Walachen erlitt, schrieb Karl der traurigen Heeresverfassung der Ungarn zu. Unter Andreas II. und Bela IV. hatten die Magnaten durchgesetzt, daß sie urkundlich von der Heeresfolge befreit wurden, so daß sie nicht einmal für Sold und Entschädigung des Königs Fahnen zu folgen brauchten, wenn sie nicht wollten. Nur wenn der Feind die Landesgrenzen überschritten hatte, waren sie verpflichtet, auf eigne Kosten mit ihren Leuten aufzusitzen; allein, bis sie gerüstet waren, verging eine so lange Zeit, daß ein thatkräftiger Feind schon gefährliche Fortschritte gemacht haben konnte. Karl ließ nun die unzureichenden Komitatskontingente, die sich unter den Fahnen ihrer Obergespane scharten, unverändert fortbestehen, räumte aber daneben denjenigen Magnaten, die mit wenigstens 1000 Bewaffneten im Felde erschienen, den Vorzug ein, eine besondere „Banderia" (Bannergenossenschaft) unter eignem Oberbefehl und mit eigner Fahne zu bilden. Diese scheinbar nur als Belohnung für hervorragende Leistungen einzelner opferfreudiger Herren getroffene Maßregel rief unter dem reichen Adel und dem höheren Klerus des ganzen Landes einen regen Wettstreit hervor, ebenfalls der Ehre einer eignen Banderia teilhaftig zu werden; wer es nur irgend möglich machen konnte, brachte die erforderliche Leutezahl zusammen und suchte durch deren Ausrüstung zu glänzen. So schuf sich Karl kostenlos eine ansehnliche bewaffnete Macht, und was im Anfang eine freiwillige Leistung gewesen war, das machte er bald zu einer verbindlichen, dem Vaterlande zu leistenden Pflicht, der sich die Herren trotz lauter Reklamationen schließlich fügen mußten. Der Graner Erzbischof und der Erlauer Bischof mußten je zwei Banderien, die übrigen großen Herren je eine stellen; von der Krone selbst wurde nur eine Banderie für den König und eine für die Königin unterhalten. Unter den ungeordnet neben dem ungarischen Heere kämpfenden Kumanen und Szeklern stiftete Karl einige Ordnung und erneuerte auch die Organisation der bereits von Bela IV. gegen die Einfälle der Mongolen eingerichteten Grenzwächter, die gegen ständige Waffenpflicht Kronländereien angewiesen bekommen hatten.

Des Königs Bauten.

Karl Roberts Hofhaltung und Staatswirtschaft war kostspielig und sehr großartig angelegt. Er allein hat zahlreichere und prächtigere Bauten aufgeführt, als alle Könige seit Bela IV. zusammen. Besonders erwähnenswert ist seine neu angelegte Residenz, die Plintenburg auf dem Vyssegrad, eine an der Donau mitten zwischen Gran und Ofen gelegene Felsenburg. Am Fuße des Burgfelsens führte der König noch einen zweiten prächtigen Palast auf, der 350 herrlich eingerichtete Gemächer enthielt, und um diesen herum erbauten sich dann die ersten Würdenträger des Reiches ihre Paläste. Ludwig aber verlegte seine Residenz auf Wunsch seiner Mutter nach der Burg von Ofen, welche einst von den Mongolen zerstört, später von Bela IV. zur Stadt erweitert und mit deutschen Kolonisten bevölkert worden war.

Ludwig der Große.

Noch wichtiger als Karl Robert wurde Ludwig I. (1342—82) für Ungarns Entwickelung, dem man deshalb den Beinamen des Großen gegeben hat. Gleich ausgezeichnet als tapferer Krieger und geschickter Feldherr, wie als kluger Regent und Staatsmann, gab er Ungarn den größten Umfang und die größte Macht, die es jemals gehabt hat.

Sein Auftreten in Neapel.

Als sein Bruder Andreas in Neapel, vielleicht gar auf Anstiften seiner Gemahlin, 1345 ermordet worden war, unternahm Ludwig einen Rachezug dorthin, um Neapel für den eben geborenen Sohn seines Bruders, für Karl in Besitz zu nehmen. Wie er mit einer Flotte vor Neapel erschien, Johanna zur Flucht nach Avignon zwang und eine kurze Schreckensherrschaft führte, ist in der Geschichte Neapels ausgeführt worden (s. S. 529 f.). Ebenso, daß er nach dem Tode seines Neffen (1348) auf Neapel 1352 verzichtete.

Auswärtige Kriege.

Glücklicher war er in seinen übrigen Feldzügen. Er vertrieb die Litauer aus Wladimir, Wolhynien und Podolien, eroberte Rotrußland, das er an seinen Schwager in Polen abtrat, und zwang die Tataren zwischen Bug und Dnjepr zum Abzug oder

zur Unterwerfung. Von der Republik Venedig erkämpfte er sich den Besitz von Dalmatien; auch Bosnien wurde enger an Ungarn gefesselt; Niederserbien unter König Urosch, Duschans Sohn, und nach dessen Ermordung unter dem viel besungenen Lazar, sowie Oberserbien unter Twartko, einem kecken Emporkömmling, dem Ludwig selbst nur den Titel „Banus Bosniens" verliehen hatte, der sich aber eigenmächtig als „König der Serben, Bosniens, des Küstenlandes und der Westländer" krönen ließ (1376), ebenso die Moldau, die Walachei und nach der Eroberung Widdins auch ein Teil von Bulgarien: alle mußten sich der ungarischen Oberhoheit unterwerfen.

Kampf gegen die Türken.

Allein gerade an dieser Stelle kamen seine tapferen Krieger (1366) zum erstenmal in die Brandung der großen osmanischen Flutwelle. Noch glückte es der Besatzung Widdins, die Türken samt ihrem Vasallen Sisman von Bulgarien abzuwehren — zum Danke für diesen Sieg ließ der König die Wallfahrtskirche zu Mariazell in Steiermark errichten — aber drei Jahre später mußte sie (1369) der Übermacht doch weichen. — Unter diesen Umständen ist es begreiflich, daß König Ludwig das Königreich Polen, welches ihm 1370 zufiel, fast ganz der Verwaltung seiner polnischen Mutter und dem dortigen Adel überließ (s. oben).

Bekämpfung des Adels.

Am bedeutendsten waren die Erfolge des Königs in der inneren Verwaltung Ungarns. Die mächtige Aristokratie beugte er nieder, indem er in der Bekämpfung der eigensüchtigen und rohen Magnaten noch weiter ging, als sein Vater Karl Robert (s. oben). Zunächst erklärte er alle Adligen, auch die, welche einem andern Würdenträger lehnspflichtig waren, für vollkommen gleich berechtigt und gestattete nur denen einen Vorrang, die er selbst zu einem Hof- oder Reichsamte befördert hatte. Zu dieser Gattung gehörten: der Palatinus, der Stellvertreter des Königs in dessen Abwesenheit oder im Falle der Thronerledigung und zugleich oberster Befehlshaber über das Heer; der Oberrichter; der Schatzmeister, dem besonders die Aufsicht über die königlichen Freistädte und ihre Steuern oblag; der Kanzler, gewöhnlich ein Erzbischof, der Vorsteher der Kanzlei und des Staatsarchivs, der Bewahrer des königlichen und Reichssiegels. Dann folgten die Woiwoden, ziemlich selbständige Statthalter, und die Bane oder Markgrafen, endlich die Grafen oder Obergespane (vom ungarischen Ispan, d. h. Graf), die obersten Leiter und Richter der Komitate oder Gespanschaften. Die Obergespanschaften waren wieder in mehrere Bezirke geteilt, über welchen freigewählte Stuhlrichter standen, während die Obergespane selbst vom König aus dem Adel der Gespanschaft ernannt wurden. Rang und Ehre mußten also von jetzt ab erst im Dienste des Königs und des Landes erworben werden. Allen Prälaten und weltlichen Herren entzog der König das Recht, ihre Güter ohne königliche Erlaubnis zu veräußern, zu verschenken und zu vererben, und brachte den Rechtsgrundsatz zur Geltung, daß dem Besitzer nur die Nutznießung der Güter, der Krone aber die Oberherrlichkeit über sie zustehe.

Die Bauern.

Ferner ordnete er die gutsherrlichen Rechte gegenüber den Bauern zum Vorteile der letzteren. Er setzte ihre Abgaben auf ein Neuntel des Grundertrages herab und verlieh ihnen die Freiheit, ihre Grundherren zu verlassen und sich an einem andern Orte anzusiedeln. Wer in die Banderien (s. oben) des Königs oder der Königin eintrat, erhielt sogar ohne Rücksicht auf Stand und Herkunft gleiche Rechte und Ehren mit dem geborenen Adligen.

Die Städte.

Den Wohlstand der Städte hob er durch Förderung ihres Handels, indem er alle Zwischenzölle aufhob, mit welchen die adligen Herren die durchziehenden Kaufleute beschwert hatten, und bereitete durch Vermehrung ihrer Rechte die spätere Landstandschaft der Stadtgemeinden vor. Alle Gerechtsame wurden ihnen für die Zukunft gehörig verbrieft, so den Deutschen der Zips in dem oft gepriesenen Leutschauer Rechtsbuche oder die „Willkür der Sachsen in der Zips" (1370). Der wichtigste Punkt in diesen Urkunden war neben dem freien Handelsverkehr die selbständige Gerichtsbarkeit der Städte und die freie Wahl ihrer Richter.

Rechtspflege.

Aus der Rechtspflege verbannte er endgültig die Gottesurteile der Feuer- oder Wasserprobe und behielt nur noch den gerichtlichen Zweikampf bei.

Die Kumanen.

Die Bekehrung der heidnischen Kumanen, von denen noch nicht ein Drittel für das Christentum gewonnen war, vollendete er durch Aussendung von mehr als tausend Glaubensboten aus dem Franziskaner- und Dominikanerorden, welche in kurzer Zeit Hunderttausende tauften.

Vertreibung der Juden.

Aus Unmut über die Aussaugung seines Volkes vertrieb er sämtliche Juden aus dem Lande, die zum größten Teil nach Polen zogen, wo sie von König Kasimir und seiner vierten Gemahlin Esther freundlich aufgenommen wurden.

Ludwig starb zu Tyrnau im siebenundfünfzigsten Jahre seines Lebens, im einundvierzigsten seiner Regierung. Sein Leichnam wurde in Stuhlweißenburg beigesetzt. Er war von mittelmäßiger Statur, hatte große feurige Augen, lockiges Haar, krausen Bart und etwas aufgeworfene Lippen. Seine Haltung war vornehm und gefällig zugleich, sein öffentliches und häusliches Leben untadelhaft, ein Muster der Rechtschaffenheit und Sittlichkeit.

Nach Ludwigs Tode kamen wieder schwere Zeiten über Ungarn. Da er keinen Sohn hatte, löste sich die ohnehin lockere Verbindung zwischen Ungarn und Polen wieder auf. Seine jüngere Tochter Hedwig wurde die Gemahlin Jagiellos von Litauen und Königin von Polen; seine ältere Tochter Maria aber wurde von den Ungarn als Maria Rex (1382—1387) auf den Thron gehoben. Die Regierung führte sie in Gemeinschaft mit ihrer Mutter Elisabeth. Da aber viele Magnaten ein Frauenregiment nicht mochten und Sigmund, den deutschen Bräutigam der Königin, haßten, sagten sie sich von Maria los und riefen (1383) den Urenkel der arpadischen Maria, Karl III. von Neapel und Durazzo, in das Land, der sogleich mit Heeresmacht in Ungarn erschien. Zwar eilte auch Sigmund herbei und vermählte sich mit Maria, mußte es aber, da er ohne Truppen war, geschehen lassen, daß der Gegenkönig Karl (1385) zu Ofen die ungarische Krone empfing, und beide Königinnen, Maria und Elisabeth, mußten diesem Akte beiwohnen und öffentlich ihre Zustimmung geben. Was indes Sigmund mit Waffengewalt nicht gelungen war, gelang seiner Schwiegermutter durch Hinterlist: Der lästige Gegenkönig Karl von Durazzo wurde von der Königin-Mutter Elisabeth durch Meuchelmord aus dem Wege geräumt (s. S. 531).

Seine Töchter.

369. Ludwig der Große, König von Ungarn und Polen.
Nach Matejko gezeichnet von Leonh. Geyer.

Kampf um den Thron.

Zwar rief jetzt die Partei des Ermordeten seinen Sohn Ladislaus von Neapel zum Gegenkönig aus, allein Maria und Elisabeth bemächtigten sich schnell des Thrones und behaupteten ihn, bis sie auf einer Reise nach Dalmatien durch Johann von Horváth mit Übermacht angegriffen und gefangen genommen wurden. Vergebens warf Elisabeth sich vor Horváth auf die Kniee, bekannte sich allein als die Anstifterin des Königsmordes und bat um Gnade für Maria. Horváth aber wollte beide Fürstinnen ihrer Todfeindin, der Königin Margareta von Neapel, in die Hände liefern. Allein Sigmund zuliebe, von dem sie Dalmatien zu erlangen hofften, schlossen die Venezianer schnell das Seeschloß Novigrad (bei Zara) ein, nach welchem die Gefangenen zunächst gebracht waren. Nun ließ der Burgkommandant, Johannes von Paliszna, die alte Königin vor den Augen ihrer Tochter erdrosseln und den Leichnam über die Mauer zwischen die Anstürmenden werfen, welche bestürzt den Angriff aufgaben, um Sigmunds

Ankunft abzuwarten (1387). Dieser war inzwischen bereits zu Ofen von den Magnaten zum Kapitan des Reiches ernannt und dann zum König von Ungarn gekrönt worden, betrieb jedoch aus Mangel an Geld die Rüstung so langsam, daß die Venezianer allein sich zu einem zweiten Sturm entschlossen. Als die Verteidiger endlich das Nutzlose ihres Widerstandes einsahen, ergaben sie sich unter der Bedingung freien Abzuges. Die tapferen Venezianer aber befreiten die junge Königin Maria aus ihrem Kerker, wo sie viele Wochen in beständiger Todesfurcht hatte zubringen müssen, und 1387 zog sie mit Sigmund unter dem Frohlocken des Volkes in Ofen ein.

Sigmunds Gefangennahme und Wiedereinsetzung.

Nach elfjähriger, übrigens nicht glücklicher Ehe starb Maria kinderlos im Jahre 1395 und Sigmund (1387—1437) wurde nun alleiniger König, während er bisher nur die Rolle eines Mitregenten gespielt hatte. Anfangs suchte er sich durch ein Schreckensregiment zu befestigen, indem er viele seiner Gegner, wie Johann von Horváth und 35 andre Adlige hinrichten oder ermorden ließ. Mehr noch erbitterte er die Gemüter der Magyaren, daß er in seiner fortwährenden Geldnot, aus der ihn seine Verschwendung nie herauskommen ließ, ungarische Krongüter verpfändete. So entbehrte Ungarn in den drangvollen Zeiten, welche der Einbruch der osmanischen Türken herbeiführte, der notwendigsten Vorbedingung eines kräftigen Widerstandes. Beim ersten Mißerfolg aber wurde es offenbar, wie sehr den Großen des Landes dieser deutsche König verhaßt war. Als Sigmund, ohnehin kein Feldherr, nur ein Lebemann, aus der furchtbaren Niederlage bei Nikopolis (1396) mühsam mit dem Leben davonkam, und die wichtigsten südlichen Grenzländer teils sich selbst losrissen, teils von den Türken losgerissen wurden, empörten sich die Magnaten und Prälaten offen gegen den rat- und thatlosen König, belagerten ihn in der Burg von Ofen und nahmen ihn im April 1401 gefangen. Im Angesichte der Hauptstadt und Bürgerschaft, ohne die geringste Teilnahme zu finden, wurde er nach der Burg Siklos abgeführt und unter strengem Gewahrsam eingesperrt. Verbannung oder gar Tod schien ihm gewiß zu sein; nur der wilde Streit der Magnaten über die Neubesetzung des Thrones hatte die Folge, daß man schließlich doch wieder auf ihn zurückkam. Als er aufrichtige Besserung seines leichtsinnigen Lebenswandels, Enthaltung von aller Rache, Achtung vor der Reichsverfassung, vor Recht und Landessitte versprach, wurde er nach halbjähriger Haft in öffentlicher Versammlung wieder als König angenommen (1401). Und weil er sich jetzt wirklich kluger Mäßigung und Milde befleißigte und allgemeine Amnestie verkündete, stellte sich allmählich zwischen König und Adel ein leidliches Verhältnis her. Ladislaus von Neapel, der hinterlassene Sohn des ermordeten Karl von Durazzo, der bereits in Zara durch den Erzbischof von Gran (1403) gekrönt worden war, sah sich von seinem Anhange verlassen und gezwungen, nach Neapel zurückzukehren.

370. Maria Rex.
Nach einem alten Holzschnitte.

Da inzwischen die Angriffe der Türken einstweilen nachgelassen hatten, gewann Sigmund Muße, für eine bessere Heeresorganisation und Landesverwaltung Sorge zu tragen. Zu diesem Zwecke berief er nach Ofen 1405 einen Nationalkonvent, auf dem zum erstenmal neben der Magnatentafel des hohen Adels und Klerus Abgeordnete der Städte mit dem niederen Adel zur Ständetafel vereinigt erschienen. Dennoch erbitterte er die Ungarn immer wieder durch seine verschwenderische Geldwirtschaft und beständige Geldnot, nun gar, als er, um gegen Venedig rüsten zu können, 1412 eine Menge Güter und Rechte der Krone, endlich 13 Städte des Zipserlandes an seinen Schwager in Polen für 37000 Schock böhmische Groschen (1400000 Mark) verpfändete. Überdies kümmerte sich Sigmund, inzwischen zum deutschen König gewählt, mehr um die Union der Kirche und um die Unterwerfung Böhmens als um Ungarn und überließ die Regierung dieses Landes seiner zweiten Gattin Barbara, einer Tochter des ungarischen Grafen Hermann von Cilly aus dem Hause Gara, welche in Verbindung mit dem Primas des Reiches, Johann von Kanischa, nach Weiber- und Günstlingslaunen herrschte. Endlich aber stellte er ihr wenigstens einen als Staatsmann und Feldherr gleich ausgezeichneten Habsburger an die Seite, der auch einen Einfall der Türken nötigenfalls abzuwehren vermochte, indem er die Hand seiner einzigen Tochter Elisabeth dem Erzherzog Albrecht von Österreich (1422) gab und dadurch den ersten Anspruch Österreichs auf das Königreich Ungarn begründete. Es ist bereits in der deutschen Geschichte (S. 421) mitgeteilt worden, wie Sigmund noch 1437 die Absicht seiner Gemahlin vereitelte, ihm den Thron und seinem Schwiegersohn Albrecht die Nachfolge zu entreißen; Ungarn empfand doch die Nachricht von seinem Tode (9. Dezember 1437) als eine Erlösung von allem Übel.

Ungarns Verwaltung.

371. Sigmund, König von Ungarn.
Nach einem alten Holzschnitte.

„Der Kaiser", schreibt ein Chronist, „war all sein Tag ein bodenloser Herr; denn Geld half ihm nicht; wieviel er dessen auch erwarb, er mochte beim Gelde keine Ruhe haben und war allewege bedürftig und arm an Barschaft und stellte doch fest danach, denn er zog um und um und nahm Schenkungen und Schatzung, und wo ihm Geld nur immer werden mochte, und bewahrte doch keines." Der große Humanist Aeneas Sylvius Piccolomini (Pius II.) schildert ihn „edel von Gestalt, glänzenden Auges, von hoher Stirn, zart geröteten Wangen, langem und dichtem Barte; umfassenden Geistes, witzig im Gespräch, viel begehrend und unbeständig." Zu Eugen IV. soll er gesagt haben: „In drei Dingen bist du mir unähnlich und in ebensovielen ähnlich: Du schläfst lange, ich liebe das Frühaufstehen; du trinkst Wasser, ich liebe den Wein; du meidest die Frauen, ich laufe ihnen nach. Du verschwendest die Gnadenschätze der Kirche, ich die des Staates; du leidest an den Händen, ich an den Füßen; du richtest die Kirche, ich das Reich zu Grunde." (Nach Krones).

Albrecht von Österreich (1437—1439), der nun von der Krone Ungarns Besitz nahm, hatte sofort mit ähnlichen Widerwärtigkeiten zu kämpfen, wie sein Schwiegervater. Kaum hatte er in Böhmen eine Empörung des von ihm als Statthalter eingesetzten Grafen von Cilly niedergeschlagen, der sich selber zum König machen wollte, so mußte

Albrecht.

er mehrere Angriffe der Polen von Ungarn abwehren. Unmittelbar darauf eilte er nach Serbien, um dem Osmanensultan Murad Semendria wieder zu entreißen, aber sein Heer lief davon, ohne den Feind gesehen zu haben und er selbst starb kurz darauf, nach kaum zweijähriger Herrschaft am Fieber (s. S. 426).

Zwischenreich

Für einen etwa noch zur Welt kommenden Erben hatte der Verstorbene in äußerster Vorsorge in Ungarn drei Magnaten zu Vormündern, resp. Reichsverwesern bestimmt, darunter Johannes Corvinus Hunyadi, der bereits Woiwode von Siebenbürgen war. Dieser edelste Verteidiger Ungarns, später der ungarische Cid genannt, war von dunkler Herkunft, wahrscheinlich der Sohn eines angesehenen walachischen Bojaren,

372. Die feste Burg des Johann Hunyadi bei Hatszeg in Siebenbürgen.

Das Schloß Vanda-Hunyad gehört, wie es sich in seinen Resten zeigt, dem 14. und 15. Jahrhundert an.

den König Sigmund nach Ungarn gezogen und wegen seiner Verdienste mit Stadt und Schloß Hunyad belehnt hatte, nicht, wie die Volkssage erzählte, ein Sohn Sigmunds und der walachischen Bojarin Katharina Morsinai.

Ladislaus Postumus.

Wegen der immer drohender werdenden Türkengefahr soll die verwitwete Königin Elisabeth anfangs selbst die Reichsverweser ermächtigt haben, für Ungarn einen König nach eignem Ermessen zu wählen. Allein kaum hatte man sich auf den Rat Hunyadis (1440) für den König Wladislaw III. von Polen entschieden und diesen von seiner Wahl benachrichtigt, so gebar Elisabeth einen Sohn, welcher den Namen Ladislaus Postumus, d. h. der Nachgeborene, erhielt. Nun widerrief sie sofort ihre erste Erklärung, ließ das neugeborene Kind in Eile zu Stuhlweißenburg krönen, flüchtete aber mit ihm nach Österreich und stellte es dort unter den vormundschaftlichen Schutz des Kaisers Friedrich III. von Deutschland.

Zur größten Bestürzung der polnischen Partei hatte sie auch die heilige Stephanskrone entführt, an welcher das Volk mit gläubiger Verehrung hing und ohne die jeder Kronprätendent des königlichen Ansehens entbehrte. Dies wußte Elisabeth auch und daher hatte sie die Reichskleinodien nach geschehener Krönung zwar nach Schloß Vyssegrad, ihrem Aufbewahrungsort, abliefern, aber später die Krone durch eine deutsche Frau aus ihrem Gefolge, Namens Kotanner, deren Bericht noch vorhanden ist, heimlich aus der Burg wieder mit fortnehmen lassen. Vielleicht ist auch der Schloßhauptmann, ihr Vetter Ladislaus von Gara, dabei behilflich gewesen. Erst nach vielen Jahren und langwierigen Unterhandlungen gelang es den Ungarn, sie von Friedrich III. wieder zurückzubekommen.

Wladislaw III. von Polen.

Wladislaw III. von Polen (1440—1444), ein Sohn Jagiellos und durch seine Mutter Hedwig ein Enkel Ludwigs des Großen, hatte inzwischen Ofen erobert und sich gleichfalls in Stuhlweißenburg krönen lassen. Da jedoch auch Ladislaus Postumus zahlreiche Anhänger hatte, bemühte sich der Konzillegat Cesarini, den Frieden herzustellen, indem er einen Ehebund zwischen dem Könige und Elisabeth vorschlug, allein der frühzeitige Tod der Königin (1442) schnitt alle Unterhandlungen ab. Anderseits versprach Friedrich III. das Interesse seines Mündels zu wahren, und so wäre ein lange dauernder Bürgerkrieg unvermeidlich geworden, wenn nicht die Rücksicht auf die Türken alle anderen Interessen in den Hintergrund gedrängt hätte.

Einfall der Türken.

Sultan Murad hatte abermals einen Einfall unternommen und Belgrad eingeschlossen. Aber Hunyadi, vom Könige zum Grafen von Temesvar und Kapitan von Belgrad ernannt, schlug die Osmanen vor der Stadt vollkommen, siegte zum zweitenmal über ein in Siebenbürgen eingefallenes Heer (1441) und im folgenden Jahre zum drittenmal über den Pascha Abedin in der Nähe des Eisernen Thores. Murad trug nun selbst den Frieden an, und König Wladislaw beschwor vor den türkischen Gesandten in Szegedin einen zehnjährigen Waffenstillstand (1442). Aber der päpstliche Legat Cesarini mahnte ihn unter Androhung des göttlichen Zornes an eine früher gegebene Zusage, einer italienischen Galeerenflotte am Hellespont mit einem ungarischen Landheere zu Hilfe zu kommen, entband ihn von dem beschworenen Waffenstillstande und zwang den ratlosen jungen König zu einem neuen Eide, daß er zur Ehre Gottes, zur Verteidigung und Ausbreitung des christlichen Glaubens und zur Wohlfahrt der katholischen Kirche noch in demselben Jahre einen Kriegszug nach Romanien unternehmen werde. Die polnischen Prälaten und Magnaten rieten vergebens von dem Friedensbruche ab: unter Gewissensskrupeln und Thränen trat der König dennoch seine Heerfahrt an.

Schlacht bei Varna (10. November 1444).

Mit kaum 20000 kampflustigen Ungarn und Polen überschritt er die Donau; bei Nikopolis stießen noch 10000 walachische Reiter zu ihm, die der Woiwode Drakul stellte, und langsam bewegte sich das Heer, das durch einen Train von 2000 Wagen beschwert war, nach der Küste des Schwarzen Meeres, um auf diesem Wege den Balkan zu umgehen, bis Varna. Sultan Murad, der sich auf einem Feldzuge in Kleinasien befand, gewann inzwischen Zeit, um rachedürstend nach Europa zurückzueilen. Von Adrianopel aus gelangte er in sieben Tagemärschen über den Balkan bis Nikopolis, folgte dann dem ungarischen Heere und erschreckte schon am Abend des 9. November das ahnungslose Heer der Polen und Ungarn durch unzählige Wachtfeuer in ihrem Rücken. Der Kardinal Cesarini riet, die Schlacht bis zur Ankunft der am Hellespont jetzt unnützen Flotte zu vermeiden und ein verschanztes Lager aufzuwerfen, aber Hunyadi bestand auf unverzüglicher Entscheidung, da man sich bei dem geringen Mundvorrat nicht lange werde hinter Gräben und Wällen verbergen können. Im Anfange waren die Walachen und Ungarn so sehr im Vorteil, daß der Sieg nicht mehr zweifelhaft schien. Schon schleppten sie massenhafte Beute ins Lager, als ungestümer Kampfesmut den jungen König in das hitzigste Gefecht gegen die Janitscharen trieb, wo er heldenmütig kämpfend mit dem Träger der großen Reichsfahne, Stephan Bathory, und vielen andern Edlen zusammen im dichten Gewühl verschwand. Sobald man ihn vermißte, geriet das ganze Heer in Unordnung und wandte sich zur Flucht. Das Lager wurde von den Osmanen genommen, fast alle Ungarn und Walachen auf der Flucht gefangen oder niedergemacht. Auch der tapfere und fanatische Eiferer für den Kreuzzug, der Kardinal

Cesarini, wurde eingeholt und getötet, Hunyadi mit wenigen hundert Leuten entkam auf Kähnen über die Donau und brachte die Nachricht von der Niederlage nach Ungarn.

Ladislaus Postumus.

Da man anfänglich nicht an des Königs Ende glaubte — erst nach Wochen erlangte man die volle Gewißheit, daß er gefallen sei — erhielten sieben Reichshauptleute unter der Anführung des Palatins als Generalkapitane mit gleicher Machtbefugnis ebenso viele Teile des Reiches zur Verwaltung. Hunyadi aber, der thätigste von allen, warf die vorrückenden Osmanen an der Save zurück (1445), bändigte die nach Selbständigkeit strebenden Grafen von Cilly und setzte jetzt die allgemeine Anerkennung des fünfjährigen Ladislaus V. Postumus (1445—57) durch, den der Kaiser Friedrich III. noch immer in seinem Gewahrsam hatte, um ihn zu schützen und zu erziehen. Infolgedessen wurde nun für die Zeit seiner Unmündigkeit und Abwesenheit Hunyadi einstimmig zum Gubernator Ungarns gewählt. Dennoch haßten und verachteten viele Altadlige in ihm den Emporkömmling und verweigerten ihm den Gehorsam, andre, ganze Gespanschaften mit ihren Obergespanen, beschickten die Reichstage nicht und vernachlässigten die Heeresfolge, als gehörten sie dem ungarischen Staatsverbande nicht mehr an. So war an ein energisches Verlangen, Friedrich III. solle den königlichen Knaben mit samt seiner Krone herausgeben, nicht zu denken; man mußte sich auf die Zukunft vertrösten lassen.

Schlacht auf dem Amselfelde (1448)

Aber auch der erneute Kampf gegen die Osmanen fiel äußerst unglücklich aus, da Hunyadi ihn mit ganz unzureichenden Mitteln hatte beginnen müssen. Als er dem in seiner Hauptstadt Kroja schwer bedrohten Albanerfürsten Georg Kastriota, genannt Skanderbeg, zu Hilfe eilte, verweigerte der Despot von Serbien, Georg Brankowitsch, die Heerfolge und soll sogar dem Sultan, der eine Tochter des Fürsten in seinem Harem hatte, das Anrücken der Christen verraten haben. Auf demselben Amselfelde (Kossowopolje), wo Murad I. vor 59 Jahren im Kampfe gegen die Ungarn gefallen war, gingen die feigen Walachen zu den Osmanen über, der Woiwode von Siebenbürgen und viele andre hohe Herren fielen, um sie herum 8000 ihres Volkes (Oktober 1448), und Hunyadi selbst wurde auf der Flucht von zwei Osmanen gefangen, befreite sich aber wieder, während jene um seine Habseligkeiten stritten. In Semendria von Georg Brankowitsch zum zweitenmal festgehalten, wurde er erst wieder frei, als die ungarischen Reichsstände energisch drohten. Daß er seinen Sohn Ladislaus als Geisel zurücklassen und dem serbischen Despoten seinen ungeschmälerten Besitz verbürgen mußte, erklärte der ungarische Reichstag nach seiner glücklichen Heimkehr für erzwungen und ließ den serbischen Despoten durch ein Heer seines Landes berauben (1451).

Hunyadi und der König.

Inzwischen hatte Kaiser Friedrich endlich den jungen König herausgegeben, aber in die Hände seines unwürdigen Verwandten, des Grafen von Cilly, der einen schlimmen Einfluß auf seinen Charakter ausübte und ihm vor allen Dingen Mißtrauen und Widerwillen gegen den mächtigen Generalstatthalter einflößte. Nur durch große Vorsicht entging dieser den von königlicher Seite ausgehenden Anschlägen, sich seiner Person zu versichern oder zu entledigen, bis es auf einem nach Ofen ausgeschriebenen Reichstag des Jahres 1455 noch rechtzeitig zu einer völligen Aussöhnung kam.

Belgrad (1456).

Denn schon zog Sultan Mohammed II., der Eroberer von Konstantinopel (1453), mit einem über 100000 Mann starken Heere und einer beträchtlichen Flotte die Donau aufwärts und belagerte Belgrad. Der König selbst floh bestürzt aus Ofen nach Wien und gab dadurch Veranlassung zu einem allgemeinen Schrecken. Hunyadi allein zog an der Spitze seines kleinen Heeres mutig den Feinden entgegen. Indem er bei Szalankemen die osmanische Flotte auf der Donau vernichtete, gelang es ihm, eine Verbindung mit dem eingeschlossenen Belgrad herzustellen. Nun schlugen die Kreuzfahrer, zusammen mit den Belagerten, begeistert durch die Predigten des Franziskanermönches Capistrano, zunächst einen heftigen Sturm der Osmanen auf die Festung zurück, bei welchem sie fast den ganzen Kern der Janitscharen vernichteten, und brachten am folgenden Tage durch einen Ausfall den Osmanen eine furchtbare Niederlage bei (23. Juli 1456). — Wenige Wochen danach starb der greise Held unter den Händen des Geistlichen (11. August), der ihm den Leib des Herrn reichte, an der Lagerseuche in Zemplin; einige Monate später folgte ihm Capistrano im Tode nach (23. Oktober).

Beide Kreuzfahrer sind von der Nachwelt überschätzt worden. Johann Hunyadi lebt noch als der immer siegreiche „Siebenbürgische Johann (Sibinjanin Janku) in den serbischen Liedern fort, trotz vieler Niederlagen, und Johann von Capistrano vergaß man seine Ketzerwut, seine Wunderkunststücke, seine Eitelkeit. Sein Bericht über den Sieg bei Belgrad an den Papst nannte Hunyadi nicht, nur das eigne Verdienst. Piccolomini schreibt von ihm: „Er vermochte sein Erbteil zu verschmähen, den Genuß mit Füßen zu treten, die Begierde zu unterjochen, den Ruhm jedoch zu mißachten verstand er nicht."

Ladislaus Tod.

Mit dem Tode des großen Hunyadi hielt Zwietracht, Mord und Tod in Ungarn wieder reiche Ernte. Als der sechzehnjährige König die Regierung selbst antrat und seinen Oheim, den Grafen Ulrich von Cilly, zum Reichspalatin ernannte, ließ Ladislaus Hunyadi, der ihn um die Würde beneidete, diesen in der Burg von Belgrad ermorden. Der junge König, nun in der Hand des verhaßten Corvinus (ein unerklärter

373. Ungarische Krieger. Holzschnitt von Hans Burgkmaier.

Die Gruppe ist Burgkmaiers berühmtem „Triumphzug Kaiser Maximilians I." entnommen. Die Krieger tragen den ungarischen Koller, große Setzschilde und Streitkolben.

Beiname der Familie Hunyadi), beschwor ihm zwar vor dem Altar zu Temesvar Verzeihung, ließ ihn aber, als er sich später in Ofen sicher fühlte, hinrichten und nahm den jüngeren Bruder Matthias als Gefangenen mit sich. Allein der 23. November 1457, an dem der kaum siebzehnjährige König auf einem Besuche in Prag an der Beulenpest starb, öffnete dem sechzehnjährigen Matthias Corvinus, der trotz seiner Jugend schon durch Tapferkeit und Geschicklichkeit in allen ritterlichen Künsten die Sympathien des ungarischen Volkes erworben hatte, den Kerker zu Prag und den Weg zum Throne Ungarns, wie dem Husiten Georg Podiebrad zu dem Böhmens.

Matthias Corvinus.

Nachdem sich der junge, nach langem Streite der Magnaten erwählte König Matthias Corvinus (1458—90) mit Katharina, der Tochter des neuen böhmischen Königs, verlobt hatte, kehrte er nach Ungarn zurück, um, wie sich zeigte, die Krone erst nach sechsjährigem Kampf für immer auf sein Haupt zu setzen. Zunächst betrachtete sich Kaiser Friedrich III. als Erben des jüngst verstorbenen habsburgischen Königs und fand einen zahlreichen Anhang bei den unbotmäßigen Magnaten, weil er fern und indolent war. Allein, kaum hatte Matthias einige von diesen überwältigt, so erlangte er im Frieden zu Graz (Sommer 1462) die Anerkennung seiner Königswürde durch den

Kaiser und für 60000 Goldgulden ein Jahr später die Auslieferung der Stephanskrone, die er sich nun (1464) in Stuhlweißenburg auf das Haupt setzen ließ. Mißlich und feindlich wurde bald darauf sein Verhältnis zu Böhmen. Er hatte zwar nach dem Tode seiner schwindsüchtigen Gemahlin die unbequeme Vormundschaft des böhmischen Schwiegervaters abgestreift, trat aber nach dessen Tode (1471) mit dem Anspruch auf, die Tschechenkrone zu erben, die der Kuttenberger Reichstag inzwischen an den fünfzehnjährigen Jagellonen Wladislaw gegeben hatte, dem sie längst bestimmt war. Nach mehreren vergeblichen Versuchen, mit Waffengewalt sein Recht geltend zu machen, suchte er erst im eignen Lande seinen Anhang zu verstärken. Da er dem Adel und dem Klerus alle ihre weitgehenden Forderungen bewilligte, konnte er von nun an seinen Feinden mit überlegener Macht entgegentreten (1474).

374. König Matthias und Beatrix.
Nach der Corvina.

Äußere Erfolge des Königs.

Sein Schwert blitzte jetzt nach allen Himmelsgegenden Schrecken unter die Feinde. Die Türken im Süden und Osten mußten im weiteren Vordringen innehalten; der Feind im Norden, das mit Polen verbündete Böhmen, sah sich (1478) zur Herausgabe von Mähren, Schlesien und der Lausitz gezwungen, und im Westen wurde Kaiser Friedrich III., der den Polen gegen Matthias Beistand geleistet hatte, in seinen österreichischen Erblanden mit solchem Erfolge angegriffen, daß die Stände Österreichs dem ungarischen Könige (1485) die Huldigung leisteten und Wien in seine Hände fiel.

Auch als Regent verdient der willensstarke Hunyadi die höchste Bewunderung. Trotz der Nachgiebigkeit gegen die Forderungen des Adels wahrte er doch alle Rechte des Königtums.

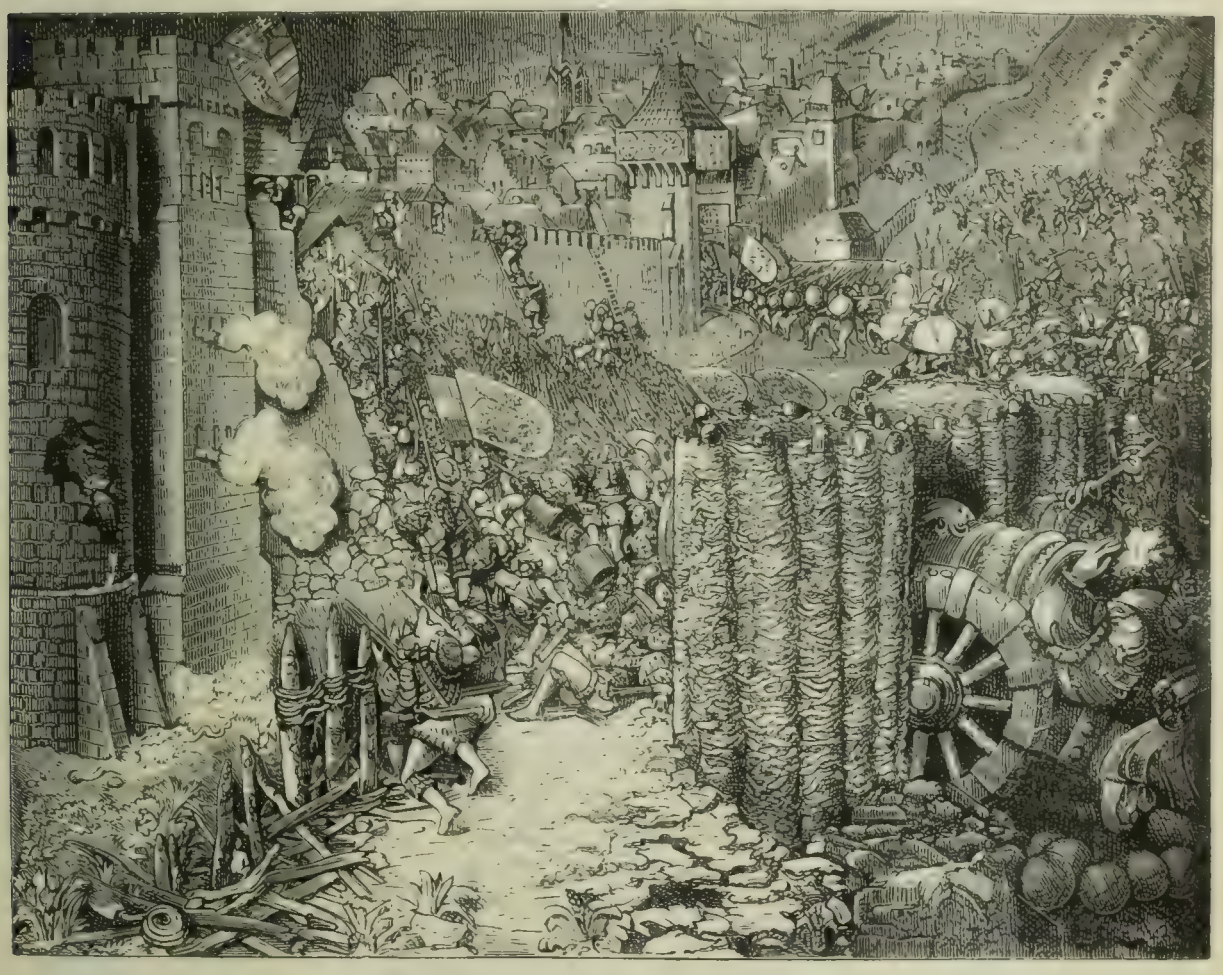
Sorge für Recht und Bildung.

Neben der Verbesserung der Rechtspflege (sechs Dekrete nahm er in das Corpus juris von Ungarn auf) widmete er sich der Sorge für die Wissenschaften, und namentlich verdankte ihm die Universität zu Ofen ihre ersten Anfänge, Preßburg sein Archigymnasium. Er hatte in Florenz stets vier Schreiber im Solde, die ihm die Handschriften der alten Klassiker

abschreiben mußten. In Griechenland sammelte er die Reste der von den Türken zerstörten Bibliotheken, leider wurde aber auch sein kostbarer Bücherschatz 20 Jahre nach seinem Tode von den Türken verbrannt. Er gründete ferner eine Sternwarte und eine Buchdruckerei in Ofen und zog eine große Anzahl fremder Gelehrten, Künstler und Handwerker ins Land. Seine größte Schöpfung aber war das ungarische Kriegswesen, in dem er nicht nur regelmäßige Übungen und eine strenge Subordination einführte, sondern vor allem das bis dahin ganz vernachlässigte Fußvolk neu organisierte, dessen Kern seine „schwarze Garde" bildete.

Seine Ländergier, seine Leidenschaftlichkeit, seine Verschwendung, seine despotische Willkür und oft unkluge Strenge waren freilich Eigenschaften, die ihm der hohe Adel nie verzieh, aber ein Bauer soll ausgerufen haben: „Matthias ist tot, dahin ist die Gerechtigkeit." Der Legat des Papstes nannte ihn „einen weisen und gelehrten König, der nie mehr spreche, als nötig ist".

Obwohl Matthias 32 Jahre geherrscht hatte, war er erst 47 Jahre alt, als er in Wien starb. Vergebens hatte er versucht, seinem natürlichen Sohne Johannes



375. Maximilian erstürmt Stuhlweißenburg.
Flachrelief vom Grabmal Maximilians in der Hofkirche zu Innsbruck.

Corvinus, Herzog von Dalmatien, Kroatien und Slawonien, die Nachfolge zu sichern. Die Stände, jedem Corvinus abgeneigt, übertrugen die Krone Wladislaw von Böhmen, der dadurch Mähren, die Lausitz und Schlesien zurückerhielt, während gleichzeitig auch Österreich seinem Stammhause wiedergewonnen wurde.

Wladislaw von Böhmen, als ungarischer König genannt Wladislaw II. (1490—1516), war der Leitung zweier Nationen nicht gewachsen. Sein Bruder, Johann Albrecht, der gleichzeitig von einer andern Partei zum Könige von Ungarn ausgerufen war, fiel von der einen und Maximilian von Österreich, der ebenfalls Anspruch auf die Stephanskrone erhob, von der andern Seite in Ungarn ein. Während jener die nördlichen Gegenden des Landes verheerte, bemächtigte sich dieser Kroatiens und der westlichen Gespanschaften und schließlich sogar der Krönungsstadt Stuhlweißenburg. Die Erstürmung dieser Stadt war eine für jene Zeit hervorragende Waffenthat. Trotz der Sümpfe, starken Mauern und tiefen Gräben, trotz der zahlreichen Verteidiger

Wladislaw von Böhmen.

gelang es Maximilians schwäbischen Landsknechten, sie nach kurzer Beschießung mit Sturm zu nehmen und sich durch furchtbare, mit Greuelszenen aller Art verbundene Plünderung für den seit Monaten ausstehenden Sold schadlos zu halten. Wegen der Verteilung der Beute entstand indessen bald ein allgemeiner Aufruhr, und ein großer Teil der Tapferen lief auseinander. Maximilian mußte sich daher auf Sicherung des Eroberten beschränken, und Wladislaw gewann Zeit, sich mit seinem Bruder und seinem eignen Heere zu vertragen. Denn auch er war durch die Unbotmäßigkeit seines Heeres lahmgelegt, welches 47 000 Dukaten rückständigen Sold verlangte, und als diese Forderung nicht befriedigt werden konnte, wie in Feindesland plünderte. Erst als durch Verpfändung von Kammergefällen und Gütern Geld beschafft worden war, konnte man vor Stuhlweißenburg rücken, dessen österreichische Besatzung nun gegen freien Abzug die Stadt wieder an die Ungarn übergab (1491). — Auf einer Zusammenkunft der vier jagellonischen Brüder zu Leutschau in der Zips wurde 1494 auch der Friede mit Johann Albrecht hergestellt, der inzwischen (1492) nach dem Tode seines Vaters Kasimir König von Polen geworden war (s. oben).

Von den Osmanen und seinem abermals in Ungarn eingefallenen Bruder bedrängt, schloß Wladislaw auch mit Maximilian einen Frieden, dessen für Ungarns künftige Geschicke wichtigste Bestimmung die Erneuerung des bereits mit Matthias abgeschlossenen Erbvertrages war. Für den Fall nämlich, daß Wladislaw ohne männliche Erben sterben sollte, wurde Ungarn mit allen Kronländern Maximilian und dessen Nachkommen zugesichert. 1502 heiratete der König indessen eine Nichte Ludwigs XII. von Frankreich, Anna, Gräfin von Foix, die ihm eine Tochter, Anna, und dann einen Sohn, Ludwig, gebar, dessen trauriges Geschick und Ende in der Türkenschlacht bei Mohacs (1526) im nächsten Bande behandelt werden wird. Als Maximilian die Feindseligkeiten wieder eröffnete und die Königin Anna von einem frühen Tode dahingerafft wurde, verfiel Wladislaw in Schwermut und schloß, um sich und seinen Kindern Ruhe zu verschaffen, mit Maximilian 1507 einen neuen Vertrag ab, in welchem die Doppelheirat seiner Kinder Anna und Ludwig mit jenes Enkelkindern, Ferdinand und Maria, sowie eine auf alle Möglichkeiten hin gesicherte Erbverbrüderung beider Königshäuser festgesetzt wurde.

Rußland.

Mongolenherrschaft.

Noch lange Zeit schmachtete das östlichste und größte Slawenreich unter der Herrschaft der mongolischen Eroberer. Die russischen Fürsten krochen vor dem Chan der Goldenen Horde von Kiptschak buchstäblich im Staube, als demütige Sklaven, denn so verlangte er es, und wüteten gegeneinander trotz ihrer nahen Verwandtschaft wie die ärgsten Feinde mit Meuchelmord, Krieg und Verleumdung bei dem mongolischen Oberherrn. Dieser ernannte, um den Geist der Zwietracht unter den Russen lebendig zu erhalten, den Großfürsten nicht mehr aus einer bestimmten, sondern bald aus dieser, bald aus jener Fürstenfamilie, ohne eine von ihnen zu dauerndem Ansehen und hervorragender Macht kommen zu lassen.

Jäher Thronwechsel.

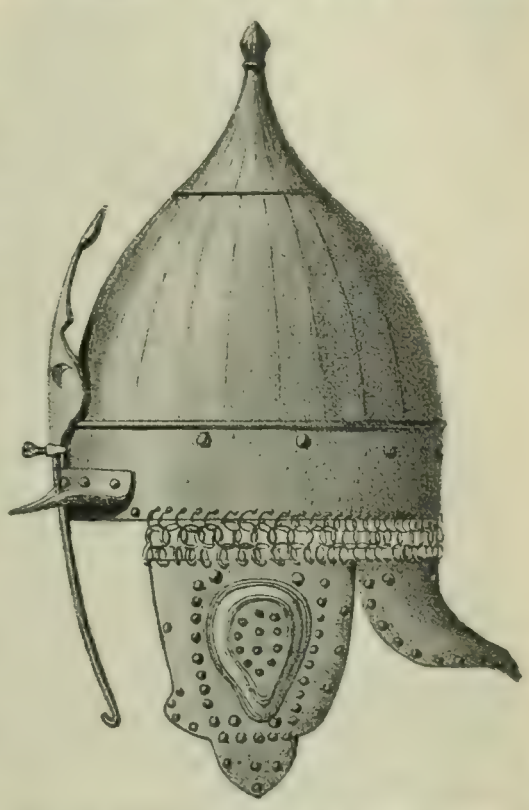
Auf den Moskowiter Alexander Newsky (s. S. 295) folgten zunächst seine Brüder, Jaroslaw von Twer (1264—71) und Wasilij (1271—76), dann seine Söhne Dimitri (1276—94) und Andrei (1294—1304), endlich sein Neffe Michael Jaroslawitsch von Twer (1304—19). Letzteren schwärzte ein andrer Enkel Alexanders, Jurij (d. i. Georg) von Moskau beim Chan Usbeg an, daß er Steuern einfordere, die er nicht abliefere, daß er im Einverständnis mit den Deutschen stehe und die Herrschaft des Chans verachte. Michael wurde nun ins Lager der Goldenen Horde befohlen, in Ketten gelegt, ihm ein Klotz an den Hals geschmiedet und er in diesem Zustande auf einer großen Treibjagd wochenlang mit herumgeschleppt. Jenseit des Kaukasus wurde er endlich umgebracht, indem man ihn mit Füßen trat und ihm das Herz ausschnitt. Georg selber wurde jetzt Großfürst (1319—25), aber von Dimitri, dem Sohne Michaels, sechs Jahre später niedergestoßen, dieser wieder auf Befehl des Chans hingerichtet (1326). Überhaupt ließ dieser einzige Chan Usbeg neun russische Fürsten umbringen. —

Dagegen verstand es Georgs Bruder, Iwan I. Kalita von Moskau (1328—40), sich durch äußerste Devotion die besondere Gunst des Chans zu erwerben und sich dadurch über alle andern russischen Fürsten soweit zu erheben, daß er auch noch das Fürstentum Wladimir, die Stadt Nowgorod und den Titel Großfürst ausdrücklich in einem Diplom bestätigt bekam. Seine Residenz Moskau, die er mit Kirchen und Palästen schmückte, durch das feste Schloß „Kreml" (d. h. auf tatarisch „Burg") schützte und durch Übersiedelung des einflußreichen Metropoliten (1328), der ursprünglich seinen Sitz in Kiew, dann in Wladimir gehabt hatte, zu hohem Glanz und Ansehen brachte, wurde bald anstatt des alten zerstörten Kiew als Hauptstadt des russischen Landes allgemein anerkannt, besonders seitdem auch die Chane darein gewilligt hatten, daß ihr Gesandter jeden neuen Großfürsten in der Kirche der Mutter Gottes zu Moskau auf den Thron setze (1432).

Moskau wird Hauptstadt.

Schon der versöhnliche Metropolit Peter, der mit edlem Eifer die Streitigkeiten unter den großfürstlichen Verwandten beilegte, starb 1328 in Moskau; sein Nachfolger, der Grieche Theognost blieb ebendaselbst und vollbrachte seinerseits durch geschickten Verkehr mit den kampffertigen Bischöfen die einheitliche Gestaltung der russischen Kirche. — Der Kreml gilt noch heute für den rechtgläubigen Russen als ein heiliger Wallfahrtsort; Tausende von Frommen pilgern jährlich aus dem weiten Reiche zu seinen Reliquien. Durch seine hohen, zinnengekrönten und von Türmen geschützten Mauern führen fünf Thore. Von den Gebäuden innerhalb des Kremls ist vor allen die von Iwan Kalita erbaute Mariä-Himmelfahrtskathedrale zu erwähnen, welche die Ehre hatte, als Krönungsstätte der Großfürsten und Grabstätte der Metropoliten zu dienen. Derselbe Großfürst erbaute ihr gegenüber auch (1333) die Kathedrale des heiligen Michael und bestimmte diese als Erbbegräbnis für sich und seine Nachfolger. Gegen Ende seiner Regierung errichtete der später heilig gesprochene Sergius von Radom 75 km von Moskau ein Kloster, das noch heute für das heiligste und reichste in Rußland gilt.

Zur Zeit Iwans betrug, wie sich aus der von den Mongolen auferlegten Kopfsteuer ergibt, welche auf 2 Rubel für 100 Köpfe bestimmt war und 2000 Rubel eintrug, die Einwohnerzahl Moskaus, wenigstens nach mongolischer Schätzung, 100000 Seelen.



376. Russischer Helm aus dem 14. Jahrhundert.
(Museum von Zarskoje Selo.)
Derselbe besteht aus Kupfer und erinnert in seiner Form an die orientalischen Helme.

Erster Sieg über die Mongolen.

Iwans kluger Nachfolger, Simeon Iwanowitsch, (1340—53) wahrte mit geschickter Hand den Frieden, starb aber schon nach 13 Jahren an der Pest. Sein jüngerer Bruder Iwan II. überlebte ihn nur um wenige Jahre (1353—59) und hinterließ einen zwölfjährigen Sohn, Dimitri Iwanowitsch, der sich später den Namen „Donskoi", d. h. Sieger am Don, erwarb (1362—89). Mit der Zeit hatten sich die mongolischen Ketten etwas gelockert, und das anfangs so drückende Joch sich in eine bloße Lehns- und Tributpflichtigkeit verwandelt, die es zuließ, daß die russischen Großfürsten selbständig gegen äußere Feinde Eroberungskriege führten. Auch dieses Abhängigkeitsverhältnis versuchte der thatkräftige Dimitri, als er herangewachsen war, abzuschütteln und errang sogar einen glänzenden Sieg über die Mongolen auf dem Felde von Kulikow am Don (im Gouvernement Tula) 1380. Jedoch schon 1382 wurde er von Timurs Feldherrn durch die Drohung, sonst Moskau anzustecken, wieder zur Anerkennung der mongolischen Oberhoheit genötigt. Erfolgreicher und von großem Vorteile für Rußland war sein Bemühen, durch ein bestimmtes Thronfolgegesetz alle Streitigkeiten zu beseitigen oder doch wenigstens einzuschränken.

Nach seinem Tode folgte ihm sein ältester Sohn Wasilij I. Dimitrijewitsch (1389—1425), unter dem Rußland noch einmal durch die Mongolen eine schwere Zeit

Timur.

der Prüfung und Not zu bestehen hatte, da sich ihre Macht unter dem furchtbaren Großchan Timur für einige Zeit wieder auf den Gipfel irdischer Allgewalt erhoben hatte.

Wasilijs Reformen.

Wasilij war ein Neuerer und Verbesserer in vielen Dingen. Das Ledergeld ließ er durch Metallgeld ersetzen, die Städte mit Ringmauern und Gräben versehen, einen Teil seines Heeres im Gebrauche des Schießpulvers üben und bestand auf der Annahme fester und fortgeführter Familiennamen. Der Angabe, daß er schon die Zählung nach der Erschaffung der Welt und den Jahresanfang mit dem Monat März abgeschafft und den julianischen Kalender eingeführt habe, ist vielfach widersprochen worden. Die alte Jahreszählung blieb noch bis 1699, aber mit dem Jahresanfang am 1. September, wie es schon auf einer Kirchenversammlung im Jahre 1347 durch den Metropoliten Theognost bestimmt war.

Schwächung der Goldenen Horde.

Übrigens wurde Timurs Auftreten für Rußlands spätere Entwickelung doch ein Gewinn. Indem jener durch mehrjährige Kriege Land und Städte des Chans von Kiptschak verwüstete und auch einen großen Teil der mongolischen Unterthanen desselben hinschlachten oder in die Sklaverei schleppen ließ, brach er die Macht des unmittelbaren Gewaltherrn Rußlands in solchem Grade, daß sich die Goldene Horde auch nach Timurs Tode und nach der Zerbröckelung seiner Herrschaft nie wieder ganz erholen konnte.

377. Iwan III.

Nach der „Cosmographie universelle“ von Andreas Thevet.

Macht des Großfürsten Iwan III.

Dagegen hatte das Großfürstentum Moskau unter Wasilijs Regierung schließlich eine Festigkeit erlangt, daß selbst nachteilige Kriege gegen den wilden Großfürsten Witowd von Litauen sowie die Regierung seines schwachen Sohnes und Nachfolgers Wasilij II. (1425–62) die Einheit des russischen Reiches nicht zu zerstören vermochten. Die russische Nation begann zu jener Zeit wieder aufzuatmen und von neuem den Gedanken an ihre Befreiung zu fassen. Die Verwirklichung desselben aber blieb dem Großfürsten Johann oder Iwan III. (1462–1505) dem Großen, einem stolzen und hochstrebenden Manne vorbehalten. Nachdem er zunächst seine Anerkennung von seiten der übrigen russischen Fürsten auf friedlichem Wege durch Übereinkunft bewirkt und in der Stille ein großes, tüchtiges Heer gesammelt hatte, versuchte er dessen Kraft in einem Zuge gegen den vom Hauptchanat Kiptschak abgefallenen Chan von Kasan, den er (1469) besiegte und zinsbar machte.

Eroberung von Nowgorod (1478).

Darauf wandte er sich gegen die reiche und mächtige Handelsstadt Nowgorod (1471), welche darauf ausging, im Bunde mit auswärtigen Mächten vom russischen Reichsverbande sich gänzlich loszutrennen und die Oberhoheit des Großfürsten abzuwerfen.

Sie hatte seit alter Zeit einen hohen Grad von Selbständigkeit bewahrt und den Großfürsten nur ein beschränktes Hoheitsrecht eingeräumt. Ihren Fürsten, der übrigens die Regierung der Stadt und ihres Gebietes mit dem „Possadnik" („Bürgermeister"), den „Tausendmännern" (einem Bürgerausschuß) und der Volksversammlung teilen mußte, wählte sie selber und jagte ihn nach Belieben fort. Streit zwischen den verschiedenen Regierungsorganen, Pöbelherrschaft und Anarchie waren an der Tagesordnung. Auch mit den Großfürsten selber hatten die Nowgoroder häufig ernste Differenzen gehabt, dabei aber im 13. Jahrhundert schließlich den kürzeren gezogen und einen Teil ihrer Gerechtsame und ihres Gebietes abtreten müssen. Im Vertrauen auf ihre Zahl — die Stadt hatte zu jener Zeit gegen 400000 Einwohner — und auf ihren bedeutenden Reichtum, den sie durch der großartigen Ostsee- und sibirischen Handel erworben hatten, gaben die Nowgoroder jedoch ihre Sonderbestrebungen nicht auf.

Nach dem Regierungsantritt des jungen Iwan hatte sich Nowgorod sofort aller ihm früher entzogenen Gebiete, Gefälle, Abgaben und Gerechtsame wieder bemächtigt und dem Könige von Polen, Kasimir IV., die Schutzherrschaft übertragen. In Erwiderung dessen erhob nun Iwan Anspruch auf den unumschränkten Besitz Nowgorods als seines angestammten Erbes und schlug das Heer der reichen Hansestadt so vollkommen, daß sie auf eigne Gesetzgebung und Verwaltung verzichten mußte und dem übrigen Reiche vollständig einverleibt wurde (1471). Als die Stadt später doch wagte, ihm den Titel eines „Herrschers" zu versagen, zwang er sie durch Hunger zur Ergebung, ließ über fünfzig der reichsten und einflußreichsten Kaufmannsfamilien nach Wladimir versetzen, viele seßhafte Bürger hängen oder ersäufen und über 8000 in verschiedene Gegenden als Bauern verteilen, in ihre zurückgelassenen Häuser und Güter aber seine Leibeigenen einsetzen. Damit war dem Handel und Wohlstand Nowgorods der Todesstoß versetzt. Die einstige Schiedsrichterin des russischen Nordens, die Seele des russischen Handels von Konstantinopel bis zum Eismeer, von Sibirien bis London, sank zu einer gewöhnlichen Landstadt herab. Mit ihrem Sturze verschwand die letzte widerspenstige Macht, die dem Großfürsten innerhalb der russischen Grenzen bei seinen Zentralisationsplänen hätte gefährlich werden können (1478).

Befreiung von der Mongolenherrschaft (1480).

Iwan nahm nun den Titel „Selbstherrscher von ganz Rußland" an, machte, wahrscheinlich auf Betrieb seiner griechischen Gemahlin Sophie, das byzantinische Wappen, den zweiköpfigen Adler mit dem alten Moskauer Wappen, dem Bilde des heiligen Georg, vereinigt, zum russischen Reichswappen und wagte schließlich, das zweihundert und fünfzig Jahre auf Rußland lastende schmachvolle Abhängigkeitsverhältnis von der immer noch gefürchteten Mongolenmacht gänzlich zu lösen. Von dem alten Chanat der sogenannten Goldenen Horde von Kiptschak hatten sich zum Vorteil der Russen schon die Chanate von Kasan und von der Krim losgerissen. Kasan war Iwan (s. oben) tributpflichtig geworden, und in der Krim stritten verschiedene Bewerber so lange um die Herrschaft, bis Achmat, der Chan der Goldenen Horde, die Halbinsel zurückeroberte. Als er aber durch eine Gesandtschaft den seit einer Reihe von Jahren ausgebliebenen Tribut Rußlands verlangte und Iwan auffordern ließ, selbst zu ihm zu kommen und ihn als seinen Zaren zu begrüßen, ermutigte die Großfürstin Sophie, eine Nichte des griechischen Kaisers, ihren unentschlossenen Gemahl, das Bild des Großchans mit Füßen zu treten und den Gesandten, der es ihm überbrachte, töten zu lassen. Nun brach allerdings ein ungeheures Tatarenheer von der Wolga her in Rußland ein und verbreitete überall Furcht und Entsetzen, aber die Russen zogen ihm mutig entgegen. Wohl mußten sie nach dreitägigem Ringen doch endlich den Rückzug antreten, der bald in vollständige Flucht ausartete, allein wunderbarerweise gingen auch die Tataren zurück, da Kosaken und sibirische Horden in ihr Gebiet eingefallen waren und ihre Hauptstadt Sarai (a. d. Wolga) zerstört hatten, die zweihundert und fünfzig Jahre lang die gefürchtete Gebieterin der russischen Länder gewesen war. Achmat selbst wurde in seinem Lager überfallen und getötet, der ganze Stamm der Goldenen Horde aber zerstreut und Rußland ohne sein Zuthun von dieser Knechtschaft für immer befreit (1480).

Siege im Osten und Westen.

Nachdem die schwere Wolke der Tatarenmacht am politischen Horizonte Rußlands zerstoben war, konnte Iwan daran denken, seine Macht im Innern des Reiches den Teilfürsten gegenüber fester zu begründen. Das mitten im Herzen des Reiches gelegene Fürstentum Twer hatte fortwährend eine lauernde Haltung gezeigt, mit den 40000 Kriegern, die es aufbringen konnte, sich nie an den Befreiungskämpfen beteiligt, vielmehr soviel es konnte, die inneren Zwiste und Parteiungen geschürt und die Kraft des russischen Volkes stets gelähmt, wenn sie nach außen wirken wollte. Jetzt trug Iwan, der nur auf die günstige Gelegenheit gewartet hatte, keinen Augenblick Bedenken, es

zu beseitigen. Er beschuldigte den Fürsten des Landesverrates und nahm ihm mit Waffengewalt seine Herrschaft weg (1485). Sofort gaben auch die übrigen Fürsten ihre Selbständigkeit und ihre Hoheitsrechte auf und fügten sich in die bescheidene Stellung großfürstlicher Statthalter. Sogar seinen eignen Bruder Andrei ließ Iwan ohne Rechtsgründe ins Gefängnis werfen und darin sterben, um des mächtigen widerspenstigen Vasallen ledig zu werden (1491). Des Bruders Tod rächten aber bald marternde Gewissensbisse, bis er vor einer Versammlung der hohen Geistlichkeit (1498) öffentlich und laut seine demütige Reue bekannte und sich zur Beruhigung seines Gewissens die Absolution der Kirche erwarb. — Nachdem seine Heere auch das an kostbaren Pelztieren reiche Land Perm im Ural, wo deutsche Bergleute bald große Silber- und Kupferminen entdeckten, endlich sogar Westsibirien erobert hatten, hinterließ Iwan bei seinem Tode (1505) das Reich viermal so groß, als er es von seinem Vater geerbt hatte.

Verwaltung.

378. Russische Kriegskleidung zu Ende des 15. Jahrhunderts.

(Museum von Zarskoje Selo.)

Neben dieser Vergrößerung nach außen, sorgte Iwan zugleich für Regelung der Verwaltung, Verbesserung der Gesetze, Ordnung und Hebung der Finanzen und erhielt schon von den Zeitgenossen den Beinamen des Großen. Da sein eignes Leben aufging in der Sorge für sein Reich und in der Ausführung immer neuer und großartiger Pläne, denen er mit staunenswerter Geduld und Energie nachging, verlangte er auch von seinen Unterthanen und Beamten den pünktlichsten Gehorsam und den schnellsten Vollzug seines Willens. Jedem Widerspruch begegnete er mit rücksichtsloser Tyrannei. Vor seinem Worte zitterte der Hof wie das ganze Land. Selten wagte ein Bittsteller seinem Throne zu nahen, selten einer der übermütigen Bojaren aus seiner Umgebung bei Tafel ein Wort zu flüstern oder seinen Platz zu verlassen, wenn etwa der Herrscher überladen von Speise und Trank in Schlaf versunken war. Stumm saßen dann alle Gäste, bis er erwachte und das Zeichen zum Aufbruch gab. — Einen mildernden, bildenden und hoffnungsreichen Einfluß auf den echt russischen Charakter des großen Monarchen übte allerdings seine schöne Gemahlin Sophia, eine Nichte des letzten griechischen Kaisers. Gelang es ihr auch nicht, wie man gehofft hatte, das Interesse des mächtigen Herrschers für die Vertreibung der Türken zu gewinnen, die Rußland später jahrhundertelang beschäftigt hat, so half doch diese Ehe mit einer vornehm erzogenen Byzantinerin zur Milderung der Sitten, Einführung von Hofämtern und Hofzeremonien, und lockte vor allem vertriebene Griechen und spekulierende Italiener in das Land, die für gewerbliche und künstlerische Arbeiten reichen Gewinn ernteten. Zum erstenmal erfuhren jetzt auch die Fürsten im westlichen und südlichen Europa, daß es über Polen und Ungarn hinaus im Osten ein großes christliches Reich mit dem Namen Rußland gebe.

In die Masse des Volks drang noch wenig von der neuen Bildung ein. Wie die altrussische Tracht, der große Bart, das reiche Pelzwerk, die perlenbesetzten Stiefel, die eckige Mütze, so verriet auch die Knute noch den tatarischen Einfluß. Das russische Volk stand der abendländischen Kultur noch lange fremd gegenüber und blieb im alten Stumpfsinn befangen. Sittliche Erniedrigung, Hinterlist, Gewaltthätigkeit, Gefühllosigkeit gegen Beleidigung und Schande, die unausbleiblichen Charakterfehler aller Unterdrückten, blieben stehende russische Eigenschaften und zeigten sich beim Bojaren so gut wie beim Leibeigenen. Die fürstliche Gewalt war despotisch geworden wie die mongolische. Der Adel, in welchen auch hunderte von tatarischen Familien Aufnahme fanden, war in den Besitz fast alles angebauten Landes gekommen; die Bauern, Freie wie Zinsleute, wurden allmählich an Grund und Boden gefesselt und zu immer härteren Frondiensten gezwungen. Sogar die Bewohner der Städte verloren ihre früheren Rechte und wurden als Eigentum der Großfürsten angesehen. So schlich sich mit der Zeit ein Zustand von Gebundenheit und Sklaverei ein, der, als er schließlich gesetzlich sanktioniert wurde, die große Masse des russischen Volkes ihrer menschlichen Würde beraubte.

Die vor allen dazu berufen gewesen wären, die Kirchen und die Klöster, thaten nichts, das Unglück zu mildern. Gehorsam vor dem höheren Willen des Großfürsten sich beugend, benutzten sie das unbegrenzte Ansehen, das sie im Volke genossen, keineswegs dazu, dieses durch Bildung zu heben, sondern es wie Großfürst und Adel in politischer und sozialer, so auch in geistiger Knechtschaft und in gedankenloser abergläubischer Unterwürfigkeit niederzuhalten.

Das Bildungsleben bei den Slawen und Magyaren.

Deutsche und italienische Bildung.

Den drei östlichen Staaten, deren Geschichte dieses Zeitraums dargestellt ist, ging die Morgensonne der Bildung im Westen auf. Zunächst verdankten sie alle die frühesten Spuren von einem Erwachen des Geistes den deutschen Ansiedlern, die in den Thälern der Oder, der Weichsel, der Düna und Wolga ebenso angesehen waren wie in den Schluchten der hohen Tatra oder der transsylvanischen Alpen und die Donau abwärts bis nach der Walachei und Bulgarien. Allein dadurch ist Ungarn um eine Stufe höher gehoben, daß ihm in der Begleitung der angiovinischen Könige aus dem Hause Neapel eine zweite, die italienische Bildung, aufgeprägt und aufgedrängt wurde, die an Leichtigkeit und Formenschönheit, wenn auch nicht an Tiefe und und Solidität die deutsche immer übertroffen hat.

Geschichtschreibung.

So findet sich denn von einer nationalen Geschichtschreibung fast nirgends eine Spur. Der einzige Dlugoß (gest. 1480 als Bischof von Lemberg) verfaßte mit allem notwendigen Rüstzeug doch auch nur, wie ein neuerer Geschichtschreiber sagt, einen „Staatsroman vom Standpunkte eines Klerikers aus". Nun gar Rußland, das erst gegen Ende dieses Zeitraums durch Losreißung von den mongolischen Fesseln aus jahrhundertelangem Stumpfsinn zu erwachen anfing, bekam nicht früher als im Beginn des 15. Jahrhunderts, nämlich seit der Übersiedelung des Metropoliten nach Moskau, den dort herrschenden Dialekt zur Schriftsprache. Wenn man früher den Russen die stolze Freude ließ, in den Liedern von Ilja, dem Bauerknaben, der erst im 30. Jahre zum Bewußtsein seiner Kraft kommt und von da an Wunder thut, oder von „Igors Zug gegen die Polowzer" eine Art nationales Epos zu besitzen, so hat die neuere Forschung ebenso von diesen, wie von den hochpoetischen Bruchstücken tschechischer Epen aus der Königinhofer Handschrift nachgewiesen, daß sie zweifellos unecht seien. Dennoch bleibt den Russen wie den Tschechen, den Polen und Slowenen wie den Kroaten unangefochten eine überreiche Fülle von

Volkspoesie.

lyrischen Volksliedern, in denen vielfach epische Elemente enthalten sind. In ihren formen- und klangschönen Sprachen bilden sie mit ihrem wehmütigen Klang, meistens mit molltönigen Melodien verbunden, den süßen Schatz und Trost des geknechteten Bauernstandes bis auf den heutigen Tag.

Epische Poesie.

Einen wahrhaft epischen Poesiegehalt haben zweifellos die Serben aufzuweisen. In den reimlosen trochäischen Rhapsodien, die frühzeitig von blinden Bettlern herumgetragen und gesungen wurden, zeigt sich die Phantasie der Serben erfreut durch Schilderungen gespenstischer Wesen, vampirartiger Upioren und Sylphiden, doch auch durch die Erinnerung an kühne Thaten und tragische Leiden ihrer Nationalhelden und ihrer Räuber. Vor allen anderen preisen sie — wie die Spanier ihren Cid — den Zar Lasar, der in der blutigen Schlacht auf dem Amselfelde bei Kossova (1389) Sieg, Krone und Leben verlor.

Litauische Lyrik.

Auf dem Gebiete der Lyrik zeichnen sich innerhalb der Grenzen Polens die Litauer durch außerordentlichen Reichtum und Eigenart ihrer Lieder aus. Die lettische oder litauische Sprache, jetzt fast vergessen und verstorben, stand kaum der griechischen an Schönheit nach. In der übergroßen Zahl der Dainos und Raudas, welche vielfach in wehmütigem Tone die verlorene Freiheit und das zerronnene Glück darstellen, finden sich auch viele, die durch kecken Humor, Witz und Rätselspiel oder durch Märchenton wahrhaft entzücken.

Humanismus in Ungarn.

Während in dem gesamten Staatsleben Ungarns ein barbarisches Latein als lebende Sprache gebraucht wurde und am Hofe der aus Neapel stammenden Fürsten gelehrte Italiener, wie Bonfinio und Ranzano nach dem Muster des Livius Geschichte schrieben, oder der Humanist Galeotto Marzio in lateinischer Sprache interessante Anekdoten sammelte, und in Gran eine ganze Gelehrtenschule von Italienern geleitet wurde, blieb dem Magyarenvolke in den Pußten und Heiden, beim lärmenden Festmahle und in der Stille des Hauses das Volkslied mit seinem wunderbaren Wohlklange und erinnerte an die ruhmreichen Kämpfe gegen Türken und Österreicher, wie an Leid und Lust der Liebe, oft begleitet von der Strohfiedel der Zigeuner. Es war eine Ausnahme, wenn etwa ein König wie der lebensfrohe und gastfreie Ludwig der Große von Ungarn und Polen Interesse zeigte für die gereimte ungarische Chronik eines deutschen Dichters, Heinrich von Mügeln, oder sich von dem deutschen Spruchdichter Suchenwirt lange Stücke aus seinen Versen auf berühmte Männer vorsprechen ließ. Keine Ausnahme war es, wenn die deutschen Bürgersöhne aus der Zips oder aus Siebenbürgen die große Mehrheit der „ungarischen Nation" an der Universität Wien oder Krakau bildeten. Denn in diesen Heimstätten deutscher Bildung, in Leutschau, Kaschau, Käsmark, Donnersmark, Neusohl wie in Hermannstadt, Kronstadt, Schäsburg u. a. m. sparte man kein Geld für kluge Lehrkräfte und weit führende Stadtschulen.

Die bildenden Künste.

Die Baukunst hat während dieses Zeitraums ihren Weg nach Polen zunächst durch Schlesien genommen. Die alte Dominikanerkirche zu Krakau zeigt eine überraschende Ähnlichkeit mit den frühgotischen Bestandteilen der Dominikanerkirche in Breslau, und in ähnlicher Art geben die graziöse Schloßkapelle zu Ratibor, die Franziskanerkirche zu Troppau und zum Teil die Kreuzkirche in Breslau Zeugnis von der Anmut des Übergangsstils. Auch der ausgebildete gotische Stil zeigte sich am frühesten in Breslau (St. Vincenz und St. Bernhardin), in Brieg (Nicolaikirche), in Liegnitz (Peters- und Marienkirche), in Schweidnitz, in Neiße und fand einen Widerhall in drei Kirchen Krakaus, in dem Dom, der Frauenkirche und der Dominikanerkirche. Ebenso finden sich die ersten weltlichen Bauten von gotischer Art an diesen Stellen: das Rathaus zu Breslau und das festungsartige Floriansthor in Krakau. — Warschau wird in diesem Zeitraum kaum genannt. — Einen vollkommen andern Charakter trägt seinem griechischen Ursprunge

gemäß alles, was in Rußland als Zeichen eines erwachenden Kunstgefühls gelten kann. Spät und dürftig ringen sich die ersten Spuren davon gleichzeitig mit der leise erwachenden Freiheitshoffnung durch die schwere Eisdecke der mongolischen Knechtschaft hindurch. Es ist oben erzählt worden, daß Iwan I. die noch heute bewunderte heilige Burg, den Kreml in Moskau, in byzantinischem Stil ausbauen und zugleich mehrere große Kathedralen und Klöster errichten ließ. Doch gewann der von Hause aus durch seine edle Einfachheit bekannte Kuppelstil bei der Übersetzung in das Slawische jenen seitdem Rußland eigentümlichen Charakter, nach dem die Kuppel zur Zwiebel wird und die Dächer durch Silber- und Goldblech mit trügerischem Glanze geschmückt werden. —

Selbst die Malerei zog im Gefolge der Priester von Konstantinopel aus in das Land. Zur Zeit des oftgenannten Metropoliten Theognost wurden nicht weniger als 8 Kirchen in Moskau mit Bildern geschmückt, deren Farben sich wunderbar von dem leuchtenden Goldgrunde abhoben, während alle ihre Linien noch von schematischer Starrheit zeugten.

In hellerem Glanze erscheint auch die Baukunst in Ungarn, wo nicht nur die deutschen Kathedralen, wie der Dom zu Kirchdrauf (Zips), die Elisabethkirche zu Kaschau, die Pfarrkirchen von Hermannstadt, Kronstadt und Klausenburg, sondern auch die in Fünfkirchen und selbst die Palastbauten in Temesvar und Vyssegrad davon Zeugnis ablegen. Selbst in den Festungsbauten, die man mit allen Städten von Preßburg bis nach Agram hin zu verbinden pflegte, zeigt sich die Neigung, etwas von der Formen- und Linienwelt des gotischen Baustiles anzubringen.

Kunsthandwerk.

Ganz unabhängig von dem äußeren durch unablässigen Kriegssturm erschütterten Zustande des Magyarenreiches findet sich in den reichen Städten, vor allem den deutschen, die durch Loh- und Weißgerberei, Kürschnerei und Messerschmiedhandwerk mehr und mehr emporgekommen sind, die Neigung zum Kunsthandwerk. Frühzeitig rühmte man die Goldschmiede von Fünfkirchen, Schemnitz und Neusohl, und ein Deutsch-Ungar war Albrecht Dürers Vater, der 1455 die Kunst der Siegel- und Petschaftsstecherei aus Ungarn nach Nürnberg übertrug. Zu derselben Zeit malte Meister Wohlgemut die Legende der heiligen Elisabeth für die nach ihr benannte Kirche in Kaschau, und in vielen Kirchen der Zips finden sich Schnitzwerke des deutschen Krakauers Veit Stooß (geb. 1447), der später ebenfalls nach Nürnberg übersiedelte.

Zehnter Abschnitt.

Die Byzantiner, Osmanen und Mongolen.

Das Byzantinische Reich.

Siechtum des Byzantinischen Reiches.

Das Byzantinische Reich erscheint als die Ruine des großen Römischen Weltreiches, welches in einem fast zweitausendjährigen Dasein die verschiedenartigsten Gestaltungen des Staatslebens erst ausgebildet, dann zerstört hat und endlich als die vollendetste Despotie zu Grunde geht. Das Schicksal wollte, daß sein Untergang mit dem Ende des Mittelalters zusammenfiel, also mit dem Zeitpunkt, in welchem sich die Völker des europäischen Westens durch mannigfache Gärungen und Gefahren zu einer neuen glänzenden Kulturstufe siegreich hindurchzuringen begannen. Schon lange Zeit hindurch trug das Byzantinische Reich den Keim des Unterganges in sich. Dem Usurpator Michael Paläologus, der einen neunjährigen Kaiser von Nicäa gestürzt hatte, war es zwar gelungen, Konstantinopel wiederzuerobern und von der fremden Gewaltherrschaft der lateinischen Kreuzfahrer zu befreien, aber der wiederhergestellte Thron der Byzantiner entbehrte nicht nur des alten Glanzes, sondern auch jeder festen Grundlage. Ein großer Teil des Reiches verblieb im Besitze fremder Völker und Dynasten und stand nur dem Namen nach unter dem Zepter des Kaisers, und der Familie der Paläologen, wie dem ganzen griechischen Volke, fehlte Alles, was zu einem neuen Aufschwunge hätte führen können. Ihr Charakter war verdorben und an die Stelle staatsmännischer Bildung eitle Selbstgefälligkeit und listige Verschlagenheit getreten. Unthätig zehrten die Griechen der letzten beiden Jahrhunderte nur von dem Ruhme der Vergangenheit und waren beflissen, an den alten Formen und Überlieferungen festzuhalten. Stolz auf den Namen der „Romäer", den sie mit Vorliebe führten, vergaßen sie, daß ihr Reich stets der Gefahr ausgesetzt war, erdrückt oder in eine Anzahl kleiner und von Fremden abhängiger Herrschaften zersplittert zu werden, oder waren in dem Wahne befangen, die äußeren Feinde allein durch kluges diplomatisches Ränkespiel abwehren zu können. Es bedurfte für die altersdürre Staatsleiche nur eines äußeren Anstoßes und sie fiel in Staub zusammen.

Michael Paläologus.

Schon die Geschichte der Kreuzzüge hat gezeigt, wie alle Kaiser aus dem Hause Angelos nur durch überlegene Tücke und durch Zweizüngigkeit sich noch auf dem Throne erhielten, bis die Venezianer mit leichter Mühe ihn umstürzten. Auch

Michael VIII. Paläologus (1261—82) saß nicht durch eigne Kraft, sondern nur durch die Eifersucht der Genuesen wieder in der alten Haupt- und Residenzstadt Konstantinopel, die während des lateinischen Regiments tief herabgesunken war. Die Zahl ihrer Einwohner war zusammengeschmolzen, ihre Kirchen und Paläste ausgeplündert und verfallen, ihr Welthandel, die Grundlage ihres einstigen Reichtums, zum großen Teil ein Privilegium fremder Seemächte geworden, deren politischer und militärischer Beistand den Kaisern doch einmal unentbehrlich war.

Michael war am wenigsten der Mann dazu, einem solchen Staatswesen wieder aufzuhelfen. Er erpreßte drückende Steuern, um in Spanien sowohl wie unter den barbarischen Stämmen des Ostens, den Awaren, Türken u. a. fremde Söldner anzuwerben, die den Griechen selber gefährlicher wurden als deren Feinden. Wo es irgend anging, zog er der offenen Entscheidung durch Waffengewalt die krummen Wege der Unterhandlungen, Versprechungen und Verträge vor, auf denen er in seiner Gewissenlosigkeit ein unübertrefflicher Meister war.

Die Union mit der Lateinischen Kirche.

Als der Papst den Anspruch erhob, über den neuen Kaiserthron von Konstantinopel als oberster Lehnsherr zu verfügen, und gegen den Usurpator ernstlich einen Kreuzzug predigen ließ, an dem sich der gefürchtete Eroberer Neapels, Karl von Anjou, zu beteiligen versprach, warf Michael sich den Genuesen in die Arme, räumte ihnen die Hafenstadt Galata und eine Reihe wichtiger Rechte ein, durch welche der Handel der Griechen auf dem Schwarzen Meere fast gänzlich vernichtet wurde. Dennoch entschloß er sich unmittelbar nachher, lieber den bedrohlichen Rüstungen des Papstes durch freiwillige Unterwerfung zuvorzukommen und knüpfte Unterhandlungen wegen einer Union der griechischen und lateinischen Kirche an. Den Patriarchen Arsenios, der kühn genug gewesen war, ihn als einen Thronräuber in den Bann zu thun, ließ er auf einer durch Bestechung und Drohungen unterwürfig gemachten Synode absetzen (s. S. 117) und schickte eine Deputation von hohen Geistlichen und Adligen auf das Konzil zu Lyon (1274), um sich im Namen der ganzen griechischen Kirche zum römischen Glauben zu bekennen und eidlich die allgemeine Einführung des römisch-katholischen Ritus und Gehorsam gegen die Befehle des Papstes zu geloben. Damit war wohl die von Westen drohende Gefahr beseitigt, aber die Macht des Kaiserthrones keineswegs erhöht worden. Michael hatte doch überhaupt nur einen verschwindend kleinen Teil jener Ländereien gewonnen, denen einst von Byzanz aus Gesetze gegeben wurden. Abgesehen von den entfernteren, schon längst durch fremde Nationen überschwemmten und eroberten Gebieten an der Donau und am Nil, in Syrien, Armenien und Kleinasien, fügten sich Michaels Herrschaft nicht einmal alle diejenigen Provinzen, in denen noch griechisch gesprochen wurde. In Epirus und Thessalien herrschten unabhängige und feindselige Despoten aus dem wieder emporgekommenen Hause Angelos. Auf der griechischen Halbinsel und im Archipel saßen noch fränkische Vasallenfürsten, die einst vom lateinischen Kaisertum aus belehnt waren, ein Herzog von Athen und von Naxos, ein Fürst von Achaja und von Negroponte (Euböa) (s. S. 117). Die Südküste des Schwarzen Meeres aber gehörte noch immer den Kaisern von Trapezunt, aus dem Hause der Komnenen, und im Innern Kleinasiens drangen die Türken immer weiter vor, die der Kaiser trotz ihrer Zersplitterung in zahlreiche Stammesherrschaften nicht aufzuhalten vermochte.

Andronikus II.

Unter Michaels Sohne und Nachfolger, Andronikus II., dem Älteren (1282 bis 1328) nahmen die Mißstände im Innern und die von außen drohenden Gefahren noch zu. Seine erste Regierungshandlung war, das Werk seines Vaters, die Union mit dem Papste, wieder zu vernichten, um sich neben der Gunst des Himmels auch die des griechischen Klerus und Volkes zu erwerben. Der Unionspatriarch wurde samt allen seinen Anhängern aus der Kirche gestoßen und die Leiche des inzwischen verstorbenen Arsenios mit großem Pomp nach Konstantinopel gebracht (1312). Seitdem verwendete der Kaiser fast alle Einkünfte des Staats nur für die prunkvolle Hofhal-

tung und die unersättliche Kirche. Ganze Länderstrecken in Kleinasien verödeten mehr und mehr durch die ununterbrochenen Räubereien der Türken, und fremde Nomadenhorden nahmen ungestraft das von den schutzlosen Griechen verlassene Gebiet als willkommenes Weideland in Besitz, weil der Kaiser nicht den Sold für die nötigen Grenzwächter zu haben meinte. Die schlimmste und zudringlichste von allen diesen Türkenhorden war schon am Ende des 13. Jahrhunderts die der Osmanen. Diese plünderten und verwüsteten das Land weit und breit, so daß sich niemand mehr aus den Thoren von Nicäa herauswagte.

Die große Kompanie.

In dieser Not nahm Andronikus die Hilfe katalonischer Söldner an, die ihm der König von Sizilien anbot, und deren Auftreten — man nannte sie die katalonische große Kompanie — verhängnisvoll für das Byzantinische Reich wurde. Der Bericht eines Augenzeugen und hervorragenden Teilnehmers, des spanischen Ritters und Geschichtschreibers Muntaner gibt zugleich von den damals am Mittelmeere herrschenden Zuständen ein charakteristisches und anschauliches Bild.

Andronikus hatte bei der ihm eignen Sorglosigkeit weder für Quartiere, noch Vorräte, noch Sold Sorge getragen, und so mußten die auf 36 Schiffen vor Konstantinopel angekommenen 6000 Söldner bei den Bürgern mit voller Verpflegung einquartiert werden. Ihr Anführer, ein Abenteurer äußerst zweifelhafter Vergangenheit, Namens Roger, wurde sogar in die kaiserliche Familie als Großherzog aufgenommen, mit der Enkelin des Kaisers vermählt und mit dem Kommando über Heer und Flotte in Kleinasien betraut. Nun dachte er bald nur darauf, sich selber ein Reich zu erobern, belegte die Städte mit seinen Leuten und mit ungeheuren Kontributionen und wurde den Griechen bald lästiger als die Türken. Da der Kaiser keinen Sold zahlen konnte, halfen sich die Katalonier selber, plünderten das Land, errichteten um Gallipoli ein festes Lager und ließen die Türken die ihnen entrissenen Landschaften ohne Widerstand wieder in Besitz nehmen. Roger wurde nun zur einstweiligen Beruhigung mit dem Titel „Cäsar" beehrt, aber in Adrianopel beim Eintritt in den Palast der Kaiserin samt seiner Eskorte von 300 Mann niedergemacht. Sofort beschlossen die Katalonier, blutige Rache zu nehmen. Im Bunde mit einigen Tausend türkischen Reitern begannen sie gegen alles, was den griechischen Namen trug, einen Vernichtungskrieg, der mehrere Jahre dauerte und Thrakien und Makedonien aufs entsetzlichste verwüstete. Alle Gefangenen verkaufte man als Sklaven, und machte Gallipoli in jenen Jahren zu einem der größten Sklavenmärkte des Orients.

Als sich die „große Kompanie" im verwüsteten Thrakien und Makedonien nicht mehr erhalten konnte, zog sie durch Thessalien nach Attika, besiegte den Herzog von Athen, Walter von Brienne, und übertrug das Herzogtum Athen einem ihrer Anführer. Statt die Türken aus Kleinasien hinauszuwerfen, hatte man ihnen den Weg nach Europa gezeigt und geebnet.

Die Venezianer und Johanniter.

Während die Türken fast ganz Kleinasien an sich rissen, versicherten sich die Genuesen und Venezianer teils mit, teils ohne Zustimmung des Kaisers mehrerer Städte und Inseln. Der venezianische Bailo (Geschäftsträger) maßte sich bei der Rat- und Hilflosigkeit des byzantinischen Hofes, der sein ganzes Heil von der Republik erwartete, überdies das Recht an, in alle wichtigen Staatsfragen hineinzureden. Inzwischen bemächtigten sich die Johanniter mit Gewalt der wichtigen Insel Rhodos und schlugen den Angriff einer griechischen Flotte zurück (1310). So entstand hier ein tapfer verteidigtes Bollwerk des Christentums, das noch jahrhundertelang den heftigsten Türkenstürmen widerstand, während es der schwachen Hand der Griechen jedenfalls viel früher entrissen wäre.

Die griechische Nation, noch vor den Kreuzzügen durch geistige Bildung, Prunk des Lebens und staatliche Ordnung allen andern voran (s. III, S. 674 ff.), ging unaufhaltsam ihrer Auflösung entgegen und fing an, sich selber aufzugeben. Tausende besitz- und heimatlos gewordener Griechen nahmen als Halbtürken oder Turkopulen Dienste in fremdem Solde und wurden Renegaten.

Familienzwist.

Zu diesem äußeren Unglück und Elend des Staates kamen noch unheilvolle Zerwürfnisse in der kaiserlichen Familie. Des Kaisers Sohn Michael war vor ihm (1320) gestorben und hatte einen Sohn, Andronikus den Jüngeren, als Thronerben hinterlassen. Dieser Knabe wurde zuerst des Großvaters Liebling, aber später dessen eifrigster Widersacher. Seine Erziehung, eine Mischung von schwächlicher Nachsicht und launischer Beschränkung, hatte in ihm den leidenschaftlichen Hang zu ausge-

lassenen Vergnügungen aller Art hervorgerufen. Nach dem Tode Michaels erkaltete das intime Verhältnis zwischen dem sparsamen Großvater und dem verschwenderischen Enkel mehr und mehr, so daß jener damit umging, einem andern Enkel die Thronfolge zuzuwenden, und dieser immer entschiedener an die Spitze der Unzufriedenen trat. Die hervorragendsten unter diesen waren der als Geschichtschreiber bekannte Großdomestikus Johannes Kantakuzenos, ein reich begüterter Hofmann von mannigfachen militärischen, staatsmännischen und litterarischen Kenntnissen, den aber maßloser Ehrgeiz und persönliche Eitelkeit zum politischen Abenteurer machten, und ein gewisser Apokaukos, ein Intrigant und praktischer Kopf. Als der Prinz auf des Großvaters Befehl von seinen Freunden getrennt werden sollte, schritten diese zum offenen Aufruhr und zwangen den Kaiser nicht nur zur Anerkennung des Enkels als Mitregenten sondern auch zur Teilung des noch vorhandenen Länderbesitzes. Da keiner von beiden dem andern traute, so ließen beide Kaiser lieber die reiche und wichtige Stadt Brussa in Bithynien von den Osmanen erobern (1326), als daß sie ihre Truppen von sich entfernt hätten. Noch zweimal wiederholte sich der Bürgerkrieg im Angesicht der bis in unmittelbare Nähe der Hauptstadt herangedrungenen asiatischen Feinde, bis der alte Andronikus durch den Abfall seiner Truppen und durch die Besetzung Konstantinopels von seinem Enkel zur Abdankung gezwungen wurde (1328). Fast erblindet begab er sich in ein Kloster und starb vier Jahre später als „Bruder Antonius", von der Welt vergessen (1332).

Andronikus III.

Andronikus III., der Jüngere (1328—1341), beruhigte sich über seine Jugendvergehen und über das Unglück, das durch seine Schuld über das Land gekommen war, durch den Glauben, daß alles Geschehene nur das Werk Gottes und ein Strafgericht für die Sünden der griechischen Nation sei. Die Regierung überließ er seinen Ministern Kantakuzenos und Apokaukos.

Johanns V. Minderjährigkeit.

Als er 1341 starb, folgte ihm ein Knabe von neun Jahren, Johann V. (1341 bis 1391), um dessen Vormundschaft sich mit Kantakuzenos die Kaiserin-Witwe, Anna von Savoyen, der Patriarch Johann von Apzi und der Admiral Apokaukos stritten. Schon vier Monate nach Andronikus' Tode wurde Kantakuzenos, um sich und seine Anhänger zu retten, zum Rebellen und ließ sich selbst zu Demotika als Johann VI. krönen. Apokaukos aber machte sich zum kaiserlichen Vormund und Regenten, zwang jenen zur Flucht nach Serbien und konfiszierte sein ungeheures Vermögen. Allein Stephan Duschan, der sich 1346 zum „Zaren (Kaiser) der Serben und Romäer" hatte krönen lassen, türkische Horden des Emirs von Smyrna und der Despot von Thessalien wurden Kantakuzenos' Verbündete und ermöglichten ihm, zurückzukehren und sich in Makedonien zu halten. Auch die Türken kamen mit einer Flotte von 300 Schiffen an die Mündung der Maritza, zogen den Strom hinauf vor Demotika und befreiten daselbst Kantakuzenos' Gemahlin Irene mit ihren Kindern, welche von den Bulgaren eingeschlossen und belagert wurde, die im Bunde mit der Kaiserin standen. 1345 wurde Kantakuzenos' gefährlichster Widersacher, Apokaukos, in Konstantinopel ermordet und die Hauptstadt von jenem durch Verrat gewonnen. Die Kaiserin Anna verteidigte sich zwar noch eine Zeitlang in ihrem Palaste, mußte sich dann aber der Übermacht ihres vom Glück begünstigten Gegners fügen, und dieser war froh, daß die energische und schwer zu beugende Frau im Augenblick der äußersten Bedrängnis einen Vertrag mit ihm einging, durch welchen ihm als Kaiser die Regierung auf zehn Jahre übertragen wurde, nach deren Ablauf er sie mit ihrem Sohne Johann teilen solle.

Kaiser Kantakuzenos.

Nachdem Kantakuzenos eine seiner Töchter in den Harem des Sultans Urchan nach Brussa geschickt hatte, vermählte er eine andre, Helene, mit dem jungen Kaiser Johann. Das Brautpaar wurde feierlich gekrönt, um durch äußeren Glanz die innere Schwäche und Hohlheit der Kaisermacht zu verbergen. Aber das unsägliche Elend, das die pflichtvergessenen Herrscher über ihr Volk gebracht, hatte letzteres gegen das seltsame Glück, zwei Kaiser und drei Kaiserinnen zu besitzen, stumpf und unempfindlich gemacht, und man begleitete das eitle Krönungsschauspiel mit Hohn und Spott, denn es war ein öffentliches Geheimnis, daß die kaiserlichen Kronen nur vergoldet und mit falschen Perlen und Glasdiamanten geschmückt, daß die Gewänder nicht mit Gold und

Silber durchwirkt, sondern mit Gaze gestreift, daß die Gefäße von Kupfer und nicht von Gold, und daß statt des kostbaren thebaischen Goldbrokats die Behänge der Wände von vergoldetem Leder waren.

Sein Sturz.

Bald machte sich Kantakuzenos durch seine Unfähigkeit, das Land gegen die Serben, Bulgaren, Türken und Genuesen zu schützen, unbeliebt, ja unmöglich; als Anhänger der Kirchenunion war er dem größten Teile der Nation von jeher verhaßt gewesen und hatte diesen Haß noch dadurch gesteigert, daß er in seiner beständigen Geldnot Hand an die Kirchen- und Klostergüter Konstantinopels legte. Da beschloß der junge Kaiser, der sich innerlich längst seinem Vormund und Schwiegervater entfremdet hatte, im Bunde mit Duschan von Serbien und dem Bulgarenfürsten ihn zu stürzen. Er erschien eines Tages plötzlich mit einer Flotte im Hafen von Konstantinopel, fand Anhang und Unterstützung im Volke, landete und zwang den Kaiser Kantakuzenos, nachdem er ihn durch List von seinen türkischen und katalonischen Leibgarden getrennt hatte, zur Abdankung (1355). Der gestürzte Kaiser lebte seitdem abwechselnd in Konstantinopel und in Morea (nicht als Mönch), mit Abfassung seiner Geschichte und andern litterarischen Arbeiten zur Verteidigung des Christentum gegen Islam und Judentum beschäftigt, bis 1383. Kantakuzenos' Sohn Matthäus, der ebenfalls den Purpur genommen hatte, wurde von den Serben geschlagen, gefangen und an Johann V. ausgeliefert. Nachdem er der Kaiserwürde entsagt hatte, durfte er sich zu seinem Bruder Manuel, dem Fürsten von Morea, begeben, wo er seine Muße gleich dem Vater, der ihm durch seine Fürbitte die Verzeihung des Kaisers verschafft hatte, zur Anfertigung biblischer Erklärungsschriften benutzte.

Die Osmanen in Europa.

Während dieser Parteikämpfe gelang es den Osmanen unter Urchans kühnem Sohne Soliman, sich dauernd auf europäischem Boden festzusetzen. Als im Jahre 1354 ein Erdbeben die Befestigungen von Gallipoli teilweise zerstört hatte, benutzte Soliman die allgemeine Verwirrung, diesen wichtigen Übergangspunkt am Hellespont zu gewinnen, der allen späteren Einfällen der Türken als sichere Eingangspforte diente. Im Jahre 1361 setzte sich Murad I. in den Besitz von Adrianopel und trennte die hilflose Hauptstadt von den westlichen und südwestlichen Provinzen. Vergebens suchte der geängstigte Kaiser (1369) durch Erneuerung der Union die Hilfe des Abendlandes zu erlangen. Er schwor die Lehren der Patriarchen Photius und Michael Cärularius persönlich vor Urban V., der zufällig in Rom war, als falsch und ruchlos ab und bekannte seinen Glauben „an den Ausgang des heiligen Geistes nicht nur vom Vater, sondern auch vom Sohne", ferner „an einen Reinigungszustand der Verstorbenen, in welchem ihnen die Fürbitten der Kirche und der Gläubigen vor Gott frommen mögen", endlich „an die heilige katholische und apostolische römische Kirche, als Mittelpunkt eines einheitlichen Glaubens und Bekenntnisses, als Mutter und Lehrerin aller Kirchen, als oberste Schiedsrichterin in Streitigkeiten über den Sinn der Schrift und den Inhalt der apostolischen Überlieferungen." Aber nach monatelangem Verweilen in Rom reiste er ab, ohne irgend etwas erlangt zu haben, was zur Rettung und Befestigung seines wankenden Thrones hätte beitragen können. Von Rom begab er sich zunächst nach Venedig, um Aufschub für die Bezahlung seiner Schulden zu erlangen und neue Anleihen zustande zu bringen. Aber die Gläubiger gingen auf seine Wünsche nicht ein, forderten Zahlung oder sichere Unterpfänder und hielten den Kaiser fest. Vergebens wandte er sich an seinen Sohn Andronikus mit der dringenden Bitte, Geld zu schicken. Der Ungetreue that nichts, da ihm des Vaters Haft gerade nach Wunsch war. Erst nach mehreren Monaten gelang es dem zweiten Sohne, Manuel, dadurch, daß er alles, was er an Wertsachen besaß, verkaufte und sich selbst als Unterpfand nach Venedig begab, den Vater loszumachen (1370). Reich an unangenehmen Erfahrungen, ärmer an Mitteln und Hoffnungen kam der Kaiser nach Hause, wo er sich noch dazu durch Anerkennung des römischen Dogmas die griechische Kirche zum Feinde gemacht hatte. Um die letzten Trümmer seines Reiches zu retten, schloß er Freundschaft mit seinem gefährlichsten Feinde und führte selbst dem Sultan Murad ein Hilfskorps nach Kleinasien zu. Währenddessen hatte sich in unglaub-

licher Verblendung sein Sohn Andronikus mit Murads Sohne Saudschi zu Adrianopel in eine Verschwörung eingelassen, die den Zweck hatte, beide Väter zu ermorden und sich gegenseitig zur Herrschaft zu verhelfen. Der Sultan kam jedoch dahinter, ließ seinem Sohne sofort den Kopf abschlagen und zwang durch Drohungen auch den Kaiser, Andronikus durch siedenden Essig des Augenlichtes berauben zu lassen. Andronikus wurde nun auch in der Erbfolge übergangen und sein Bruder Manuel zum Mitkaiser erhoben.

Johann V. als Bundesgenosse der Osmanen.

Die beiden Kaiser sahen sich, da ihnen keine Hilfe aus dem Westen kam, gezwungen, mit ihrem furchtbaren Nachbar ein beständiges Schutz- und Trutzbündnis zu schließen, welches mit Tribut und Pflicht der Heeresfolge verbunden war, so daß schon die Lehnshoheit des Sultans thatsächlich anerkannt wurde. Währenddessen mußten sie

379. Bekenner der griechischen Kirche (Laien und Priester).

Faksimile einer nach dem Leben gezeichneten Skizze in Breydenbachs Beschreibung seiner Reise nach Jerusalem (Mainz 1486).

Die Bekenner der griechischen Kirche waren zu Breydenbachs Zeit eine der bedeutendsten Sekten zu Jerusalem.

zusehen, wie Murad rings um ihre Hauptstadt seine Herrschaft in Thrakien, Makedonien, Bulgarien, Serbien und Albanien ausbreitete und nur auf den gelegenen Zeitpunkt wartete, um jenen Vertrag zu zerreißen und ihrem Reiche ein Ende zu machen.

Murads Nachfolger Bajesid (seit 1389) erneuerte zwar jenen unnatürlichen Bund, aber nur um die Schmach der unglücklichen Byzantiner zu vermehren. Als er ihre letzte Besitzung in Kleinasien, Philadelphia (östl. vom alten Sardes) zu unterwerfen auszog, mußte ihn Manuel selbst mit einem griechischen Hilfskorps begleiten, so daß der mächtigen Handelsstadt, die sich mitten zwischen Emiraten noch die Freiheit so lange bewahrt hatte, sofort der Mut entsank und sie sich unterwarf (1390). Inzwischen war der alte Kaiser wieder einmal auf einige Monate durch seinen gleichnamigen Enkel (Johann VII.), den Sohn des geblendeten und inzwischen verstorbenen Andronikus, vom Throne gestoßen und wurde nur wieder eingesetzt, um doch nach wenigen Monaten von seinem geplagten und ruhmlosen Dasein befreit zu werden und den Thron seinem Retter zu überlassen (1391).

Manuel II.

Manuel II., jetzt Alleinherrscher (1391—1425), ein tapferer, wohldenkender und kluger Fürst, der besserer Zeiten würdig war, mußte vielleicht deshalb um so mehr

den Unmut seines Oberherrn fühlen. Bajesid ließ ohne bestimmte Veranlassung alles byzantinische Gebiet bis dicht an die Hauptstadt heran verheeren und diese wie zu einer ernstgemeinten Belagerung rundum einschließen. Obwohl sich der erschrockene Kaiser zur Huldigung und Abbitte etwaiger Verschuldungen persönlich zu ihm begab und auch die Forderung ausführte, eine Moschee und einen mohammedanischen Richterstuhl in Konstantinopel zu errichten, so blieb doch die Stadt bis ins sechste Jahr hinein abgesperrt. Als Hunger und Unzufriedenheit unter den Einwohnern des armen Kaisers Lage immer schlimmer gestalteten, knüpfte er, wie sein Vater einst, mit Rom, Venedig und andern Staaten des Westens Verbindungen an. Allein die furchtbare Niederlage Sigmunds von Ungarn, der diesen Kreuzzug anführte, bei Nikopolis verschlimmerte seine Lage nur noch mehr (1396). Bajesid zeigte sich sogar geneigt, dem elenden Neffen des Kaisers, Johann VII., den Thron zu verschaffen. In dieser Not übertrug Manuel selbst diesem die Herrschaft und begab sich persönlich nach Venedig, Frankreich, England und andern Staaten, brachte aber nur reiche Geldgeschenke und eine Schar von Freiwilligen mit.

Timur. Wunderbarerweise brachte die Nachricht — die Manuel schon in Paris empfing, daß die Türkenherrschaft durch den Mongolen Timur zerstört und Bajesid gefangen sei, nicht den Entschluß zur Reise, diesen günstigen Augenblick zur energischen Vertreibung der Osmanen zu nützen, sondern man träumte vielmehr, alle Gefahr sei vorüber, zumal Timur 1403 nach Samarkand zurückkehrte. Manuel bestätigte den inzwischen mit ihm abgeschlossenen Tributvertrag, entschädigte seinen Neffen Johann durch Thessalonich und nahm den Thron mit erneuter Hoffnung wieder ein.

Konstantinopel belagert. Allein, als die Osmanen nach Timurs Tode und dem Zerfall seines Reiches überraschend schnell ihren früheren Besitz wieder einnahmen und zwei Sultane, Suleiman und Mohammed, mit denen Manuel im Freundschafts-, nicht im Unterthanenverhältnis gestanden hatte, frühzeitig starben, schritt Murad II. (1421—51), gegen den der Kaiser thörichterweise einen Thronprätendenten unterstützt hatte, sofort zur Belagerung von Konstantinopel (Juni 1422). Noch einmal entflammte ein Schimmer des alten griechischen Heldenmutes die Volksmassen zum tapfersten Widerstande, und die kretensischen Garden fochten wie einst die warägischen Söldner. Als Murad am 24. August mit schweren Verlusten zurückgeworfen war, zog er am 6. September ab, um einen abtrünnigen Bruder in Nicäa zu strafen und bot sogar nach seiner Rückkehr der bedrängten Stadt für einen übermäßigen Tribut die Friedenshand (1424). Noch einmal, wenn auch für kurze Zeit, war Konstantinopel gerettet. — Wenige Tage nach der Aufhebung der Belagerung bekam Manuel einen Schlaganfall und zog sich als „Bruder Matthäos" in ein Kloster zurück, wo er am 21. Juli 1425 starb.

Die letzten Kaiser. Sein Sohn Johann VIII. (1425—48) erhielt der Stadt zwar einen fast ununterbrochenen Frieden, war aber nicht im stande, seiner Nation zu einem neuen Aufschwung zu verhelfen. Nach seinem Tode folgte sein Bruder Konstantin XI. (1448 bis 1453), der schon als Prinz durch Klugheit und Waffengewalt ganz Morea in seine Hand bekommen hatte, aber bei dem Versuch, seine Herrschaft über Mittelgriechenland zu erweitern, durch Murad II. bei Theben (1446) mit großem Verluste zurückgeschlagen war. Dennoch überschätzte er seine Macht gegenüber dem zweiundzwanzigjährigen Nachfolger des Sultans, den er für einen unreifen Knaben hielt, da er von schweigsamem, melancholischem Charakter war. Als Mohammed durch den Sultan von Karamanien schwer bedrängt schien, versuchte Konstantin aus der Lage Vorteil zu ziehen und verlangte durch Gesandte Verdoppelung der Pension, welche der Sultan für einen am griechischen Hofe lebenden, von der Thronfolge ausgeschlossenen osmanischen Prinzen, Urchan, zahlte, und drohte noch gar, daß er sonst Urchan Gelegenheit geben werde, als Prätendent des osmanischen Thrones aufzutreten. Dieses kecke und unbesonnene Vorgehen Konstantins wurde für Kaiser und Stadt verhängnisvoll. Mohammed entließ die Gesandten mit höflicher, wenn auch ausweichender Antwort; allein kaum hatte er die Verwickelungen in Asien glücklich beseitigt, so ließ er die griechischen Agenten, welche den Betrag der Pension in den dazu angewiesenen Gebieten

Makedoniens erheben wollten, fortjagen und gar keine Zahlung mehr verabfolgen. Trotzdem wagte Konstantin jetzt bei dem siegreichen Lehnsherrn keine Vorstellung weiter, und auch dieser brachte die Angelegenheit nicht wieder zur Sprache, aber — vergessen war sie nicht. Still und klug bereitete er die Rache vor, die zugleich dazu dienen sollte, die natürliche Hauptstadt seines Osmanenreiches dem unzuverlässigen christlichen Vasallen zu entreißen.

Konstantinopel in Bedrängnis.

Ohne den Kaiser zu fragen oder seine Proteste zu beachten, ließ er an der schmalsten Stelle des Bosporus, nur wenige Kilometer vom Goldenen Horn entfernt, an dem europäischen Ufer auf kaiserlichem Grund und Boden in wenigen Wochen ein festes Schloß (das heutige Rumilihissar) aufführen. Der Kaiser machte nun auch seinerseits die größten Anstrengungen, um die Stadt in guten Verteidigungszustand zu setzen, ließ Vorräte sammeln, die Festungswerke ausbessern, fremde Söldner anwerben und ordnete eine allgemeine Aushebung aus der städtischen Bevölkerung an. Allein auch der beste Wille eines einzelnen konnte hier nichts mehr helfen. Die verweichlichten, feigen und unpatriotischen Griechen waren nur schwer zur Verteidigung ihres Herdes und ihrer Freiheit zu bewegen. Manche sehnten gar aus Haß gegen den unionistischen Kaiser die Türkenherrschaft herbei, die ihnen äußere Ruhe und Glaubensfreiheit versprach. Der kaiserliche Obergeneral Notaras erklärte offen, Konstantinopel lieber unter dem türkischen Turban als unter der päpstlichen Tiara sehen zu wollen. Kaum 6000 Mann traten unter die Waffen und waren wenig zuverlässige Streiter. In dieser äußersten Not wandte sich Konstantin an den Papst, an den Kaiser und an die Fürsten des Mittelmeeres mit dringenden Bitten um Unterstützung. Aber er erhielt wohl trostreiche Worte, geringe Versprechungen, jedoch nur wenig thatsächlichen Beistand. Der ohnmächtige Kaiser — es war Friedrich III. — sandte ein langes Drohschreiben an den Sultan. Der Papst — es war Nikolaus V., dem die herrliche Sammlung von Handschriften, besonders auch von griechischen, in seiner Vatikana weit mehr am Herzen lag als das Schicksal der christlichen Kaiserstadt — klagte über mangelhafte Ausführung der Union und erklärte diese schwere Bedrängnis für eine Strafe der göttlichen Gerechtigkeit. Der König von Neapel mußte erst seinen Kampf mit den Florentinern, Venedig noch den mit Mailand beendigen: dann wollten sie kommen. Umsonst schrieben auch die Humanisten, vor allen der beredte Filelfo, rhetorische Musterbriefe an die Christen, den Untergang des Romäertums abzuwehren.

380. Johannes VIII. Paläologos.
Schaumünze von 1438 oder 1439, modelliert von Vittore Pisano.

Eroberung von Konstantinopel.

Der Papst sandte statt des gehofften Kreuzheeres nur einige hundert Mann mit einem Kardinallegaten, welcher das Volk belehren und zur allgemeinen Annahme der Union bekehren sollte. Kaum 2000 italienische, kretische und aragonische Söldner und drei venezianische Kriegsschiffe langten in Konstantinopel an, aber immerhin waren sie neben den 5000 Griechen und ihren 20 Schiffen sehr viel wert. Den Oberbefehl

erhielt der kriegserfahrene und tapfere genuesische General Giustiniani, dem der Kaiser Lemnos schenkte und der dafür noch zwei Schiffe und 700 Mann mitbrachte.

Die Befestigungen.

Die Stadt, welche die Gestalt eines Dreiecks hatte, war zwar an der südlichen Seite durch das Marmarameer, an der nördlichen durch die Bucht des Goldenen Horns geschützt, desto gefährdeter aber auf der Landseite im Westen. Hier betrug die Ausdehnung der Verteidigungslinie mehr als sechs Kilometer. Zu dieser beträchtlichen Länge, für deren Besetzung die paar Tausend Verteidiger selbst die höchste Zahl, die ein Augenzeuge angibt, ist nur 9000, nicht ausreichten, kam noch ein zweiter ungünstiger Umstand. Die Befestigung an sich war zwar außerordentlich stark. Sie bestand aus einem breiten und tiefen, ausgemauerten Graben, der vollständig mit Wasser gefüllt werden konnte, und dahinter zwei hohen und starken Mauern, die durch zahlreiche, abwechselnd an der äußeren und inneren Mauer hervorspringende Türme flankiert wurden. Sieben durch Doppeltürme und Bastionen geschützte Thore und Brücken führten in die Stadt; sieben andre, abwechselnd zwischen jenen liegende Nebenthore dienten ausschließlich zur bequemeren Verbindung der Besatzung auf der inneren und äußeren Mauer und ermöglichten von der letzteren den Abstieg zum inneren Rande des Festungsgrabens, den noch eine niedrige Mauer mit Brust wehren säumte. Aber die ganze Befestigungsanlage, die noch von dem tüchtigen Präfekten Cyrus Konstantin (um 450) herrührte, trug nur den militärischen Anforderungen jener alten Zeit, aber keineswegs mehr denen eines Jahrhunderts Rechnung, das bereits den Gebrauch des Pulvers kannte. Sie entbehrte der vorgeschobenen, sich gegenseitig deckenden Werke und lief im allgemeinen in einer Ebene, die den Belagerern die Annäherung auf allen Punkten leicht gestattete. Ihre unverkennbar schwächste Stelle hatte sie an dem sogenannten Charisiusthore. Dieses lag in einer Thalsenkung, durch welche der Lykusbach in die Stadt floß. Da oben an den Rändern des Plateaus keine schützenden Vorwerke errichtet waren und die Mauern dem allgemein festgehaltenen Stil entsprechend an beiden Abhängen geradlinig hinabliefen, so konnte es samt seiner ganzen Umgebung von den Höhen herab übersehen und wirksam unter Feuer genommen werden. An dieser verhängnisvollen Stelle ist dann auch in der That das Schicksal der Stadt entschieden worden.

381. Bildnis Sultan Mohammeds II.
auf einer Medaille des Florentiner Bildhauers Bertoldo, dem berühmten Schüler Donatellos und Lehrer Michelangelos. Etwa 1480 entstanden.
Nach dem Exemplare im Königl. Münzkabinett zu Berlin.

Mohammeds Zurüstungen.

Mohammeds Heer, nach der geringsten Angabe 160 000 Mann stark, lagerte sich am 6. April 1453 vor der Stadt. Obwohl schon diese Heeresmasse den zwanzigmal schwächeren Belagerungstruppen Ausfälle unmöglich machen mußte, so sicherte sich Mohammed doch durch sorgfältig aufgeführte Schanzen. Zugleich mußten vierhundert Fahrzeuge der verschiedensten Art, meist halbgedeckte kleine Küstenschiffe, die Seeseiten blockieren, um durch Absperrung des Seeverkehrs am Hunger einen Bundesgenossen zu erhalten. Jedoch segelten gleich in den ersten Wochen fünf Schiffe, ein byzantinisches und vier genuesische, trefflich ausgerüstet und beladen mit Weizen, Gerste, Öl, Gemüse und sonstigem Mundvorrat, gegen den Bosporus heran, durchbrachen die Masse von türkischen Fahrzeugen und liefen unbeschädigt in den Hafen von Konstantinopel ein.

Mit aller Energie betrieb Sultan Mohammed auch die Belagerungsarbeiten zu Lande. Er hatte nicht nur von einem walachischen Geschützmeister eine bis dahin noch nicht dagewesene Riesenkanone von drittehalb Fuß Durchmesser und eine beträchtliche Anzahl andrer vom verschiedensten Kaliber gießen lassen, sondern auch noch alte Schleudermaschinen, sogenannte Ballisten,

und dergleichen herbeischaffen lassen. Allein ein heftiges Bombardement aus allen diesen Maschinen und ein gleichzeitiger Sturmangriff wurden nach heftigem und verlustreichem Kampfe abgeschlagen und Mohammed mußte auf neue Mittel sinnen, die Kräfte der Belagerten zu brechen.

Türkische Schiffe im Goldenen Horn.

Bisher war die Stadt an der Seite des Goldenen Horns vollständig gegen seinen Angriff gedeckt, da eine mächtige eiserne Kette, die von der heutigen Serailspitze nach einem byzantinischen Fort am Ufer von Galata gezogen war, den türkischen Schiffen das Eindringen wehrte. Daher kam der Sultan auf den Gedanken — oder die verräterischen Genuesen gaben ihm denselben ein — einen Teil seiner Flotte auf ungewöhnliche Art in das Goldene Horn zu schaffen. Er ließ einen Weg vom Bosporus über die Höhe bei Pera bis zum Binnenhafen mit einer Holzbahn aus Brettern und Balken versehen, diese mit Talg ausstreichen und auf ihr in einer Nacht (21./22. April) seine Schiffe über die Landspitze hinwegziehen. Unter dem Schutze starker Batterien im Goldenen Horn flott gemacht, bildeten sie für die Belagerten und ihre Flotte eine beständige Gefahr, da sie in jedem Augenblicke zum Angriffe vorgehen konnten. Vergeblich versuchten die italienischen Kapitäne mit ihren Galeeren die lästigen Gegner zu vernichten, aber die türkischen Strandbatterien verscheuchten sie eilends.

Des Kaisers letzter Entschluß.

Die Hoffnung der Verteidigung begann immer mehr zu schwinden. Eine Partei schob der andern die Schuld zu, der Kaiser vermochte kaum noch die Uneinigkeit seiner Leute zu beschwichtigen. Dennoch schlug er noch am 22. Mai das Anerbieten des Sultans ab, sich mit dem Peloponnes zu begnügen und die Stadt zu überliefern. Vielmehr traf er — wie ein Hektor — alle Vorkehrungen zum letzten Kampfe ruhig und umsichtig, um Thron und Leben so teuer als möglich zu verkaufen und nach ehrenvollem Widerstande sich unter den Trümmern der Stadt zu begraben. In der Nacht vor dem zu erwartenden Sturme visitierte er noch einmal sorgfältig alle Verteidigungswerke und ermunterte die Streiter zu tapferem Ausharren. Dann begab er sich in die verwaiste Sophienkirche, welche, als durch unionistische Ketzerei verunreinigt, von allen Rechtgläubigen streng gemieden wurde, und nahm dort das Abendmahl nach lateinischem Ritus. Währenddes begann um zwei Uhr nachts der Sturm gleichzeitig von der Hafen- und von der Landseite. In seinen Palast zurückgekehrt, nahm der Kaiser im Vorgefühl, daß der anbrechende Tag für ihn der letzte sei, herzlichen Abschied von seiner Umgebung. Thränen brachen aus den Augen der Getreuen, als er sich aufs Roß schwang und der Entscheidung entgegenritt. Er begab sich nach dem Charisiusthore im Lykusthale, wo die feindlichen Kanonen in der Nähe des Stadtthores eine große Bresche durch beide Mauern gelegt hatten.

Drüben im Osmanenlager hatte man sich zu dem Sturme die ganze Nacht hindurch wie zu einem großen religiösen Feiertage vorbereitet. Zelte und Schanzen waren durch tausende von Lampen und offene Feuer illuminiert, und rings um die Stadt schienen die Hügelketten und der klare Wasserspiegel des Marmarameeres, des Hafens und des Bosporus in einem ungeheuren Flammenmeere zu stehen. Aber kein Freudenlärm wurde laut; in ernstem Schweigen gingen auch die Moslemin dem schweren verhängnisvollen Tagewerke entgegen.

Die Erstürmung am 29. Mai 1453

Der Sultan hatte, um die Begeisterung und den Mut seiner Leute zu erhöhen, am Vorabend selber in einer Ansprache bekannt gemacht, daß er ihnen die gesamte Beute überlassen und nur die öffentlichen Gebäude für sich beanspruchen wolle. Noch vor Tagesanbruch, am Morgen des 29. Mai 1453, wurde das Signal zum Angriff gegeben, und Kolonne auf Kolonne rückte gegen die ihr angewiesene Mauerstelle vor. Auch die Schiffe im Goldenen Horn, ausgerüstet mit Türmen und Sturmbrücken und gedeckt durch das Feuer der Strandbatterien, setzten sich gegen den jenseitigen Hafenkai in Bewegung. Aber der bald auf allen Linien eröffnete Kampf war zum großen Teil nur ein Scheinmanöver, welches die Kraft der Verteidiger zersplittern, die Leitung verwirren und den Hauptangriff verhüllen sollte, der sich gegen die Bresche am Charisiusthore richtete. Hier waren die beiden vorderen Thortürme teils zerschossen, teils unterminiert und dergestalt zu Falle gebracht worden, daß sie den Wallgraben mit füllen halfen. An diesem wunden Punkte allein hoffte der Sultan in die Stadt zu dringen, und hier verwendete er deshalb die meisten und besten Janitscharenregimenter. Trotz des todesverachtenden Mutes dieser Kerntruppen wurde zwei Stunden lang auch hier, wie an allen übrigen Punkten, das Leben vieler Hunderte vergeblich geopfert. Besonders im Hafen richteten die schweren Galeeren der Italiener unter den türkischen Schiffen eine furchtbare Verwüstung an und ließen sie nicht ans Land kommen. Jedoch der Mut und die Kraft der verzweifelt kämpfenden Verteidiger erlahmten allmählich unter den ununterbrochenen, immer wieder von frischen Sturmkolonnen erneuerten Angriffen; ihre geringe Zahl schmolz sichtlich unter den Kugeln und Schwertern der übermächtigen Gegner. Unglücklicherweise sank auch Giustiniani, die Seele der Verteidigung, von einer Kanonenkugel in die Brust getroffen, schwer verwundet an der Seite des Kaisers nieder und ließ sich aus dem Kampfgewühl hinweg auf eine Galeere tragen. Die Entfernung des tüchtigen Hauptmanns verbreitete allgemeine Bestürzung und Verzagtheit, dennoch gelang es dem Kaiser, seine Leute zu weiterem Ausharren zu bewegen. Den Osmanen war die an dem Thore eingerissene Verwirrung nicht entgangen, und Sagan Pascha, der den Sturm hier leitete, benutzte sie, indem er eine bis dahin zurückgehaltene auserlesene Schar unter Hassan von Ulubad, einem riesenhaften Manne, gegen die Bresche warf. Die Griechen, der Kaiser voran, leisteten heldenmütigen Widerstand, Hassan und die Vorderen seiner Kolonne wurden niedergehauen, aber neue Massen drängten nach, der kleine Haufe der Verteidiger, soweit sie nicht geflohen waren, wurde umzingelt und im fürchterlichen Gewühle fiel auch der Kaiser. Man fand seinen zertretenen und zerdrückten Leichnam unter einem Berge andrer begraben.

Des Kaisers Tod.

Die Schreckensnachricht, daß die Mauer erstürmt sei, durchflog alsbald die ganze Stadt, und vor den in dichten Scharen einströmenden mord- und raubgierigen Siegern floh alles, was nicht erreicht und niedergemacht wurde, in den Hafen auf die Schiffe oder in die Kirche der heiligen Sophie. Die von religiösem Aberglauben und nationalem Dünkel gleich stark beherrschten Griechen vertrauten auf eine allgemein verbreitete Weissagung, Gott werde sein frommes Volk und seine herrliche Stadt nicht untergehen lassen, sondern einen Engel vom Himmel herabsenden, der solle die Ungläubigen an der Säule Konstantins mit dem Schwerte Gottes zerstreuen und die christlichen Heiligtümer vor Entweihung schützen. Auch die Orthodoxen, welche aus konfessionellem Haß die dem unierten Gottesdienste geöffnete Sophienkirche wie einen Abgottstempel bisher gemieden hatten, vergaßen in diesem furchtbaren Augenblicke ihres Vorurteiles und eilten zu Tausenden in jene altehrwürdigen Hallen, um daselbst in Gemeinschaft mit den Ketzern der wunderbaren Errettung teilhaftig zu werden.

Plünderung

Es dauerte einige Stunden, ehe die Osmanen allen Widerstand in den Straßen niedergeschlagen und sich überzeugt hatten, daß ihnen der Besitz der Stadt gesichert und das Morden nicht mehr nötig sei. Darauf begann die Plünderung und die Jagd auf Sklaven. Sie sprengten die Thore der Sophienkirche und stürzten sich mit roher Gewalt auf die in ihrem Wahne getäuschten Flüchtlinge. Ohne Rücksicht auf Alter, Stand und verwandtschaftliche Bande verteilten sie die Gefangenen unter sich und schleppten sie in ihr Lager. Was noch seit der Plünderung durch die Kreuzfahrer in der Kirche an wertvollem Schmucke vorhanden war, wurde heruntergerissen und mitgenommen.

Umzug des Sultans.

Gegen Mittag hielt der Sultan selber über Konstantins Leiche hinweg seinen feierlichen Einzug in die Stadt und schützte mit großer Energie die öffentlichen Gebäude, die er ausdrücklich für sich in Anspruch nahm. Nur in dem mit zahllosen marmornen und bronzenen Bildsäulen geschmückten Hippodrom gab er aus Abscheu gegen alle vom Koran als Abgötterei verbotenen menschlichen und tierischen Nachbildungen das Zeichen zur allgemeinen Zerstörung. Er selber schlug der heute noch stehenden, aus drei Schlangen gebildeten Säule, dem wunderbarerweise durch die Jahrhunderte hindurch geretteten alten Weihgeschenke der Griechen an den Apollon von Delphi für den Sieg bei Platää (s. Bd. I, S. 581), mit seiner Streitaxt einen Schlangenkopf ab. Dann ritt er zur Sophienkirche, hieb selbst auf die Soldaten ein, die gegen sein Verbot darin plünderten, und weihte durch sein Gebet das Gebäude dem Dienste Allahs und seines Propheten. Das Kreuz mußte dem Halbmond weichen, die alte Weissagung war nicht in Erfüllung gegangen. Um allen Zweifeln der Griechen über das Schicksal ihres Kaisers ein Ende zu machen, ließ er den Kopf Konstantins eine Zeitlang öffentlich ausstellen und dann als Siegestrophäe zum Schrecken für die christlichen Unterthanen in den größeren Städten des Reiches herumschicken, den Rumpf aber mit kaiserlichen Ehren bestatten.

Hinrichtungen.

Die gefangenen fremden Soldtruppen kamen mit dem nackten Leben davon, wenn sie sich loskaufen konnten, andernfalls wurden sie niedergemacht. Auch der Bailo der Venezianer und der aragonische Konsul samt ihren Söhnen wurden hingerichtet. Viele Fremde hatten sich jedoch auf Schiffe geflüchtet und das freie Meer gewonnen, unter ihnen der heldenhafte Giustiniani, der bald nachher in Chios starb, weniger der körperlichen Wunde als dem Seelenschmerz erliegend. Notaras, der als Verteidiger seines Kaisers eine sehr zweifelhafte Rolle gespielt hatte, wurde anfänglich mit Auszeichnung behandelt, bald aber durch den Befehl des Sultans erschreckt, daß er seinen Sohn in den großherrlichen Palast schicken sollte, was nichts andres als Aufnahme unter die Janitscharen bedeutete. Als der verzweifelte Vater sich dessen weigerte, wurde er samt seiner ganzen Familie umgebracht.

Wiederherstellung von Konstantinopel.

Von den 100 000 Einwohnern der Stadt sollen 40 000 umgekommen, 50 000 als Sklaven verkauft und nur 10 000 der ärmsten Klasse als Arbeiter frei geblieben sein. Des Sultans Hauptsorge war deshalb die Wiederbevölkerung und Hebung der durch ihre Lage so wichtigen Stadt. Zunächst zog er selber hinein und lockte dadurch Tausende von türkischen Familien aus allen Teilen seines Reiches herbei, denen er Häuser und Grundstücke schenkte. Auch griechische, serbische, albanesische, bulgarische Unterthanen wurden zu Tausenden aus den Provinzen hierher verpflanzt, die orthodoxen Griechen durch Wiedereinsetzung eines Patriarchen beruhigt, und diesem durch ein öffentlich verkündigtes Gesetz freie Ausübung des Gottesdienstes, Benutzung eigner Gotteshäuser und die Entscheidung in Kirchen- und Glaubenssachen zuerkannt.

Bald zog bei den Griechen das Gefühl der Sicherheit ein, der Handelsverkehr lebte wieder auf, und der Reichtum erzeugte eine kaum geahnte Lebensluft. Mohammed verschönerte die Moscheen, die Brunnen, die Grabmäler, und bei seinem Tode befand sich die Stadt in einem blühenderen Zustande als im letzten Jahrhundert der christlichen Herrschaft.

Teilnahmlosigkeit des Westens.

Selbst bei der kräftigsten Unterstützung durch den Westen wäre das alternde Byzantinische Reich auf die Dauer nicht zu halten gewesen. Sein Despotismus, sein Zeremoniell, sein Luxus, seine Günstlingswirtschaft und Weiberintrigen, sein organisationsloses Heerwesen, seine auf rücksichtslose Aussaugung der Provinzen hinauslaufende Verwaltung, seine halb auf Trägheit und Schlaffheit, halb auf verblendetem Eigendünkel beruhende und jeder Reform feindliche Starrheit machten es für das Europa der Neuzeit unmöglich. — Nicht der Wunsch, das alte Römerreich herzustellen,

sondern die Angst vor den rohen, aber gutgeführten energischen Türkenscharen, die immer lauter an die Thore Ungarns pochten und bald auch Italien (s. S. 532) bedrohten, bewegten die Fürsten des Westens, auf Reichstagen und Turnieren den Kampf gegen die Türken zu beschließen, der nicht ausgeführt wurde. Unermüdlich ließen die Päpste den Türkenpfennig sammeln und durch Bettelmönche das Kreuz predigen. Als Pius II. bei Ancona im Angesicht einer Flotte, die er selbst gegen die Osmanen führen wollte, 1464 tot niedersank, unterblieb der ganze Kreuzzug (s. S. 524). Humanistisch Gebildete kämpften mit der Kraft des Wortes und deklamierten in Briefen, Denkschriften und Reden über die Not der Glaubensbrüder, über die Grausamkeit und den Übermut der Heiden, über christlichen Glaubensmut und Märtyrertod im grellsten Pathos, aber mit dem Glauben an den Erfolg war auch die Opferfreudigkeit geschwunden. Die Gedanken des Abendlandes richteten sich längst auf andre Ziele.

* * *

Renaissance.

Wir verzichten darauf, von dem Kulturleben des Byzantinischen Reiches in dieser zweiten Hälfte des Mittelalters ein Bild zu geben. Jene mustergültige Gliederung des gesamten Staatswesens, jene machtvolle Organisation von Heer und Flotte, jene fein durchgeführte Ordnung der Gerichtsbarkeit, jene Pracht des Hofes, jene Macht und Bildung des Klerus, die sich in der Geschichtschreibung, der Philosophie, der Dichtung und am eigenartigsten in der Pflege der Künste abspiegelt und eine ausführliche Darstellung im III. Bande (S. 684—701) gefunden hat, war seit den Kreuzzügen mehr und mehr vernichtet oder mumienhaft verzerrt. Was irgend noch aus den reichen Schätzen der Litteratur und Kunst Lebensfähigkeit besaß und gerettet wurde, kam nicht mehr der Balkanhalbinsel zu gute, sondern wurde in dem lernbegierigen Italien zur Aussaat einer neuen, wunderbaren geist-, leben- und gemütbefreienden Bildung, der Renaissance.

Zum zweitenmal hielt das „besiegte Griechenland" in Italien seinen Einzug als Sieger.

Die Osmanen.

Wandernde Türkenscharen.

Durch den großen Masseneinfall der Mongolen unter Dschingischan gerieten zahlreiche Horden der in Transoxanien und Persien in früheren Jahrhunderten eingewanderten westtürkischen (oghusischen) Stämme in Bedrängnis. Vielen blieb nichts übrig, als sich den übermächtigen Siegern zu unterwerfen, ein großer Teil aber brach mit seiner leicht beweglichen Habe, die Frauen und Kinder auf Wagen mit sich führend, die Pferde- und Schafherden vor sich her treibend, auf nach Westen und überflutete die Länder Kleinasiens, in denen sich vor ihnen bereits andre nahverwandte Stammesgenossen, die Seldschuken, mehr oder weniger zusammenhängende Reiche (in Persien, Syrien und Kleinasien) erkämpft und eingerichtet hatten. So wenig die letzteren unter friedlichen Verhältnissen geneigt gewesen wären, um dieser ungerufenen Brüder willen ihre bisherigen großen Weideplätze einzuschränken, so stark war jetzt der Druck der gemeinsamen Not und Gefahr von seiten der nachdrängenden Mongolen. Eine gewaltsame Zurückweisung der zu ihnen flüchtenden Horden im Angesichte des gewaltigen Feindes verbot sich um so mehr, als die kräftigen Arme der Ankommenden wertvolle Bundesgenossen bei der Abwehr desselben waren.

Die Osmanen.

Unter jenen westlich drängenden Horden befanden sich auch die später nach ihrem Fürsten Osman benannten Osmanli oder Osmanen. In der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts brachen sie aus ihren seitherigen Sitzen in Chorasan auf und trieben sich ziel- und heimatlos in Armenien und Kleinasien herum. Ihr damaliger Häuptling und Stammesältester war Soliman, aus einem der edelsten Geschlechter des Oghusenstammes. Die Horde umfaßte ungefähr 50 000 Seelen. Auf der Wanderung ertrank Soliman im Euphrat (1231) und die Horde trennte sich in mehrere Teile. Einer derselben zog nach Osten zurück und verschwand damit für immer vom Schauplatz der Geschichte. Ein andrer wandte sich unter Solimans Sohn Ertoghrul westwärts nach Kleinasien

in das Gebiet des großen Seldschukenfürsten Alaeddin von Rum, der seine Residenz in Ikonium hatte. Dieser wies den vierhundert Familien Ertoghruls Weideplätze in den Alpen von Karadschatagh (d. h. schwarzen Bergen), an der westlichen Grenze des Gebietes von Angora, an. Hier wurden sie durch ihre ununterbrochenen Raubzüge eine schwere Plage für das benachbarte byzantinische Gebiet (s. S. 728).

Osman. Nach Ertoghruls Tode setzte sein Sohn Osman (1288—1326) ganz im Geiste des Vaters ruhelos und beutelustig den kleinen Krieg gegen die christlichen Nachbarn fort. Er machte Karadschahissar zu seiner Residenz, verstärkte seine Macht durch Eroberung griechischer Burgen und Städte und nannte sich, als sein Lehnsherr Alaeddin im Jahre 1299 eines gewaltsamen Todes starb und sein Reich zerfiel, nicht mehr Beg, sondern Emir, d. h. „selbständiger Fürst". Seitdem ließ er in den zahlreichen von ihm erbauten Moscheen zum Zeichen seiner Souveränität für sich und nicht mehr für den Seldschukensultan beten und richtete seine ganze Thätigkeit darauf, sein kleines, kaum eine Tagereise langes Ländchen auf Kosten des byzantinischen Schattenkaisers nach Norden bis zum Meere zu erweitern. Da Michael Paläologus die Verteidigung der Küstenstädte gänzlich vernachlässigte, fand Osman nur geringen Widerstand. Bald schweiften seine durch den Zuzug beutelustiger Turkomanen verstärkten Scharen plündernd und verheerend bis unter die Mauern von Nicäa und Nikomedia. Beide Städte sahen sich bald von der Verbindung mit der Hauptstadt Byzanz fast gänzlich abgeschnitten und durch osmanische Befestigungen unmittelbar vor ihren Thoren ständig bedroht. Nach dreizehnjähriger Kriegsnot ergab sich Brussa gutwillig, nachdem es sich mit einem Lösegelde von 30 000 byzantinischen Dukaten die Freiheit der Bürger und Schonung ihres Eigentumes erkauft hatte (1326). Kurze Zeit darauf starb der 70jährige Osman im stolzen Bewußtsein, daß die Hauptstadt Bithyniens seine Grabstätte und die Residenz seiner Nachfolger werden könne.

Urchan. Urchan (1326—59), Osmans ältester Sohn und Nachfolger, machte wirklich Brussa zur Hauptstadt, eroberte Karasi am Hellespont, das seldschukische Nachbarreich im Westen, und eröffnete damit den Bruderkrieg gegen seine Stammes- und Religionsgenossen, in welchem diese alle der Reihe nach unterworfen wurden. Dem byzantinischen Kaiser Andronikus dem Jüngeren nahm er die wichtigen Städte Nikomedia (1328) und Nicäa (1330) und beschränkte die Griechen in Kleinasien auf wenige feste Punkte am Bosporus, am Hellespont und am Ägäischen Meere. Bald darauf gaben sie selbst den Osmanen Gelegenheit, sich auch in die Angelegenheiten ihrer europäischen Provinzen zu mischen. Zuerst rief Kaiser Andronikus der Ältere osmanische Banden gegen seinen Enkel Andronikus den Jüngeren zu Hilfe; dann kämpfte Urchan nach dem Tode Andronikus' II. für die verwitwete Kaiserin Anna gegen den Usurpator Kantakuzenos, wechselte aber plötzlich die Partei und warb um Kantakuzenos' Tochter, Theodora. Allein auch die neue Verwandtschaft hinderte ihn durchaus nicht, für beträchtliche Summen den Genuesen gegen Kantakuzenos' Bundesgenossen, die Venezianer, beizustehen und den Kampf zwischen seinem Schwiegervater und dessen anderem Schwiegersohne Johannes Paläologus durch abwechselnde Unterstützung des einen oder des andren nach Möglichkeit in die Länge zu ziehen. Um so leichter gelang es seinem Sohne Soliman, in Europa selbst festen Fuß zu fassen, indem er (1354) die wichtige Hafenstadt Gallipoli durch Überrumpelung einnahm (s. S. 730).

Staatsrecht und Militärwesen. Urchan ist zugleich der erste große Organisator des Osmanischen Reiches gewesen. Er bestätigte nicht nur das osmanische Staatsrecht, welches sein getreuer und bescheidener Bruder Alaeddin, der erste Wesir der Osmanen, entworfen hatte, sondern schuf, worin die Kraft jedes großen Eroberers zu suchen ist, eine Neugestaltung des Militärwesens. Er erkannte bald, daß sowohl seine leichten turkomanischen Reiter, als auch vor allem das aus türkischen Bauern zusammengetriebene Fußvolk, mit dem seine Vorfahren einen großen Teil Asiens erobert hatten, zur Bewältigung Europas — vielleicht hatte er schon das ganze im Auge — nicht ausreichten. Zunächst schaffte er die Unsitte ab, daß der Soldat nur von Streifzügen und Beute lebte, indem er fortan festen hohen Sold mit den — auf seinen Befehl und mit seinem Namen — neugeprägten Münzen zahlte. Es sollten aber seine Truppen außer Stürmen und Halsabschneiden auch verstehen, Maschinen zu bauen und Städte zu erobern. Da er solche Fähigkeiten seiner Rasse selbst nicht zutraute, geriet er auf den ebenso praktischen, wie herzlosen

Gedanken, die tauglichsten kriegsgefangenen Christenknaben als Moslemin erziehen und in strenger militärischer Schule zu tüchtigen Soldaten ausbilden zu lassen. Mit tausend Knaben wurde der Anfang gemacht und dann jedes Jahr eine gleiche Zahl hinzugefügt, so daß nach Verlauf einiger Jahre bereits eine ansehnliche Schar gut dressierter, in ihrer gefängnisartigen Abgeschlossenheit nur ihrer Bestimmung lebender und für die Lehre des Propheten fanatisch begeisterter Mannschaften vorhanden war. Hadschi Begtasch, ein Derwisch, verehrt als Heiliger und durch Wunderwerke berühmt, mußte der neuerrichteten Truppe im Namen des Propheten Segen, Fahne und Namen geben. Der Scheich sonderte nach morgenländischer Sitte einen der Leute als Stellvertreter aller aus, setzte ihm den Ärmel seines Kaftans dergestalt auf den Kopf, daß der Zipfel hinten lang hinunterhing, und sprach: „Ihr sollt „Jenitscheri“ (d. h. junge Soldaten) heißen. Euer Antlitz sei immer glänzend, euer Arm siegreich, euer Schwert schneidig, euer Speer durchbohrend, und wohin ihr auch ziehen möget, immer sollt ihr mit Sieg und Wohlsein zurückkehren!“ — Hiermit war die später so furchtbare Truppe, die Janitscharen, die Elite der osmanischen Kriegsmacht, der Schrecken der christlichen Völker, später auch der Sultane selber, feierlich eingeweiht, und zum Andenken an den segnenden Ärmel des Scheichs trugen sie fortan die weiße Filzmütze mit einer hinten herabhängenden breiten Verlängerung. Ihre Offiziere behielten als Titel die Namen der den Leuten von dem bisherigen Schul- und Kasernenleben her geläufigen Tischvorsteher. Ihr Oberster hieß Tschorbadschi, d. h. der Suppenanrichter, nach ihm kamen als höhere Offiziere der „erste Koch“ und der „Wasserträger“; das Heiligtum des Regiments aber bildete der große Suppenkessel, um den man sich nicht bloß zum Essen, sondern auch zum Beraten sammelte, und dessen Umsturz später das Zeichen zur Empörung gegen die Offiziere und die Padischahs wurde. Unter Mohammed II. (1453) war ihre Zahl bereits auf 12000, unter Mohammed IV. (1683) auf 40000 Mann gestiegen. — Janitscharen.

382. Janitschar. Nach Silvestre.

Neben diesen stehenden Fußtruppen mit bestimmtem Solde errichtete Urchan die Sipahi, ein stehendes Reiterkorps mit ähnlicher Organisation, zu dem jeder moslemische Gutsbesitzer — es gab bald tausende von Renegaten, die ihre Religion abgeschworen hatten, um im Besitz zu bleiben — einen bewaffneten Reiter stellen mußte. Die Reserven bildeten ausgediente Leute, welche Grundbesitz zur erblichen Nutznießung, ein sog. Fuß- oder Reiterlehen, angewiesen bekommen hatten. Sipahi.

Auf Urchan folgte sein Sohn Murad I. (1359—1389). Nachdem er sich durch die Eroberung Angoras im Süden den Rücken gesichert hatte, bemächtigte er sich zunächst einiger thrakischen Städte, da der mittellose Johann V. Paläologus nicht zu fürchten war und die griechischen Anführer der Besatzungen sich als treulos erwiesen. Schon 1361 fiel auch die zweite Hauptstadt des byzantinischen Reiches, Adrianopel, ohne ernsten Widerstand in Murads Hände, bald darauf Philippopel und eine Reihe Murad I.

thrakischer Städte bis zum Balkan, endlich wurde auch Bulgarien zinspflichtig, so daß Konstantinopel fast ganz vom europäischen Hinterlande abgeschnitten und des Kaisers Gebiet auf wenige Quadratmeilen beschränkt war. Durch das Vordringen der Osmanen unmittelbar bedroht, bildete jetzt der König Wukaschin von Serbien ein aus Ungarn, Serben und Walachen zusammengesetztes Kreuzheer von 60000 Mann, um die Ungläubigen wieder aus Europa hinauszuwerfen. Aber unweit Adrianopel wurde dies 1371 von einem osmanischen Unterfeldherrn mit 4000 Mann nächtlicherweile überfallen und teils niedergehauen, teils in die Maritza gejagt. Ob und inwieweit König Ludwig hierbei beteiligt war, ist nicht festzustellen.

Die nächste Folge dieses vergeblichen Kreuzzuges war, daß Murad nun auch die Eroberung von Serbien notwendig erschien.

Serbien. Die Serben, ein slawischer Volksstamm, waren schon im sechsten Jahrhundert mit ihren Verwandten, den Kroaten und Bosniern, in das später nach diesen Stämmen benannte Land eingewandert und zum Teil im achten Jahrhundert zum Christentume übergetreten. Sie hatten sich der griechischen Kirche angeschlossen, da sie seit 870 freiwillig den byzantinischen Kaiser als ihren Oberherrn anerkannten, während die Kroaten oder Narentaner sich zum römischen Bischof hielten und ihrem Seeräuberstaate Freiheit bewahrten, bis sie im elften Jahrhundert den Ungarn unterlagen. Die Serben gerieten zwar um 930 unter die Herrschaft des gewaltigen Bulgarenreiches, bis dieses (1018) selbst ein Ende nahm, befreiten sich vorübergehend auch von der byzantinischen Oberherrschaft (1043), endlich für immer unter ihrem Könige Stephan Nemanja (1165—1197), der alle Zupane (politische und militärische Anführer eines ganzen Gaues) zwang, ihn als ihren Oberherrn anzuerkennen, und sogar den Titel „Fürst der Serben und Kaiser von Romanien" annahm.

Stephan Duschan. Der Familie Nemanja gehört auch der größte aller serbischen Könige und mächtigste unter den Nachbarfürsten seiner Zeit an, Stephan Duschan (1336—1356), ausgezeichnet als Feldherr, Regent und Gesetzgeber. Von dem vertriebenen Kaiser Johann VI. Kantakuzenos, den er wieder zurückführte, ließ er sich byzantinische Städte und Gebiete abtreten, entriß dem Könige Ludwig dem Großen von Ungarn Belgrad und zwang auch Bosnien unter seine Oberhoheit. Als ihn die Republik Ragusa an der dalmatinischen Küste, um bei ihm Schutz gegen die Albanesen zu finden, als ihren Herrn anerkannte, unterwarf er auch einen großen Teil Albaniens (1347). Bulgarien zwang er zu einem Bundesverhältnisse. Darauf nahm er den Titel eines Zaren oder Kaisers „der Romäer" an und ließ, um sein Land auch in kirchlicher Beziehung von fremdem Einfluß unabhängig zu machen, auf der Synode zu Pherä von seiner Geistlichkeit einen serbischen Patriarchen wählen. Seine Maßregeln zur gesetzmäßigen inneren Ordnung der eroberten Ländermassen waren bewundernswert. Er setzte eine regelrechte geordnete Verwaltung ein, veröffentlichte einen Gesetzkodex, durch welchen allen Einwohnern seines Reiches ohne Unterschied der Nationalität und Religion Freiheit, Leben und Eigentum gesichert wurde, sah auf strenge und gerechte Handhabung dieser Gesetze, sorgte für Handel und Verkehr, Acker- und Bergbau, begünstigte die Wissenschaften und brachte seinen Hof zu Seres (in der Nähe des Strymon) zu einem solchen Glanze, daß er den von Byzanz fast in Schatten stellte.

Urosch V. Urosch V., der Sohn und Nachfolger des mächtigen „Zaren Duschan" war nicht im stande, das junge Reich vor dem gewaltigen Anprall der osmanischen Eroberer zu schützen. Um die Verteidigung der nördlichen Landesteile zu erleichtern, beging er den großen Fehler, sie an mehrere Fürsten und Knese zu verteilen, die nur ihre Sonderinteressen ohne Rücksicht auf das Gesamtreich verfolgten und durch verräterische Verbindung mit den Osmanen sich volle Unabhängigkeit zu erringen suchten. Uroschs Nachfolger, König Wukaschin, verband sich mit dem byzantinischen Kaiser und eroberte Thessalonich, verlor 1371 aber gegen Murad Schlacht und Leben. Noch heute heißt die Stelle Sirb-sindüghi d. h. „Verderben der Serben".

Als es dem Knes Lazar, der eine Nichte des Königs zur Frau hatte, gelang, alle andern Serbenknese zu unterwerfen und sich als „Zar von Serbien" mit Tvartko, dem Könige von Bosnien, heimlich auch mit dem längst unterworfenen Sisman von Bulgarien zu verbinden, entriß ihm Murad die Stadt Nisch (1386) und zwang ihn, seine Oberhoheit anzuerkennen, Tribut und Heeresfolge zu versprechen.

Aufstände. Zu ruhigem Genusse seiner hohen Machtstellung sollte Murad übrigens niemals kommen. Bald beschäftigten ihn Aufstände in Kleinasien, bald in Europa, hier vor allem seines eignen Sohnes Saudschi, der sich mit Andronikus, Johanns I. Sohn, verband, um sich selbst die höchste Gewalt anzueignen. Aber Saudschis Truppen fielen aus Furcht vor dem schnell herbeieilenden Murad größtenteils ab, der Prinz wurde gefangen, dann geblendet und hingerichtet (1376). Nicht minder unglücklich war der Versuch des Alibeg von Karamanien (in Kleinasien), der bedrohlichen Ausbreitung

der Osmanen entgegenzutreten. Murad kam ihm zuvor und schlug den überraschten Gegner vor den Thoren seiner Hauptstadt Konia (1386).

Als Murad noch mit diesem Kampfe beschäftigt war, rafften sich die Serben unter ihrem tapferen Zaren Lazar auf, der sich zum zweitenmal mit Tvartko von Bosnien und heimlich mit den Bulgaren verbündete und auch die Walachen, Ungarn und Albanesen gegen den gemeinsamen Feind der Christenheit in das Feld rief. Murad rückte mit einem eiligst gesammelten Heere an den Balkan, warf zunächst Sisman durch Wegnahme der Festungen Schumla, Tirnowa und Nikopolis nieder, schenkte ihm zwar das Leben, machte aber die Bulgarei zinspflichtig.

Murads Tod in Kossowa.

Dann rückte er gegen Lazar vor, der ihn mit einem überlegenen Heere auf der Ebene bei Kossowa oder dem Amselfelde an der Grenze von Bosnien und Serbien erwartete. Schon in der Frühe des Morgens — es war am 15. Juni 1389 — trat ein scheinbar schwer verwundeter Feind, Namens Milosch Kobilowitsch, vor den Sultan und rief, daß er vor seinem Tode noch etwas Wichtiges mitzuteilen habe. Als ihn Murad nahe an sich herankommen ließ, stieß er ihm den Dolch in den Unterleib. Der Mörder, ein gewandter und starker Mann, wäre beinahe entkommen, tötete noch viele Türken und wurde erst nach langer Verfolgung in Stücke gehauen. Von nun an leitete Bajesid die Schlacht und errang einen vollkommenen Sieg. Am Abend ließ er den gefangenen Zar Lazar in sein Zelt bringen und neben Murads Leiche hinrichten. Lazars Sohn und Nachfolger aber mußte Tribut zahlen.

Bajesid I.

Bajesid I., genannt Jildirim, d. h. Blitzstrahl (1389—1402), begann seine Regierung mit der Ermordung seines Bruders Jakub „in der Erwägung der Worte des Korans", wie ein osmanischer Reichshistoriograph sagt, „daß Unruhe ärger als Hinrichtung sei". Auch der Emir von Karamanien, der von neuem zu den Waffen griff, wurde geschlagen, gefangen und umgebracht, seine Hauptstadt Konia (Ikonium) erobert und das Land zur osmanischen Provinz gemacht (1391). Zuletzt bemächtigte sich Bajesid auch der Städte Amasia und Sinope an der Küste des Schwarzen Meeres und vollendete damit die Unterwerfung Kleinasiens. Den Kaiser Manuel ängstigte er sieben Jahre lang durch Einschließung seiner Hauptstadt und bereitete einem gewaltigen Kreuzheer aus dem Abendlande am 28. September 1396 bei Nikopolis eine schreckliche Niederlage.

Schlacht bei Nikopolis (1396).

Durch die Wegnahme Bulgariens — 1393 hatte Bajesid die Hauptstadt Tirnova mit Sturm genommen und die bulgarische Kirche dem Patriarchen von Konstantinopel unterworfen — die Verheerung Serbiens und die Bedrohung der Walachei sah sich König Sigmund zu energischen Rüstungen gezwungen, um das bereits tief gesunkene Ansehen des ungarischen Thrones wiederherzustellen. Er wandte sich im Namen der bedrohten Christenheit an die Fürsten des Abendlandes um Hilfe, und in ritterlichem Kampfesmute leisteten seinem Rufe über 6000 Franzosen Folge, Ritter und reisige Söldner unter der Anführung erlauchter Herren und berühmter Feldherren. Aus Deutschland erschienen der Kurfürst von der Pfalz mit vielen süddeutschen Rittern, der Großprior des Deutschen Ordens, Friedrich Graf von Hohenzollern mit zahlreichen Ordensrittern, sogar der Großmeister des Johanniterordens, Philibert von Naillac, kam aus Rhodos mit einer auserlesenen Schar. Dieser Elite des Rittertums schlossen sich endlich der Graf von Cilly mit steiermärkischem und der Woiwode Myrtsche mit walachischem Volke an. Dort überließ sich das Kreuzheer, besonders der französische Teil, in stolzer Sicherheit den ausgelassensten Schwelgereien und wollte gar nicht die Meldung glauben, daß Bajesid kaum noch einige Stunden entfernt mit einer bedeutenden Truppenmacht stehe. Als die ersten leichten Reiterscharen der Feinde im Gesichtskreis der Christen auf der Ebene erschienen, forderte der Graf von Nevers sogleich für die französische Ritterschaft die Ehre des ersten Angriffs. König Sigmund, der den Krieg mit den Türken schon in Serbien und Bosnien kennen gelernt hatte und vorsichtig geworden war, stellte ihm vergebens vor, daß man der irregulären türkischen nur leichte christliche Reiterei, wie die walachische, entgegenwerfen, den Kern des Heeres aber zum Entscheidungskampfe mit den Sipahis und Janitscharen als Reserve zurückhalten müßte. Die Franzosen bestanden aber lärmend auf ihrer Forderung und erhielten schließlich die Erlaubnis zum Angriff. Wohl zerstoben die türkischen ungeordneten Asaben vor der schwergerüsteten Ritterschaft, auch die Janitscharen und andre Fußtruppen wurden zersprengt und flohen nach einem Verlust von mehreren tausend Mann hinter die Sipahis, die ebenfalls zusammengeritten wurden und 5000 Mann auf dem Kampfplatze ließen. Als die Franzosen aber in ungestümer Hast die fliehenden Feinde die Hügel hinauf verfolgten, ohne sich erst wieder zu sammeln, stießen sie unerwartet auf Bajesids Reserven, eine Streitmacht von 40000 Mann, an

der die atemlosen und völlig in Unordnung geratenen Reiter mit ihrem Angriffe vollständig scheiterten. An Stelle des tollen Übermutes befiel sie jetzt ebenso kopflose Entmutigung. Sie wandten sich zur Flucht, aber die von allen Seiten wieder aufstürmende Reiterei der Osmanen richtete unter ihnen ein furchtbares Gemetzel an. Der Admiral Jean de Vienne stürzte sich mit den ihn umgebenden Rittern mitten in die feindlichen Lanzen und fand einen ehrenvollen Tod. Der Graf von Nevers und vierundzwanzig der vornehmsten Herren gaben sich gefangen.

Als das in Schlachtordnung nachrückende übrige christliche Heer die Niederlage der französischen Ritter gewahrte, verließen die Ungarn auf dem rechten, die Walachen auf dem linken Flügel teils aus Feigheit, teils aus Verrat das Schlachtfeld. Nur das Zentrum, bei welchem Sigmund selber hielt, die ungarische Abteilung des Palatins von Gara, die Kroaten und Steiermärker unter Cilly, die Deutschen unter dem Kurfürsten von der Pfalz und dem Burggrafen von Nürnberg, zusammen ungefähr 12000 Mann, gingen unbeirrt und mutig zum Angriff vor, warfen die Janitscharen und hielten mehrere Angriffe der Sipahis aus, bis 5000 Serben, deren Despot Stephan dem Sultan hatte Heeresfolge leisten müssen, über sie herfielen und sie in Verwirrung brachten, worauf dann die Türken die Niederlage vollendeten. Die deutschen Ritter fielen fast alle im Verzweiflungskampfe, König Sigmund rettete sich mit Mühe auf einen Kahn, auf welchem er zusammen mit dem Erzbischof von Gran, dem Großmeister der Johanniter und dem ungarischen Palatin eiligst stromab ins Schwarze Meer fuhr und glücklich die vereinigte Flotte der venezianischen und rhodischen Kreuzfahrer erreichte. Mit diesen fuhr er über Konstantinopel, Rhodos u. s. w. bis nach Dalmatien und kehrte erst im folgenden Jahre nach Ungarn zurück.

Schiltberger. Wütend über die erlittenen schweren Verluste ließ Bajesid am folgenden Morgen alle Gefangenen, gegen 10000 Mann, an Stricken herbeischleppen und bis auf wenige vor seinen Augen abschlachten, köpfen, oder mit Keulen totschlagen. Unter denen, die Gnade fanden, war der Graf von Nevers mit den übrigen 24 gefangenen hohen Herren und der deutsche Knappe Schiltberger aus München, der diese Schreckenstage und die noch folgenden 34 Jahre der Sklaverei meist in Asien nach seiner glücklichen Rückkehr einfach und treuherzig beschrieben hat. Bereits hatten drei Waffengefährten vor ihm verbluten müssen und die Reihe war an ihm, als Bajesids Sohn den Vater auf den blutjungen siebzehnjährigen Gefangenen aufmerksam machte und seine Begnadigung erwirkte. Schiltberger sah mit den wenigen zurückgestellten und zu Palastsklaven bestimmten Leidensgefährten dem Gemetzel bis 4 Uhr nachmittags zu und hatte auch später noch Gelegenheit, den heimkehrenden König Sigmund vorbeifahren zu sehen, dem die Gefangenen höhnisch am Ufer zur Ansicht aufgestellt wurden. Der Graf von Nevers, Marschall Boucicault und die übrigen Herren wurden für hohes Lösegeld freigelassen, Schiltberger aber mußte bleiben, geriet in der Schlacht bei Angora in mongolische Gefangenschaft wurde ins Innere Asiens geschleppt und erst nach langer Gefangenschaft wieder in die Heimat entlassen.

Timur. Bajesids Truppen verheerten nach dem entscheidenden Siege die Donau- und Saveländer bis nach Ungarn hinein, ferner Thessalien und Griechenland, und erst als der welterobernde Timur von Osten her erschien, bekam das entsetzte Europa vor den im Rücken bedrohten osmanischen Bedrängern auf kurze Zeit Ruhe. Bajesids Niederlage bei Angora (1402), seine Gefangenschaft und sein Ende (1403) wird in der Geschichte der Mongolen und Tataren eingehend erzählt werden.

Bajesids Söhne. Als Timur, 1403 nach Samarkand zurückkehrte, wurde es erst ganz offenbar, daß er zwar die seldschukischen Emirate in Asien überall hergestellt, die andern osmanischen Länder aber den Söhnen Bajesids überlassen hatte. Von diesen war der älteste, Soliman (1402—10), vom Schlachtfelde bei Angora über Brussa nach Adrianopel geflüchtet und hatte die Anerkennung als Lehnsfürst Timurs in den europäischen Besitzungen erlangt. Mohammed war im Hochlande von Amasia und Tokat (im nordöstlichen Kleinasien) unbelästigt geblieben, und Isa verließ sein Versteck bei Brussa, um sich mit Hilfe des Beglerbeg (Obergenerals) Timurtasch zum Herrn dieser Stadt zu machen. Sobald aber die sichere Kunde von des gefangenen Vaters Tod nach Amasia gekommen war, vertrieb Mohammed aus Brussa seinen Bruder Isa, der für immer verscholl, unterwarf oder beseitigte die durch Timur selbständig gewordenen Emire Kleinasiens und wehrte sich auch gegen die Angriffe seines Bruders Soliman (1405). Dann aber schickte er gegen diesen seinen Bruder Musa mit Truppen nach Europa, damit er die christlichen Vasallenfürsten zu gewinnen suche. Nach fünfjährigem Ringen, von den Serben verlassen, von den Walachen unterstützt, erreichte Musa sein unwürdiges Ziel, gewann Adrianopel durch Überraschung und nahm den Thron Solimans ein, der auf der Flucht ermordet war. Im stolzen Siegesgefühl lagerte er bald darauf vor Konstantinopel, dessen ohnmächtiger Herrscher (Manuel) sich nicht anders zu helfen wußte, als daß er Mohammed aus Brussa herbeirief. Obwohl mehrmals zurück-

383. Kampf gegen die Türken.

Faksimile eines Holzschnittes von Hans Burgkmaier im „Weißkunig".

Das Blatt trägt im Originale die Unterschrift: „Der Crabaten slacht! Das slahen der Crabaten, das man in die nasen abschnid und das sie die slacht verlieren, die Kopf an den spiezen umbfürt."

geschlagen, brachte dieser mit Hilfe der Serben 1413 seinem Bruder Musa in der Nähe von Sofia eine Niederlage bei, die ihm Krone und Leben kostete.

Mohammed I.

Nun vereinigte Mohammed I. (1403—21) das ganze osmanische Reich in seiner Hand, gab seinem Bundesgenossen Manuel die Festungen am Schwarzen und Marmara-Meere sowie in Makedonien wieder zurück und behandelte seine christlichen Vasallen mit einnehmender Milde und Leutseligkeit. Als er aber gegen die Venezianer (bei Gallipoli 1416), gegen die Deutschen (bei Radkersburg in Steiermark 1416) und gegen die Ungarn (bei Nisch in Serbien 1419) unglücklich kämpfte, erhob sich gegen ihn ein Kronprätendent, der sich für Mustafa, einen in der Schlacht von Angora verschwundenen Sohn Bajesids, ausgab, und fand bei Myrtsche, dem Woiwoden der Walachei, wirksame Unterstützung. Sofort aber eilte Mohammed herbei, schlug ihn bei

Thessalonich und nötigte ihn zur Flucht nach Konstantinopel, wo er seitdem für eine jährliche Entschädigung in Gewahrsam gehalten wurde. Myrtsche wurde durch Verwüstung der Walachei gestraft (1420). Wenige Monate nachdem er seinen Sohn Murad zum Erben eingesetzt und seine beiden minderjährigen Söhne der Vormundschaft und Obhut des byzantinischen Kaisers Manuel empfohlen hatte, damit Murad sie nicht könnte umbringen lassen, sank er, vom Schlage getroffen, vom Pferde.

Murad II.

Murad II. (1421—51) bestieg als Jüngling von achtzehn Jahren den Thron, zeigte aber sofort männliche Thatkraft und Einsicht. Um dem byzantinischen Kaiser in seinen Brüdern nicht ein wirksames Mittel zur Bedrohung seines Thrones in die Hand zu geben, weigerte er sich, sie jener Bestimmung seines Vaters gemäß nach Konstantinopel zu schicken. Manuel, der ein leicht erklärliches Interesse an der Ausführung jener Bestimmung hatte, ging in thörichter Überschätzung seiner Macht zu Drohungen über und ließ gar den in seinem Gewahrsam befindlichen Pseudo-Mustafa frei. Da es diesem über Erwarten glückte, sich zum unbestrittenen Herrn des ganzen europäischen Gebietes zu machen, setzte Murad mit sieben großen Galeeren, die er von genuesischen Patriziern für 50 000 Dukaten und das Versprechen geliehen bekam, ihre Alaunbergwerke zu schützen, nach Gallipoli über, zerstreute das Herr des Abenteurers, zog ohne Widerstand in Adrianopel ein und ließ den von seinen eignen Freunden überlieferten Thronprätendenten aufknüpfen. Dann rückte er, um sich an Manuel, dem Anstifter dieses gefährlichen Aufstandes zu rächen, mit 20 000 Mann vor Konstantinopel, fand aber so tapferen Widerstand, daß er 1424 Frieden machte (s. S. 732).

Mustafas Aufruhr.

Überdies hatte er die Nachricht bekommen, daß sein dreizehnjähriger Bruder Mustafa, der nach des Vaters Tode zum Fürsten von Karamanien in Sicherheit gebracht worden war, mit Hilfe des letzteren als Thronprätendent aufgetreten und bereits im Besitze von Nicäa sei. Sofort eilte er nach Kleinasien hinüber, gewann das gegnerische Heer für sich und ließ seinen armen verführten Bruder vor der Stadt an einem Feigenbaume aufknüpfen.

Eroberung von Thessalonich.

Die Venezianer hatten die langjährige Verwirrung, die durch Timurs Einfall, durch die Thronstreitigkeiten der osmanischen Prinzen und durch die Schwäche der byzantinischen Kaiser in den Küstenländern des Ägäischen Meeres eingerissen war, mit großer Rührigkeit dazu benutzt, sich in den schutz- und herrenlosen Provinzen des Peloponnes und Albaniens, sowie auf den Inseln des griechischen Archipels festzusetzen. Als sie nun gar dem kranken Prinzen Andronikus Paläologus für 50 000 Dukaten Stadt und Herrschaft Thessalonich abgekauft hatten (1423) und das Türkenreich mit ihren Besitzungen und Bundesgenossen fast umklammerten, eröffnete Murad II. den Kampf mit ihnen an allen Enden, wo er sie ergreifen konnte. Vergebens suchte Venedig durch diplomatische Künste dem Kriege aus dem Wege zu gehen, der zähe Sultan, der schon Durazzo erobert hatte und Lepanto belagern ließ, befahl 1430 den Sturm auf Thessalonich. Die Einwohner wurden zum großen Teil als Sklaven verkauft, die Häuser völlig ausgeplündert und mit türkischen Familien aus Janitza bevölkert. „Es war nicht mehr das Thessalonike der Griechen, nicht mehr das Salonichi der Venezianer, sondern die Türkenstadt Selanik geworden." Die Venezianer versuchten sich in den Dardanellen Ersatz zu verschaffen, blockierten die türkischen Häfen und eroberten ein auf asiatischer Seite gelegenes Dardanellenschloß, waren aber schließlich froh, einen nicht ganz unvorteilhaften Frieden schließen zu können (1430).

Eroberung der Grenzländer.

Die immer wieder abfallenden Albanesen, Serben und Walachen machten Murad viel zu schaffen, zumal sie von Ungarn bisweilen unterstützt oder wenigstens ermutigt wurden. Daher ließ Murad alle Grenzländer, besonders Siebenbürgen und Serbien, verheeren; mehrere ungarische Heeresabteilungen wurden geschlagen, König Albrechts Heer zersprengt, zahllose Ungarn, Deutsche, Serben, Albanesen und Walachen fortgeschleppt, um als Sklaven verkauft oder in den verödeten Gegenden Thrakiens und Makedoniens angesiedelt zu werden. Drakul, der Woiwode der Walachei, Johann Kastriota, der Herr von Nordalbanien, Vater des Nationalhelden Georg Kastriota, Georg Brankovitsch, Despot von Serbien, die verschiedenen fränkischen und griechischen

Herren von Südalbanien und Mittelgriechenland, Tvartko II., der König von Bosnien, mußten, ſo oft ſie ſich empörten, ſich immer wieder unterwerfen. Nur Hermannſtadt in Siebenbürgen und Belgrad an der Grenze Serbiens blieben unbezwingliche Bollwerke, vor denen Murads Macht zum Stillſtand kam.

Skanderbeg.

Die einzigen ihm ebenbürtigen Gegner fand der länderzertretende Osmanenſultan in Johann Hunyadi, der Ungarn rettete (ſ. deſſen Geſchichte), und in Georg Kaſtriota, genannt Skanderbeg, der Albanien verteidigte. Schon hatte Murad nach dem glänzenden Siege bei Varna (1444), des ewigen Kampfes und der Regierungsſorgen gänzlich müde, der Herrſchaft entſagt und ſich nach Magneſia in Kleinaſien zurückgezogen, als die drohende Macht Georg Kaſtriotas in Albanien und des Deſpoten Konſtantin (des ſpäteren Kaiſers) im Peloponnes, ſowie ein Aufſtand der Janitſcharen, die den Bazar von Adrianopel in Flammen geſetzt und ſich außerhalb der Stadt verſchanzt hatten, ihn auf den Thron zurückriefen. Er ſtürmte die Befeſtigungen, welche Konſtantin auf dem griechiſchen Iſthmus hatte aufführen laſſen, und zwang ihn zur Tributzahlung. Dann rückte er gegen Kaſtriota nach Albanien vor, wurde aber durch Hunyadis erneuten Einbruch in das befreite Serbien zunächſt dorthin gezogen und ſchlug mit ſeinem weit überlegenen Heere die Ungarn in der mehrtägigen Schlacht von Koſſowa (1448), auf demſelben Amſelfelde, auf welchem 59 Jahre früher die Serben und ihr König Lazar gegen Murad I. für ihre Freiheit geblutet hatten. Die Schlacht wäre vielleicht anders ausgefallen, wenn Hunyadi ſeines Bundesgenoſſen Kaſtriota Ankunft abgewartet und nicht vor der Zeit angegriffen hätte. Nunmehr ſtand dieſer mit ſeinen Albaneſen allein den ſiegreichen Osmanen gegenüber, aber an ſeinem Heldenmute ſcheiterten dennoch alle Angriffe des erbitterten Sultans. Denn ihm galt Kaſtriota nicht bloß als ein abtrünniger Vaſall, ſondern auch als ein von dem Glauben Mohammeds wieder zum Chriſtentum abgefallener Moslem, der für ſeine unſühnbare Schuld der Gläubigen Rache fühlen ſollte. Als jüngſter Sohn des erwähnten Fürſten Johann Kaſtriota war er mit ſeinen drei Brüdern 1423 von Murad als Geiſel nach Adrianopel geſchleppt, als Moslem erzogen und Page des Sultans geworden. Ausgezeichnet durch Klugheit und perſönliche Tapferkeit erwarb er ſich ſchon als junger Mann eine angeſehene Stellung im Heere und wurde Sandſchakbeg. Aber angeregt durch die erfolgreichen Kämpfe Hunyadis, erinnerte er ſich ſeiner fürſtlichen und chriſtlichen Herkunft, floh im Jahre 1443 mit 300 Albaneſen aus dem türkiſchen Lager zu ſeinen Landsleuten, warf mit Liſt die Türken aus der ſtarken Feſtung Kroja hinaus und rief das ganze Land zum Freiheitskampfe auf. In wenigen Wochen waren alle feſten Plätze in ſeinen Händen und die Türken vertrieben. Mehrere Heere derſelben wurden bei dem Verſuche, das Verlorene wieder zu erobern, von Kaſtriota vernichtet. Schließlich rückte Murad ſelbſt nach dem Siege bei Koſſowa mit mehr als 100 000 Mann gegen Albanien vor (1449), wiederholte den Angriff auch im folgenden Jahre, aber Kroja widerſtand unerſchütterlich, und Kaſtriota fügte den Osmanen im kleinen Kriege ſchweren Schaden zu. Der Tod Murads beſeitigte die äußerſte Gefahr, machte aber den mörderiſchen Kämpfen noch lange kein Ende.

384. Georg Kaſtriota, genannt Skanderbeg.

Der wohl noch früher als im 15. Jahrhundert entſtandene Helm befindet ſich in der kaiſerlichen Waffenſammlung zu Wien.

Mohammed II.

Mohammed II. (1451—81) begann gleich mit der Ermordung ſeines jüngeren Bruders Achmed und eilte dann gegen die Aufſtändiſchen in Kleinaſien, an deren Spitze wie gewöhnlich der Fürſt von Karamanien ſtand. Wie dieſe Verlegenheit Mohammeds den griechiſchen Kaiſer Konſtantin XI. verleitete, mit anmaßenden Forderungen und beleidigenden Drohungen gegen ihn aufzutreten, und wie der ſchweigſame und ſcheinbar

nachgiebige Sultan trotz seiner Jugend — er war erst einige zwanzig Jahre alt — in der Stille die Rache vorbereitete und, als die Zeit gekommen war, mit äußerster Energie im Frühling 1453 Konstantinopel eroberte, ist in der Byzantinischen Geschichte ausführlich dargestellt worden (s. S. 733 ff.).

Eroberung von Serbien und Griechenland.

Von seiner neuen Residenz, der altberühmten Kaiserstadt, aus forderte er zunächst den Despoten Georg Brankovitsch von Serbien auf, seinem Throne zu gunsten des rechtmäßigen Erben Stephan, Lazars Sohne, zu entsagen und sich mit einem Teilfürstentume zu begnügen. Als der Despot bei den Ungarn Hilfe suchte, fiel Mohammed in Serbien ein und belagerte die feste Donaustadt Belgrad mit mehr als 150000 Mann, 300 Geschützen und 200 Donauschiffen (1456). Aber der thatkräftige und unerschrockene Hunyadi vereitelte den Erfolg, vernichtete erst die türkische Flottille und brachte den anstürmenden Osmanen eine vollständige Niederlage bei (s. S. 716). Obwohl der tapfere Verteidiger des Christentums kurze Zeit nachher starb und Ungarn jahrelang durch Thronstreit und Parteiungen gelähmt wurde, wagte Mohammed dennoch keinen neuen Heereszug gegen dasselbe und begnügte sich, Serbien zu erobern, das nun türkische Provinz wurde (1459). — Im folgenden Jahre bemächtigte er sich Griechenlands samt dem Peloponnes bis auf wenige, von den Venezianern besetzte Häfen; der letzte Herzog von Athen, Francesco Acciajoli, wurde erwürgt, die Fürsten aus dem Hause der Paläologen flohen ins Abendland. Nur gegen Skanderbeg, den Fürsten der Albanesen, kämpfte auch Mohammed stets ohne Erfolg. Nach zehnjährigem Ringen erkannte er seine Unabhängigkeit an und schloß mit ihm Frieden (1461).

Eroberung von Trapezunt.

Im folgenden Jahre nahm auch das Kaiserreich von Trapezunt am Schwarzen Meere, das bis dahin zwischen Kurden, Turkomanen und Osmanen nur mit Mühe über zweieinhalb Jahrhunderte sein Dasein gefristet hatte, und der letzte Zweig der Komnenen (s. S. 113) ein jähes Ende. Mohammed rückte vor die Stadt, schloß sie zu Wasser und zu Lande ein und zwang den mutlosen Schattenkaiser David zur Übergabe. Nach Adrianopel geschafft, wurde er samt seiner nächsten männlichen Verwandtschaft hingerichtet (1462).

Ohne geschichtliche Beglaubigung ist die Nachricht, daß einer von den Komnenen nach dem Peloponnes entkommen sei, dessen Nachkommen sich im 17. Jahrhundert nach Genua begeben und in Corsica Besitzungen erworben hätten. Von einem derselben sollen die Buonapartes abstammen. Einem andern hat selbst Ludwig XVI. einmal den Titel „Kaiser von Trapezunt" gegeben; er starb als „der letzte Komnene" 1821. Dennoch versuchte noch ein späterer mit diesem Namen und Titel in London während des Krimkrieges (1853) eine Rolle zu spielen.

Bewältigung der Walachei und Bosniens.

Während dieser Kriege hatte der Woiwode der Walachei, Wlad (Wladislaw) Drakul, versucht, das Unterthänigkeitsverhältnis zu den Osmanen wieder abzuschütteln. Mohammed setzte nun Wlads Bruder Radul, der als Palastpage in Adrianopel auferzogen worden war, als Woiwoden ein, und die Walachei blieb türkische Provinz, ebenso Bosnien und die Insel Lesbos.

Kämpfe mit Venedig und Albanien.

Dadurch sahen sich zwei Nachbarn, Kastriota von Albanien und die Republik Venedig, gleichmäßig bedroht und schlossen ein Bündnis gegen die unersättliche Ländergier Mohammeds. Nun vertrieb der venezianische Generalkapitän Loredano die Türken aus Morea, und Kastriota fiel verheerend ins osmanische Gebiet ein, schlug alle Angriffe der türkischen Begs siegreich nieder und nötigte den Sultan selbst, der mit einem über 100000 Mann starken Heere Skanderbegs Hauptstadt Kroja belagerte, zum Rückzuge. Bald darauf starb der tapfere Georg Kastriota, nachdem er dreißig Jahre lang für Vaterland und Religion siegreich das Schwert geführt hatte, im 63. Lebensjahre zu Alessio (1467). Die Serben verglichen ihren tapfersten Nationalhelden — wenig passend — mit Alexander dem Großen (Iskander) und nannten ihn Skanderbeg.

Ohnmacht Venedigs.

Weniger glücklich waren die Venezianer, denen Mohammed (1470) Negroponte entriß. Auch die Bundesgenossenschaft mit dem mächtigen Usun Hasan aus der turkomanischen Dynastie des „weißen Hammels", der sich zum Herrn von Chorasan, Mesopotamien und Kappadokien gemacht hatte und die karamanischen Fürsten wieder in ihr Land zurückführen wollte, schaffte der bedrängten Republik nur vorübergehend

etwas Ruhe. Denn 1473 wurde Usun Hasan vom Prinzen Mustafa, dem Statthalter von Kleinasien, entscheidend geschlagen, und schon vier Jahre später fiel sein gewaltiges Reich mit seinem Tode in Stücke. Endlich vermochte sogar eine mit abendländischen Kreuzfahrern bemannte Flotte samt 40 venezianischen Schiffen unter dem Admiral Mocenigo an den Küsten Karamaniens (des alten Kilikiens) und des übrigen Kleinasien nichts auszurichten.

Eroberung der Krim.

Dennoch bewilligte Mohammed den Venezianern einen einjährigen Waffenstillstand, um eine günstige Gelegenheit zu neuen Eroberungen am Schwarzen Meere zu benutzen. Das tatarische Chanat in der Krim war nämlich durch Thronstreitigkeiten in die größte Verwirrung gebracht. Die wirklichen Beherrscher der Halbinsel und des Asowschen Meeres waren die Genuesen, welche, im Besitze der Hafenfestungen Kaffa und Asow und weitgehender Privilegien, durch ihre Konsuln den uneinigen Chanen Gesetze vorschrieben. Nun erschien der Großwesir unvermutet mit 300 Segeln und entriß mit Hilfe von italienischen und armenischen Verrätern den Genuesen alle ihre Besitzungen, ließ Hunderten von reichen Handelsherren die Köpfe abschlagen und zwang die Tataren zur Anerkennung der osmanischen Oberhoheit (1475).

Albanien wird türkische Provinz.

Als hierauf die schlau hingehaltenen Venezianer der Forderung Mohammeds, Skutari und andre albanesische Plätze herauszugeben, nicht nachgeben wollten, begann der Krieg von neuem. Lepanto, das stärkste Bollwerk der Venezianer in Griechenland, vom General Loredano stark besetzt und verproviantiert, schlug den Angriff von vierzigtausend Türken glücklich ab, aber vor Kroja erlitten die vereinigten Venezianer und Albanesen eine arge Niederlage. Bis nach Aquileja und Görz drangen die türkischen Reiterschwärme vor und erschreckten durch den Brand von ausgeplünderten Dörfern und Weilern die stolze Meerkönigin selbst, die doch keine Hilfe zu bringen vermochte. Dann eroberte Mohammed Kroja (1478) und machte Albanien zur türkischen Provinz; die Venezianer aber erhielten die Plätze, die sie in Griechenland und Dalmatien vor Ausbruch des Krieges besessen hatten (außer Negroponte), gegen Zahlung von 100000 Dukaten zurück (1479).

Die Jonischen Inseln und Otranto.

Gegen Ende seines Lebens gelang es dem Sultan noch, seine Herrschaft im Mittelländischen Meere zu erweitern. Zuerst wurde Leonardo, der Herr der Jonischen Inseln, von einer osmanischen Flotte überfallen und gezwungen, mit seinen Schätzen nach Neapel zu fliehen. Alsbald aber richteten die Türken von Zante aus ihre Blicke nach Westen auf die gegenüberliegenden apulischen Küsten. Zum Schrecken Italiens wurde im Jahre 1480 Otranto von ihnen erstürmt, über die Hälfte von den 22000 Einwohnern niedergemacht, die übrigen in die Sklaverei geschleppt. Eine türkische Militärkolonie plünderte von hier aus die reichen apulischen Ebenen. Angstvolle Gemüter sahen schon über der Petersbasilika den Halbmond errichtet und das weltbeherrschende Rom zur Residenz des Sultans und Kalifen umgewandelt. Allein 1481, nach Mohammeds Tode, warf Ferdinand I. von Sizilien die türkische Besatzung wieder hinaus: Italien, die römische Kirche, das Christentum waren gerettet.

Mohammed starb im 52. Lebensjahre, im 30. seiner Regierung (1481) und hinterließ das furchtbarste Andenken durch jenen Paragraphen seines Gesetzbuches, der dem jedesmaligen Thronfolger den Bruder- und Verwandtenmord ausdrücklich zur Pflicht macht, damit das Reich vor Empörungen der jüngeren Prinzen gesichert sei.

Bajesid II.

Bajesid II. (1481—1512), Mohammeds ältester Sohn, hielt unter dem Toben der Janitscharen, die den Großwesir erschlagen und ganze Viertel der Hauptstadt geplündert hatten, seinen Einzug als Sultan und konnte nur durch sofortige Bewilligung eines außerordentlichen Thronbesteigungsgeschenks Zutritt ins Serail erlangen. Wenige Tage später aber eilte sein einziger jüngerer Bruder Dschem, dem von dem ermordeten Großwesir der Thron versprochen war, aus seiner Statthalterschaft Karamanien herbei, bemächtigte sich zunächst der alten Hauptstadt Brussa und forderte von hier aus Bajesid auf, mit ihm das Reich brüderlich zu teilen und ihm das Leben und die Herrschaft über Asien zu gönnen. Aber Bajesid antwortete lakonisch mit dem schauerlichen arabischen Spruche: „Es gibt keine Blutsverwandtschaft zwischen

Königen", zog schnell mit einem Heere nach Asien hinüber und gewann zum Teil durch Verrat im Juni 1481 einen entscheidenden Sieg bei Jenischehr (nördlich von Brussa).

Dschem.

Dschem, aller Freunde und Mittel bar, fand zunächst bei dem Mamlukensultan in Ägypten ehrenvolle Aufnahme und beabsichtigte dann, im Bunde mit dem vertriebenen Fürsten von Karamanien, sich die Herrschaft in Asien zu erkämpfen. Obwohl in Konia vollkommen besiegt, wies er in thörichter Befangenheit das Anerbieten seines Bruders, in der Stille zu Jerusalem von einem großen Jahrgehalt zu leben, mit Entrüstung zurück: er wollte herrschen. Immer in der Hoffnung, aufrichtige und kriegsfähige Bundesgenossen gegen den Sultan zu gewinnen, warf er sich dreizehn Jahre lang einem Machthaber nach dem andern in die Arme, ward immer bereitwilligst aufgenommen und erntete immer nur Gefangenschaft, Treubruch und Hinterlist. Die Johanniter, bei denen er am längsten weilte, ließen sich hinter seinem Rücken von Bajesid das Versprechen, den Prinzen zu bewachen, mit 45000 Dukaten jährlich, mit Handelsvorteilen und mit einer wertvollen Reliquie, einem Arm Johannis des Täufers, bezahlen. Auch der König Matthias von Ungarn, der Sultan von Ägypten, der Papst Innocenz VIII. verlangten nach Dschem, um ihn im Kampfe gegen Bajesid an die Spitze zu stellen. Allein nur der letztere erhielt ihn wirklich und nahm ebenso gern das Gold des Sultans für die Bewachung des Unglücklichen wie die Rhodiser Ritter. Sein Nachfolger, der berüchtigte Alexander VI., ein Meister im Vergiften, erhielt von Bajesid bereits 300000 Dukaten zugesagt, wenn er seine Kunst hier beweise; allein der plötzliche Einfall Karls VIII. von Frankreich brachte ihn um den Gewinn. Der phantastische König, der den Prinzen selbst bei einem späteren Kampfe um Konstantinopel vorteilhaft zu benutzen gedachte, machte seine Auslieferung zur ersten Bedingung des Friedens, und der in der Engelsburg belagerte Kirchenfürst mußte einwilligen. Der unglückliche Dschem aber hatte bereits ein schleichendes Gift einbekommen, dem er am 24. Februar 1495 in Neapel erlag. Musik und Dichtkunst allein gaben ihm Trost in seinem dreizehnjährigen Schmachten nach Freiheit, Herrschaft und Wiedervereinigung mit seiner Familie, die in Ägypten eine Zufluchtstätte gefunden hatte. Seine Gedichte sind zum Teil noch erhalten.

Krieg mit Venedig.

Bajesid, schon von Natur friedliebend, verzichtete nicht aus Furcht vor der bewaffneten Rückkehr Dschems auf alle weitgehenden Eroberungspläne. Seine Kriege dienten mehr zur Aufrechterhaltung des osmanischen Waffenruhmes und zur Beschäftigung der Janitscharen. Nur gegen die ewig beutesüchtigen und zu Aufständen geneigten kecken Venezianer, die sich unlängst mitten in den türkischen Gewässern der herrlichen Insel Cypern bemächtigt hatten (s. S. 575), ging er, zum Teil angetrieben durch Papst und Kaiser, auf wirkliche Eroberungen aus. Als der Beglerbeg von Rumili mit 63000 Landtruppen vor Lepanto rückte und der Kapudan Pascha durch die Besiegung des berühmten Andrea Loredano der türkischen Flotte zugleich den Zugang von der Seeseite erkämpfte, mußten Stadt und Festung kapitulieren (1499) und ein Jahr später auch Modon, Navarin und Koron sich ergeben. Wohl brachten nun die klugen venezianischen Diplomaten einen Bund mit dem Papste, mit Ungarn, Frankreich und Spanien zustande, aber die vereinigten Flotten hatten so wenig Erfolg, daß Venedig sich gern zufrieden gab, als ihm 1502 für den Verlust vieler Besitzungen auf Morea und den Inseln, wenigstens die Anstellung eines venezianischen Bailos in Konstantinopel wieder gestattet wurde.

Bajesids Tod.

Das letzte Lebensjahr des Sultans wurde noch durch den Aufstand seiner eignen Söhne getrübt. Als er die Absicht an den Tag legte, seinen zweiten Sohn, Achmed, den damaligen Statthalter von Amasia (im nordöstlichen Kleinasien), mit Übergehung Korkuds, des ältesten Sohnes, zum Thronfolger zu bestimmen, unternahm es der dritte, Selim, Statthalter von Trapezunt, sich selbst den Thron zu erobern. Als ihm der Vater untersagte, nach 26jähriger Trennung in Adrianopel einen Besuch zu machen, kam er ohne Erlaubnis mit Truppen, erzwang sich die Statthalterschaft von Semendria, Widdin und Aladschahissar (südlich von beiden) und rückte gegen Konstantinopel vor, um den Vater zur Abdankung zu zwingen. Allein hier wurde er geschlagen und mußte in die Krim flüchten. Nun eilte Achmed herbei in der Hoffnung, daß seine Zeit gekommen sei, da der älteste Bruder sich mit einer Statthalterschaft in Kleinasien zufrieden gegeben hatte, jedoch die Janitscharen waren gegen ihn aufgehetzt, empörten sich, plünderten in Konstantinopel die Häuser der Reichen und nötigten den alten Sultan, Achmed wieder in seine Statthalterschaft zurückzuschicken, Selim dagegen zu begnadigen und ihm die Rückkehr nach den Donauländern zu gestatten. Bald darauf riefen die Janitscharen selbst ihren Liebling Selim nach Konstantinopel, zogen vor das Serail

und nötigten Bajesid durch den beständigen Ruf: „Unser Padischah ist alt und krank, wir wollen Sultan Selim!“ zur Abdankung. Auf dem Wege nach Demotica starb der 65jährige Sultan wenige Tage danach, wie man natürlich sagte, an Gift (Mai 1512). Sein ungetreuer Sohn Selim (1512—20) machte schon nach acht Jahren dem gewaltigen Soliman Platz, der in der neueren Geschichte eine weltgeschichtliche Rolle gespielt hat. (Vergl. Bd. V.).

Des Türkenreiches Größe und Macht.

Er hinterließ ein Reich, welches aus 24 Sandschaken (Regierungsbezirken) in Asien und 34 in Europa bestand, dem Throne 4—5 Millionen Dukaten jährliche Einkünfte brachte, ein stehendes Heer von mehr als 50 000 Mann und eine Flotte von durchschnittlich 70 Galeeren unterhielt.

Trotz aller Thronstreitigkeiten, Verwandtenmorde und Janitscharenaufstände hatte das Osmanenreich durch zwei Dinge seinen dauernden Bestand im europäischen Staatensystem gesichert, durch sein Staatsrecht und seine Militärorganisation. Das erstere, in dem Politik, Religion und Moral untrennbar verbunden erscheinen, fand in der Gesetzsammlung Bajesids II., der sogenannten Multeka, seinen formalen Abschluß. Es kennt zwar keinen Frieden, sondern nur einen Waffenstillstand im Kampfe gegen die Ungläubigen, hält aber fest an dem Unterschiede, den der Koran (Sure IX) bestimmt hat, zwischen Heiden und Schriftbesitzern. Diese, die Christen und Juden, blieben unter der osmanischen Herrschaft fast autonom unter gewählten Gemeindebeamten und waren nur zu einer Kopfsteuer und der nach unsren Begriffen entsetzlichen Knabensteuer verpflichtet. Alle fünf Jahre wurde eine Razzia gehalten, um kräftige und begabte Knaben für die Kerntruppe zu gewinnen, nicht nur auf der Balkanhalbinsel, in Ägypten, Nordafrika, sondern auch in Siebenbürgen und Ungarn, wenn man daselbst Herr war. So erwuchs aus dem stets kriegsbereiten Heere eine Großmachtsstellung des Osmanischen Staates, mit der ganz Europa rechnen mußte. Um die Gunst des „Fürsten der Fürsten“, wie sich der Sultan nannte, buhlten Genua, Venedig, Frankreich, und selbst der Papst gestattete den Handel mit den Türken in Ragusa.

Mongolen und Tataren.

Ausdehnung des Mongolenreiches.

Das große mongolische Reich, welches Dschingischan (gest. 1227) gegründet und dessen Nachfolger, die Großchane Oktai (gest. 1241), Kujuk (gest. 1249) Mangu (gest. 1259) und Kubilai (gest. 1294), noch bedeutend erweitert hatten, so daß es sich vom Chinesischen Meere im Osten bis zum Dnjepr und Ladogasee im Westen, vom Altaigebirge und von den Ebenen Sibiriens im Norden bis zum Libanon im Süden erstreckte, hatte auf die Dauer keinen festen Zusammenhang bewahrt und war beim Ablauf des 13. Jahrhunderts in mehrere selbständige Chanate zerfallen. Dies konnte nicht ausbleiben, einmal wegen der ungeheuren Ausdehnung der eroberten Länder, der Verschiedenheit der unterworfenen Volksstämme, der Roheit und Unbildung der herrschenden Rasse, die ohne alle Fähigkeit zur staatlichen Organisation, nur durch Feuer und Schwert zu verwüsten und zu unterjochen verstand, vor allem aber wegen des Mangels eines bestimmten Gesetzes über die Thronfolge. Überdies war es Sitte, große Ländermassen an alle vorhandenen Söhne und Enkel zu verleihen, die nun erst recht mit einander, oder auch als Kronprätendenten mit dem Großchan in heftige Kämpfe gerieten. Endlich wurde der Großchan Mangu aus der jüngeren Linie Tuli von einem großen Teile der Mongolen für einen Thronusurpator erklärt und hatte seinen Hauptsitz nach China (Peking) verlegt, während die alte Residenz seines Ahnherrn Dschingischan, Karakorum, im Besitze der abgesetzten Linie verblieb und bald in ihre frühere Unbedeutendheit zurücksank.

Zersplitterung.

Dschingischan hatte sein Reich für vier Söhne — er hatte deren viel mehr — in vier Teile geteilt und damit selbst den Grund zu ebenso vielen selbständigen Reichen gelegt; aber nur eins war von langer Dauer gewesen und in den Händen seiner Nachkommen verblieben, während die drei andern seiner Familie bald verloren gingen und teils in kleine „Horden“ sich auflösten, teils wieder aufgegeben werden mußten.

385. Mongolische Rüstung aus dem 14. Jahrhundert.

Die Rüstung besteht vollständig aus Drahtmaschen. Auf der Brust, den Schultern und den Oberschenkeln sind eiserne Schuppen befestigt. Auf den Handschuhen und an den Knieen befinden sich teils in damasziertem Gold, teils in Silber eingelegte, leider fast ganz verwischte Inschriften, aus denen die Zeit des Einfalles der Mongolen in Rußland zu entziffern ist. Ebenso ist die eigentümliche Sturmhaube mit goldenen Verzierungen versehen. An derselben befindet sich noch eine Art Schleier von Maschenwerk, welches rückwärts den Nacken deckt und vorn, ähnlich einem Visier, das Gesicht schützt.

(Museum von Zarskoje Selo.)

China unter Kubilai.

Des ältesten, Oktais, Nachkommen, welche unthätig und kraftlos nur ihren Vergnügungen lebten, gingen des Großchanats an Mangu aus der Linie eines jüngeren, Tulis, verlustig (bis 1368) und verloren alle welthistorische Bedeutung.

Mangus Bruder und Nachfolger Kubilai vollendete in langen Kämpfen die Eroberung Tibets und Chinas bis Kotschinchina, stürzte die achtzehnte chinesische Dynastie, die Sung, und eröffnete die neunzehnte Dynastie, Yuan (1280—1367). Er verlegte seine Residenz nach Kambalu, d. h. der königlichen Stadt, dem heutigen Peking, wo sich der berühmte Reisende Marco Polo siebzehn Jahre an seinem Hofe aufhielt (s. Bd. III, S. 725 und Bd. V, S. 29), und er selbst 1294 starb.

Die Eroberer eigneten sich bald die besseren Einrichtungen, die feineren Sitten und die edlere Religion, nämlich den Buddhismus, des unterjochten Chinesenvolkes an und ließen schon nach wenigen Jahrzehnten die Chinesen wieder zu Ämtern und Würden gelangen. Nach Ausweis der von persischen Geschichtschreibern überlieferten Steuerlisten des Großchans beherrschte der Nachfolger Kubilais um das Jahr 1300 13 Millionen steuerpflichtige Familien oder gegen 60 Millionen Seelen.

Vertreibung der Mongolen durch die Ming-Dynastie (1368).

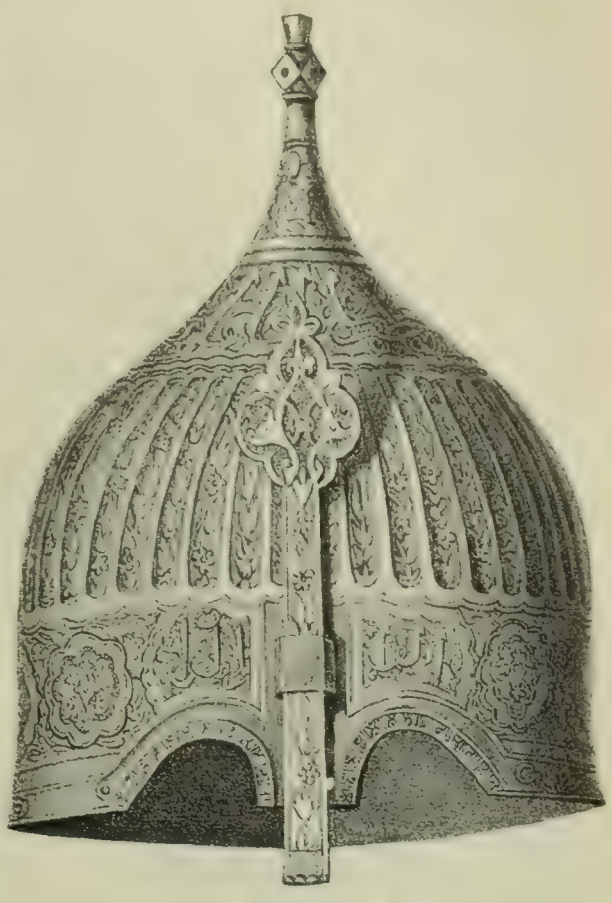
Als unter dem Großchan Schünti (1333—67) Empörungen der Mongolen stattfanden, benutzte ein chinesischer Bonze (buddhistischer Priester) die herrschende Verwirrung und Schwäche der verhaßten Eindringlinge, um selbst als Thronbewerber aufzutreten (1355). Die Chinesen erhoben sich für ihn in Massen, besiegten die Rebellenhäuptlinge der Mongolen, welche ihren Kaiser inzwischen entthront hatten, nahmen Peking ein und trieben alle Mongolen aus dem eigentlichen China hinaus. Der siegreiche Bonze nahm als Kaiser und Stifter einer neuen Dynastie den Namen Tai-tschu, d. h. Großvater, an und nannte diese zwanzigste Dynastie der Chinesen, Ming, d. h. Licht (1368—1644).

Die Mandschu.

Die vertriebenen Mongolen behaupteten sich dagegen außerhalb der großen Mauer in der Mongolei zwischen Amur und Selenga, wo sie sich mit ihren zurückgebliebenen Stammesgenossen wieder vereinigten. Anfänglich erkannten sie noch Herrscher aus

dem Hause Dschingischans an, später aber gelangten auch andre Familien an die Spitze der immer mehr in sich zerfallenden Horden. Im 17. und 18. Jahrhundert aber gerieten diese verschiedenen Mongolenstämme nach und nach alle unter die Herrschaft ihrer emporstrebenden östlichen Nachbarn, der Mandschu, die endlich auch die Dynastie Ming stürzten und noch heute Beherrscher des großen Reiches der Mitte sind. Aber diese Mongolenreste stehen noch unter eignen Chanen und haben sich bis heute von der chinesischen Rasse streng gesondert erhalten. Der Haß und die Verachtung, die sie seit Jahrhunderten gegen ihre Oberherren, ihre früheren Unterthanen, nähren, ist unauslöschlich und macht sie jederzeit zu einem gefährlichen, den Bestand des himmlischen Reiches bedrohenden Elemente.

Ilchanat Persien.



386. Mongolischer Helm.

Der Helm, der nach den Inschriften einst im Besitze eines Fürsten war, ging so weit über den Kopf, daß die Ausschnitte zu beiden Seiten des Nasenberges genau den Augen entsprachen; daran war ein Netz befestigt, das zum Schutze des Nackens und des Gesichts diente. Vgl. Abb. 385.

(Museum von Zarskoje Selo.)

Tulis dritter Sohn Hulagu wurde der Gründer des Ilchanats Persien oder Iran. Er eroberte das Land, beseitigte die dort regierenden kleinen seldschukischen Dynastien, zerbrach alle Burgen der mörderischen Assassinen (1256), die zu Tausenden den mongolischen Dolchen erlagen, machte dem altersschwachen Kalifat in Bagdad (1258) ein jähes Ende und nahm den Titel Ilchan, d. h. Volkskönig an, den auch seine Nachkommen beibehielten. Die Ilchane (1259—1346) dehnten zeitweilig ihre Herrschaft bis zum Oxus im Norden, Euphrat im Westen, Indus im Osten, also über Chorassan, Persien, Medien, das arabische Irak, Kurdistan, Armenien, Georgien und Ikonium aus, nur in Indien konnten sie trotz zahlreicher Feldzüge gegen das Reich von Delhi nicht festen Fuß fassen, ebensowenig in Syrien und Ägypten. Ihre Geschichte bietet ein wirres Bild von fortwährenden Thronstreitigkeiten, Empörungen und Mordthaten im regierenden Hause, von Ungehorsam und Unabhängigkeitsbestrebungen der untergebenen Emire und Beys (d. i. Fürsten, Häuptlinge), die nach dem Muster der arabisch-persischen Staatsverfassung auch von den Mongolen beibehalten worden waren. Nur zu bald mußten sie empfinden, daß die teuflische Mordlust, welche ihnen zum Siege über eine vor Schrecken starre und unthätige, durch Sitte, Bildung und Genuß verweichlichte Welt verholfen hatte, nicht geeignet sei, diese dauernd zu beherrschen. Überall nahmen sie ihre Zuflucht zu den vorhandenen Staatsformen der Osmanen, der Perser, der Araber oder der Griechen, ohne selbst irgend eine Gedankenarbeit hinzuzuthun. Sie erbten nur die Laster der gebildeten Unterthanen. Hulagus Sohn Abagha (1265—1282), welcher freundschaftliche Beziehungen mit den Kreuzfahrern anknüpfte, um Bundesgenossen gegen Ägypten zu gewinnen, starb auf dem goldenen Throne sitzend am Delirium. Da blieben die Ägypter im Kampfe um Syrien schließlich doch die Sieger, wie in der Geschichte der Kreuzzüge bereits erzählt worden ist. Sein Nachfolger gab den mongolischen Fetischdienst auf und bekehrte sich zum Islam, um die stärkste Scheidewand zwischen sich und den Persern zu entfernen, verlor aber dafür Thron und Leben. Über seine Leiche hinweg bestieg sein Neffe Argun den Thron, ein eitler blutdürstiger Tyrann, der die Moslemin ver-

folgte, Christen und Juden aber begünstigte. Sein erster Minister war ein Jude, er selber neigte zum Christentume. Nachdem mehrere weichliche, wollüstige Herrscher schnell erhoben und gestürzt waren, folgte der tapfere Gasan, der das erschütterte Reich noch eine Zeitlang durch Klugheit und Tapferkeit auf der Höhe erhielt. Übrigens trat er mit dem ganzen Heere zum Islam über. Er beförderte den Anbau und den Handel, zog das aus China entlehnte betrügerische Papiergeld ein und ließ vollwichtige Münzen prägen. Leider erlag auch er nach neunjähriger Regierung dem Trunke. Im Jahre 1304 folgte ihm sein Bruder Oeldscheitu d. h. der Gesegnete, der sich auch Chorabende (Charbende) oder „Gottesdiener" nannte, dessen Name wohl nicht nur wegen seiner Gerechtigkeit, sondern vor allem, weil er Schiit wurde, in ehrendem Andenken lebte. Sein Sohn Abu Said war der letzte Ilchan aus Dschingischans Hause. Nachdem er von seiner schönen Gattin vergiftet war, zersplitterte das Reich der Ilchane 1395 in sechs Teile, welche nach wenigen Jahren insgesamt dem neuen Eroberer aus türkisch-tatarischem Stamme, dem gewaltigen Timur, als leichte Beute anheimfielen.

Etwas Bildungsleben.

Übrigens hatte die Dynastie Hulagus, nachdem sie fast mit allen Mongolen in Persien den Islam angenommen, persische Kultur und Sprache geehrt und sich angeeignet, die einheimische Architektur und Dichtkunst gefördert und sich, gleich den verwandten Herrschern in China, weit mehr, als es in den übrigen mongolischen Chanaten geschah, den Sitten und Gebräuchen des beherrschten Volkes angepaßt; der letzte Ilchan, Abu Said, immer verliebt, dichtete selber.

Die Goldene Horde.

In Kiptschâk, nördlich vom Kaukasus und vom Schwarzen Meer bis zum Dnjestr und der oberen Wolga, herrschten die Nachkommen von Dschingischans drittem Sohne, Tuschi. Sie nannten sich (nach einem längst ausgestorbenen Stamme der Niuschen) die „Goldene Horde", das ist so viel als „der erlauchte Stamm". Ihre Chane hielten Rußland drittehalb Jahrhunderte lang unterworfen und suchten die westlichen Nachbarn, die Polen, Mähren, Litauer und Ungarn, wiederholt mit verheerenden Einfällen heim. Sehr bald bekannten sie sich wie die Ilchane zum Islam, zeigten aber jeder Religion gegenüber eine gewisse Gleichgültigkeit; so gestatteten sie 1432, daß ihr Gesandter den neuen Großfürsten von Moskau in einer christlichen Kirche bestätigte. Da ihnen nicht einmal wie in China, in Persien und in ehemals byzantinischen Ländern die Bildung der Unterworfenen zu Hilfe kam, vielmehr nur knechtische oder heuchlerische Untergebenheit begegnete, verkam ihr Geschlecht durch alle Laster der Wohlhabenheit und durch ewige Zwietracht, die zum Morde der nächsten Verwandten führte. Als der kühne Großfürst Dimitri diese Schmach des tyrannischen Mongolenstammes benutzte und am Don einen großen Sieg gewann, mußte Mamai 1380 nach Kaffa flüchten, wo ihn die Genuesen töteten. Aber zwei Jahre später stand ein Chan als Bundesgenosse Timurs vor Moskau und half der mongolischen Herrschaft wieder auf. Seitdem herrschten Großchane aus Timurs Stamme in Sarai, Nachkommen Dschingischans in Kasan und in der Krim, bis 1480 der letzte Timuride, Achmat, getötet und die Krimschen Tataren auf ein Schattendasein beschränkt wurden (s. S. 723).

Dschagatai.

Das Reich Dschagatai, im Osten des Amu, mit den Städten Bochara, Samarkand, Kaschgar und Jarkand, so genannt nach einem Sohne Dschingischans, der es vom Vater erbte, wurde bald durch die beständigen Grenzkriege mit den Söhnen Oktais und Tulis verödet und verwüstet. Seine Geschichte bietet im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert gleich der von Persien nur ein abstoßendes Gemälde von blutiger Anarchie und roher Gewalt. Intrigen, Betrug, Meineid, Abfall, Raub, Verrat und Mord innerhalb der Fürstenfamilien, Plünderung und Zerstörung der Ortschaften, Verwüstung der Felder, Vernichtung der Industrieerzeugnisse, Verkauf der Einwohner in die Sklaverei, das sind stehende Züge jenes düsteren Gemäldes.

Timur.

Inmitten dieser verwirrten Verhältnisse im Reiche Dschagatai trat gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts ein neuer Eroberer auf, der den Willen und auch die Kraft besaß, die furchtbare Rolle Dschingischans noch einmal zu spielen und

womöglich zu überbieten. Dieser Mann war Timur (d. h. Eisen), von den Persern Timurlenk, weil er lahm war, von den Deutschen Tamerlan genannt.

Seine Herkunft.

Er stammte aus einer vornehmen Familie Dschagatais, die nach späterer Sage mütterlicherseits von Dschingischan abstammte. Wahrscheinlich war sein Vater Taragai, Lehnsfürst der Provinz Kesch, von türkisch-tatarischer Abkunft. (Da er mit der transoxanischen Herrscherfamilie nicht verwandt war, begnügte sich Timur lange Zeit mit dem Beamtentitel Atabek.) Als er 1356 im Alter von 23 Jahren von seinem Vater zum Emir Kazgan geschickt wurde, gefiel er diesem so gut, daß er von ihm seine Enkelin Oldschai Turkan Chatun zur Frau erhielt und zum Mingbaschi oder Befehlshaber einer Abteilung von 1000 Mann ernannt wurde.

Sein Aufsteigen.

Die traurigen Zustände, die damals unter den Teilfürsten in Dschagatai herrschten, gaben ihm bald Gelegenheit, seine kriegerischen Fähigkeiten zu entwickeln und seinem maßlosen Ehrgeiz Genüge zu leisten. Er nahm an einem Zuge gegen Chorasan teil, trat aber nach seines Vaters Taragai Tode in den Dienst des Chans Tukluk Timur aus der Dynastie Dschagatai, der sich erst Osttürkestans (Kaschgariens), dann auch Westturkestans bemächtigt und hier die kleinen Herrscher, darunter Timurs Oheim Hadschi Seif-ed-din, aus Kesch vertrieben hatte. Timur wurde nun von Tukluk Timur als Lehnsfürst in der Herrschaft seines Vaters bestätigt und sogar zum Vormund und Ratgeber des jungen Prinzen Iljas Chodscha ernannt, den sein Vater als Vizekönig in Samarkand zurückließ. In dieser Stellung scheint sich jedoch der ruhm- und thatendurstige Timur nicht lange gefallen zu haben. Er zerwarf sich bald mit dem ersten Minister, zettelte eine Verschwörung an und mußte schließlich aus Samarkand fliehen. Er begab sich nur mit wenigen Getreuen und seiner ihm liebevoll ergebenen Gattin Oldschai in die große Wüste zwischen Chiwa und Bochara, wo er sich zum Emir Husein gesellte, einem Enkel des Emirs Kazgan, welcher von Tukluk vertrieben war. Timur erzählt selbst in seinen Denkwürdigkeiten, die, ursprünglich in osttürkischer Sprache abgefaßt, in persischer Übersetzung in Indien aufgefunden worden sind, wie er dort unter Entbehrungen und Gefahren aller Art, oft ohne Speise und Trank wochenlang umherirrte, gefangen wurde und wieder entkam, darauf in seiner Heimat Kesch aus früheren Freunden, Waffengenossen und Spielgefährten einen Anhang um sich sammelte, sich als Abenteurer auf Streifzügen mit wechselndem Glücke umhertrieb und schließlich die bereits erwähnte schwere Fußwunde erhielt, an der er zeitlebens lahmte. Während er an dieser Wunde krank daniederlag, eroberte sein Schicksalsgenosse Husein die Stadt Balch. Nach seiner Heilung begab sich auch Timur dahin, siegte im freien Felde am Oxus über das Heer, das der Vizekönig Iljas Chodscha gegen Balch gesendet hatte, eroberte ganz Transoxanien, vertrieb Tuklus Anhänger und zog in Samarkand ein. Bald aber entzweite er sich auch mit Husein, nahm ihn gefangen und ließ ihn umbringen.

387. Timurlenk.
Miniatur in der Bodleian Library. Nach Davy und White.

Timurs Herrschaft über Turan.

Bisher hatte sich Timur nur immer den Titel Beg beigelegt, nach Beseitigung seines Nebenbuhlers aber ließ er sich im April 1369 auf dem großen Kuriltai (Versammlung der Stammeshäupter) zu Balch, auf welchem fast alle Emire und Großen des Reiches erschienen, neben einem unfähigen Nachkommen Dschagatais, dem soge-

nannten Großchan, zum „Gurchan“ ausrufen. Timur wurde nach alttürkischer Sitte auf einen weißen Filz gesetzt, in die Höhe gehoben und unter Segenssprüchen vom Scheich Said Bereke, seinem guten Freunde, der ihm einst die Herrschaft vorausgesagt hatte, mit den Insignien eines Chans, der Fahne und Trommel belehnt. Dennoch nannte er selbst sich immer nur Beg oder Emir. Statt des verwüsteten Balchs machte

Samarkand

er Samarkand in Transoxanien (später daneben auch Kesch als Sommerresidenz) zu seiner Hauptstadt, befestigte sie mit starken Mauern und verschönerte sie durch Gärten und Paläste. Von hier aus unterwarf er seit 1379 in fünfunddreißig Feldzügen nach den verschiedensten Richtungen hin alle von den Nachfolgern Dschingischans errichteten mongolischen Reiche außer China, und überdies noch Indien bis zum Ganges, Syrien, Ägypten und Kleinasien. In den 36 Jahren seiner Regierung kehrte er von seinen Eroberungszügen nur neunmal auf kurze Zeit in sein transoxanisches Heimatland und seine Residenz Samarkand zurück, alle Gelehrten aber und Oberen der geistlichen Orden (die Scheiche), welche bei den Mohammedanern große Verehrung genossen, ferner alle Künstler und Handwerker wurden dorthin oder nach Timurs Geburtsstadt Kesch übergeführt, um deren Pracht zu erhöhen.

Unterwerfung Irans.

Nach der Eroberung Turans unterwarf er sich auch Iran (Irak), d. i. Persien, in welchem damals acht kleinere Chanate bestanden, die einander haßten und beneideten. Nun wurden sie alle einzeln der Reihe nach vernichtet und leidlich geschont, wenn sie sich sofort sklavisch unterwarfen, die Widerspenstigen aber mit erfinderischer Grausamkeit umgebracht. Als Timur Sebsewar zum zweitenmal erobert hatte, ließ er die 2000 Gefangenen lebendig zwischen Stein und Mörtel zu einem Turm aufbauen und nach der Einnahme von Ispahan, wo seine Truppen meuchlerisch überfallen waren, siebzigtausend Köpfe von Erschlagenen als Siegesdenkmal zu einer Pyramide aufschichten (1389). Sonst pflegten die Tataren immer nur die rechten Ohren der Feinde zu sammeln und als Siegestrophäen mitzunehmen. Der Herr von Tiflis in Georgien rettete seine Herrschaft und sein Leben, nachdem die größere Hälfte der Bewohner umgebracht war, durch freiwillige Unterwerfung und Übertritt vom christlichen Glauben zum Islam, der Herr von Schirwan dagegen durch eine wohlausgedachte demütige Schmeichelei. Er überbrachte Geschenke in der den Mongolen heiligen und glückverheißenden Neunzahl, neun Säbel, neun Bogen, Zelte, Baldachine, goldene Schalen, Kleider, edle Pferde, schöne Sklavinnen, aber nur acht Sklaven. Als Timur finster nach dem neunten fragte, antwortete jener, der sei er selbst. „Diese Freimütigkeit“, sagt ein persischer Geschichtschreiber, „gefiel dem Herrn, und der Sklave blieb zur Belohnung König von Schirwan.“ Auch der Herrscher von Armenien unterwarf sich, nachdem seine für unüberwindlich gehaltene Felsenfestung Wan erstürmt und deren Verteidiger von den Mauern herab in den Abgrund gestürzt waren. Chiwa oder Ket, das während des persischen Feldzuges wieder von Timurs Oberherrschaft abgefallen war, wurde nunmehr von Grund aus zerstört und mit Gerste besäet, seine gesamte Bevölkerung aber nach Samarkand verpflanzt.

Eroberung von Delhi.

Auf der entgegengesetzten Grenze des Reiches fiel Bagdad, jetzt die Hauptstadt eines Fürstentums Mesopotamien, und endlich (1398) auch Delhi, die Hauptstadt eines indischen Reiches, in seine grausamen Hände. Timur marschierte über Kabul an den Indus, überschritt diesen Fluß und drang in das Reich des Sultans Mahmud ein. Hier plünderte und verwüstete sein Heer alle Ortschaften während des Marsches und schleppte bald über 100 000 indische Leute als Sklaven mit sich. Da diese Masse von Gefangenen beim Vormarsch zu lästig wurde, gab er den unmenschlichen Befehl, sie alle umzubringen, und machte jeden Besitzer eines Sklaven für dessen Beseitigung mit seinem eignen Kopfe verantwortlich. So verbluteten binnen einer Stunde mehr als 100000 Menschen unter den Messern der tatarischen Schlächter. Nach der Niederlage des indischen Heeres eroberten sie Delhi und begingen dabei alle Greuel der Plünderung und Niedermetzelung Wehrloser ohne Rücksicht auf Geschlecht, Alter, Volksstamm und Religion; oft aber verbrannten sich die Inder schon selbst mit Weib und Kind in einem dazu errichteten ungeheuren Scheiterhaufen. Da unterbrach Timur

388. Ansicht der alten Felsenfestung Wan. Nach Texier.

plötzlich seinen Heereszug und wandte sich eiligst zur Rückkehr, indem er das eroberte Land einem Verwandten als selbständiges Reich überließ. Entweder zwangen ihn Unruhen in den unterworfenen Provinzen, oder er erkannte, wie einst Alexander der Große, daß diese vollkommen eigenartige Welt Indiens sich schwerer als das schon eroberte Land werde an sein barbarisches Zepter fesseln lassen.

Timurs Rachezug gegen die Mamluken.

Nach der Beruhigung und erneuten Unterwerfung Persiens und Mesopotamiens wandte sich Timur 1400 nach Syrien gegen den Sultan Faradsch von Ägypten, um denselben für seinen verstorbenen Vater Barkuk büßen zu lassen, der Timurs Gesandte als Spione hatte hinrichten lassen, der den vertriebenen Achmed von Bagdad freundlich aufgenommen und sich mit ihm verschwägert, der die Empörer in Mesopotamien unterstützt und sich geweigert hatte, einen Neffen Timurs, welcher in Armenien

389. Gräber der Mamlukensultane zu Kairo. Nach einer Photographie.

gefangen und nach Ägypten gebracht worden war, wieder freizugeben. Auch die Mamlukenherrschaft in Ägypten, welche eine kurze Zeit hindurch noch etwas von der alten Macht und geistigen Tiefe des Islam an sich gehabt hatte, war der Oberherrschaft über Mekka und dadurch zugleich ihres religiösen Adels durch arabische Fürsten beraubt, in Alexandria einmal (1363) durch Venezianer, Genuesen und Johanniter unter Führung des Königs von Cypern gründlich ausgeplündert worden und verteidigte nur mühsam das zum Teil den Christen (Akkon 1291) entrissene Syrien gegen die wilden turkmenischen Nachbarn. Trotzdem reizte der tollkühne Barkuk, erst ein circassischer Sklave, dann Mamluk, seit 1382 durch Ermordung aller Verwandten des letzten kräftigen Herrschers Nassir (gest. 1341) Sultan von Ägypten, den allmächtigen Eroberer zum Zorn. Nur sein Tod (1399) bewahrte ihn vor Timurs Rache, die nun sein Sohn und Nachfolger Faradsch fühlen sollte. Sie traf jedoch zunächst nur das unglückliche Syrien, das, ebenso wie das Indische Reich, wohl eine Stätte des Blutvergießens und der Verheerung, aber nicht ein Teil des mongolischen Reiches wurde.

Eroberung von Haleb, Damaskus und Bagdad

Timur schlug einige syrische Emire — es waren nicht einmal alle beisammen — vor Haleb (Aleppo) und zog als Sieger in die Stadt ein. Während in dem Schlosse zur Feier des Sieges der syrische Wein floß, strömte in den Straßen mehrere Tage lang das Blut der Bewohner. Die Häuser wurden ausgeplündert, die Frauen als Sklaven verkauft und eine große Anzahl Köpfe als Material für eine zu errichtende Siegessäule abgeschnitten (1400). Dann wurde der allzu junge ägyptische Sultan selbst, von vielen verräterischen Emirn noch in letzter Stunde verlassen, bei Damaskus geschlagen und diese Stadt ebenfalls geplündert, weil sie, wie Timur erklärte, dem schlechten orthodoxen Sunnitismus ergeben, er aber Schiite war, und „aus Versehen" niedergebrannt. Mit ihren fortgeschleppten Handwerkern verschwand seitdem ihre berühmte Stahlindustrie und wurde nach Chorasan und Samarkand verpflanzt, wo sie ihren Ruhm noch lange bewahrt hat. — Auch Bagdad erstürmte Timur nochmals und zerstörte es. Alle Einwohner, mit Ausnahme der Imame, Richter, Dichter und Lehrer, wurden niedergestoßen und aus 90 000 abgeschnittenen Köpfen vor der Stadt das beliebte Siegesdenkmal aufgeschichtet.

Kriegserklärung an Bajesid.

Im ganzen westlichen Asien gab es für Timur nur ein Volk, welches er noch nicht unterworfen hatte, die Türken. Er hatte sie geschont, solange noch andre Feinde zu besiegen waren. Jetzt aber beschloß er ihre Vernichtung. Die Aufnahme der Fürsten von Bagdad und von Diarbekir in Mesopotamien, welche sich des Abfalls schuldig gemacht hatten, sowie die Wegnahme des Grenzgebietes Siwas, das einem Vasallen Timurs gehörte, gaben die hauptsächlichste Veranlassung zum Kriege gegen Bajesid. Timur sandte ganz wider seine Gewohnheit zuerst an den Osmanensultan ein herausforderndes Schreiben, auf welches der entrüstete Bajesid erst eine noch beleidigendere Antwort schickte, als jener bereits den oberen Euphrat überschritten hatte.

Timur soll ihm geschrieben haben: „Weißt du nicht, daß der größte Teil von Asien unsern Waffen und Gesetzen unterworfen ist, daß unsre unbesiegbaren Streitkräfte sich von einem Meere bis zum andern ausdehnen, daß die Fürsten der Erde einen Kreis um unsern Thron bilden und daß wir das Glück selbst gezwungen haben, über das Heil unsers Reiches zu wachen? — Was ist der Grund deines Übermutes und deiner Thorheit? Du hast einige Siege über die Christen von Europa erlangt. Dein Schwert war von dem Propheten gesegnet, und dein Gehorsam gegen die Vorschriften des Korans, der dich zum Kriege gegen die Ungläubigen trieb, ist die einzige Rücksicht, die uns abhielt, dein Land zu vernichten, welches wir als die Grenze und das Bollwerk des Islams betrachten und darum schonen. Sei weise zur rechten Zeit, erwäge, bereue und wende den Donner unsrer Rache ab, der über deinem Haupte schwebt. Du gleichst der Taube, die gegen einen Geier ihre Flügel schwingt und von ihm zerrissen wird. Du bist nichts als eine Ameise; was erkühnst du dich, Elefanten zu reizen? Ach, sie werden dich unter ihren Füßen zertreten." — Bajesid I. nannte seinen Feind einen Empörer, Dieb und Räuber, einen treulosen und lasterhaften Menschen, der nur durch seine Verbrechen die bisherigen Siege errungen habe.

Schlacht bei Angora (1402).

Das Gebiet von Siwas mußte den Grimm des Tatarenfürsten zuerst erfahren. Bloß den Moslemin wurde Gnade gewährt, 4000 Armenier dagegen lebendig begraben. Der Sohn Bajesids, Ertoghrul, geriet in Gefangenschaft, wurde einige Tage von einem Ort zum andern herumgeführt und dann hingerichtet. Wütend über die Niederlage eilte Bajesid, der den Angriff nicht so schnell erwartet hatte, von der Belagerung Konstantinopels hinweg nach Kleinasien, um den kühnen Angreifer zu züchtigen. Auf der Hochebene Kleinasiens bei Angora, dem alten Ancyra, trafen im Juli 1402 beide Heere aufeinander. Das osmanische zählte, wenn wir den Angaben trauen dürfen, 120 000 Mann, darunter 18 000 angeworbene Tataren und 10 000 serbische Hilfstruppen, das mongolische soll ihm aber siebenfach überlegen gewesen sein. Überdies hatte der schlaue Timur nicht versäumt, geheime Agenten unter die tatarischen Truppen zu senden, um sie durch Erinnerung an die Stammverwandtschaft zum Abfall zu verleiten. Auch herrschte unter Bajesids übrigen Truppen viel Unzufriedenheit, weil in den letzten Kriegsjahren die Löhnung nur kärglich und unregelmäßig gezahlt und eiserne Strenge gegen jede Ausschreitung geübt worden war. Infolgedessen gingen die Tataren und Kleinasiaten, also fast der ganze rechte Flügel von Bajesids Heer, während des Kampfes zu Timur über und erschütterten dadurch die osmanische

Schlachtordnung. Trotz der Tapferkeit der Serben, die Timur selbst ehrend anerkannte, wurde Bajesids Heer geschlagen. Der Sultan aber, der mit 10000 Janitscharen auf einer Anhöhe in Reserve gestanden hatte, hielt daselbst in unbegreiflichem Starrsinn noch bis in die Nacht hinein aus, obgleich die Niederlage der Seinigen bereits nachmittags entschieden war. Die siegreichen Tataren überrannten nun auch die Elite der Janitscharen, die trotz der fast unerträglichen Julihitze und des peinigenden Durstes, trotz der ihnen drohenden Vernichtung vermöge ihrer ausgezeichneten Disziplin inmitten der allgemeinen Flucht um ihren vor Wut und Verzweiflung unzurechnungsfähig gewordenen Herrn unerschütterlich feststanden und bis zum letzten Atemzuge hartnäckigen Widerstand leisteten. Bajesid wandte sich erst auf dringendes Zureden seiner Umgebung zur Flucht, kam aber im Dunkel der Nacht und in der allgemeinen Verwirrung mit seinem Pferde zu Fall und wurde nach verzweifeltem Kampfe gefangen genommen. Zwei Söhne teilten sein Schicksal, drei andre waren glücklich entkommen, eine Tochter mußte einem Enkel Timurs die Hand reichen.

Bajesids Gefangenschaft und Tod.

Er wurde von Timur edel und großmütig empfangen und mit einem Schwur dahin beruhigt, daß er nichts für sein Leben zu fürchten hätte. Erst ein Fluchtversuch Bajesids verwandelte seine Gefangenschaft in strengen Gewahrsam. Schon am 9. März 1403 starb Bajesid, gebrochen von Kummer und Haß.

Die allgemein bekannte Erzählung, daß er in einen Käfig gesperrt worden sei, beruht auf Mißverständnis und späterer Erfindung. Weder die osmanischen Geschichtschreiber, noch der bayrische Knappe Schiltberger (s. S. 742), welcher im Dienste Bajesids von den Tataren gefangen genommen und nach langen Jahren glücklich wieder nach München zurückgekommen war, erwähnen etwas von einem Käfig oder auch nur von einer vergitterten Sänfte.

Einnahme von Smyrna.

Timur setzte die von Bajesid vertriebenen Fürsten von Aidin und Karamanien wieder in ihr Erbe ein, um die osmanische Macht zu schwächen, sah aber dem Streite der geretteten Prinzen um den durch Bajesids Gefangenschaft erledigten Thron unthätig zu und begnügte sich, ihre Huldigungen und Tributzahlungen, ebenso wie die des byzantinischen Kaisers und des Kaisers von Trapezunt entgegenzunehmen, ohne sich für einen bestimmt zu erklären. — Nach der Eroberung von Brussa lagerte er vor der von den Rhodiser Rittern besetzten Stadt Smyrna, die er schon nach vierzehn Tagen durch Sturm einnahm. Die Ritter erkämpften sich den Weg zum Meere, wo sie von den Galeeren aufgenommen wurden; die unglücklichen Einwohner aber, die ihnen in großer Zahl gefolgt waren, mußten, da die Schiffe sie nicht faßten, mit Gewalt zurückgestoßen und ihrem Schicksal überlassen werden. Allen ohne Ausnahme wurden die Köpfe abgeschnitten, um auch hier zum Siegesdenkmal zu dienen.

Timurs Tod (1405).

Timur beabsichtigte nicht weiter nach Westen vorzudringen. Er wandte langsam seinen Schritt wieder nach dem Osten zurück, indem er nur hin und wieder nach rechts oder links vom Wege abwich, um einen Aufstand niederzuwerfen. Dennoch gedachte er in Samarkand, wo er im Juli 1404 eintraf, nicht zu ruhen. Infolge eines begeisterten Beschlusses des Kuriltai (Landtages) zog er mit 200000 Mann aus, um einen großen Kriegszug gegen China zu unternehmen, weil dort die Dynastie Dschingischans 1368 von der Dynastie Ming gestürzt war. (S. oben.) Am Jaxartes starb er plötzlich nach 36jähriger Regierung in einem Alter von 72 Jahren (18. Febr. 1405). In Samarkand wurde er bestattet.

Timurs Wesen.

Timur war der größte und furchtbarste Eroberer, der die Menschheit je heimgesucht hat. Vom Hindukusch bis an den Don, von den Küsten des Mittelländischen Meeres bis Delhi am Ganges, vom Aralsee bis zum Indischen Ozean zitterten die Völker vor seinen Blutbefehlen, zeugten die wüst liegenden Felder, die in Schutthaufen verwandelten Städte, die turmhohen Schädelpyramiden noch lange von dem unsäglichen Unglück und Elend, das jener Welteroberer über viele Millionen Menschen gebracht hatte. Trotzdem war er nicht bloß ein Barbar.

So rücksichtslos seine Wut, so ausgesucht grausam seine Mordlust gegen die Besiegten war, so besonnen und fürsorglich zeigte er sich als Regent, so menschenfreundlich und langmütig als Familienvater und im sonstigen Privatleben. Im Sinne des schiitischen Islams fromm, abergläubisch und pietätvoll gegen alle heiligen Stätten, war ihm auch die höhere persische Bildung nicht fremd geblieben. Er sprach persisch wie türkisch. Dichter liebte er ganz besonders, auch war er belesen in der Geschichte, in der Astronomie und Rechtswissenschaft und unterhielt sich gern über religiös-philosophische und staatsmännische Fragen, oder ließ darüber die Gelehrten in

390. Panorama von Angora. Nach Humann, „Reisen in Armenien".

seiner Gegenwart disputieren. In allen eroberten Städten wurden die Gelehrten von Ruf stets gerettet, um nach Samarkand geschickt zu werden; er war kunstliebend, führte in seinen Hauptstädten Samarkand und Kesch, aber auch in andern prachtvolle Paläste und Moscheen auf und schuf großartige Parkanlagen. Jede glänzende Waffentat, jedes erfreuliche Ereignis suchte er durch irgend ein Baudenkmal zu verewigen. In Tebris ließ er eine Moschee, in Schiras einen Palast, in Bagdad eine Hochschule und in Kesch ein Mausoleum über dem Grabe seines Vaters, eine Moschee über dem seines ältesten Sohnes Dschihangir und für sich selbst einen prächtigen Palast errichten. Um Samarkand herum zogen sich meilenweit seine Parke und Lustgarten mit Villen und Palästen, Alleen, Teichen, Springbrunnen und dergleichen. Seine Moschee Meschdschidi Schah in der Stadt übertraf alle andern an Größe und Schönheit und steht noch heute als Denkmal einer längst entschwundenen Zeit des Glanzes und der Macht.

Welthandel und Gewerbe.

Timur wollte Samarkand auch zum Zentralpunkte und Hauptstapelplatze des Weltverkehrs machen. Die berühmten Seidenweber und Waffenschmiede aus Damaskus, die Baumwollenweber aus Haleb, die Tuchweber aus Angora, die Goldarbeiter aus Kleinasien und Georgien mußten sich daselbst ansiedeln und ihre Gewerbthätigkeit zum Muster für die Einwohner der

391. Eine Tatarenburg. Nach Basil Wereschagin.

Stadt entfalten, deren Zahl damals 150000 Seelen betrug. Hierher mußten die Karawanen aus Indien ihre Gewürze und Farbstoffe, aus China ihre Seidenwaren, Porzellangeschirre und Edelsteine bringen, damit sie umgepackt und auf zwei großen Weltstraßen nach Westen versendet würden.

Gesetze.

Mit Fleiß und Scharfsinn studierte er die große Gesetzsammlung Dschingischans und ergänzte und vervollkommnete sie durch sein eignes Gesetzbuch, welches mit praktischer Einsicht die Heeresorganisation, die Abstufung der Hof- und Staatsämter, die Gerechtigkeitspflege und das Finanzwesen umfaßt. Leider gilt von beiden Gesetzsammlungen (wie von den meisten weltgeschichtlich bekannten) dasselbe, daß wir in der Geschichte selbst nichts von ihrer Ausführung spüren, während die praktische Staats- und Heeresorganisation der Osmanen jahrhundertelang volle und anerkannte Geltung besaß. — Daneben empfiehlt er den Heerführern und Staatslenkern seinen Grundsatz, die eroberten Länder entweder zwischen kleinere Stammesfürsten oder an Prinzen des eignen Hauses zu verteilen und die unterworfenen Herrscherfamilien durch Heiraten an sein Hausinteresse zu fesseln. Er beschreibt genau sein schlau und umsichtig eingerichtetes System des Kundschafterwesens in den Nachbarreichen, vermöge dessen er durch zahllose, unter den mannigfachsten Vorwänden reisende Beobachter, durch Kaufleute, Handwerker, besonders aber durch Derwische über alle Verhältnisse und Einrichtungen, über Örtlichkeiten und Straßen, Volksmenge und allgemeinen Wohlstand, Maßregeln und Pläne andrer Völker und Herrscher im stillen aufs sicherste unterrichtet wurde. Die eingehenden Schilderungen und

Meldungen ließ er sodann sorgfältig und ausführlich unter bestimmt geordneten Registern und auf einzelnen Karten verzeichnen, um sie bei eintretendem Bedürfnis jederzeit wieder nachschlagen und verwerten zu können. Gegen geistreiche Männer war er leutselig und verstand trotz seines gewöhnlich ernsten und finsteren Wesens zuzeiten selbst kecke Äußerungen gnädig hinzunehmen, wie in allen Biographien durch einige zum großen Teil sehr geschmacklose Anekdoten bewiesen wird.

Zerfall des Mongolenreiches.

Timurs Dynastie vermochte sich in Transoxanien und Persien nur ein Jahrhundert hindurch zu erhalten, aber noch bis in unser Jahrhundert hinein herrschte ein Zweig dieser großen Dynastie in Indien im Großmogulstaate von Delhi.

In Dschagatai, Timurs Heimat, erkämpften sich gegen Ende des 15. Jahrhunderts die bis dahin im Norden des Aralsees seßhaften Usbeken die Herrschaft, in welche allmählich verschiedene türkische und mongolische Stämme mit Namen und Sprache aufgegangen sind. Die Usbeken gelangten in Chiwa, in Chokand und in Bochara zu politischer Selbständigkeit, die sie trotz sehr geringer Bildung sich bis in unser Jahrhundert zu bewahren wußten. Von den verschiedenen Timuridenherrschaften, in welche Persien zersplittert war, erhob sich nur die von einem Sohne Timurs (von Schahroch) gegründete in Herat zu einer dauernden welthistorischen Machtstellung. Timurs Urenkel Abulkasem Babur Behadur vereinigte wieder Kars (Schiwas) damit, und einer seiner Nachfolger, Sultan Sehir Eddin Mohammed Baber (1494—1530), dehnte seine Herrschaft durch glückliche Kämpfe gegen die Usbeken und die Herrscher von Kaschgar im Norden sogar bis zur alten Reichshauptstadt Samarkand aus, eroberte dann Kandahar, Gasna und Kabul im südöstlichen Afghanistan und überschritt den Indus. Hier besetzte er (1525) das Pendschab, stürmte und verwüstete Lahore, setzte sich in Delhi fest und begründete von dieser seiner neuen Residenz aus durch weitere Eroberungen das indische sogenannte Großmogulreich, womit für Indien eine der glänzendsten Epochen seiner Geschichte beginnt.

Elfter Abschnitt.

Kulturzustände Europas im 14. und 15. Jahrhundert.

Das Land und die Städte.

Siechtum des Kaiser- und Papsttums.

Mit dem Ende des 15. Jahrhunderts ist der großartigste weltgeschichtliche Zweikampf, wenn auch nicht zur Entscheidung, so doch zu einem gewissen Abschlusse gekommen. Jene beiden alles überragenden Mächte, welche ins Unbegrenzte nach einheitlicher Umfassung des gesamten Erdkreises strebten, das römisch-germanische Kaisertum mit seinem pyramidalen Unterbau, dem Lehnswesen, und das Papsttum mit seinem ebenfalls streng gegliederten, die ganze abendländische Christenheit umfassenden Klerus, waren in ihrer Grundlage tief erschüttert. Das Kaisertum zerfiel durch die zentrifugale Tendenz der verschiedenen Volksstämme, die sich zu gesonderten, unabhängigen Nationen auszubilden strebten, und innerhalb der deutschen Grenzen durch den Fürstenstand, der jenen Kampf mit dem Papsttum durch Parteinahme und Verrat benutzte, um seine Territorialgewalt zu erhöhen. Er war es auch, der, unabsichtlich unterstützt von dem neuentstandenen Bürgertume, den Feudalstaat selber zur Auflösung brachte, nachdem die schönste Blüte desselben, das Rittertum, schon seit Beginn des Jahrhunderts der Verwilderung verfallen war. — Das Papsttum, nach dem Tode des letzten großen Hierarchen siebzig Jahre lang fast ganz in der Gefangenschaft des französischen Herrschers, erlitt eine noch viel tiefere Erschütterung seines innersten Wesens durch die in der Kirche und selbst bei ihren höchsten Würdenträgern eingerissene Zuchtlosigkeit, sowie durch das anfangs kaum merkliche, aber bald immer fühlbarere Fortschreiten einer überlegenen, auf dem Studium der antiken Kultur beruhenden Bildung, welche fast ausschließlich ein Eigentum des dritten Standes war.

Erhebung des Bürgerstandes.

Die Grundlage der europäischen Feudalstaaten bildete der Ackerbau. Aber seine Produkte erschienen immer unzureichender, je allgemeiner man die des Ostens schätzen lernte, der von einem wunderbaren Klima begünstigt und im Besitze einer Jahrtausende alten Industrie dem Abendländer eine Reihe nie gekannter Genüsse und Annehmlich-

keiten bot. So entstand schon am Ende des vorigen Zeitraumes (s. oben) ein lebhafter, großartiger Welthandel und eine sich stetig steigernde Gewerbthätigkeit. Es erhoben sich die Städte, die natürlichen Mittelpunkte des Handels und Gewerbes, durch Reichtum und Bildung weit über die zum Raubrittertum herabgesunkene Adelsaristokratie, gegen die sie sich in mächtigen Städtebünden vereinigten, unter denen vor allen die Hansa hervorragte. Die Interessenkämpfe unter den Bürgern selbst führten zu Einigungen der einzelnen Gewerke, den Zünften, und zu demokratischen Gemeinwesen. Seitdem erwachte in den Städten und, wenn sie sich sicher vor fremder Gewalt fühlten, auch in den Dörfern wahrer Lebensgenuß, der sich in vielen Vorkehrungen zum Besten der Behaglichkeit, der Gesundheit und der Lebensfreude abspiegelt, von denen weder in den Kloster- noch in den Burgmauern je etwas bekannt war. Zuerst in Italien, dann aber auch in Deutschland gewährten die Städte innerhalb ihrer festen Mauern und Türme dem stillen Gelehrten und dem fröhlichen Dichter ein sicheres Heim, dem schaffenden Künstler reichlichen Lohn.

Ackerbau.

Das Ackerland, das erste und lange Zeit ausschließliche Grundkapital des Mittelalters, ernährte anfangs als zugeteilte Hufe die Freien mit ihren Familien und Knechten, später als Frei- und Lehnsgut den adligen Herrn mit seinen zahlreich gegliederten Vasallen, seinen Halbfreien und Hörigen. Die letzteren galten nur als Arbeitskräfte und waren verkäuflich*). Daneben lieferten die bei der reichlich vorhandenen Eichel- und Bucheckermast stark betriebene Schweinezucht, die Fischerei und Jagd noch einen bedeutenden Teil der damaligen Lebensbedürfnisse.

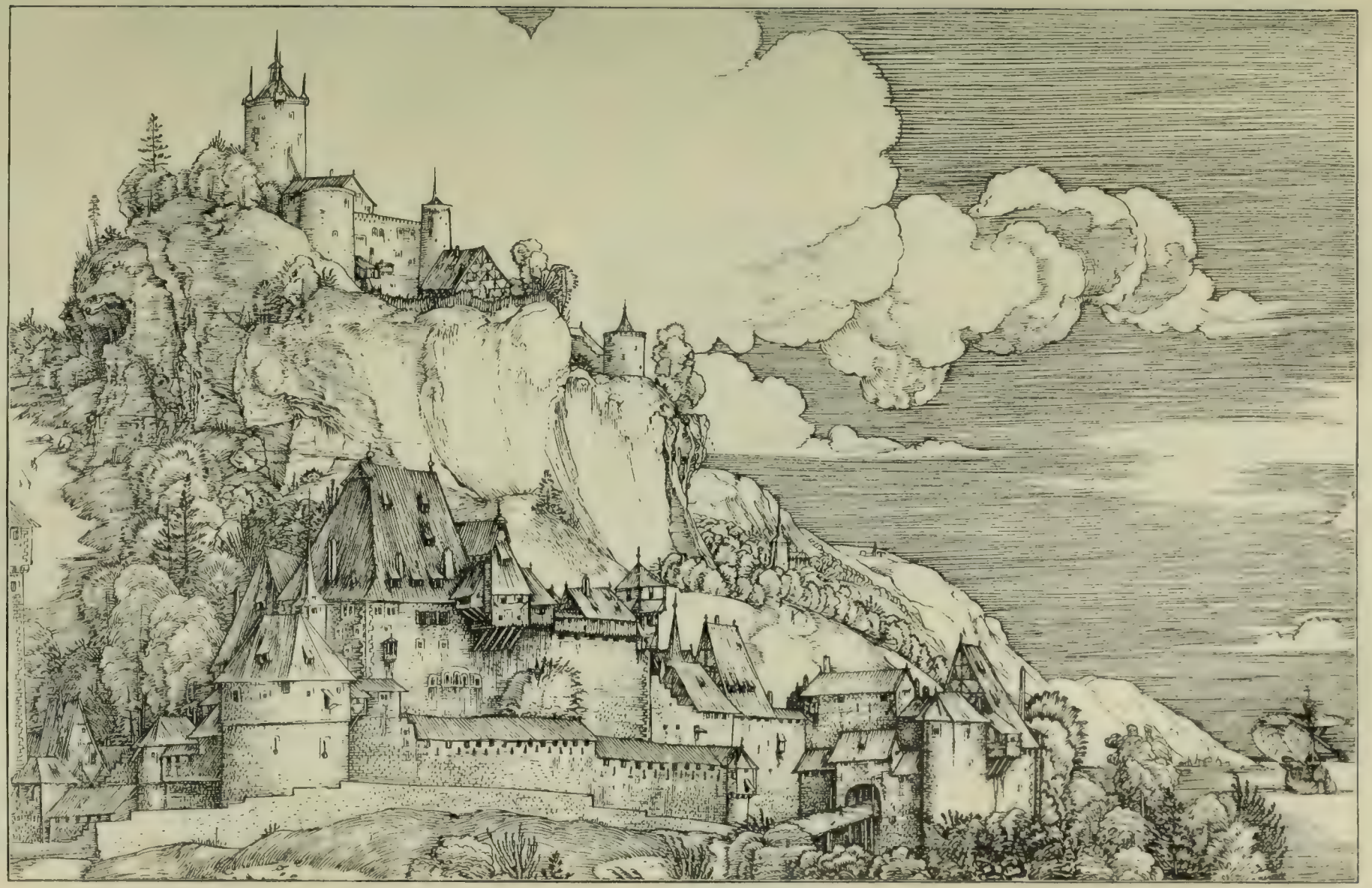
Verschiedene Entwickelung.

Der Betrieb des Ackerbaues hat indessen eine äußerst ungleiche Entwickelung durchgemacht. Zwischen seinem Betriebe im Binnenlande und auf den Inseln oder Küstenstrichen des Mittelmeeres besteht natürlich ein durchgehender, gewaltiger Unterschied. Dieser wurde teils durch die klimatischen Verhältnisse, teils aber auch durch die Überlieferungen der römischen Kultur mit ihrer jahrhundertealten Erfahrung und Übung bedingt. Trotzdem die südeuropäischen Länder durch den Raubbau der Latifundienwirtschaft schon seit dem Ausgange der römischen Republik und durch die Verwüstungen und Eigentumsstörungen der Völkerwanderung von neuem furchtbar gelitten hatten und von der einstigen Höhe ihrer Produktionsfähigkeit tief herabgesunken waren, standen die Ackerbaustaaten des Binnenlandes doch noch unendlich weit hinter ihnen zurück und vermochten erst nach vielen Jahrhunderten mit einigem Erfolge von ihnen zu lernen. Besonders segensreich wirkten in dieser Beziehung die reichen Klöster, deren Insassen dadurch, daß sie auf ihren wohlgewählten Besitzungen die Bücher der Alten fleißig lasen und in Verbindung mit den Erfahrungen der Neueren eifrig verwerteten, von ihren Äckern, Gärten, Weinbergen u. s. w. reichen Ertrag zogen und so überall ein anregendes und belehrendes Beispiel gaben.

Einfluß der Araber.

Einen neuen Aufschwung nahm der Ackerbau am Mittelmeere durch die betriebsamen Araber, die sich ebenso fleißig als friedliche Arbeiter, wie tapfer als Ländereroberer erwiesen. Sie bauten Baumwolle und Zuckerrohr in Sizilien, von wo das letztere nach Kandia (als Kandiszucker) und nach Malta (als Meliszucker) verpflanzt wurde. Auch den Maulbeerbaum zogen sie im großen, weil sie seiner zur Seidenzucht bedurften. Spanien wurde durch sie zu einem vielgerühmten Paradiese. Hier bauten sie außer den gewöhnlichen Getreidearten und außer Reis, Hanf, Flachs auch schon Luzernenklee und feine Gemüse, zogen eine veredelte Obstkultur groß und betrieben mit Geschick sowohl die höhere Gartenkunst als auch die künstliche Bodenbewässerung. Auch die rationelle Zucht und Schuldressur der Pferde, die schon längst in ihrer asiatischen Heimat auf einer sehr hohen Stufe stand, brachten sie nach Europa. — Sogar den alles verwüstenden Mongolenzügen verdankt der deutsche Ackerbau die Einführung des Buchweizens, wie er in Niederdeutschland, oder Heidekornes, wie es nach der Beschaffenheit des Bodens, oder Taterkornes (Tatarenkornes), wie es nach seiner Herkunft

*) So verkaufte ein Ritter — nach einem Kaufbriefe vom Jahre 1333 — zwei hörige Frauen samt ihrer Nachkommenschaft für drei Pfund Heller (etwa drei Mark).



392. Landschaft im 15. Jahrhundert. Aus einem Kupferstiche von Albrecht Dürer.

genannt wird. Dennoch kommt erst seit dem Ende der Kreuzzüge, seit dem zunehmenden Verkehre, den sich steigernden Lebensbedürfnissen, der sich häufiger bietenden Gelegenheit, Ackerland zu kaufen und zu verkaufen, ein neuer Trieb in die ackerbauende Bevölkerung Deutschlands und der angrenzenden Länder. Man suchte den Bodenertrag zu steigern, weil der gewonnene Überschuß allerlei Genüsse versprach. Man vervollkommnete die Verwaltung, die Düngung, die Ackergerätschaften und Werkzeuge, man legte sich auf Erzeugung guter Fruchtsorten.

Entstehung der Städte.

Für die Entstehung und Entwickelung der Städte gab Italien das Vorbild. Wie das Haus, so ist auch die Stadt ursprünglich als Asyl, als Zufluchtsstätte zu denken, nicht Rom allein. Die Furcht hat sie erbaut, der Fleiß sie reich und mächtig gemacht. Die Städte Italiens gaben das erste Beispiel, daß man sich mit Geld Freiheiten und Macht erkaufen oder erkämpfen könne; nicht eine Stadt allein, aber mehrere vereinigt. Eine Unabhängigkeit von weltlicher und geistlicher Macht, wie sie die Städtebünde Ober- und Mittelitaliens errangen, haben Frankreich und England noch Jahrhunderte später nicht gekannt, wohl aber Deutschland. Den Rhein entlang, wo die alten festungsartigen Standlager der Römer noch erhalten waren, oder an andern Flüssen, und mitten im Lande auf weit hinaus sichtbaren Höhen, wo ein Abt, ein Graf seine feste Burg, ein König seine Pfalz errichtet hatte, scharten sich gern die schutzbedürftigen Bauern und Handwerker zusammen, um nötigenfalls sich und das Ihre — nicht wie die alten Germanen in die Wälder — sondern hinter die starken Burgmauern eines Herrn zu retten, dem man willig oder unwillig dafür einen Teil seines Erwerbes abgab. Seit Heinrich I. folgte man nicht erst der Spur eines Burgherrn, sondern bebaute, so erzählt Widukind, gleich selbst in größerem Umfang einen Raum zur Sicherheit für viele, umgab ihn mit Mauern und Gräben oder doch Palissaden, jedenfalls aber mit einem Wachtturme, um vor nahenden Feinden gewarnt zu werden. Uneingeladen kamen die Warenverkäufer, um Markt zu halten, in die Stadt; Gerichtsbarkeit und Kirche folgten nach. Was in der Stadt war, schien geborgen, die Brotfrucht des Landes, das Schlachtvieh, der Handelsgewinn, das Recht, ja — der Weg zum Himmel. Bis zum 11. Jahrhundert stand alles unter dem Befehle des Anführers (Praefectus) der Besatzung, des Burgherrn oder des Königs. Mit den Kreuzzügen, mit dem Niedergange der Gewalt des Landesherrn, mit der Ausbreitung des Handelsverkehrs, mit der Vermehrung des Reichtums reiften die deutschen Städte, weit mehr als die aller andern Nationen, zu vollkommener Selbständigkeit, Eigenart und Anmut; am schnellsten, am vielseitigsten und vollkommensten aber doch erst im 14. und 15. Jahrhundert.

393. Bauersleute, Flachs und Wolle spinnend.

Nach Sebastian Münster.

Das Bild zeigt in recht anschaulicher Weise die älteste Art des Spinnens, die noch heute da und dort von den Landleuten geübt wird. Mann und Frau haben das Werg am Rocken; mit der einen Hand ziehen sie die Fasern aus und ordnen sie nebeneinander, mit der andern schwingen sie die Spindel, um so die Fasern zusammenzudrehen und den Faden zu erzeugen (zu spinnen). Der Junge wickelt das Garn auf einen Haspel.

Verkehrswege und -mittel.

Verkehrswege und Verkehrsmittel werden selten erwähnt. Heerstraßen hat es zweifellos gegeben, bis Friedrich II. auf die Anlage von solchen, ebenso wie auf die von Festungen (Königspfalzen) zu gunsten der Territorialherren verzichtete, die sich ähnliches schon von seinem abtrünnigen Sohne (Heinrich VII.) hatten bewilligen lassen. Allerlei verbriefte Königsrechte, die sich auf den Verkehr mit den Unterthanen bezogen, gab es gewiß, sie waren aber in Ver-

gessenheit geraten. Als Friedrich Barbarossa 1158 Mailand bezwungen und zur Leistung der Regalien genötigt hatte, wurden seit Jahrhunderten zum erstenmal wieder die „angariae“ und „parangariae“ erwähnt, Stationshäuser an den großen Heerstraßen, in welchen nicht nur Vorspann, sondern auch Nahrungsmittel für die kaiserlichen Beamten bereitgehalten werden mußten. Im preußischen Diluviallande gab es keine Heerstraßen, daher mußte man sich bei Kriegszügen gegen die heidnischen Litauer fast ganz auf den Winter beschränken, und selbst dann berichten die Ordenschroniken oft ganz betrübt: „Es war weiches Wetter und man konnte nicht gereisen.“ Wenigstens aber Reitposten, ähnlich denen der alten Perserkönige, errichtete der Hochmeister Winrich von Kniprode (um 1370), die zu bestimmten Zeiten die numerierten und registrierten Briefe, auf denen der Tag des Abganges und der Ankunft verzeichnet war, von Marienburg durch ganz Preußen, ja bis nach Livland befördern mußten. Solche „Briefjungen“ in blauer Uniform nahm man auch gegen eine feste Taxe aus dem Stande der Privatleute.

In Frankreich besaß lange Zeit nur die Universität eine geregelte Briefbotenanstalt, welche den Verkehr der Studierenden mit der Heimat vermittelte und vor allem die Wechsel rechtzeitig einholte. Erst Ludwig XI. richtete an allen Hauptstraßen, etwa wie einst die Perser und die Ordensritter, Standquartiere für Kurierpferde ein, um schnell mit allen Enden seiner Monarchie durch Befehle und Berichte in Beziehung treten zu können. Mit Todesstrafe wurde jeder bedroht, der solche Pferde zum Privatgebrauche verwendet oder vergeben hatte. In einem Patente Karls VIII. vom Jahre 1487 wird diese Einrichtung zum erstenmal mit dem Namen „Posten“ (postes) bezeichnet. — Privatleute benutzten in ganz Deutschland wie in Italien, wenn sie nicht eigne Boten — oft waren es wirklich, sonst unbrauchbare, „hinkende“ — bezahlen konnten*), die regelmäßigen Warenkarawanen, die in bestimmten Richtungen schon lange vor den Kreuzzügen ganz Europa durchzogen (s. oben S. 330). Sogenannte Kaufmannszüge, denen gegen Entgelt von den Landesherren das nötige Geleit mitgegeben wurde, vermittelten den Verkehr der entferntesten Orte. Ein solcher ging regelmäßig von Hamburg über Braunschweig und Nürnberg nach Venedig, ein andrer von Köln aufwärts über Ulm, Regensburg und Augsburg nach Wien, wieder andre von Nürnberg nach Frankfurt, Leipzig, Breslau, Wien, Salzburg; ebenso stand Hamburg mit Amsterdam, Lübeck, Rostock, Anklam, Stettin, Danzig, Königsberg, Libau und Riga in regelmäßiger Verbindung durch Boten, von denen jeder eine Reisezeit von sechs bis sieben Wochen hatte. Wiederholentlich wird freilich Beschwerde über die Not geführt, welche ihnen durch Banditen, Räuber, Spitzbuben, Wasserfluten, Unwetter, zerbrochene Brücken, Regen, Hitze, Frost und Schneefall drohe, oft auch über die Unzuverlässigkeit, Trunksucht und Betrügerei der eignen Leute.

Rechtswesen in den Städten.

Wie in betreff der Verkehrsmittel und Verkehrswege sahen die Städte sich auch in betreff der wichtigsten Grundbedingungen alles Handels und Gewerbes, der Sicherheit des Eigentums und vor allem des Rechts, auf die Selbsthilfe angewiesen. Nicht bloß die kleinen Fürsten, auch die Bischöfe und Erzbischöfe, vor allem der Kaiser, alle ließen sich ihre Pflichten wie ihre Rechte abkaufen. Wenn ursprünglich in jeder Stadt der König ein Zollrecht besaß, so findet sich seit dem Interregnum nicht einmal ein Streit darüber verzeichnet. Daß ursprünglich das Urteil über Leben und Tod allein dem Landesherrn zukam, war fast in Vergessenheit geraten: so erwarben denn leicht die großen Städte, in denen längst die Gaugerichte abgehalten wurden, eine weitgehende Gerichtsbarkeit. In Zivilprozessen über Gegenstände von bedeutendem Werte durfte der Verurteilte zwar an „die beiden hohen Reichsgerichte“ appellieren, wie die Goldene Bulle angibt, aber Menschenleben gehörten im Mittelalter wohl nicht zu den Gegenständen von bedeutendem Werte. Vor dem Hauptthore, am letzten Kreuzwege, oder auf dem Marktplatze der meisten großen Städte prangte der Galgen, wenn irgend möglich, mit einem Hängenden daran, um dem Fremden gleich die ganze Hoheit der Stadt vor Augen zu führen. Während in den Zeiten der Karolinger der König und seine Pfalzgrafen als die höchsten Richter bekannt waren, von denen alle Gerechtigkeit ausging, so kümmerte man sich in diesen Zeiten des Kampfes aller gegen alle trotz aller beschlossenen Landfrieden weder um den einen noch um den andern**). Allein das jedem Menschen angeborene Rechtsgefühl verlangte doch überall gebieterisch nach der nötigen Sühne, und an einer Stelle, auf Westfalens roter Erde, blieb sogar die Erinnerung an Karls des

*) Petrarca bediente sich bei seiner ausgedehnten Korrespondenz fast ausschließlich solcher. Von Avignon nach Rom brauchte sein Bote drei Wochen.

**) Leopold von Ranke weist einmal darauf hin, daß die Deutschen keinem einzigen römisch-deutschen Kaiser seit Otto I. einen Beinamen gegeben haben, den eignen Landesfürsten fast im Übermaß (den „Wettinern!“), und sieht darin mit Recht ein Zeichen davon, wie fremd sie ihnen blieben, wie wenig man sich um sie kümmerte, wenn man auch ihre theatralischen Einzüge und Aufzüge gern sah.

Großen Grafschaftsgerichte noch jahrhundertelang lebendig. Überall, wo das Recht feiert und dem Verbrechen keine Sühne folgen läßt, erzeugt der beleidigte Gerechtigkeitssinn das Ungesetz der Blutrache. Es ist nachgewiesen, daß dieses noch im ganzen Mittelalter im größten Teile von Deutschland herrschend war. Daß der nächste Verwandte verpflichtet sei, einen Mord zu rächen, stand schon fest, als noch der König und der Pfalzgraf seines Amtes walteten, wieviel mehr in diesem letzten Zeitraume des Mittelalters. Allein zugleich hatte sich aus der Heidenzeit der mildernde Glaube herübergerettet, daß jedes Haus, jeder Fronhof und jeder Tempel, jetzt also jede Kirche dem verfolgten Mörder eine Zufluchtsstätte für 45 Tage bieten dürfe, und daß es die Familie des Ermordeten nicht entehre, wenn sie sich innerhalb dieser Zeit die Rachepflicht abkaufen lasse.

Femgericht.

394. Vor dem Richter (15. Jahrhundert).

Nach dem „Mittelalterlichen Hausbuche" (Bilderhandschrift im Germanischen Museum zu Nürnberg).

Auf dem Richterstuhle der Richter, mit einem Kranze von roten und gelben Kugeln in der Hand — ein Symbol, dessen Bedeutung unbekannt ist. Rechts der Übeltäter von dem Häscher festgehalten links der Ankläger

Als wertvoller und für den Armen und Unterdrückten, den Bauer auf dem platten Lande, als der einzige Rechtsschutz erschien die sogenannte Feme (d. h. Genossenschaft, Verband, also hier: Gerichts- und Landfriedensverband) oder das Femgericht, welches, seit den Tagen Karls des Großen in den Diözesen Köln, Paderborn und Münster bekannt, im 13. Jahrhundert eine Zeitlang an die Stelle der Reichsgerichtsbarkeit trat. Durch Kaiser Karl IV., durch Sigmund und durch Erzbischof Dietrich II. von Köln begünstigt, erlangte es eine unheimliche Macht und verlor schon am Ende des Mittelalters vollkommen seine Bedeutung, da es mehr ein Werkzeug der Unterdrückung durch die Mächtigen als ein Schutz der Schwachen und Armen wurde.

Ursprung.

Die „heilige Feme" hat ihre ganze Heimlichkeit und Unheimlichkeit der Sage und der dichterischen Umkleidung zu verdanken. Die sofortige Strafvollziehung durch Richter, die dem auf frischer That ertappten Diebe oder Räuber persönlich unbekannt waren, deutet auf altheidnischen Gebrauch. Unter Karl dem Großen verschmolz sie mit den Grafschaftsgerichten, die im Namen des Königs ihr Urteil sprachen und vollstrecken ließen. Als später die meisten Inhaber von Gaugerichten sich durch den Herzog mit dem Blutbanne belehnen ließen, nannten sich die Gerichts- oder Stuhlherren der Feme auf der roten Erde die „freien Grafen" oder „Freigrafen". Nach vielem Bemühen erlangte der Erzbischof von Köln durch Sigmund (1422) das Recht, die Freigrafen zu beaufsichtigen und zur Verantwortung zu ziehen; bald darauf war auch der Nimbus zerstört, an den Karl IV. und Sigmund noch selbst geglaubt hatten.

Die rote Erde.

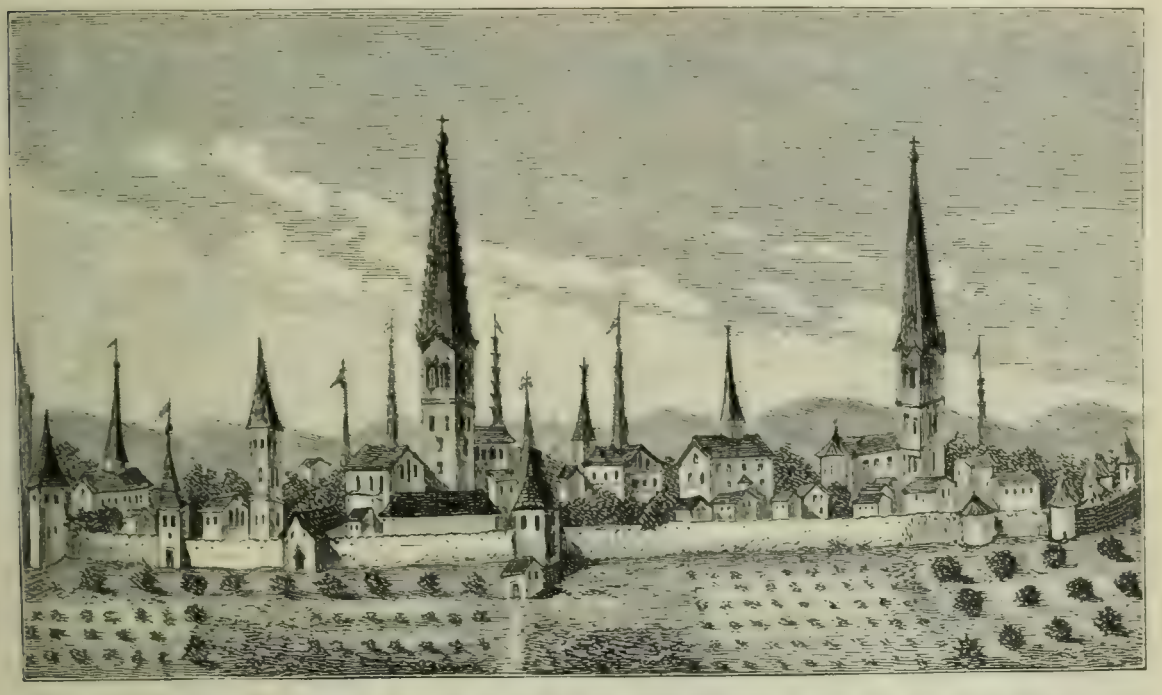
Die Meinung (seit 1319 nachweisbar), daß Karl der Große solche Freigerichte nur in Westfalen eingeführt habe, beruhte auf einem Irrtume. Der Ausdruck „die rote Erde"*) erscheint zum erstenmal 1490. In Westfalen und Engern gab es viele (vielleicht gar 400) Freistühle, deren Stelle jedermann wohlbekannt war, wenige nur im übrigen Reiche. Mehrere Rechtsbücher (in Soest, Dortmund, Koesfeld) sind noch erhalten, die uns die Grundlagen des Femrechtes

*) Bekanntlich ist die Erde des südlichen Westfalen durch den reichlichen Gehalt von Eisenoxyd rotgefärbt.

angeben und den heutigen Rechtskenner überzeugen, daß dieser Versuch, oberste Reichsgerichte zu schaffen, vollkommen verfehlt war. Trotzdem haben ihnen die heimlichen Formen bei der Ladung und ausnahmsweise auch bei der Sitzung sowie beim Verkehr der Wissenden miteinander einen romantischen Reiz verliehen und zu dichterischer Ausschmückung gereizt.

Freischöffen.

Ihre Mitglieder, genannt Wissende oder Gewisse, „echte, rechte Freischöffen des heiligen römischen Reiches, erkannten einander an bestimmten Losungen und Zeichen*). Jeder ehelich geborene freie Mann von unbescholtenem Rufe konnte Freischöffe werden, nur ein Geistlicher nicht, und mußte dann vor einem Freistuhle den Eid leisten, gerecht zu urteilen und jedes Urteil unweigerlich, selbst mit Lebensgefahr zu vollziehen. Da es immer für eine Ehre galt, einem solchen Freistuhle anzugehören, dessen Mitglieder äußerlich nicht kenntlich waren, aber zuzeiten großen Einfluß hatten, so wurde die Zahl derselben immer größer. Im 14. Jahrhundert soll es 100000 gegeben haben. Man unterschied drei Arten von Gerichtssitzungen (Dingen), das „echte, das offene und das heimliche Ding". Die meisten Freistühle befanden sich auf einem Hügel, der weit sichtbar und bekannt war. Für den vornehmsten galt lange Zeit „des Kaisers (oder Königs) Kammer zu Dortmund uff dem Markte neben dem Rathuse"; ein andrer ebenda vor der Stadt „an der Linde", neben dem alten Schlosse.



395. **Dortmund zu Anfang des 16. Jahrhunderts.** Nach Bertius' „Theatrum geographicum".

Unter den Kirchen fällt auf die große, dem Haimonskinde geweihte Reinoldikirche aus dem 13. Jahrhundert, im sogenannten Übergangsstil, eines der hervorragendsten Bauwerke Westfalens; der Turm schließt auf den vier Seiten mit Giebeln ab, zwischen denen die Pyramide emporsteigt; als Knopf hat er den Reichsapfel. An die Stelle der starken Mauern der alten Stadt sind jetzt Promenaden getreten, die nur noch die Namen der alten Wälle fortführen (Westwall, Königswall, Schwanenwall u. s. w.).

Anklage.

Die Schöffen saßen, wie immer, auf einer Bank, der Freigraf auf dem Stuhle. Auf einem Tische vor ihm lag das Schwert und ein aus Weidenruten gewundener Strick. Zur Verhandlung kamen ursprünglich fast nur Raub und Diebstahl, später auch Schuldklagen, Kirchenraub, Mord, Ketzerei, Zauberei und Ehebruch. War die Anklage als „Femvroge", als vor die Feme gehörend, anerkannt worden, so wurde an den Angeklagten eine Ladung ausgefertigt, von einem Freigrafen besiegelt und von einem Fronvogt befördert, jedoch gewöhnlich nicht persönlich überreicht, sondern an der Hausthür des Geladenen oder in deren Nähe heimlich angeheftet, wobei aber zum Wahrzeichen der Feme drei Schläge gethan und drei Späne abgehauen wurden. Die Ladefrist war die in ganz Sachsen gebräuchliche von sechs Wochen und drei Tagen, wie in Urzeiten die Dauer des Asylschutzes (45 Tage).

Verhandlung.

Je weniger man sich sicherer Rechtskenntnis befliß, um so mehr vollzog man die Gerichtsverhandlung unter strenger Beobachtung althergebrachter Formeln und Zeremonien. Mit feier-

*) Nur als Zeichen der traurigen Geschmacklosigkeit späterer Erfindung stehe hier die nicht von der Geschichte, sondern von ungeschichtlichen Erzählern überlieferte Losung. Sie lautete: Strick, Stein, Gras, Grein (S, S, G, G); das sogenannte „Notwort, wie es Carolus Magnus der heimlichen Acht gegeben", bestand aus den noch dunkleren Worten: „Reinir dor Feweri." Der Schöffengruß wurde in der Weise vollzogen, daß man seine rechte Hand auf des andern linke Schulter legte und sagte: „Ich grüße euch, lieber Mann! Was fang ich hier an?", worauf der Angeredete die Hand ebenso auflegte und antwortete: „Alles Glück kehre ein, wo die freien Schöffen sein."

lichen Fragen und Antworten zwischen dem Freigrafen, dem Fronboten und den Schöffen leitete man sie ein. Niemand durfte Helm, Hut, Handschuhe oder Mantel auf oder an sich haben, ebensowenig Waffen tragen. Stellte sich der Angeklagte und leugnete die ihm zur Last gelegte That, so trat das Beweisverfahren mittels Reinigungseides ein. War der Angeklagte ein Wissender, so genügte in der frühern Zeit sein alleiniger Reinigungseid, später konnte noch gegen ihn der Schwur des Anklägers und zweier Eideshelfer treten, welche beschworen, jener schwöre „rein", nicht „mein". Diesen mußte dann der Angeklagte mit sechs Eideshelfern wieder entkräften, was man „die Anklage überfiebenen" nannte. Hielt hierauf der Kläger die Anklage mit Hilfe von zwölf Eideshelfern aufrecht, so konnte ihn der Angeklagte wieder mit 20 Eideshelfern überbieten und sich dadurch gänzlich reinigen, da eine höhere Anzahl von Eideshelfern nicht zugelassen wurde. Ein Nichtwissender konnte nur mit Hilfe von 2 wissenden Eideshelfern den Eidkampf beginnen. Erschien der Kläger nicht, so ward der Angeklagte ohne weiteres freigesprochen. Blieb dagegen der Angeklagte aus, so fragte der Freigraf nach längerem Warten den Fronboten, ob die Vorladung richtig erfolgt sei, und rief, nachdem dies bejaht worden, den Angeklagten viermal beim Namen, endlich fragte er, ob jemand da sei, der seine Sache vertreten wolle. Meldete sich hierzu niemand, so trat der Ankläger vor und wiederholte knieend unter eidlicher Versicherung der Wahrheit seine Klage, worauf der Freigraf die Verfemung aussprach: „Den Angeklagten nehme ich aus dem Frieden und setze ihn aus allen Freiheiten, Frieden und Rechten in Königsbann und Wette und in höchsten Unfrieden und Ungnade und mache ihn unwürdig, achtlos, rechtlos, siegellos, ehrlos, friedlos und unteilhaftig alles Rechts, und verführe und verfeme ihn und setze ihn hin nach Satzung der heimlichen Acht und weihe seinen Hals dem Strick, seinen Leichnam den Tieren und Vögeln in der Luft, ihn zu verzehren, und befehle seine Seele Gott im Himmel in seine Gewalt, wenn er sie zu sich nehmen will, und setze sein Leben und Gut ledig; sein Weib soll Witwe, seine Kinder Waisen sein." Dann nahm der Freigraf den Weidenstrick, warf ihn aus dem Ding hinaus, und alle Freischöffen „spieen aus dem Munde". Das ausgesprochene Urteil wurde dem Ankläger schriftlich ausgefertigt und die Mahnung an alle Freischöffen hinzugefügt, ihm bei Vollziehung desselben behilflich zu sein.

396. Von den Schöffen auf handhafter That ergriffene und an einen Baum gehängte Verbrecher.

397. Bestrafung eines Fronboten, der geschwatzt hat.*)

Nach Sebastian Münster.

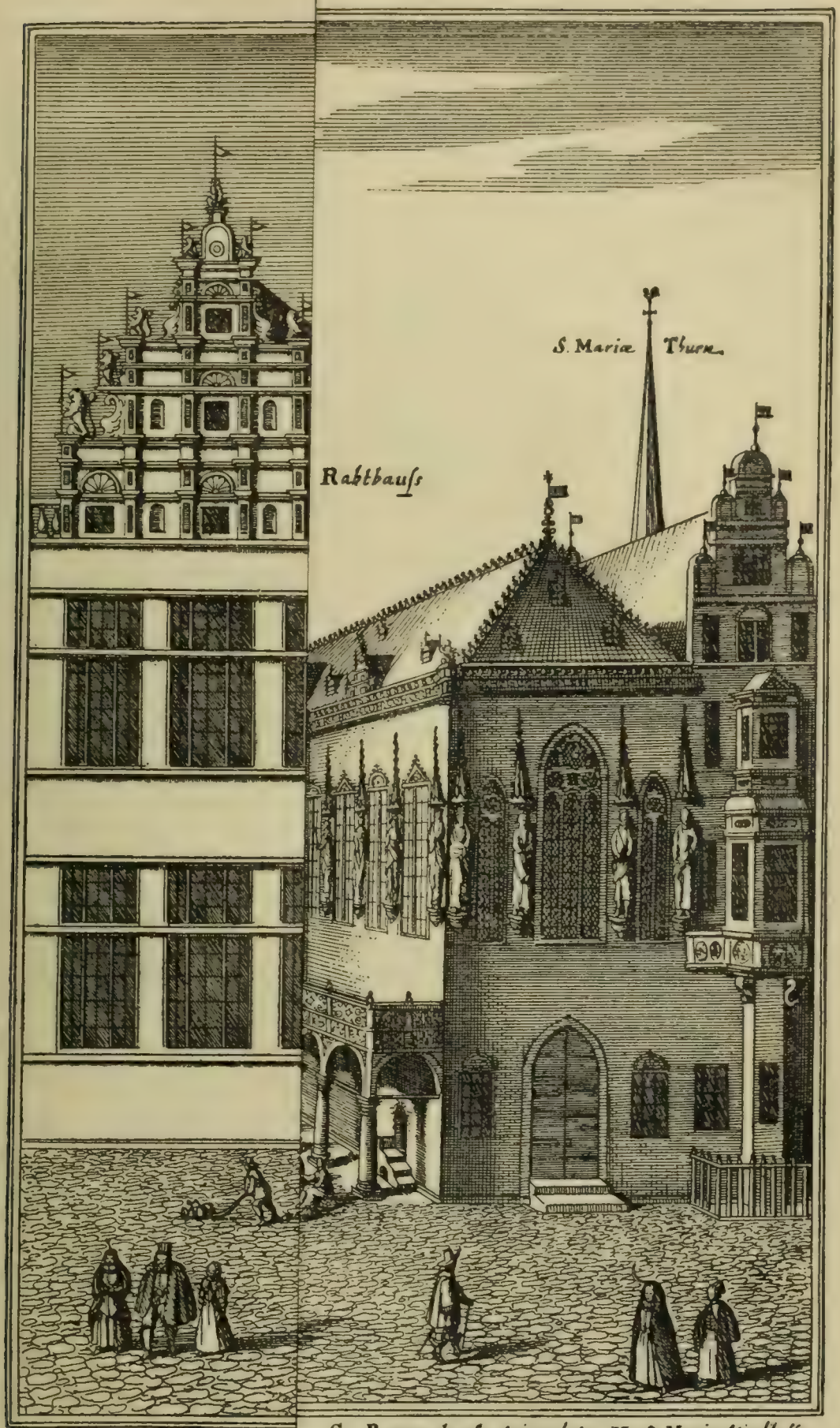
*) „Ware es, daß ein Wissender die Heimlichkeit und Losung der heimlichen Acht oder irgend etwas davon verriete, den sollen die Freigrafen und Freischoffen greifen unverklagt und ihm seine Hände zusammen und ein Tuch vor die Augen binden und ihn auf seinen Bauch werfen und ihm seine Zunge hinten aus seinem Nacken winden und einen dreisträngigen Strick um seinen Hals thun und ihn sieben Fuß höher hangen als einen verurteilten, verfemten missethätigen Dieb."

Strafen.

Die Strafen. Die gewöhnliche Art der Hinrichtung geschah vermittelst des Stranges, als Galgen diente der nächste beste Baum. Neben dem Gehenkten stießen die Schöffen einen Dolch ein, der die oben erwähnten Buchstaben S. S. G. G. trug. Auch bei der regelrechten Hinrichtung mußten mindestens drei Schöffen gemeinschaftlich thätig sein, damit der Einzelne keinen Mißbrauch treibe, noch Fehler mache, und der Verurteilte sicher überwältigt würde. Auf dieser Sicherheit der Urteilsvollstreckung wie auf dem allgemeinen Bedürfnis einer schnellen und entschiedenen Rechtshilfe beruhten hauptsächlich das furchtbare Ansehen und die unwiderstehliche Macht der Feme.

Die letzten Femgerichte.

Übrigens hat sich herausgestellt, daß zwar eine beträchtliche Zahl von Todesurteilen, aber nur eine verhältnismäßig geringe von Vollstreckungen urkundlich beglaubigt ist. Gegen das Ende des Mittelalters hört man viel mehr von gar zu hohen Geldbußen und Gerichtsstrafen, die von der Habgier der Freigrafen und Stuhlherren Zeugnis geben. Trotz aller Verwerfung, Abschaffung und Verfolgung dauerten einige Reste des alten Femwesens mit unheimlich albernen Formen versteckt fort, bis König Hieronymus Bonaparte ihnen ein Ende machte. Der letzte Freigraf, Namens Engelhardt, starb 1835 in Werl.



A. Der Marckt. B

G. Beurs oder Spatzier plate. H. S. Mariæ Kirchhoff.

Alte Ansicht von Lissabon.

Städtebünde.

Wenn die Femgerichte Westfalens ursprünglich sich nur gegen einzelne Friedensstörer richteten, so bildeten sich in andern Teilen Deutschlands ganze Bünde, meistens Städtebünde genannt, weil die Städte dabei die Hauptrolle spielten und ihre Schreiber ausschließlich die Beschlüsse niederschrieben, um dem maßlosen Überhandnehmen des Raubrittertums zu wehren. Die ältesten von diesen „Landfriedensbünden" sind schon wiederholentlich erwähnt worden (S. 347, 381 ff.), vor allen der 1254 gegründete Rheinische Städtebund, zu dem im folgenden Jahre bereits ganz Westdeutschland (nicht die Niederlande) gehörte, und der bei der endlichen Königswahl 1273 schon ein kräftiges Wort mitzusprechen vermochte. Bald darauf geriet er in Vergessenheit. Erst unter Karl IV. (s. S. 381) bildeten sich von neuem in großer Zahl solche Landfriedensbünde in Franken, Bayern, Schwaben, am Rhein und in der Wetterau (hier allein fünf einzelne), in Westfalen, Sachsen, Thüringen, Brandenburg und den Ostseeprovinzen, alle in der Zeit von 1358 bis 1373. An der Spitze stand ein Obmann, gewöhnlich vom Kaiser ernannt, oder ein Hauptmann, der zunächst eine Geschworenenkommission von fünf bis fünfzehn Mitgliedern unter sich hatte, um Streitigkeiten zu entscheiden. Ein Eidschwur verpflichtete alle Angehörigen des Bundes — man konnte aber auch mehreren Bünden angehören — einander, vor allem den Nachbarn, gegen Raubritter die möglichst schnellste Hilfe zu leisten. Eine geschichtlich bedeutende Rolle haben nur der Schwäbische und der erneuerte Rheinische Städtebund gespielt, wenn auch eine traurige, da sie 1388 vollkommen besiegt wurden (s. S. 388), während gleichzeitig der Völkerbund der Schweizer einen Sieg nach dem andern gewann und sich dann freilich für immer von Deutschland lossagte. Die großartigste Rolle aber spielte jedenfalls die norddeutsche Hansa.

Die Hansa.

Die Hansa (got. hansa = Schar, mhd. hanse = Vereinigung) hat eine doppelte Bedeutung und darum auch einen doppelten Ursprung. Anfangs bezeichnet man so die Verbindung deutscher Kaufleute zu gemeinsamem Schutze ihrer Rechte, ihrer Interessen und ihrer Warenniederlagen in einer fremden Stadt, etwa in London, Bergen, Wisby, Nowgorod. Ihre Mitglieder hießen Hanseleute oder auch Hansen und stellten Vorsteher über ihre Warenlager, um für Ordnung und Schutz zu sorgen. Seitdem aber Hamburg und Lübeck 1241 die erste Vereinigung verschiedener Städte innerhalb der Heimat zu gemeinsamem Schutze ihrer Warenzüge geschlossen hatten und diese ebenfalls Hansa nannten, wurde diese Bedeutung des Wortes die bei weitem bekanntere, denn die Bekanntschaft wächst immer mit der Machtentwickelung.

Die deutsche Hansa in London.

Die ältesten deutschen Kaufleute, welche schon etwa um 1000 eine durch den englischen König privilegierte und geschützte Gildhalle in London besaßen, waren die Kölner, denn Köln war damals der Knotenpunkt für alle von Süden nach Norden, wie Regensburg für alle von Osten nach Westen führenden Warenzüge. Der König von England erklärte ausdrücklich „die Leute des Kaisers für guter Gesetze würdig". Später schlossen sich ihnen die Kaufleute von Braunschweig, Hamburg, Bremen und Lübeck an und erschienen als erste „Deutsche Hansa" im Auslande in einem Prozesse mit der Stadt London 1282, durch den sie schließlich für 240 Pfd. Sterl. alle den einzelnen Städten gegebenen Vorrechte für die ganze Genossenschaft bestätigt erhielten. Darunter befand sich vor allem der von König Heinrich III. 1266 den Kölnern, seinen Bundesgenossen im Kriege gegen Frankreich, erteilte Freibrief, der ihnen erlaubte, gegen Erlegung eines Zolles von nur 1 Prozent Waren ungehindert ein- und auszuführen. Da auch die folgenden Könige gewöhnlich bei der allezeit bereitwilligen Hansa tief verschuldet waren und in den Zöllen derselben eine fast unerschöpfliche Einnahmequelle besaßen, so begünstigten sie die fremden Kaufleute, soviel sie konnten, und zwangen ihre eignen Unterthanen, sich mit großem Schaden den Vorrechten jener zu fügen, beispielsweise ihren eigentlichen Nationalreichtum, die Wolle, welche die ausgedehnte Schafzucht Englands lieferte, in wenigen bestimmten Häfen fast ausschließlich an die Hansa zu verkaufen, die ihnen dagegen um teuren Preis die orientalischen und deutschen Produkte zuführte. In einem einzigen Jahre exportierte die Hansa einmal über 100000 Ballen Wolle zu je $3\frac{1}{2}$ Zentner. — Schon damals hieß es: „Wir kaufen von dem Engländer den Fuchsbalg für einen Groschen und verkaufen ihm den Fuchsschwanz wieder für einen Gulden."

Der Stahlhof.

Als die Gildenhalle zu klein wurde, erwarb die Hansa mehrere benachbarte Häuser mit Kaianlagen an dem rechten Themseufer hinzu und zuletzt den sogenannten Stahlhof*), dessen Name den der alten Gildehalle verdrängte und die gesamte hansische Gebäudemasse bezeichnete. Das ganze Areal war von Mauern und Türmen umgeben und mit drei Thoren versehen, so daß es mehr das Aussehen einer Zwingburg oder Festung, als das friedlicher

*) Englisch steel-house — Ursprung und Bedeutung dieses Namens ist dunkel. Die beliebte Erklärung „Stapelhof" ist jedenfalls unrichtig, denn dieser heißt englisch staple-yard.

Geschäftsraume hatte. Aber diese Befestigung war notwendig, denn die Bewohner Londons waren eifersüchtig auf die Fremden und ihren Reichtum und haben allen königlichen Freibriefen zum Trotz wiederholt ernste Angriffe auf die deutschen Warenhäuser unternommen.

Verwaltung der Hansa in London.

Innerhalb der Mauern lebten die Hanseleute in klösterlicher strenger Zucht, in einzelnen Zellen. Keiner durfte heiraten, keiner ein weibliches Wesen hineinbringen. Der Sicherheit halber durfte niemand eine Nacht außerhalb des Hofes zubringen, damit es bei einem etwaigen Überfalle nicht an Verteidigern fehlte. An Engländer etwas von dem, was innerhalb der Hansa vorging, zu verraten, war mit schweren Strafen bedroht. — An der Spitze der Gesellschaft stand ein Aldermann mit zwei Beisitzern (Suppleanten) und neun Ratmännern, sämtlich aus freier Wahl hervorgegangen. Dieser „Kaufmannsrat" kam wöchentlich zusammen, beriet die gemeinsamen Angelegenheiten, entschied die Streitigkeiten der Bundesangehörigen und hütete die „heilige Lade", in der die Dokumente der Hansa, besonders ihre Privilegien, sorgfältig aufbewahrt wurden. Die

398. Die Hansestadt Lübeck (Lubecke) zu Ende des 16. Jahrhunderts.

Nach einem holländischen Kupferstiche in den Kommentarien des Peter Bert (Amsterdam 1616).

Man sieht die starken Mauern, die Wälle und die mächtigen Bastionen der alten Stadt; die Kirchen sind (von links nach rechts gezählt) der von Heinrich dem Löwen gegründete Dom, St. Peter, die Frauen Marien kirche, St. Jakob und das Kloster Maria Magdalena. Rechts von der Peterkirche — an den kleinen Turmspitzen und Wetterfahnen kenntlich — das Rathaus mit der Börse und dem Hansasaale. Die gotischen, mit hohen spitzen Dächern versehenen Hauser kehren alle die schmale Giebelseite der Straße zu.

Ratmänner mußten hansische Bürger sein; Ausländer, selbst Oberdeutsche, durften gar nicht in den Dienst der Hansa aufgenommen werden, Niederdeutsche ohne hansisches Bürgerrecht nur in untergeordnete Stellungen.

Die Hansa in Brügge.

Wenn auch seiner Entstehung nach jünger als das zu London, so kann doch „das Kontor der deutschen Kaufleute zu Brügge" seit dem Anfang des 14. Jahrhunderts vielleicht als die wichtigste und vornehmste Faktorei der Hansa bezeichnet werden. Brügge war lange Zeit der Hauptstapelplatz des europäischen Westens (s. S 331), das hansische Kontor daselbst die Zentralstelle für alle Waren, welche mit Vermeidung Oberdeutschlands und der Alpenstraßen auf dem Seewege die niederdeutschen Küsten entlang oder von Schweden, Norwegen und England nach dem Süden Europas und umgekehrt versandt wurden. Die Rohprodukte der genannten nordischen Länder, die gewerblichen Erzeugnisse der deutschen Städte, deutsche und französische Weine u. a. m. wurden in Brügge gegen orientalische und italienische Waren ausgetauscht, und die Hansen hatten den größten Teil dieses großartigen Weltverkehrs in ihren Händen. Da aber die Grafschaften Flandern, Holland und Brabant eigentlich kaum mehr zum deutschen Reiche gehörten und als Unterthanen des Herzogs von Burgund nicht gesonnen waren, den „gemeinen deutschen Kaufmann" als ihren Landsmann und Gleichberechtigten anzuerkennen, so war auch hier eine straff organisierte Faktorei wie im wirklichen Auslande zum Schutze des deutschen Handels unentbehrlich. Brügge in Westflandern an dem Vereinigungspunkte mehrerer schiffbaren Kanäle, war dazu wegen seiner Lage und

Bedeutung der günstigste Ort. Die hanseatische Residenz zählte zur Zeit ihrer höchsten Blüte etwa 300 Kaufmannsgesellen oder Knappen, welche den ankommenden Kaufleuten als Kommis und Markthelfer dienten.

An der Spitze der Residierenden standen sechs Aldermänner und die Achtzehner, die zusammen den Kaufmannsrat bildeten. Die Einrichtung im Innern war ähnlich wie in London, nur etwas freier durch den Umstand, daß man kein zusammenhängendes und in sich abgeschlossenes Areal, sondern mehrere einzelne Häuser und Niederlagen besaß. Aber auch hier durfte kein Residierender heiraten, oder mit den Einheimischen in engere Beziehungen treten und etwas aus dem Kontor verraten. Wer dagegen verstieß, wurde für immer „verhanst". Kein Angehöriger fremder Nationen durfte in Dienst genommen werden. Die Zusammenkünfte des Rates fanden im Refektorium des Karmeliterklosters statt. Die Bundeslade, auch Arche Noäh genannt, wurde in der Sakristei der Karmeliter aufbewahrt. Die zureisenden Hansen, die sogenannten „Gäste", wohnten bei den Bürgern und mieteten von diesen Keller und Gewölbe. Dies Verhältnis aber sowie der lästige Zwang, daß alle Waren gegen Entgelt auf den städtischen Ratswagen gewogen werden mußten, wenn das Geschäft gesetzliche Gültigkeit haben sollte, gab wiederholt zu schweren Konflikten mit den Bürgern Veranlassung. Die Wagen und Gewichte pflegten zu gunsten der Einheimischen gefälscht, die Waren von den städtischen Wägeleuten nur nach Gunst und je nach den erhaltenen Geschenken zum Wägen zugelassen zu werden u. dgl. Den quartiersuchenden Gästen wurde oft die Aufnahme verweigert oder die Wohnung unerträglich verteuert. Infolgedessen stieg die Erbitterung mehrmals so hoch, daß es zu blutigen Kämpfen kam und die Hansen ihr Kontor zeitweise nach Antwerpen, Utrecht oder Dortrecht verlegten, bis sie Genugthuung erlangt hatten.

Die Verwaltung.

Das Kontor zu Bergen.

399. Die Halle zu Brügge.

Die Halle, die in der Mitte durch einen massigen, fast ungeschlachten Glockenturm überragt wird, wurde 1284 begonnen, jedoch nur langsam gefördert; im 16. Jahrhundert wurde sie erneuert.

Das Kontor zu Bergen bildete seit 1271 den Mittelpunkt für den hansischen Handel mit Norwegen. Der vortreffliche Hafen dieser Stadt, der selbst den großen Schiffen gestattete, unmittelbar vor den Häusern anzulegen, und die für alle Teile des Landes bequeme Lage hatten Bergen zum Hauptmarkte Norwegens erhoben. Aber schon seit 1217 waren die Engländer und Schotten vertragsmäßig im Besitze weitgehender Handelsvorteile, und die Einwohner Bergens selber erfahrene See- und Handelsleute. Daher konnten die deutschen Kaufleute hier nur mühsam und allmählich Boden gewinnen. Erst von König Hakon VIII. und seinem Schwiegervater Waldemar IV. erzwangen sie 1370 gewaltsam das Übergewicht (s. S. 693). Als 1393 gar die Vitalienbrüder (s. S. 695) zweimal die Stadt geplündert, ihren Wohlstand vernichtet und die Engländer vertrieben hatten, besaßen die Hansen ohne alle Konkurrenz die unumschränkte Handelsherrschaft. Ausgeführt wurden Felle, Pelze, Fische, Talg, Holz und Teer, eingeführt Getreide, Früchte, Wein, Bier, Tuche, Eisenwaren, orientalische und italienische Erzeugnisse. Die Hansen erwarben an der sogenannten Brücke, dem Hafendamme, einen Hof nach dem andern und vertrieben sogar die Bürger von dort in die innere Stadt. Zwischen dieser und dem Hafen drängten sich Tausende von deutschen Handwerkern, besonders Lederarbeiter oder Schuster, ein, schlossen sich den Hanseleuten an und verhalfen ihnen zur unbestrittenen Herrschaft über die ganze Stadt. 1455 erschlugen die Deutschen den königlichen Statthalter Olaf Nielsen und den Bischof, welche ihre Macht einzuschränken versuchten. Die Hansa besaß einundzwanzig selbständige Höfe, die durch Mauern und starke Holzzäune geschützt waren, zwei Kirchen, Lager- und Wohnräume enthielten und unmittelbar an die Brücke stießen. Auf jedem derselben wohnten fünfzehn und mehr „Familien", d. h. Angehörige der verschiedenen deutschen

Hansestadte, über ihnen die Husbonden oder Hauswirte und ein Aldermann. Die hansische ausschließlich männliche Bevölkerung wird auf 3000 Kopfe angegeben. Auch hier herrschten strenge, die Lebensweise bis ins kleinste regelnde Gesetze; auch hier durfte kein Weib auf den Höfen erscheinen, niemand die Nacht außerhalb zubringen. Hunde und Wächter sorgten für die Sicherheit. Die oberste Behörde bildete ebenfalls ein Achtzehnerausschuß mit dem ersten Aldermann. Jeder Kontorist mußte hansischer Bürger sein, sich zu zehnjährigem Dienst verpflichten und alle Rangstufen vom Knappen aufwärts der Reihe nach durchlaufen, ehe er Faktor wurde. So bildete sich unter scharfer Aufsicht und Disziplin, unter schwerer Arbeit und täglichen Gefahren und Kämpfen mit den erbitterten Einwohnern eine Pflanzschule geschäftskundiger, unerschrockener und selbstbewußter Leute aus, die nach ihrer Rückkehr in die Heimat die brauchbarsten Handels- und Ratsherren, unter Umständen auch tüchtige Kriegsleute wurden.

Wisby und Nowgorod.

Von Wisby auf Gotland aus, welches im 12. und 13. Jahrhundert den Ostseehandel überwiegend beherrschte, bis seine Macht an Lübeck überging, gründete die Gesellschaft der „gemeinen deutschen Kaufleute" die Faktorei Nowgorod (Naugard) als Mittelpunkt und neben Riga als Hauptstapelplatz für den Handel mit Rußland. Nowgorod lag auf der großen Welthandelsstraße, welche sich über die Newa, den Ladogasee und die Wolga bis zum Kaspischen Meere zog, während von Riga aus eine zweite Straße die Düna aufwärts über Smolensk und dann den Dnjepr (Kiew) und Don abwärts ins Schwarze Meer führte. Die wohlbefestigte Stadt, ein kleiner, aber bald blühender Freistaat, von dem das russische Sprichwort rühmte: „Wer kann gegen Gott und Nowgorod", eignete sich vortrefflich für die deutschen Niederlassungen, die sich im Laufe der Zeit zu einer einzigen, dem Hofe von Sankt Peter*), vereinigten. Sie bestanden bereits seit der Mitte des 13. Jahrhunderts mit Aldermännern, die das Strafrecht hatten an „Hals und Hand", gemeinsamen Niederlagen, Versammlungen, Kassen, Abgaben und festen Statuten, Skra genannt. Die älteste Skra ist vom Jahre 1250, eine andre von 1300. Sie nennen einen Aldermann als ersten Aufsichtsbeamten, Richter und Urkundenbewahrer, der sich vier Gehilfen wählte. Die ankommenden Gäste, Sommer-, Winter- und Landfahrer hatten ihre besonderen Aldermänner. Der Hof und die Kirche waren befestigt und unausgesetzt unter sorgfältiger Bewachung gegen die räuberischen und diebischen Russen. — In seiner reichsten Zeit verwahrte es seine Überschüsse an Gold und Silber der Vorsicht wegen in der St. Peterskiste der Marienkirche zu Wisby auf Gotland. Aber, als dieses von Woldemar III. (1361) zerstört war, geriet schon Nowgorod ins Sinken und wurde fast ein Trümmerhaufen nach der Eroberung durch Iwan den Schrecklichen 1471 und der Zerstörung des Hofes von St. Peter 1478.

Die Hansa auf Schonen.

Ganz andrer Art als alle aufgeführten war die hansische Niederlassung auf Schonen (dem südlichen Teil des heutigen Schweden). Hier konzentrierte sich damals ein großartiger Fischfang und Fischhandel. Neben Walfischen, Lachsen, Salmen handelte es sich besonders um Heringe, welche in staunenerregenden Massen früher die pommerschen, dann diese zu Dänemark gehörige Küste besuchten. Die hansische Niederlassung auf Schonen lag zwischen den Schlössern Skanör und Falsterbo, die sich in ihrem Besitze befanden, in einer Ausdehnung von einer halben Meile, begrenzt durch Bäche und Gräben und geschieden in zahlreiche kleinere Anteile einzelner Hansestädte, die sogenannten Vitten. Auf diesen standen Holzhäuser zum Aufenthalt für die Fischer und zur Aufbewahrung der Fische, ferner Vorrichtungen zum Trocknen, Einsalzen und Räuchern der Beute. Mannigfaltige Statuten regelten streng das Sortieren der verschiedenen Heringsarten, das Salzen und Verpacken, die Größe der Tonnen, die Weite der Netze, die Fischlager, den Vorkauf, den Ein- und Verkauf. Fremde Fischer wurden mit allen Mitteln ferngehalten, denn der Fischhandel in der Ostsee sollte ihr Monopol bleiben. Hansische Vögte führten die Aufsicht und übten die Gerichtsbarkeit über das rohe Fischervolk. Dreimal in jedem Sommer kamen die Heringsflotten von allen hansischen Seestädten und belebten die Vitten mit ihrem emsigen und bunten Treiben; im Herbst verödete der Strand, und nur Vögte und Wächter mit ihren Hunden blieben zurück, um bis zum nächsten Jahre die Niederlassung zu schützen und im Stande zu erhalten.

Vororte der Hansa.

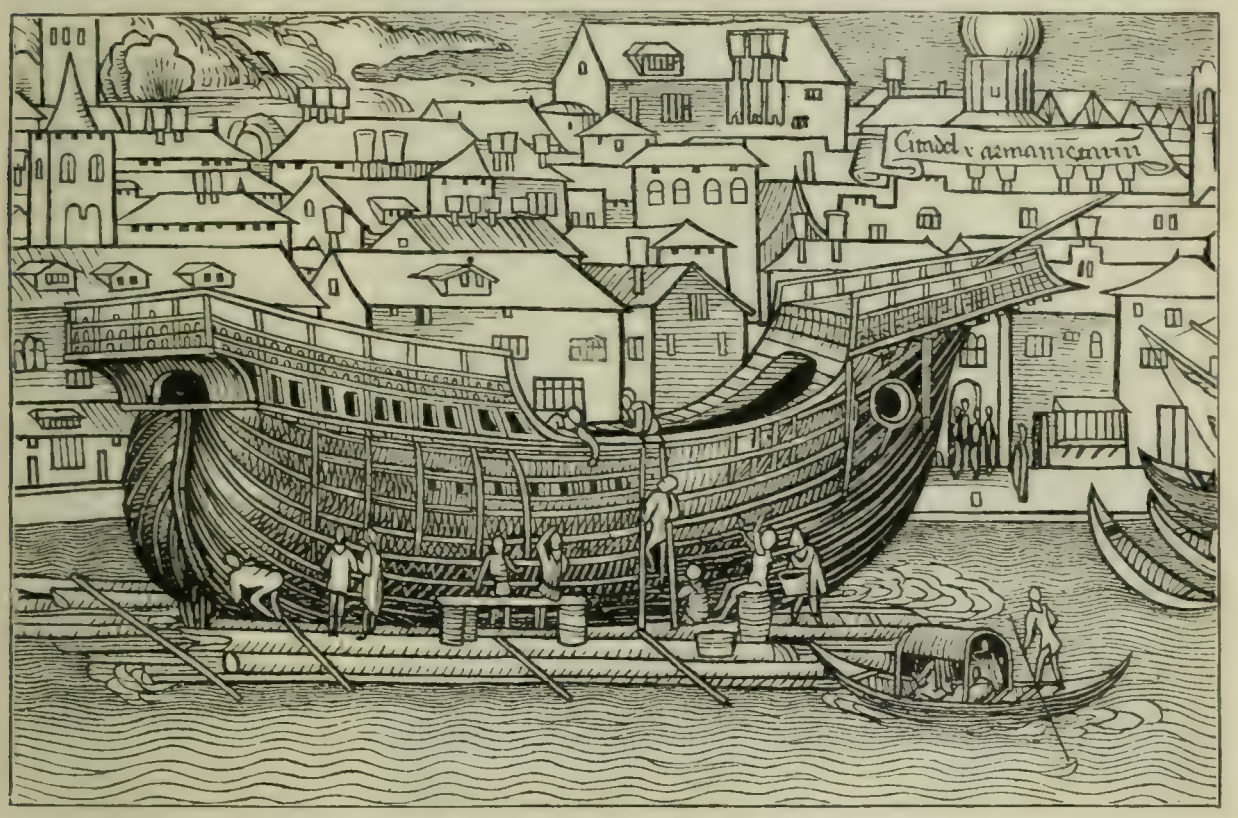
Wie die drei Kontore das ausschließliche Stapelrecht für die betreffenden Länder oder wenigstens das Aufsichtsrecht über die kleineren hansischen Niederlassungen besaßen und über alle Hansen in der Fremde obrigkeitliche und richterliche Gewalt übten, so standen sie selber wieder unter der Gesamtheit der heimischen Hansestädte, welche ihre Vertreter auf die sogenannten Hansatage schickten oder auch direkt unter dem Hansavororte, als welcher anfänglich Köln, später vorzugsweise Lübeck galt. Vor der Behörde des Vorortes, welche ihnen die Richtschnur für ihre Verwaltung und Politik vorschrieb, mußten alle Aldermänner der Kontore Rechenschaft von ihrer Amts- und Kassenführung ablegen. Alle Kontore und der gesamte Hansabund waren aufs engste mit einander verbunden, sie erblühten, wirkten und verdarben miteinander.

Der hansische Städtebund.

Der „hansische Städtebund", zu welchem sich anfangs nur Hamburg und Lübeck (1241) vereinigt hatten, um die Handelsstraße von der Elbe bis zur Trave und auf beiden Flüssen zu sichern, erhielt durch den Zutritt von Braunschweig, Bremen und den Harzstädten, sowie der wendischen Städte von Wismar bis Greifswald, der

*) Der ruderkundige Apostel war der Lieblingsheilige der Kaufleute, dem sie gewöhnlich ihre Kirchen weihten, wenn sie solche bauten, was übrigens in den meisten Faktoreien geschah.

niederrheinischen mit Köln, eine bedeutende Ausdehnung. Schon im Jahre 1347, bei Gelegenheit eines Vertrages mit Brügge, wurden die deutschen Kaufleute (ut ten Remeschen rike van Alemanien) in drei große Gruppen geteilt: die von Lübeck mit den wendischen und sächsischen, die von Westfalen (seltsamerweise!) mit den preußischen, und die von Gotland, Livland und Schweden zusammen. In der Zeit seiner Blüte umfaßte und schützte er 80 Städte, deren Vertreter zu gemeinsamen Beratungen und Beschlüssen seit 1358 mindestens alle drei Jahre einmal berufen wurden. Meistens geschah dies unter dem Vorsitz des Bürgermeisters von Lübeck, aber durchaus nicht immer in dieser Stadt. Wohl handelte es sich oft um eine gemeinsame Abwehr eines gewaltigen Friedensbrechers, wie damals, als man beschloß, 70 Fehdebriefe an König Waldemar von Dänemark abzuschicken, oder um die „Verhansung" (Ächtung und Vernichtung) einer Bundesstadt, die ihrem Eide untreu geworden war, aber meistens beriet man nur über Handels- und zivilrechtliche Interessen in der deutschen Heimat oder in der Fremde.



400. Ein im Bau begriffenes großes Seeschiff (15. Jahrhundert).
Holzschnitt aus Breydenbachs Beschreibung seiner Reise nach dem heiligen Lande (Mainz 1486).

In den Hanserezessen (bisher sechs starke Bände bis zum Jahre 1530) steht viel von Münze, Maß und Gewicht, aber auch von der gleichmäßigen Bestrafung bösartiger Schiffseigentümer oder Steuerleute, welche sich etwa erlaubt hatten, in jeder von den beiden Städten, zwischen denen sie einherfuhren, eine rechtmäßige Gattin zu besitzen, bisweilen auch von Juden, denen die Schuld an einer ansteckenden Krankheit zuzuschreiben sei; in der Hauptsache beriet und beschloß man über die Abwehr aller äußeren Gefahren oder inneren Schäden. Erst am Ende dieses Zeitraumes suchte man eine geheime Verbindung mit Schweden gegen Dänemark, um die Union zu sprengen, und verhandelte mit dem russischen Zaren vergeblich über die Herstellung des zerstörten Kontors in Nowgorod. Auch das Aufkommen der holländischen Konkurrenz wirft schon bisweilen seine ersten Schatten auf die glanzvolle Großmachtsstellung der Hansa. Hanserezesse.

Innere Entwickelung der deutschen Städte.

Wie in den fremden Ländern, so erstrebten und errangen die Städte auch in der Heimat weitgehende Sonderrechte. Handel und Gewerbe beruhten das ganze Mittelalter hindurch auf der Bevorzugung Einzelner oder ganzer Gemeinwesen auf Kosten der übrigen Staatsangehörigen. Von Anfang an lief die ganze bürgerliche und staatliche Entwickelung der Städte auf möglichste Befreiung von Lasten und auf Erkämpfung immer größerer Rechte und Vorrechte hinaus. Ständische Gliederung in den Städten.

Ursprünglich waren die Städter von den Einwohnern der Dörfer und Gutshöfe wenig verschieden, wie überall gemischt aus freien oder adligen Grundbesitzern und deren Hörigen, aus den Hörigen des Königs, den sogenannten Fiskalen, endlich aus geistlichen Herren und deren hörigen „Familien" (Ackerknechte und Handwerker, auch Hofknechte genannt). Alle gehorchten ihrem Herrn, der infolge seines übergroßen Grundbesitzes und seiner achtunggebietenden weltlichen oder kirchlichen Würde naturgemäß als das Oberhaupt der Gemeinde erschien. Bald aber hoben sie sich aus der übrigen Volksmasse heraus, wenn ihr Ort als alte römische Kolonie, als Bischofssitz, oder als kaiserliche Pfalz der natürliche Vereinigungspunkt der Umgegend seit alters gewesen oder geworden war, oft auch, wenn sie infolge ihrer günstigen Lage an den großen Heeresstraßen immer lebhafter am allgemeinen Weltverkehr teilnahmen, Handel und Gewerbe zu ihrer hauptsächlichsten, später fast ausschließlichen Beschäftigung machten und mit den erworbenen Schätzen die Mittel nicht nur zu einem verfeinerten Leben, sondern auch zu einer überlegenen Machtstellung gewannen. Das kaufmännische Gewerbe galt schon unter Karl dem Großen eines Edelings und Freisassen nicht unwürdig. Durch engeren Zusammenschluß zur Sicherung ihrer gemeinsamen Interessen gestärkt (im Norden von Deutschland, in Frankreich und England Kaufmannsgilden genannt), bildete die Kaufmannschaft ganz neue Rechtsgrundsätze aus und suchte sie inner- und außerhalb der Stadtmauern zur Anerkennung zu bringen. Sie entwickelte ein besonderes Standesbewußtsein und bildete die eigentliche Bürgerschaft. Mit ihren bischöflichen Herren oder kaiserlichen Schirmvögten stand sie gemeinhin in freundlichem Einvernehmen, da diese mit der Förderung der kaufmännischen Interessen zugleich ihre eignen Einkünfte und ihre eigne Macht vermehrten. Die meisten Bischöfe erwarben für ihre Gemeinde mit der Zeit so ziemlich alle diejenigen Rechte und Befugnisse, die heutzutage den Inbegriff der Staatssouveränität ausmachen.

401. Wägen der Waren und Erhebung der Abgaben (15. Jahrhundert).

Relief von Adam Kraft aus dem Jahre 1497 über dem Thore der ehemaligen Fronwage zu Nürnberg, mit der Inschrift: „Dir als (ebenso wie) ein(em) andern."

Markt- und Stapelrecht.

Das Marktrecht, welches zu gunsten der bevorzugten Stadt alles Kaufen und Verkaufen im Großen auf die Märkte derselben verwies, galt als Grundlage ihres Übergewichtes über die Nachbargemeinden. Der Landesherr übersandte gewöhnlich zum Zeichen dieses Rechts seinen Handschuh und verband damit die polizeiliche Aufsicht und die Ordnung aller Handels- und Gewerbeangelegenheiten, oft auch des Geldwechsels. Der kaiserliche Vogt war für den Marktschutz verantwortlich, d. h. für den Schutz und Frieden der den Markt Besuchenden und für freies Geleite innerhalb gewisser Grenzen und Zeitfristen. Verwandt mit dem Marktrecht und bald noch bedeutungsvoller als dieses war das Stapelrecht an den Flüssen. Im Kampfe mit den Nachbarinnen suchte jede Stadt von den großen Handelszügen möglichst viel Gewinn zu ziehen, solange als möglich die ankommenden Waren an ihren Markt zu fesseln

und ihrem eignen Handelsgebiete zugänglich zu machen. Deshalb mußten dieselben nach dem Rechte des Stapels in den städtischen Niederlagen und Kaufhäusern ausgeladen, an die Ratswage gebracht, längere Zeit zum Verkauf ausgelegt und erst, nachdem die Bürger von ihrem Vorkaufsrecht Gebrauch gemacht hatten, auf ortsangehörigen Schiffen und Fuhrwerken weiter befördert werden. Auf diese Weise grenzten die großen Handelsstädte genau ihre Handelsgebiete ab, an der Weichsel Thorn und Danzig, an der Oder Frankfurt und Stettin, im Stromgebiet der Elbe Prag, Magdeburg, Hamburg, am Rhein Basel, Straßburg, Speier, Worms, Mainz, Köln, an der Donau Ulm, Regensburg, Wien, Ofen, an den Seeküsten Lübeck für den Ostseehandel, die hanseatischen Kontore für den Handel in den fremden Ländern. Jede Umgehung des Stapelrechtes wurde mit schweren Geldstrafen oder Verlust der Güter geahndet. Ein drittes Privilegium betraf den Straßenzwang und das Recht der Erhebung oder die Befreiung von Zöllen, mit denen man im Laufe der rechtlosen Zeiten schreienden Mißbrauch zu treiben begonnen hatte. Die Zölle, ursprünglich von Karl dem Großen, welcher sie eingeführt und ihre Verleihung dem Reichsoberhaupte vorbehalten hatte, nur darauf berechnet, den einzelnen Gemeinden und Herren die Erhaltung der Straßen zu ermöglichen, waren zuletzt nichts weiter als ein bequemes Mittel der Erpressung. Weltliche und geistliche Fürsten rissen das Recht, Zölle nach Willkür aufzuerlegen, an sich, sperrten die Flüsse und Wege, die sie nur gegen eine Abgabe passieren ließen, verlegten große vielbesuchte Heeresstraßen mit Waffengewalt, um die durch ihr Gebiet führenden entlegenen Wege zu heben, errichteten sogar auf trockenem Gelände Brücken, um Brückengelder zu erpressen; schließlich ahmten auch die niederen Adligen dieses einträgliche Verfahren nach und ergänzten durch scheinbar gesetzmäßige Hebestellen den Raub, den sie als Wegelagerer den schutzlosen Kaufleuten durch räuberischen Überfall zu entreißen pflegten. Gegen diese ungerechte und drückende Besteuerung von seiten des gewaltthätigen Adels suchten die Städte Schutz beim Kaiser, den er ihnen nicht zu geben vermochte, und errangen zum Ersatz für sich selber das Recht, auch auf ihrem Gebiete Zölle zu erheben.

Geleitszwang.

Im Zusammenhang mit Zoll und Straßenzwang stand der Geleitszwang, der eigentlich ebenfalls nur dem Kaiser zustand, aber trotzdem von den einzelnen Landesherren und kleinen Lehnsleuten ausgeübt wurde. In diesem Punkte halfen sich die Städte gewöhnlich durch Einzelverträge mit ihren ritterlichen Nachbarn, denn die Verleihung des Geleitsrechtes von seiten des Kaisers für bestimmte Straßen und Gebiete machte auf die übermütigen Herren wenig Eindruck. So schloß Regensburg 1272 mit den Grafen von Helfenstein und von Württemberg einen Vertrag, nach welchem diesen Herren für einen zweiräderigen, mit drei Pferden bespannten Karren voll Tuch, fünfzehn Schock Heller, mit zwei Pferden zehn, mit einem Pferde fünf Schock Geleitsgeld gezahlt werden sollten. Nürnberg erwarb 1356 das Geleitsrecht von Karl IV. für die Reichsstraßen bis zu den nächsten großen Marktplätzen Leipzig, Frankfurt am Main u. a.

Münzrecht.

Das Münzrecht oder die Münzprägung, von alters her ein Regal, war früher von den Kaisern unter bestimmten Vorschriften und Bedingungen an reiche Bürger, gewöhnlich an sogenannte Münzerhausgenossen verpachtet worden, und solche befanden sich schon früher in Straßburg, Mainz, Köln und Regensburg. Dadurch gewannen beispielsweise die vollwichtige Kölner Mark (= 34 Gramm Gold) und der Regensburger Pfennig im 13. Jahrhundert allgemeine Geltung. Bald aber übten Fürsten, Grafen, Bischöfe, Äbte und größere Stadtgemeinden dasselbe Hoheitsrecht aus und betrogen einander, sowie das ganze Volk aufs schamloseste, indem sie gutes Geld für ihr unterwertiges ankauften und einschmolzen, so daß bald jeder Ort und jedes Gebiet nur seine einheimischen Münzen noch anerkennen wollte. Oft aber nahmen die Münzstätten ihr eignes erst vor Jahresfrist geprägtes Geld nicht wieder, weil es angeblich von Betrügern abgefeilt oder mit Säure vermindert sein sollte, in Wahrheit aber weil es gleich minderwertig geprägt worden war. Die Münzen der verschiedenen Jahre trugen daher bestimmte Prägezeichen, damit man sie wiedererkennen und ihren Kurs feststellen konnte, der bei einer und derselben Münzsorte den größten Schwankungen ausgesetzt war. Da kaiserliche Erlasse dem Unwesen nicht zu steuern vermochten, so mußten sich die Städte untereinander verbünden und durch allerhand Vorkehrungen und Repressalien ihre Handelsleute zu schützen suchen, besonders auch den Geldwechsel auf ihren Märkten überwachen und monopolisieren, damit den fremden Wechslern die Gelegenheit zur Übervorteilung benommen würde. Mit diesen Münzrechten indessen, die nach dem Gesagten ursprünglich nur ein Schutzmittel gegen Betrug sein sollten, beherrschten die großen Handelsstädte schon im 15. Jahrhundert weite Gebiete ihrer Nachbarschaft auf tyrannische Weise und verschafften sich auf Kosten derselben beträchtliche Vorteile.

Städtische Selbstverwaltung in den Reichsstädten.

Alle jene Rechte und Privilegien, die den Städten im Laufe der Jahrhunderte zum Teil als Dank für Treue, für reiche Darlehen, selbst für kriegerische Unterstützung verliehen wurden, kamen zumeist der wohlhabenden Klasse der Kaufleute zu gute, die auch zumeist mit ihrem Gelde zu dem Erwerb beigesteuert hatten. So wuchsen die reichen Bürger, „die kaiserlichen Reichskaufleute“, die draußen in weiter Ferne durch ihre Kontore und Geldmittel ganze Königreiche von ihrem Willen abhängig zu machen wußten, allmählich ihrem fürstlichen oder weltlichen Oberhaupte über den Kopf und verlangten immer entschiedener Anteil am städtischen Regiment, das ihrer Erfahrung und ihres Ansehens auf die Dauer nicht entraten konnte. Auch vermöge ihres alten Standes-

bewußtseins als Nachkommen ehemaliger Freisassen und Edelinge fühlten sie sich zur Selbstregierung berechtigt; konnten doch manche noch mit Stolz auf ihren altererbten freien Grundbesitz außerhalb der Stadtmauern hinweisen, den sie neben ihren Handelsgeschäften ganz wie die adligen Rittergutsbesitzer von hörigen Leuten bewirtschaften ließen. Am bereitwilligsten fand dieser städtische Adel mit seiner Bitte um Selbstverwaltung beim Kaiser Gehör, zumal wenn die Stadt reichsunmittelbar, d. h. noch keinem weltlichen oder geistlichen Herrn unterstellt war, so daß den kaiserlichen Burgvögten, welche, wie z. B. die Hohenzollern in Nürnberg, oft erblich mit diesem Amte belehnt waren, nur die oberste Gerichtsbarkeit und die Führung des Heerbannes vorbehalten blieb.

403. Deutsches Städtebild zu Beginn des 16. Jahrhunderts.
Kupferstich von Albrecht Dürer. Im Vordergrunde der heilige Antonius.

Der Hauptgrund dieser vielfachen Freiheiten lag in dem ewigen Geldbedürfnis der Könige und Kaiser. Die Bezahlung von 10% Zinsen wurde dann nur als fürstliche „Gnadengabe" maskiert, da Zinsnehmen verboten war. Der Jude nahm mehr. (Im Jahre 1100 wird zuerst ein Jude als Geldverleiher genannt.) Oft halfen sich die Fürsten und Könige durch Verpfändung der Städte, so daß der Nießbrauch als Verzinsung galt. Dagegen wehrten sich die Städte häufig durch Kauf eines Privilegiums (de non alienando).

Kämpfe um die Unabhängigkeit.

Größere Schwierigkeiten hatten dagegen diejenigen Städte zu überwinden, welche einen fürstlichen Herrn besaßen. Gegen Ende des 13. Jahrhunderts kam es daher an vielen Orten innerhalb und außerhalb der Mauern zu ernsten Kämpfen, in denen die Bürger mehr oder minder entschieden den Sieg behaupteten, nicht selten ihre Herren verjagten und im freien Felde schlugen. So erwehrten sich die Braunschweiger erfolgreich der in Wolfenbüttel residierenden Herzöge, so verjagten die Straßburger ihren Bischof Walter von Geroldseck und schlugen ihn 1262 bei Oberhausbergen aus dem Lande. Die Kölner aber errangen 1288 über den Erzbischof Siegfried von Westerburg den entscheidenden Sieg bei Worringen, worauf derselbe seine Residenz nach Bonn verlegte und sich mit der hohen Gerichtsbarkeit und einigen vom Kaiser bestimmten

Einkünften begnügte. Fortan schwuren die Vertreter der Stadt Köln dem Erzbischof nur den bedingten Huldigungseid, ihm solange treu sein zu wollen, als er die Stadt in ihrem Recht, in ihren Ehren und alten guten Gewohnheiten halten werde.

Die Stadtrechte.

Mit dem Rechte, ihren Bürgermeister und ein Ratskollegium frei aus ihrer Mitte zu wählen, hatten die Bürger die Selbständigkeit ihres Gemeinwesens durchgesetzt. Die Summe aller ihrer Rechte und Privilegien, ihrer Verwaltungs- und Handelsgrundsätze wurde nunmehr gesammelt und in den „Stadtrechten" kodifiziert, von denen einige großen Ruf und Einfluß gewannen, wie besonders das von Köln, welches für die Städte des Rheingaues, das von Lübeck, welches für Niederdeutschland, das von Magdeburg, welches für Mitteldeutschland und neben dem „Lübischen" für den germanisierten Osten mustergültig wurde.

Wahl des Bürgermeisters.

Der Weg bis zur freien Wahl des Bürgermeisters ist wohl selten glatt und bequem gewesen. In vielen Städten — man kennt vierzehn: außer Wien, Regensburg und Graz mehrere westfälische und flandrische — gab es einen vom Landesherrn ernannten Hansgrafen (so viel als „Handelsrichter"; hanse heißt aber auch ein Vornehmer, ein Genosse), welcher die Vorteile der Kaufleute wahrzunehmen hatte, wie der prévôt des marchands in Paris, und sehr bald einen größeren Einfluß besaß, als der Mächtige, der ihn eingesetzt hatte.

In Köln, wo dem gegen 1169 gewählten Bürgermeister das Amt eines Richters und Zöllners zukam, gab es lange Zeit neben dem erzbischöflichen Vogt, Burggrafen und Kämmerer einen Vizegrafen, Vizevogt und Zöllner, die das Amt eigentlich allein und ganz im Interesse der Stadt verwalteten. In andern Städten werden die klugen Bürger andre Umwege gebraucht haben, auf denen sie das Interesse der Herren umgingen, um das eigne zu wahren und möglichst zur Selbstverwaltung zu gelangen.

Die Ratsgemeinde und die Handwerker.

Die alten freien Grundbesitzer und zugleich Großhändler oder Kaufherren, kurzweg „die Geschlechter", auch die Ehrbaren, die Patrizier genannt, bildeten anfangs allein die berechtigte Bürgergemeinde. Sie nur stellten die Schöffen (Richter), später auch die Ratmannen und Bürgermeister. Im Gegensatz zu dieser sogenannten Ratsgemeinde entwickelte sich allmählich die niedere Bürgergemeinde, die Gemeinen genannt, welche zu jener im Verhältnis der bloßen Schutzgenossenschaft und Unterthänigkeit stand und vorzugsweise die verschiedenen Handwerke betrieb. Diese niederen Bürger waren die früheren Hörigen der Patrizier oder eingewanderte Fremde, die in den Mauern der Stadt Schutz gegen ihre Bedrücker und Beschäftigung gefunden hatten. Jene dienten noch lange Zeit als an die Scholle gebundene Hofhandwerker und waren von den Grundbesitzern und Bischöfen abhängig. Gegen Geldabgaben erlangten sie wohl von ihren Herren die Erlaubnis, auch für andre Leute zu arbeiten und Kleinhandel mit selbstgefertigten Waren zu treiben, oder gar kleine Grundstücke mit Wohnung und Werkstatt in Erbpacht. Endlich stifteten sie im Laufe des 12. Jahrhunderts (in Köln 1149, in Magdeburg 1157) nach dem Muster der Kaufmannsgilden genossenschaftliche Vereinigungen, in denen die erworbenen Erfahrungen, Fertigkeiten und Kunstgriffe ununterbrochen erweitert und verbessert wurden. Sie übertrafen daher bald durch ihre Leistungen die in kleineren Ortschaften und Gütern vereinzelt arbeitenden Hofhandwerker, fanden mit den zunehmenden Bedürfnissen des umwohnenden Adels weit und breit Absatz und steigenden Gewinn, erfreuten sich eines bescheidenen Wohlstandes und halfen zur Hebung des Ortes nicht unwesentlich mit. Von ganz besonderer Wichtigkeit aber wurden diejenigen Gewerke, welche den Großhändlern gangbare Waren für den großen Weltmarkt lieferten, wie die Tuchweber, Leineweber, Färber, Schmiede und Lederarbeiter, ferner diejenigen, welche in den Zunftgenossen neben der technischen Fertigkeit Geschmack und Kunstsinn entwickelten, die sogenannten Kunstgewerbe, wie das der Waffenschmiede, Goldschmiede, Schlosser, Schreiner, Holzschnitzer und Buchbinder. Daher wurden diesen Gewerben von seiten des Stadtregiments alle möglichen Erleichterungen zu teil. Von ihrer ursprünglichen Hörigkeit war keine Rede mehr, und selbst fremde Hörige, die als Flüchtlinge in die Stadt kamen, wurden nicht ausgeliefert, sondern als freie Leute behandelt, wenn sie nur fleißige Hände mitbrachten. Nichts weiter als die Zinspflichtigkeit erinnerte die Handwerker noch daran, daß ihre Häuser und Werkstätten einst einem Herrn zu eigen gewesen waren.

Zünfte oder Innungen.

Wie die Großhändler schon längst in Gilden*), so schlossen sich meistens im 12. Jahrhundert auch die Handwerksgenossen in Zünfte oder Innungen zusammen und ließen sich ihre Satzungen vom Rate bestätigen, in denen es sich zunächst um um die Art des Handwerksbetriebs und des Kleinhandels, um Überlassung von Platz, Licht, Wasser und allem, was zum Betriebe notwendig war, um das Gesellen- und Lehrlingswesen, um die Aufnahme neuer Mitglieder, vor allem auch um die freie Wahl der Zunftmeister handelte. Ihre Hauptsorge aber war natürlich auf die Abwehr fremder Mitbewerber und auf das alleinige Verkaufsrecht ihrer Körperschaften gerichtet. Überall lief die Entwickelung der Zünfte mit der Zeit auf Vergrößerung ihrer Rechte und ihrer Macht hinaus. Zuerst erkauften sie sich die Unabhängigkeit von ihren bisherigen Stadtherren, dann errangen sie sich neben dem bevorrechteten Altbürgerstande freie Selbstständigkeit und strebten im 14. Jahrhundert fast überall nach Gleichberechtigung oder gar nach einem politischen Übergewicht im Stadtregimente. Die reich gewordenen Handwerker, die nicht selten ihr Gewerbe fabrikmäßig und den Verkauf ihrer Erzeugnisse im Großen betrieben, so daß sie vielen Altbürgern an Barvermögen überlegen waren, wollten es sich nicht mehr gefallen lassen, daß ihnen die Teilnahme an dem Stadtregiment, die Schöffenbank und alle Ehrenämter versagt waren. Eine Reihe äußerer Veranlassungen trat noch hinzu, welche den Umsturz der alten aristokratischen Städteverfassung und den Sieg der aufständischen Zünfte beförderte.

Übermut der Geschlechter.

Schon seit dem Anfang des 14. Jahrhunderts war die Kraft und das Ansehen der alten Geschlechter durch Genußsucht, Übermut und Uneinigkeit bedenklich untergraben. Sie wurden zu städtischen Edelleuten, die es auf der einen Seite der ländlichen Ritterschaft im Rauf- und Turnierwesen gleichthaten, auf der andern nur die Interessen des schnödesten Gelderwerbes einseitig und kurzsichtig verfolgten. Ihre Söhne, die Stadtjunker, setzten sich für ihre Person rücksichtslos über Gesetz und Sitte hinweg, prügelten die Handwerker, wenn sie Geld einforderten, und die Scharwächter, wenn sie nachts Ruhe geboten, während sie selbst das Gut der Stadt allein zum Vorteile ihres Standes verwendeten und auch die Politik nur im Sinne ihrer Standesinteressen leiteten.

Ungerechtes Steuersystem.

Die Steuern lasteten nach dem mittelalterlichen Steuersystem gerade auf den Armen am meisten. Denn teils wurde das „Ungeld“ von den unentbehrlichen Lebensmitteln erhoben, teils die Steuereinheit um so niedriger bemessen, je größer das zu versteuernde Kapital war. Ebenso parteiisch und unverständig war die Veranlagung der Grundsteuer, indem nicht auf die Lage oder den Ertrags- und Nutzwert, sondern lediglich auf die Größe der Grundstücke und Gebäude Rücksicht genommen wurde, so daß der Eigentümer der wertvollen Häuser an einem Marktplatze und an den Hauptstraßen nicht mehr zu zahlen hatte, als der Eigentümer eines Grundstückes von gleicher Ausdehnung an der Stadtmauer oder in winkeligen Nebengassen. Überdies hatten sich innerhalb der regierenden Aristokratie selbst Parteien gebildet, die einander blutig befehdeten und die Handwerker dadurch selbst zu eigenmächtiger Abstellung des Unfugs nötigten (so in Köln und Straßburg). Auch gewerbliche Interessen schärften den Gegensatz. Die meisten Patrizier waren Tuchhändler, da der Handel mit Wollenstoffen die hervorragendste Stelle unter allen Handelszweigen einnahm. Dem entsprechend war auch das zahlreichste und bedeutendste Gewerk fast in allen großen Städten das der Wollenweber. Da nun die ersteren fast ausschließlich die Zölle, die Wege, den Markt und die Aufsicht über die Handwerke in Händen hatten, so kamen immer nur ihre Interessen zum Nachteile der Zünfte zur Geltung.

Kampf und Sieg der Zünfte.

Fast alle Städtechroniken wissen im 14. Jahrhundert von blutigen Zusammenstößen und Aufständen zu erzählen. An vielen Orten, wie in Speier (1330), Zürich (1335), Straßburg einigte man sich dahin, daß die Zünfte neben den Geschlechtern in den Rat und die Schöffenkollegien zugelassen wurden und oft neben dem engeren Rat auch noch einen weiteren bildeten. In Augsburg setzten es die 17 Zünfte unter Anführung der Leineweber (Barchentfabrikanten) durch, daß sie neben den 15 patrizischen Ratsherren 29 Stellen für die Zünfte und neben dem patrizischen „Stadtpfleger“ (später Bürger-

*) Gilden, Vereinigungen von allen möglichen nicht bloß von Kaufleuten, lassen sich am frühesten in England nachweisen. Sie dienten gemeinsamem Schutze gegen die Mächtigen und Gewaltthätigen, aber auch wohlthätigen und nützlichen Zwecken, besonders gegenseitiger Unterstützung mit Geld bei Begräbnissen und Krankheitsfällen, mit persönlichem Beistand als Eideshelfer vor Gericht, ferner zur Abhaltung gemeinsamer Gottesdienste oder Vergnügungen. In Süddeutschland ist im Mittelalter für die Vereinigung der Kaufleute häufiger der Ausdruck Zünfte, der in Norddeutschland nur den Handwerkern zukommt.

meister genannt) einen zweiten aus den Zunftmeistern wählen durften (1368*). In Straßburg trat zu den bisherigen vier „Stadtmeistern“ (Bürgermeistern) als Sachwalter der Handwerker noch ein aus ihrer Mitte auf Lebenszeit gewählter „Ammeister“ (1332). — An andern Orten, wie in Regensburg und Köln (1370), wurden die Geschlechter geradezu ausgetrieben und als Geächtete ihrer Güter beraubt, und nur in wenigen, wie in Lübeck und Nürnberg, erhielt sich die Aristokratie gegen die revoltierenden Gemeinen und gönnte denselben einen nur geringen Anteil an der Verwaltung der Stadt. So waren denn in den städtischen Republiken Deutschlands zu Anfang des 15. Jahrhunderts die Verfassungen in bunter Mannigfaltigkeit aus Aristokratie und Demokratie gemischt, je nachdem sie sich aus den Bevölkerungsverhältnissen und Waffenerfolgen der Parteien

403. Tuchscherer.

404. Schwertfeger.

Holzschnitte aus Jost Ammans „Ständen und Handwerkern“ (1568).

In Abb. 403 sieht der Meister Tuchmacher zu, wie der Gehilfe mit der großen Tuchschere die durch das Rauhen und Aufbürsten hervorgekommenen Wollhaare gleichmäßig kurz abschneidet, um so dem über dem gepolsterten Schertisch gespannten Tuche sein glattes Aussehen zu geben. Hinten hängt gewaschenes Tuch an einem Rahmen zum Trocknen. Der Schwertfeger, Abb. 404, feilt an einem Korbe, während er von zwei Edelleuten einen neuen Auftrag entgegennimmt. Die Herstellung von Griffen und Scheiden war die besondere Aufgabe der Meister dieser Zunft.

schließlich ergeben hatten. Im allgemeinen aber war doch die Gleichberechtigung des Arbeiterstandes anerkannt worden, und mit Stolz konnte dieser als Vertreter „der freien Arbeit“ von sich sagen:

„Niemandes Herr und niemandes Knecht,
Das ist des Bürgerstandes Recht.“

Das Zunftwesen stieg seitdem in vielen Städten zu solchem Ansehen und zu so ausschließlicher Bedeutung, daß es außerhalb desselben gar keine rechtliche Stellung gab, und alle Bürger einer Zunft beitreten mußten, auch wenn sie nicht mit eigner Hand ein Gewerbe betrieben. Dies führte allmählich eine so vollkommene Verschmelzung beider Stände herbei, daß Handwerker sogar zur Reichsstandschaft und Fürstenwürde gelangen konnten, wie die Barchentweberfamilie der Fugger bezeugt (s. Bd. V, S. 132).

*) Es dürfte interessant sein, einmal das Verzeichnis der 17 Zünfte in Augsburg kennen zu lernen. Es werden genannt: „Die Kaufleute (d. h. die nicht patrizischen), Weber, Krämer, Bäcker, Metzger, Schuhmacher, Schneider, Kürschner, Bierbrauer, Lodweber, Zimmerleute, Schäffler (Tischler), Schmiede, Hucker (Höker), Fischer, Lederer und Salzverfertiger.“ Maurer, Dachdecker, Töpfer werden nicht genannt.

Städtische Luxusgesetze.

Trotz aller inneren politischen Stürme war das deutsche Bürgertum hinter den schützenden Mauern und bei den zu Gebote stehenden reichen Genußmitteln jederzeit gehoben und getragen von einer im Allgemeinen gesunden Lebenslust. Gastereien, Trinkgelage, Tanzvergnügen, öffentliche Schmäuse beim Amtsantritt, bei Wahlen und andern Zusammenkünften, Aufzüge der Gilden und Zünfte mit Waffen und Fahnen, auch Turniere, bei welchen die adelsstolzen Geschlechter sich die Ehre gaben, Ritter und Fürsten als Gäste zu bewirten, die kirchlichen Feste und Prozessionen, die Maskenscherze während des Faschings, die Frühlingsausflüge zu Ostern (die sogenannten Ostergelächter), die Maifeste zu Pfingsten, die Schützenfeste der von den Reisigen gefürchteten Armbrustschützen und andre Volksfeste, großartige Hochzeiten u. dgl. m. unterbrachen in fröhlichem Wechsel das ernste Einerlei des dem Erwerb gewidmeten Alltaglebens. Lust und Tanz, Musik und Gesang ermunterte die Dichtkunst und deren Pflege in den Meistersängerschulen. Die zunehmende Neigung zu Luxus und Pracht förderte besonders die Baukunst, Bildhauerei und Malerei.

Ritter und Bauern.

Von jener festlichen Pracht, von den Aufzügen den Tjosten, den Buhurds, den Prachtkleidern des Ritterstandes, von denen im vorigen Zeitraume bis zum Ausgange der Kreuzzüge so viel zu erzählen war und in der reichen epischen Litteratur so viel erzählt ist, schweigen die Chroniken dieses Zeitraums fast vollkommen. Der Adel des 15. Jahrhunderts, besonders der hohe, schwelgte in Genußsucht oder verfolgte selbstsüchtig und mit allen Mitteln seine politischen Vorteile, der größte Teil des niederen reichte mit seinem Ideenkreise nicht mehr weit über seine Burg und sein Dorf hinaus und versank unter endlosen Fehderaufereien in Beschränktheit und bäuerische Roheit. Die freien Bauern hatte er in den meisten deutschen Gegenden gewaltsam unter seine Botmäßigkeit gebracht, sie dann zu „Meiern" herabgedrückt, welche als besitzlose Hintersassen „zu gemessenen oder ungemessenen" Frondiensten herangezogen, mit maßlosen Abgaben und Strafen belegt und selbst willkürlich aus Haus und Hof gejagt werden konnten. Der Kaiser und die Fürsten brauchten den reisigen Adel und vermochten nichts gegen ihn. Die Fehden der Junker trafen die Bauern in ihrem schutzlosen Dorfe am härtesten; sie wurden „ausgepocht", auf ihr Dach wurde der „rote Hahn gesetzt", ihr Vieh wurde weggetrieben, ihre Saat und die Ernte vernichtet, während man dem Herrn in seiner Burg nicht beikommen konnte. Dennoch ist von der Lust, ja von dem Prunke der Bauern bisweilen die Rede. Wo man sich ebenso, wie in der Stadt, durch einen Wachtturm gegen Überfälle sicherte, was in wohlhabenden Gegenden oft geschah, da konnte auch der Bauer behaglich in der „Trinkstube" sitzen oder jeden Sonnabend — öfter wohl nicht — den „Bader" besuchen, um gebadet, rasiert und beschoren, am Sonntag in den kostbaren, zum Teil ererbten Kleidern den Tanz vor dem Thore mitzumachen, zu dem ein Bläser und ein Dudelsackpfeifer von der Linde herab die Musik machten. Solche Bilder finden sich häufig in alten Holzschnitten und Kupferstichen. Sonst war das platte Land der Kriegsschauplatz des Raubadels, so daß auf den großen „Königsstraßen" am Rhein im 14. Jahrhundert das Gras wuchs, wie auf den entlegeneren Straßen kleiner Städte, die man daher sinnig „Petersilienstraßen" nannte. Selbst ganz Unbemittelte oder scheinbar Unbemittelte waren ihres Lebens nicht sicher. Als (1419) ein Schüler es wagte, mit seiner Schwester von der Stadt Blomberg (Lippe-Detmold) in ärmlichem Anzug eine Tagesreise zu unternehmen, wurde er zunächst geplündert und umgebracht, sie durch Androhung des Todes dazu gebracht, die versteckten Goldstücke aus den Haaren zu lösen und dann auch getötet. Zu derselben Zeit schrieb man (1392) in Augsburg, man könne in den Straßen ebenso sicher bei Nacht umhergehen, als bei Tage.

Prunk der Fürsten.

Fürsten und Städte, beide im Besitze der nötigen Sicherheit und der nötigen Mittel, entwickelten im 14. und 15. Jahrhundert eine immer steigende Pracht. Schon bei der Hochzeit Johanns von Luxemburg mit Elisabeth von Böhmen waren (1310) in Speier rings um den Dom unzählige Tische aufgestellt, an denen Hunderte von vornehmen Gästen durch Ritter auf geschmückten Rossen bedient wurden. Auch Johanns Sohn Karl IV. liebte den Prunk und führte es vielleicht ein, daß der Kaiser bei solchen Gelegenheiten auch mit Bürgerfrauen tanzte. Als er es in Basel 1347 zum erstenmal that, zeigte er nach dem Ausspruch seines Biographen (Matthias von Neuenburg) „sehr thörichte Gebärden"; in Lübeck (1375), wo er unter goldenem Baldachin seinen Einzug hielt, benahm er sich fürstlicher. Mit Kaiser Sigmund feierten die Berner (1414) ein großes Trinkfest mit lauter „dünnen, italienischen Gläsern". Die Nürnberger empfingen ihn praktischer. Sie kredenzten dem immer geldbedürftigen Fürsten einen goldenen Becher mit 1000, seiner Gemahlin Barbara einen kleineren mit 400 Goldgulden. Wenn ihm dagegen der begrüßende Geistliche ein Stück Werg vor den Augen abbrannte und ihm zurief: „Durchlauchtigster König, so vergeht der Ruhm dieser Welt", so kümmerte das den lebenslustigen Kaiser sehr wenig; in Augsburg schenkte er (1418) jeder Frau, mit der er tanzte, ein „güldenes Ringelein". Andre Städte brachten dem einziehenden König oder Kaiser außer goldenen, kunstvoll getriebenen Bechern etwa ein „Fuder Wein", „fünfzig Schock Hafer" und „für vier Gulden Fische" zum Geschenk.

405. **Ball am Hofe zu München im Jahre 1500.** Nach einem Kupferstiche von M. Zasinger.

In einer Nische des Saales, durch dessen Fenster man die Straßen von München sieht, der Herzog Albrecht IV. selbst, mit einer Dame Karten spielend. Musiker, die rechts und links auf Tribünen sind, spielen abwechselnd zum Tanze auf; im Saale selbst lustwandeln verschiedene Paare, andre sitzen auf den Bänken, die an der Wand entlang stehen. Im Vordergrunde links treibt ein Aufseher nicht eben sanft die andrängende schaulustige Menge von der Thüre zurück. Etwas weiter zurück ein Page, der eine zugedeckte große Schale hereinträgt.

Anderseits wurde auch die Kasse der Fürsten in den Städten arg mitgenommen. Wenn der Stadtknecht dem absteigenden Kaiser das Pferd abnahm, so war es — nach altem Herkommen — sein eigen, und der Kaiser mußte es auslösen. Friedrich III. klagte einmal, daß „sein falbes Roß" ihm auf einer einzigen Reise über 1000 Goldgulden gekostet habe. Als Maximilian (1486) in Frankfurt, nach der Wahl „auf den Altar gehoben", beim Beginne des Tedeums herabkniete, erforderte es die Sitte, daß er erst sein kostbares Oberkleid auszog, dem Unterküster schenkte und, nachdem er ein andres, das er mitgebracht, angelegt hatte, vom Erzbischof feierlich als König von Rom ausgerufen wurde. Beide, Vater und Sohn waren übrigens in ihren Festen karg; es fehlte ihnen immer am Gelde. Der Kurfürst Ernst von Sachsen scheute sich nicht, von dem Rate in Leipzig (1473) nach Rochlitz „30 viereckige Tische, 60 gute Tischtücher und 10 (nicht mehr!) gute Handtücher" zu leihen.

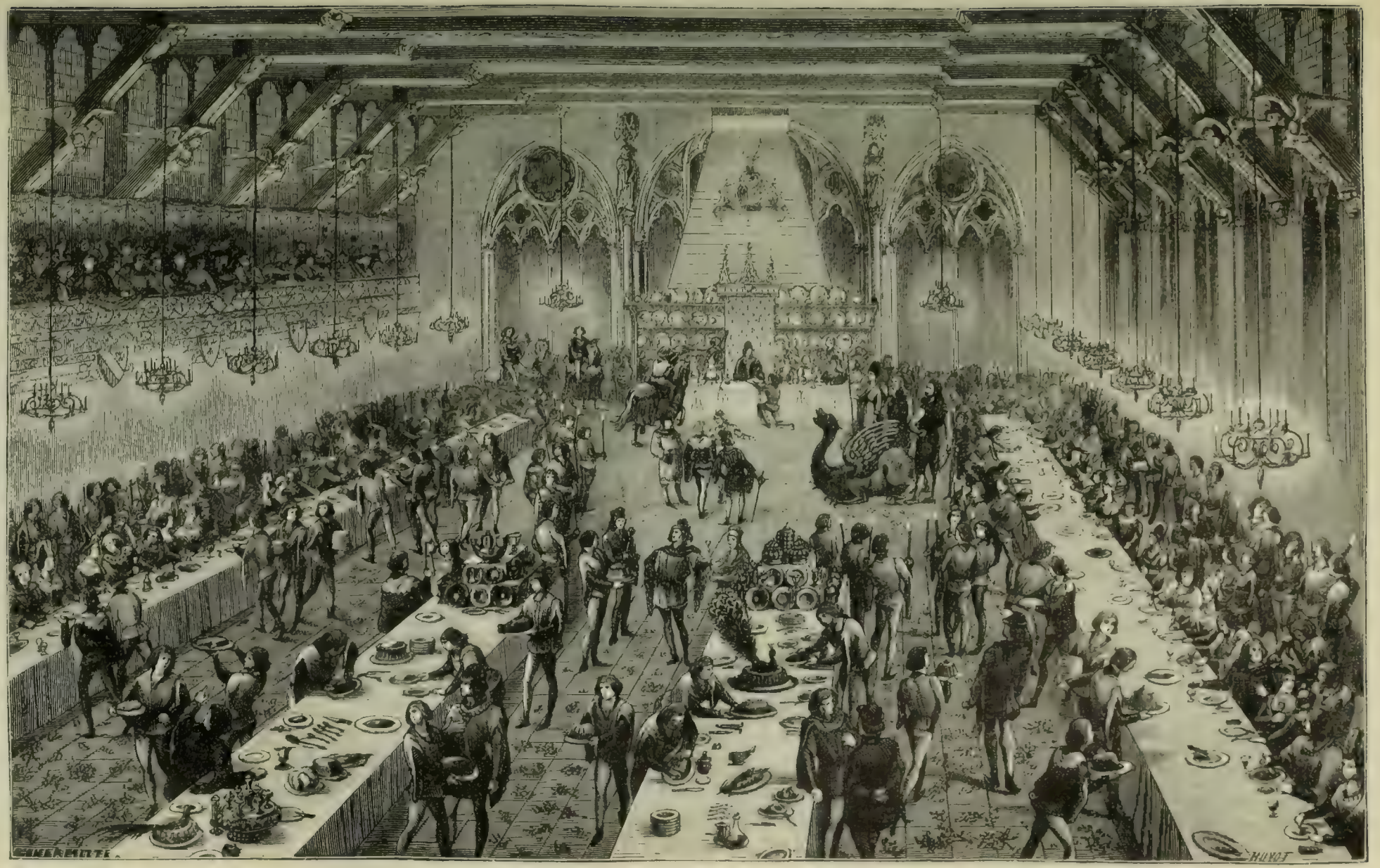
Den größten Luxus entfalteten die überreichen Herzöge von Burgund. Bei einem Feste, das Philipp der Gute (1453) in Lille gab, sah man als Tafelaufsatz eine Kirche mit einer wirklichen Glocke und vier kleinen Sängern, einen Springbrunnen aus Glas mit Blumen und Blättern aus Blei, das Schloß Lusignan und endlich eine Riesenpastete, in der 20 Musiker saßen und zu Tisch bliesen, wenn nicht gerade der „singende Hirsch" sich hören ließ. Eine Venus auf einer Säule spendete ohne Aufhören aus ihren Brüsten „Hypokras" (den beliebtesten Gewürzwein des Mittelalters). Als Philipps Sohn, Karl der Kühne, für den Kaiser Friedrich III. in Trier ein großes Fest gab (1473), zu dem viele Fürsten (selbst ein Bruder des Sultans) geladen waren, hatte jeder Gast seinen eignen Vorschneider und Kredenzer; allerdings war die Arbeit groß und anhaltend. Jedes von den 33 Essen wurde von 10 Trompetern, 3 Pfeifern und 2 Posaunenbläsern in weißem und blauem Damast angekündigt; natürlich fehlte nicht der beliebte Pfauenbraten mit seinem ganzen Schmuck. Auf einem der 14 „Kredenzien" (Theebretter) standen allein 136 silberne und vergoldete „Kanden" und Flaschen und „sechs vergoldete Schiffe" (zu Getränk oder Gewürz bestimmt). Der Herzog selbst hatte übrigens allein zu seiner Bedienung 16 Vorschneider, 16 Kredenzer, 16 Schenken und 16, „die ihm auf und abe von dem Pferde hulffen".

Lustbarkeiten der Städter.

Gegenüber diesem Zerrbild von abgeschmacktem Luxus, durch den übrigens der stolze Herzog zugleich einen politischen Vorteil erreichen wollte, aber in Wahrheit nur vereitelte (s. S. 453), boten die Städte eine viel anmutigere Art des Vergnügens dar. In Nürnberg feierte man 1433 die Kaiserkrönung Sigmunds durch allgemeinen Tanz auf dem Marktplatz, wozu die Stadtpfeifer bliesen, und abends durch großes Freudenfeuer, die Befreiung Maximilians aus der Gefangenschaft zu Brügge 1488 durch ein Tedeum auf dem Markte und abends auch durch ein Freudenfeuer. Aber auch sonst fehlte es in der Stadt nie an Zerstreuung und Lustbarkeit von verschiedenster Art. Die Scheidung der Geschlechter oder Patrizier von den Gemeinen und Zünften blieb im Leben trotz aller Ausgleichskämpfe bestehen. Jene hielten doch lieber in den festlichen Sälen des Rathauses mit den hellen Ballustraden allein ihre Hochzeiten und Feste ab oder erholten sich wenigstens in der behaglichen Trinkstube von den Mühen der Stadtregierung beim kühlen Wein, zu dem sie wohl gern einmal in die herrlich gewölbten Keller hinabstiegen. Auch an Turnieren fehlte es nicht zum Andenken an die Gewohnheiten ihrer ritterlichen Vorahnen. Die Gemeinen weilten lieber in der Trinkstube des Zunfthauses, wo durch allerlei Holzbauten, Treppchen, Erkerbauten und Galerien eine Masse von gemütlichen Trinkplätzchen geschaffen war. Die Behaglichen saßen bei Würfel-, Karten- und andern Spielen, die Jugend tanzte auf der Wiese vor dem Thor, auf dem Marktplatz oder in den Sälen des Rat-, Zunft- oder Brauhauses. Die Tuchmacherzunft sonderte sich vielleicht ab, weil sie die stattlichsten Säle in ihrem Gewandhause hatte, die bei der Messe als Verkaufslokale dienten. Zu Ostern gab es immer einen Wettlauf der Burschen und der Mädchen auf der Wiese mit Preisverteilung, im Juli oder August das große Preisschießen der Armbrustschützen nach dem „Papagei" auf der Stange.

Die Jongleurs.

Kunststückemacher gab es immer, man nannte sie Joculatoren (Jongleurs) und bezahlte sie gern. Ihre Scherze waren aber wohl nicht immer fein; eine Kirchenversammlung zu Olmütz verbot den Geistlichen, ihnen etwas zu geben, und jungen Klerikern, die ihnen bisweilen etwas ablernten, drohte man mit Absetzung. Ringer, Akrobaten, Schnellläufer und andre fahrende Künstler gab es ebenfalls. Der Winter bot die Lust des Schlittenfahrens (von Schlittschuhlauf dürfte sich in Deutschland schwerlich im Mittelalter etwas finden), die oft bis in die Nacht ausgedehnt wurde. Man verbot zwar in Nürnberg länger als bis zwei Stunden vor Mitternacht mit Wachskerzen jubelnd durch die Stadt zu fahren, aber man war doch oft nachsichtig, da der Winter die seltene Erscheinung glatter und reiner Straßen zustande brachte. Ein Vorzug der Fleischer, zuerst in Prag, dann in Nürnberg, in der Fastenzeit, durch Masken und Bärte (daher „Schönbartlaufen") unkenntlich, allerlei Tänze und Schwänke auszuführen, ebenso wie der in Leipzig privilegierte Weihnachtstanz der Bäcker mit „gemein Bier" führte zu so vielem Übermut, so daß der Rat wiederholentlich beides untersagte. Vor allem geschah dies 1452, als der oft genannte Kreuz- und Bußprediger Johann von Capistrano wie in Nürnberg, so auch in Leipzig, tausende von Spielbrettern, Spielkarten, Würfeln, sogar 72 Schlitten gesammelt und „als Reizmittel zur Sünde" verbrannt hatte. Vielleicht war der Rat von Leipzig auch ängstlicher als andre; verbot er doch schon 1412 (also drei Jahre nach Gründung der Universität) den Studenten nach dem Abendläuten (Sonnenuntergang) sich noch auf der Straße finden zu lassen, bei Strafe von einem halben Gulden.



406. Gastmahl eines Fürsten. Nach Quellen des 14. Jahrhunderts von Viollet-le-Duc entworfen.

Für die Darstellung ist hier der Zeitpunkt gewählt, wo in der Pause zwischen zwei Gängen ein Intermezzo (Entremets, Zwischenspiel) aufgeführt wird. Während ein Edelknabe dem Fürsten kniend das Programm überreicht, geleiten wilde Männer einen Hippokampen in den hellerleuchteten Saal. Die Gesellschaft sitzt nur an einer Seite der Tafel. In der Mitte des Saales zwei große Anrichtetische, worauf ganze Pfauen und Fasanen im vollen Federschmucke zu sehen sind; zugleich wird auf- und abgetragen. Der Hof wird hoch zu Roß bedient.

Putz

Gab es keine andre Freude, oder selbst neben jeder andern, hatte man immer noch den Putz. Die Edelleute mit der goldenen Schnur und den Federn auf dem Hut, aber auch die Bürgerlichen mit ihren kurzen caveartigen Mänteln, ihren zerschlitzten Wämsern vom feinsten Tuch mit Seidenstickerei, ihren oft verschiedenfarbigen Hosen oder sogenannten Strümpfen, die von der Fußspitze bis zur Hüfte reichten, vor allem ihren übertrieben langen Schnabelschuhen*), gaben sich Mühe genug, ihre Narrheit der Welt zu zeigen, aber die Frauen thaten es ihnen doch in der Verschwendung zuvor mit den endlosen Schleppen vom schwersten, kaum in Falten zu zwingenden Stoffe, mit den gestickten Puffenärmeln, dem mühsam vorgepreßten Oberleib, dem entweder glatt gepreßten oder fast entblößten Busen, den Ringen und übermäßigen Halsbändern und vor allem den verschiedenartigsten Hüten. Wohlgemuth hat auf einem Studienblatte 19 Hutformen gesammelt, aber es finden sich bei Dürer und Holbein noch viele andre, darunter Riesentrommeln und wie Zuckerhüte gestaltete, von denen bis zur Spitze hin eine Art Schleiertuch herabhing. Vergebens waren alle Versuche der Stadtbehörden, durch Verbote den Unterschied zwischen den Ständen auch in der Tracht zu Tage treten zu lassen. Kein Luxusgesetz hatte Erfolg.

Sicherheit und Ordnung in den Städten.

Den großartigsten Fortschritt auf dem Gebiete der Kultur machten die Städte aber, indem sie nicht nur durch Wachttürme, feste Mauern und Thore mit Fallgittern sowie durch wohlgeübte stets kampfbereite Kriegerscharen Stätten der Sicherheit für alle Einwohner, sondern auch durch strenge Handhabung des Rechts und der Polizei Stätten der Ordnung und Sitte wurden. Schneller als irgendwo sonst wurde in dem Rathaussaale, dessen Wände oft durch Bilder und Sprüche an das Urteil Salomos, an das Urteil des Kambyses (der den ungerechten Richter Sisamnes schinden läßt) an das Jüngste Gericht erinnerten, dem strengen Rechte Geltung verschafft, und man sorgte dafür, daß jedermann daran erinnert werde. Der geharnischte Mann mit erhobenem Schwerte vor dem Rathause, in vielen Städten als Roland bezeichnet, oder ein Schafott und ein eiserner Galgen gab jedem Fremden die Kunde, daß man hier das Recht des Blutbanns habe. Wie überall im Mittelalter war die Justiz barbarisch und kaum erklärlich, wenn man nicht die teuflische Lust an Menschenqualen mit als Grund annimmt. Daß man betrunkene Polterer in einen Käfig, „Narrenhäuschen" oder „Zeisgenbauer" genannt, dicht neben dem Rathaus einsperrte, daß man böszungige Weiber mit dem Halseisen am Brunnen aufstellte oder „in die Geige" spannte, daß man Bäcker wegen zu leichter Ware öffentlich Angst ausstehen und mit Hilfe der „Wippe" von hoch herab in einen Korb voll Laken fallen ließ, kann als verdiente und gesunde Warnung gelten. Schlimmer schon erscheint, daß man an der Staupsäule auf dem Marktplatz die Stäupung öffentlich vornahm und einen Trompeter dazu blasen ließ, um das Schreien zu übertönen. Am schlimmsten war wohl, daß man auch in den Städten durch erfinderisch ausgedachte Folterqualen jedes gewünschte Geständnis auspreßte und dann mit Handabhauen, Augenausstechen, Ohrenabschneiden, Henken, Ersäufen, Köpfen, Rädern und Vierteilen gar zu schnell bei der Hand war; selbst Sieden in kochendem Wasser, Verbrennen und Lebendigbegraben kommt bisweilen vor. Der Stock oder das Loch (Gefängnis) war wohl zumeist nur für ganz geringe Verstöße bestimmt. — Immerhin konnte der fleißige Bewohner des Rechtsschutzes, der Verbrecher der Strafe gewiß sein, während außerhalb der Stadtmauern Tausende Diebstahl, Raub und Mord verübten, ohne jemals in die Hand der Gerechtigkeit zu fallen.

Fürsorge für Reinlichkeit und Gesundheit.

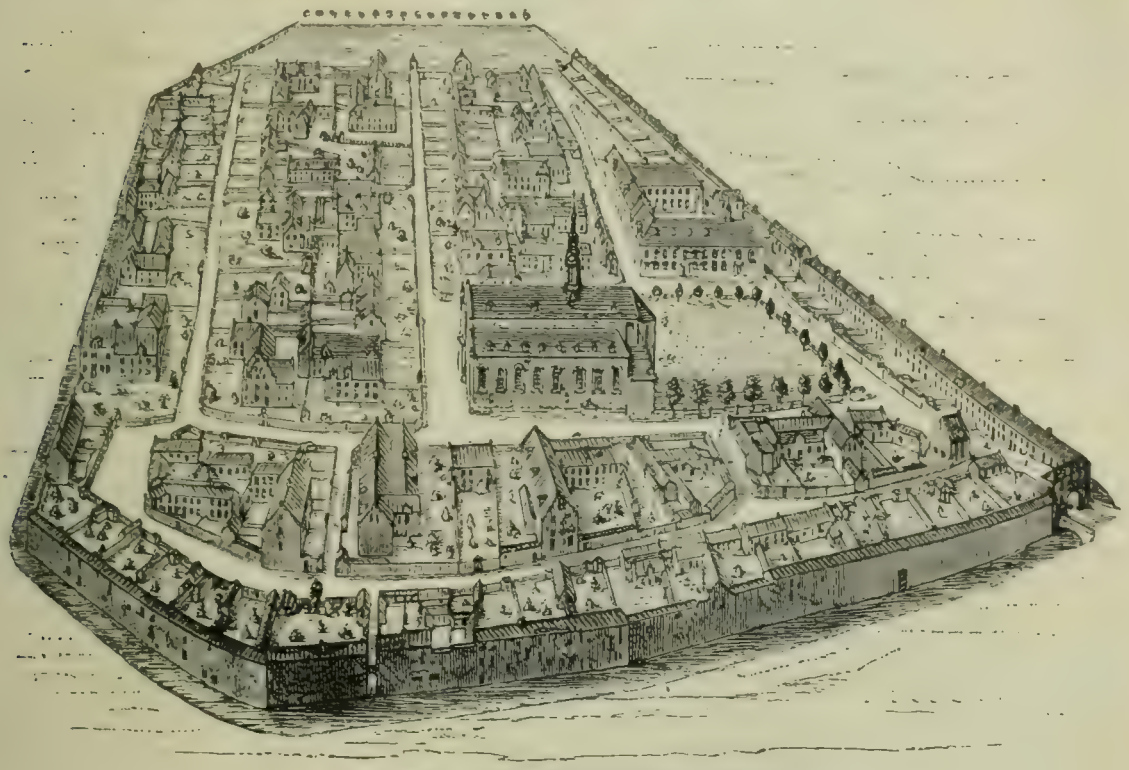
Im Laufe des 15. Jahrhunderts wurden aber auch die meisten großen Städte Deutschlands zu Stätten der Reinlichkeit, Behaglichkeit und Gesundheit. Bis dahin war es gestattet, alle Küchenabfälle, Knochen, Eingeweide, ja die häßlichsten, übelriechendsten und gesundheitsgefährlichsten Stoffe ohne Abfuhr auf den Straßen und Höfen abzulagern und dadurch alle Städte zu Herden und Brutstätten von Krankheiten und Seuchen zu machen, aber 1362 begann Nürnberg mit Einrichtung einer Wasserleitung, und Zittau (1374) folgte nach. Seitdem wurden die längst vorhandenen Badstuben stärker in Anspruch genommen und das reichliche Wasser zur Reinigung der Straßen benutzt. Mit einer Pflasterung der Straßen begann man in Hamburg und am Rhein schon im 13. Jahrhundert, in Prag 1331, in Nürnberg 1368, in Bern 1399, in Regensburg 1400, in Breslau 1406, in Augsburg 1416, allein in Tuttlingen und Reutlingen versank Friedrich III. mit seinem Pferde noch gegen Ende des Jahrhunderts. Da konnten selbst die Sänftenträger kaum hindurch. In Nürnberg mußte gegen Ende des Jahrhunderts ein Knecht täglich von den Straßen forträumen, was er von toten Tieren (Säuen, Katzen, Hunden, Hühnern und Ratten) liegen fand. Eine Straßenbeleuchtung gab es nirgend; man ließ sich von Fackelträgern vorleuchten oder trug selbst eine kleine Laterne in der Hand. Spitäler gab es wohl schon im 14. Jahrhundert, von frommen Wohlthätern gestiftet, nun aber begann man auch von Stadt wegen zur Verminderung der Ansteckung Pest- und Siechenhäuser zu errichten, Ärzte anzustellen (Frankfurt stellte 1384 einen, 1490 zwei an) und Apotheken einzurichten. Daneben gab es Krankenhäuser, die von geistlichen Orden gestiftet wären, an verschiedenen Stellen Deutschlands, in Breslau allein 7, darunter ein Kinderhospital. (Nach A. Schultz, Lippert u. a.)

Die Beghinen.

Diesem menschenfreundlichen Streben, den Kranken und Siechen Hilfe zu bringen, kam vielfach die Stiftung von Beghinen-Konventen zu gute. Von den Niederlanden war die Anregung ausgegangen, daß man Witwen und älteren Mädchen Wohnung gewährte, wenn sie

*) Nach vielen Bildern scheint es, als ob die Schnabelschuhe zuerst in Sachsen gegen Ende des Mittelalters den vorn klumpig breiten Schuhen gewichen sind.

sich verpflichteten, jeden Augenblick sich zur Pflege an ein Krankenbett rufen zu lassen (wie die heutigen Diakonissen). Diese Vereine gab es bald in allen Städten, in Breslau allein im 15. Jahrhundert 61 Konvente. (In Gent gibt es noch heute eine Béguinage, nach Hase eine Versorgungsanstalt, bestehend aus kleinen reinlichen Häusern um eine Kirche herum.) Männer, die solchem Beispiele folgten, stifteten den Verein der Begharden, von dem sich die Alexianer oder Lollharden abzweigten, welche zugleich die Totenbestattung übernahmen. Wie weit das Bedürfnis nach stillem, gottgefälligem Leben ohne bindende Klosterregel verbreitet war, zeigen die Brüder des gemeinsamen Lebens, welche ein ehemaliger Kanonikus Gerhard Groot aus Deventer stiftete, und die in verschiedenen Städten bis in die Schweiz hinein ein stilles Heim suchten, um sich in gemeinsamem Gebet, Studium und Zurückgezogenheit auf das Ende vorzubereiten. Er starb erst 44jährig, an der Pest im Jahre 1384 mit den bezeichnenden Worten: „Augustin und Bernhard klopfen an die Thür." — In allen solchen Erscheinungen zeigte sich zugleich die Hoffnung und die Notwendigkeit einer Reformation.



407. Das große Begninenkloster zu Gent,
im 12. Jahrhundert begründet, 1234 vom Grafen Johann einer Regel unterworfen.
Ansicht aus der Vogelschau, nach einem Stich von Goetghebuer.

Verweltlichung der Geistlichen.

Die Geistlichkeit jener Zeit frönte ohne Scheu und ohne beim Kirchenregimente Anstoß zu erregen allen, selbst den bedenklichsten Genüssen, zog gleich dem Adel in den Krieg, auf die Jagd, zu Turnieren und gab wüste Gelage. Die niederen Geistlichen und Mönche wurden wegen ihrer Unwissenheit und Unsittigkeit offen verhöhnt und verspottet, religiöse Gleichgültigkeit herrschte im Klerus von oben bis unten, man verzehrte gemächlich die reichen Pfründen und vollzog nur äußerlich, ohne Andacht und Würde die gottesdienstlichen Zeremonien. Ein Dominikaner (Heinrich von Herford) im 15. Jahrhundert nennt die Bischöfe und Äbte „Wölfe und Mietlinge". Die Gelübde seien allgemein nur im Kloster gültig, außerhalb desselben sehe man Mönche sich putzen, tanzen und Trinkstuben besuchen; die Weltgeistlichen seien unwissend, habsüchtig und liederlich. Seit dem Aufenthalt der Päpste in Avignon und noch mehr seit dem Schisma, welches die gläubigen Gemüter vollständig verwirrte, litt die Kirche an innerer Krankheit. Die ernste, finstere und zelotische Tendenz des 11. und 12. Jahrhunderts war einer leichtfertigen Auffassung der kirchlichen Aufgaben mit dem Wahlspruch „leben und leben lassen" gewichen. Jetzt brauchte sich der Laie nicht mehr den früheren schweren Kirchenstrafen zu unterwerfen, er konnte sich durch äußere Zeremonien, die oft mehr einem heiteren Spiele glichen, mit leichter Buße und noch leichter zu erwerbendem Ablaß, den man ihm für Geld zuvorkommend bis ins Haus brachte, mit der Kirche und, wenn er wollte, auch mit seinem Gewissen abfinden.

Die fahrenden Leute.

Die Genußsucht und Verschwendung auf der einen, das Elend und die sittliche Verwahrlosung auf der andern Seite erzeugten eine ganz besondere, für diese Zeit äußerst charakteristische Menschenklasse, die der „fahrenden Leute", der Auswurf aus allen Ständen, verkommene Geistliche und Mönche, aber auch verarmte Ritter, Bürger und Bauern. Während der Handwerksbursche nach den Vorschriften seiner Zunft gezwungen auf die Wanderschaft zog, wählten jene das „Vagantenleben" freiwillig und für immer, um sich auf mehr oder minder leichte Art durchs Leben zu schlagen. Der trotzige Bauernbursche verließ den Ackerpflug, um seinen Arm und sein Leben den hohen Kriegsherren zu verdingen und als „frummer Landsknecht" in aller Herren Ländern auf Kosten friedlicher Leute bis zum ehrlichen Schlachtentode frei und lustig zu leben. Auf den herrschenden Sinn für Humor und allerhand scherzhaften Unsinn spekulierten die Gaukler und die gewerbsmäßigen Narren oder Schalksnarren, die nicht nur vornehm und ständig an den Höfen als Hofnarren, sondern auch in den Privathäusern reicher Bürger als Hausnarren gehalten wurden, meistens aber als allbeliebte Volksnarren (Hanswurst) auf humoristischen Wanderungen von Ort zu Ort begriffen waren und unter Umständen einen gewissen Weltruf und historischen Namen bekamen. So der „Pfaffe von Kalenberg" im südlichen Deutschland und der bekannte Till Eulenspiegel aus Kneitlingen bei Schöppenstädt im nördlichen, der sogar nach Polen und Rom kam und überall Wettstreite mit Hof- und andern Narren einging, bis er 1350 zu Mölln im Lauenburgischen an der Pest starb. Ebenso gab es fahrende Gelehrte und Schüler, die von einer gelehrten Schule zur andern zogen, teils um zu lernen, teils um zu unterrichten und ihren Unterhalt zu erwerben; ferner fahrende Mönche, sogar fahrende Ritter, welche das Turnieren geschäftsmäßig betrieben; natürlich auch fahrende Sänger und Musikanten, fahrende Frauen, Gauner u. s. w., alle mit besonderen Gebräuchen, Trachten, Ausdrücken und Rangstufen. Zu ihnen gesellten sich dann noch seit Kaiser Sigmunds Zeiten Haufen von Zigeunern, die man als Kinder des fernen Ägyptens anstaunte, als Zauberer fürchtete und doch wieder als Wahrsager gern um Rat fragte.

408. Narr.

Darstellung auf einem Spielkartenblatt des 15. Jahrhunderts.

Der Narr, der eine Trommel schlägt und dazu auf einer Flöte bläst, trägt nichts als einen langen Mantel mit schellenbesetzter Kapuze. Die Kappe mit den langen Zipfeln (den sogenannten „Eselsohren"), die Schellen und sonst wohl auch das Narrenzepter (Narrenkolben) bildeten stets die drei wesentlichsten Bestandteile der Tracht des „Lustigen Rates".

Dichtung, Wissenschaft und Kunst in Italien im 14. und 15. Jahrhundert.

Die weltliche Bildung

In dem Maße, wie sich durch Gewerbfleiß und Handel der Wohlstand Europas hob, neben mächtigen Fürsten ein freies und thatkräftiges Bürgertum erblühte und trotz aller Kriege und Fehden in den Mauern der Städte die Verfeinerung der Sitten, des Geschmackes und der Genüsse zunahm, fanden auch Wissenschaften und Künste immer allgemeinere und liebevollere Pflege. Seit dem 13. Jahrhundert entstand neben der

früher ausschließlich geistlichen und kirchlichen eine weltliche, sogenannte humane Bildung, die, glücklich den beengenden Mauern der Klöster entronnen, im Bewußtsein ihrer Freiheit und Überlegenheit die Fesseln der Kirche teils vorsichtig und unmerklich abstreifte, teils offen und gewaltsam zersprengte. Die Grundlage dieser weltlichen Bildung, die Quelle, aus welcher ihre Jünger eine ganz neue Ideenwelt und enthusiastische Begeisterung für alles Wahre und Schöne schöpften, war das Studium des klassischen Altertums. Im feindlichen Gegensatz zur vernunftwidrigen, mönchisch-scholastischen Bildung wurden die Altertumsstudien als die wahrhaft „menschlichen" mit dem Namen Humanismus bezeichnet, ihre Jünger Humanisten genannt.

Renaissance.

Es schien, als wenn die Menschheit aus einem langen geistigen Schlafe erwacht, erst jetzt wieder zum Bewußtsein ihres Wesens und ihrer Würde, zur wahren „Humanität" gelange, als wenn der Geist des Altertums in erneuerter Kraft und Jugendfrische wieder Fleisch und Blut gewinne, und man hat daher die ganze Epoche von der Mitte des 14. Jahrhunderts bis zum Ende des 16. die Renaissance*) genannt, d. h. die Wiedergeburt, das Wiederaufleben der antiken Kultur und Wissenschaft.

Ihre Heimat in Italien.

Am frühesten und kräftigsten zeigte sie sich in Italien, wo die Pflege des römischen Rechtes wie die Liebe zur römischen Kunst und Wissenschaft nie ganz erloschen war, wo die politischen Parteikämpfe ein gewisses Verständnis für die Entwickelung des römischen Staates, wo die noch sichtbaren Denkmäler und Trümmer der zerschlagenen alten Welt ein größeres Interesse für die gesamte antike Bildung lebendig erhielten, wo der früher als im übrigen Europa erworbene Reichtum auch zuerst Mittel und Muße gewährte, die versunkenen Bildungsschätze zu heben und sich wieder mit ihnen vertraut zu machen. Es durchdrang und belebte hier die antiken Studien ein gewaltiger patriotischer Zug. Als Nachkommen der altrömischen Helden und Weltbeherrscher, deren Sprache ihnen noch leicht verständlich, deren Land und Hauptstadt noch in ihrem Besitz waren, deren Blut nach ihrer Überzeugung noch in ihren Adern rollte — wollten die Italiener die gesamte Kultur ihrer Vorfahren nicht nur zur Erweiterung und Vervollkommnung ihrer Gedankenwelt studieren, sondern alles Ernstes wieder ins wirkliche Leben einführen, um mit ihrer Hilfe die alte sittliche, geistige und politische Größe der Römer noch einmal zu erreichen. Gegenüber dieser neuen Aufgabe, in deren Erfüllung nach und nach ganz Italien sich einig fühlte, erlosch mehr und mehr das Interesse an kirchlichen wie an politischen Dingen, an der Hierarchie wie am Kaisertume. Eine umfassendere und schönheitsvollere Welt tauchte aus der Vergessenheit auf und überstrahlte mit ihrem harmonischen Farbenscheine jene dunklen, bald verehrten, bald gefürchteten Mächte des Mittelalters, bis es den erlauchtesten Geistern und Künstlern gelang, die Formenschönheit des versunkenen Altertums mit der Tiefe der christlich-romantischen Bildung auf das innigste zu verschmelzen.

Bibliotheken.

Naturgemäß beherrschte die Vorkämpfer der neuen Bildungsepoche das Bestreben, die schriftlichen Werke des Altertums, soweit sie noch vorhanden waren, zu sammeln und zu retten, um ein möglichst vollkommenes Bild des antiken Denkens und Lebens zu gewinnen. Es begann eine Reihe großer Entdeckungen in allen europäischen Klöstern und sonstigen Zufluchtsstätten alter Bücher, ein edler Wettstreit in Anlegung großer Bibliotheken, in denen zahlreiche Schreiber mit der Vervielfältigung des Vorhandenen, bald auch zahlreiche Gelehrte mit der Übersetzung griechischer Schriftsteller beschäftigt wurden. Viele begeisterte Sammler brachten die schwersten Opfer und legten sich die größten Entbehrungen auf, um ihre kostspielige Bücherpassion zu befriedigen; so vor allen Papst Nikolaus V., der Gründer der Vaticana in Rom (s. S. 524), Cosmo dei Medici, der Gründer der Marciana in Florenz (s. S. 541), sein Enkel Lorenzo, der der Laurenziana, der reiche Florentiner Niccolo Niccoli, die Kardinäle Colonna, Orsini und Bessarion, die Könige Karl V. von Frankreich (1367 die Louvrebibliothek),

*) Das Wort „Renaissance" in dieser übertragenen Bedeutung erscheint zuerst 1708 in Furetières großem Wörterbuch, fand schnell in England und Deutschland Anklang, wurde aber erst 1762 in das Dictionnaire de l'Académie aufgenommen.

Robert und Alfons von Neapel, Matthias Corvinus von Ungarn. Der Anfänger und Anreger zu allen solchen Sammlungen war jedoch zweifellos Francesco Petrarca, der eigentliche Entdecker des gelobten Landes der Renaissance.

Dante. Nur als ein Vorläufer dieser großartigen Bewegung der Geister erscheint der Florentiner Dante, ein Sänger der Liebe zugleich und ein tiefsinniger Gelehrter; der großartigste Darsteller des scholastisch-kirchlichen Phantasiegebildes von Hölle, Fegefeuer und Paradies und sein Leben lang ein Kämpfer und Märtyrer für die Freiheit und Größe seiner Vaterstadt; Italiens erster dichterischer und politischer Genius.

409. **Arbeitszimmer eines Gelehrten im 15. Jahrhundert.**
Miniatur in einer Handschrift der Nationalbibliothek zu Paris. Gezeichnet von Leonh. Geyer.

Vita nuova. In einem Jugendwerke mit dem feinsinnigen Titel Vita nuova (Neues Leben), etwa um 1300 abgefaßt, gibt er eine lange Reihe von Sonetten auf Beatrice Portinari, die um ein Jahr jüngere und schon im Alter von 26 Jahren verstorbene Erwählte seines Herzens, und fügt zum besseren Verständnis kurze Erklärungen hinzu. Ganz im Sinne seiner Zeit und der ihm befreundeten Liebessänger, des stürmischen Guido Cavalcanti und des sinnigen Lappo degli Uberti, feiert er darin ihr Leben und seine Liebe von dem ersten Erblicken und Erwählen, als sie acht und er neun Jahre alt war, bis zu ihrem frühen Tode, wenige Jahre nach ihrer Verheiratung mit einem florentinischen Edelmann und schließt das anmutige und eigenartige Werkchen mit der Hoffnung ab, sie einst noch in einem höheren Tone zu feiern.

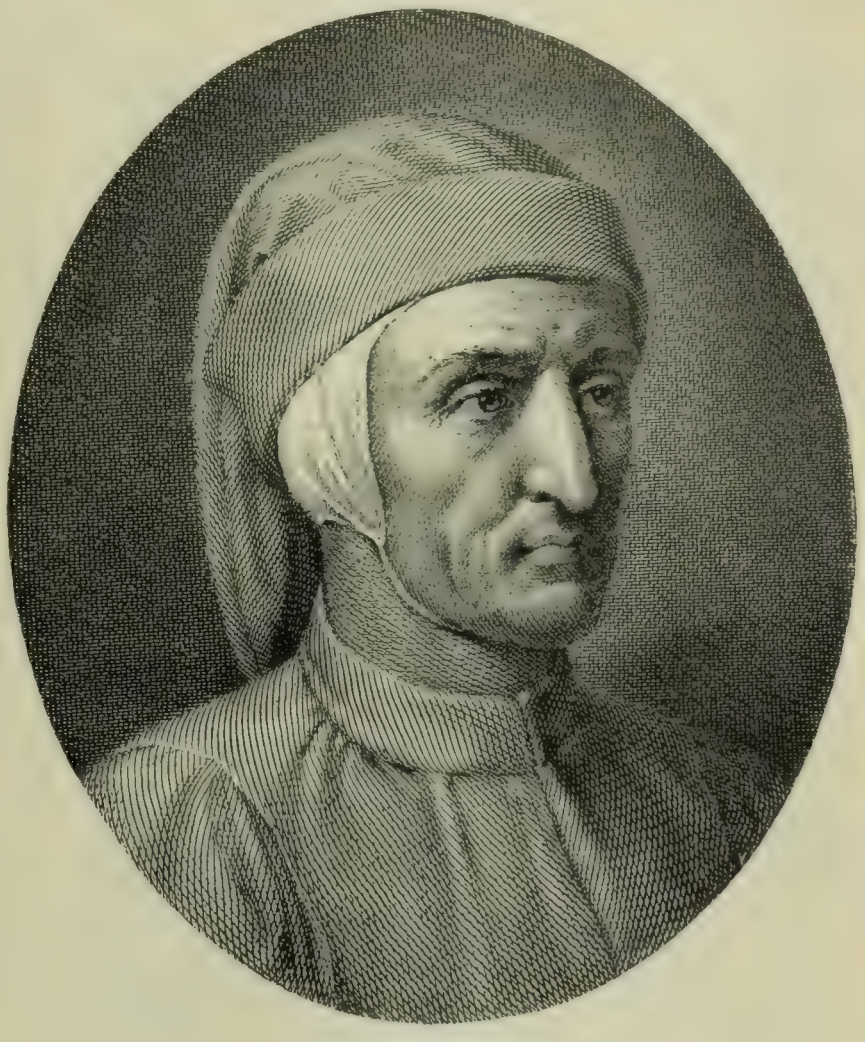
Convito. Daß er sich nach ihrem Tode, wie er sagt, „um Trost zu finden", eifrig dem Studium der Philosophie ergeben habe, bezeugt ein zweites eigenartiges Werkchen, betitelt: Convito (Gastmahl), in welchem er einige tiefsinnige Kanzonen (welche die Speisen vertreten), mit einer ausführlichen allegorisch-philosophischen Erklärung versieht.

Divina Commedia. Sein größtes und unsterbliches Werk, das er nur Commedia nannte (weil es traurig anfängt, aber befriedigend endigt), belegte die begeisterte Nachwelt mit dem Namen Divina Commedia (Göttliche Komödie), eine allegorisch-epische Darstellung eines Traumes, in dem ihn Vergil, die heilige Sophia und endlich die längst verklärte Jugendgeliebte Beatrice durch den Trichter der

Hölle, über den Berg des Fegefeuers bis zum Anschauen der heiligen Dreieinigkeit im Paradiese führen. In den beiden ersten Teilen — jeder ist in 33 Gesänge zerlegt — gruppiert er die Sünder streng nach ihren Vergehen, gibt aber in plastisch schönen und tief ergreifenden Erzählungen, die er meistens den unglücklichen Büßern selbst in den Mund legt, Bilder von menschlicher Leidenschaft, wie sie von Sünde zu Sünde führt (Francesca da Rimini, Ugolino u. a. m.), anderseits scheut er sich nicht, selbst lebende politische Gegner in den für sie passenden Höllenraum zu versetzen und dadurch Rache zu nehmen für den größten Schmerz seines Lebens, für seine Verbannung aus der Heimat.

Sein Leben.

Dante (so viel als Durante) Alighieri, geboren 1265 zu Florenz, war der Sohn eines angesehenen Edelmannes, der aber früh starb. Weder der Mutter, noch der Schwester, noch irgend einer Jugendfreude gedenkt der Dichter jemals in seinen Werken, wohl aber an einer der schönsten Stellen (Hölle, Ges. 15) seines Lehrers, Leiters und Vorbildes Brunetto Latini. Auch dieser, genial beanlagt, war Politiker, Dichter und Gelehrter zugleich. Er führte Dante in die Kenntnis der Mathematik, der Naturkunde und in das Studium der Alten ein. Selbst sein Leben wurde ihm vorbildlich, da Brunetto, während einer Gesandtschaftsreise samt seiner ganzen Partei aus der Heimat verbannt, sich nach Frankreich wandte und dem Könige durch ein im besten Französisch abgefaßtes Werk Le trésor (später auch italienisch geschrieben: il tesoretto) empfahl, in dem er allerlei Philosophie und Gelehrsamkeit mit dem Netz einer großen Allegorie umspannt. Nach dem Muster und Rate dieses vielseitigen Gelehrten und Lebemanns studierte Dante eifrig seinen Vergil, liebte Musik (der Sänger Casella war sein Freund), verkehrte mit den Malern Cimabue und Giotto und studierte Naturwissenschaften in Padua und Bologna. Allein trotz seiner Liebe zu Beatrice und trotz seiner wissenschaftlichen Studien kämpfte er schon im Alter von 22 Jahren als eifriger Parteigenosse an der Seite seines Freundes Bernardino da Polente (dessen Schwester die unglückliche Francesca da Rimini war) gegen einen Bischof von Arezzo und nahm innigsten Anteil an dem entsetzlichen Schicksal seines Parteigenossen Ugolino, der in demselben Jahre (1287) mit zwei Söhnen und drei Enkeln den Hungertod erlitten hatte. Dann scheint ihn eine kurze Zeit das schnöde und blutige Parteitreiben abgeschreckt zu haben. Er machte den Anfang zu seiner Dichterlaufbahn durch eine lateinische Abhandlung (de vulgari eloquio), in welcher er auszuführen suchte, daß auch die Reimdichter in der Sprache von si ganz wohl sich der wahrhaften dichterischen Bildersprache bedienen und dann Poeten genannt werden dürften. So erhob er sich in einer Zeit, die nur Nachahmer und Typen kannte, zu einer durchaus originellen Anschauung und wurde trotz aller Bitten und Warnungen seiner gelehrten Freunde, welche die Komödie nur im lateinischen Gewande wollten gelten lassen, der Schöpfer der italienischen Litteratur.



410. Dante Alighieri.
Stich nach einem Gemälde von Bettoni.

Auch in der Politik vermochte er nur seinen eignen Weg zu gehen. Als er gegen Ende des Jahrhunderts in die oberste Behörde der Priori gewählt wurde, war er nicht mehr Welfe,

wie sein Vater, aber auch nicht Ghibelline; im allgemeinen schloß er sich der Partei der Weißen (s. S. 534) an und suchte als Gesandter am päpstlichen Hofe, bei Bonifaz VIII., 1302 zu verhindern, daß fremde Fürsten sich den Parteien in Florenz anschlossen. Während seiner Abwesenheit hatten die Schwarzen mit Hilfe Karls von Valois gesiegt, sein Haus und die Häuser seiner Freunde zerstört und ihn mit drei andern zu einer Geldstrafe von 8000 Pfund verurteilt, weil sie sich der Ankunft des Prinzen widersetzt und „Unterschleife in der Verwaltung" erlaubt hatten. Zwei Jahre später wurde Dante mit 14 andern auf ewige Zeiten verbannt und ihm, falls er sich ergreifen lasse, der Feuertod gedroht. Vergebens machte er mehrmals den Versuch, mit Waffengewalt seine Partei nach Florenz zurückzuführen, vergebens bewies er in einer lateinischen Schrift „über die Monarchie", daß der römische Kaiser deutscher Nation aus eigner und Gottes Kraft, auch ohne den Segen des Papstes, berufen sei, Italien zu ordnen und zu beherrschen, vergebens hoffte er seine Wiederherstellung von Kaiser Heinrich VII. (s. S. 361). Wie ein Schiffbrüchiger ohne Besitz, ohne Vaterland, ohne Gattin — da ihre Familie zur Partei der Schwarzen gehörte, blieb sie in Florenz zurück — rettete er nichts als das nackte Leben und lernte am Hofe der della Scala in Verona, wo er zunächst eine Freistätte fand, „wie schwer es dem Menschen werde, fremde Treppen zu steigen, und wie gesalzen fremdes Brot schmecke". In seiner letzten Freistätte, in Ravenna, starb er 1321, noch nicht 56 Jahre alt.

Petrarca.

Auch der eigentliche Vater der Renaissance, Francesco Petrarca, zeigt diese seltene und eigenartige Verbindung von Dichtung, Wissenschaft und Politik. Jene 317 Sonette und 29 Kanzonen von wunderbarer Grazie der Empfindung und schönstem Wohlklang der Sprache, in denen er seine unglückliche Liebe zu Laura besingt, und die noch heute als der vollendetste Ausdruck romanischer Liebespoesie gelten, hat er selber nur mit Verachtung ja mit Reue erwähnt. Sein höchstes Streben galt dem Studium der alten, zunächst der römischen Klassiker, vor allem eines Cicero und Vergil. Als er in Vaucluse, wohin er sich aus dem weltlichen Hofleben zu Avignon zurückgezogen, ein großes lateinisches Epos Afrika (eine Verherrlichung des älteren Scipio) in Vergilischen Hexametern vollendet hatte, schickte er es in alle Himmelsgegenden zu den vielen Freunden und Vertretern des Humanismus, die ihm bekannt waren, und erlangte dadurch zu seiner größten Befriedigung, daß ihm am Osterfeiertage 1341 in Rom auf dem Kapitol von der Hand eines römischen Senators der Lorbeerkranz zu teil wurde.

Die Dichterkrönung.

Er selbst hat diese Sitte von sehr zweifelhafter Berechtigung mit vieler Mühe aber mit Erfolg, in Szene gesetzt, nämlich die, daß ein Dichter d. h. ein gründlicher Kenner des lateinischen Altertums, der mustergültige lateinische Verse zu machen versteht, schon von seinen Zeitgenossen durch Krönung mit dem Lorbeer unter die unsterblichen Klassiker aufgenommen werde. Vor ihm wurde nur Albertino Mussato durch Beschluß der Universität Padua feierlich als „Dichter" erklärt und mit einem Epheu- und Myrtenkranze gekrönt (1316). — Petrarcas Dichterkrönung begann (nach einem zeitgenössischen Berichte) mit einer Messe, die der Vizelegat und Bischof von Terracina am Altar der Peterskirche verlas. Dann schritten ihm unter Trompetenschall zwölf in Scharlach gekleidete Jünglinge Verse lesend voran auf das Kapitol. Er selbst bestieg in einem violetten Prachtgewande, das ihm König Robert von Neapel geschenkt hatte, einen von vier Pferden gezogenen Triumphwagen und nahm auf einem Throne Platz, der von einem Löwen, Elefanten, Greif und Panther getragen wurde; allerlei Personen, wie griechische Götter gekleidet, umgaben ihn. Hinter ihm her zog der „Neid", von tanzenden Satyrn, Faunen und Nymphen begleitet. Nachdem er auf dem Kapitol eine lateinische Anrede gehalten hatte, in der er an einige Verse Vergils anknüpfend, um den Lorbeerkranz bat, erhielt er diesen „im Auftrage des Königs von Neapel, des Senats und des römischen Volkes" von dem Senator Orso, Grafen von Anguillara, und zugleich das Recht, nicht nur in Rom, sondern in allen Ländern, öffentlich zu lehren, zu disputieren, alte Bücher auszulegen, neue zu schreiben und Gedichte zu verfertigen, die mit Gottes Hilfe bis ans Ende der Tage dauern werden" — so hieß es in der ihm ausgestellten Urkunde. Dann streute der Gekrönte 400 Gulden, die ihm die Familie Colonna dazu geschenkt, unter das Volk aus. Mit einem Gebet in der Peterskirche, einem Festmahl und Tanz endigte die Feier.

Lateinische Schriften.

Ebenfalls nach dem Muster Vergils schrieb er lateinische Eclogen, nach Horaz und Ovid zahlreiche Episteln an genannte und ungenannte Personen, nach Cicero Abhandlungen über die „Verachtung der Welt", über die Heilmittel gegen Glück und Unglück, nach Cicero und Seneca zugleich einige 100 fein stilisierte Briefe an Lebende und Tote, nach Nepos über das Leben berühmter Männer (Römer) und zahlreiche andre Schriften, für die er als der gelehrteste Kenner des römischen Altertums, als klassischer Dichter und Schriftsteller in lateinischer Sprache von der Mitwelt verehrt wurde und einen höheren Ruhm einerntete, als heute für seine italienischen Liebesgedichte, die er selbst nur als „Reime", nicht als „Gedichte" bezeichnete.

Endlich war er einer der eifrigsten Büchersammler. Da ihm die Gnade des Papstes durch einträgliche Pfründen reichliche Mittel darbot, durchreiste er nicht nur Italien und Frankreich, sondern auch die Rheinlande, um aus alten Klöstern vergessene und vergrabene römische Klassiker zusammenzukaufen. Unter seinen Büchern war manches, was niemand zuvor entdeckt hatte.*) Den Homer besaß, bewunderte und liebte Petrarca als den ursprünglichsten Dichter und den Vorgänger von Vergil, allein er verstand ihn nicht, da sein Versuch, das Griechische zu lernen, vergebens gewesen war. Seine Bücher-sammlung.

Mit dichterischer Phantasie und glühender Vaterlandsliebe erfaßte er die Sehnsucht, das alte Italien in seiner Größe, seinem Reichtum, seiner Gerechtigkeit und Weltherrschaft wiederherzustellen. Darum schloß er sich mit Begeisterung an Cola di Rienzo an (s. S. 520) und beklagte schwermütig dessen unwürdiges Ende. Vergebens wandte er sich an Karl IV., wie Dante einst an dessen Großvater. Der Kaiser empfing den berühmtesten Schriftsteller der Welt 1354 in Mantua mit höchster Auszeichnung und hielt sich ausdrücklich einen Tag von allen Staatsgeschäften fern, um nur mit ihm zu verkehren, allein für die Wiederherstellung von Italiens früherer Macht und Größe thätig zu sein und sich vielleicht aufzuopfern, fehlte es ihm durchaus an Neigung und Mitteln. Einen von Verzweiflung und Unmut diktierten ziemlich groben Brief Petrarcas, in dem dieser die Feigheit und den Unverstand der Barbaren anklagte, ließ er ohne Antwort, und als der Dichter selbst nach Prag kam (1356), um ihn zu einem zweiten Römerzuge zu bewegen, beschwichtigte er den drängenden Mahner durch ein fein stilisiertes Pfalzgrafenpatent mit großer goldener Bulle. Niemals ist der Kummer über die Zersplitterung Italiens, über das Eindringen fremder Fürsten, über die wilden Parteikämpfe und die Friedlosigkeit des schönen Landes ergreifender, nie die Sehnsucht nach einem rettenden „Cäsar" glühender dargestellt worden, als in Petrarcas Kanzone: O mia Italia (O, mein Italien!). Seine Vaterlandsliebe.

411. Francesco Petrarca. Stich von Raff. Morghen.

Francesco Petrarcas Vater Petracco — erst der Sohn nahm den wohlklingenderen Namen Petrarca an — war mit Dante, zu dessen Partei er gehörte, geächtet und aus Florenz vertrieben. Während sie am 20. Juli 1304 einen vergeblichen Versuch machten, mit Waffengewalt die Heimkehr zu erzwingen, gebar seine junge Gattin in Arezzo, wohin sie am Abend nach der Schlacht fliehend zurückkehrten, den ersten Sohn. Francesco fühlte sich schon in früher Jugend auf das lebhafteste zu den alten Klassikern hingezogen, die ihm der Vater wiederholentlich fortnahm, weil er aus ihm durchaus einen Advokaten machen wollte. Allein die Lektüre des Cicero Sein Leben.

*) Seine äußerst wertvolle Bibliothek kam trotz wiederholentlicher Unterhandlungen nicht nach Venedig, sondern wurde von seinen Erben zerstreut und verschleudert.

gestattete er ihm zur Vorbereitung auf die Advokatenberedsamkeit und die des Vergil „zur selteneren Erholung". Eine Zeitlang studierte Francesco auch wirklich in Montpellier und in Bologna die Rechtswissenschaft, allein kaum war der Vater gestorben (1326), so eilte er mit einem jüngeren Bruder nach Avignon und empfing die vier niederen Weihen, um Präbenden erhalten und am ungestörtesten seinem Vergnügen und seinen Altertumsstudien leben zu können. Jedes Benefizium mit Seelsorge lehnte er mit der Entschuldigung ab: „Ich habe genug mit meiner eignen Seele zu schaffen." Kaum war er durch seine ersten vielfach abgeschriebenen Sonette an Laura das „Märchen in aller Munde" geworden, so zog er sich 1337 plötzlich in eine Grotte bei Vaucluse zurück, die von der Sorgue durchflossen wird, und lebte fortan wie ein Klausner, bis ihn der Ruhm seines Heldengedichtes Afrika, seine Neigung, Bücher zu sammeln, und seine Eitelkeit aus der stillen Einsamkeit nach Italien trieben, von wo aus er fast mit allen humanistisch gesinnten Gelehrten der Zeit brieflich Verbindungen anknüpfte und schon bei Lebzeiten einen Weltruf bekam. — In seinen letzten Lebensjahren neigte er immer mehr zu christlichem Ernst und zur Beschäftigung mit den Kirchenvätern. Übrigens hatte er zwei Kinder, man weiß nicht, von welcher Mutter. Ein 1337 geborener Sohn, den der Papst legitimierte, starb bereits 1361; im Hause der Tochter, die glücklich verheiratet war, zu Arqua, in der Nähe von Padua, starb er selbst am 18. Juli 1374. Wie eine spätere Sage erzählt, fand man ihn über einem Folianten für immer entschlummert. — Eine Statue (von Cecconi) 1874 bei Padua aufgestellt, feiert nicht den Liebesdichter, nicht den Vater der Renaissance, sondern den begeisterten Sänger der Vaterlandsliebe mit der Kanzone O mia Italia in der Hand (Italiens Theodor Körner).

Laura. Wer jene Laura war, deren Name zugleich mit dem des Dichters unsterblich geworden ist, wird wohl ewig ein Rätsel bleiben. Angeregt durch ein in Avignon verbreitetes Gerücht, die Geliebte des Dichters stamme aus der Familie de Sade, versuchte ein Abbé de Sade (1764) in einem dreibändigen Werke den Beweis zu geben, Laura sei Laurette de Noves, die sich 1325 im Alter von 17 oder 18 Jahren mit Hugo de Sade verheiratete, als Mutter von 11 Kindern im April 1348 verstarb und in der Franziskanerkirche beigesetzt wurde; allein nur das letzte Datum trifft mit den Angaben des Dichters zusammen. Allerdings schrieb er 1348 in seinen Vergil, der noch in Mailand aufbewahrt wird: „Laura starb an demselben Tage, an dem ich sie vor 21 Jahren zum erstenmal sah, am 6. April zu Avignon." Nirgends findet sich die leiseste Andeutung, daß die Geliebte bereits zwei Jahre verheiratet war, als er sie kennen lernte, vielmehr bezeichnet Petrarca sie wiederholentlich als Mädchen und Jungfrau (giovinetta donna, puella) und preist ihre goldenen Haarflechten, die schon damals keine verheiratete Frau trug. Mit derselben Andacht, wie Dante in der vita nuova, preist er immer wieder den Tag, an dem er sie zuerst (in einer Kirche) erblickt habe, den 6. April 1327. Wenn er einmal klagt, „daß die trübe Wolke der Krankheit ihm ihrer Augen Licht verdeckt habe", daß sie also augenkrank war, oder ein andermal das „süße Weinen" über den Tod ihrer Mutter erwähnt, wodurch sie seine Liebe noch mehr entflammt habe, so beweist dies wohl, daß er irgend eine bestimmte Persönlichkeit, wenigstens für den einzelnen Fall, sich als Gegenstand seiner ewig vergebens schmachtenden Liebe vorgestellt habe. Die ältesten Biographen erwähnen sie gar nicht. Giacomo Colonna, dem Petrarca eine Schilderung seiner Liebesqual in mustergültigen lateinischen Versen widmete, erwiderte ihm spöttelnd, die Geliebte seines Herzens sei wohl die Poesie, und er habe den Namen Laura nur erfunden, um die Welt von ihr und von ihm reden zu lassen. Wenn der Dichter ihm auch antwortet: „O wäre es Heuchelei und nicht Wahnsinn!" so spricht doch ein andrer, noch näherer Freund, Giovanni Boccaccio die Überzeugung aus, Petrarca habe nicht eine Laura, sondern nur die Laurea (Lorbeerkranz) gemeint. Die maßlose Eitelkeit des Dichters und seine stete Verherrlichung des Ruhms und seines Symbols, des Lorbeers, machen es nicht unwahrscheinlich, daß ihm der Name einer Jugendgeliebten mit der Hauptleidenschaft seines Herzens so vollkommen verschmolz, wie Dante der der seinigen mit der „heiligen Theologie".

Giovanni Boccaccio. Mit Petrarca herzlich befreundet — der Dichter vermachte ihm testamentarisch 50 Goldgulden, damit er sich „zu seinen nächtlichen Studien ein Winterkleid" anschaffen könne — und ihm geistesverwandt war der dritte große Klassiker der Italiener, Giovanni Boccaccio. Auch von ihm bewundern wir heute zumeist nur seine italienischen Werke, in denen er sich als Meister in der novellistischen und idyllischen Erzählung zeigt. Sein Decamerone, eine Sammlung von 100 Novellen, die er an eine ergreifende Schilderung der Pest des Jahres 1348 anknüpft, ist durch die Reize der Spannung, der Rührung, des Scherzes, bisweilen auch der tollsten Ausgelassenheit, das Muster für eine ganze reiche Novellenlitteratur geworden, die mit Ser Giovannis Pecorone und Sacchettis „Dreihundert Novellen" anhebt bis zur „Barbierstube" Burchiellos hinabsteigt und ihren letzten bedeutenden Nachhall in dem Heptameron der Königin Margarete von Navarra findet. In den acht Büchern der „Liebenden Fiammetta", in der die Zeitgenossen Maria, die reizende Tochter des Königs von Neapel, erkennen wollten, schilderte er in leidenschaftlichen, wenn auch rhetorisch gekünstelten Monologen die

Sehnsucht einer schönen Frau nach dem fernen und ihr ungetreuen Geliebten Panfilo (Boccaccio selbst). Allein auch ihr legte er (im 7. Buche) Vergleiche mit vielen Frauen des Altertums in den Mund und travestierte gewissermaßen in dem umfangreichen Filostrato, der in wohlklingenden Stanzen die Liebe des trojanischen Königs Troilus zu der unbeständigen Griselda, der Tochter des „Bischofs Kalchas von Troja", besingt, das griechische Altertum, das ihm doch bekannter war, als allen seinen humanistischen Zeitgenossen. Denn unter den zehn Kennern der griechischen Sprache, die Petrarca 1360 von Rom bis zu den Alpen zählte, war er zweifellos der gelehrteste und gründlichste. Dies bezeugte er nicht nur durch ein umfangreiches Werk über die Genealogie der griechischen Götter in 15 Büchern, sondern auch durch zahlreiche biographische und geographische Abhandlungen in lateinischer Sprache. Neben diesen Studien erfüllte sein Herz nur die Verehrung Petrarcas und Dantes, dessen Leben er schrieb und dessen Komödie er kommentierte. Als die Florentiner in später Reue 1373 einen Lehrstuhl für die Erklärung der divina commedia errichteten, war er der erste Vertreter dieses neuen Lehramtes.

412. Giovanni Boccaccio.

Nach G. Longhi gestochen von G. Caravaglio.

Sein Leben.

Giovanni Boccaccio di Certaldo, so genannt von dem armseligen Stammsitze in der Nähe von Florenz, war 1313 zu Florenz (nicht zu Paris) geboren als Sohn eines angesehenen Kaufmanns und einer Pariserin. Schon als Knabe von Dantes Komödie in der tiefsten Seele ergriffen, faßte er frühzeitig den Entschluß, den Handelsgeschäften zu entsagen, widmete sich dann auf den Wunsch des Vaters sechs Jahre dem Studium des kanonischen Rechtes gab sich aber, als jener 1348 an der Pest verstarb, ausschließlich dem Studium der Klassiker hin, die er mühsam mit dürftigen Mitteln sammelte oder in seinen Mußestunden abschrieb. In die letzte Zeit seiner kaufmännischen Thätigkeit fällt (1341) seine Leidenschaft für Marie, die Tochter des Königs Robert von Neapel, der er seine Theseide, eine Verherrlichung der Amazonenkönigin Hippolyte widmete, und die er später als Fiammetta unsterblich machte. Ob er ihr treu geblieben sei, wissen wir nicht, gewiß aber ist, daß er Dante, der „der Welt zuerst gezeigt habe, was Poesie sei", und Petrarca, den er seinen „Lehrer, Vater, Herrn und Freund," ja einen „himmlischen Menschen, das glorreiche Wunder seiner Zeit" nannte, bis zum Tode in treuer Begeisterung anhing. Selbstlos und bescheiden im höchsten Maße, beschenkte er den längst Verehrten, dem er erst 1350 zu nahen wagte, mit wertvollen Büchern, schrieb ihm Dantes Göttliche Komödie und einen Band mit Schriften Ciceros und Varros eigenhändig ab und war mehrmals sein Gast in Padua und Mailand. Als er die Nachricht von Petrarcas Tode erhielt, lag er schon krank in Florenz und hatte das erste und einzige Amt seines Lebens, für das er von der Signoria ein Jahrgehalt von 100 Goldgulden bezog, die Vorlesungen über Dantes Commedia, bald nach dem Antritt wieder aufgeben müssen. Mit zitternder Hand schrieb er in einem langen Briefe das Lob des Dahingeschiedenen und folgte ihm nach 17 Monaten (21. Dezember 1375) im Tode nach.

Der Überlegenheit des philosophisch angelegten, von maßlosem Ehrgeiz erfüllten Meisters, der immer — wenn auch nicht ohne Heuchelei — nach dem Erhabenen strebte, war er sich stets bewußt. Seine Freude am Neckischen, Spaßhaften, Lüsternen, die nicht nur im Decamerone und in Fiammetta, sondern auch in seinen lateinischen Schriften über die Götter der Griechen und über berühmte Frauen zu Tage tritt, wie seine Einfachheit des Lebens, sein rastloser Fleiß, seine Bescheidenheit und Liebenswürdigkeit im Verkehr lassen in ihm den Wieland Italiens erkennen.

Die Epigonen.

Bedeutend geringer als die Zahl der Novellisten, die dem Beispiele Boccaccios folgten, war die der Petrarchisten, von denen man Giusto de' Conti (gest. 1449 in Rimini) als den einzigen bezeichnet, der seinem großen Vorbilde nahe gekommen sei. Luigi Pulci (gest. 1487), dessen scherzhafte Sonette Lorenzo Medici besonders liebte, errang viel größeren Ruhm durch sein umfangreiches romantisches Ritterepos Morgante, in dem er durch den bunten Wechsel der wunderbarsten und oft komischen Thaten des bekannten Helden Roland und des Riesen Morgante am Hofe Karls des Großen die Männer der gebildeten Florentiner Gesellschaft ebenso angenehm zu unterhalten wußte, wie Bojardo, der Graf von Scandiano (gest. 1494) alle vornehmen Frauen seiner Zeit durch den „Verliebten Roland", der alle seine Heldenthaten nur der angebeteten Angelica zuliebe vollführt.

Anfänge des Dramas.

Wie fast in allen Ländern gehören auch in Italien die ersten Anfänge des Dramas dem Ende des Mittelalters an. Es konnte nicht fehlen, daß auf diesem klassischen Boden das Lustspiel zunächst in Gestalt der Stegreifkomödie (Commedia dell' arte) an die bei den Römern beliebten Atellanen (s. Bd. II) anknüpfte und fast immer vier Hauptmasken in den Mund gelegt wurde, die sich als feste Lustspieltypen fast bis zur Gegenwart erhalten haben: der venezianische Kaufmann Pantaleone, der Gelehrte, Dottore oder Gratiano genannt, der schlaue und gewandte Bediente Brighella und der plumpe und einfältige Bursche Arlequino, von denen jede noch dazu in einem eignen Dialekt sprach. Die vornehme Welt in Sälen und Palästen begnügte sich mit den lateinischen Komödien des Terenz und Plautus, wie sie etwa der Gelehrte Pomponio Leto in Rom mit seinen Schülern aufführte, oder mit oft sehr derben Nachahmungen, wie Leonardo Brunis Polyxena, des Kardinals Bibbiena Calandria und andre mehr. Das einzige und erste ernsthafte Drama der Italiener ist der lyrisch-allegorische Orfeo, welchen der berühmte Freund der Mediceer, Angelo Poliziano 1472 am mantuanischen Hofe aufführen ließ. Auch jene andern Dichtungen, welche den hochgebildeten Kaufleuten und Prälaten in den reichsten Städten Italiens, vor allem in Florenz und Rom zur Beschäftigung, Unterhaltung und Belustigung dienten, und von denen wiederholentlich gesprochen ist (s. S. 544 f.), bezeugen, daß man außer dem Studium des Altertums, seiner Philosophie, seiner Dichtung und seiner Kunst auch an dem lange gescholtenen Heidentum mit seiner rohen Sinnlichkeit, dem der alten wie der neuen Zeit, das lebhafteste Interesse nahm. So machte sich neben dem Aufleben einer neuen und geläuterten Geschmacksrichtung eine Verkommenheit der Sitten breit, die den gewaltigen Dominikaner Savonarola zu seinen Bußpredigten, den größten Politiker der Stadt Florenz Macchiavelli zu bittersten Klagen und erbittertsten Anklagen bewegte (s. S. 546).

Die Lehrer des Griechischen.

Bei alledem erschien das Bildungsleben und das wissenschaftliche Streben so mannigfaltig und ernst zugleich, wie nie zuvor. Jene unglücklichen Griechen, die vor der unbarmherzigen Türkenherrschaft an die Küsten Italiens geflüchtet waren und dem Besitzenden die Hände bittend entgegenstreckten, fanden willkommenere Aufnahme, wenn sie im stande waren, das Verständnis der altgriechischen Sprache zu vermitteln. Auch gebildetere Griechen, die als Gesandte ihres ohnmächtigen Kaisers und als Vermittler der immer geplanten Union der Kirchen herüberkamen, fanden aus demselben Grunde Ansehen und Aufnahme. Manuel Chrysoloras (gest. 1415 zu Konstanz) wurde in Florenz und Pavia der Lehrer von Leonardo Bruni, Ambrogio Traversari, Paolo Vergerio und andrer Gelehrter; Georg von Trapezunt (gest. 1484) gab zu Florenz und Rom Unterricht in griechischer Gramatik, Theodoros Gaza aus Saloniki (gest. 1478) lehrte in Ferrara und Rom, Johann Argyropulos (gest. 1486) ebenfalls seit 1456 in Florenz. Der gelehrte Bessarion aus Trapezunt (gest. 1472) brachte es bis zum

Kardinal und hinterließ seine Bibliothek von 900 Bänden, deren Wert er auf 15000 Dukaten schätzte, der Republik Venedig; sie war zweifellos die reichste an griechischen Handschriften im ganzen Abendlande. Zugleich waren alle diese Griechen im regen Wetteifer mit ihren abendländischen Schülern bemüht, die kostbaren Schätze der altgriechischen Litteratur von Homer bis zu Platon, Aristoteles und Theophrastus durch Übertragung in das Lateinische einem weiteren Leserkreise zu erschließen. Einige von diesen Humanisten hatten sogar ihre Kenntnis der griechischen Sprache und Litteratur an der Quelle geschöpft. Guarino von Verona, der später in Verona, Venedig, Ferrara und Florenz lehrte, war Famulus, also Schüler und Diener zugleich, im Hause des Chrysoloras zu Byzanz gewesen; Aurispa holte sich 300 Bände griechischer Schriften von dort und lehrte dann in Bologna und andern Hochschulen. Der eitle und streitsüchtige Filelfo (gest. 1481) hatte das Glück, in jungen Jahren von der Republik Venedig als Sekretär ihres Bailo nach Byzanz geschickt und zwei Jahre später „Rat" des Kaisers Johannes zu werden. Während dieses siebenjährigen Aufenthaltes lernte er die griechische Sprache gründlich bei Johannes Chrysoloras, einem Neffen des berühmten Manuel, und heiratete dessen Tochter Theodora, der er die reine und gebildete Aussprache verdankte. Nach seiner Heimkehr trat er als unübertroffener Lehrer und Übersetzer in Padua, Bologna, Florenz, Siena, Neapel und Mailand auf und starb hochbetagt 1481 in Florenz, wohin er seinem Wunsche gemäß zum zweitenmal berufen war (s. S. 540).

Ansehen der Humanisten.

Als ein Zeichen der Zeit konnte es gelten, daß Laurentius Valla, der, unter dem Schutze des Königs Alfons von Neapel lebend, es (1440) gewagt hatte, die Urkunde Konstantins über die Schenkung Roms an Papst Silvester als unecht zu erweisen, vom Papste Nikolaus V. den ehrenvollen Auftrag erhielt, für ihn die Ilias, den Thukydides und den Herodot in das Lateinische zu übertragen, und 1457 unangefochten starb. Der gelehrte Poggio aber, der nicht nur mit den meisten Humanisten, mit Guarino, Filelfo und Valla, sondern auch mit den Bettelmönchen und mit den Juristen in beständigem Streite lag und in seinen „Facetien" die schnurrigsten und unsaubersten Anekdoten von liederlichen Kardinälen, Mönchen und Geistlichen veröffentlichte, stand 50 Jahre lang als Sekretär der Kurie in höchsten Ehren, spielte auf den Konzilien von Konstanz und Basel eine bedeutende Rolle und starb 1459 hochbetagt als Kanzler der Republik Florenz. Die humanistische Bildung hatte in Italien die kirchliche fast verdrängt und eine ungeahnte Machtstellung gewonnen. Vergebens bemühten sich Marsilio Ficino (gest. 1495), der gelehrte Übersetzer des Plato und Leiter der Akademie zu Florenz (s. S. 541), und der jugendliche Graf Pico von Mirandola (gest. 1494), die Lehre des Plato und Aristoteles mit dem Christentume in Einklang zu bringen.

Geschichtschreibung.

Auch die Geschichtschreibung dieses Zeitraums hat in Italien achtbare Namen aufzuweisen. Schon im Anfange des 14. Jahrhunderts verfaßte der venezianische Doge Andrea Dandolo (gest. 1354) eine sorgfältige und durchaus unparteiische Chronik seiner Vaterstadt, und am Ende des 15. schrieben die Humanisten Bruni und Angelo Poliziano in mustergültigem Latein über florentinische Geschichte, aber die größten Meister in der Darstellung ihrer Zeitgeschichte und in der Behandlung der italienischen Prosa waren Giovanni Villani (gest. 1348) und Niccolo Macchiavelli (gest. 1527).

Eigentümlich bleibt es doch, daß der italienische Sprachgebrauch, wie von einem Cinquecento und Secento (d. h. dem litterarischen und künstlerischen Stile des 16. und 17. Jahrhunderts) wohl von einem Trecento oder „dem Jahrhundert des Petrarca", niemals aber von einem Quattrocento spricht, obwohl auf dem Gebiete der Kunst auch von einem solchen sehr wohl gesprochen werden könnte.

Gotik.

In der Baukunst Italiens hat die Gotik nie recht heimisch werden können und sich stets willkürlichen, durchgreifenden Veränderungen unterwerfen müssen. Unserer Periode gehört das bei weitem großartigste und merkwürdigste aller italienisch-gotischen Baudenkmäler, der Dom von Mailand an (begonnen 1386, in seinen Hauptteilen vollendet ums Jahr 1500), dessen Plan dem deutschen Meister Heinrich von Gmünd zugeschrieben wird. Trotzdem er kein einheitliches Kunstwerk genannt werden kann und

die einzelnen Teile in gewissem Grade mit einander in Widerspruch stehen, macht er durch seine Größe, sein kostbares, aus weißem Marmor bestehendes Material und seine prächtige äußere Ausstattung einen überwältigenden Eindruck. Die von den Strebepfeilern auslaufenden, sowie an dem stufenförmig sich erhebenden Dache in Menge angebrachten gotischen Spitzsäulen, bilden einen Wald von Türmen und Türmchen, von denen jedes mit einer Statue geschmückt ist, so daß die Zahl dieser außenstehenden Statuen auf mehr als 5000 veranschlagt wird. — Von Profanbauten verdienen Er-

413. Der Dom zu Mailand.

Der Dom wurde 1386 begonnen, hatte aber eine lange Leidensgeschichte zu bestehen: seine Fassade wurde erst auf Befehl Napoleons fertiggestellt; wirklich vollendet ist er bis heute noch nicht.

wähnung die Schlösser der Visconti in Padua, der Gonzagas in Mantua und eine Reihe venezianischer Paläste, vor allen der Dogenpalast.

Frührenaissance.

Blieb im großen und ganzen der gotische Stil den Italienern immer fremd und unverständlich, so verschmolz eine neue, auf dem klassischen Boden ihres Landes erwachsende Stilgattung desto inniger mit ihrem Fühlen und Denken, die seit dem Anfange des 15. Jahrhunderts in der Entwickelung begriffen war und im Kampfe mit romanischem, byzantinischem und gotischem Geschmacke endlich im ganzen romanischen Abendlande den Sieg errang. Dieser Renaissancestil steht im engsten Zusammenhange mit der Losreißung von den Fesseln des Dogmatismus wie des Germanismus und

mit dem Wiedererwachen der antiken Wissenschaften, besonders mit dem Studium der römischen Archäologie. Die Italiener wollten nicht nur denken und leben, sondern auch bauen wie ihre vermeintlichen römischen Ahnen, deren gesamtes Wesen ihnen als das höchste Muster menschlicher Vollkommenheit erschien. So entstand im 16. Jahrhundert zunächst die Frührenaissance. Anfangs machte man nur schüchterne Versuche, antike Elemente einzuführen. Die überlieferte Einteilung des Ganzen, das eigentliche Baugerippe blieb unverändert, und nur die Details, zunächst auch nur die Kleindetails, wurden antikisiert. Beibehalten wurden auch immer noch die gotischen, durch Säulchen geteilten Zwillingsfenster, die Zwerggalerien, die Rundfenster, die bedeutende Erhebung der Fassademitte über die Seitenteile und andre mittelalterliche Formen. Im Vordergrund steht die Palastarchitektur, die für die Elemente des antiken Tempels wegen

414. Der Palazzo Pitti zu Florenz.

der zumeist in Betracht kommenden Außenseite die beste Verwendung bot, während die Kirchenbauten eine gründlichere Umgestaltung des Innern verlangten, als jene Zeit vorzunehmen wagte. Sie schwankten zwischen der alten Basilikenform und der altrömischen Gewölbeanlage mit massigen Pfeilern oder byzantinischen Kuppeln und gelangten erst im 16. Jahrhundert zu Originalität und Bedeutung. —

Die großen Baumeister

Da der neue Stil das Studium des Altertums zur Voraussetzung hatte, so konnte er sich nur auf schulmäßigem Wege unter dem persönlichen Einfluß hervorragender und gelehrter Baumeister entwickeln. Namhafte Bauschulen entstanden zu Florenz, Venedig und Rom. An der Spitze der ersteren, der sogenannten toscanischen, stand der vorzüglichste Begründer der gesamten Richtung, Filippo Brunellesco (1377—1446), der die kolossale Kuppel auf dem Chor des Domes, die Kirchen S. Lorenzo und S. Spirito sowie den Palast Pitti zu Florenz erbaute, welcher mit seinem burgartigen Charakter noch für lange Zeit der Typus aller florentinischen Paläste wurde, da die Fehden der patrizischen Geschlechter untereinander und ihr Kampf gegen das aufsässige

Volk, die Popolanen, derartige Bollwerke inmitten des städtischen Verkehrs während des 15. Jahrhunderts erheischten. Man benutzte zu diesen Palastbauten ihrem Zweck entsprechend schwere Steinquadern, die nach römischem Vorbilde nur unvollständig bearbeitet und unregelmäßig in einander eingefügt wurden (sogenannte Bossagen), um dem Ganzen möglichst große Festigkeit zu geben. Zur Verzierung und gefälligen Gliederung der Außenfronten verwendete man kräftig abschließende Hauptgesimse, zierliche Fensterfüllungen u. dgl., wie an dem von Brunellescos vorzüglichstem Schüler Michelozzo Michelozzi erbauten Palaste Cosimos von Medici (s. Abb. S. 542) und an dem Palaste Strozzi zu Tage tritt. Der letztere wurde 1489 von Benedetto da Majano begonnen,

415. Die Certosa bei Pavia. Nach Gailhabaud.

1396 durch Gian Galeazzo Visconti gegründet und im Laufe des 15. Jahrhunderts vollendet

dessen älterer Bruder Giuliano in Rom den sogenannten venezianischen Palast erbaute. Daneben entwickelte der vielseitige, geistreiche und gelehrte Leo Battista Alberti (1398 bis 1472) in Florenz eine umfangreiche Bauthätigkeit, mit der er gewissermaßen in den Stil des 16. Jahrhunderts überleitete (s. S. 541). — Die venezianische Schule, deren eigentliche Blüte erst ins nächste Jahrhundert fällt, zielte im Gegensatz zum florentinischen Burgcharakter mehr auf Eleganz und Schmuck ab, da in dem mit eiserner Macht und Strenge regierten Venedig niemand im Ernst an Kampf und Gefahren dachte. Besonders zahlreich sind die Werke, die man der Familie Lombardi zuschreibt, so die Paläste Pisani, Dario, Spinelli, Contarini, Vendramin Calergi u. a. — Neben diesen Florentinern und Venezianern verdienen zumeist hervorgehoben zu werden der Mailänder Ambrogio Fossano, genannt Borgognone, der Erbauer der schmuckvollen, aus weißem Marmor aufgeführten Fassade der Certosa (Kirche des Kartäuserklosters) bei Pavia, und Donato Lazzari, genannt Bramante, aus Urbino

(1444—1514), der ebenso wie der Florentiner Alberti zur folgenden Periode, der Hochrenaissance, überleitet. Seine Mailänder Bauten aus dem 15. Jahrhundert — so z. B. der Chor von Sta. Maria delle Grazie — tragen noch ganz das anmutige Gepräge der Frührenaissance. Später ging er nach Rom, wo ihn die unmittelbare Anschauung der antiken Denkmäler und eingehenderes Studium der römischen Archäologie zur strengeren Nachahmung des römischen Baustiles führte (Bd. V, S. 121).

Die Plastik.

Auch die Plastik und die Malerei feierten in Italien während dieses Zeitraums ihre Wiedergeburt. Jene löste sich mehr und mehr von der Architektur los, an welche sie zur Zeit des romanischen und noch mehr des gotischen Baustils gefesselt erschien. Der erste Künstler, der sich mehr und mehr von der Überlieferung losriß, war Jacopo della Quercia (gest. 1424), dessen Bronzereliefs an Grabmonumenten, Kirchthüren und Brunnen zu Lucca, Siena, Florenz und Bologna von freier Erfindung und Gestaltung Zeugnis ablegen. Allein weit überragte ihn sein jüngerer Zeitgenosse Lorenzo Ghiberti (gest. 1455), der 1401 im Wettstreit mit ihm und dem berühmten Brunellesco (siehe oben) für seine Reliefdarstellung der Opferung Isaaks den Preis gewann und nun den Auftrag erhielt, die Bronzethüren des Baptisteriums zu Florenz und gleich darauf auch den Sarkophag des heiligen Zenobius im Dome zu Florenz mit Reliefs zu schmücken. Es ist oben (S. 541) bereits erwähnt worden, daß auf seine Künstlerphantasie schon der Verkehr mit einem der angesehensten Humanisten befruchtend wirkte. Gleichzeitig und nach ihm zeigte Luca della Robbia (gest. 1482) nicht nur eine verwandte Kunst in den Bronzethüren der Domsakristei, sondern in sechs Marmorreliefs für die Orgel des Doms, sowie in einer großen Masse von glasierten buntfarbigen Thonreliefs eine solche Frische und Natürlichkeit der Lebensauffassung, daß er darin kaum von seinem großen Zeitgenossen Donatello (gest. 1466) erreicht wird. Mehr als seine Vorgänger war dieser bestrebt, in biblischen und weltlichen Stoffen die Naivität der Antike zu erreichen. Schon daß er gewisse Lieblingsgestalten, den heiligen Georg, Johannes den Täufer und David gern im Jünglingsalter darstellt, möchte dafür zeugen; mehr noch, daß er sich an einen Herkules wagte und in einem bogenschießenden Amor allerlei Erinnerungen aus der antiken Mythe in witziger Vereinigung zum besten gibt. Weniger anmutig, aber tiefer und ernster in der Erfassung und Darstellung seines Gegenstandes erschien sein Schüler, der Goldschmied Andrea Verrocchio (gest. 1488), der seinen Hauptruhm durch die mächtige Reiterstatue des Bartolommeo Colleoni in Venedig gewann und in der Technik zuerst durch Abformung verschiedener Körperteile in Gips und durch Herstellung künstlerischer Wachsbildnisse mit wirklichen Haaren und Gewändern das Studium und die Nachahmung der Natur auf die höchste Stufe hob. Er war der Lehrer von Lionardo da Vinci.

416. Donato di Niccolo di Betto Bardi, genannt Donatello.
Nach Giuliano Traballesi gestochen von Franc. Allegrini.

Die Malerei.

Auch die Malerei fand in diesem Zeitraume den Rückweg zur Natur. Schon Giovanni Cimabue (gest. 1300) hatte sich losgemacht von dem Vorbilde der byzantinischen Malerei mit ihrem unvermeidlichen Goldgrunde und ihren langgestreckten, eckigen Figuren. Seine Freskogemälde in der Franziskuskirche zu Assisi und manche von seinen Tafel- und Mosaikbildern sollen die Zeitgenossen durch ihre Natürlichkeit entzückt haben. Florentinische Schule.

Allein der eigentliche erste Meister der Florentinischen Schule war doch sein Schüler Giotto di Bondone (gest. 1337), der übrigens den Glockenturm am Dome zu Florenz erbaut und die Zeichnungen zu den Reliefs geliefert hatte, eine durch und durch poetische Künstlernatur. Er übersah wohl bisweilen die notwendigen Gesetze der Schönheit oder verfiel in typische Einförmigkeit, aber immer erfand er neue Formen des Vortrags und mischte in die Szenen aus dem Alten und dem Neuen Testamente, in das Leben der Jungfrau Maria und der Heiligen allegorische Figuren hinein, die Tugend, die Frömmigkeit, die Armut, den Gehorsam u. a. m., um sicherer zum Ausdruck seiner Empfindungen zu gelangen. In seinen Wandgemälden zu Assisi, die natürlich das Leben und die Tugenden des heiligen Franziskus verherrlichen, wie in denen zu Neapel und Florenz erscheint er eigenartig und selbständig oder er folgte einmal dem dichterischen Genius seines großen Zeitgenossen Dante, indem er nach dessen Dichtung (Parad. XI. v. 58) die Vermählung des heiligen Franziskus mit der Armut darstellte. Durch ihn wurde die Freskomalerei allgemein in Italien, doch sind auch einige Tafelbilder von ihm erhalten, die von seinem Geistesreichtum Zeugnis ablegen. Von 26 kleinen Tafeln, welche Szenen aus dem Leben Christi und des heiligen Franziskus darstellen und ehemals für die Sakristei von St. Croce in Florenz bestimmt waren, befinden sich 20 im dortigen Museum, zwei in Berlin. Der einzige, den man für würdig hielt, ihm zur Seite gestellt zu werden, war Andrea Orcagna (gest. 1380), der in Florenz und Pisa in erschütternder Weise den Triumph des Todes und das Jüngste Gericht zur Darstellung brachte.

Schule von Siena.

Es konnte nicht fehlen, daß in dieser künstlerisch geweckten Zeit nicht fern von Florenz, in Siena, eine ganze Schule aufkam, die im entschiedensten Gegensatz zu solcher episch-dramatischen Auffassung der biblischen Erzählungen und Heiligengeschichten, nichts sehen und nichts schaffen wollten, als verklärte Empfindung, rührende Hingebung, fromme Geduld, göttliche Milde. So malten dort vor allem Simone di Martino (gest. 1344), sein Verwandter Lippo Memmi u. a. m.; allein auch in Florenz fand diese Freude an zarten Empfindungen einen eifrigen Vertreter in dem fleißigen Dominikaner Fra Angelico da Fiesole (gest. 1455), der in vielen Fresken zu Orvieto, Perugia, Rom und Florenz sich ebenso als treuer Anhänger dieser lyrischen Gefühlsweise wie als gründlichster Beobachter und Kenner der menschlichen Natur zeigt.

Vorboten der großen Meister.

In der Florentinischen Schule waren die beiden Hauptwege gebahnt, auf denen die Künstler zu den höchsten Zielen vorschreiten konnten. Allerlei technische Verbesserungen in der Farbenmischung*) und theoretische in der Berechnung der Linearperspektive (man schreibt ihre Erfindung Paolo Ucello zu) halfen sie ebnen. In den Fresken des frühverstorbenen Masaccio (1401—1429) und Filippino Lippis in der Brancaccikapelle, des Fra Filippo Lippi (gest. 1469) in den Domen zu Prato und Spoleto, des Sandro Botticelli (gest. 1510) im Vatikan, des Bennozzo Gozzoli (gest. 1498) in Orvieto und Florenz, endlich des Domenico Ghirlandajo (gest. 1495) und Signorelli (gest. 1523), von denen Michelangelo und Raffael lernten, reifte die Malerei mehr und mehr zu einer anmutreichen Universalsprache, welche das Menschenleben mit seinen Schicksalen und Freuden, mit seinen Erfahrungen und Rätseln, durch Farben- und Formenreiz dem Auge und dem Herzen verständlich und erbaulich machte.

Weltliche Stoffe.

Bald begnügte sie sich nicht mehr mit den perikopenartigen Stoffen aus der Bibel und der Geschichte der Heiligen. Schon Botticelli griff in seinen Tafelbildern gern zur griechischen Mythologie, und Andrea Mantegna (gest. 1506), der in seinen Fresken und Altarbildern zu Padua, Verona und Mailand schon die geistlichen Stoffe und

*) Temperare heißt: die Farben mit einem Bindemittel (Leim, Eiweiß, Eigelb, Feigenmilch, Wein, Essig u. a. m.) mischen, daher der Name „Temperamalerei".

Personen durch eine besondere lebensfreudige Natürlichkeit zu vergegenwärtigen verstand, malte für die kunstsinnigen Gonzagas in Mantua nicht nur Szenen aus ihrem Leben auf die frischgetünchten Wände, sondern entwarf in neun großen Bildern mit Leimfarben (auf Papier mit Leinwandunterlage) zur Ausschmückung eines Saales den großartig gedachten Triumphzug Cäsars (jetzt in Hamptoncourt). Da er zugleich sich der eben erst bekannt gewordenen Kupferstechkunst widmete, so wurde durch ihn der Einfluß Paduas auf alle Kunststätten der Halbinsel bedeutend, selbst auf das weit abgelegene Venedig. Seitdem Antonello von Messina dorthin die Kunst der Ölmalerei übertragen (1474) hatte, die er irgend einem flandrischen Meister (vielleicht Jan van Eyck) verdankte, gewannen die ersten großen Vertreter der venezianischen Schule, die Bellinis, Jacopo, der Schwiegervater Mantegnas, Gentile und vor allen Giovanni und der geniale Giorgione (gest. 1511) ein kräftiges Mittel mehr, um liebenswürdige Heiterkeit, lachende Anmut und warme Erfassung des rein Menschlichen zum Ausdruck zu bringen. Ölmalerei in Venedig.

So waren auf allen Gebieten der bildenden Kunst die notwendigen Grundlagen gewonnen, auf denen sich in unübertrefflicher Schönheit der wunderbare Bau der Hochrenaissance erheben konnte (s. Bd. V, S. 118 ff.).

Dichtung, Wissenschaft und Kunst in Deutschland im 14. und 15. Jahrhundert.

Die deutsche Dichtung hat in diesem Zeitraume den Adel noch nicht wiedererlangt, den sie am Ende des vorigen verloren hatte; Dichter gab es in Masse, aber keine Dichtung. Jene waren entweder wandernde Spielleute oder angesessene Handwerker in den Städten. Unter den ersteren erfreuten sich am meisten die Spruch- und Wappendichter der Gunst, wie Heinrich der Teichner und Peter Suchenwirt im 14. Jahrhundert, oder solche, die geschichtliche Ereignisse zu besingen und zu verherrlichen vermochten, wie Muscatblüt und Michel Beheim im 15. Jahrhundert. Daneben las man mit Vergnügen lehrhafte Anekdoten, wie sie Ulrich Boner (um 1300) in seinem „Edelstein" so angenehm vortrug, daß sein Büchlein später das erste deutsche Buch wurde, das man druckte (Bamberg 1461). Allein weder von diesen Dichtern noch von den unzähligen, die in allen Meistersingerschulen, am Rhein und an der Donau, in Schwaben und Franken, rastlos bemüht waren, von Stufe zu Stufe (es gab fünf) bis zum Range eines Meisters durch Vermeidung aller Fehler und durch Erfindung eines neuen „Tons" oder einer neuen Weise (d. h. Versart) emporzusteigen, ist während des Mittelalters auch nur ein einziger bis zu einer dem Gemüt und der Phantasie verständlichen und erbaulichen Dichtersprache vorgedrungen. Achtungswert bleibt immerhin der Eifer, mit welchem diese bescheidenen Handwerker einer so großen und so unschuldigen Narrheit sich ergaben und dieselbe nach Möglichkeit vor dem Eindringen von Roheit und Sittenlosigkeit bewahrten. Jedenfalls regten diese Übungen doch wohl jene dichterischen Interessen an, die außerhalb der Schulen in herrlichen Volksliedern und in geistlichen oder Fastnachtsspielen ihre Befriedigung fanden. Wappendichter und Meistersinger.

Wenn die Weihnachts-, Passions- und Osterspiele, etwa zu Anfang des 13. Jahrhunderts aus der Kirche in die Schule oder gar auf den Markt verwiesen, allmählich ein deutsches Gewand annahmen, so geschah dies wohl weniger um dem religiösen als um dem naiven Vergnügungsbedürfnis des Volkes dienstbar zu sein. Der lustige Aufbau der Bühne in drei Räumen neben- oder in drei Stockwerken übereinander, zu denen die Schauspieler auf Leitern vor aller Augen emporstiegen, der lustige Wettlauf der Apostel zum Grabe Christi, das Handeln der frommen Frauen mit dem Salbenverkäufer, das dumme Erwachen der verschlafenen Wächter am Ostermorgen waren ebenso wie die oft unflätigen Scherze des Narren am Hofe des Herodes und das possenhafte Benehmen des Teufels, der dem Judas sich erhängen hilft, nur auf die allergewöhnlichste Lachlust berechnet; allein von vielen Passionsspielen, die das Leben Jesu von der Verkündigung durch die Propheten bis zur Himmelfahrt, oder das Leben der Maria, oder ihre Klage um den Tod ihres Sohnes, bisweilen auch andre Stoffe, wie die Zerstörung Jerusalems, die Geschichte der Heiligen Dorothea (in Bautzen aufgeführt) oder die der thörichten und klugen Jungfrauen (in Eisenach 1322) behandeln, Dramatische Spiele.

sogar von der Frau Jutten (Päpstin Johanna) wird ausdrücklich berichtet, daß sie auf fromme Gemüter einen tiefen Eindruck gemacht hätten. — Harmloser hätte fast die Freude an den Fastnachtsspielen sein können, die nie fromm sein wollten. Wenn sie auch ihre früheste Herkunft wohl aus dem altheidnischen Gebrauche herleiten können, den Jahreswechsel durch Vermummung und possenhafte Scherze zu feiern, so traten sie doch erst in der Mitte des 15. Jahrhunderts zu Nürnberg an das hellere Tageslicht, als sie in Hans Rosenplüt und Hans Folz, die beide schon durch Spruchgedichte und durch mehr oder minder schmutzige Schwänke bekannt waren, passende Vertreter fanden. Während die meisten — man kennt über 120 — das Unglaublichste in Schamlosigkeit und witzloser Frechheit leisten, ist das einzige sicher von Rosenplüt herrührende, „Die Hochzeit des Königs von Engeland" durchaus anständig. Ebenso schlägt ein andres ihm fälschlich zugeschriebenes und am Ende des Mittelalters sehr beliebtes Spiel, des Türken Fastnachtsspiel, einen durchaus ernsthaften und politischen Ton an, indem der Bürgermeister von Nürnberg durch eine Schilderung der traurigen Zustände Deutschlands den Großtürken zu bewegen sucht, daß er herkomme und Ordnung schaffe. — In der Schweiz liebte man ebenfalls solche Fastnachtsspiele, in Niederdeutschland aber gab es fast gar keins. Dafür gehört diesem das älteste deutsche Volksbuch an, dessen Entstehung im Jahre 1483 nachgewiesen ist, der allezeit beliebte Till Eulenspiegel. Übrigens war in der Litteratur wie im politischen Leben kein deutscher Dialekt berechtigt und befähigt, als Schriftsprache für ganz Deutschland zu gelten, da das Reich zersplittert war und überall die Landesinteressen das der Gesamtheit überwogen. Die Zeit der Hohenstaufen war längst dahin, in welcher die Sprache Schwabens die Herrschaft führte, und die Zeit Luthers sollte erst kommen.

Geschichtschreibung.

Um so eifriger wurde an allen Enden Deutschlands das Interesse an der Geschichte, zwar nicht des Gesamtvaterlandes, von dem man kaum mehr etwas wußte, wohl aber an der Geschichte des Stammlandes, der Stadt, des Klosters. Gab es auch keinen einzigen Geschichtschreiber mit dem weiten Blick und der staatsmännischen Kenntnis eines Otto von Freisingen, so gab es doch eine große Zahl von guten Bürgern und redegewandten Bettelmönchen, welche in der Landessprache über alles berichteten, was aus der Sage und Geschichte den Zeitgenossen und den Nachkommen wissenswert erscheinen könnte. Von dieser Art sind die Limburger Chronik des Stadtschreibers Johannes, die Straßburger des Fritsche Closener, die Elsässer des Twinger von Königshofen, die Breslauer des Peter Eschenloer, die Thüringer des Johannes Rothe, endlich die Schweizer Chroniken des Justinger, Ruß, Schilling und Etterlin. Was ihnen an Zuverlässigkeit und Würde abgeht, ersetzen sie durch Anmut der Erzählung.

Hochschulen.

Die eigentlichen Wissenschaften, die idealen und die realen, fanden in diesem Zeitraume eine Fülle von eifrigsten Verehrern in Deutschland, aber nur eine äußerst geringe Zahl von Vertretern und Förderern ersten Ranges. Deutschland wurde das Land der Hochschulen. Seitdem Karl IV. mit der Gründung der Universität Prag (s. S. 376) nach dem Muster von Paris den Anfang gemacht hatte, entstand ein wahrer Wetteifer unter den großen Herren; jeder wollte seine eigne Universität haben. So gab es bis 1506 in dem damaligen Deutschland nicht weniger als 18, während Frankreich immer nur das eine Paris besaß und außerdem freilich Akademien für einzelne Wissenschaften. Selbst Italien, in dem doch der Begriff einer Universität erst entstanden ist, bekam während dieses Zeitraums nur vier bis fünf neue hinzu, so daß es im ganzen übrigen Europa kaum soviel Hochschulen gab, wie im deutschen Lande (ihre Einrichtung wird Bd. V, S. 168 f. beschrieben werden). Die 18 deutschen waren: Prag 1348, Wien 1365, Heidelberg 1386, Köln 1388, Erfurt 1392, Würzburg 1402, Leipzig 1409, Rostock 1419, Löwen 1426, Trier 1454, Greifswald 1456, Freiburg 1457, Basel 1460, Ingolstadt 1472, Tübingen und Mainz 1477, Wittenberg 1502, Frankfurt 1506.

Jugendunterricht.

Auch für den Jugendunterricht geschah in Deutschland wohl mehr, als in irgend einem andern Lande. Zu den Kloster- und Domschulen kamen seit dem Ende des 13. Jahrhunderts die Stadtschulen, in denen man Latein, Gesang und Schreiben

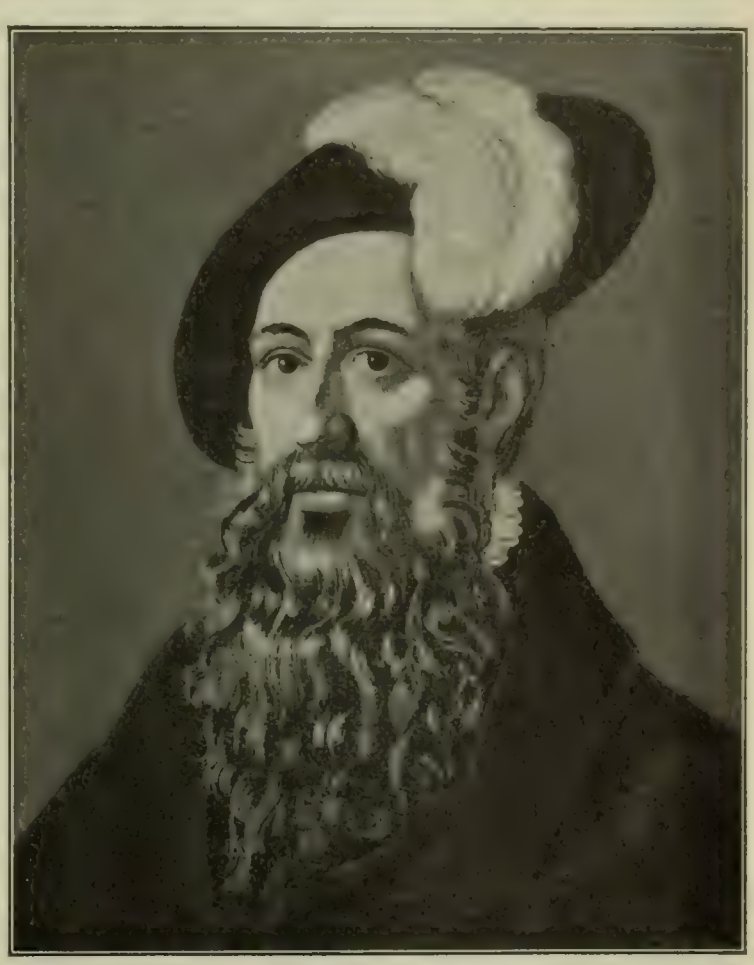
lernte, und seit der Mitte des 14. Jahrhunderts brachte die Brüderschaft der Hieronymianer zuerst im westlichen, dann auch im nördlichen und südlichen Deutschland durch Einteilung in Klassen, Auswahl der Lektüre und strengere Schulzucht den gesamten Unterricht in jene Form, die sich noch in den protestantischen und jesuitischen Schulen des 16. Jahrhunderts annähernd wiederfindet; allein zur Blüte gelangte das deutsche Schulwesen doch erst durch Einwirkung der Humanisten und Reformatoren, eines Jakob Wimpheling und Melanchthon (s. Bd. V, S. 183 f. und S. 408 f.).

Buchdruckerkunst.

Ein wunderbares Glück war es, daß diesem allgemeinen Streben nach Verbreitung und Vertiefung der Bildung Gutenbergs Erfindung des Letterndruckes zu Hilfe kam, durch die der Preis der Bücher in einer ungeahnten Weise verringert wurde.

Gutenberg.

Gedruckte Buchstaben, Bilder und Worte waren wohl so alt, wie die Weltgeschichte. Sie finden sich auf den Ziegeln des sagenhaften Babylon, wie in Assyrien und Ägypten. Nicht undenkbar wäre es, daß die Töpfer auf den griechischen Inseln zu allerlei Bezeichnungen ihrer Waren schon im 6. Jahrhundert einzelne Lettern verschieden zusammensetzten, wie es auf den bei Olbia in Südrußland (einer Kolonie von Milet) gefundenen Topfhenkeln klar zu Tage tritt, da dieselben verletzten oder schief gedrückten Buchstaben in verschiedenen Worten zur Anwendung kommen; allein sicher blieb diese Entdeckung vergessen, und man druckte bis 1444 nur mit Hilfe von ganzen Holztafeln Heiligenbilder, Spielkarten, Schul- und Andachtsbücher. Erst Johann Gensfleisch zum Gutenberg, der schon in Straßburg (1434—1443) die Schraubenpresse erfunden hatte, um den Holztafeldruck bequemer und auf beiden Seiten des Papiers zustande zu bringen, machte zu Mainz 1444 die geniale Entdeckung, daß einige zwanzig, anfangs aus Holz, bald aus Metall hergestellte, bewegliche Lettern verschieden zusammengesetzt hinreichten, alle Worte, zunächst der lateinischen Sprache, druckfertig zu gestalten, und daß dieses Zusammensetzen und Auseinandernehmen ganzer Seiten und Bogen unverhältnismäßig schneller und müheloser von statten gehe, als das Einschnitzen in Holztafeln oder gar das wiederholte Abschreiben. Indem er sich mit dem Goldschmied Johann Fust, der das nötige Kapital dazu hergab, und mit dem Schönschreiber Peter Schöffer verband, der die Anfangsbuchstaben ausmalte und allerlei Verbesserungen hinzufügte, begann man mit dem Druck der zweiundvierzigzeiligen Bibel, die in zwei Foliobänden 1455 fertig wurde, als Gutenberg bereits durch Fust aus dem Geschäft verdrängt war und vergebens in Eltville eine zweite, aber viel kleinere Druckerei gewinnbringend zu machen versucht hatte; das einzige von ihm selbst gedruckte Buch ist das Katholikon, eine lateinische Grammatik mit Wörterbuch (1460). Dem gemeinen Nutzen diente die Entdeckung erst, als 1462 bei der Erstürmung von Mainz durch den Grafen von Nassau die Arbeiter der Fustschen Offizin auseinanderliefen und nun bald in andern Städten ebenfalls Druckereien entstanden, zuerst in Nürnberg (1465) und Augsburg (1466), dann auch in Rom (1468), Venedig (1469), Florenz und noch vor dem Schlusse des Jahrhunderts (1483) in London. — Solche erste, zum Teil sehr schöne Drucke (vor 1500) nennt man bekanntlich Inkunabeln.



417. Johann Gensfleisch zum Gutenberg.
Nach einem Stiche von Eichens.

Buchhändler.

Wenn bis dahin neben den kleinen Bücherhandlungen, die es in allen größeren Städten gab, für die strengeren Werke der Wissenschaft und besonders für die alten

Klassiker allein in Florenz eine Zentralstätte zu finden war, wo der erste großartige Buchhändler des Abendlandes, der geistvolle und kenntnisreiche Vespasiano mit seinen 45 Schreibern fähig war, bis nach Ungarn hin ganze Bibliotheken zu liefern, so wurde das nun anders. Der gelehrte Aldus Manutius in Venedig hatte 1494 schon über sechzig griechische Schriften gedruckt, und fast gleichzeitig erlangten Koberger in Nürnberg, Froben in Basel, Birckmann in Köln als Buchhändler und Buchdrucker einen Weltruf (s. Bd. V, S. 173), trotzdem durch den Wettbewerb von mehreren hundert Druckereien der Preis der Bücher allmählich auf den zehnten, vielleicht gar auf den zwanzigsten Teil des Preises herabsank, den man früher für die geschriebenen gezahlt hatte.

Preise

Der Preis der geschriebenen, zumal in Italien war nicht so hoch, wie man oft angenommen hat. Man kaufte eine Papierbibel (Vulgata) schon für 8 Goldgulden (etwa 48 Mark), eine Pergamentbibel für das Doppelte oder je nach dem Schmuck und der Schrift für höchstens 40 Goldgulden (etwa 240 Mark).

Die ersten Geistesgroßen.

Trotz alledem hat Deutschland in diesem letzten Zeitraume des Mittelalters nur wenige Männer aufzuweisen, die von den Geistesfesseln der Scholastik und der Hierarchie losgelöst, ihren freien Gedankenweg gehen. Außer jenen stillen, frommen Mystikern, Tauler, Thomas von Kempen und andern, von deren Glaubenswärme ein erquicklicher Strom bis in Luthers Klosterzelle dringt (Bd. V, S. 194 f.), haben sie sich alle die Hauptanregung in Paris oder meistens in Italien geholt. Jener Konrad von Gelnhausen (gest. 1390), der an der neugegründeten Universität Heidelberg der erste Professor des kanonischen Rechtes und der Theologie wurde und zuerst mit Wort und Schrift für die Notwendigkeit eines Konzils auftrat, hatte abwechselnd in Paris und in Bologna studiert. Selbst der vielseitigste und sinnigste deutsche Theolog auf dem Baseler Konzil, der spätere Kardinal Nikolaus Cusanus war in Padua der Studiengenosse des bekannten Kardinals Cesarini gewesen.

Nikolaus von Cusa.

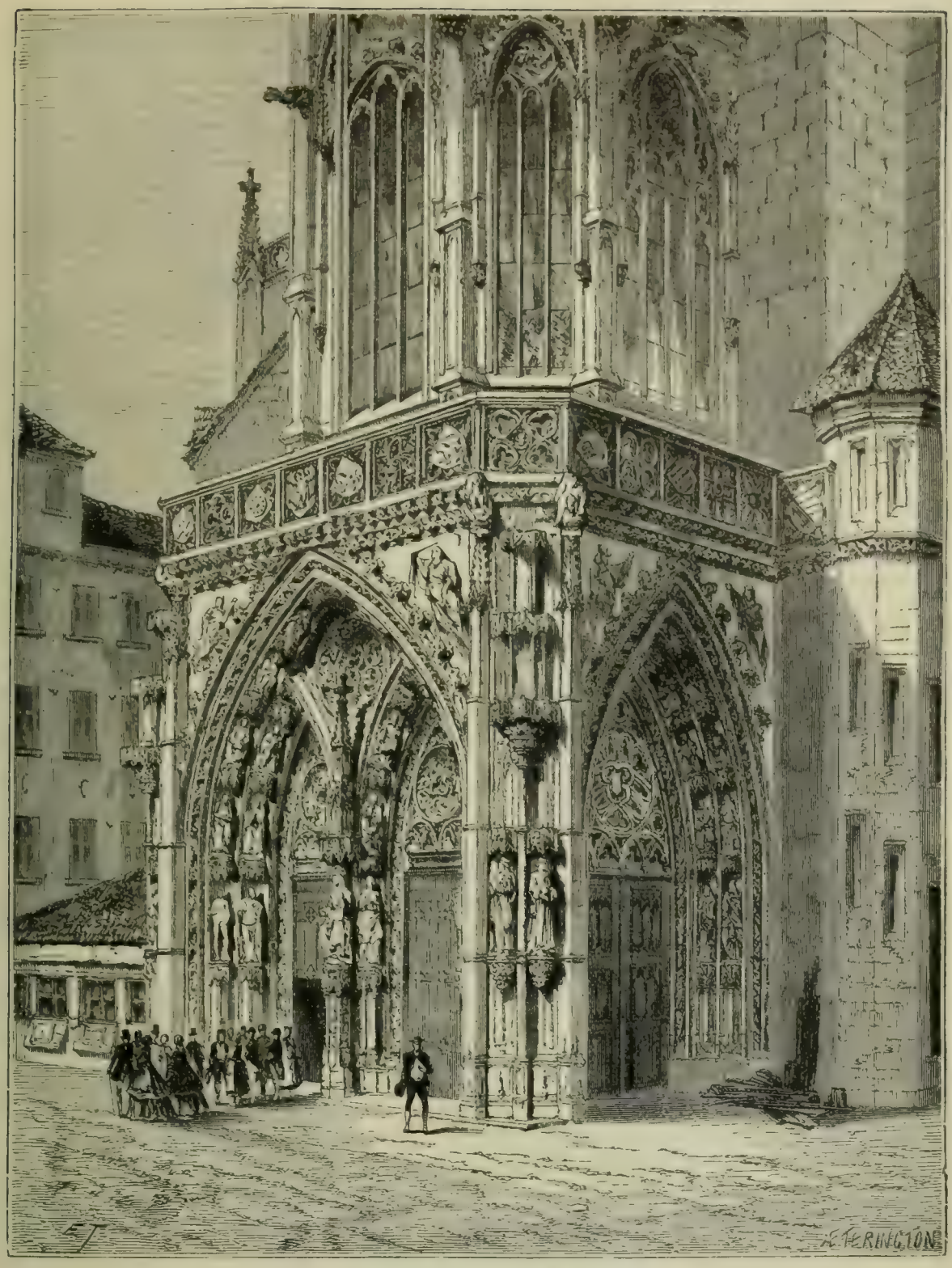
Nikolaus von Cusa, 1401 zu Cues a. d. Mosel geboren, studierte anfangs in Heidelberg, dann aber römisches Recht, das bis 1450 an keiner deutschen Universität gelehrt wurde, in Padua und wurde daselbst doctor decretorum (Dr. jur.), nahm aber trotzdem die Weihen und wurde 1430 Dechant zu S. Florin in Koblenz. Von hier aus besuchte er als eifriger Anhänger der Kirchenreform das Konzil zu Basel, ging aber 1438 mit Papst Eugen IV. nach Ferrara, bewog als dessen Gesandter persönlich den griechischen Kaiser, das Konzil zu beschicken, kehrte zusammen mit Bessarion nach Italien zurück und wurde durch Nikolaus V. Kardinal und Bischof von Brixen. Er starb 1464 und wurde in seinem Geburtsorte begraben.

Schon vor Laurentius Valla (s. oben) erklärte er (1432) die Schenkung Konstantins für eine Fabel und verlangte, daß der Papst das Patrimonium Petri an den weltlichen Herrscher zurückgebe. Auch trat er bereits 1437 für eine Verbesserung des Kalenders ein und behauptete die Bewegung der Erde, ja der Sonne und der übrigen Fixsterne. Er verbesserte die Alfonsinischen Sterntafeln, teilte die Ansicht seines Studiengenossen Toscanelli, daß man auch nach Westen fahrend China erreichen könne, und glaubte die Quadratur des Kreises gefunden zu haben.

War dieses alles auch nur das Hirngespinst einer glücklich ratenden Einbildungskraft, die nur zu denken aber nicht zu behaupten vermochte, so eröffnet er doch die glänzende Reihe jener Geister, die wie Regiomontanus und Martin Behaim Vorläufer von Kopernikus und Kolumbus, wie Luder, Publicius Rufus, Rudolf Agricola und Konrad Celtes Vorläufer von Erasmus und Reuchlin waren. Von ihnen wird ausführlich im 5. Bande (S. 172—193) die Rede sein.

Baukunst.

Die deutsche Baukunst, welche im Laufe dieses Zeitraumes das eigentümliche Wesen der Spätgotik (1400—1550) vor Augen führt, zeigt in Hunderten von Umbauten, Weiterbauten und Neubauten das eifrige Bestreben, der frommen Andacht eine würdige Stätte zu bereiten und der gläubigen Seele den Weg zum Himmel zu zeigen. Allein zwei Eigenschaften unterscheiden sie doch merklich von der Bauweise des vorigen Zeitraums und werden am sichtbarsten, wo es sich darum handelt, längst begonnenes weiterzuführen und womöglich zu vollenden, wie am Magdeburger und Kölner, am Halberstädter und Meißner Dom, oder am Straßburger und Freiburger Münster. Das früher durch sein entwickelungsfreudiges poetisches Vorwärtsstreben in der Konstruktion und Dekoration überwältigende Vorbild der französischen Gotik wird mehr und



418. Portal der Frauenkirche in Nürnberg.

Die Liebfrauenkirche zu Nürnberg wurde von Kaiser Karl IV. gestiftet und 1355—1361 erbaut.

mehr vergessen und mißachtet. Die deutsche Kunst sucht eigne Wege und findet sie, wie die Hallenkirchen in der Gegend von Trier, die Chorbauten in der Florins- und der Liebfrauenkirche zu Koblenz und der langgestreckte einschiffige Chor im Frankfurter Dome bezeugen. Anderseits führt das sichere Bewußtsein des Könnens zum Suchen nach neuen mächtigen Eindrücken. Das immer künstlicher verschlungene Maßwerk der Fenster, das immer luftiger durchbrochene Steinwerk der Türme, endlich die Anwendung von allerhand extremen Bogenformen, bald überschlanken oder stark gedrückten Spitzbögen, bald „Eselsrücken" und Kielbögen, erweckt das immer unbehagliche Gefühl des gesuchten Effektes und führt oft genug am Ende des Mittelalters, wenn die Opfer-

freudigkeit und die Glaubenslust ermatten, zum plötzlichen Aufhören des auf ein Übermaß von künstlerischem Wollen und Können berechneten Baues. So sind Hunderte von Kirchenbauten in unsrem Vaterlande unvollendet geblieben, erstarrt von dem kalten Hauch einer neuen, anders denkenden Zeit, wie die riesenhaften Korallenbauten der Südsee absterben, sobald sie der erste Luftstrahl trifft. Dennoch ist in bescheideneren Maßen manches Schöne in diesem geschmückteren Stile geglückt, so die eigenartig und edel gegliederte Katharinenkirche zu Oppenheim, die Lorenz-, Frauen- und Sebalduskirche in Nürnberg und viele Teile des ganz diesem Zeitraume angehörigen Stephansdomes zu Wien, vor allem der gewaltige gleich vom Boden aus sich verjüngende und bis zu 145 Meter aufsteigende Südturm (1433). Das Münster zu Ulm aber, 1377 begonnen, wurde erst 1890 vollendet.

Profanbauten

Noch günstiger war in den wohlhabenden Reichs- und Hansestädten die Stimmung den Profanbauten, deren Stil nach Möglichkeit der eigentlich nur kirchlich gedachten Gotik angepaßt wurde. In Nürnberg gab es selbst Privathäuser dieser Art, wie das burgartig gestaltete Haus Nassau mit zierlichem Zinnenkranz und stattlichen Erkertürmchen, allein großartiger gestaltete man die Rathäuser in Köln, Aachen, Wesel, Münster, Lemgo, Breslau und den Artushof von Danzig. Als Meisterwerk gotischer Ziegelarchitektur wird zweifellos das Hochmeisterschloß in Marienburg gelten müssen mit seinem Palmendach, das in dem einen „Remter" von einer, in dem andern von drei Granitsäulen getragen wird (s. Abb. S. 513), und seinem wunderbaren Sterngewölbe in der Marienkirche. In Mitteldeutschland erhob sich als edelstes Beispiel der gotischen Profankunst seit 1471 die Albrechtsburg in Meißen. Von dem Eindringen der Renaissance, die in Italien längst mächtig war und bald nach dem Beginn der neueren Zeit ihren siegreichen Einzug in alle Fürstenhöfe und Hansestädte bis in den hohen Norden Deutschlands hielt, zeigen sich bis zum Ende des Mittelalters nur ganz vereinzelte Spuren.

Skulptur.

Ebenso entschieden behält die Skulptur den gotischen Geschmack bei. Nicht nur die Attribute sondern auch die Stellung und Gewandung reden noch die altertümlich symbolische Sprache, aber viele Figuren, wie die im Chor, noch mehr die im Südportal des Kölner Domes und die Bildwerke an den Wänden seines Hochaltars oder am Altar der Johanniskapelle, wie viele gleichzeitige in den früher genannten gotischen Kirchen reden doch allmählich eine jedem Zeitalter verständliche Sprache. Vielfach sind sie mit mehr oder weniger Geschmack bemalt, besonders die Statuen aus minder edlem Gestein und die vielen Holzschnitzereien, zumal es fast allgemein in Deutschland Sitte wurde, zum Schmucke des Altars die Kunst des Bildschnitzers mit der des Malers zu verbinden, von dem vor allem die Flügelbilder und zugleich die Leitung des ganzen Werkes herrührten. Ebenso gesellt sich um die Mitte des 14. Jahrhunderts zu der früheren Gewohnheit, eine Grabstätte mit dem Steinbilde des Verstorbenen zu schmücken, die neue, anstatt dessen eine Figur in Umrissen auf eine metallene Grabplatte einzugraben. So sieht man in der Hospitalkapelle von Cues a. d. Mosel das sprechende Porträt des berühmten Kardinals Nikolaus (s. oben), und der Freiberger Gießer Hilliger brachte im 16. Jahrhundert diese Kunst zu einer Vollendung, von der die 28 messingenen Platten im dortigen Dome ein vortreffliches Bild geben. Im Mittelalter erfuhr man selten die Namen der Künstler, weil sie sich selbst, wie die Zeitgenossen es auch thaten, zu den Handwerkern rechneten. Allein die herrlichen Statuen in der Vorhalle der Frauenkirche und der „schöne Brunnen" zu Nürnberg haben doch den Namen des Sebaldus Schonhofer, wie die Porträtbüsten und die Statue des heiligen Wenzel im Dom zu Prag den des Peter Arler von Gmünd, beide im 14. Jahrhundert lebend, der Vergessenheit entrissen. Ebenso predigen der berühmte steinerne Fischkasten mit seinen Ritterstatuen und die wunderbar mannigfaltig und sinnig durch Holzschnitzereien geschmückten 89 Chorstühle im Münster zu Ulm (um 1470) den Namen des älteren Syrlin, der das Glück hatte, einen ihm fast ebenbürtigen Sohn zu besitzen. Das vorzüglichste Altarschnitzwerk aus der Werkstatt des Michael Wohlgemuth in Nürnberg (1434—1519) außer den vielen, die in Nürnberg und andern fränkischen Städten ebendaherrühren, befindet sich in der Marienkirche zu Zwickau. Von den andern Künstlern dagegen, die Nürnberg zu einer reichen Kunststätte gemacht haben,

von Adam Krafft, Veit Stoß und Peter Vischer wird im nächsten Bande (S. 414f.) die Rede sein.

Den bedeutendsten Fortschritt in diesem Zeitraume machte die Malerei. Wenn auch die deutsche Gotik durch ihre absichtliche Zergliederung der Wandflächen der Malerei zu großartigen Fresken, wie sie in Italien geschaffen und geliebt wurden, wenig Raum darbietet, so benutzte man doch an vielen Stellen, besonders in den Rheinlanden, die Brüstungswände des Chors, um dem Beschauer allerlei aus der Bibel oder der Legende zu erzählen. Man sprach im 14. Jahrhundert sogar von drei Schulen, der vielfach noch roh und plump auftretenden Prager, die zur Zeit Karls IV. blühte, der bedeutend strenger und edler gestaltenden Nürnberger, der vier bekannte Altäre angehören, auf denen zugleich die Geber verewigt sind, und der Kölner aus dem Ende des Jahrhunderts. An Meister Wilhelm, dessen Bilder sich auch in Koblenz, München und Nürnberg finden, und an Meister Stephan, der 1426 das große Kölner Dombild vollendete, bewundern wir eine Einfachheit, Lauterkeit und Anmut der Empfindung und der Formengebung, die wenigstens einen großen Vorzug offenbar macht, den die deutsche Kunst vor der viel eifriger gepflegten und reichlicher unterstützten italienischen voraus hatte; sie brauchte nicht erst die Fesseln des Byzantinismus abzuwerfen, die sie kaum kannte, und den Rückweg zur Natur zu suchen: sie ging ihn. Malerei.

Den bedeutsamsten Aufschwung aber nahm die Malerei fast zu gleicher Zeit in dem damals noch zu Deutschland gerechneten und schon durch seinen Handel mit der Hansa auf das engste verbundenen Flandern durch die Brüder Hubert (gest. 1426) und Jan van Eyck (gest. 1444). Ist auch keiner von ihnen — wie Lessing bewiesen hat — als Erfinder der Ölmalerei bezeugt, diese vielmehr viel älter, so ist es doch zweifellos, daß sie die ersten bekannten Maler waren, die sich der Ölfarben in einer so wirkungsvollen Art zu bedienen vermochten, daß sie die Aufmerksamkeit und die Nachahmungslust der fernen Italiener erregten. Allein nicht nur durch diese neue Kunst, welche die Farben harmonischer, leuchtender, frischer zu erhalten vermochte, als die Temperamalerei, die gemeinhin nur auf Holz, Pergament oder Papier haftete, sondern vor allem durch die zarte Behandlung auch des Unbedeutendsten und Kleinsten, durch die bescheidene und liebevolle Vertiefung in jede zur Erscheinung zu bringende Seelenstimmung, oft auch durch allerlei altertümliche, aber doch sinnige Symbolik fesseln uns noch heute das aus vielen Tafeln bestehende Altarwerk des älteren Bruders, welches für die Kirche des heiligen Bavo in Gent bestimmt war (jetzt größtenteils in Berlin befindlich), und mehrere Altarbilder oder ganze Flügelaltärchen, wie sie sich bis nach London, Dresden, Madrid und Wien verstreut vorfinden. Unter der großen Schar von Schülern, die mehr oder weniger originell die Vorzüge der Gebrüder Eyck sich zu eigen machten, ragen zumeist hervor Roger van der Weyden (gest. 1464 in Brüssel), dessen Bildern man es wenig anmerkt, daß er schon eine Kunstreise nach Italien gemacht hat, und Hans Memling (gest. 1495 in Brügge), dessen Jüngstes Gericht in der Marienkirche zu Danzig, wie der Ursulakasten in Brügge und der Flügelaltar zu Lübeck neben der Großartigkeit und Mannigfaltigkeit der Komposition zugleich von der denkbar peinlichst Treue im Kleinen Zeugnis ablegen. Es erscheint als eine selbstverständliche Folge dieser Eigenart, daß die deutsche Malerei, die den verlockenden Reiz antiker Linienführung und Formengebung nicht kannte, sondern auf das genaueste die Natur beobachtete und nachahmte, vor allem auch die Porträtkunst zur höchsten Vollendung brachte. Die flandrischen Maler.

Die Musik, welche bereits in Italien schüchterne Versuche gemacht hatte, zur Mehrstimmigkeit vorzuschreiten, gewann im 15. Jahrhundert ebenfalls in Flandern durch die sorgfältigste Ausbildung der vielstimmigen Harmonie dauernd ihre eigentliche Heimat. Ist auch der Vater des Kontrapunktes*) zweifellos der Engländer Dunstable, der 1453 in der Nähe von London starb, so gewann doch sein Schüler Dufay (geb. 1400 zu Chimay im Hennegau, gestorben 1474 als Kanonikus in Cambrai) durch seine zahlreichen Messen, Motetten und Chansons, die er am Hofe Philipps des Guten von Musik.

*) Kontrapunkt (punctus contra punctum d. i. Note gegen Note) bedeutet die Erfindung der harmonischen Gegenmelodien zu einer gegebenen Melodie.

Burgund, zeitweise auch in Paris zur Aufführung brachte, einen viel weiteren Ruf. Sein Schüler Okeghem (gest. 1495 in Flandern) wurde der berühmteste Meister des imitierenden kanonartigen Stils und stand den größten Teil seines Lebens als Kapellmeister und Komponist bei Karl VII. und Ludwig XI. von Frankreich in höchsten Ehren. Josquin Deprès, der 1521 als Dompropst in Condé starb, war schon in der Jugend als Kapellsänger in der Sixtina bei Papst Sixtus IV. berühmt und genoß wohl als Kapellsänger Ludwigs XI. in Paris den Unterricht Okeghems, führte aber ein vielfach durch Anekdoten verdunkeltes Wanderleben, das ihn mehrmals nach Italien (sicher nach Ferrara an den Hof der Estes), nach Paris und endlich in die Heimat zurückführte. Unter seinen zahlreichen Messen (32), die durch meisterhaft geschulte Sänger wirkungsvoll zum Vortrag kamen, sind mehrere, in denen er dem verweltlichten Zeitgeschmack huldigend, die frommen lateinischen Worte irgendeiner allgemein beliebten Gassenmelodie unterlegte. So soll er in Rom das Lied „von der roten Nasen" verwendet haben, um die Trunksucht am päpstlichen Hofe zu verspotten.

Durch alle diese Sänger, Tonsetzer und Kapellmeister wurde der Ruf der niederländischen Musik so sehr befestigt, daß man noch im 16. und 17. Jahrhundert in vielen Städten Italiens und selbst an deutschen Höfen den Taktstock nur in der Hand eines Niederländers sehen mochte.

Die Instrumentalmusik, durch die Orgel, Posaunen und Zinken (eine Art Horn) vertreten, diente nur zur Begleitung des Kirchengesanges und trat noch nicht selbständig auf. Die sonstigen Musikinstrumente hatten mit der kunstmäßigen Komposition gar nichts zu thun. Sie hielten sich an die althergebrachten, volkstümlichen, ungebundenen Weisen, dienten zur Belustigung des Volkes, zur Begleitung des Volksgesanges, zum Aufspielen bei Tänzen, feierlichen Umzügen, kriegerischen Ausmärschen und ähnlichen Gelegenheiten. Die Geige, die Vielle (Viola), die Bettelleier (Drehleier) und der Dudelsack waren den fahrenden Musikanten und Bettlern überlassen, die Flöten oder Pfeifen in allen möglichen Größen, die Querpfeifen, Schalmeien, Trompeten und Posaunen wurden von den in den Städten ansässigen, zunftmäßig geordneten „Pfeifern" geblasen, welche, von den Kunstsängern gänzlich geschieden, ihre eignen Noten und Regeln (Tabulatur) befolgten. Dasselbe galt von den „Lautenisten" und „Zitheristen".

* * *

Rückblick. So ist die zweite Hälfte des Mittelalters von dem Auszuge der christlichen Scharen aus dem Abendlande der religiösen und feudalen Knechtschaft in das „gelobte" Morgenland des Alten und des Neuen Testamentes bis zur Entdeckung der alten und der neuen Welt nur eine Zeit der Aussaat, nicht der Ernte, eine Zeit des Suchens und Hoffens, nicht des Findens und Genießens. Erst zu Ende des 15. Jahrhunderts erweitert sich der Schauplatz der Weltgeschichte nach Westen, Süden und Osten bis in das Unermeßliche, und das vertiefte Interesse des Menschengeschlechts für Wissenschaft und Kunst, für Christentum und Politik führt zur Entdeckung einer neuen Gedankenwelt der Weisheit und der Schönheit, der Wahrheit und der Freiheit. In das Morgenrot dieser neuen Zeit ruft einer der erlauchtesten Ritter und Märtyrer des Humanismus, Ulrich von Hutten, das jubelnde Wort hinein:

„O Jahrhundert, es ist eine Lust in dir zu leben!"

MITTEL-EUROPA
beim Tode
Kaiser Karls IV.
im Jahre 1378
bearbeitet von Carl Wolf.
Maßstab 1: 8.000000
Römisch Deutsches Reichsgebiet
Luxemburgisches
Bayrisches
Österreichisches
Geistliches
Reichsstädtisches
Gebiet
Abkürzungen.
Deutsches Meer
(Nordsee)
Baltisches Meer (Ostsee)
Mittelländisches Meer
Adriatisches Meer
Canal la Manche
Golfe du Lion
KGR. DÄNEMARK
KGR. ENGLAND
KGR. FRANKREICH
KGR. POLEN
KGR. UNGARN
KGR. ARAGONIEN
KGR. NAVARRA
KGR. SIZILIEN
KGR. BOSNIEN
Kgr. Böhmen
Mgr. Mähren
Gross-Polen
Klein-Polen
Masovien
Deutschordens-Gebiet
Schlesien
Kroatien
Slavonien
Hz. Österreich
Hz. Steyermark
Hz. Krain
Hz. Mailand
Kurf. Brandenburg
Hz. Pommern-Wolgast
Hz. Bretagne
Gr. Flandern
Gr. Champagne
Gr. Provence
Savoysche Lande
Republik Venedig
Kirchenstaat
Corsica (zu Genua)
Wien
Paris
London
Prag
Rom
Venedig

D 117 .K34 1900 v.2 IMS
Kaemmel, Otto,
Geschichte des Mittelalters
47089917

...AL INSTITUTE
OF MEDIAEVAL STUDIES
59 QUEEN'S PARK
TORONTO 5, CANADA